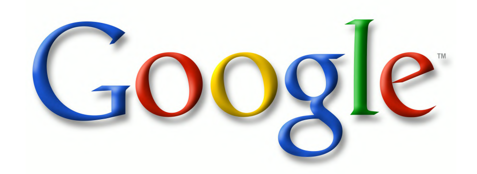


Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

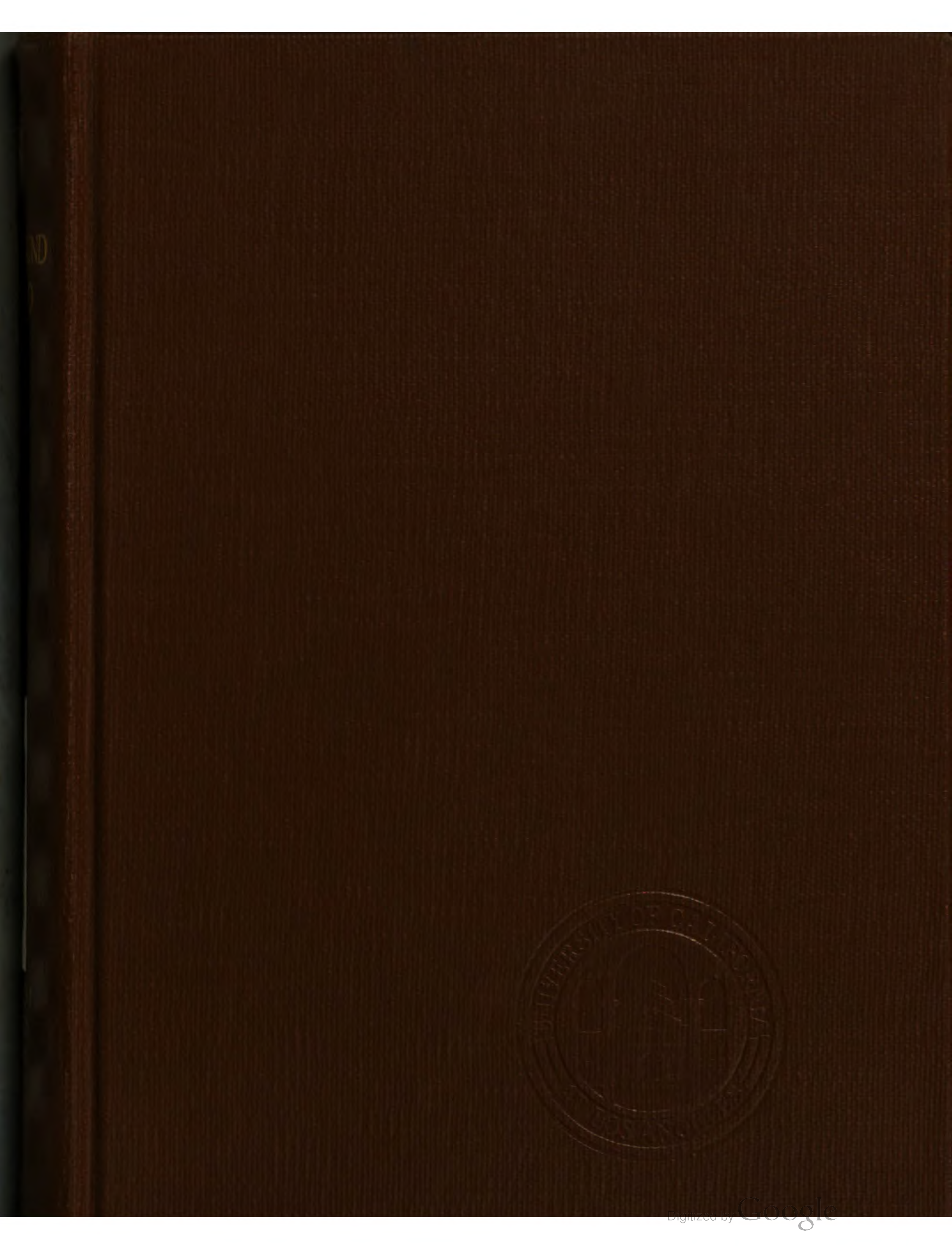
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





THE LIBRARY
OF
THE UNIVERSITY
OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



LERNE LEBEN!

Digitized by Google

Herz und Hand.

[illegible]

[illegible]

Gedichte

von

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]



Digitized by Google

Haus und Herd.

Eine

Illustrirte Monatsschrift für die Familie.

Redigirt

von

H. Liebhart.

Zehnter Jahrgang.

Mit zwölf Titelbildern und vielen Holzschnitten.

Cincinnati, Chicago und St. Louis:
Verlag von Walden und Stowe.
New York: Phillips und Hunt.
1882.

Digitized by Google



Digitized by Google

Inhalt des Zehnten Bandes.

Titelbilder.

Abhandlungen.

Biographien und Lebensbilder.

Erzählungen.

Erbauliches.

494917

Digitized by Google

Geschichts- und Zeitbilder.

Naturwissenschaftliches und Gemeinnütziges.

Skizzen und Reisebilder.

Gedichte.

Musik.

Sonntagschul-Lektionen.

Digitized by Google

Schule und Erziehung.

Aus der Homiletik.

Am Kamin und Im Schatten.

Digitized by Google

Zu Hause.

Chronik der Gegenwart.

Digitized by Google

Holzschnitte.

Digitized by Google



Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. Januar 1882. Erstes Heft.



Lerne leben!

Neujahrsgedanken zum Titelbild.

Glöcklein tönt vom Thale drunten —
Frisch und frei und ohne Sorgen
Geht's im sonnenklaren Morgen
Leichten Sinns zur Schule hin,
Wo des Tages flücht'ge Stunden
Bald in emsig stillem Fleiße,
Bald bei'm Spiel im frohen Kreise
Raschen Flugs vorüber zieh'n.

Goldener Traum der Jugendtage,
Wie entfliehst du pfeilgeschwinde! —
Und der Mann reift aus dem Kinde,
Ernst und ernster wird die Zeit,
Läßt, so tief er's auch beklage,
Ihn, so oft zu seinen Jahren
Tritt ein neues, neu erfahren:
„Näher geht's zur Ewigkeit!"—

Und wenn dann des Lebens Lieder,
Die er laut einst mitgesungen,
Leis verhallt und längst verklungen,
Und mit ihnen Leid und Lust —
Horch! dann tönt das Glöcklein wieder.
Tönt zum Abschied ihm vom Leben,
Mahnt ihn, Rechenschaft zu geben,
Pocht ihm mächtig an die Brust!

Herz! was bleibt dir dann am Ende,
Hast du nicht gelernt bei Zeiten,
Dich für jenen Tag bereiten,
Als der Reue bitt'rer Schmerz?
Auf, und fasse Gottes Hände!
Laß ein jedes Jahr auf Erden
Lehr- und Wanderjahr dir werden,
Das dich leite himmelwärts! —

P. H.

Digitized by Google

Zwei Sonntage in London.

Editor.



Aus dem alten Vaterlande und aus der Schweiz hat der Editor bereits Schilderungen geliefert und wird von dorther noch gar manches in Haus und Herd folgen, denn er ist auf seiner Reise betreff des Sammelns nicht lässig gewesen.

Heute schauen wir uns zur Abweslung ein wenig in der Riesenstadt London um.

I.



Sonntag ist es, und zwar Sonntag in der vollen Bedeutung des Wortes. Kein Laden, kein Geschäft ist offen, Jedermann ruht, u. wenn auch Tausende nicht in die Gottesdienste gehen, so sieht man doch allenthalben die Leute schaarenweise zu den Sonntag-Schulen und Kirchen wallen.

Unsere sogenannten Fortschrittsleute, welche den Sonntag gerne zu einem Spektakeltag verwandeln würden, sagen uns fortwährend, daß sich in einer Großstadt die Sonntagsruhe eben nicht durchführen lasse, Geschäft, Handel, Gewerbe und der Comfort des Volkes erfordere, daß alle Sonntagsgesetze aufgehoben werden, so daß Jedermann nach Belieben schalten und walten könne.

Derlei „Argumente" (?) sind Seifenblasen und nichts anderes. Cincinnati z. B. ist im Verhältniß zu London ein Dorf und New York eine Mittelstadt, dennoch aber wird in London mit seinen vier Millionen Einwohnern und seinem geradezu ungeheuren Geschäft die Sonntagsruhe aufrecht erhalten, und wenn das englische Volk nur will, so werden auch die wenigen Abendstunden, in welchen unter strengen Bedingungen da und dort Wirthshäuser offen sind, sabbathlicher Ruhe gewidmet sein.

Es ist also Sonntag und wir widmen denselben, wie schon längst beabsichtigt, ganz und gar der deutschen wesleyanischen Gemeinde in London. In dem Menschengewühle dieser Metropolis leben nämlich auch wenigstens 70,000 deutsche Londsleute, einige Statistiker sprechen sogar von 100,000! Freilich wohnen diese Deutsche in London sehr zerstreut und sind auch schon recht hübsch „anglisirt," so daß man trotz ihrer bedeutenden Zahl doch nur höchst selten ein deutsches Wort auf den Straßen und Märkten der Weltstadt hört.

Für das geistliche Wohl dieser Tausenden ist nachgerade nicht übermäßig gesorgt; auch bekümmert sich die Masse der Londoner Germanen wohl wenig um ihr Heil, sondern gehört entweder dem Sozialistenbund an, oder hat ohne Vereinsgenossenschaft auf das Banner geschrieben: Laßt uns erwerben und genießen!

Wir finden jedoch einige deutsche Gemeinden und Pastoren in London. Unter denselben auch eine deutsche wesleyanische Gemeinde mit ihrem eifrigen Prediger.

Inmitten eines von Deutschen bewohnten Stadtviertels, findet der Wanderer an der Commercial Road (Handelsstraße) ein hübsches von Backsteinen errichtetes Gebäude, an dessen Inschrift-Stein geschrieben stehet: Deutsche wesleyanische Kirche. Es winkt also mitten im Volksleben Londons ein lieblich deutsches Heim, dessen Anblick uns herzlich wohl thut.

Du trittst ein und findest eine für praktische Zwecke sehr vollkommene Einrichtung: Im ersten Stockwerke — Klassen- und andere Zimmer für Sonntagschul- und Vereinszwecke, nebst einem einfachen, aber hübschen Schulsaal. Selbstverständlich fehlt die nothwendige Einrichtung zum Theekochen nicht, denn in England kann man sich wenigstens keine Vereins-Versammlung denken ohne den Thee, und da der Deutsche sich ja gar gern und sehr schnell in die Landessitte fügt, so singt er auch in London allüberall von Morgens bis Abends das Lied vom „köstlichen Thee."

Der obere Stock des Kirchengebäudes enthält den geräumigen hübsch eingerichteten Predigt-Saal mit Galerien und schöner Kanzel.

Solches ist das kirchliche Heim der Deutschen,

Digitized by Google

etwa 200 Mitglieder zählenden wesleyanischen Gemeinde in London, welche Heimath allen Landsleuten offen steht, und für welche wir nicht umhin können, auch hier ein aus dem Herzen kommendes „Gott sei Dank“ zu sagen.

Der Sonntagmorgen-Gottesdienst wird von zahlreicher Zuhörerschaft — und auch von nicht wenigen Kirchenmitgliedern besucht, und man sieht es der Versammlung auf den ersten Blick an, daß es den Meisten mit dem Dienste des Herrn Ernst, und diese Gemeinde in jeder Beziehung dermaßen herangereift ist, daß man ihr das Prädikat — selbstständig — ertheilen kann. Dr. A. Sulzberger von Frankfurt hält eine gute Predigt und legt den Zuhörern das Evangelium aufs eifrigste an's Herz.

Sonntag Nachmittags wird nicht allein die Sonntagschule, sondern nach derselben auch Jünglings- und Jungfrauenverein in zwei Vereinszimmern gehalten, denn diese deutschen Wesleyaner sind thätige Christen und gehen mit dem Motto durch die Welt: „Wirket so lange es Tag ist.“ Diese Vereine sind Gesellschaften zur Förderung der inneren Mission. Traktatvertheilung, Einladungen zum Gottesdienst, Mithilfe bei der Straßenpredigt, Hausbesuche 2c. 2c, das ist die Arbeit der Vereinsmitglieder. In ihren sonntäglichen Zusammenkünften werden Berichte erstattet, Pläne gemacht, Ermahnung und Ermunterung ertheilt, und zwar in ganz und gar geselliger Weise, wobei natürlich der köstliche Thee nicht fehlen darf, welchen man diesen fleißigen Arbeitern und Arbeiterinnen recht wohl gönnt, zumal derselbe von so geschickter Hand zubereitet wird, daß Niemand ob dem Genuß vom Nervenzittern befallen wird, auch wenn der grausamste Durst zu stillen gewesen wäre.

Nach diesen Vereins-Versammlungen finden wir die Vereinsmitglieder der deutschen Wesleyaner draußen auf den Straßen Londons — aber nicht etwa um durch einen Spaziergang sich von den Vereinsstrapazen zu erholen, sondern wiederum zur Arbeit. Sie gehen entweder von Haus zu Haus und suchen die deutschen Landsleute auf, oder vertheilen Traktate in den deutschen Quartieren, oder besuchen Sonntagschüler, oder betheiligen sich an der Straßenpredigt. Die deutschen Wesleyaner benützen nämlich — den guten Gebrauch ihrer englisch redenden Brüder nachahmend — ihre Lokal-Prediger und Ermahner aufs beste. Dort heißt es nicht — was sollen wir denn mit diesen Beamten anfangen; sie sind ja das fünfte Rad am Wagen! Nein — jede zweckentsprechende Straßenecke wird gleichsam zur Kanzel, jedes Schulhäuschen der Nachbarschaft zum Tempel. Alle sechs Monate wird ein Plan ausgearbeitet, dem zufolge alle Predigtplätze des Bezirkes oder der Station — seien dieselben an den Ecken und Zäunen der Stadt oder in Tempeln — regelmäßig und **abwechselnd** von allen zur Gemeinde gehörenden Predigern, Lokalpredigern und Ermahnern bedient werden.

Die deutschen Wesleyaner Londons predigen weit draußen in den Vorstädten sowohl, als dort drunten an den Straßenecken verworfener Stadtviertel; sie gründen Sonntagschulen, wo sie nur können und setzen mit ihrem eifrigen Pastor — P. Schweikher — ein nachahmungswürdiges Beispiel.

Die Folge solch unermüdlicher Sonntag-Nachmittagsarbeit ist ein sehr zahlreich besuchter Abendgottesdienst, wozu sich gewöhnlich auch viele nicht zur Gemeinde gehörenden Deutschen einstellen. Dies war wenigstens am Sonntag Abend, den 11. September 1881 der Fall, da ich gewürdigt war, einer großen Zuhörerschaar in der wesleyanischen Kirche zu London das Brot des Lebens zu brechen.

Also verfloß der erste in London während der Sitzung der ökumenischen Conferenz verlebte Sonntag. Es war ein Tag reichen Segens und sabbathlicher Arbeit.

Daß diese Gemeinde nicht blos sehr eifrig ist im Dienste Gottes, sondern auch recht liebenswürdig wie gastfrei sein kann, das hat sie, wie bereits in diesen Blättern geschildert, unter anderm auch den deutschen Delegaten der ökumenischen Conferenz bewiesen. Wir verlebten freundliche Tage mit ihr und genossen köstliche Stunden unter dem Dache ihres wackeren Pastors, welcher — sowie seine geistreiche Gattin — den Lesern dieser Zeitschrift durch schriftstellerische Arbeiten bereits bekannt sind.

Auch ich kam nicht als ganz und gar Unbekannter unter diese deutschen auf englischem Boden wohnenden Christen. Warten doch in jener Großstadt jeden Monat fünfzig bis sechszig Subscribenten mit Spannung auf Haus und Herd, und ich hoffe, daß ihre Zahl jährlich zunehme.

Gott mit euch, ihr deutschen Wesleyaner in London! Möge euer kirchliches Heim noch tausenden Landsleuten ein ächtes Asyl werden, und der Weinstock, den Gott eurer Pflege übergeben, viele reife Früchte tragen zum ewigen Leben!

Schlechte Literatur richtet mehr Schaden an, als Unmäßigkeit.

Anton Comstock.

Digitized by Google

Zur Geschichte Bethlehem's.

Frei dargestellt von W. Könecke.



Bethlehem.

Im heiligen Land, sechs Meilen südlich von der heiligen Stadt Jerusalem, auf einem Berge, der 2500 Fuß des Meeres Spiegel überragt, liegt das jetzt weltberühmte Dorf Bethlehem, für den Christen einer der heiligsten Plätze auf Erden. So unscheinbar auch die kleine Ortschaft ist, so hat sie doch eine lange, interessante Geschichte. Dieselbe hebt mit einer rührenden Trauergeschichte an: Ein alter Mann, der Häuptling eines Stammes wandernder Hirten, kam auf seinen Wanderungen bis nahe bei Bethlehem, woselbst ihm sein geliebtes Weib ihren zweiten Sohn gebar. Nach der Geburt hatte sie nur noch Zeit, dem Geborenen einen Namen, ihren Erfahrungen entsprechend — Benoni, d. h. Sohn meiner Schmerzen, — zu geben, worauf die liebe schöne Rachel verschied und der arme Jacob in groß Leid versetzt wurde. Sieben Jahre hatte er treu dem Vater dieses Weibes gedient. Nach Jacobs eigener Aussage war dieser Dienst ein schwerer; „des Tages verschmachtete ich vor Hitze und des Nachts vor Frost, und kam kein Schlaf in meine Augen," sagte er. Und doch war seine Liebe so groß, daß die Zeit ihm „däuchte, als wären es einzelne Tage."

Wie gut ist es doch, daß die Liebe keine Bürden kennt! Das Ende dieser Geschichte lautet: „Also starb Rachel und ward begraben an dem Wege gen Ephrath, die nun Bethlehem heißt; und Jakob richtete ein Mal auf über ihrem Grabe, dasselbe ist das Grabmal Rachels bis auf diesen Tag."

Dieses Grabmal ist nun freilich schon längst verschwunden, aber man hat an dem Orte ein Prachtgrab errichtet, welches von Juden, Christen und Muhamedanern in Ehren gehalten wird. Der englische Reisende Robinson beschreibt es als ein kleines, viereckiges, mit einem Dom bedecktes Gebäude.

Auch in der Geschichte der Ansiedelung der Israeliten im verheißenen Lande hat Bethlehem einen Platz. Es fiel in der Vertheilung des Landes dem Salmon, Fürst in Juda, zu, welcher der Vater oder das Haupt Bethlehems genannt ward. Er war aller Wahrscheinlichkeit nach ein Urenkel des Hur, der mit Aaron auf dem Berge Moses Arme im Gebet stützte, als Israel mit Amalek kämpfte. Er ehelichte später die Rahab von Jericho, welche die israelitischen Kundschafter aufnahm und sich zu dem Dienst Jehovas bekehrt hatte. Obwohl die Israeliten von Kanaan Besitz genommen hatten, so war es ihnen doch nicht gelungen, das Land von den früheren Bewohnern gänzlich zu säubern. Viele derselben blieben im Lande, und zwar nicht blos einzeln, sondern sogar in Niederlassungen, in denen ihre Gebräuche und Götzendienste erhalten

Digitized by Google

wurden. Durch diese wurden die Israeliten zu verbotenen Verbindungen verleitet und sogar zum Götzendienst verführt. Züchtigungen verschiedener Art folgten auf den Ungehorsam, so z. B. auch die große Theuerung, welche viele Bürger veranlaßte, zu den Nachbarländern ihre Zuflucht zu nehmen. Der Bethlehemit Elimelech mit Weib und zwei Söhnen suchte Hilfe in Moab. Daselbst starb er mit sammt seinen zwei Söhnen, die von ihren kinderlosen Wittwen und der Mutter betrauert wurden.

Volk ist mein Volk, und dein Gott mein Gott, und wo du stirbst, da sterbe ich auch und will da begraben werden." So wird sie aus freier Wahl eine Israelitin, und diese beiden im Herzen und Glauben einige Frauen finden nach einer längeren Reise sich endlich in Bethlehem ein.

Es war gerade um die Gerstenernte. Durch ihre Noth veranlaßt, bat die Ruth ihre Schwiegermutter um Erlaubniß, nach Landessitte in den Erntefeldern Aehren zu lesen, und die Vor-



Ruth, die Aehrenleserin.

Naomi, die Wittwe des Elimelech, vernahm, daß der Herr die Züchtigung seines Volkes gemäßigt, und Brod im Lande der Väter sei. Sie entschloß sich daher, ihr Leben bei den Ihrigen zu beschließen, nahm liebevollen Abschied von ihren moabitischen Schwiegertöchtern und rieth ihnen, zum elterlichen Herd zurückzukehren. Die Eine nahm den Rath an, die Andere aber wollte lieber das Loos der Schwiegermutter theilen, indem sie ihr Vorhaben in die schönen Worte kleidete: „Wo du hingehest, gehe ich auch, wo du bist, bleibe ich auch; dein

sehung lenkte es also, daß sie auf das Feld eines reichen Bethlehemiten, Namens Boas, kam, welcher ein Verwandter ihres verstorbenen Schwiegervaters Elimelech war. Während Ruth sammelte, kam Boas, um seine Schnitter zu besuchen. Er erblickte die fremde Aehrenleserin und lernte durch Nachfragen ihre Geschichte kennen, ward ihr durch diese Geschichte gewogen und befahl, sie zu begünstigen. Dann wandte er sich zu ihr und lobte ihre That, — besonders daß sie „zu dem Herrn, dem Gotte Israels sich gewandt," daß sie „unter seinen Flügeln Zuver-

Digitized by Google

sicht hätte." — Gott der Herr hielt seine Hand über beiden, und führte sie als Mann und Weib zusammen, so daß die Aeltesten im Thor sprachen: „Wir sind Zeugen. Der Herr mache das Weib, das in dein Haus kommt, wie Rahel und Lea, die beide das Haus Israels gebaut haben; und wachse sehr in Ephratha und werdet berühmt in Bethlehem." Berühmt sind sie auch auch geworden, denn Boas und Ruth wurden die Urgroßeltern des David, Israels größtem König und herrlichstem Sänger, von welchem auch Christus abstammt nach dem Fleisch und „Davids Sohn" genannt worden ist.

Ungefähr anno 1063 vor Christo, da König Saul durch seinen Abfall von Gott sich untauglich erwiesen, bekam Samuel, der Prophet, den Befehl vom Herrn, nach Bethlehem zu gehen und ein Opferfest bei Jesse, dem Haupt oder Vater des bethlehemitischen Stammes, zu feiern und den zukünftigen König Israels zu salben. Dieses that er ungern, denn er wußte, daß die Salbung die Entsetzung des Königs Saul, den er trotz seiner Versündigung sehr liebte, bedeute. Da aber der Auftrag nicht widerrufen wurde, mußte er den Befehl ausführen. Als das Fest bereitet war, erschienen sieben Söhne Jesse's vor dem Samuel, aber zu seinem Erstaunen erhielt er keine Andeutung, einen derselben zu salben. Verlegen frägt er den Vater: „Sind das die Knaben alle?" Als er erfuhr, daß noch ein Jüngling vorhanden sei, verlangt er nach demselben, und als dieser erscheint, heißt es sogleich in seinem Innern: „Auf und salbe ihn, er ist's," und Samuel nahm sein Füllhorn und salbete ihn. Die heilige Schrift sagt: „Der Geist des Herrn ruhete auf David von dem Tage an."



David und seine Heerde.

In einer kleinen Entfernung südlich von Bethlehem liegt ein schönes Thal, wo David ohne allen Zweifel oft die Heerden seines Vaters geweidet. Ein Theil desselben wird heute noch „Hirtenfeld" genannt, und die Ueberlieferung bezeichnet dasselbe als den Ort, wo Bethlehems Hirten ihre Heerden des Nachts hüteten, als der Engel des Herrn die Geburt des Heilandes ankündigte. Weiter südlich hatte Salomo, der Sohn und Nachfolger Davids, seine Lustplätze, Obstgärten und Teiche angelegt. Am südlichen Ende dieses Thales findet man noch die in Verfall gerathenen Teiche, welche als „Salomo's Teiche" dem Reisenden gezeigt werden. Hier in

Digitized by Google

diesen Thälern und auf den umliegenden Bergen hat David in seinem Hirtenleben sich die Gewandtheit, körperliche Stärke und den Muth geholt, welche ihn besonders kennzeichneten.

Wir lassen hier einige aus vielen Begebenheiten in dem Leben des David bei Bethlehem folgen.

Einige Jahre nach seiner Salbung als König, ehe er zum vollen Mannesalter heran gereift war, fielen die Philister in Juda ein, und zwar mit einer bedeutenden Macht, um die Israeliten zu unterwerfen. Sie versammelten sich in einem der größern Thäler westlich von Bethlehem und boten den zagenden Israeliten den Kampf. Sie forderten besonders zu einem Zweikampf mit ihrem Riesen Goliath auf. Ich brauche die Geschichte mit ihrem Ausgange nicht niederzuschreiben, da Alle den Muth und den Sieg des Hirtenknaben mit den Schleudersteinen kennen. David hatte sich die Ungnade des Königs Saul zugezogen und mußte fliehen, um sein Leben zu retten. Er hielt sich mit bewaffneten Anhängern östlich von Bethlehem in der Höhle Adullam auf. Eines Tages, da er vor Hitze schmachtet, denkt er an das frische Wasser bei Bethlehems Thor und rief: „O, daß Jemand mir Wasser zu trinken gäbe aus dem Brunnen bei Bethlehem, welches ist am Thor!" Bethlehem war zu dieser Zeit in den Händen der Philister. Doch machten sich sogleich drei seiner Treuen auf, nahmen ein Gefäß, schlugen sich durch die Posten der Philister, schöpften und brachten ihrem Anführer David das ersehnte Wasser. Als er aber das Gefäß mit Wasser hielt, gedachte er der Lebensgefahr, welche als Preis gezahlt war, erachtete das Wasser als zu werthvoll für gewöhnlichen Gebrauch und goß es aus dem Herrn ein Trankopfer.

Bethlehem ist aber vor allem berühmt als der Geburtsort unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi. Die Propheten hatten den Ort Jahrhunderte zuvor bezeichnet als den Platz, da der Messias erscheinen solle, so daß die Schriftgelehrten den König Herodes und die Weisen aus dem Morgenlande nach Bethlehem weisen konnten, daselbst den neugeborenen König zu suchen.

Und es ist wahr geworden: „Und du Bethlehem Ephrata bist mit nichten die kleinste unter den Fürsten Judas; denn aus dir soll mir kommen der Herzog, der über mein Volk Israel ein Herr sei."



Zu Winters Anfang.

Von Johannes Trojan.

—0—

Nun ist der erste Schnee gefallen
Und deckt des Gartens Blumen zu.
Wann wieder wird der Ruf erschallen:
Erwacht! Erhebt euch aus der Ruh!?

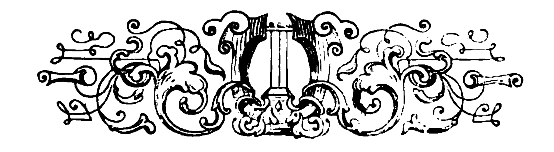
Ach, nun wie lang' unholden Mächten
Gehört die Welt, die einst so schön!
Wem bangt nicht vor den langen Nächten,
Wenn um das Haus die Stürme gehn!

O gieb uns, Gott, freundliche Helle,
Die uns in Winters Graun beglückt,
Bis daß der Schnee geht von der Schwelle,
Der Schlehbusch draußen neu sich schmückt.

Erhalt' die Gluth auf unserm Herde,
Erhalt' auf unserm Tisch das Brod!
Gieb, daß von uns gegeben werde,
Wenn an die Thüre kommt die Noth.

Gieb uns, daß Friede bei uns wohne,
Daß Freude kehre bei uns ein,
Daß Feuer unser Haus verschone,
Krankheit und Sorge, Angst und Pein;

Daß unversehrt das Dach geblieben,
Wenn wieder Schwalben drunter baun —
Und daß wir all, die wir uns lieben,
Im Lenz die Veilchen wieder schaun!



Digitized by Google



In der Frauen-Heimath.

Digitized by Google

In der Frauen-Heimath.

In den Asylen für alte Frauen zu New York, Philadelphia, Baltimore, Cincinnati u. s. w. wird auch Christtag gefeiert.

Diese und noch andere Städte unseres Landes besitzen nämlich Gott sei Dank Zufluchtsstätten für alte Frauen und Männer, welche keine eigene Heimath haben.

Kommt nun das liebe Weihnachtsfest, so wird auch in den meisten dieser Häuser ein Christbaum geschmückt und den alten Mütterchen wird von den Jüngeren die Bescheerung bereitet.

Wie sie so seelenvergnügt sind, diese ehrwürdigen Matronen; man weiß kaum, wer freudiger aussieht — sie oder die Kinder, welche die schönen Geschenke herbeischleppen!

O, du seliges Wohlthun! O, du fröhliche Kindheitszeit, da man noch giebt, ohne wieder zu verlangen, nur giebt, weils eben so große Freude macht. O, du liebliches, herrliches Alter, wenn es so beschienen wird vom Weihnachtslicht, daß der Schein tief ins Herz hinein fällt und weit hinauf leuchtet ins Vaterhaus.

H. L.



I.

Vor Jahren fuhr ich einmal am Weihnachtsabend auf der Nord-Westbahn nach London. Man pflegt Leute reiferen Alters zu beklagen, die in solcher Festzeit sich unterwegs befinden, statt im eigenen Hause sich von lachenden Kindergesichtern umringt zu sehen; ich selbst kam mir gar nicht bedauernswerth vor. Gings doch der Heimath, dem herzlichen Willkomm meines trauten Weibes entgegen! Kindergesichter freilich erwarteten mich nicht, da ich aber nichts der Art kannte, vermißte ichs auch weiter nicht und war vollkommen befriedigt beim Gedanken an das liebestrahlende Antlitz deren, die nun seit einem Vierteljahrhundert meine treue Gefährtin gewesen, und wenn auch nicht schöner geworden, mir doch heute zehn Mal theurer war als an dem Tage, da ich sie zuerst erblickt. Der Kampf des Lebens war für mich oft hart gewesen, und manchmal wär' ich wohl unterlegen, wäre sie mir nicht zur Seite gestanden; denn ein gutes Weib ist dem Manne, was die Militärmusik dem Soldaten, mit dem Unterschiede nur, daß die ermunternde Stimme der ersteren bald sanft, bald laut während des ganzen Kampfes fortklingt, bis sie im Tode verstummt oder das Auge des Streiters sich für dieses Leben schließt. Ja, rechte Frauen sind auch das Sanitätscorps, das mit zarter Hand

Digitized by Google

unsere Wunden verbindet, und die Feldprediger, die unsre Schwachheiten zu benützen wissen, um uns zum Himmel zu leiten, den wir in all dem Rauch und Dampf und Getümmel aus den Augen verloren haben. Gott lohn' es ihnen! So sprach ich bei mir selbst, indem der Eilzug durch den fallenden Schnee hinbrauste, der Alles in blendendes Weiß hüllte, als wollte er die Erde mit einem Brautgewand für den Himmel schmücken. Als der Tag sich neigte und die Sonnenstrahlen erloschen, verwandelte das Brautkleid sich in ein Leichentuch, bei dessen Anblick mir graute. „Was würde das Leben für mich sein," mußte ich denken, „wenn meine Sonne erlösche und mich allein zurückließe, ohne daß mir auch nur der Trost des Wiederscheines bliebe, den der Wittwer in den Augen seiner Kinder zu sehen glaubt?" Ich bin kein Sentimentalist, sondern ein nüchterner Geschäftsmann, der sich mit allem Recht etwas auf seinen praktischen Sinn zu gut thut; welchem vernünftigen Menschen in reiferen Jahren käme aber nicht dann und wann ein solcher Gedanke?

Ein tüchtiger Stoß, mit dem der Zug jetzt am Bahnhof hielt, rüttelte mich aus meiner Träumerei auf. Die lange Reihe der Waggons überschauend, fragte ich mich unwillkührlich, ob für alle diese Passagiere wohl auch Droschken genug da seien? Ich hatte nicht viel Gepäck, aber eine Schachtel, in der sich das Christgeschenk meiner Nelly befand, lag mir sehr am Herzen. So ging ich gleich an den Gepäckwagen, darnach zu sehen. „Wahrhaftig das letzte Stück," lag mir schon auf der Zunge, als sich Kisten und Koffer und Hutschachteln auf den Boden ergossen und wieder und wieder das „Achtung" der mit ihrem Karren abrasselnden Packträger mir zum Bewußtsein brachte, daß die Sorge um Leib und Leben noch höher steht, als die um Hab und Gut. Noch ahnte ich nicht die ganze Tücke des Schicksals. Erst als mir endlich der ganz entleerte Wagen entgegengähnte, wurde mirs klar: Die Schachtel war gar nicht da!

Voll Bitterkeit und mit dem Vorsatz, wegen des verlorenen Gepäcks Klage zu erheben, wandte ich mich um und hätte dabei fast ein kleines Mädchen umgeworfen, das, als ich es gewahrte, seine thränenfeuchten, blauen Augen so flehend zu mir erhob, daß es das Herz eines Herodes hätte erweichen können.

„Was ists, mein Kind?" fragte ich sie, mein Ohr zu ihrem rosigen Mäulchen niederbeugend.

„Gibbins!" sagte sie, ihr Händchen auf meinen Arm legend.

„Was soll ich dir geben, Herzchen?" Es war klar, daß sie kein Bettelkind war. Sie war gut und warm gekleidet, wie es für die schneeige Nacht paßte, und hatte einen kleinen Muff am Halse hängen, in den sie ihre Händchen wieder steckte, sobald sie sah, daß sie meine Aufmerksamkeit erregt hatte.

„Bist du Gibbins?" sagte sie, mich ängstlich von Kopf bis zu Fuß messend, als müßte sie irgend ein besonderes Kennzeichen an mir finden.

„Nein, der bin ich nicht, mein Liebchen," sagte ich. Wie hätte ich dem holden fünfjährigen Geschöpfchen zürnen können, wenn mirs auch nicht gerade schmeichelte, für einen Gibbins gehalten zu werden.

„Wo kann denn aber Gibbins sein, wenn du's nicht bist?" fuhr die Kleine fort; „der Sandmann ist schon so lang in meinen Augen gewesen."

Das arme Ding war offenbar sehr schläfrig und müde. Die Passagiere hatten sich jetzt alle zerstreut, und außer dem Dienstpersonal, der Kleinen und mir und einem einzigen Droschkenkutscher war Niemand mehr um den Weg. Letzterer gab durch das Knallen seiner Peitsche zu verstehen, daß er warte, bis es mir gefällig sei und jeden weiteren Verzug in Rechnung bringen werde. Mich aber beschlich ein Gefühl, als hätte ich an dem armen Kinde eine Art Unrecht begangen, daß ich nicht der erwartete Gibbins war, und als habe sie deßhalb ein gewisses Recht an mich. Vergeblich rief ich alle Erfahrungen meiner langen kaufmännischen Laufbahn zu Hilfe, um mich in dem Grundsatz der Nicht-Intervention zu bestärken; das äußerste, was sie über mich vermochten, war, einen Versuch zu machen, die Verantwortlichkeit auf andere Schultern zu legen und mich an den Bahnhof-Inspektor zu wenden.

Während ich auf die Thüre zuschritt, über der in großen Buchstaben „Zimmer des Inspektors" geschrieben stand, legte meine kleine Freundin ihr Händchen wieder auf meinen Arm, als wollte sie mir sagen: „Wenn du nicht Gibbins bist, bist du statt seiner da und alles Weitere ist deine, nicht meine Sache." Es war unmöglich, der Zuversicht, die in dem sanften Druck dieses Händchens lag, zu widerstehen.

„Herr Inspektor," sagte ich, als ich den Gesuchten gefunden hatte, „wie kommt die Kleine da so ganz allein hieher?"

Er nahm seine Mütze ab — nicht mir zu Ehren, wie ich merkte — sondern um sie meiner kleinen Begleiterin, die sich mit dem goldenen Band dran in den letzten Stunden scheints die Zeit verkürzt hatte, zum Spielen zu geben. „Wir Alle meinten, Sie seien endlich der erwartete Gibbins."

„Nichts der Art," entgegnete ich etwas mürrisch. „Nie in meinem Leben hab' ich das Ding da gesehen."

Durch meinen barschen Ton erschreckt, sah mich die Kleine so erstaunt an, daß ich mich vor

mir selber schämte, und der Inspektor fuhr fort. „Das thut mir wirklich leid, denn sie scheint keinen andern Beschützer zu haben. Den halben Tag hat sie jetzt in dem Wartsaal dort zugebracht, und so oft ein Zug ankommt, trodelt sie heraus und fragt nach Gibbins. Es ist eine Schmach, ein solches Kind am Weihnachts-Abend auf eine so große Station zu schicken, wie diese, ohne daß Jemand es abholt."

„Wie heißt sie?" flüsterte ich dem Inspektor zu.

„Fragen Sie sie lieber selbst."

Ich ging auf das verlorene Schäflein los, und richtete an es die erste Katechismusfrage. „Wer bist du?" „Ich bin Osa," sagte sie ganz erstaunt, daß ich eine so klare Sache nicht schon wisse.

„Rosa will sie sagen," berichtete der Inspektor. „Kinder können das R nie aussprechen; ich sehe Ihnen an, daß Sie selbst keine haben."

Für ein paar Stunden hatte ich einmal eines gehabt, und das war der Hauptgrund, warum ich nicht alsbald bereit war, der Heimathlosen mein Haus zu öffnen.

Einige Jahre zuvor nämlich war mir nur, wenige Straßen von meiner Wohnung entfernt eine indische Aja (Kindsfrau) begegnet, das fetteste Kind auf den Arm, das vielleicht je der englische Boden trug. Sie hatte sich verirrt, verstand ein wenig Englisch, konnte es aber nicht sprechen und sagte mir, ihr Herr heiße Jone, vermuthlich die bengalische Aussprache von Jones. Ueber seine Wohnung wußte sie mir nichts zu sagen, als daß sie gegen Sonnenuntergang liege — für eine Stadt wie London eine etwas vage Bezeichnung. — Sie trug ein weißes Kleid, das grell abstach von ihrem dunkelbraunen Gesicht, einen Nasenring, von mehr Glanz als Werth, und mit bunten Stickereien bedeckte, an den Zehen aufgestülpte Pantoffeln. Für einen Geschäftsmann wie ich war es eine widerwärtige Sache, gerade Abends, wo ich Aussicht hatte, allen meinen Bekannten zu begegnen, in solcher Begleitung durch die Straßen zu gehen, doch konnt' ich das arme Geschöpf mit dem ungeheuern Kinde auf den Arm nicht die ganze Nacht herumirren lassen. Sie war offenbar schon jetzt sehr müde, wenn auch nicht hungrig, denn die Leute hatten ihr Brödchen in Menge gegeben, und eine Frau sie mit einer Flasche Ingwerbier beinahe ums Leben gebracht. Kurz und gut, ich fühlte mich verpflichtet, sie mit nach Hause zu nehmen, und that es, gefolgt von etwa 40 lärmenden Gassenbuben und einem Polizeidiener, den der Fall interessirte.

Aus dem von meiner Frau angestellten Verhör ergab sich, daß die Aja Morgens mit dem Kleinen spazieren gegangen und seither wahrscheinlich immer im Kreise herumgelaufen war.

„Dieser Jones muß aber auch der größte Esel von der Welt sein, eine Kindsfrau, die nicht Englisch kann, mit dem Kleinen auf einen Spaziergang zu schicken," sagte ich.

„Vielleicht wollte er Beide los werden," bemerkte scharfsinnig meine Frau.

Jetzt erst fiel mir aufs Herz, was für eine Last ich mir möglicher Weise aufgeladen hatte. Wäre es doch schon schlimm genug gewesen, für Lebenszeit ein fremdes Kind auf den Hals zu bekommen, aber dazu gar noch eine schwarze Aja mit Nasenring und aufgestülpten Pantoffeln! Möglich wae's ja immerhin, daß wir unbewußt einen Engel beherbergten, ihre ganze Erscheinung sah aber nicht darnach aus. „Ja" und „Nein" und „Jones," waren die einzigen Worte, die in den zwölf Stunden, welche sie unter unsrem Dache weilte, über ihre Lippen kamen, während der fette Kleine seinen Mund nur öffnete, um gierig zu verschlingen, was man ihm zum Essen gab.

Am andern Morgen nach dem Frühstück kam Jones, den die Polizei von dem Obdach benachrichtigt hatte, das sein Sprößling gefunden. Er schimpfte auf Hindustani über die Aja hinein, packte das Kind an den Ohren, weil es über seiner Heftigkeit erschrack, und dankte dann meiner Frau — ich selbst war nicht zu Hause — für ihre „unüberlegte Gastfreundschaft." „Ich bin überzeugt, daß Ihr Mann es gut gemeint hat," gestand er gnädigst zu, „aber ich hätte viel weniger Mühe gehabt, wenn er die Sache der Polizei überlassen hätte."

Die Erinnerung an dieses Fiasko machte mich diesmal noch vorsichtiger, als ichs sonst gewesen wäre, mich zu Rosas zeitweiligem Beschützer zu erbieten.

„Du hast mir deinen eigenen Namen gesagt; sag mir jetzt auch den deines Vaters," fragte ich die Kleine:

Sie schüttelte ihr Köpfchen, bis die goldenen Locken ihr liebliches Gesichtchen einen Augenblick ganz bedeckten.

„Und wie heißt deine Mama?"

„Ich habe keine Mama," sagte sie ganz ruhig, den Riemen an des Inspektors Kappe auf- und zuknöpfend.

„Wo bist du zu Hause, Rosa?" fuhr ich fort.

„Zu Hause?" Auch dieses Wort schien keinen Sinn für sie zu haben, und doch bezeugte ihr Anzug und ihr zutrauliches Wesen, daß sie ein Gegenstand treuer Pflege gewesen war.

„Bist du vielleicht in einer Schule, mein Herzchen?"

Hier leuchtete ihr Gesichtchen auf, daß ich endlich das Rechte getroffen. „Ja," antwortete sie vergnügt. Auf meine weitere Frage aber,

Digitized by Google

wo ihre Schule sei, neues Schweigen. Sie wußte so wenig, woher sie kam und wohin sie ging, als wäre sie aus den Wolken gefallen.

Woher sie kam, war bis auf einen gewissen Grad allerdings aus ihrer Karte und der Nummer ihres mitgebrachten Koffers zu sehen, der aber keinerlei Adresse hatte.

„Was ist denn mit der Kleinen anzufangen, Herr Inspektor?"

„Die Person, welche die Wartsäle hat, muß heute Nacht sich um sie annehmen. Ich würde sie mit mir nehmen, wenn ich nicht selbst das Haus voll Kinder hätte. Allen Damen im Wartsaal fiel die Kleine auf, und sie gaben ihr Kuchen und Zuckerwerk; aber sie mit nach Hause nehmen — das ist was anderes. Es giebt so wenig Frauen und noch weniger Mütter, die so was thun mögen."

„Nun, dann ist's an mir," sagte ich. „Ich will sie meiner Frau als ein Christkindchen nach Hause bringen. Ich denke, Herr Gibbins wird spätestens morgen früh auftauchen."

„Recht so. Und im schlimmsten Fall schicken Sie sie in's Arbeitshaus. Armes, unschuldiges Geschöpfchen!" und damit küßte er sie. Ich gab ihm fünf Schilling mit der Bitte, mir baldmöglichst Kunde von Gibbins zukommen zu lassen, und rief die Droschke.

„Lieb Röschen," sagte ich, „ich werde dich mit nach Hause nehmen, du brauchst dein Nachtessen und dein Bettchen."

„Aber Ota muß auch mit."

„Gewiß, Röschen." Ich dachte mir, Ota sei eine Puppe, die sie im Wartsaal gelassen, und begleitete sie dorthin, während man ihren Koffer auf die Droschke brachte.

Als wir eintraten, ging die Aufseherin mit einem großen Bündel in den Armen drin auf und ab.

„So, kleines Fräulein," sagte sie, „hast du deinen Freund endlich gefunden?" Und zu mir gewendet: „Sie haben uns die Zeit lange gemacht, mein Herr. Den kleinen Burschen da den ganzen Nachmittag zu hüten, war kein geringes Stück Arbeit. Er ist zwar ein Wunderkind für sein Alter, aber er ist hundmüde und hätte schon vor Stunden in's Bett gehört."

„Was für ein Kind ist denn das?" fragte ich, von einer dunklen Ahnung ergriffen.

„Mein Brüderlein Ota," erklärte die Kleine. „Ezt, Ota, tomm, die Tutsche watet."

Nur wer unerwartet mit Zwillingen beschenkt worden ist, kann ein wenig nachfühlen, wie mir's in diesem Augenblicke zu Muthe war. Aber was konnt' ich andres thun, als die Gabe annehmen?

Das Wort „Tutsche" berührte wie ein Zauberwort das Ohr des Kleinen. Sobald er's vernahm, streckte er mir seine Aermchen entgegen und schlug mit den Füßchen aus, wie einer, der sich im Schwimmenlernen versucht. Es war ein schrecklicher Augenblick, denn noch nie in meinem Leben hatte ich mit einem so zerbrechlichen und wuseligen Artikel zu thun gehabt. So wie mir damals, mag's etwa einem angehenden Stubenmädchen um's Herz sein, das zum ersten Mal einen Service von feinem chinesischem Porzellan spülen soll. Mir schien, als könnte ich durch die bloße Berührung meiner Finger die vollen, weichen Gliedchen verletzen.

Oskar war wie sein etwa ein Jahr älteres Schwesterchen ein blendend weißes Kind, nur hatte er statt ihrer dunkelblauen Augen lichtbraune, mit denen er so ernst dreinsehen konnte, als wäre er mit der Lösung des tiefsten philosophischen Problems beschäftigt, oder als lasteten schon die Sorgen eines ganzen Königreichs auf ihm. Dazwischen hinein konnte er voll der ausgelassensten Lustigkeit sein; aber immer nahm er bald wieder seine würdevolle Denkermiene an, als müßte er sich besinnen, ob solche Jodeleien auch gerechtfertigt seien.

Als er das „Hotto" erblickte, bäumte er sich mit solchem Jubel in meinen Armen, daß wir um's Haar miteinander rückwärts zu Boden gefallen wären. Doch brachte ich ihn glücklich in die Droschke und setzte ihn neben sein Schwesterchen auf den Rücksitz, wo ich Beide im Auge haben konnte. Kaum zog indeß das Pferd an, so fielen die Kleinen vorwärts und schlugen mir das offene Portemonnaie, woraus ich eben noch die Wartsaal-Aufseherin bezahlt hatte, aus der Hand, so daß sich sein ganzer Inhalt auf den durchlöcherten Droschenboden ergoß. Den ganzen Verlust, der mir daraus erwuchs, mocht' ich mir nie recht klar machen; manch' Stücklein Silber und Gold ist sicher auf die beschneite Straße gefallen, aber da das Leben doch mehr werth ist als der Mammon, war meine Aufmerksamkeit jetzt einzig auf meine kleinen Mitpassagiere gerichtet, die ich für den Rest des Weges auf meine Kniee setzte und fest mit den Armen umschlang. Bald waren Beide im seligen Land der Träume, aus dem ich um keinen Preis sie durch die leiseste Bewegung hätte aufwecken mögen.

Ich selbst aber überließ mich jetzt auch meinen Träumereien. Ueber den Empfang, den die Kleinen bei meiner Nelly fänden, hatte ich nicht die geringste Sorge; in Betreff meiner eigenen Person aber plagten mich einige Zweifel, denn die Aja-Geschichte, so alt sie auch war, spukte immer noch ein wenig im Kopfe. Wäre Nelly an meiner Stelle gewesen, so hätte sie gerade so gehandelt wie ich, das wußt' ich sicher, und ich hätte mit ihr gehadert über ihre unbesonnene Gefühligkeit. Es ist so was ganz andres, selbst eine Liebesthat zu vollbringen, oder nur die

Digitized by Google

Unannehmlichkeiten zu übernehmen, die aus einer von Anderen vollbrachten für uns entspringen.

Das Stubenmädchen war stumm vor Erstaunen, als sie ihren Herrn mit so unerwarteten Gästen in's Haus treten sah.

„Bist du's, Georg?" rief die fröhliche Stimme meiner Nelly die Treppe herab.

„Ich weiß selbst nicht, mein Herz," antwortete ich, denn ich war wirklich zweifelhaft geworden, wer ich eigentlich sei; „komm lieber herunter und sieh selbst."

„Du lieber, alter Schelm! Nicht wahr, um das Christgeschenk zu bewundern, von dem du mir geschrieben hast?"

„Nein," sagte ich, „das ist verloren gegangen" (ich hatte die Schachtel ganz vergessen), „aber ich bring' dir zwei andere dafür."

„Du lieber, guter, köstlicher Mann ..... Aber, meiner Treu! was für Kinder hast du denn da?"

„Gibbins."

Diese Antwort genügte, denn schon hatten Osa und Ota ihre großen Augen aufgeschlagen und durch das unerwartete Feuer ihrer Batterien jeden Widerstand gebrochen. Verwundert schaute Nelly vom Einen zum Andern, als Ota, nachdem er seinerseits sie prüfend gemessen, anhub: „Mam, Mam."

„Er hält mich wahrhaftig für seine Mutter!" rief Nelly, ihn voll Freude auf die Arme nehmend. „Und bist du seine Schwester, mein Herzchen?"

„Ja. Ich und Ota sind Westa und Buda," sagte Rosa.

„Aber wo in aller Welt sind ihre Eltern? Wo hast du sie denn gefunden und warum sie hergebracht?"

„Sie kamen auf der Station an und wurden nicht abgeholt, und da im Wartsaal keine Einrichtung zum Schlafen war und es der Weihnachtsabend ist, wo man der Kindlein besonders gedenken soll —"

„Hannchen," unterbrach mich meine Frau, „bring so schnell du kannst Kuchen und Thee, und sag Elisabeth, das Gastzimmer herzurichten. Am besten schläft sie auch bei den Kleinen; sie sind zu jung, um allein zu sein; es wird ja doch nur für eine Nacht sein."

„Gewiß," sagte ich ganz erleichtert. „Gibbins wird sicher morgen früh seine Erscheinung machen, wie damals Jones."

Ich wollte damit nur mein Vertrauen aussprechen, daß die Kinder abgeholt würden, was mir im Stillen gar keine so ausgemachte Sache war; mit der Erwähnung des bengalischen Jones hatte ich es aber schlecht getroffen.

„Was wir auch thun mögen, werden wir freilich keinen Dank davon haben," sagte Nelly verstimmt, indem sie mit zarter Sorgfalt Rosa aus ihren vielfachen Umhüllungen losschälte. „Mich ärgern die Elenden, die ihre Kinder allein und unbeschützt in der Häuserwüste von London lassen."

Waren die Kinder schon in ihren Pelzen und Mäntelchen lieblich gewesen, so waren sie's noch ungleich mehr in ihren Unterkleidern. Rosa kletterte behende auf den Stuhl, der für sie am Theetisch stand, doch nicht bevor sie das plumpere Brüderlein, das sie sichtbar noch als ihren Pflegling betrachtete, an seinen Platz gesetzt hatte. Schnitt meine Frau ihr ein Stückchen Kuchen ab, so schob sie es ihrem Ota hin und brach es ihm in kleine Bröcklein, wie man die Vöglein zu füttern pflegt. Und während sie so für seine leiblichen Bedürfnisse sorgte, war sie nicht minder geschäftig für seine Erziehung.

„Wie sagt Ota, wenn man ihm Tuchen dibt?" fragte sie.

Er starrte sie in stummem Erstaunen an. Sah sie denn nicht, daß er aß und neben dieser Beschäftigung keines andern Gedankens fähig war? Osa aber ließ sich dadurch nicht irre machen.

„Wie sagt Ota, wenn eh dut ist und man ihm Tuchen dibt?" fragte sie wieder.

„No meh."

Meine Frau lachte hell auf. „Köstlich!" rief sie; „das ist einmal die menschliche Natur, wie sie leibt und lebt, „noch mehr" zu sagen, statt „danke."

Ja, kein Zweifel, Ota war ein kleines Prachtexemplar des ungeschminktesten Egoismus, während das gerade Gegentheil davon — die vollendetste Selbstlosigkeit, sich in seinem Schwesterlein personificirte. Wie eine Nachtigall einen kleinen Zaunkönig unter ihren Flügeln hegt und pflegt, so nahm Rosa sich ihres Brüderleins an. Und das Zaunkönigleín verstand ihre liebende Hingebung. Es wies meine Frau, die ihm vom Stuhl herabhelfen wollte, mit einer vornehm despotischen Miene ab, die zu sagen schien: dein Anerbieten ist ohne Zweifel gut gemeint, aber diese Ehre gebührt einer Andern, der ich gern Freude mache, wenn mir nicht gerade etwas in den Weg kommt, worüber ich's vergesse. So nahmen ihn also nach seiner Mahlzeit Rosa's ausgebreitete Arme auf, in denen er alsbald in süßen Schlummer sank. Meine Frau trug ihn selbst in's Bett, während Elisabeth die schlaftrunkene Rosa auf die Arme nahm, deren goldenes Haar in langen Locken herabwallte. Ob wohl der Künstler, welcher Jakobs Leiter malte, auf seiner eignen Treppe ein solches Engelsbildchen sah, das ihm als Modell diente?

Digitized by Google



II.

Als meine Frau aus dem Schlafzimmer der Kleinen herabkam, wollte ich ihr haarklein alles erzählen, was ich auf dem Bahnhofe erlebt; zu meinem Erstaunen aber hörte sie mich sehr gleichgiltig an. Ihr Interesse wurde erst recht rege, als ich die Möglichkeit erwähnte, der morgende Tag könnte am Ende hingehen, ohne daß Gibbins sich um die Kinder melde.

„Wie, Georg!“ rief sie da, „hältst du's wirklich für denkbar, daß dieser Mensch seine Kinder in dem Grad vernachlässigen könnte? Wenn er morgen nicht kommt, sehe ich keinen Grund ein, warum er überhaupt noch kommen sollte.“

„Auch darauf müssen wir gefaßt sein. In diesem Fall behalten wir sie, denke ich, über Weihnachten. Es wäre doch gegen mein Gefühl, sie am Christfest in's Arbeitshaus zu schicken.“

„In's Arbeitshaus? Wer spricht vom Arbeitshaus?“ fuhr mich mein Weibchen an, wie sie's noch nie gethan.

„Ich wollte damit nur sagen, daß wir nicht gesetzlich verpflichtet sind, andrer Leute Kinder zu ernähren, und daß wir im schlimmsten Fall die zwei Kleinen los werden können.“

„Los werden?“ wiederholte Nelly mit schneidender Schärfe. „Wer will sie los werden? Wenn sich ein junges Kätzchen in unser Haus verirrt, so behalten wir's, weil man sagt, es bringe einen Segen mit, und sind solche Engelskinder nicht an sich schon ein Segen? O Georg!“ fuhr sie in weichem Tone fort, „ich weiß ja, daß du's nicht böse mit den Kleinen meinst, sonst hättest du sie gar nicht mitgebracht; aber wenn du sie gesehen hättest, wie ich sie gerade jetzt sah, könntest du kein hartes Wort über sie sagen. Als Elisabeth und ich Oskar am Kamin ausgekleidet hatten und er in seinem Hemdchen dastand und wir ihn in's Bett legen wollten, sagte er: „Wo ist Osa?“ Im Nu war sie an seiner Seite und schlang ihre Aermchen um seinen Hals. „Bete!“ sagte er jetzt. Ich meinte, er wolle sich nur von ihr in's Bett helfen lassen und schämte mich ganz, daß gute Gedanken mir so viel ferner lagen als ihm, — wie die Beiden nun mit einander niederknieten und beteten. Rosa sagte das Vaterunser laut her mit ein paar so wunderlich verstümmelten Worten, aber doch war's rührender, als ich's je von der Kanzel herab hörte, und Oskar sprach's ihr nach. Mir war, als müßten die Engel im Himmel ihren Gesang unterbrechen, um ihnen zuzuhören. Dann küßten sie einander — es war mehr als eine Predigt, das zu sehen — legten sich neben einander in's Bett und schliefen Arm in Arm ein.“

„Aber, Nelly, an all dem ist doch nichts zum Weinen. Es beweist nur, daß sie gut erzogen sind.“

„Aber sie haben keine Mutter!“ schluchzte mein Weibchen. „Denke dir solche Geschöpfchen ohne Mutter, und mit einem Vater wie dieser Gig — Gig — Gibbins!“

„Ich weiß nicht, Theuerste, ob dieser Gibbins ihr Vater ist, und wie weißt du, daß sie keine Mutter haben?“

„Weil sie nicht für sie gebetet haben. Meinst du, das hätten sie versäumt, wenn sie eine hätten? „Dott segne uns beide und mache uns dut,“ war Alles, was sie außer dem Vaterunser sagten.“

„Und das war auch ganz genug,“ sagte ich.

„Ja wohl genug,“ erwiderte mein Weibchen, „da Er sie so gut gemacht hat wie Gold.“

Unwillkürlich brachte mich das Wort „Gold“ auf die Realitäten des Lebens zurück. „Glücklicherweise,“ sagte ich, „haben wir Geld genug, diese Kleinen zu ernähren, wenn sie wirklich von den Ihrigen verlassen sein sollten.“

„Dazu ist wenig Hoffnung,“ sagte mein Weib schmerzlich, als ob die Aussetzung von Kindern etwas zu Schönes wäre, um daran zu glauben. „Gewiß kommt Gibbins morgen gerade so herzlos, wie einst Jones, um sein Eigenthum gleich einem Stück Gepäck in Empfang zu nehmen. Thut er's nicht, so müssen wir die Sache bekannt machen. Zudem haben sie ja ihren Koffer bei sich. Kommt Gibbins nicht bald, so müssen wir den aufmachen, und darin finden wir gewiß etwas über ihre Herkunft, was es uns zur Pflicht macht, sie ihren Angehörigen zurückzugeben. Ach, Georg, das wird mir furchtbar schwer werden.“

Jetzt erst merkte ich, daß meine kinderlose Nelly in der Stille an einer verzehrenden Sehnsucht nach solch zarten Wesen gelitten hatte, mit denen die Liebe jedes echten Weibes sich so verflicht, daß Beide gleichsam nur eines sind.

„Mein süßes Herz,“ sagte ich sanft, „wenn Gott uns die Gabe von Kindern versagte, hat

Digitized by Google

Er uns dafür mit Reichthum gesegnet, und wenn Du gern ein Kind annehmen möchtest...“

„Nein,“ unterbrach sie mich schluchzend; „darnach verlangt michs nicht. Aber in diesem Fall ists, als ob Gott selbst uns diese Kleinen zugeschickt hätte, und dazu noch am Weihnachtsabend, und der Kleine hat mich Mam' geheißen und seine Aermchen um mich geschlungen, als ob ich wirklich seine Mutter wäre, und er hat seine rechte nie gekannt.“

Die Einrichtung, daß die Post am Christfest geschlossen ist, hatte diesmal meine herzlichste Zustimmung; so konnte also an diesem Tage wenigstens kein Brief uns unsre kleinen Gäste abverlangen. Bei jedem Zug an der Glocke aber wollte meiner Frau das Herz entsinken aus Furcht, es könnte ein Bote von Gibbins sein. Nicht ohne Widerspruch verfaßte ich am andern Morgen eine Annonce in die Times, daß zwei Kinder Namens Rosa und Oskar in meinem Hause Aufnahme gefunden haben, bis sie von ihren Angehörigen abgeholt werden. Nelly meinte, daß ich meine Adresse auf dem Bahnhof gelassen habe, sei ganz genügend, dorthin habe Gibbins sich um die Kleinen zu wenden; durch einen weiteren Schritt sein Gewissen zu wecken und uns selbst vielleicht um den uns von Gott bestimmten Segen zu bringen, sei unnöthige Großmuth. War auf diesem Punkt ihre Moral etwas lax, so zeigte sie den Kindern gegenüber sich desto eifriger. Sie ließ bei unserer Nachbarin um einige Sonntagsspielsachen bitten, was die Uebersendung einer Arche zu Folge hatte, und bestand darauf, Rosa mit in die Kirche zu nehmen.

Nur ungern willigte diese ein, ihr Brüderlein zu verlassen, das entschieden zu klein war, um auch mitgenommen zu werden. Lieber wäre sie selbst bei ihm zu Hause geblieben; das Versprechen, eine Orgel zu hören, überwand aber endlich ihre Strupel. Zum erstenmal war zum Staunen der Gemeinde unser Kirchenstuhl durch die Anwesenheit eines Kindes belebt. Daß manches Auge sich auf Rosa richtete, wie sie so ihr Händchen in den meinen dasaß, thut der Beredsamkeit unsres Pfarrers keinen Eintrag, denn keines von all den gemalten Engelgesichtern in der Kirche sah halb so himmlisch aus wie das ihre. Voll Begierde sah und horchte sie lautlos der Predigt und dem Gesang. Einmal nur, als unser Doktor aus seinem hohen Kirchenstuhl geholt wurde, unterbrach sie ihr Schweigen durch die Worte: „Sieh, sieh! da ist ein Mann ausgebrochen,“ was meinen Ernst bis in seine Grundfesten erschütterte.

Nachmittags ging ich unter dem Vorwand, mich nach meiner Schachtel zu erkundigen, auf den Bahnhof; in Wahrheit aber wollte ich erfahren, ob Gibbins etwas von sich hatte hören lassen. Diese Kinder wuchsen mir so schnell ans Herz, daß ich die Nothwendigkeit fühlte, ihren Angehörigen gegenüber, wenn sie noch solche hatten, meine Schuldigkeit zu thun, so lange ich noch den moralischen Muth dazu fühlte. Der Inspektor schüttelte den Kopf und hielt das Ganze für eine List, die Kinder los zu werden.

„Glauben Sie das wirklich, Herr Inspektor?“ fragte ich.

„Mir ists ziemlich gewiß, daß sie an Ihnen werden hängen bleiben, bis Sie's an der Zeit finden, sie ins Arbeitshaus zu schicken.“

Fast wär' ich ohne meine Schachtel fortgegangen, die wohlbehalten angekommen war, mich aber nicht halb so sehr interessirte wie die Frage, ob es wirklich möglich wäre, daß wir im Besitze unsrer unverhofften Schätze blieben? War's vielleicht möglich, diesem Gibbins die Kleinen abzukaufen, oder gab's in England ein Gesetz gegen Kinderhandel?

Nelly nahm mein kleines Christgeschenk ziemlich kühl in Empfang. „Tausend Dank, Liebster,“ sagte sie, „aber was weißt Du von Gibbins?“

Nun suchte ich sie mit allen Gründen, die ich mir selbst schon vergeblich vorgesagt hatte, von der Unwahrscheinlichkeit zu überzeugen, daß unsre thörichten Wünsche in Erfüllung gehen könnten.

Sie aber wandte sich ruhig an den auf ihrem Schooß spielenden Ota selbst. „Mam, Mam wird ihren Ota nie mehr hergeben; sag' n i e, mein Herzchen.“ Er schlug die ernsten Augen auf und gab mit der Würde eines Gerichtshofs-Präsidenten sein Urtheil gegen jede derartige Trennung, indem er gravitätisch wiederholte: „N i e.“ Im selben Augenblick legte Rosa ihr Händchen in die meinen und sagte: „Ich auch da bleiben.“

Wäre Gibbins gerade jetzt mit einer kategorischen Forderung hereingetreten, ich weiß nicht, was ich mit ihm angefangen hätte.

„Aber, beste Nelly,“ seufzte ich, „wir haben ja den Koffer der Kinder.“

„Ich wollte, er wäre mit sammt der Haubenschachtel verloren gegangen,“ entgegnete sie bitter.

„Da wir ihn aber einmal haben,“ sagte ich, „m ü s s e n wir ihn öffnen, um zu sehen, wem unsre kleinen Gäste gehören. Darum thun wir's lieber gleich.“

So wurde also am Abend des Christfestes, als die Kinder wieder wie Engelein neben einander schliefen, der Koffer ins Zimmer gebracht. Zur Oeffnung desselben bedurfte es keines Schlüssels. Zitternd ging meine Frau ans Auspacken. Zitternd nahm sie eine Schichte der aufs Pünktlichste zusammengelegten Kleidchen nach der andern heraus. Das Linnenzeug

Digitized by Google

war nur mit den Taufnamen Rosa und Oskar gezeichnet; nirgends die Spur eines Familien-Namens. Beim Anblick einzelner Tüchlein, drauf der Name mit Haar gestickt war, sagte Felly gedankenvoll: „Damals also hatten sie eine Mutter.“

„Sie scheint gestorben zu sein, und es war eine andre Hand, welche den Koffer so sorgfältig packte,“ fuhr ich fort. „Sonderbar ists aber doch, daß wir kein einziges Trauerkleidchen finden.“

„Die Frau, die sich der Kinder zuletzt annahm, scheint arm gewesen zu sein,“ sagte Nelly. „Sieh! sieh!“ schrie sie jetzt plötzlich auf, indem sie die letzte Schichte herausnahm. Auf dem Boden des Koffers war ein großes weißes Papier befestigt, um das eine ungeübte Hand einen schwarzen Rand zu malen versucht hatte; in der Mitte desselben standen in ebenso ungeübter Handschrift die Worte: „Erbarmet Euch der Mutterlosen.“

„Gottlob! so gehören sie uns,“ sprach Nelly tief bewegt. „Vermuthlich hat ein treues Dienstmädchen, das unfähig war, die kleinen Waisen selbst zu versorgen, sie im Vertrauen, daß Gott sie eine Heimath finden lasse, in die weite Welt hinausgeschickt.“

Ich bemerkte hier, daß die Kinder oft von einer Dodo redeten, von der sie augenscheinliche Liebe genossen und nur Gutes gelernt hatten. Wer aber die Dodo war, konnten wir nicht herausbringen, außer daß uns klar wurde, daß sie nicht zu der ausgestorbenen Vögelgattung dieses Namens gehörte.

„Vergiß aber nicht, meine Liebe,“ entgegnete ich, daß in den Worten: „Erbarmet Euch der Mutterlosen,“ die Andeutung liegt, daß die armen Kleinen noch schlimmer daran sind, als vater- und mutterlose Waisen, daß sie vermuthlich einen Rabenvater haben, der sie verlassen hat und sie einst zurückfordern könnte. Willst Du auch auf diese Gefahr hin sie annehmen?“

„Ja, ich will,“ entgegnete sie fest. „Ich betrachte sie als eine Gottesgabe und glaube, daß wir sie behalten dürfen.“

III.

Tage und Wochen verstrichen und Niemand meldete sich um die Kinder, so daß auch ich anfing, sie mehr und als unser Eigenthum zu betrachten. Da ich kein Geschäft mehr habe und nie Kinder hatte, gab ich mich mehr mit ihnen ab, als Erwachsene gewöhnlich thun; ich glaube aber nicht, daß ich sie verwöhnte, obgleich die Leute mirs nachsagten. Ich meine eher, ich sei von den lieben Kleinen verwöhnt worden. Der Zauber der Liliput-Welt, die sie vor mir entfalteten, verlor nichts dadurch, daß ich hinter die Coulissen sah. Bei zwei Knaben oder zwei Mädchen wäre das vielleicht anders; unter diesen Beiden aber gabs nie Streit oder Eifersucht, weil Rosa jedem Wunsche ihres Bruders nicht blos nach, sondern wo möglich zuvorkam. Das Eine nur betrübte sie, wenn sie zu seinem eigenen Besten ihm etwas abschlagen mußte, was zuweilen vorkam, weil all seine Gedanken sich bis jetzt noch ums Essen drehten. Ein kleiner König von Gottes Gnaden, nahm er jede Dienstleistung huldreich an und beherrschte uns alle mit dem Scepter der Liebe. Er war wirklich ein ungemein liebevolles und gutgelauntes Kind. Was das letztere betrifft, so meinten freilich einige unserer Freunde, es sei leicht, in rosiger Stimmung zu bleiben, wenn es einem nie gegen den Sinn gehe; meine Frau aber lächelte über solche Verdächtigungen.

Oskar war nicht in gewöhnlichee Weise eigensinnig, es lag etwas ans Geniale Streifendes in seiner Art. Das trat einmal recht deutlich zu Tage, als er bei seinem Abendgebet dem Schwesterlein durchaus nicht nachsprechen wollte: „Dein Wille geschehe,“ sondern ihr zuflüsterte: „Mein Wille geschehe, nicht der Deine. Diesmal ists an Ota.“ Es brauchte Rosas ganze Beredsamkeit und Theologie, um ihm begreiflich zu machen, daß es sich hier um keine Abwechslung und Gleichberechtigung handle. Wie viele zehn Mal ältere Leute als er haben aber dieselben Begriffe, wenn sie auch nicht naiv genug sind, sie in Worte zu fassen!

Rosa kamen keine so verwegenen Gedanken. Nie hat es wohl ein demüthigeres, selbstloseres Wesen gegeben als sie; so sehr sie jedes Unrecht empfand, das Andern widerfuhr, fand sie es ganz natürlich, wenn ihre eignen Wünsche durchkreuzt wurden. Als Religions- und Sittenlehrerin stand sie einzig da, minder stark war sie in richtiger Aussprache und Satzbildung, daher hunderterlei drollige Wendungen in ihrem und Oskars Geplauder. Einmal wurde das Haus getüncht und wir hatten viel zu wandern; da fragte mich Rosa: Wo gehen denn die Leute im Himmel hin, wenn man den weißt! Ein andermal wurmte ihr, daß ich Herrn Jones einen Esel genannt hatte; ganz unschuldig fragte sie mich: wie kann er denn ein Thier sein, Papa, wenn er ein Mensch ist?

Eine der rührendsten Scenen, die wir zusammen hatten, wars, als Elisabeth, die für die Kinder zu sorgen pflegte, unser Haus verließ, um sich zu verheirathen. Um die Kleinen zu schonen, hatten wir ihr verboten, Abschied zu nehmen, und ihre Nachfolgerin schon vor ihrem Gehen zur Angewöhnung ins Haus genommen.

Digitized by Google

Als nun aber eines Abends Elisabeth nicht wie gewöhnlich kam, Oskar ins Bett zu legen, und das neue Mädchen ihr Amt übernehmen wollte, sträubte er sich so entschieden gegen die Dienste der fremden Frau, daß man endlich mich zu Hilfe rief. Ich traf den kleinen Mann in Mäntelchen und Hütchen, reisefertig zu einer nächtlichen Wanderung. Es war nun gerade ein Jahr, daß ich die Kinder gefunden, und gerade solches Schneegestöber wie damals. „Papa," sagte er, „ich muß meine Lisy suchen. Muß ich rechts oder links gehen, wenn ich zum Hause hinauskomme?" Man denke sich den kleinen Burschen im winterlichen London bei Nacht und Nebel nach seiner Freundin herumirrend, von der er keinen andern Namen wußte als Lisy! Der Jammer meiner Frau war fast so groß wie der seine. Rosas Ueberredungskunst, unterstützt von Orangen und Feigen, gelang es endlich, Oskar zu beschwichtigen, und als nach einer Woche Elisabeth ihren ersten Besuch machte, konnte sie es kaum verschmerzen, wie schnell ihr Pflegling sich getröstet hatte: „Ich mag a l l e Leute, und alle Leute magen mich."

Und in der That, es konnte ihn Niemand sehen, ohne ihn zu lieben; sogar seine Fehler nahmen sich so reizend aus. Man schärfte ihm immer ein, gegen Damen artig zu sein, und er gehorchte, obgleich es ihn sehr sauer ankam; nur seinem hingebenden Schwesterlein gegenüber wollte es oft nicht glücken. Da hatten sie einmal ihre Kleider vertauscht. Rosa trat in einen schüchternen, aber wunderlieblichen Knaben, Oskar in ein schelmisches Mädchen verwandelt, ins Zimmer. Beide stürzten auf den langen Spiegel zu, um sich darin zu bewundern; Oskar aber schob Rosa bei Seite mit den Worten: „Bitte, Liebe, die Damen zuerst." Er mochte damals fünf Jahre alt sein und hatte oft wunderbare Einfälle für ein Kind seines Alters; Rosa war nicht so begabt, aber von unvergleichlich innigem und tiefem Gemüth. Man könnte wohl sagen, ihr ganzes Wesen sei nur Liebe gewesen.

Ich war beiden nicht nur Vater, sondern auch Lehrer. An mich wandten sie sich mit allen ihren Fragen. Und daß ichs nur gestehe, Oskar wußte mich mit seiner kindischen Wißbegier manchmal ordentlich in die Enge zu treiben. Das Gefühl, daß sie ganz auf mich angewiesen seien, und ihr zuversichtliches Vertrauen, daß ichs aufs Beste mit ihnen meine, machte sie meinem Herzen noch hundertmal theurer. Unser ganzes Haus war durch sie verwandelt worden; ein neues Licht und Leben war mit ihnen eingezogen. Das Getrippel ihrer Füßchen und ihr fröhliches Geplauder waren süßer Wohllaut nach langer, düsterer Stille. Ja, wir waren in der That mehr als belohnt dafür, daß wir uns der Heimathlosen angenommen.

Etwa drei Jahre, nachdem sie ihren Einzug bei uns gehalten, fing Oskar an zu kränkeln. Gott weiß, daß wir nichts versäumten, was wir für seine Gesundheit thun konnten, aber es wurde nicht besser. Sehr gegen seinen Willen behielten wir ihn den Winter über ganz zu Hause. Gewöhnlich stand er da den halben Tag am Fenster und sah den fallenden Schneeflocken zu. Einmal kamen Taglöhner unter dem Fenster vorbei, die riefen: „Wir sind ganz 'nausgefroren." (Der Boden zu hart zum Arbeiten). Oskar warf ihnen etwas Münze zu und sagte: „Es muß doch noch ärger sein, 'nausgefroren zu sein, als eingefroren wie ich." Dann fuhr er fort: „Aber Mama, wie können denn die Männer mein Grab graben, wenn der Boden so hart ist?"

Es war ein Schwertstreich für meine Frau. Sie zog ihn ans Herz, als wollte sie ihn mit Gewalt festhalten. Im gleichen Augenblick öffnete sich leise die Thüre und Rosa schlüpfte still hinaus. Ich ging ihr nach, und fand sie in ihrem Schlafzimmer schluchzend, als wollte ihr kleines Herzchen brechen. Wohl war die Furcht, Oskar zu verlieren, seit Wochen schon uns Allen dann und wann durch die Seele gezogen; jetzt aber hatte sie eine bestimmte, nicht mehr zu bannende Gestalt gewonnen.

Der Frühling kam und Oskar weilte noch immer unter uns. Er durfte sogar noch im offenen Wagen ausfahren, aber er mußte hinein- und herausgehoben werden — eine mit jedem Tag leichter werdende Last. Nie hab' ich den Mai in solcher Blüthenpracht gesehen, wie damals, und so oft er wiederkehrt, denk ich noch heute des Entzückens, mit dem Oskar sich seiner freute. Einmal wünschte er noch auf einer blumenbedeckten Wiese zu spielen, an der wir vorbeifuhren. Als wir ihn an seine Schwäche mahnten, sagte er: „Es ist auch gut, sonst hätt' ich die Blümlein zertreten können."

Ja, von ihm konnte man in Wahrheit sagen, er that keinem Mücklein etwas zu Leide. Uns aber hat er an jenem gleichen Abend noch einen Mark und Bein durchdringenden Stich versetzt, indem er am Spielzeug vorübergetragen sagte: „Ich glaube, ich werde nie mehr damit spielen."

Und so wars. Im Laufe jener Woche schied er von uns und nahm seine Rosa mit. Es war nicht zu erwarten, und ich hatte nie erwartet, daß sie, die ja immer mehr dem Himmel als der Erde anzugehören schien, noch länger hienieden weilen werde, nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, des Brüderleins Schutzengel zu sein.

Digitized by Google

Wir hatten die ganze Nacht an Oskars Bett gewacht. Gegen Morgen war er ein wenig eingeschlafen und wir hatten uns zur Ruhe begeben, während das Kindsmädchen mit Rosa bei ihm blieb. Bei jeder Bewegung, jedem tieferen Athemzug, huschte Rosa von ihrem Bettchen herab an seine Seite. So hatte sie es seit Monaten gehalten, und das Kindsmädchen ließ es geschehen. Ob er vielleicht noch einmal ihren Namen gelispelt? wir wissen es nicht. Morgens aber fanden wir die Beiden wie in süßem Schlummer Arm in Arm daliegend. Ihr Vater war endlich gekommen, sie heimzuholen.

So endete die kurze Romanze in unsrem kinderlosen Leben, aber wir murren nicht, daß unsre Christkindchen, wie meine Frau sie nannte, uns nur geschenkt wurden, um so bald wieder von uns genommen zu werden. Woher sie kamen, wissen wir heute so wenig wie damals, darüber aber, wohin sie gegangen, sind wir in keinem Zweifel. Und wir hoffen, daß sie uns nachziehen und wir sie einmal wieder sehen werden. (J. Bl.)

Der Auswanderer.

Es war in der Mitte des November, erzählt der bekante Pastor Funcke in Bremen, als der erste Schnee mit heftigem Sturm die Luft durchwirbelte; da trat in mein Arbeitszimmer ein etwa vierzigjähriger Mann mit seinem zweijährigen Töchterlein auf dem Arm, beide ganz von Schnee bedeckt. Es war eine hohe germanische Prachtgestalt. Etwas Stolzes, Freies lag in dem schönen Gesicht; schöne, tiefe, blaue Augen schauten daraus hervor, aber es war auch eine unendliche Wehmuth darüber ausgegossen. Der Mann war aus Mittel-Deutschland und im Begriff, nach Amerika auszuwandern. Als ich das rosige Kind auf meine Arme nahm, ihm etwas schenkte und einige Zärtlichkeit erwies, sagte der Mann mit dumpfer Stimme: „Ja — es hat auch keine Mutter mehr." Das „Ja" war eine Zustimmung zu meiner Zärtlichkeit und sollte bezeugen, daß die Kleine solcher Liebe bedürftig sei. — Der Mann war also Wittwer. In der langen Zeit, da sein Weib hinsiechte, war er zurückgekommen, war „den Juden in die Hände gefallen" und hatte an sie sein Gütlein verloren. Einen Sohn und eine Tochter, von dreizehn und zwölf Jahren, hatte er daheim bei Verwandten zurückgelassen, die sollten erst confirmirt werden. Das bekam ich allmälig heraus. Er selbst zog nun arm, einsam, traurig, mit seinem Kindlein in eine fremde, finstere Welt, vor der ihn grauste. Welch ein Bild voll Traurigkeit!

Aber was suchte der Mann bei mir? Nun, sein Pastor hatte ihm meine Adresse gegeben und gesagt, wenn ihn hier am Platze irgend eine Noth befalle, solle er sich an mich wenden. So kam er denn. Und was war denn seine Noth? Ich dachte, es wird sich um Geldunterstützung handeln. Aber nein, seine Noth war, daß er keine Bibel hatte. Er hatte die seinige den Kindern, die daheim geblieben waren, zurückgelassen. „Ohne Bibel aber," sagte er, „kann und will ich nicht auf's Wasser und in das fremde Land; gern will ich sie bezahlen." Ich nahm die beste, die ich hatte, und bat ihn, sie als Geschenk zu nehmen. Er dankte tief bewegt. „So," sagte er, indem er sie sogleich mit dem Kinde an seine Brust preßte — „so, nun kann ja noch Alles gut werden." Er sprach so, wie Einer, der vorher in der Luft geschwebt und nun festen Boden gefunden hat. Und er hatte Recht. Das Beste, was die alte Heimath bieten und das, was die Fremde zu einer neuen Heimath machen kann, das hielt er am Herzen. Aber bald legte er die Bibel auf den Tisch und sagte in bittendem Tone: „Eine Liebe erweisen Sie mir wohl noch? Suchen Sie mir doch meinen Confirmationsspruch. Ich kann ihn auswendig, aber ich weiß nicht, wo er steht. Er heißt: „Jesus Christus, gestern und heute, und derselbe in alle Ewigkeit!"

Nachdem ich die Stelle aufgeschlagen, legte der Mann feierlich seinen Zeigefinger darauf und las langsam, Wort für Wort betonend: „Jesus — Christus — gestern — heute — in Ewigkeit derselbe." — „Ja," fügte er hinzu, „man muß es glauben und ich will es glauben." — Er ging mit Bibel und Kind, und er ging mit einem anderen Gesicht.

Ich aber blieb sinnend zurück und sandte dem treuen deutschen Manne mein Gebet nach. O, dachte ich, was wollte aus dieser Welt voll Jammer doch werden, wenn man den Herrn Christus herausnähme? Wie wollte man da noch Muth finden, auch nur ein einziges betrübtes Menschenkind zu trösten? Aber freilich, trotzdem Jesus, der Heiland, leibhaftig auf Erden erschienen ist, trotzdem auch die Welt durch ihn eine mächtige Wandlung erfahren hat, — doch bleibt des inneren und äußeren Herzeleides so viel, daß das christliche Leben nach wie vor ein Zustand des Harrens und Wartens ist. Daß Jesus Christus heute und in alle Ewigkeit der Herr ist, das muß man glauben, wie der Auswanderer sagt, und selig, wer mit ihm in heiligem Trotz hinzufügt: „Ich will es glauben!" Der hat noch viel Herrliches vor sich. Der Tag ist nahe vorhanden, da ihm die Augen übergehen werden vor Dankesthränen, wenn er nun schauen darf, was Jesus kann und wie Jesus liebt. (Br. Kirchenblatt.)

Digitized by Google

Weihnachten.



O Tanne, helle Tanne!
Erschein' uns jedes Jahr,
Und strahl in alle Herzen
Mit deinen Weihnachtskerzen
Den Frieden wunderbar.

Digitized by Google

Berlin und die Sonntagschule.

Von C. Weiß in Berlin.



Auch nach Berlin hat die überall Segenspendende auf ihrem Eroberungszuge durch die Welt ihren Weg gefunden. Es war im Jahre 1862, als Schreiber dieses in der Nähe Mannheims den unermüdlichen Dolmetscher u. Begleiter von Dr. Woodruff, H. *Brückelmann*, über das Thema: „Die Gruppen-Sonntagschule,“ zu einer aus Gläubigen der Landeskirche bestehenden Versammlung reden hörte. Die Einen lobten, die Andern kritisirten dieses fremde Gewächs, das nun auf deutschen Boden verpflanzt werden sollte. „Und thun Sie es nicht, so seien Sie gewiß, *die Sekten* werden die Sonntagschulen in Deutschland einführen,“ diese muthigen Worte klingen heute noch wie eine Kriegserklärung in meinen Ohren. Unter dem Segen des Herrn faßte die liebliche Pflanze Wurzel. Am allermeisten fanden die Bemühungen des Dr. Woodruff Eingang in Berlin. Klein war der Anfang, segensreich der Fortgang, herrlich der Erfolg. 14,000 Sonntagschüler besuchen in Berlin die Sonntagschulen. Und die Statistik weist für ganz Deutschland circa 17,000 Lehrer und 150,000 Sonntagschüler auf. — Eine ganze Reihe Gruppen-Sonntagschulen wurden eingeführt, an manchen Plätzen nur, um der Methodisten-Sonntagschule den Rang abzulaufen und aus Opposition. Aber gottlob, sie sind da — größer und einflußreicher, als dieselben geworden wären unter unserer Fahne. Ein solcher Eifer ist gut, wenn es geschieht um des Guten willen. An der Spitze der deutschen Sonntagschulwelt steht in Heidelberg der Agent der Sonntagschul-Union, *Bröckelmann*, in Berlin der edle und wackere *Prochnow*. Als Heidenmissionär hat er sich durch seine Berührungen mit englischen Christen ein weites Herz und einen weiten Blick erworben, und als Nachfolger des seligen Goßner hat derselbe in Berlin die rechte Stellung zu einem solchen Beruf. Seine „Sonntagschule“ sowie der „Sonntagschulfreund“ sind eine Zierde der deutschen christlichen Literatur. In letzterem erscheinen gediegene Erklärungen der Lektionen, welche einen ähnlichen, wenn auch nicht denselben wie der „internationale Plan“, verfolgen. Doch ist Dr. Prochnow nicht allein in seiner Freundschaft zur Sonntagschule. Die besten gläubigen Prediger Berlins sind bereit, zu irgend welchem Fest als Redner zu dienen, und was sie leisten, geht nach dem Motto: „Für das Kind mein Bestes.“

Die Sonntagschule ist keine „Frage“ mehr. Die preußische Kirchenregierung hat das Pflänzlein geprüft und gefunden, daß es wie die amerikanische Potatoe sehr gut auf deutschen Boden paßt, und deren Einführung unter persönlicher Theilnahme der Geistlichen den letzteren sehr warm empfohlen. Damit erkannte das hohe Kirchenregiment einen andern sehr wichtigen „methodistischen“, wir wollen lieber sagen „urchristlichen“ Faktor an, *die Mitwirkung der Laien* an der Arbeit im Reiche Gottes, und es ist nur eine Stimme, wie segensreich diese Hilfe für solche, welche dieselbe leisten, sowie für solche, welchen sie zu Theil wird, ist.

Braucht eine Stadt die Sonntagschule, so ist es Berlin. Ein wahres Heidenthum kommt allmählich daselbst auf. Es ist schlimm genug, daß wohl zwei Drittel der Kinder nicht mehr getauft werden, — noch schlimmer ist es, daß dieselben die Bibel in der Schule kaum dem Namen nach kennen lernen. Ein Auszug aus der biblischen Geschichte und Luther's Katechismus wird wohl in den Alltagsschulen gelehrt, aber von Lehrern, welche, wie es die in Karlsruhe gehaltene Lehrerversammlung hinreichend bewies, selbst nicht mehr daran glauben. Dann kommt die Einsegnung, so nennt man in Berlin, was anderwärts Confirmation heißt. Dieselbe ist für die Kinder die Einführung in die Welt, für die meisten der Ausgang aus der Kirche,

Digitized by Google

denn selten dürfte ein Geschäft zu finden sein, in welchem Sonntag Morgens die „Lehrlinge" und „Lehrmädchen" nicht auf dem Posten sein müssen. Die Kaufleute betrachten die Einsegnung als eine Geschäftsgelegenheit, und jüdische Händler empfehlen Einsegnungshüte und Einsegnungsanzüge, denn die gute alte Zeit, da aus des Vaters Hochzeitsrock der Confirmationsrock des ältesten Erben geschnitten ward, wenn er nicht einigermaßen gerade so paßte, kennt man in Berlin nicht mehr. Für den Berliner Prediger aber ist der Einsegnungsunterricht ein Ding, dem er, auch wenn er es ernstlich damit nimmt, nicht die rechte Aufmerksamkeit bei seinen vielen anderen Amtsthätigkeiten widmen kann. Der Unterricht dauert ein halbes Jahr und mehrere hundert Kinder sind in vielen Parochien beisammen. Wie kann er dieselben auch nur dem Namen nach kennen! So kommt es, daß es manche — ich fürchte viele junge Leute giebt, denen man, wie ich es kürzlich in meinem Jünglingsverein that, den Römerbrief aufschlagen muß, weil sie denselben unter den Propheten suchen. Aber auch in sittlicher Beziehung ist es nöthig, daß durch die Sonntagschulen unter Knaben und Mädchen das moralische Gefühl geweckt werde, denn in einer Stadt, in welcher 14,000 junge Mädchen unter sittenpolizeilicher Controle stehen und mehr denn 40,000 für der Unzucht in grober oder feiner Weise ergeben gehalten werden, muß die Moral, wie es denn auch der Fall ist, sehr in Verruf gekommen sein; denn ein sittlicher Jüngling hat manchen Spott auszustehen, lebt er doch nicht auf „der Höhe der wissenschaftlich gebildeten Zeit". Ich möchte daher hinter „Berlin und die Sonntagschule" tausend Ausrufungszeichen setzen, denn das ist die wichtigste Forderung der Zeit und ebenso brennend wie die „Judenfrage", wenn auch nicht für die Juden Berlins, denn „Berlin und die Sonntagschule" ist für dieselben ein fressendes Feuer im Gebein.

Berlins 42,000 Juden und noch mehr Judengenossen haben kürzlich etliche tausend Fragezeichen hinter unser Motto gemacht, denn endlich hatte man einen Stein gefunden, der unser liebes Kind treffen sollte: „Ein verhungertes Sonntagschulkind!" Wenn die neue Welt kein solches finden kann, so ist der Berliner „Börsenkurier" in der Residenz der alten Welt jetzt in der Lage mit einer solchen Kuriosität zu dienen. Sogar vor dem Gerichtshof ist es amtlich unter Ring und Siegel erwiesen, daß auf einem Berliner Friedhof ein verhungertes Sonntagschulkind ruht. Und wenn es nicht bald in Caston's Panoptikon zum Schrecken aller Eltern aufgestellt werden wird, soll es mich wundern. Ein Sonntagschulkind wird krank. Die Lehrerin besucht es und erzählt ihm vom Himmel, von den Engeln, von der Großmutter droben. Das Kind wird besser, und die unfehlbare Berliner medizinische Wissenschaft constatirt durch einen Diener Aesculaps, daß die Krankheit gehoben ist und das Kind auf der Besserung sei.

Nun sollte man doch denken, daß ein siebenjähriges Kind, wenn es vom Typhus genas, auch etwas zu essen haben will. Aber nein, es widersteht allen Bitten der Mutter, nimmt absolut keine Nahrung zu sich — die Wissenschaft, welche in solchen Fällen auch Rath weiß, ist diesem „Fanatismus" gegenüber machtlos. Das Kind stirbt! Der Arzt schreibt einen rührenden Brief an Dr. Prochnow und bittet ihn, doch vorsichtiger in der Anstellung des Personals zu sein — wohl aus dem Grund, damit nicht alle Sonntagschüler noch verhungern. Die Blätter erfassen den Gegenstand und eifern gegen die Sonntagsschule, und sogar in der Berliner Stadtsynode erhebt sich ein „weltlicher Abgeordneter" und nennt diese „höchst gesundheitsschädlich". Ach, wie besorgt! Die ganz in Judenhänden sich befindliche Presse Berlins zieht nun im Chorus gegen die Sonntagschule los und will sie steinigen. Es muß aber Jemand dagewesen sein, dem diese literarische Todesart nicht ganz gefiel. Kurz, die Sache kam vor's Gericht, denn das Sonntagschulpersonal war geschmäht worden. Das verhungerte Sonntagschulkind aber lag den Richtern scheint's schwer im Magen, denn wenn einer das ganze Jahr nur solch elende Kost, wie die christusfeindliche Berliner Presse bietet, genießt — ist's da ein Wunder, wenn selbst ein Richter einen kranken Magen bekommt? Sie hören noch einmal den wissenschaftlichen Bericht, vernehmen die Zeugen, welche sagen, daß es wahr sei, daß unwissenschaftliche Menschen an der Sonntagschule lehren, — den Feinden gelingt es sogar, eine Sonntagschulhelferin aufzutreiben, „die (wohl früher) eine Sünderin war," — und die Klage wird abgewiesen, die Sonntagschule muß entehrt abziehen. — Ja, so groß ist das Mitleid mit dem verhungerten Sonntagschulkind, daß unter dem Eindruck dieser Geschichte der Vortrag über die Sonntagschule, welchen Herr Prediger Wachsmann halten sollte, von der Tagesordnung gestrichen wird.

Aber die wackere Sonntagschulwelt hielt die Fahne nur desto höher.

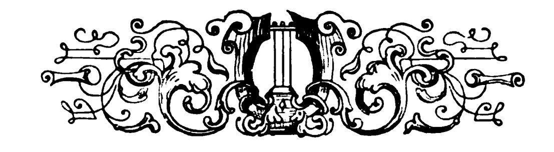
Das erste Sommerfest der Berliner Sonntagschularbeiter ward auf den 29. August ausgeschrieben, und gegen tausend Personen pilgerten nach dem geschichtlich bekannten Schönholz. In jenen herrlichen Parkanlagen des Schlosses Schönholz, welches Friedrich der Große seiner Gemahlin, der Königin, schenkte, suchte die edle Christine Elisabeth ihren

Schmerz zu vergessen. Wie manchmal mag sie, die fromme Dulderin, hier ihr Leid Dem geklagt haben, der allein sie trösten konnte. Sie lernte niemals den Segen eines häuslichen Herdes aus eigener Erfahrung kennen. Der König, welcher wohl ihre ausgezeichneten Eigenschaften schätzte, lebte nie mit ihr, weil die Ehe ihm von seinem Vater aufgezwungen worden war. Um so mehr ward sie die Mutter der Armen, und wer weiß, ob nicht zwischen der Thränensaat, die sie hier streute, und der ganz besonderen Vorliebe der Berliner Gläubigen, gerade an diesem reizenden Plätzchen ihre Feste zu feiern, ein geistiger Zusammenhang besteht. Sie konnte wenig ahnen, daß nach 120 Jahren die von Voltaire so geschmähte Tochter Zion kühn ihr Haupt erheben und ihre Siegeslieder da ertönen lassen würde, wo einst ihre Seufzer gen Himmel gestiegen sind.

Die Berliner Sonntagschule hat ihre warmen Freunde. Männer wie Graf Bernstorff, Ungern, v. Sternberg, Banquier Löscher, und andere hochgestellte Laien verehren sie und bezeugten ihre Liebe durch thätige Theilnahme an diesem Fest. Pilgere mit uns, lieber Leser, durch die lange, reizende Allee, beschattet von gut gepflegten Waldanlagen, nach dem Platze. Nach Berliner Art findest du schon etliche Hundert bei einer bescheidenen Tasse Kaffee, — oder auch einem Glase Bier an kleinen Tischen in trauter Unterhaltung sitzend. Hier Prediger Wachsmann, der vielseitige, vielgeschäftige, dort Professor Cassel — der gelehrte, beredte, in freundlichem Verkehr, dort ein Häufchen Methodisten mit vergnügten Mienen. Papa Prochnow wird vergebens erwartet, er ist abgehalten, desgleichen andere Redner. Der fremde, liebe Gast — der Amerikaner Liebhart, wird warm und brüderlich begrüßt, denn in dieser freien Gottesnatur weichen alle steifen Schranken. Der ganze Zug begiebt sich jetzt nach dem wie für solche Gelegenheiten geschaffenen freien Platz mit der gedeckten hohen Platform. Die Eröffnungsrede hält ein sehr bescheidener Landpastor Basche. Aber seine Rede zeigt den Mann nach dem alten deutschen Styl, der immer mehr in sich trägt, als er nach Außen scheint. Er giebt Bericht von seiner Reise durch Thüringen, die er im Interesse der Sonntagschule unternommen, zeigt, wie er dort an der Wiege der Reformation den grassesten Rationalismus gefunden, und unter den Pastoren viele, die noch nie von der Sonntagschule gehört. Doch traf er auch manche warme Herzen und treue Zeugen, und unter Andern versprach ihm auch ein Pastor aus Eisleben, in Luther's Heimath dem Sonntagschulkind eine Wiege zu bereiten. Interessant war sein Bericht über eine Unterredung, die er mit einem jungen, neugebackenen Vikar hatte. Derselbe rühmte die neueren Forschungen, die Errungenschaften der Kritik, und unter dem blendenden Glanz der neuen, frischgeschliffenen Waffen fühlte unser guter Landpastor sehr beschämt, denn sein Schwert — sein wissenschaftliches meinte er — sei ihm vorgekommen, wie in der Scheide festgerostet. Ueber seinen einfachen Verstand ging Vieles, was der junge Gelehrte sagte, aber das konnte er doch nicht unterlassen, eine Frage an ihn zu richten, denn das ist doch dem Christenthum seinen neumodischen Verächtern gegenüber wohl erlaubt. So fragte der Landpastor den jungen Wissenschaftler, was er denn einer von ihrem Sündengefühl bedrängten Seele sagen, was er bei einem Sterbenden ausrichten könnte? Und siehe, er verstummte! Ja, dieser Frage gegenüber verstummt die moderne Philosophie.

Nun kam der fremde Mann daran. Dr. Liebhart sprach mit Begeisterung von den Fortschritten, welche das lebendige Christenthum in Deutschland seit seinem Abschied aus dem alten Vaterland gemacht, von der Sonntagschule Art, Mittel und Ziel in Amerika. Seine Rede wurde mit freundlichem Beifall aufgenommen. Sie bewies, daß die Amerikaner gute Schützen sind und das Ziel der **Bekehrung** der Kinder fest ins Auge fassen. Das ist's, was uns noth thut. Gründliche Bekehrung der Sonntagschularbeiter — denn wenn es auch Regel ist, daß Niemand lehren darf am darauf folgenden Sonntag, der nicht der Vorbereitung beigewohnt, wenn es auch circa fünfzig Vorbereitungsstunden giebt, so ist die beste Grundlage derselben doch immer nur ein wahrhaft bekehrtes Herz. Graf Bernstorff bewies, daß zur Sonntagschularbeit Begeisterung gehöre, Professor Cassel, welcher des Vorredners erster Sonntagschüler war, betonte die Nothwendigkeit der reinen Gottesliebe.

Nahezu drei Stunden währte das schöne Fest. Wir kehrten heim mit der Bitte im Herzen: **Gott segne Berlin und die Sonntagschule.**



Digitized by Google



Auch ein Neujahrsspruch.

Digitized by Google

Die Entzifferung einer geheimnißvollen Inschrift auf den Schweizer Alpen.

Von Georg Guth.

Zu den großen, bewunderungswürdigen Leistungen der Wissenschaft in unserem Zeitalter gehört unstreitig die Entdeckung und Entzifferung der vielen und verschiedenartigen Inschriften derjenigen Völker der Erde, welche vor Jahrtausenden die damals bekannte Welt durch ihr Wissen und ihre Macht beherrschten. Erst in den letzten Jahrzehnten ist es den Gelehrten, welche die alten verloren gegangenen Sprachen und Zeichen der morgenländischen Völker zum Gegenstand ihres Studiums machten, gelungen, die Hieroglyphen der egyptischen Pyramiden mit ziemlicher Gewißheit zu enträthseln. Ebenso hat man erst in letzter Zeit die Keilinschriften Assyriens und Babyloniens, welche durch Ausgrabungen daselbst zu Tage gefördert wurden, entziffert und wurden wirkliche Fortschritte in der Lösung dieser Inschriften gemacht. Auch hat man die große an einer gegen siebenzehnhundert Fuß hohen senkrechten Felsenwand in Persien neben vielen andern Inschriften mühsam eingemeißelte Inschrift so weit entziffert, daß man darin unter anderem das Gesetz des Königs von Persien an seine Unterthanen fand. Wir erinnern ferner an George Smith, welcher die chaldäische Genesis, keilinschriftliche Berichte über Schöpfung, Sündenfall, Sündfluth, Thurmbau, nebst vielen andern Sagen aus Bruchstücken von Steinen, welche man in Assyrien fand, zu entziffern im Stande war; an den Stein von Rosette mit seiner dreisprachichen Inschrift; an die Ausgrabung der trojanischen Alterthümer durch den berühmten Heinrich Schliemann u. dgl. m.

Daß aber eine Menge solcher Inschriften fabrizirt und als echt und authentisch dem Publikum angepriesen wurden, und zwar aus dem einfachen Grunde, um aus solcher Fabrikation Kapital zu schlagen, dürfte allen Zeitungslesern bekannt sein. So z. B. wurde eine gewisse moabitische Inschrift in Europa von vielen Gelehrten bewundert, in Amerika aber sofort als Humbug erkannt.

Der Riese von Cardiff, den Barnum irgendwo in den Bergen von Colorado fand (!?) und anfänglich in den Ver. Staaten so großes Aufsehen erregte, wird heute noch von Leichtgläubigen in Europa angestaunt, während derselbe hierzuland sich längst als gebacken und "made to order" entpuppte. Dasselbe war der Fall mit gewissen phönicischen Inschriften aus Brasilien, welche die Reisen der Unterthanen Hirams und die Entdeckung von Nord- und Südamerika berichteten.

Nun fällt es aber auch vor, daß man da und dort tief unten in der Erde und auf hoher Felsenwand des Gebirges alterthümliche hieroglyphenartig aussehende Buchstaben und Namen entdeckt, welche dem Forscherauge des Archäologen von der größten Wichtigkeit erscheinen und entweder auf eine gewaltsame Weise ausgelegt oder als eine nicht zu erforschende Antiquität unschätzbar hoch gepriesen werden, die aber in Wirklichkeit von Ortskundigen ohne alle Mühe zur vollkommenen Befriedigung auch der Gelehrtesten entziffert werden können. Ohne Zweifel ist die heitere Geschichte des Eselstreibers von Montmartre, welche in „Haus und Herd", Band 2, Seite 68 erschien, noch manchen Lesern frisch im Gedächtniß, welcher den vierzig Akademikern zu Paris die in unten folgender Form auf einem rauhen Steine gefundene Inschrift gegen Zahlung von zwei Eseln erklärte:

I C
I
L
E
C H
E M
I N
D E
S A N E S.

Zusammengezogen heißt diese Inschrift ganz einfach: "Ici le chemin des anes," oder: „Hier der Weg der Esel."

Doch zur Sache. Hoch oben in den Schweizer Alpen, in dem wilden Strübel, nicht weit vom Thuner See und der Stadt gleichen Namens, wurde eine auf rauher Steinfläche eingegrabene Inschrift gefunden, welche in der Abschrift unschuldigerweise eine große Bewegung unter den Gelehrten hervorrief. Professor Jakob Emanuel Warren sah die Inschrift, wie sie eingegraben in dem harten Stein stand, und übermittelte eine genaue Abschrift derselben, in Form und Buchstaben, dem Prof. T. O. Paine von Elmwood, Massachusetts, welcher sie dem Doktor J. H. Hall, LLB., PH. D., mittheilte. Folgendes ist Inhalt und Form der Inschrift:

IBID
AXIU
NERO

Digitized by Google

Daß die römischen Buchstaben I B I die Anfangsbuchstaben eines bekannten lateinischen Wortes sind, welches „dagewesen" bedeutet, ist jedem Lateiner bekannt, und in Bezug auf die Bedeutung der letzten Zeile NERO konnte kein Zweifel herrschen. Es ist dieses der Name des römischen Kaisers, unter welchem der Apostel Paulus den Märtyrertod erlitt.

Man kam daher zu dem Schlusse, daß der römische Kaiser Nero ganz bestimmt die Schweizer Alpen besucht und hier in dieser schwindelnden Höhe der Nachwelt sein Monogramm in Stein eingegraben, zurückgelassen habe. Die Frage aber, wann, wie und warum besuchte der Kaiser Nero diese Gegend, konnte nicht ermittelt werden. In ebenso tiefem Geheimniß lagen die übrigen Buchstaben D A X I U. Könnte man nur diese Buchstaben auslegen, dann wäre das Räthsel gelöst. Unglücklicherweise aber wollte es keinem Lateiner gelingen, in dieses Geheimniß einzudringen. Daß die Inschrift leserlich sei und Sinn und Verstand enthalte, war allen Gelehrten klar, nur fehlte es an dem Schlüssel.

Endlich trug es sich zu, daß ein Gelehrter, welcher die Inschrift kannte, die Gegend bereiste und einem einfachen, anspruchslosen Schweizer-Knaben die Abschrift zeigte und die Bemerkung machte, der Kaiser Nero habe vor achtzehnhundert Jahren diese Gegend besucht. Der Knabe aber erwiederte dem Gelehrten: „Sie können mir keinen Bären aufbinden, die Inschrift meint ganz genau was sie sagt." Der Gelehrte musterte den Knaben in tiefer Verwunderung von Kopf zu Fuß und frug endlich: „Nun, was sagt denn diese Inschrift eigentlich?" Der Knabe nahm die Abschrift aus der Hand des Gelehrten und las in seinem schweizerischen Dialekt: "I BI Da Xi Un ER O." Das ist auf gut Deutsch: „Ich bin da gewesen und er auch." Die Sache verhielt sich so. Dieser Knabe mit einem Kameraden hatten unternommen den 12,000 Fuß hohen Berg zu erklimmen; nachdem sie eine bedeutende Höhe erreicht hatten und nicht weiter klimmen konnten, schrieb der eine so gut es eben gehen wollte mit seinem Taschenmesser in den Steinfelsen: „I bi da gsi un er o."

Seit jener Unterredung des Gelehrten mit dem Schweizerknaben ist diese Inschrift herausgehauen und ins Thal gebracht worden. Diese kleine steinerne Tafel aber enthält manche beherzigenswerthe Lehre.

Den Phonologen und Dialektikern ist sie eine werthvolle Illustration ihrer verschiedenen Zweige der Wissenschaft. Es ist aber auch ein beherzigenswerther Wegweiser allen Denen, die sich auf den unsichern Bahnen der Alterthumsforschung befinden. Uns aber lehrt diese heitere Geschichte, daß wir nicht zu hoch steigen und uns in unserm Streben versteigen sollen, während die praktische Wahrheit zu unsern Füßen im täglichen Leben liegt.

Vor achthundert Jahren.

Eine historische Weihnachts-Skizze, bearbeitet von Karl Liebhart.

Man schrieb 1073, und es war der Morgen des 24. Dezember. Die Luft war kalt und schwer, ein Schneegestöber schien im Anzug, aber wer achtete heute darauf. Alles bereitete sich vor für das heilige Weihnachtsfest, das große Freudenfest für jeden Stand.

Nur in Ladenburg, obwohl die Residenz des Herrn des Reiches, Heinrich IV. und seiner Gemahlin, der edlen Bertha, war nichts von Festvorbereitungen, nichts von Weihnachtsfreude wahrzunehmen.

Der unglückliche König befand sich eben in einer der sorgenvollsten Lagen seines Lebens. Gereizt durch seine Härte hatten sich die Sachsen wider ihn empört. Die Reichsfürsten waren ihm längst verfeindet, meistens durch seine eigene Schuld, ebenso aber auch weil sie einen mächtigen Kaiser nicht liebten, sondern das Reichsscepter am liebsten in schwachen Händen sahen. Heinrichs einziger Schwager, Herzog Rudolf von Schwaben, stellte sich an die Spitze der Feinde und trachtete unverhohlen selbst nach der Königskrone. Auf offenem Reichstag zu Mainz sollte Heinrich entsetzt, Rudolph zum König gewählt werden.

Um sich von den Verläumdungen zu reinigen, welche sie über ihn verbreiteten, um seine wenigen Anhänger abwendig zu machen und sich dem Fürsten persönlich gegenüber zu stellen, war Heinrich schnell herbeigeeilt, aber unterwegs in Folge so vieler Anstrengungen und noch stärkerer Gemüthsbewegungen erkrankt. So blieb er zu Ladenburg, fast ohne Begleitung,

Digitized by Google

ja in Mangel und Entbehrung, ans Lager gefesselt. Als Weihnachten herbeikam, fing er an sich zu erholen. Dies war sonst die glänzendste Zeit am Königshofe. Seit mehreren Tagen hatte Heinrich, der kaum vom Lager erstanden war, auf die Ankunft des einen oder anderen der Fürsten gewartet. Sollte er so völlig verlassen sein, daß auch nicht einer an seinem Lager erschien?

Um Nachrichten einzuziehen, hatte sich einer der wenigen Ritter des Königs im Stillen nach Mainz begeben. Er wurde jeden Augenblick zurückerwartet. Indessen gingen die Diener geschäftig hin und her.

Während die Königin mit dem Hausmarschall über die Zurüstungen für das Fest redete, kam ein Diener, um ihr zu melden, daß soeben der Ritter von Kosheim angelangt sei, welchen der König zu der Fürstenversammlung nach Mainz abgesandt hatte, um Kundschaft einzuholen. Unverzüglich wandte sich die Königin nach dem Gemach des Königs, wo sie den Ritter v. Kosheim traf. Er hatte schon seinen Bericht abgegeben. König Heinrich aber stand unbedeckten Hauptes am geöffneten Fenster und blickte in den stürmischen Wintertag hinaus.

„Werden die Fürsten nicht zur Weihnachtsfeier kommen?“ fragte die Königin mit schmerzlichem Ausdruck.

„Ob sie zum Feste kommen wollen? O ja, sie sind Willens zu kommen, um mir ein Weihnachten zu bereiten, wie es noch nie einem Könige bereitet worden ist,“ antwortete Heinrich dumpf.

„Um des Erlösers willen! Was soll dies bedeuten, Ritter Kosheim?“ frug die erschrockene Königin.

„Königin! Da die Kunde erschollen, daß der König sich wieder vom Lager erhoben habe, haben die Fürsten beschlossen, ihn festzunehmen, um ihm alle feindlichen Schritte gegen sich zu wehren,“ versetzte der Ritter.

„Den kranken König festzunehmen? Am heiligen Weihnachtsfeste?“ wiederholte Bertha, die Hände faltend.

„Warum klagst du? Sie täuschen sich! Mich soll die Krankheit nicht fesseln, wenn es gilt, mich meiner Freiheit, meines Lebens zu wehren! Noch in dieser Stunde brechen wir von hier gen Worms auf!“

„Aber seid Ihr der Treue der Stadt Worms versichert? Ihr habt seit mehreren Tagen vergebens auf eine Botschaft von dort gewartet. Seid Ihr gewiß, daß Ihr willige Aufnahme finden werdet?“ warf die Königin schüchtern ein.

„Hier kann ich nicht bleiben; ich muß einen festen Ort erreichen; es gilt nun die Probe, ob mir Worms die Thore öffnet, — ob an Weihnachten, wo jedem Bettler im Reiche eine Herberge offen steht, der König ein Obdach findet, wo er ungefährdet ruhen kann!“ antwortete Heinrich mit schneidender Kälte.

„So geleite uns der Schutz des himmlischen Kindes, dem heute die Engel gesungen: Friede auf Erden!“ sprach die Königin seufzend.

Ehe eine Stunde verflossen, brach das königliche Paar mit seinem Gefolge nach Worms auf. Ulrich v. Kosheim eilte voran, die Annäherung des Königs zu melden und um Aufnahme für ihn zu bitten.

Das war eine böse Weihnachtsfahrt. Schneidend brauste der Sturm über das Land hin und trieb den Wanderern die wirbelnden Schneeflocken in's Gesicht. Sie schauerten vor Frost und kein munteres Wort verkürzte den beschwerlichen Ritt. Nur die zarte Königin gab kein Zeichen der Erschöpfung; sie hatte Auge und Sorge nur für den König an ihrer Seite, für ihn, den kaum vom Krankenbett Erstandenen, der, um Leben und Freiheit zu retten, sein Haupt dem Kampf der Elemente preisgeben mußte.

Gegen Abend legte sich der Sturm und der Himmel schien sich zum beginnenden Feste aufzuklären. Als die Thürme von Worms am Horizonte hervortraten, da gebot Heinrich plötzlich ein „Halt!“ Seine Stimme bebte; in seinem Antlitz flammte eine dunkle Röthe auf. Auch sein kleines Gefolge hatte die Veranlassung seiner Bewegung wahrgenommen und erbleichte. Es war eine starke, bewaffnete Schaar, die auf der Straße von Worms hergeritten kam, augenscheinlich dem Könige entgegen.

Ein fürchterlicher Verdacht sprach aus Heinrichs Blicken. Kamen die Wormser, um ihm den Eingang in die Stadt zu wehren, oder gar, um sich seiner königlichen Person zu bemächtigen?

Seine Hand faßte krampfhaft den Schwertgriff, sein Blick überflog sein kleines Gefolge und schien zu prüfen, ob sie mit ihrem König bereit seien zum Kampf auf Leben und Tod. Er war entschlossen, lieber unter freiem Himmel mit den Waffen in der Hand zu sterben, als sich Verräthern gefangen zu geben.

In Zweifel und Ungewißheit erwarteten sie die nahende Schaar. Eine kleine Pause, und die Reitertruppe hatte den König erreicht, der, seinem Gefolge zurückwinkend, ihnen einige Schritte entgegenritt.

Nein, das war keine feindliche Schaar, denn sie trugen Festgewänder und hatten Speere und Helme weihnachtlich mit grünen Tannenzweigen geschmückt; in ihrer vordersten Reihe ritt Ulrich von Kosheim, der Gesandte des Königs.

In wohlgesetzter Anrede hieß der Bürgermeister den König willkommen; er drückte ihm die lebhafte Theilnahme aus, mit welcher die

Digitized by Google

Bürger von Worms von seiner Krankheit vernommen haben und seiner Ankunft jetzt entgegensehen.

„Ihr habt bisher von Eurer Gesinnung mir keine Kunde gegeben; bis zu diesem Augenblick wußte ich nicht, ob ich Euch nicht unter die Ungetreuen zählen müßte," antwortete Heinrich, noch mit der Ueberraschung kämpfend.

„Unser Bischof und seine Ritter waren wider Euch, König Heinrich, und ließen keine Kunde von Eurer Nähe zu uns gelangen. Da wir aber heute vernahmen, daß Deine Majestät sich zu uns begeben wollen und der Bischof sich dem widersetzte, haben wir seine Ritter verjagt, und wir sind hier bereit, für den König in Kampf und Tod zu gehen."

So antwortete der Bürgermeister, und auf sein Zeichen blitzten Tausende von Schwertern in der Luft, der einstimmige, feurige Ruf: „Für König Heinrich in Kampf und Tod!" weckte den Widerhall der Berge, der ihn zehnfach zurückgab.

„Ich vertraue Euch, Bürger von Worms, — und so wahr mir Gott helfe, ich will es Euch lohnen," sprach Heinrich nach langer Pause.

An ihre Spitze tretend, gab er das Zeichen zum Aufbruch nach der Stadt.

Glockengeläute empfing sie, als sie zum Thore einritten; es war das erste Zeichen zu der demnächst beginnenden Christmette. Schon harrten Frauen und Mädchen, Greise und Knaben in Festgewändern unter den Hausthüren auf die Rückkunft der Hausväter, um den gemeinschaftlichen Kirchengang anzutreten. Aus den Häusern drangen die lockenden Düfte von allerlei Gebackenem, und da und dort blickten durch die Giebelfenster grüne Tannen, mit Bändern geschmückt, und bereit, nach der Mette zur Christbescheerung in die Familienstube gebracht zu werden. Alles war in freudiger Festaufregung, und mit eben so ungeheuchelter Begeisterung blickte alles dem König entgegen. Ein Hochruf um den andern, von Anfang bis zu Ende der Straße laufend, mischte sich in den festlichen Glockenklang. Welch ein erwärmender Empfang nach dem Sturm auf dem weiten, einsamen Schneegefilde!

Endlich hatten sie den Palast erreicht, ein Denkmal der Baukunst früherer Zeiten. Gefolgt von den Angesehensten der Bürger aus den verschiedenen Ständen der Stadt traten sie hinein; sie hatten denselben in verödetem Zustande zu treffen erwartet, aber sie wurden von einer wohlerwärmten Gemächerreihe empfangen, durchduftet von wohlriechendem Kräuterwerk, mit warmen Teppichen, weichen Polstern und all den Bequemlichkeiten ausgestattet, welche die damalige Zeit kannte.

Heinrich hatte wider seine ganze königliche Haltung gewonnen, und neue Lebenslust röthete die Wangen der sanften Königin, als sie ihre Gemächer verließen, um sich zur Christmette in die Kirche zu begeben, begleitet von der Bürgerschaar, die ihrer in der Halle wartete. In dieser empfing sie bei festlichem Kerzenglanz eine Jungfrauenschaar, welche das königliche Paar willkommen hieß und ihnen die Weihnachtsgaben der Stadt, — bestehend in Silberzeug, Kleiderstoffen und morgenländischen, von der damaligen Kochkunst sehr geschätzten Gewürzen — zu Füßen legte.

Thränen glänzten in Bertha's Augen, als sie sich mit stummem, doch beredtem Blick an ihren Gemahl wandte. Und Heinrich verstand diesen Blick.

„König Heinrich," sprach der Bürgermeister, „dein erhabener Vater hat die Blüthe und Wohlfahrt unserer Stadt begründet und auch deine Majestät hat sie befördert. Nun schätzen wir es uns zu hoher Ehre, daß der König zur Zeit der Gefahr unsere Stadt zum Aufenthalt wählt. Unsere Mauern sind stark und unser Muth wird nicht minder unerschütterlich sein."

Während er redete, hatte sich der Ritter von Rosheim zum König gedrängt, ihm zu melden, daß Boten von den Bischöfen der benachbarten Städte angekommen seien, welche auf dem Wege durch die Nachricht aufgehalten worden, daß der König Weihnachten nicht zu Worms zubringen werde. Sie schicken nun hierher, um Gewißheit zu erhalten und dann in Bälde selbst nachzukommen.

„Sie seien willkommen," sprach Heinrich, „für heute Abend aber lade ich euch, Bürger von Worms, als meine Kämpen und getreusten Unterthanen ein, mich auf dem Kirchengang und hernach zur Tafel zu geleiten. Als Gegengeschenk für eure Weihnachtsgaben und als ewiges Denkzeichen eurer Treue ertheile ich euch Zollfreiheit in zwanzig königlichen Städten, euer Handel und Wandel möge blühen vor dem aller andern Orte."

Das war ein königliches Geschenk von unberechenbarem Werthe für weite Zukunft und mit der Hoheit eines Herrschers, der Gnaden noch da ertheilt, wo sein Thron schon zu wanken schien, hatte Heinrich gesprochen. So lebhafte Freude jedoch sein Gnadengeschenk auch erregte, so schienen es die Bürger kaum höher zu schätzen, als die Einladung zum Kirchengang und zum Bankett.

Das letzte Zeichen mit der Glocke ließ sich von der Kirche her vernehmen; der Kirchengang wurde geordnet. Der König mit seinem Gefolge schritt der Sitte gemäß voran. In der Kirche knieten König und Königin, Ritter und Bürger, anzubeten das göttliche Kind, das in dieser Nacht den Himmel auf die verlorene Erde

Digitized by Google

herabgebracht hatte. Festlich strahlten die Kerzen, es wirbelte der Weihrauch empor und der Chor der Priester stimmte den alten Gesang des Mönches Notker aus St. Gallen an: "Grates nunc omnes." der noch heute alljährlich am Weihnachtsfeste erschallt in dem Liede:

Gelobt seist Du, Jesu Christ,
Daß Du Mensch geboren bist
Von einer Jungfrau, das ist wahr,
Deß freuet sich der Engel Schar! Kyrieleis!

Die Treue der Wormser hat in der damaligen Lage des Königs den Ausschlag gegeben. Die Fürsten-Versammlung zersplitterte sich; Heinrich blieb Herr des Reiches. Den Wormsern aber hat er sein königliches Wort gehalten. Ebenso treu gegen seine Freunde, wie heftig gegen die Feinde, behielt er Worms stets als seinen Lieblingsaufenthalt und fand dort unwandelbare Treue unter allen Schicksalen seines wechselnden Lebens.

Alte Gebräuche.

Von J. Schlagenhauf.

Christtagsgebräuche.

Der Christbaum stammt nach einer ziemlich verbürgten Sage von den alten Egyptern her, welche zwischen den Jahren ein mehrtägiges Fest feierten und dabei einen Palmbaum mit zwölf Aesten als Sinnbild des verflossenen und des neu einzutretenden Jahres aufstellten. Die Sitte verpflanzte sich später nach Italien, wo bei den sogenannten Saturnalien, statt dem Palmbaum der Feigenbaum aufgestellt und mit brennenden Kerzen geschmückt wurde. Diese Saturnalien, die vom 17. bis 23. Dezember dauerten, wurden zum Andenken an das goldene Zeitalter unter der Herrschaft der altitalischen Gottheit, Saturn, gefeiert.

Da unter dem Regimente dieser Gottheit die Italiener ein gar freies lustiges Leben führten, ohne Gesetz und Strafe, so wurde während dieser Festfeier alle Arbeit unterlassen, alle Trauer aufgehoben und die Bevölkerung überließ sich der zügellosesten Heiterkeit und Ausgelassenheit.

In den letzten Tagen des Festes schickte man sich gegenseitig Geschenke von Wachsfiguren, besonders kleine Götterbilder, wovon wahrscheinlich unser Gebrauch, sich an Weihnachten zu beschenken, herrührt. Auch unsere heidnischen Vorfahren hielten im trüben Monat Dezember Feste, die gewöhnlich zwölf Tage dauerten und unter dem Namen „Julfest" bekannt sind. Da ruhte der Krieg, die Jagd, die Arbeit, man brachte den Göttern Opfer, erleuchtete die heiligen Haine und zündete auf den Bergen helllodernde Feuer an.

Als unsere Vorfahren sich zum Christenthum bekehrten, ließen ihnen die Missionare aus weisen Absichten die Feste, streiften aber das heidnische davon ab und führten Gebräuche und Symbole ein, welche an die beglückende Thatsache der Erscheinung Christi ins Fleisch erinnerten.

Statt der Götterhaine wurden nun die Tempel des lebendigen Gottes erleuchtet, statt den lodernden Feuern auf hohen Bergen wurden die Häuser erhellt, indem man einen frischen Tannenbaum mit hellleuchtenden Kerzen, Früchten, Sternen und Engeln aufstellte, daß Jung und Alt von Freude und Wonne erfüllt ward.

Der Palmbaum und der Feigenbaum war im Norden außer Frage, und hätte auch dem wald- und jagdlustigen deutschen Gemüthe nicht entsprochen, dem der immergrüne Tannenwald mit seinem hohen Wuchs, der tiefen Stille und geheimnißvollen Rauschen als Sinnbild der Gottheit erschien.

Durch die Sitte, sich gegenseitig zu beschenken, wurde das Christfest auch zugleich zum fröhlichen Familienfeste.

St. Nikolaus.

Dieser in der griechischen und römischen Kirche hochgefeierte Heilige soll Bischof in Kleinasien gewesen sein, viele Wunder verrichtet und Jedermann viel Gutes gethan haben. Sein Andenken zu verewigen, ließ man ihn um Weihnachten in schwere Pelze gehüllt, zu Fuß oder zu Roß durch die Stadt ziehen, den guten Kindern ansehnliche, den ungezogenen dagegen nur wenige Geschenke austheilend.

Hans Trapp, Pelzmärten und andere Spukgestalten scheinen als Carrikaturen von St. Nikolaus erfunden worden zu sein.

St. Valentinstag,

welchen die amerikanische Jugend durch Zusendung von unzähligen, zierlichen und sinnreichen, aber auch fratzenhaften und anstößigen Bildern, Liebesgedichten und Sinnsprüchen feiert, so daß

Digitized by Google

die Postmeister in größeren Städten sich oft kaum zu rathen und zu helfen wissen, ist auch auf eine heidnische Sitte im alten Rom zurückzuführen. Daselbst wurde nämlich im Monat Februar das Fest der Lupercalien gefeiert, zu Ehren des Hirtengottes Pan, welcher die Wölfe von der Heerde ferne hielt. Der Priester, welcher die erste Ziege zum Opfer des Gottes Pan schlachtete, strich zwei edlen römischen Jünglingen das Blut der Ziege mit einem Messer an die Stirne und wischte nachher die blutigen Spuren mit Wolle, die mit Milch benetzt war, unter allgemeinem Gelächter wieder ab.

Zugleich stellten die Priester dieser Gottheit auch Wettrennen an, rannten mit einem Riemen in der Hand umher und versetzten unter allgemeiner Heiterkeit des Volkes, mit allerlei Grimassen, jedem Frauenzimmer, dem sie begegneten, einen Schlag mit dem Riemen. Die Namen junger Frauenspersonen wurden in ein Kästchen geworfen und unter allgemeinem Gelächter von den Männern aufs Gerathewohl herausgezogen.

Das Fest zu Ehren des Gottes Pan wurde in das Fest St. Valentins umgewandelt, der ein frommer christlicher Priester in Rom gewesen war und ungefähr ums Jahr 270 den Märtyrertod daselbst erlitt. Wenn auch der Tag mit einem Gottesdienst begann, wollte doch das Volk die gewohnten Scherze und Fröhlichkeiten nicht unterlassen, die sich bis auf den heutigen Tag, wenn auch in milderen und veränderten Formen erhalten haben. Von Italien verbreitete sich die Sitte nach Frankreich, England, Schottland und Amerika.

Schon im 16. und 17. Jahrhundert kamen am Abend vor dem St. Valentinstag die Jünglinge und Jungfrauen in England und Schottland zusammen, jedes schrieb einen Namen auf ein Stück Papier und warf es in ein Kästchen. Die Jünglinge zogen die Namen der Jungfrauen und die Jungfrauen die Namen der Jünglinge. Der Jüngling hieß die Dame, deren Namen er aus dem Kasten zog, meine „Valentine," und mußte das ganze Jahr ihr Beschützer sein.

Selbst hochgestellte verheirathete Personen unterzogen sich diesem Spiel und sandten einander kostbare Geschenke.

Das Strandlicht.

Es ist Sonntag Abend. In einem kleinen Dorfe Englands, wo man an stillen Tagen das sanfte Gemurmel der Meereswellen hören konnte, herrschte heute wilder Sturm, der die großen Bäume hin und herbog und den unermeßlichen Ocean wüthend peitschte, so daß die schäumenden Wogen sich tosend an den scharfen Klippen brachen. Durch den pfeifenden Sturm und das brausende Meer tönten die klaren, beruhigenden Töne der Kirchenglocke, die Arm und Reich, Alt und Jung des Dorfes in das Gotteshaus rief. Viele unter den Versammelten mischten in die Töne der Orgel Seufzer und Gebete für alle diejenigen, die in dieser Nacht in Gefahr schwebten, und in der That, es mußten harte Herzen sein, die nicht ernstlich in das Lied „für die zur See" einstimmten, mit welchem in diesem unscheinbaren Stranddorfe der Gottesdienst oft geschlossen wurde.

Die Gemeinde zerstreute sich, und ob die Gebete und Lob- und Danklieder sorglos und inbrünstig aus dem Herzen gekommen waren, weiß nur Der allein, der in die Herzen der Menschen sieht. Als der Geistliche seinen Weg über den „Gottesacker" nahm, fesselte plötzlich ein ferner Laut sein Ohr; er horchte schärfer, in der Erwartung, daß er sich wiederholen werde; aber er vernahm nur das Stöhnen des Nachtwindes, wie das Rollen der an die Küste donnernden Wogen. Er meinte, sich geirrt zu haben, und ging weiter, blieb aber dann unentschlossen stehn. Warum? Was bewegte ihn? Es war der Gedanke, ob das Strandlicht wohl angezündet sei. „Du kannst vielleicht brave Männer vor einem Wassergrabe retten," sprach eine leise Stimme in ihm. Aber Selbstsucht flüsterte dagegen, es sei ja nicht sein Amt, das Licht anzustecken, und warum er deßhalb seinen Nachhauseweg in ein warmes, behagliches Zimmer verzögern solle! Ein Augenblick, aber auch nur ein Augenblick des Schwankens, und bald erblickte man vom Leuchtthurme herab einen langen Lichtstreifen, der weit in's Meer hineinfiel, vielleicht um Menschen vom Tode zu erretten, die sonst am nächsten Morgen die Augen für diese Welt nicht mehr geöffnet hätten.

Monate waren seitdem vergangen. Oft noch hatte der Geistliche an den fernen Laut gedacht, den er an jenem Abend zu hören geglaubt, als er eines Tages einen Amtsbrief erhielt, mit der Anfrage, wer damals das Licht des Leuchtthurms angezündet habe. Das Antwortschreiben gab die gewünschte Auskunft, und nach einiger Zeit bekam der Geistliche ein ansehnliches Geschenk von keiner geringeren Person, als dem jetzigen Kaiser von Deutschland! Ein Begleitschreiben dankte ihm für die That der Menschlichkeit, und erklärte auf diese Weise den Laut, der damals seine Aufmerksamkeit erregt hatte. Durch das Anstecken der Lampe war ein deutsches Schiff von gänzlichem Untergange gerettet worden.

Digitized by Google



Christblume.

—0—

Von Ludwig Bund.

—0—

Nun steigt wieder empor der heil'ge Bronnen,
Aus Nacht und Dunkel quillt er voll an's Licht;
Und wo er fluthet, sprießen auf die Wonnen,
Und jede Welle singt ein Preisgedicht.
An seinem Rand, geschmiegt ins Tannendunkel,
Ein holdes Wunder, das sich nie erklärt,
Erblüht im Schnee und im Krystallgefunkel
Christblume, die der Geist der Liebe nährt. —

Christblume ist zum Engelsbild geworden,
Das Segen in die ärmste Hütte bringt;
Der Süden schauert, und es glüht der Norden,
Wenn ihm der Feier heilge Botschaft klingt. —
Hört ihr sie tönen, der Verheißung Kunde?
Sie füllt die Brust beim frommen Glockenklang,
Sie stammelt von der Kindlein frohem Munde,
Sie drängt zum Beten, zwingt zum Lobgesang.

Kennst du die Thräne, die vom Glück geboren?
Kennst du die Lust, die aus der Sorge blüht?
Herbei, herbei! es strömt zu allen Thoren,
Die Herzen pochen, und die Wange glüht.
Aus Kinderaugen strahlt das Heil der Erde,
Aus Mutterblicken leuchtet Seligkeit;
Ein Jauchzen tönt nach Tagen voll Beschwerde,
Die heil'ge Zeit macht jede Seele weit.

Der Himmelsgruß gebietet: „Gott die Ehre!"
Den Menschen aber soll der Friede sein.
Das ist der Trost für jede Schmerzenszähre,
Das geht wie Balsam jeder Wunde ein!
Und wenn wir zu den Lichterbäumen wallen,
Geleitet von dem Segen guter That,
Dann blühet auf der „Menschen Wohlgefallen",
Christblume schmücket leuchtend ihren Pfad.

Tönt denn, ihr Glocken, flammet auf, ihr Kerzen,
Komm, heil'ge Nacht, in deinem Feiergang!
Durch Land und Meer, dein harren alle Herzen,
Und alles lauschet deinem Sphärensang.
Aus deinem hellen Sternenzelte sende
Nun wieder deine lichten Boten aus,
Daß uns dein Segen thaue ohne Ende,
Und daß zum Tempel werde jedes Haus!



Digitized by Google

Ein Weihnachtsabend.

Von J. B.

Der Winter des Jahres 185— war für die arbeitende Klassen der Hauptstadt des preußischen Staates eine Zeit der Noth und des Elends. Die Arbeitslosigkeit einerseits, die in Folge schlechter Ernten andererseits gesteigerten Preise der Lebensmittel brachten viele Familien an den Bettelstab. Und um das Maß des Elends voll zu machen, brach mit dem Beginn der kalten Zeit eine Scharlachfieber-Epidemie aus, die gerade die Wohnungen der Armen stark heimsuchte. Was ärztliche Kunst vermochte, geschah, um der Krankheit Einhalt zu thun; aber in den wenigsten Fällen gelang es. Die Sterblichkeit unter den Kindern nahm täglich zu; der Ansteckungsstoff drang weiter bis in die Paläste der Großen und Reichen — und das sonst mit Freuden begangene Fest der Weihnacht verkehrte sich heuer in vielen Häusern in ein Fest der Wehmuth und Trauer. Am schlimmsten und hartnäckigsten wüthete die Krankheit in einer fast ganz von Arbeitern bewohnten Straße, und hier wiederum in jenen dumpfen, feuchten Kellerwohnungen, den Pesthöhlen aller Krankheitsformen. Fast kein Tag verging, an dem nicht der Tod seine Opfer gefordert hätte. Am äußersten Ende der Straße, fernab von den übrigen Wohnungen, stand ein einstöckiges Häuschen — eine Hütte der Armuth und des Elends, schon kenntlich durch das Außenwerk. Die zerbröckelten Steine in der Mauer, die vom Wurm zerfressenen Fensterrahmen, das schadhafte Dach — Alles zusammen bot einen traurigen Anblick dar. Hier wohnte mit ihren drei Kindern, zwei Mädchen und einem Knaben, die Wittwe B—. Sie war eine arbeitsame, reinliche und stille Frau, die ihre Kinder mit der peinlichsten Sauberkeit kleidete und manche Stunde der Nacht mit Nähen zubrachte, um nur das Nothdürftigste für sich und die lieben Ihrigen herbeizuschaffen. Jahre waren seit dem Tode ihres Mannes dahingegangen — Jahre der angestrengtesten Arbeit und der größten Entbehrungen. Wie oft hatte sie nicht den letzten Rest des Brodes unter die Kleinen vertheilt und sich hungrig und müde auf ihr ärmliches Lager geworfen! Wie manche Nacht brachte sie nicht schlaflos zu und seufzte zu ihrem Gott um Erleichterung ihres harten Looses! Aber es schien, als ob sie zu allem Elend bestimmt gewesen wäre, denn kaum war Pauline, das jüngste der Kinder, so weit herangewachsen, daß sie die Mutter der Schule hätte anvertrauen können, als eine schwere Krankheit das Mädchen befiel. Zwar sie genas, aber ein Augenleiden blieb zurück, das sie für lange Zeit zu jeglicher Arbeit untauglich machte. Die Mutter seufzte wohl, aber sie verzagte nicht; galts ja doch um so mehr die fleißigen Hände zu regen, damit sie nachholte, was in den bangen Wochen der Krankheit von ihr versäumt worden war. Die Geschäfte hatten sich, da es um die Weihnachtszeit war, bedeutend gebessert. Die Armen athmeten auf. Konnten sie doch nun auf Verdienst, wenn auch nur geringen, rechnen. Auch die Wittwe B. erhielt von dem Weißwaarengeschäft, für das sie schon seit Jahren gearbeitet hatte, neue Aufträge. Mit frischem Muthe ging sie an die Arbeit. Den Tag über ging es — sie nähte fleißig darauf los; als aber der Abend kam und sie beim Lampenlicht ihre Arbeit verrichten sollte, wollte es nicht gelingen. Ein Schrecken fuhr ihr durch's Herz. Wie, wenn auch ihr Augenlicht so schwach werden sollte, daß sie ihre Nachtarbeit einzustellen hätte, was sollte aus ihr und den Kindern werden! Mit schmerzlichen Blicken schaute sie auf die Kinder, welche bereits im tiefsten Schlummer lagen; dann legte sie ihre Arbeit bei Seite, beugte ihre Knie im Gebet und flehte zu ihrem Vater im Himmel um Beistand und Hülfe. Gestärkt erhob sie sich und legte sich zur Ruhe nieder. Als sie am andern Morgen ihre Arbeit zur Hand nahm, mußte sie ein gut Theil dessen, welches sie am Abend gearbeitet, wieder auftrennen und von neuem nähen. Eine Thräne fiel auf ihre Arbeit, während die müden Finger den feinen Faden durch die Leinwand zogen. Mit der größten Anstrengung gelang es ihr, zum festgesetzten Termin die Arbeit abzuliefern und ihren geringen Lohn, der kaum hinreichend war, die alltäglichsten Bedürfnisse zu befriedigen, in Empfang zu nehmen. Wie ganz anders hatte sie doch gerechnet! Eine kleine Christfreude wollte sie den Kindern bereiten, und nun — die Wehmuth überfiel sie mit Allgewalt und entpreßte Thränen ihren Augen — war auch das ihr genommen. Aber vielleicht ist Hülfe da auch für sie; vielleicht kann Dr. Gräfe, der berühmte Augen-Arzt, der ja Arme unentgeltlich behandelte, sie ihr angedeihen lassen! Neue Hoffnung belebt sie. Sie eilt nach Hause, legt die erhaltene Arbeit bei Seite und geht in die Klinik des Arztes. Ob sie auch stundenlang harren muß, ehe die Reihe an sie kommt, — sie wartet. Endlich, sie ist der letzten eine, naht sich ihr der menschenfreundliche Arzt. Sie klagt ihm in kurzen

Digitized by Google

Worten ihr Leid. Graefe untersucht die Augen. „Für jetzt nicht gefährlich!“ lautet sein Urtheil, „aber Schonung, äußerste Schonung ist nöthig, um das geschwächte Augenlicht erstarken zu lassen.“ Er gab ihr ein Fläschchen Augenwasser, das sie Morgens und Abends äußerlich anwenden sollte. Sie dankt und geht langsam von dannen.

Der Abend des Festes, der heilige, ist hereingebrochen. Hell flimmern die Sterne vom Himmel auf die Straßen hernieder, die an diesem Abend einen wahrhaft zauberhaften Anblick gewährten. Alle Läden sind hell erleuchtet und in den Schaufenstern prangen die ausgesuchtesten Sachen. Die Pracht und Fülle des Ausgestellten bringt der langsam dahingehenden Wittwe frühere glücklichere Tage in's Gedächtniß. Wie glücklich war sie doch stets gewesen, wenn sie am Arm ihres Gatten um diese Zeit hingehen und Geschenke für die Kinder kaufen konnte, — und wie freudig schlug ihr das Herz, wenn die Kleinen dann auf ein gegebenes Zeichen herbeiströmten und den brennenden Christbaum umringten und über ihre Geschenke so herzlich sich freuten und dem Vater und der Mutter so freundlich dankten! — „Vorüber! Vorüber!“ seufzt sie, und geht still weiter. Sie erreicht die Churfürstenbrücke. Stiller ist's hier und einsamer; sie steht und schaut hinab in die unter ihr wallenden Fluthen der Spree. „Dort drunten ist Ruhe, Vergessenheit, — ein Sprung von dieser Brücke macht dich frei!“ flüstert's in ihrem Innern. Sie schaudert. Angst erfaßt sie und Beben. Wie festgebannt steht sie und schaut in das Wasser, in dem mildleuchtend die Sterne des Himmels widerstrahlen! Da taucht vor ihrer Seele das Bild ihrer leidenden Tochter auf; das Mädchen mit den blassen Wangen und den blöden Augen, — die so sehr an ihr hängt, und die Gestalten der beiden anderen Kinder erscheinen ihrem Geistesauge, und — vorbei ist die Versuchung. Sie eilt nach Hause. Kann sie den Ihrigen auch nichts an Geschenken bringen, das Beste ja giebt sie ihnen — sich selbst. Denn sie hat sich wieder gefunden in jener bangen Stunde der Versuchung; sie hat ihren Gott und Heiland wieder, und froh tritt sie in den Kreis der Ihrigen ein.

Erstaunt bleibt sie an der Thür stehen; denn was sich ihr zeigte, war so neu, so überraschend für sie, daß ihr die Worte fehlten, ihren Gefühlen Luft zu machen. Auf dem Tische stand, leuchtend im Kerzenglanz und schimmernd von vergoldeten Aepfeln und versilberten Nüssen, und schönem Backwerk, ein Christbaum, und im Stuhle saß, eine schöne Puppe im Arm, ihr krankes Kind und freute sich herzlich über das werthvolle Geschenk; im Ofen flackerte ein lustig Feuer und verbreitete eine milde Wärme im Zimmer; und der Kaffeekessel dampfte und zischte, als wollte er sagen: Nun ist's Zeit, daß ihr den Mokka bereitet.

„Wo nur die Mutter bleiben mag,“ sagte endlich Emil, der an der Seite seiner Schwester Klara saß und zuschaute, wie geschickt sie die bunten Blumen zu zierlichen Bouquets zusammen setzte. Da tritt die Mutter ein. Freudig eilt der Knabe ihr entgegen und ruft ihr zu: „Sieh, Mutter, der heilige Christ ist auch bei uns eingekehrt, und ehe die Mutter fragen kann, woher diese Sachen denn kommen, erzählt er ihr den ganzen Verlauf. Müde und hungrig von dem Umherlaufen in den Straßen und mit einem ganz geringen Verdienst in der Tasche, ging ich durch den Lustgarten, um auch einmal die Herrlichkeiten zu schauen, die dort in so reicher Auswahl ausgestellt sind. Vor einer Puppenbude stand ich still und schaute sehnsüchtig und verlangend die schönen Puppen an, weil ich wußte, daß Pauline so gern eine gehabt hätte. Ich fragte nach dem Preise, aber der war leider so hoch, daß, wenn ich auch meinen ganzen Tagelohn gegeben, ich sie doch nicht hätte kaufen können. Betrübt wollte ich weiter gehen, als ein vornehm gekleideter Herr, der mich schon eine Zeitlang beobachtet hatte, näher trat und sich nach meinem Eltern erkundigte. Ich sagte ihm, daß Vater schon vor einigen Jahren gestorben und wir in sehr ärmlichen Verhältnissen lebten, da Alles, was uns von unserem früheren Wohlstande geblieben, bereits aufgezehrt sei. Auch sagte ich dem Herrn, daß meine liebe Schwester Pauline ein Augenleiden habe, und daß du, liebe Mutter, Tag und Nacht nähen müßtest, um uns zu ernähren. Der Herr hörte aufmerksam zu und fragte: Und die Puppe, welche du kaufen wolltest, sollte wohl für dein krankes Schwesterchen sein? Ja, sagte ich traurig, aber ich kann sie nicht kaufen, denn ich habe nur wenige Groschen heut verdient. Da lächelte er und sagte: Du gefällst mir, Kleiner, denn du hast ein gutes Herz, du hast dein Schwesterchen lieb, und die Puppe will ich für dich kaufen; und so ging er mit mir und kaufte die schönste Puppe, welche in der Bude war; und als ich mich bedanken wollte, sagte er: Warte ein Weilchen, — und er ging in die Zuckerbuden und kaufte allerlei schöne Sachen, und dann fragte er mich nach unserer Wohnung und sagte mir, er wolle uns besuchen und sehen, ob er nichts für uns thun könne. Ich wußte nicht, was ich sagen sollte; so freundlich hatte noch Niemand mit mir gesprochen, — und als ich mich bedanken wollte, war der Herr verschwunden. Ich aber lief, so schnell ich konnte, mit meinen Sachen nach Hause.

Der Wittwe liefen die Thränen über die Wangen; sie eilte zu ihrem leidenden Kinde,

Digitized by Google

schloß es in ihre Arme und küßte es auf die blassen Wangen.

„Mutter, Mutter! ich bin so glücklich," sagte das Kind. „Sieh' nur, wie schön die Puppe ist und was für schöne Augen sie hat! Ich will dem lieben Mann auch herzlich danken, wenn er zu uns kommt."

„Mutter!" unterbrach Klara, die älteste Tochter, das Gespräch, „da ist noch Etwas für uns angekommen; der Packetbote brachte es heute Nachmittag, es kommt aus S. vom Onkel."

Die Wittwe trat herzu und öffnete das Packet. Geschenke für die Kinder waren es, die es enthielt, und zuletzt enthüllte sich ein großes, feingebackenes Christbrod. Da war des Freuens kein Ende. Und als der Kaffee in den Tassen dampfte, die Mutter mit den Kindern um den Tisch her saß, und der Christbaum mit seinen Lichtern das ärmliche Stübchen so wunderhell erleuchtete: da wars, als zöge ein Weihnachtsengel durch die Räume, und Mutter und Kinder freuten sich der christlichen Liebe und dankten Gott für die erhaltenen Gaben.

Der freundliche Herr hielt Wort. Am nächsten Tage erschien er in der Wohnung der Wittwe. Als Pauline ihn erblickte, ging sie auf ihn zu und küßte ihm die Hand und dankte mit von Thränen unterdrückter Stimme ihm für sein Geschenk, nnd auch die Mutter stattete Worte des Dankes ab. Der Herr erkundigte sich genau nach den Verhältnissen der Wittwe und versprach, nach Kräften für sie zu sorgen. Emil nahm er zunächst in sein Geschäft, Klara aber erhielt durch seine gütige Vermittlung als geschickte Blumenmacherin einen guten Platz mit hohem Lohn.

Die Noth der Familie war gehoben. Die Wittwe athmete auf.

Unvergeßlich aber blieb ihr jener Weihnachtsabend; und das Lied Paul Flemming's: „Wer nur den lieben Gott läßt walten," blieb ihr Lieblingslied für alle Zeiten. An seinem herrlichen Inhalt erquickte sie sich in den Tagen des Alters, als ihre Kindeskinder sie spielend umgaben. Ihnen pflegte sie zuweilen aus ihrem reich bewegten Leben zu erzählen; und von einem derselben hat der Erzähler die vorstehende Geschichte.

Charakteristik der protestantischen Theologie unserer Zeit.

Vom Editor.

Würden wir den Begriff „Theologie" dahin erklären, daß dieselbe nichts mehr sei, als bloße Religionswissenschaft, so machten wir uns einer Veräußerlichung schuldig, welche das Zeitalter der sogenannten Aufklärung kennzeichnet. Es gilt vielmehr, weiter und tiefer zu greifen, und wir definiren daher: „Da alle Theologie auf dem Christenthume beruht, dieses aber nichts anderes ist, als die positive, geoffenbarte Religion vom Heile in Christo, so dürfen wir nicht blos dem Wortlaut nach deuten und einfach sagen, Theologie sei die Lehre von Gott; sie ist vielmehr die durch Gottes Geist vermittelte Wissenschaft von **göttlichen Dingen**, deren Kern tiefer liegt, als das Intellektuelle, nämlich im Herzen, und welche einestheils wohl im Wissen besteht, anderntheils aber gewißlich auch eine Lebensgestaltung, ein habitus practicus ist."

Von diesem Standpunkt aus soll der Versuch gemacht werden, die heutige Theologie des Protestantismus zu kennzeichnen, und zwar sei vorausgeschickt, daß ich die Hauptmomente dieser Charakteristik in der Entscheidung entweder für oder gegen positiven Bibelglauben erkenne, woraus sich mit der Zeit einerseits die Scheidung zwischen den sich gegenüberstehenden Elementen, und andrerseits die Annäherung des Gleichartigen gestaltete und sich immer mehr und mehr entwickelt. Wie in einem durch eine Grundursache erzeugten chemischen Prozeß sich das Zusammengehörende krystallisirt und von dem Fremdartigen trennt, so hat der Entwickelungsgang der protestantischen Theologie eine Kluft geschaffen, welche durch keinerlei Vermittelung so leicht zu überbrücken ist, während die Kämpen auf der einen wie auf der andern Seite sich enger aneinander angeschlossen haben.

Zur richtigen Beurtheilung dieses Sichtungs- und Sammlungsprozesses ist vor allem dienlich:

I.

Eine kurze, geschichtliche Uebersicht.

Da die Reformation die Mutter des Protestantismus und die Quelle seiner Theologie ist, so haben wir zu ihr zurückzukehren, um die Grundprinzipien kennen zu lernen, welche sich mit der Zeit zu den gegenwärtigen Erscheinungsformen entwickelten. Der erste dieser reformatorischen Grundsätze setzte der kirchlichen Glaubensvermittlung die Schriftautorität entgegen, proklamirte also Freiheit von aller äußeren Bevormundung und Gebundenheit an das Wort; der zweite trat der menschlichen Heilsvermittelung mit der Rechtfertigung durch den Glauben entgegen und lehrte somit die wahre Freiheit des Menschen durch seine Gebundenheit an Gott mittelst eines rein innerlichen Glaubensverhältnisses.

Aus diesen beiden richtigen Principien von der wahren Freiheit und wahren Gebun-

denheit lassen sich die Hauptrichtungen der gegenwärtigen Theologie ableiten, indem im Laufe der Zeit hier das eine, dort das andere Moment zu einem falschen Gegengewicht kommt, und so in sein verkehrtes Gegenbild umschlägt. Die Gebundenheit wird durch Loslösung von der Freiheit des lebendigen Glaubens zur todten Orthodoxie des Bekenntnisses, zum Confessionalismus und die Freiheit wird durch Unterordnung des Glaubens unter die souverain gewordene Vernunft zur Zügellosigkeit, woraus die Verneinung, die Läugnung, die liberale, die Auflösungstheologie entstand. Glücklicherweise aber hat sich im Laufe des historischen Prozesses auch eine Theologie fest ausgebildet, welche auf dem Schriftgrunde ruhend, die durch das Wort bedingte Gebundenheit zwar bewahrt, aber die durch den Geist erzeugte Freiheit auch anerkennt und besitzt, und — ohne in Confessionalismus zu verfallen, dennoch das kirchliche Bekenntniß schätzt. Es ist dies die auf breiter Schriftgrundlage ruhende biblisch-orthodoxe Richtung, welche in allen Ländern und allen Zungen tausende tüchtige Repräsentanten hat.

Den historisch-kritischen Prozeß in seinen Einzelzügen bündig markirend, ergiebt sich, daß bald nach der Reformation in Deutschland, in der Schweiz, in Skandinavien wie in Holland und England — vielleicht als Folge der mächtigen Bekenntnißkämpfe — die starre, todte Bekenntnißgläubigkeit ans Ruder kam. Kaum hatte Luther in Deutschland die Augen geschlossen, als die durch ihn niedergehaltenen Gegensätze zu Tage traten — die streng confessionelle Richtung, deren Haupt Flacius war, und die mildere, evangelische Fraktion mit Melanchthon an der Spitze, welcher Kampf mit dem Siege der exclusiven Rechtgläubigkeit endigte. In der Schweiz, in Holland, in Frankreich und Schottland diktirte der Calvinismus sein strenges Glaubensbekenntniß, von dem abzuweichen als Verbrechen galt, und welches nur auf schweizerischem Boden durch Zwinglis Humanismus etwas abgeschwächt wurde; in England aber bildete sich eine Staats-Kirchenverfassung aus, welche betreffs confessioneller Ausschließlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ.

Diese starr gewordene Bekenntnißgläubigkeit konnte weder auf das Intellektuelle befruchtend wirken, denn sie verschloß aller Forschung die Thüre durch das unerbittliche Credo, noch war sie im Stande das Herz zu erwärmen, oder lebensfähige Resultate zu erzeugen. Was Wunder denn, daß sich gegen solche Erstarrung christlicher Wahrheit Empörung entwickelte und in der sogenannten Aufklärungszeit des vorigen Jahrhunderts ein Zersetzungsprozeß vor sich ging, welcher der todten Orthodoxie das Banner entriß, aber im weiteren Verlaufe die christliche Wahrheit selbst bedrohte. Und zwar ist es nicht zunächst Deutschland, wo diese Zersetzung begann. Nein, das was sich in Italien als Humanismus dargestellt, was in England sich in ernstem Protest als Deismus geltend machte, und in Frankreich als Atheismus und Materialismus alle Dämme durchbrach, das sammelte sich in Deutschland zu einem immer mächtiger sich erhebenden Kampf gegen die starre Orthodoxie und gegen das christliche Dogma. Die souveräne Vernunft bestieg den Thron und in allen Ländern der Reformation entstand das, was heute unter Rationalismus vulgaris bekannt ist, welcher, ohne sich mit tiefer Kritik zu befassen, die Uebernatürlichkeit einfach läugnet, die Bibel nach Gefallen auslegt, und endlich so trivial und geschmacklos wird, daß schließlich Predigten über die Behandlung des Rindviehs gehalten und gedruckt wurden; daß der Philosoph Kant den damaligen Predigtstyl „tollgewordene Prosa" nennt, und es weder in Deutschland noch England weit war zu der Meinung:

„Ich hab' es öfter rühmen hören,
Ein Komödiant könnt einen Pfarrer lehren."

Hat diese Richtung auch einzelne ganz tüchtige Männer wie z. B. Dr. Semler aufzuweisen, und muß dem alten Rationalismus auch das Verdienst zugeschrieben werden, den erstarrten Formalismus zerschlagen zu haben, so ist sein Einfluß auf die Theologie, sowie aufs Leben ein höchst beklagenswerther gewesen, und hat diese Bewegung viele charakterlose Menschen, die sich Theologen nannten, wie z. B. den berüchtigten K. F. Bahrdt hervorgebracht.

Einzelne Männer zwar haben auch in jener Epoche fest auf biblischem Grunde gestanden und leuchteten mit Gotteslicht in der Finsterniß. Im Ganzen jedoch war die Theologie als Wissenschaft und als Lebengestaltung doch gar sehr herabgekommen. Gott der Herr aber erweckte sich in Spener, Zinsendorf und Wesley Werkzeuge, die verdorbene Theologie zu reinigen und zu beleben; denn wer in diesen Männern nur die Begründer der neueren inneren Mission sieht, der beurtheilt sie offenbar unrichtig. Ist der durch Spener in's Leben gerufene Pietismus auch keine Lehrrichtung zu nennen, so wirkte derselbe doch dadurch sehr bedeutend auf die Lehre, daß das beinahe verdrängte christliche Leben wieder in den Vordergrund gestellt wurde. Zinsendorf hat mit seinem Motto: Meine Passion ist nur Er — die damalige Theologie bei der Achilles-Ferse gefaßt und Wesley beeinflußte durch seine klaren Begriffe über die Sünde, die Rechtfertigung, die Wiedergeburt und die Heiligung, sowie durch eine Darstellungsweise, welche diese Güter Jedem als realen Besitz anbot, nicht allein seine Zeit, sondern hilft heute noch innerhalb und außerhalb methodistischer Kreise an der Gestaltung theologischer Ideen.

Freilich endigte mit dem Eingreifen dieser Gottesmänner der Sichtungsprozeß noch nicht; derselbe ist heute noch nicht beendigt. Aber jene Bewegungen bezeichnen eine Epoche in der Theologie, in welcher die Hauptsache so festgestellt wurde, daß sie seitdem nie wieder der Welt verloren ging — daß nämlich ächte Theologie ächtes, praktisches Christenleben zu erzeugen habe, daß sie nicht blos ein speculatives Wissen, sondern eine innere Lebensgestaltung, ein habitus practicus sei. Mögen auch um jene Zeit, oder etwas darnach die Nachbeter Kants ihre Vernunft in allen möglichen und unmöglichen Kritiken versucht haben, hatten auch der Idealismus und Schöngeisterei zu Anfang des 19. Jahrhunderts ihre Blüthezeit, mußte die Offenbarungslehre mit der Auflösungskritik später auch einen Kampf auf Tod und Leben bestehen, und kam sie auch in neuester Zeit in Contact mit den Naturwissenschaften, so eroberte sie sich seit die biblische Theologie als Bewußtsein von göttlichen Dingen seit der Zeit Zinsendorfs und

Digitized by Google

Wesley's immer weitere Gebiete, befestigte dieselbe als Wissenschaft und drang auf Entscheidung und Scheidung.

Der letzte Schritt in dieser theologischen Klärung ist ohne Zweifel durch das Erscheinen des Leben Jesu von Strauß (1835) angebahnt worden. Nicht als ob dies Werk ein epochemachendes sei in dem Sinne, daß von ihm schöpferische Gedanken ausgegangen. Im Gegentheil. Seine positive Kraft ist Null, desto größer aber seine zerstörende Wirkung gewesen. Dasselbe bezeichnet nicht eine Epoche, wohl aber eine Krise, in welcher Trennungen stattfanden, Illusionen zerstört, Halbheiten und Unklarheiten aufgehoben wurden. Der theologischen Welt gingen die Augen auf. Man sah deutlich, daß es gelte, sich zu entscheiden, daß die Strauß'sche Bahn nirgends anders hinführen könne als zum atheistischen Feuerbach und von da zum materialistischen Darwin. Wem die Offenbarung noch theuer war, schaarte sich um die Schrift, und in der ganzen christlichen Welt wird seitdem bestimmter als je zuvor die Frage gestellt: Fußt deine Theologie auf dem Schriftgrund oder auf der auflösenden Kritik, gehörst du zu den Positivin oder Negativen? Eine Kluft ist durch den damals entstandenen Kampf geschaffen worden, schärfer begrenzt und weniger überbrückbar als je.

Zwar hat die sogenannte Vermittlungstheologie in England sowohl wie in Deutschland sich ehrlich bemüht, die Gegensätze auszugleichen. Als Vater dieser Richtung darf Schleiermacher bezeichnet werden. Geboren anno 1768 zu Breslau als Sohn eines Feldpredigers, welcher sich zu den Herrnhutern hielt, in herrnhutischen Anstalten erzogen und zugleich mit tiefem Forschungsgeiste begabt, legte er das Wesen der Religion ins Gemüth und bemühte sich dem religiösen Bewußtsein wissenschaftlichen Ausdruck zu verleihen. Schleiermacher war also wie dazu geschaffen, den Conflikt zwischen Dogma und der Aufklärung auszusöhnen, und eine Religion zu bieten, welche dem Herzen genüge und den strengsten Vernunftforderungen der Gebildeten entspreche. Freilich — erreicht hat er dieses Ziel trotz redlichen ehrlichen Strebens auch nicht. Die einen heißen ihn einen unverbesserlichen Orthodoxen, die andern einen vernünftelnden Rationalisten, je nach dem Standpunkt. Aber trotzdem er sein Ideal nicht erreichte, ist durch ihn doch bedeutendes gewonnen worden. Das nämlich, was Spener, Zinsendorf und Wesley im praktischen Volksleben demonstrirten, bewies Schleiermacher den Gebildeten, den Theologen seiner Zeit: daß Frömmigkeit und theologische Kenntnisse zweierlei Dinge seien, daß sie aber in der ächten Theologie zusammen gehören. Er wird deshalb auch öfters der Vater der modernen Theologie genannt.

In Schleiermachers „vermittelnde Fußstapfen" sind in allen protestantischen Ländern eine ganze Reihe von bedeutenden Männern getreten, welche es sich zur Aufgabe machten, die Bibellehre mit allen Anforderungen der Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen. Die „Gläubigen" dieser „Vermittler" aber haben bald erkannt, daß die ungläubige Kritik Forderungen stelle, welchen vom Bibelstandpunkt kaum Genüge geleistet werden könne, und daß es der Negation nicht um Verständigung, sondern um Anerkennung zu thun sei. Man erkannte, daß mit Halbheit höchstens eine Versteckhütte, aber kein Gebäude errichtet werden könne, das dem Sturm widerstehe. Man erinnerte sich an den Ausspruch Lafayette's, welcher einst sagte: Wenns erklärt wird 2 × 4=8, und ein Hitzkopf behauptet es sei zehn, so kommt der Vermittler und spricht salbungsvoll — 2 × 4=9. Tholucks Ausspruch, daß die Wahrheit nicht in der Mitte, sondern in der Tiefe läge, ward beherzigt, und endlich kam es soweit, daß van Osterzee, wohl etwas stark aufgetragen — von Wetterfahnen-Weisheit und Chamäleonstheologie spricht. Heute gehört diese Vermittlungstheologie bereits der Vergangenheit an und unsere zur Entscheidung drängende Zeit hat auf das Banner geschrieben: „Was man ist, das muß man ganz sein."

Werfen wir nun einen Blick auf

II.

Die gegenwärtige Situation,

so sind es drei Gestaltungen, die aus dem geschichtlich kritischen Prozeß hervorgegangen, uns entgegentreten:

1) Die Richtung, welche unter dem Namen — liberale, moderne Theologie bekannt ist; ein gar weiter, dehnbarer Begriff, unter den sowohl derjenige kömmt, welcher, seine Weisheit zur Schau tragend, am Worte Gottes herum „klügelt," als der Materialist, der aus irgend einem Grunde den theologischen Mantel aushängt. So verschiedenartig aber auch die Abstufungen und Schattirungen dieser Richtung sind, so bekennt sie sich gemeinschaftlich zu dem Satze — die Klarheit muß Maßstab der Wahrheit sein, womit gesagt ist, daß Alles, was nicht vor dem Vernunftrecht des Einzelnen bestehe, verworfen werden müsse. So läugnen denn diese Liberalen entweder alles Uebernatürliche in allen seinen Formen, in der Offenbarung, im Wunder wie in der Gebetserhörung; sie nehmen ein wenig Moral aus der heil. Schrift und verwerfen beinahe alles Objektive derselben, vornehmlich den Gottmenschen Christus, den sündlosen Jesus, seine Thaten, seinen Opfertod und seine Auferstehung. Oder diese Meister Klug sortiren das heilige Wort und sagen, diese oder eine andere Wahrheit sei anzunehmen, jene dagegen zu verwerfen. Sie lassen sich den Himmel gefallen, lächeln aber über die ewige Höllenpein, schwärmen für Unsterblichkeit und zucken superklug ob der biblischen Auferstehungslehre die Achseln, und was dergleichen Vernünfteleien mehr sind.

Modern und den Menschen sehr genehm mögen solche Theorien wohl sein, Theologie aber sind sie in so fern und in so weit nicht, als sie Christo keine Huldigung darbringen; das Adjektiv „liberal-modern" hebt das Substantiv „Theologie" auf und so sehr man auch die Aufrichtigkeit und den Ernst ihrer Wortführer schätzen mag — christlich ist derlei Theologie nicht. Hat sie auch auf dem Gebiete der Kritik manches Tüchtige geleistet — fühlt und weckt sie auch den Hunger, so kann der Hunger doch kein Brot hervorbringen, am wenigsten das Brot vom Himmel. Das Gemüth läßt sie unbefriedigt und der Verstand wirft ihr immer neue

Digitized by Google

kritische Fragen entgegen, denn es ist wahr, was Pierson schreibt: „Die moderne Theologie leidet an Widersprüchen, die sich kein Philosoph gefallen läßt." Sie ist weder zum Leben noch zum Sterben geschickt, kann bei dem steigenden Ernst der Zeiten nicht als bewahrendes Salz dienen, mit ihren Fragezeichen keinen wirklichen Trost am Sterbebette bringen und keine vernünftige Hoffnung auf ewiges Leben wecken.

Wer sich auf diesen schlüpferigen Boden wagt, und darauf steht, der ist in Gefahr, im Nihilismus zu versinken. Wird eine christliche Wahrheit geläugnet, weßhalb nicht auch die zweite? Von der Verwerfung der Offenbarung Gottes zu der Verneinung Gottes ist der Schritt nicht so gar groß. Wer aber einmal Gott verläugnet und den Menschen auf den göttlichen Thron gesetzt, der hat nicht mehr weit zur Leugnung des Wesensunterschiedes zwischen Natur und Geist; er läugnet zuletzt die menschliche Freiheit und landet beim Materialismus.

Strauß und hundert andere haben diesen Gang nach Abwärts durchgemacht. Von der Läugnung des Christenthums als geschichtliche Offenbarung zur Läugnung des Gottes, also des Religionsbegriffes (Atheismus, Pantheismus) und von da zur Läugnung des Geistes als einer selbstständigen Substanz und zum Materialismus.

Daß dieser extremste Flügel der Modernen auch durchaus nichts Lebensfähiges als Resultat seiner Theorien aufzuweisen hat, darf nicht befremden, denn aus nichts wird nichts; auf Nullen läßt sich nichts gründen. Es öffnet sich der Abgrund des Nihilismus.

Diese moderne Richtung ist in der ganzen protestantischen Welt weiter verbreitet, als wir uns oft vorstellen. Sie zählt ihre Anhänger in allen Staatskirchen zu Tausenden, sie birgt sich unter dem Deckmantel der Rechtgläubigkeit, oder tritt offen hervor wie im Protestantenverein in Deutschland, welcher — getreu dem weiten Begriff — Orthodoxe, Liberale, Pantheisten und Materialisten zusammenfassen will — sofern sie nur das ethische Prinzip (?) des Christenthums festhalten. In England und den Ver. Staaten, wo die Gründung freier Kirchen verhältnißmäßig leicht ist, sammeln sich diese Modernen in freien Gemeinden und in den Unitarischen oder Universalisten Kirchen, aber auch in den angloſächſiſchen Ländern finden sich nur zu viele, welche, obwohl unter strenger Confessions- oder orthodoxer Bibelflagge segelnd, nur allzu sehr von der modernen Theologie beleckt und angesteckt sind.

Während nun diese Richtung die evangelische Freiheit mehr oder weniger in Zügellosigkeit verkehrte, glaubte eine andere, diesem und anderen Uebeln dadurch begegnen zu müssen, daß sie die evangelische Freiheit durch das unbeugliche kirchliche Bekenntniß knechtete. Dies ist

2) Die radikale Bekenntnißgläubigkeit, der Confessionalismus. — Anstatt zur Macht des evangelischen Glaubens zu greifen, flieht man zurück zur Macht der Vergangenheit, zum 17. Jahrhundert, und stellt den Satz auf: "Teneamus, quod ubique, quod semper, quod ab omnibus creditum est." (Die Theologie des siebenzehnten Jahrhunderts, sie ist die berechtigte Meisterin des neunzehnten.) Ja, diese Confessionalen gehen noch über diese Meisterin, über die Reformatoren hinaus. Hengstenberg, der Vater des restaurirten Lutherthums, und Pusey, der Gründer der hochkirchlichen Partei in England, werden von ihren Schülern und Nachfolgern in den Schatten gestellt.

Der Grundgedanke dieser Strömung ist, einen sakramentalen Gottesdienst herzustellen, das Sakrament zum Vermittler des Heils zu machen, und den Altar über die Kanzel zu erheben. So wird die Taufe zur Wiedergeburt, die Rechtfertigung eine reale Lebensmittheilung durch die Sakramente, die wahre Kirche ist eine sichtbare, und zu ihr gehören alle, die getauft sind, die Amtsgabe ist durch die apostolische Succession real mitgetheilt, Christus ist im Abendmahl real gegenwärtig, Ordination und Confirmation sind sakramentale Handlungen. An die Stelle der katholischen Bischöfe treten protestantische Theologen, an die Stelle des Papstes die Reformatoren, und aus der Glaubenskirche wird eine Confessionskirche.

Diese „reine Lehre" (?) ist das Stichwort, die Krone, das unveräußerliche Heiligthum des Confessionalismus, und anathema sit, wer ein Titelchen davon aufgiebt. Herzensfrömmigkeit wird vom Dogma verdrängt, dieses aber ist nicht ein von Innen herausgeborenes Resultat, sondern eine äußere Formel, ein Rechenexempel, dessen Aufgabe ist — richtig zu rechnen und keine Consequenz zu scheuen.

Daß diese Strömung nicht mehr weit zum Katholizismus hat, liegt auf der Hand. Darum liebäugeln auch viele Führer dieser Richtung mit Rom, ja, der katholische Kirchenbegriff wird von manchen dieser Eiferer geradezu für den rechten erklärt, und Ohrenbeichte, Absolution und letzte Oelung sind von deutschen Neu-Lutheranern, wie Löhe, sowie von dem äußersten Flügel der Puseyiten in England eingeführt worden.

Mit diesem abstrakten Dogmatismus hängt die äußerlich juridische Beweisführung über das Kirchenrecht und den Rechtsbestand der Kirche zusammen, welcher in dem Satze gipfelt, der Kirche sei das Dasein als ungemischte Bekenntnißkirche durch die Landesrechte, und somit durch das Völkerrecht garantirt. (Kliefoth). Und lauscht man der Sprache mancher der Lutheraner in den Ver. Staaten, so könnte man zur Meinung veranlaßt werden, als ob selbst hierzuland nur das Neu-Lutherthum zu Recht bestehe.

Erinnert all dies nur allzu sehr an den Romanismus, so hat diese Richtung auch noch das mit demselben gemein, daß sie überall durchzogen ist von den Anschauungen und Gedanken der Gegenwart, angefressen ist von der modernen Philosophie, die sie bekämpft, und während sie dieselbe im Innern verabscheut, sich mit den Formen ihrer Bildung schmückt. Und das gerade giebt ihr den pikanten Beigeschmack, darin liegt für sie die Möglichkeit, sich mitten in die Zeit hineinzustellen.

Auch das Merkmal der inneren Zerfahrenheit und Uneinigkeit hat der Confessionalismus mit dem Romanismus gemein. Er macht den Versuch, ein großes, ungetheiltes Reich zu errichten, und riecht die Ketzerei auf eine Meile Entfernung, kann aber

Digitized by Google

keine Verehrer nicht unter einen Hut bringen, von denen wohl gesagt werden darf: „Ein Jeglicher frißt das Fleisch seines Armes, Manasse den Ephraim, Ephraim den Manasse, und sie beide miteinander sind wider Judam." (Jes. 9, 20. 21.)

Hat diese Richtung auch das Verdienst, manches zum Verständniß des alttestamentlichen Canons beigetragen zu haben, und hat sie auch die evangelische Theologie auf das andere zu vermeidende Extrem aufmerksam gemacht, so bringt dieselbe doch in keiner Weise Mächtiges und Herz und Leben Umgestaltendes hervor. Handelt es sich darum, den Angriffen des Unglaubens zu begegnen, so nützt es wenig, wenn sich der Confessionalismus in sein Zimmer zurückzieht, da ja das ganze Haus, die gemeinsame Grundanschauung, wovon alle Confessionen ausgehen, bedroht ist. Gilt es, die Kirche fest zu begründen und sicher zu stellen, so vergißt die starre Orthodoxie, daß wohl der christlichen Kirche in ihrer Gesammtheit im Worte Gottes das Bestehen garantirt ist, nicht aber einer gesonderten Kirchengemeinschaft als solcher, und daß die äußerliche Herstellung des Gebäudes noch keine glückliche Zukunft verheißt. Die Kirche unserer Tage bedarf nicht eine rein mechanische Geltendmachung, sondern fortwährende Läuterung, Erfrischung, Entwicklung ihres Bekenntnisses. Ist nun dieser Orthodoxismus weder für den Kampf nach außen, noch für den Aufbau der Kirche besonders tauglich, so erstickt er das christliche Leben im Herzen dermaßen mit Dogmen, Thesen, Formeln und seinem Anathematismus, daß dasselbe kaum je zum Keimen kommt.

(Schluß folgt.)

Kirchliches aus Süddeutschland.

Lieber Doctor!

Sie ersuchten mich seiner Zeit, Ihnen interessante Neuigkeiten über kirchliche und andere Verhältnisse zu berichten. Das ist in unserer schnellen Zeit, in welcher man fast mit Sturmesflügeln durch die Welt reist, keine leichte Sache. In meiner Nachbarstadt existirt ein Blatt: „Neueste Nachrichten". Wenn sich irgend etwas Bedeutendes oder Unbedeutendes ereignet hat, so kann man's sicherlich nach kaum acht bis zehn Tagen in den „Neuesten Nachrichten" schwarz auf weiß gedruckt lesen — und doch wird allgemein geklagt, das sei viel zu spät. Wie soll's mir da gelingen, Ihnen in Amerika mit Neuigkeiten aufwarten zu können?

Doch zur Sache.

Die badische General-Synode,

welche alle fünf Jahre zusammentritt, wurde am 27. September in Karlsruhe eröffnet. Prälat Doll hielt in der kleinen Kirche zuvor eine Predigt über Matth. 23, 8, in welcher er den Gedanken durchführte, daß Alle, die segensreich an der kirchlichen Arbeit sich betheiligen wollten, unter Christus als ihren Lehrer und Baumeister sich stellen müßten. Die geistlichen Mitglieder der Synode waren in ihren Talaren erschienen, gleichwohl war die Betheiligung der Bevölkerung an diesem Gottesdienst gering. Die Synode zählt etwa 60 Mitglieder, zur Hälfte Laien. Die Sitzungen fanden im Ständehaus, im Saal der zweiten Kammer, statt. Die protestantenvereinliche Partei hat die Mehrheit. Auf der äußersten Linken sitzen die Koryphäen des politischen und kirchlichen Liberalismus, Kiefer, Lamey, Schenkel, Zittel, Schellenberg. Die wichtigsten Vorlagen betrafen die Abänderung der Pfarrwahlordnung, einen Gesangbuchs- und Katechismus-Entwurf, Gegenstände, welche seit Wochen in kirchlichen und politischen Blättern, Synoden und Versammlungen, kleinen und größeren Broschüren lebhaft discutirt worden waren. Eine friedliche Vereinbarung der liberalen und orthodoxen Parteien schien eine Zeitlang unmöglich. Besonderes Aufsehen erregte eine Schrift unter dem Pseudonym Paulus Warnemund. Dem Grundsatz huldigend, daß auf einen groben Klotz ein grober Keil gehöre, griff er die Sache nicht mit Glacéhandschuhen an und schonte selbst nicht Personen. Dr. Schenkel nennt er einen „Dämonen", eine „catilinarische Existenz", das "enfant terrible" der liberalen Partei. Der verflossene Präsident des Oberkirchenraths, Nüßlin, ist ihm ein „Götzendiener", der den Götzen „Verfassung" von Grund seines Herzens verehrte. Dem Prälaten Doll ruft er zu, daß Friedfertigkeit nicht gleichbedeutend mit der Achselträgerei zwischen rechts und links sei.

Trotzdem die Gegensätze sich sehr verschärft hatten, befleißigte man sich doch auf beiden Seiten der Mäßigung. Die Pfarrwahl ward im Sinne der liberalen Partei abgeändert, so daß in Zukunft jährlich fünf Stellen vom Großherzog, resp. dem Oberkirchenrath unmittelbar für die Dauer von fünf Jahren besetzt werden sollen. Aber ein und dieselbe Stelle kann nicht zweimal hinter einander auf diese Weise pastorirt werden. Man hat in Baden, wo die ausnahmslose Pfarrwahl seit zwanzig Jahren besteht, erkannt, daß sie nicht das richtige Heilmittel für die Schäden der Kirche ist. Es hat sich, wie von positiver und negativer Seite zugestanden wird, im Lauf der Jahre eine wachsende Summe mißlicher Verhältnisse angehäuft. Mißhelligkeiten mit der Gemeinde, Gesundheitsrücksichten u. A. machen in vielen Fällen eine Aenderung dringend nöthig, aber alle Versuche eines Pfarrers, eine andere Stelle zu erlangen, schlagen fehl. Er meldet sich und meldet sich wieder, aber nirgends wird er gewählt. In der That ein großes Uebel, aber schwer zu entscheiden, für welchen Theil es schlimmer ist, für den betreffenden Geistlichen oder die betroffene Gemeinde. Auch fehlt es für schwierigere Posten oft gänzlich an Bewerbern. Die mit dem Reisesystem Mißvergnügten werden gut thun, sich solche Uebelstände ad notam zu nehmen.

In der Gesangbuchsfrage haben die Liberalen

Digitized by Google

nachgegeben. Wenn der neue Entwurf angenommen wird, so muß das als ein Sieg des Bessern bezeichnet werden. Die meisten von evangelischen Christen geliebten Lieder sollen Aufnahme gefunden haben. „Warnemund" hatte mit trefflicher Ironie den Gegnern des Entwurfs geantwortet, welche behaupteten, die Sprache vieler Lieder sei veraltet. „Nur das können wir nicht verschweigen, daß gewisse Leute manchmal plötzlich nicht zu verstehen behaupten, wenn es ihnen gerade paßt. Wenn Scheffel den Zwerg Perkno in seiner Weinlaune jammern läßt (und gar noch mit lateinischen Lettern geschrieben):

"O wê, min grosses Fas stât lêr,
Si han mirs ûsgesupfit!"

so versteht das ein Stiefelfuchs in Heidelberg genau eben so gut wie Herr Däublin im Markgräflerlande. Und wenn sie auf dem Brandhause im Heidelberger Schlosse beisammen sind, so wird diese „veraltete Sprache" mit einer Begeisterung gesungen, die unter den draußen stehenden Crethi und Plethi ein wieherndes Echo findet. Wenn aber der fromme Dichter singt:

„Werde munter, mein Gemüthe,
Und ihr Sinnen, geht herfür,"

dann kann man das auf einmal nicht mehr singen, denn es ist — veraltet! Welch' infame Heuchelei!

Den neuen Katechismus betreffend scheint man auch den Orthodoxen entgegen kommen zu wollen. Der neue Entwurf, von Prälat Doll bearbeitet, trug der Theologie, der Negation etwas zu sehr Rechnung! Es ist ein Versuch, in einem Athem Ja und Nein zu sagen. Präsident der Kommision zur Berathung dieses Entwurfs ist der liberale Landgerichts-Direktor Kiefer, ein Mann, der nach Warnemund weiter in theologischen Dingen nichts gelernt habe, als daß der Glaube an einen persönlichen Gott ein altes Ammenmärchen sei. Dennoch aber setzte dieser Mann es gegen den liberalen Professor Dr. Holsten durch, daß der Katechismus „im Namen Jesu" beginnen soll, wie es auch sein Verdienst ist, daß gewisse Fragen, welche der Entwurf fallen gelassen hatte, wieder aufgenommen werden. Er vertritt die Ansicht, daß in einem kirchlichen Lehrbuch für das Volk das Bekenntniß der Kirche zum Ausdruck kommen muß.

Da übrigens die Kommissionen, welchen die beiden letztgenannten Vorlagen zur Berathung überwiesen waren, nicht mit ihrer Arbeit fertig wurden, obwohl sie täglich 5 bis 7 Stunden angestrengter Thätigkeit darauf verwandten, so wird nach Jahresfrist die General-Synode zu einer außerordentlichen Session zusammentreten, um über das Schicksal der beiden Entwürfe endgültig zu beschließen. Bis dahin kann sich noch manches ändern.

Die conservative Partei machte auch einen Versuch, den Garten der Landeskirche durch eine Art Zaun nothdürftig vor gänzlicher Verwahrlosung zu schützen, indem sie den Antrag stellte, daß solche Personen, welche die Taufe ihrer Kinder unterließen, des Stimmrechtes in kirchlichen Angelegenheiten verlustig gehen sollten. Derselbe fand aber auf der linken Seite keine Billigung und wurde abgelehnt. Geheimrath Dr. Lamey machte dabei die witzig sein sollende Bemerkung, daß man sich bisher bemüht habe, die Leute in die Kirche zu bringen, der Antrag der Rechten bezwecke, sie auf die möglichst leichteste Art heraus zu bringen. Welches Verständniß für das Wesen der Kirche können aber auch solche Leute haben, welche der Lehre vom „unbewußten Christenthum" huldigen und mit dem „allgemeinen Priesterthum" Spott treiben! Darauf will ich jedoch heute nicht eingehen.

Geheimrath Dr. J. C. Bluntschli, seit vielen Jahren Präsident der badischen General-Synode, führte in den Sitzungen mit anerkennenswerther Unparteilichkeit den Vorsitz zum letzten Male. Mit ernsten und bewegten Worten schloß er am 21. Oktober die Session. Aus der Sitzung zur Audienz gehend, wo das Bureau der Synode vom Großherzog empfangen werden sollte, wurde der trotz seiner 74 Jahre körperlich und geistig vollkommen rüstige Mann auf dem Schloßplatze vom Herzschlag getroffen und hatte nach wenigen Minuten vollendet. Der hohe Orden, womit ihn der Großherzog in Anerkennung der geschickten und gerechten Leitung der Synode auszeichnen wollte, ist ihm nicht mehr zu Theil geworden. Er war in jeder Beziehung ein großer Mann. Schweizer und Deutsche streiten sich um den Ruhm, ihn den ihrigen zu nennen. Seine Wiege stand auf schweizerischem, sein Sarg ruht im deutschen Boden. Geboren wurde Johann Kaspar Bluntschli am 7. März 1808 zu Zürich. Schon als Jüngling hat er mit vollen Zügen aus den Quellen der deutschen Wissenschaft getrunken, welche aus dem wieder befreiten Boden Deutschlands damals besonders kräftig emporsprudelte. In Berlin wurde Savigny, in Bonn Niebuhr dem jungen Gelehrten Meister und Führer. 1830 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wurde Mitglied des Bezirksgerichts, Professor und später Mitglied des Großen Raths. Er war hier das geistige Haupt der conservativen Partei, oder besser einer liberal-conservativen. 1848 folgte er einem Rufe an die Universität München, wo damals Maximilian II. eine auserwählte Schaar wissenschaftlicher Größen um seinen Thron versammelt hatte. Seit 1861 gehörte er Baden und der Universität Heidelberg an. Als Mitglied der ersten und zweiten Kammer übte er großen Einfluß auf die Gesetzgebung des Landes aus. Mit Begeisterung folgte er Bismarck, als er uns mit einem kräftigen Ruck aus schwächlicher Zersplitterung zu staatlicher Einheit führte und Deutschland zur ersten Macht in Europa erhob.

Weltberühmtheit erlangte Bluntschli durch seine Thätigkeit als Rechtsgelehrter. Während seiner Züricher Periode widmete er sich vornehmlich der Rechtsgeschichte, in München dem Staats- und Privatrechte, mit seiner Berufung nach Heidelberg, wo eine mehr internationale Luft weht, tritt die Beschäftigung mit dem Völkerrecht in den Vordergrund. Sein „modernes Völkerrecht der civilisirten Staaten" ist in fast alle Sprachen, diesen Sommer noch auf Veranlassung des auswärtigen Amtes zu Peking in's Chinesische übersetzt worden, und wird diesseits und jenseits des Oceans als bedeutsame Autorität in völkerrechtlichen Streitigkeiten angerufen. Mit bedeutenden Männern anderer Nationen gründete er 1873 das Institut für Völkerrecht, eine Akademie zur Lösung der wichtigsten praktischen und theoretischen Fragen des interna-

Digitized by Google

tionalen Rechts. In Genf, Brüssel und Oxford wurde er von hervorragenden Männern aller Nationen in einer Weise geehrt, wie dies einem deutschen Gelehrten selten zu Theil geworden ist. Er war auch Mitglied des deutschen Zollparlamentes und ein „Meister vom Stuhl" im Freimaurerbund.

Uns interessirt noch besonders die Stellung, welche er in der Kirche eingenommen hat. Im Anfang seiner Wirksamkeit stand er auf mehr positivem Boden. Als 1839 der Große Rath von Zürich David Fr. Strauß als Professor an die theologische Fakultät berufen wollte, gehörte Bluntschli zu denen, welche die Erhebung des Volkes wider die Ausführung dieser Absicht hervorriefen, und er begründete seinen energischen Kampf gegen die Berufung jenes Vertreters der „kritischen Theologie" unter Anderm mit den Worten: „Wir müssen von unsern Boden den Atheismus fernhalten." Im folgenden Jahr sprach er im Großen Rath für den Antrag: „Die der Hochschule gestattete Lehrfreiheit dürfe sich nur innerhalb der Grenzen des biblischen Christenthums bewegen." Von der Wissenschaft sagte er damals, „sie ermangle der Kraft, etwas für sich allein gut zu machen, denn neben dem guten Wissen gebe es auch ein schlechtes." Später entfernte er sich mehr von diesem Boden. Er war einer der eifrigsten Gründer und Förderer des Protestantenvereins, sein langjähriger Präsident und schließlich sein Ehrenpräsident. Vor vielen seiner kirchenpolitischen Freunde hat er sich das eine und andere Mal durch Weisheit und Billigkeit gegen die Vertreter des evangelischen Bibelglaubens ausgezeichnet. So auch in der Heidelberger Pfarrwahl, welche vor einem Jahre viel Staub aufwirbelte. Frommel, ein gemäßigter und besonnener Vertreter des positiven Christenthums war vorgeschlagen, Bluntschli rieth aus Gründen der Billigkeit und Gerechtigkeit gegen die conservative Minderheit dringend zur Wahl dieses Geistlichen, aber Schenkel, Holsten und Consorten waren nicht zufrieden damit, daß „Hönig die Kanzel der Negation, Schwarz die Kanzel der Mittelmäßigkeit und Schellenberg die Kanzel der Impotenz" inne hatten, setzten die Wahl Schück's durch, so daß der „alte Glaube" in den Kirchen Heidelbergs mundtodt gemacht ist. Als auf der General-Synode Prof. Holsten glaubte, die Heidelberger Pfarrwahl vertheidigen zu müssen, entzog ihm Bluntschli unwillig das Wort und gab so seinen Gedanken über diese Angelegenheit einen unzweideutigen Ausdruck.

Er war ein hervorragender Geist, besaß eine ungewöhnliche Arbeitskraft und war für seine Sache auf den verschiedensten Gebieten thätig bis zum letzten Athemzug.

Hiermit genug für diesmal. Das nächste Mal etwas über Fragen des Unterrichts.

Karlsruhe, im November 1881.

Ihr Correspondent.

Aus einem Seelsorger-Amte.

Der vor sechzehn Jahren heimgegangene Pfarrer Schöler zu Andernach erzählte einst in einem Vortrage aus seiner Seelsorge folgendes: In meiner Gemeinde lebte ein Greis. Vor vierzig Jahren war er aus der Ferne gekommen und als treuer, arbeitsamer Handwerker war er zu bescheidenem Wohlstande gekommen. Jetzt lag er schwach darnieder, und das Asthma plagte ihn sehr. Als wir bei einem meiner Besuche vom geduldigen Kreuztragen sprachen, sagte ich: „Gott legt einen bisweilen in's Bett als in einen Gedankenwinkel, da man rückwärts und vorwärts, unterwärts und aufwärts blicken soll und bindet einen durch Krankheit so lange fest, bis man in Wahrheit wisse, warum?" Bei meinem nächsten Besuche rief er mir freudig entgegen: „Jetzt weiß ich, warum ich in diesem Gedankenwinkel liege. Jetzt sind's über sechzig Jahre, daß ich in der Schule gesessen, dann bin ich in der Fremde herumgezogen, und nun sind's schon vierzig Jahre, daß ich hier im Dorfe lebe. Seit ich nun des Tages liegen muß und des Nachts nicht schlafen kann und viel Noth habe von wegen des Athmens, sinne ich zurück, und mein Schulmeister und mein Pfarrer, Catechismus und Confirmanden-Unterricht sind mir in den Sinn gekommen. Da hab' ich mich mit den Fragen des Catechismus gefragt, daß ich ihn nun ganz wiederhole. Aber einiges will mir nicht vollkommen beifallen." Da stand ich auf und fragte ihn feierlich: „Was ist dein einiger Trost im Leben und im Sterben?" Der Alte setzte sich aufrecht im Bette, faltete die Hände, und mit freudig bewegter Stimme sprach er: „Daß ich mit Leib und Seele, beides, im Leben und im Sterben, nicht mein, sondern meines getreuen Heilandes Jesu Christi eigen bin." Ich kann nicht sagen, wie mich das ergriff. Ich brachte ihm den Heidelberger Catechismus. Er fand alles genau darin wieder, und er freute sich wie ein Kind. Auch noch andere köstliche Dinge seiner Jugendtage grub er aus seinem Gedächtniß heraus, Schatz um Schatz; Psalter, Lieder und glaubensvolle Gebete. Die Seelsorge hatte jetzt einen großen Reichthum an Anknüpfungspunkten. Er ist seitdem aus der Diaspora zur seligen Heimathsgemeinde in Frieden eingegangen.

Als ich meine erste Gehülfenstelle bekleidete, erzählte ein Lehrer, kommt eines Tages bei Beginn der Freiviertelstunde eine kleine Schülerin von acht Jahren zu mir an's Pult und sagte leise zu mir: „Ich will dir was sagen." — Was willst du mir denn sagen?" frage ich sie. „Ich habe für dich gebetet," war ihre Antwort. „Das ist ja schön von dir," sage ich, „und was hast du denn gebetet?" „Daß du möchtest in den Himmel kommen!" Unvergeßlich wird mir dieser Augenblick bleiben.

Digitized by Google

Sonntagschul-Lektionen.

Erstes Vierteljahr.

Sonntag, 1. Januar 1882. Mark. 1, 1—13.

Der Anfang des Evangeliums.

Haupttext: Siehe, ich will meinen Engel senden, der vor mir her den Weg bereiten soll. Und bald wird kommen zu seinem Tempel der Herr, den ihr sucht, und der Engel des Bundes, deß ihr begehret. Siehe, er kommt, spricht der Herr Zebaoth. Maleachi 3, 1.

I. Der Anfang des Evangeliums (V. 1—3.) **V. 1.** Dies ist der Anfang &c. Markus will seinen Lesern zeigen, wie das Evangelium (d. h. die frohe Botschaft, vergleiche Matth. 4, 23; 11, 5; 24, 14) oder die Predigt des Heils ihren Anfang genommen habe mit der Predigt der Buße. Darum beginnt er nicht, wie Matthäus Kap. 1 und 2, und Lukas Kap. 1 und 2, mit Geschlechtsregistern und Abstammung, Geburt und Kindheit Christi, und ebensowenig wie Johannes mit der Lehre von Christo als dem ewigen fleischgewordenen Wort (Joh. 1, 1—18), sondern sofort und unmittelbar mit der Predigt des Täufers selbst, ganz wie z. B. auch Petrus im Hause des Cornelius that (Apstg. 10, 37 ff.), und wie es überhaupt in der Apostelzeit der natürliche, allgemein übliche Gang der evangelischen Ueberlieferung und Verkündigung war (Apostg. 1, 22.) Von Jesu Christo &c. Damit ist abermals gleich von vorn herein der Haupt- und Mittelpunkt des ganzen Evangeliums genannt, wiederum ganz entsprechend dem bekannten Bekenntniß des Petrus (Joh. 6, 6; Matth. 16, 16), an das sich hier Markus als sein Dolmetscher und Mitarbeiter anschließt, der sein Evangelium nicht wie Lukas (1, 3) erst auf dem Wege mühsamer Forschung, sondern wahrscheinlich aus des Apostels eignem Munde empfangen hat.

V. 2 und 3. In den Propheten, nämlich dem ersten und letzten der prophetischen Bücher des Alten Testaments (Jes. 40, 3, und Mal. 3, 1), welche Stellen Markus ohne Unterbrechung dicht aneinander anreiht und mit einander so verbindet, daß er letztere als die allgemeiner lautende voranstellt, und die erstere als die bestimmtere und deutlichere, auf die Erscheinung und Bedeutung des Täufers noch unmittelbarer passende und anwendbare erst nachfolgen läßt.

II. Johannes der Täufer (V. 4—8). Auch dieser steht ohne alle Rücksicht auf seine Entwicklung, Jugendgeschichte &c. gleich als fertiger Mann da.

V. 4. In der Wüste oberhalb des todten Meeres am Jordan, nah seinem Geburtsort (Luk. 1, 80). Zwei Dinge sind von ihm gesagt: a) er taufte, und zwar ausdrücklich nach göttlichem Befehl (Joh. 1, 33), und b) er predigte von der Taufe der Buße, d. h. er bezeugte mit seiner die Taufe begleitenden Predigt, daß sie eine Taufe zur Buße sei, und zwar nicht blos, indem sie zu derselben verpflichtet und mahnt, sondern auch, indem sie dieselbe sinnbildlich darstellt und in's Werk setzt. Zur Vergebung &c. Dies ist der letzte Zweck der Taufe und Buße, diese selbst sind also blos Mittel.

V. 5. Es ging zu ihm hinaus, seinem Rufe folgend, das ganze jüdische Land, welches zuerst und zunächst von seiner Predigt berührt ward. Er selbst ging nicht zu den Menschen, sondern sie mußten kommen und sich's etwas kosten lassen, seiner Predigt und Taufe theilhaftig zu werden; das Seligwerden erfordert eine sittliche That und Arbeit, eine ernste Selbstanstrengung, Selbstbethätigung und Selbstverläugnung, einen willenskräftigen Entschluß. Bekannten ihre Sünden, ohne Zweifel auch ausdrücklich mit Worten. Zwar kann die Buße auch ohne solches ausdrückliche Bekenntniß, das darum auch nicht nothwendig immer ein lautes und öffentliches sein muß, thatsächlich da und wirklich eine wahre sein, nämlich als innere Umkehr zu Gott, aber zu einer ganz durchgreifenden, auch für Andere äußerlich erkennbaren Umwandlung kommt es doch meistens nur da, wo auch die natürliche Scheu und Scham des stolzen Herzens, sich als Sünder ausdrücklich schuldig zu geben und anzuerkennen, gebrochen wird.

V. 6. Schon die ganze persönliche Erscheinung des Täufers predigt Buße, heiligen Ernst und strenge Weltentsagung; Wüstenkleid und Wüstenkost beweisen genugsam, wer er ist (vergl. Luk. 7, 25 als Gegenstück) und was er will; ähnlich schon beim alten Elias 2 Kön. 1, 8.

V. 7 und 8. Kommt nach mir und ist schon im Anzug begriffen. Der Gegensatz des Täufers und des Messias: Jener kann mit seiner geringen Wassertaufe das rechte volle Heil noch nicht gewähren, sondern nur verheißen und die Herzen zum Empfang desselben vorbereiten, erst Jesus setzt durch seine Geistestaufe, die zugleich eine nicht blos von außen, sondern auch von innen reinigende und läuternde Feuertaufe ist (Matth. 3, 11; Maleachi 3, 3), die Seinen in den ganzen Besitz desselben; jene deckt blos die Sünde auf und fordert Buße durch Gesetzespredigt, diese wirkt lebenskräftig und geistesmächtig auf die Herzen durch das Wort des seligmachenden Evangeliums, das allein die wahre Buße schafft; hier erst ist vollendet und wirklich erfüllt, was dort blos angedeutet und sinnbildlich dargestellt und abgeschattet war.

III. Jesus der Messias (V. 9—13). a) Die Messiasweihe durch die Taufe (V. 9—11).

V. 9. Zu derselben Zeit, nämlich als das Obenerzählte geschah; von Nazareth, wo er in stiller Verborgenheit gelebt hatte bis in's dreißigste Jahr (Luk. 3, 23); von Johannes, der sich anfänglich in seiner Demuth dessen geweigert hatte (Matth. 3, 14).

V. 10. Alsobald stieg er &c., denn die Taufe war für ihn nur ein kurzer Durchgangspunkt

Digitized by Google

und geschah nur, „um alle Gerechtigkeit zu erfüllen," eine sündentilgende Kraft und Wirkung hatte sie für ihn, den einzig Gerechten, vollkommen Heiligen und Sündlosen, natürlich nicht, wohl aber die eigenthümliche Bedeutung einer Art göttlicher Einsetzung in sein Messiasamt, nicht blos der äußeren Einführung in dasselbe, sondern auch der inneren Begabung und Ausstattung für dasselbe durch eine besondere Geistesmittheilung, die er eben für dieses besondere Amt auch noch in besonderem Maße und besonderer Weise bedurfte, obwohl er seinem ganzen göttlichen Wesen nach schon aus dem Geiste stammte (Luk. 1, 35; Matth. 1, 20). Und zwar geschah sie in einer für ihn selbst und für den Täufer (Joh. 1, 32) sichtbaren Form: gleichwie eine Taube, also jedenfalls nicht als eine wirkliche leibhaftige Taube, wohl aber als etwas Wahrnehmbares und also auch Körperliches, etwa in Taubengestalt. Seiner Natur nach ist ja der heilige Geist unsichtbar, die Taube ist also nur das sinnvolle Bild und äußere Wahrzeichen des geheimnißvollen inneren Vorgangs, gerade wie Sturmwind und Feuerflammen an Pfingsten (Apstg. 2, 2 ff.), wobei beide einander genau entsprechen: die Sache dem Zeichen und das Zeichen der Sache, denn es ist ja der lautere, sanfte, stille Geist, der über ihn kommt und in ihm und durch ihn wirkt; wahrnehmbar war dabei vielleicht nur ein heller Lichtschimmer, der sich wie nach Taubenart leicht und leise in sanftem Flug hernieder schwebend langsam auf ihn herabsenkte.

V. 11. Dazu kommt nun noch das hörbare Wort, das sich unmittelbar an Jesum selbst wendet als bestätigendes göttliches Zeugniß, als Anerkennung und Offenbarung derselben als des Messias. Wir haben hier also gewissermaßen alle drei Personen der Gottheit beisammen: die Stimme des Vaters, den Sohn als Täufling und den Geist als göttliche Kraft und Gabe.

b) Die Messiasprobe in der Versuchung (V. 12 und 13).

V. 12. In die Wüste, d. h. aus der Wüste, in der er sich schon bei Johannes befand (V. 4) noch tiefer in die Wüste hinein, vielleicht bis in die Gegend von Jericho.

V. 13. Vierzig Tage, während dieser ganzen Zeit wurde er nach Luk. 4, 2 vom Teufel versucht, bis zuletzt die Versuchung in die bekannten drei Vorgänge gleichsam wie in ihre Spitzen auslief. Von den (wilden) Thieren, obwohl sie nicht wagten, ihn anzugreifen (vergl. Daniel in der Löwengrube), wurde er beständig bedroht, von den (guten) Engeln zuletzt erst (Luk. 4, 2) als Sieger bedient und geehrt, obwohl sie unsichtbar auch schon während der ganzen Versuchungszeit ihn schützend umgeben hatten; jetzt aber warten sie ihm ab, wohl auch durch leibliche Erquickung, und huldigen ihm als dem Ueberwinder. So macht Christus aus der Wüste ein Paradies, wie Adam, der die Versuchung nicht bestanden, aus dem Paradies eine Wüste gemacht hatte.

Zusammenhang von Taufe und Versuchung: dort Christi Verherrlichung und Stärkung zum Amte, hier sein Kampf und seine erste siegreiche Bewährung im Amte, die zugleich die innere Vorbereitung aber auch Bürgschaft für alle künftigen Siege ist; für die Seinen ist Beides ein tröstendes, aber auch mahnendes Zeichen: sobald wir Gottes Kinder werden, treibt uns der Geist (Röm. 8, 14), aber alsbald findet sich auch Kreuz, Leiden und Versuchung, jedoch auch Kraft und Sieg durch den Glauben an Den, der den Bösewicht auch für uns bereits überwunden.

Entwurf. Wie uns auch auf der Schwelle des neuen Jahres wieder das alte Evangelium begrüßt mit seinem dreifachen Segen:

a) Mit seinem Ernst, denn es mahnt uns zur Buße (V. 1—6);

b) Mit seinem Trost, denn es weist uns auf Christum (V. 7—11);

c) Mit seiner Kraft, denn es stärkt uns im Kampfe (V. 12—13).

Sonntag, 8. Januar '82. Mark. 1, 14—28.

Erstes Auftreten in Galiläa.

Haupttext: Das Volk, so im Finstern wandelt, siehet ein großes Licht, und über die da wohnen im finstern Lande, scheinet es helle. Jes. 9, 2.

I. Die erste Predigt (V. 14 und 15). **V. 14:** Ueberantwortet, d. h. von Herodes, dem Vierfürsten von Galiläa behufs künftiger Hinrichtung in's Gefängniß gelegt (6, 17 ff.) In Galiläa, und zwar zunächst in Nazareth anfangend, dann aber sich bald nach Kapernaum als künftigem Hauptaufenthaltsort wendend, vergl. Luk. 4, 16 ff. Nach Johannes beginnt die Wirksamkeit Christi in Judäa, nach den drei übrigen Evangelisten in Galiläa; aber dies ist kein Widerspruch, denn auch diese setzen ein früheres Auftreten in Judäa voraus, z. B. Luk. 4, 14, „in der Kraft des Geistes," also offenbar nach bereits vorangegangener Ausübung seines Messiasamtes. Dort in Judäa soll und will er zunächst noch gemeinsam mit dem Täufer wirken, um zu zeigen, wie dieser bereits dieselbe Arbeit begonnen habe, die er selbst nun vollenden soll, daß beides also im Grunde nur Ein Werk sei, und das Alte und Neue Testament nicht nur äußerlich in geschichtlichem Zusammenhang stehen, sondern auch innerlich ihrem Wesen nach zusammen gehören, wie die Vorbereitung und die Erfüllung, die Weissagung und die Vollendung; daher er auch seine ersten Jünger ohne Zweifel von Johannes selbst empfing. Erst da, als das Werk des Letzteren zum gewaltsamen Abschluß gekommen war und Jesus selbst bereits mehr Jünger in Judäa gewonnen hatte, als der Täufer und somit dort seine Stelle völlig ausgefüllt war, zog er nach Galiläa, um auch dort das Werk desselben, das er nicht zerfallen lassen will und darf, auf's Neue aufzunehmen, auf höherer Stufe fortzusetzen und zu beenden. Außerdem war er hier, selbst im Gebiet der Herodes verhältnißmäßig doch noch sicherer, als in Judäa, wo er nach Joh. 4, 1 ff. bereits Gegenstand feindseliger Beobachtung der Pharisäer geworden, ja seit der Bethesdaheilung mit heimlichen Mordanschlägen bedroht gewesen war (Joh. 5, 16; 7, 19 ff.), besonders wenn er vorerst noch persönlich in unmittelbare Berührung

Digitized by Google

mit den Vierfürsten kam, der erst später nach Tiberias übersiedelte.

V. 15. Die Zeit, die bewußte, große, von Gott bestimmte, von ganz Israel ersehnte Zeit, die rechte Zeit, ist erfüllt (Gal. 4, 4), ist nun da und thatsächlich angebrochen durch die Verwirklichung der prophetischen Weissagungen, das Reich Gottes, das diese noch als ein erst zukünftiges angekündigt hatten, ist herbeigekommen, ist in seiner Person gegenwärtig geworden, ist vorhanden. Alles was geschieht, geschieht nach göttlichem Plane, und wird nicht eher ausgeführt, als bis seine Stunde schlägt. Buße und Glaube, die zwei großen Grundgedanken von Christi Reichspredigt und jeder evangelischen Heilsverkündigung und zwar gerade in dieser, nicht in umgekehrte Ordnung.

II. Die ersten Jünger (V. 16—22). **V. 16.** Sah er, wie im Vorbeigehen, aber doch mit den Augen eines Solchen, der es auf etwas besonderes abgesehen hat; in's Meer werfen, eigentlich: im Meer herumwerfen, um ihnen eine neue bessere Lage zu geben, dies zeigt ihren unermüdlichen auf Erfolg hinzielenden Eifer nach der vergeblich durchgearbeiteten Nacht (Luk. 5, 5). Der Ruf des Herrn trifft sie also bei der treuen Arbeit im irdischen Beruf, um ihnen in demselben ihren himmlischen vorzuhalten, denn keiner von beiden soll über den andern vergessen oder versäumt werden, wie sie ja einander auch nicht ausschließen. Ohne einen solchen Ruf aus eigenem Antrieb allein ist unser natürlicher Mensch weder geneigt noch geeignet dem Herrn nachzufolgen, er selbst muß uns zuvorkommen und thut es.

V. 17. Folge mir nach, Grundforderung für jeden Jünger des Herrn, insbesondere jeden Prediger, wenn seine Wirksamkeit Erfolg haben soll. Diese Forderung war keine zu strenge, da sie Jesum nach Joh. 1, 35 ff. von früher her schon kannten und durch den reichen Wunderfischzug (Luk. 5, 7) insbesondere einen so überwältigenden Eindruck von ihm empfangen haben mußten, daß sie sich um so leichter nun auch zur bleibenden Nachfolge und beständigem Apostelдienst entschließen konnten.

V. 18. Alsbald: ohne Zaudern und Zögern vergl. Gal. 1, 16. Verließen 2c. also nicht ohne Selbstverläugnung: Gottes Bereitwilligkeit, uns zu seinen Jüngern und Zeugen zu berufen, muß unsere eigene entsprechen, alles daran zu geben und zu opfern, nicht blos die Sünde selbst, sondern auch das Irdische, sofern es uns an der beständigen Nachfolge hindern kann. Dieses Verlassen muß jedenfalls innerlich, bei besonderen Verhältnissen und Veranlassungen aber auch äußerlich geschehen, vergl. Matth. 19, 27; aber welch ein Gewinn für allen Verlust: — (vergl. Matth. 19, 29), ist doch eine einzige gerettete Menschenseele mehr werth, als die große weite Welt!

V. 19. Flickten zu weiterem Gebrauch, denn so lange Er nicht auch sie besonders berufen hatte, blieben sie bei'm bisherigen Tagewerk stehen, jetzt aber rief er ihnen zum Zeichen, daß das Wort für jenes erste Brüderpaar (V. 17) auch dem zweiten gelte.

V. 20. Mit den Taglöhnern, so daß er also auch ohne sie das Gewerbe fortsetzen konnte und nicht hilflos dastand.

V. 21. Und sie gingen, nämlich Jesus mit diesen vier ersten seiner Jünger vom Seeufer bei Bethsaida nach dem nicht sehr weit entfernten, mehr landeinwärts gelegenen Kapernaum, und zwar ohne Zweifel in das Haus des Petrus selbst (Matth. 8, 14) so daß er dessen Wort bei'm Fischzug (Luc. 5, 8) durch die darauf folgende Heilung seiner Schwieger (V. 30 ff.) in sein gesegnetes Gegentheil verkehrte. Lehrte, auch hier wie schon zuvor in Nazareth (Luc. 4, 16 ff).

V. 22. Schildert den Eindruck seiner gewaltigen Predigt: entsetzten sich, d. h. wurden tief ergriffen und mächtig bewegt. Gewaltig, als Einer, dem die volle Macht der Sünde als eine von Gott verliehene Kraft über die Gemüther zu Gebote stand, und nicht wie die Schriftgelehrten, die blos einzelne Stellen nach altüberlieferten Regeln auslegten, umdeuteten und anwandten, sondern als Einer, der sich bewußt war, selbst der Mittler und persönliche Träger göttlicher Offenbarung zu sein und das Wort redet als freie Mittheilung eines ihm schon ursprünglich eigenthümlichen Besitzes der vollen ganzen Gotteswahrheit.

III. Das erste Wunder (V. 23—28). **V. 23.** In ihrer Schule, wahrscheinlich unversehens mit eingedrungen, vielleicht hatte er auch sonst ruhigere Stunden, wo man ihm den Zugang gestattete. Besessene (ganz wie auch Petrus Apostelgesch. 10, 38 nur von solchen redet), d. h. von einem (unsauberen) Geiste in Besitz genommene und ganz und gar beherrschte Personen, die meist auch zugleich körperlich erkrankt, nach Leib und Seele in Satans Gewalt standen.

V. 24. Und sprach, nämlich der böse Geist durch des Menschen Mund. Halt ein! Ausruf des Unwillens und Entsetzens, der Angst und Furcht vor der drohenden Gefahr, des Schreckens und Entsetzens, vergl. Jak. 2, 19. Was haben wir 2c.: Dieser Eine spricht im Namen aller andern, denn sie bilden zusammen ein ganz eng verbundenes Reich der Finsterniß. Sinn: Wir wollen mit dir nichts zu thun haben, laß ab von uns! Jesu von Nazareth, die gewöhnliche Bezeichnung Christi, als Erlöser und demüthiger Menschensohn, gegenüber seiner göttlichen Majestät und himmlischen Herrlichkeit als König, vergl. 16, 6. Joh. 19, 19. Apostelgesch. 2, 22 bis 24. 22, 8. Uns zu verderben, nicht: zu vernichten, denn er will nicht die Existenz des Teufels selbst aufheben, sondern nur seine Werke zerstören (1 Joh. 3, 8) d. h. seine bösen Absichten gegen die Menschen zu nichte machen und sie aus seiner Knechtschaft erlösen; er will auch hier den bösen Geist selbst nicht des Daseins berauben, sondern nur seiner gegenwärtigen Wohnstätte, ihn aus dem von ihm gequälten Menschenleib, den er sich als Wohnort angemaßt hat, während er doch vielmehr ein Tempel des heil. Geistes zu werden bestimmt ist (vergl. 1 Cor. 6, 19), austreiben, so daß er heimathlos in der Irre werden muß (Luc. 11, 24), oder auch ihn in's Gefängniß der Hölle verschließen (vergl. 2 Petri 2, 4); damit geben also auch die Dämonen selber zu, daß Christus vollkommene Macht über sie habe. Ich weiß (vergl. Matth. 8, 29), wenn es auch der arme Besessene selbst und die andern Menschen noch nicht wissen; er weiß also sehr

Digitized by Google

gut, daß er zwar der Heiland, aber eben so gut auch, daß er das für ihn und seines gleichen nicht mehr ist, sondern blos für die durch des Teufels List und Macht verführten gefallenen Menschen, für die gefallenen Engel aber nur noch der strafende Richter, seine Erlösungs- und Gnadenkraft für jene wird für diese zur Macht des Verderbens, die Seligkeit der Menschen für die Teufel die Ursache ewiger Unseligkeit, ihr Geist und Untergang; wenn sie ihn auch noch kennen, ja sogar bekennen, ist's doch umsonst und vergebens, nur den Menschen, nicht ihnen, gereicht diese Erkenntniß Christi zur Seligkeit (Joh. 17, 3) und doch wollen gerade sie nichts von ihm wissen (Joh. 9, 29.) Der Heilige Gottes, hier redet selbst der Geist der Lüge noch die Wahrheit.

V. 25. Verstumme! Jesus weist jedes Zeugniß mit Ausnahme seines eigenen durch Wort und Wunder gegebenen ab (Matth. 8, 29). Seine Messianität soll nicht voreilig vorbereitet werden, am wenigsten durch die Dämonen, mit dem Reich der Finsterniß hat sein Reich des Lichtes nichts zu thun (2 Cor. 6, 14). Er will keine Empfehlung aus solchem Munde, damit nicht die Lästerung seiner Feinde (vergl. Matth. 12, 24) scheinbar dadurch bestätigt würde.

V. 26. Riß ihn krampfhaft hin und her mit verzerrten Gliedern; er läßt noch einmal seine ganze, freilich ohnmächtige Wuth an ihm aus, aber ohne ihm schaden zu dürfen (Luc. 4, 35). Wenn der Teufel weichen muß, so wüthet und tobt er gewöhnlich noch gar schrecklich, muß aber dennoch das Feld räumen. Schrie laut, d. h. nur noch in unartikulirten Schmerzenslauten des Zornes und Grimms, vernehmliche Worte sprechen darf er nach V. 25 nicht mehr, es ist nur noch der gelle Ruf der Verzweiflung. Doch zeigt sich darin noch einmal die ganze furchtbare Macht der Finsterniß, aber auch die noch größere des Herrn.

V. 27. Erstaunten, nämlich über beides, seine Lehre und Wunderthat, die sie ganz richtig mit einander in Verbindung setzten; aus dem Hervortreten einer neuen Wundermacht der erlösenden Liebe schließen sie mit Recht auch auf das Hervortreten einer neuen Offenbarung der göttlichen Wahrheit. Gehorchen ihm, was doch bei unsern Schriftgelehrten nie geschah (vergl. Matth. 12, 24).

Entwurf. Jesus, das Licht der Welt; wie es

a) hineinleuchtet in jedes Herz (V. 14, 15),
b) anzieht, was ihm verwandt ist (V. 16—22),
c) ausscheidet, was aus der Macht stammt (V. 23—28).

Sonntag, 15. Januar '82. Mark. 1, 29—45.

Jesus, der Arzt der Kranken.

Haupttext: Und sprach: Wirst du der Stimme des Herrn, deines Gottes, gehorchen, und thun, was recht ist vor ihm, und zu Ohren fassen seine Gebote, und halten alle seine Gesetze, so will ich der Krankheiten keine auf dich legen, die ich auf Aegypten gelegt habe; denn ich bin der Herr, dein Arzt. (2 Mos. 15, 26.)

I. Die Heilung der Schwieger des Petrus (V. 29—31).

V. 29. Und sie, nämlich Jesus und seine bis jetzt gesammelten Jünger (V. 16) gingen bald nach dem (V. 23 ff.) erzählten Wunder.

V. 30. Das Fieber, und zwar ein hartes, gefährliches (Luc. 4, 38) sagten sie ihm von ihr und baten für sie um Hilfe, da sie ja soeben erst seine Macht zu helfen gesehen hatten. Die Erfahrung stärkt den Glauben, und mit dem Glauben wächst die Fürbitte.

V. 31. Verließ sie bald, d. h. alsbald, so daß die Genesung nicht erst allmählich, sondern auf der Stelle erfolgte: diente ihnen (wartete auf wie V. 13) in sofortigem Wiederbesitz ihrer Kräfte durch Bereitung eines Mahls und gastliche Aufnahme. Wohin Christus kommt, da flieht alle Noth und zwar sogleich, „sogleich ins Haus (V. 29), sogleich zur Sache (V. 30), sogleich geheilt (V. 31)."

II. Die Heilung der Kranken in Kapernaum (V. 32—39).

V. 32. Am Abend, also nach dem gesetzlichen Schluß des Sabbaths (V. 21), ihre eigene Sabbathruhe hielten sie zwar, aber auf seine Nachtruhe nach angestrengtem Tagewerk nahmen sie keine Rücksicht. Hier werden leiblich Kranke und geistig Besessene von einander genau unterschieden, ein Beweis, daß die Besessenheit jedenfalls nicht blos ein leibliches Uebel (Nervenleiden 2c.) war; sie brachten sie, was sie bisher noch nicht gewagt hatten, weil die Pharisäer auch solche Liebeswerke an Nothleidenden als Sabbathschändung nicht gestatten wollten (Joh. 5, 16).

V. 33. Vor der Thür des Hauses (V. 29), um die Heilung mit anzusehen.

V. 34. Viele Kranke, so viele nämlich, als zu ihm gebracht wurden, und diese alle von allen ihren verschiedenen Krankheiten (mancherlei Sachen), denn kein Leiden war für ihn unheilbar.

V. 35. Des (andern) Morgens in aller Frühe verläßt er Haus und Stadt und geht in eine wüste Stätte (in der Nähe von Kapernaum), d. h. eine stille Einöde zum einsamen ungestörten Gebet als Vorbereitung und Stärkung zu seinem weiteren Werk (V. 39 ff.); er macht auch die Wüste durch stille Gebetsfeier zum heiligen Gottestempel und diese einsamen Gebetsstunden sind die Segensquellen für seine öffentliche Arbeit. Er verbindet also beides schön mit einander: Gebet und Arbeit; ehe er an sein Tagewerk geht, betet er zuvor, obwohl er als die ganze Fülle und Allmacht der Gottheit in sich tragend und in ununterbrochener, ungeschwächter Gemeinschaft mit dem Vater flehend, des Gebets nicht ebenso wie wir bedurft hätte und zwar betet er auf die rechte Art, so ernst und eifrig, daß er selbst einen Theil seiner Nachtruhe dafür opfert und am rechten Ort, in der einsamen stillen Wüste, im verborgenen Kämmerlein. Aber er betet nicht blos, sondern er arbeitet auch und zwar gleichfalls in der rechten Gott wohlgefälligen Weise, aus dem Drang herzlicher Liebe, im klaren Bewußtsein seiner heiligen Pflicht (vergl. V. 38), und darum auch begleitet vom herrlichsten Erfolg.

Digitized by Google

V. 36. Eilten ihm nach, um ihn bei dem neuen Andrang des Volkes, das schon wieder mit neuen Kranken und Besessenen sich vor dem Hause sammelte und Hilfe begehrte, zurückzurufen.

V. 38. Sprach zu ihnen, dies Ansinnen zurückweisend und ohne sich vom Volke aufhalten zu lassen (Luk. 4, 22 ff.); in die nächsten Städte und Ortschaften des umliegenden Landes, statt wieder nach Hause. Er verschmäht auch die geringen Dörfer nicht, sondern zeigt sich überall, wo man ihn braucht. Dazu bin ich gekommen, nämlich in die Welt, vom Vater gesendet, vergl. Joh. 16, 27 ff., nicht aber um nur einer einzelnen Stadt blos leibliche Hilfe zu bringen.

V. 39. In ganz Galiläa, d. h. dem nächstgelegenen Bergland, wo er mehrere Wochen zubrachte, um nun auch diese ganze Gegend geistig zu wecken und für sein Reich zu erobern. Es ist darin die schnelle Ausbreitung des Werkes Christi geschildert in drei immer mehr sich erweiternden Kreisen: „Das gläubige Haus, die empfängliche Stadt, das erschütterte Land". Aus Kleinem Großes: Jesus mit den vier ersten Jüngern in Galiläa — der Anfang der Weltmission.

III. Die Heilung des Aussätzigen in Galiläa. (V. 40—45.) V. 40. Bat ihn, indem er ihn schon beim Herankommen um Hilfe anrief, kniete ꝛc., dies that er natürlich erst dann, als er sich ganz nahe herbei-, wahrscheinlich sogar bis in das Haus, wohin er ging, hineingewagt hatte, weil ihn die Noth trieb, wie 2, 4; Luk. 7, 36 ff. Es zeigt dies aber zugleich auch die heilige Ehrfurcht, womit er zu Jesu kommt, das Wort: Willst du ꝛc. dagegen das unbedingte entschiedene Vertrauen, daß er ihm helfen könne und wolle und zugleich das demüthige Gefühl der eigenen Unwürdigkeit.

V. 41. Jammerte, diesen Zug berichtet hier nur Markus allein, der überhaupt gern diese innersten Bewegungen seines Heilandherzens und die ihnen entsprechenden äußeren Geberden bemerkt.

V. 42. Alsbald, bei dem Aussatz, der sonst nicht blos nicht langsam, sondern überhaupt gar nicht zu heilen war, war dies ein um so größeres Wunder.

V. 43. Trieb ihn von sich, d. h. entfernte ihn gewaltsam, nicht blos: schickte fort, und zwar in einer gewissen Erregung (Matth. 9, 30); aber jedenfalls nicht aus Furcht vor Ansteckung, auch nicht gleichsam zur nachträglichen Strafe dafür, daß er sich gegen das ausdrückliche Verbot des Gesetzes so nahe herzugedrängt hatte, sondern wohl nur in der Absicht, ihn zur Eile anzutreiben und förmlich zu drängen, sich alsbald, ohne zuvor noch lange sich mit vielem Gerede über seine Heilung aufzuhalten und so vielleicht sich selbst den ganzen Segen seiner inneren Erfahrung dabei wieder wegzuschwatzen, der Ordnung gemäß den Priestern seines Bezirks zu zeigen, damit diese nicht etwa vorher schon gerüchtweise und vielleicht gefälscht die Sache vornehmen, sondern von ihm selbst, so daß sie sie dann nicht aus Neid oder Haß gegen den Herrn hintennach in Zweifel ziehen, entstellen oder ganz ableugnen können.

V. 44. Nichts sagest, aus dem eben genannten Grund; geboten hat, nämlich als Dankopfer für die nunmehr geschehene und von der geistlichen Behörde amtlich anerkannte und öffentlich bezeugte Reinigung (vergl. 3 Mos. 14, 10 ff.), über sie, nämlich diese beglaubigenden Priester.

V. 45. Er aber ꝛc. Der Drang seines dankbaren Herzens läßt ihn nicht schweigen; dies ist an sich ein ganz richtiges Gefühl und eine löbliche Absicht, war aber hier in diesem besonderen Falle dennoch nicht recht, weil es ihm ausdrücklich verboten war. Er hatte es besser verstanden, zu glauben und zu bitten, als zu schweigen und zu warten; war für ihn das Folgen auch noch so schwer, er hätte dennoch gehorchen sollen, selbst wenn er dabei seine freudigsten und aufrichtig dankbaren Gefühle unterdrücken mußte. Denn auch mit diesen kann man oft dem Reich Gottes mehr schaden, als nützen, wenn man ihnen nämlich rücksichtslos, maßlos und zügellos den Lauf läßt; der beste und wahrste Beweis seiner wirklichen Dankbarkeit wäre pünktlicher Gehorsam gewesen (vergl. 1 Sam. 15, 22); nicht öffentlich ꝛc., weil ihn die Berührung mit dem Aussätzigen nach 3 Mos. 13, 4; Luk. 5, 16 unrein machte; sie kamen, sich ihrerseits nicht an diese gesetzlichen Hindernisse bindend.

Entwurf. Der heilende Heiland:
a) Die große Noth, die ihn drängt (V. 29—34);
b) Der heilige Quell, daraus er schöpft (Vers 35—37);
c) Das kräftige Mittel, das er anwendet (Vers 38 und 39);
d) Der stille Dank, den er erwartet (V. 40—45).

Sonntag, 22. Jan. '82. Mark. 2, 1—17.

Jesus, der Freund der Sünder.

Haupttext: Ich, Ich tilge deine Uebertretung um meinetwillen, und gedenke deiner Sünden nicht. Jesaia 43, 25.

I. Die Heilung des Gichtbrüchigen (V. 1—5). V. 1. Ueber etliche Tage, die er auswärts zugebracht, lehrend und heilend, denn er war nie müßig in seinem Heilandsamte; wieder im (besser: zu) Hause, gemeint ist das Haus, das er mit seiner Mutter und Brüdern in Kapernaum bewohnte nach der Uebersiedlung von Nazareth, (vergl. 3, 31), während seine Schwestern, vielleicht verheirathet, an letzterem Orte blieben (6, 3), machte er selbst die erstere Stadt zu seinem eigentlichen bleibenden Aufenthaltsort und Mittelpunkt seiner Wirksamkeit in Galiläa, nach der er immer wieder zurückkehrt, denn er verläßt den Ort, wo er sich einmal niedergelassen, nicht gerne wieder ganz. Hier ist jedoch nicht die Rückkehr von dem kurzen Ausflug (1, 38) gemeint, sondern von einer längeren Abwesenheit, denn unter den Pharisäern und Schriftgelehrten, mit denen er es von jetzt an zu thun bekommt (V. 6 ff.), befanden sich nach Luk. 5, 17 auch solche, die von weit her, vielleicht von Judäa und Jerusalem, dorthin gekommen waren, um mit ihm anzubinden; es muß also schon manches inzwischen vorgefallen sein, was zu einer förmlichen Opposition gegen ihn Veranlassung gab, und dazu wäre jener Zeitraum zu kurz gewesen, indem er überhaupt mit seinen Feinden noch gar nicht zu-

Digitized by Google

sammenstieß, sondern nur erst dem Volke näher bekannt geworden war. So schnell bis jetzt sich die Herrlichkeit Christi geoffenbart, ebenso schnell entwickelt sich nun auch der Widerspruch dagegen.

V. 2. Versammelten sich, wahrscheinlich im unteren größten Mittelraum des nur einstöckigen Hauses, nicht im Oberstock (Söller), der allerdings sonst meist zu Versammlungen diente (Apstg. 9, 39; 20, 8; 1, 13), und mit dem flachen Dach durch eine Thür im Boden des letzteren verbunden war, was zu der folgenden Schilderung des Hergangs weniger gut paßt, denn dann hätte man ja blos diese erweitern, nicht das ganze Dach durchbrechen müssen. Vor der Thür, im Vorhof und auf der Straße. Das Wort ist auch hier die Grundlage seiner ganzen Wirksamkeit.

V. 4. Nicht konnten &c., nämlich auf dem gewöhnlichen Wege durch die Thür herein; deckten sie das Dach auf, zu dem sie von außen her durch eine Treppe (Matth. 24, 17) oder von den Fenstern der Nachbarhäuser kommen konnten, und gruben es auf durch Wegnahme der Steinfließen (Luk. 5, 19) und des aus Ziegelplatten bestehenden Estrichs. Da er war, hier in der Mitte konnten sie am ehesten zwischen den Dachbalken und dem leichtgebauten Sparrenwerk, ohne große Gefahr für die Untenstehenden durchkommen. Anwendung: Einmal muß man zu Christo kommen, durch die Thür oder durch's Dach, d. h. auf ordentliche oder außerordentliche Weise. Der rechte Glaube, der durch die Liebe thätig ist, macht erfinderisch und bricht durch alle Hindernisse siegend durch.

V. 5. Ihren Glauben, welcher sich in so außerordentlicher Weise Bahn brach, ja in einer fast auffallenden, äußerlich nicht anständig scheinenden, die aber die selbstlose Liebe gut macht. Sonst verlangt Jesus von den Glaubenskranken selbst, daß sie an ihn glauben, zwar nicht als Mittel, aber doch als nothwendige und zwar einzige Grundbedingung der Heilung, und ohne Zweifel war ein solcher auch hier in der Stille vorhanden, ja das brünstige Heilsverlangen des Gelähmten war vielleicht als der eigentliche Antrieb zu dem ganzen Wagstück anzusehen. Deine Sünden &c., er weiß wohl, wo es ihm zu allermeist fehlt, und spricht vorerst kein Wort von Leibesheilung, wie es wohl des Gichtbrüchigen Sehnsucht erwartete, sondern eines, das gerade durch ihren Aufschub seinen Glauben prüft, aber auch durch Gewährung der noch viel dringenderen geistlichen Hilfe stärkt. Bei Ihm geht alles von innen nach außen gemäß dem Grundcharakter seines Reiches selbst (Luk. 17, 20), nicht wie bei Menschen von außen nach innen. Ohne Vergebung wäre auch die leibliche Genesung keine rechte volle Hilfe gewesen, wie umgekehrt die Heilung keine ganze und vollendete ohne Wiederherstellung auch des leidenden Körpers, gerade wie bei uns zur wahren Erlösung nicht blos die Rechtfertigung gehört, sondern auch die einstige Verherrlichung durch die Auferstehung des Leibes.

II. Das Gespräch mit den Schriftgelehrten (Vers 6—13). **V. 6.** Schriftgelehrte, von der Sekte der Pharisäer (Luk. 5, 21).

V. 7. Dieser, verächtlich: ein ganz gewöhnlicher Mensch, ein nicht einmal mit einem geistlichen Amte betrauter Laie. Gotteslästerung, indem er Worte redete, die nur Gott zustehen und wodurch er in seine Majestätsrechte eingreift, denn das Gesetz kannte wohl eine priesterliche Reinsprechung, vergl. 1, 44, aber keine priesterliche Lossprechung von Sünde und Schuld, überhaupt keine menschliche Vermittlung der Vergebung, die vielmehr ausschließliches Vorrecht Gottes ist, ja nicht einmal zur bloßen Ankündigung derselben, daher z. B. Jes. 6, 6 ff.; Sach. 3, 3 ff., Engel, nicht aber Menschen sie im göttlichen Auftrag vollziehen. Aber gerade darum hätten sie aus Christi Worten um so eher schließen sollen, daß er dies nicht aus eigener Machtvollkommenheit, sondern nur vermöge göttlicher Bevollmächtigung thut, deren Berechtigung er sofort dadurch beweist, daß er sich als den allwissenden Herzenskündiger zeigt.

V. 8. Erkannte, vergl. Joh. 2, 25, er sieht darin nicht blos den falschen Irrthum, sondern auch die böswillige Absicht, da sie ihm nicht einmal Zeit lassen, sein Wort durch's Werk zu beglaubigen.

V. 9. Welches ist leichter &c., nämlich nach dem Urtheil der Menschen, die nur nach äußeren sichtbaren und greifbaren Thatsachen entscheiden; auf diesem Standpunkt ist natürlich das zweite Wort weitaus das schwerere, weil es sich hier um einen offenkundigen Erfolg handelt, den Jedermann controliren kann.

V. 10. Des Menschen Sohn, nach Dan. 7, 13 bekannte und leichtverständliche Bezeichnung des Messias, also nicht wie Ihr meinet, ein anmaßender Gotteslästerer, sondern der wahrhaftige Gottessohn. Auf Erden, nicht im Gegensatz zu einer anderen, vielleicht noch größeren Sündenvergebung im Himmel, sondern nur um anzudeuten, sie hätten, statt ihn zu schelten, vielmehr sich freuen sollen, daß jetzt endlich auf der fluchbeladenen Erde und über der schuldbeladenen Menschheit dies Friedenswort ertönt.

V. 12. Und priesen Gott, der solche Macht den Menschen gegeben hat (Matth. 9, 8); wie auch der Geheilte ihn selbst lobt und preist (Luk. 5, 25) und sogar die Empfänglicheren unter den Pharisäern und Schriftgelehrten selbst, sofern sie sich nicht muthwillig dagegen verhärteten. Während Jesus (Kap. 1, 40 ff.) den Geheilten einfach entläßt, ohne von einem besonderen Dank gegen ihn selber, außer und neben dem gegen Gott, etwas wissen zu wollen, gleich als habe er selbst gar nichts Sonderliches dabei gethan, geschieht das Wunder hier vielmehr gerade so, daß es lediglich nur als Bewährung der dem Sohn verliehenen Macht erscheint, die ihn dem Vater völlig gleichstellt.

III. Die Berufung des Zöllners (V. 14—17).

V. 14. Am Zoll, wahrscheinlich auf seinem Wege zum Seegestade (V. 13), in dessen Nähe sich wohl die Zollstätte, vielleicht am Ende der bis dorthin sich ausdehnenden Fischervorstadt befand. Auch ihn findet er bei der Arbeit, nicht in träger Träumerei. Sprach zu ihm &c., um damit seinem inneren Herzensverlangen, das er wohl kannte, entgegen zu kommen. Den Matthäus zieht Gottes Gnade ab vom Geiz, den Judas der Geiz von der Gnade Gottes.

V. 15. In seinem Hause, nämlich in dem des Levi selbst, wo er seinen alten Berufsgenossen wahrscheinlich noch ein Abschiedsmahl gab, ehe er ihren und seinen bisherigen Erwerb gänzlich verließ,

Digitized by Google

ohne Zweifel aber auch zugleich schon mit dem Wunsche, sie auch mit Christo bekannt zu machen; daher nimmt Jesus die Einladung zum irdischen Gastmahl an, um dabei selber zum himmlischen einladen zu können. Zöllner und Sünder galten bei den Juden bekanntlich fast als gleichbedeutend, da sie auf die meist habgierigen und sehr betrügerischen römischen Zollbeamten einen ganz besonderen nationalen Haß setzten. Die Ihm nachfolgten, als heilsbegierige Zuhörer, die sich aufrichtig freuten, ihn auch einmal eigens in ihrem sonst so verachteten Kreise zu haben. Diesen freundlich und empfänglich Gesinnten treten nun in schroffem Gegensatz die entschiedenen Feinde zur Seite, die indessen ohne Zweifel von ihren Oberen besondere Instruktionen erhalten hatten, wie sie sich auf's Lauern und Beobachten legen sollten, und diese Weisungen nun pünktlich genug befolgten.

V. 16. Mit den Zöllnern und Sündern, wodurch er sich ja nur in ein schlechtes Licht stellt, statt mit uns, die wir in ganz Israel als die Frommen und Gerechten gelten.

V. 17. Sprach er 2c., um nämlich die Jünger, an die sich Jene zunächst gewandt hatten, da sie sich an Jesum selbst noch nicht recht heranwagten, aus ihrer Verlegenheit zu befreien und zugleich den Gegnern die Unvernünftigkeit ihrer Ansicht zum beschämenden Bewußtsein zu bringen, denn es ist geradezu widersinnig, dem Arzt den Verkehr mit den Kranken, für die er doch da ist, verbieten zu wollen. Damit ist aber noch nicht gesagt, daß diese Gegner selbst keine Kranken, sondern geistig gesund seien, wie sie sichs freilich in ihrer gesetzlichen Selbstgerechtigkeit einbildeten; sondern nur, wie völlig grundlos ihr Tadel sei, selbst wenn sie das wirklich wären, was sie wähnten. Allein ihr Dünkel ist ein ganz falscher, wie der bei Markus fehlende, aber bei Matthäus 9, 13 ausdrücklich angeführte Spruch aus Hosea 6, 6 zeigt. Sie selbst haben gar keine Liebe und können darum auch nicht begreifen, was ächte Liebe für andere zu thun vermag. Was Jesus an ihnen thut, ist ein Werk der Barmherzigkeit, also gerade die höchste Erfüllung des königlichen Gesetzes der Liebe und darum weit besser und Gott wohlgefälliger, als alle äußere Heiligkeit, der die Liebe fehlt und die nicht aus dem Glauben kommt, sondern aus Ehrsucht und Heuchelei. Zur Buße, Selbsterkenntniß und Sinnesänderung, als ersten Schritt zur Besserung.

Entwurf. „Jesus nimmt die Sünder an."

a) Er vergiebt ihnen die Schuld (V. 1—5);
b) Er heilt ihre Gebrechen (V. 6—13);
c) Er zieht sie in seinen Dienst und Gemeinschaft (V. 14—17).

Sonntag, 29. Januar '82. Mark. 2, 18—3, 5.

Verhandlungen mit den Pharisäern.

Haupttext: Gedenke des Sabbathtages, daß du ihn heiligest. (2 Mos. 20, 8.)

I. Ueber das Fasten der Jünger des Johannes (V. 18—20).

V. 18. Die Jünger Johannis und die Pharisäer, bei beiden erregt die Theilnahme des Herrn am Gastmahl des Levi (V. 15) Anstoß, bei den Ersteren schon als Essen überhaupt im Gegensatz zum Fasten, bei Letzteren zunächst wenigsten wohl mehr nur als Tischgemeinschaft mit den (levitisch unrein geltenden) Zöllnern und Sündern, es wird dies ein Anlaß, wobei sich die selbstgerechten Pharisäer und die gesetzlichen Johannesjünger als Geistesverwandte begegneten und wenn auch sonst einander nicht freundlich gesinnt, doch hier gegen den gemeinsamen Feind gemeinschaftliche Sache machten (vergl. Luc. 23, 12). Fasteten viel, eigentlich: waren im Fasten begriffen, schwerlich bei einer ordentlichen gesetzmäßigen Fastenzeit, der sich Jesus mit seinen Jüngern nicht entzogen hätte, sondern sie hatten vielleicht gerade an jenem Tage des Gastmahls ein außerordentliches Fasten gehalten, möglicherweise ihn veranlaßt durch die kurz vorangegangene Gefangennehmung des Täufers (1, 14), seit der sie wohl noch weit mehr als früher einer noch viel strengeren Lebensweise sich befleißigten, als jener in der Wüste (1, 16), wobei sich ihnen die Pharisäer alsbald als Bundesgenossen zur Aufrechthaltung der gesetzlichen Fastenordnung anschlossen, um es ihnen auch in diesem Stück der Frömmigkeit und äußerlichen Werkheiligkeit womöglich noch zuvor zu thun. Sprechen zu ihm selbst, nicht blos wie die Schriftgelehrten, V. 16, indirekt nur an seine Jünger sich wendend. Warum 2c., die Frage enthält natürlich zugleich den stillen Vorwurf, er sollte sie besser anhalten zu einer ernsteren Lebensführung und wohl auch sich selber mehr einschränken. Allein gerade dies blos äußerlich Gesetzliche war nicht nach seinem Sinn und Geist evangelischer Freiheit, sein Leben war nicht nach dem Zuschnitt und Maß pharisäischer Heiligkeit und dem Buchstabenwesen ihrer Vorschriften geregelt und ging überhaupt nicht in knechtischer Aengstlichkeit, Peinlichkeit und Engherzigkeit einher, sondern in edlem kindlichem Geiste, aber freilich so, daß er dabei nie auch nur den kleinsten gegründeten Anlaß zu einem sittlichen Vorwurf gab.

V. 19. Können sie nicht 2c., es ist ihnen geradezu unmöglich, denn es wäre ein Widerspruch zu ihrer innersten wahrsten Ueberzeugung und Herzensstimmung. Doch sollten und werden wir Christen allerdings auch schon während der Festzeit der künftigen Fastzeit gedenken, um uns nicht im Uebermaß einer falschen fleischlichen Freude zu überlassen. Das hätten die Gegner von ihnen lernen und selber ihr Leben besser darnach einrichten lernen sollen, statt blos selbstgerecht über sie zu richten.

V. 20. Denn werden sie (von selbst) fasten, ohne daß man es ihnen erst zu gebieten braucht. Fasten an sich ist wohl gut, aber für sich selbst ein Verdienst daraus machen oder die Gewissen Anderer damit beschweren, ist wider die christliche Wahrheit und Freiheit, auch ist es geistlicher Stolz und Hochmuth, wenn man in Dingen, die Gott selbst freigestellt hat, verlangt, daß ein Anderer seine Frömmigkeit nach der unsrigen, nach ihrem Maß und ihrer Form der äußeren Bethätigung richten soll. Das Fasten ferner ist jedenfalls nicht Selbstzweck, sondern blos ein Mittel zur Gottseligkeit, trägt seinen Werth und seine sittliche Bedeutung nicht in sich selbst als solchem, sondern nur darin, daß es entweder Ausdruck der Buße ist, wie Apostelgesch. 9, 9, oder zur inneren Sammlung

Digitized by Google

unserer Seele dient, wie Apostelgesch. 13, 2. 10, 30., vergl. Matth. 4, 2. 17, 21, kurz in irgend welcher Beziehung zu unserem geistlichen Leben steht. Aber selbst dann ist es weder für Alle ohne Unterschied verbindlich, noch hat es für Alle den gleichen unzweifelhaft sicheren Werth und sollte darum jedenfalls statt zu einer bloßen äußeren, regelmäßig wiederkehrenden Gewohnheit zu werden, vielmehr auf besondere Zeiten und Zustände sich beschränken. Darum hat auch Christus seinen Jüngern nie und nirgends geboten, daß und wie oft oder wie lang sie fasten sollen, gleichwie auch er selber es nur zu gewissen Zwecken übte, sondern er setzt (Matth. 6, 16 ff.) blos von ihnen voraus, daß sie es freiwillig thun, überläßt aber alles Einzelne ihrem eigenen inneren Bedürfniß und sittlichen Urtheil, ohne etwas vorzuschreiben oder gar aufzudrängen.

II. Ueber Christi Verhältniß zum alten Bund überhaupt (V. 21 und 22).

V. 21. Sinn des ersten Bildes: das alte Kleid würde mit dem neuen Stoff (aus ungewalktem Tuche) blos vollends ganz verdorben, während man daraus besser ein ganz neues Gewand gemacht hätte; ebenso würde auch Christus für die geistliche Blöße seines Volkes schlecht sorgen, wenn er nur dazu Jünger um sich sammelte, um durch Ausbessern und Nachbessern in diesem und jenem einzelnen Stück, demselben seine doch nicht mehr haltbare alte gesetzliche Lebensgestalt gewaltsam aufrecht zu erhalten, während er in diesen neuen empfänglichen Seelen doch den besten Stoff hatte, ihm eine ganz frische, von Grund aus erneute, dauerhafte und vom Geist des Evangeliums nicht vom Buchstabendienst beherrschte Lebensgestalt im Element der Freiheit, nicht mehr der alten Knechtschaft zu schaffen.

V. 22. Sinn des zweiten Bildes: Ebenso thöricht handelt aber auch dieser Mann, denn nicht nur sein neuer Wein ist übel bewahrt, sondern auch seine alten Schläuche werden zerrissen; hätte er neue dafür genommen, so wäre beides miteinander wohl behalten geblieben, der Wein durch die Schläuche und die Schläuche durch den Wein (Bild des inneren Gehalts und der äußeren Form). Anwendung: auch für die neue Geisteskraft, die er seinen Jüngern schenkt, wäre schlecht gesorgt, wenn er sie in die alten, ihr selbst innerlich völlig fremden äußeren Gesetzesformeln einzwängen wollte; sein Reich gehört nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft an und ist ein freies Reich des Geistes, statt also im alten steifen Buchstabenkram und Formenwesen sich wieder einfangen und bannen zu lassen, hat er vielmehr selbst den Beruf, alles neu und frei zu gestalten. Christi Standpunkt und Grundsatz ist also weder ein unfreies schulmäßiges und gewaltsames Festhalten wollen des Alten, noch ein unzeitiges Zerbrechen desselben (vergl. Matth. 5, 17 ff.) und ein voreilig sich überstürzendes Aufdrängen oder blos äußerliches Aufkleben und Anpassen des Neuen, sondern ein langsamer, innerlich vermittelter Uebergang vom Einen zum Andern, im Geist evangelischer Freiheit und sittlicher Wahrheit.

III. Ueber Christi Stellung zum Sabbath insbesondere (2, 23—3, 5).

V. 23. Aehren auszuraufen nach 5 Mos. 23, 25 gestattet, und hier vollends bei wirklich dringendem Bedürfniß des Jüngers berechtigt, um es mit einer von Gott selbst unmittelbar dargebotenen Speise zu stillen. Ein Wunder hat Christus nie weder zu der eigenen, noch zu der Seinen Sättigung verrichtet, um sie zu lehren, auch mitten in der Noth nie ohne Noth eigenmächtige und außerordentliche Mittel und Wege zu suchen.

V. 24. Nicht recht ist, wenn auch an jedem anderen Tage erlaubt, so doch an diesem nicht; wie wohl keine eigentliche Uebertretung eines ausdrücklichen Gebots oder des göttlichen Gesetzes selbst, streifte es doch sehr nahe an einen Sabbathbruch nach der Auffassung ihrer menschlichen Auslegungen des Gesetzes (ihrer Aufsätze, Matth. 15, 2 ff.) an.

V. 25. Gelesen, nämlich 1 Sam. 21, 6, Vertheidigung durch Schriftbeweis.

V. 26. Abjathar, nach 1 Sam. 21, 9 vielmehr sein Vater Achimelech, dem aber sein Sohn sehr bald nachfolgte und vielleicht damals schon bei Davids Flucht nach Nobe diesem zur Erlangung der sonst nur für die Priester bestimmten (3 Mos. 2, 49) Schaubrode behilflich war, wie er ja bekanntlich stets einer seiner besten Freunde war (1 Sam. 22, 20. 1 Kön. 1, 7).

V. 27. Faßt überhaupt Christi ganze Lehre über das Sabbathgebot und seine Haltung für die neutestamentliche Zeit zusammen, indem er auf die Grundidee desselben zurückgeht, nämlich den Menschen, als Ziel und Endzweck der ganzen Schöpfung schon, und somit auch der ganzen Gesetzgebung in seinen höchsten Lebensbedürfnissen sicher zu stellen gegen Alles, was die innere Würde und Weihe seiner Person und seines inneren geistigen Wesens verletzt und zerstört, und somit namentlich auch gegen jeden knechtisch unfreien Frohn- und Werkdienst einer blos äußerlichen Buchstabengerechtigkeit mit ihrer ängstlichen gesetzlichen Selbstquälerei, die selbst den Freudentag des Sabbaths zu einem peinlichen Tag kleinlicher mühseliger Satzungsbeobachtungen machen will. Ganz wie er V. 1, 9 ff. nicht das Fasten selbst abschafft, sondern nur das werkheilige Gesetzesfasten zu einem evangelisch freien und geistigen, d. h. zur Enthaltung nicht blos zeitweilig von leiblicher Speise, sondern immer und überall von jeglicher fleischlicher Lust und jeglichem Reiz zu derselben, die uns verführen, beflecken und zur Sünde werden kann, erheben und vertiefen will, so schafft er auch nicht das göttlich gegebene Sabbathgebot selbst ab, sondern reinigt es nur von seinen menschlichen Mißverständnissen, Entstellungen und Uebertreibungen einer falschen, einseitigen Auslegung und Anwendung desselben, wodurch er aufhören soll ein blos gesetzlicher Knechtesdienst zu sein, um so mehr aber geeignet wird, die Erfüllung eines wirklichen geistigen Bedürfnisses, ein wahrer Segen für das innere Leben des Menschen zu werden.

V. 28. Des Menschen Sohn rc. Nicht jeder einzelne Mensch für sich, sondern der Sohn Gottes als der Herr und das Haupt der Menschheit ist auch der Herr des Sabbaths, in ihm und durch ihn aber auch jeder, der an ihn glaubt, ihm innerlich angehört und darum einen berechtigten Antheil an ihm und seines Reiches Vorrechten genießt; weil Christus Mensch geworden, der Sabbath aber für den Menschen da ist (V. 27), d. h. zu seinem Besten gestiftet ward, nicht blos hindernde Fessel, sondern als förderndes Mittel für ihn, zu seinem Be-

Digitized by Google

sten, d. h. für sein geistliches und ewiges Wohl, ihm dienen soll, nicht umgekehrt der Mensch da ist und geschaffen ist um des Sabbaths willen, als wäre er dessen Knecht und Diener, ergiebt sich der Schluß ganz von selbst: also ist auch Christus, und zwar schon als der Menschensohn, als der echte, wahre Mensch und zugleich als der Messias, nicht der Knecht, sondern der Herr des Sabbaths, und zwar der rechtmäßige, nicht blos in willkürlicher Anmaßung. Wie wir aber ohne seinen Geist gar nicht die Seinen sind (Röm. 8, 9), so macht uns auch nur der Geist der Kindschaft frei vom Joch des Gesetzes überhaupt, und so auch des blos äußerlichen Sabbathsgebots, nicht daß wir ihn nun brechen dürften in falscher Freiheit, sondern daß wir ihn erst recht halten und heiligen lernen. Diese Evangelische Sabbathsfeier, als dem ganzen Zweck seiner Stiftung am meisten entsprechend, ist an sich besser, als jede blos äußerlich gesetzliche Ordnung; für alle aber, die noch nicht in dieser rechten Freiheit, die zugleich eine innere Zucht des Geistes ist, stehen, ist eine, wenn auch zunächst vielleicht noch sehr knechtische, ja nur knechtische Sabbathheiligung noch unendlich viel besser, als seine unter dem Schein der Freiheit einhergehende, freche und zügellose Entheiligung, und wäre sie gleich durch weltliche „Sonntagsgesetze" gestattet.

Kap. 3, V. 1. In die Schule (Synagoge), deren Besuch bei ihm so feste Sitte war, daß man ihn am Sabbath sicher dort erwarten konnte, und dies benützen sie nun, um ihm zu schaden. Es war da ꝛc., vielleicht absichtlich von den Pharisäern aufgestellt (Luk. 14, 2), um ihn gleichsam auf offener That zu erwischen.

V. 2. Hielten auf ihn, durch das Wort (2, 27) so wenig zur rechten Erkenntniß über die wahre Bedeutung des Sabbaths gebracht und von seinem eigentlichen Werth und Segen überzeugt, daß sie vielmehr gerade in dem andern Wort (2, 28) ihren Argwohn bestätigt fanden, er wolle denselben ganz und gar abschaffen.

V. 4. Gutes thun oder Böses, d. h. einem Menschen wohl- oder wehthun; sie denken blos an den äußeren Gegensatz von Thun oder Nichtsthun alle Sabbath, er dagegen faßt denselben sofort innerlich und sittlich: während er (2, 23 ff.) die Sabbathwerke der Noth rechtfertigt, so vollzieht er hier selbst ein Sabbathwerk der Liebe, dessen Nichtthun sofort auch ein Uebelthun, ein absichtliches oder unabsichtliches Wehthun, eine Unterlassungssünde wäre; denn das Wohlthun und Gutesthun ist von Gott unzweifelhaft geboten, derselbe Gott kann aber dieses sein eigenes Gebot nicht durch das Sabbathgebot wieder aufheben wollen; folglich muß dies letztere als blos äußerliche gesetzliche Ordnung und Satzung in solchen Fällen, wo es mit den unmittelbar gewissen sittlichen Forderungen in Streit zu kommen scheint, diesen letzteren untergeordnet werden; da man unbestreitbar am Sabbath so wenig sündigen darf, als an jedem anderen Tage, so darf man an ihm auch nicht durch Unterlassung des Guten etwas Böses begehen, d. h. sündigen, sondern man muß es thun, denn solches Thun stört und zerstört den Sabbath nicht; bloße gesetzliche Beobachtung der Sabbathordnung und auch die blos äußerliche Entfaltung von aller und jeder Arbeit ist noch keine wahre und rechte Sabbathsfeier, während umgekehrt bei mancher äußeren Arbeit die innere Sabbathruhe, der stille Friede und heilige Segen des Sabbaths sehr wohl in der Seele vorhanden sein kann.

Entwurf. „Des Menschensohn ein Herr auch des Sabbaths":
a) Er zeigt die rechte Sabbathfreude (V. 18–22);
b) Er giebt die rechte Sabbathspeise (V. 23–28);
c) Er lehrt die rechten Sabbathwerke (3, 1—5).



Aus der Homiletik.

Textstudien.

Das unmündige Kind und die mündige Menschheit
(Gal. 4, 1—7).

Als Gottes Sohn ein unmündiges Kind wurde, da ist die Menschheit mündig geworden.

1) Vorher war der Erbe ein Kind.
2) Nunmehr wird das Kind ein Erbe.

1) Vorher war der Erbe ein Kind. „Ich sage aber — Satzungen." Von Anfang an hat Gott die Menschen zu seinen Erben bestimmt. Aber nachdem sie durch eigne Schuld sich des Vaters beraubt hatten und so zu Waisen geworden waren, mußten sie erst zu Uebernahme der Erbschaft vorbereitet werden. So finden wir in dieser, des Vaters beraubten Familie unmündige Kinder, ohne Einsicht in das, was ihnen zu thun obliegt, ohne freien Besitz dessen, was ihnen einst werden soll, ohne freien Aufblick und Zugang zum Vater; wir finden ferner zu ihrer Erziehung und Pflege „Vormünder und Pfleger". Der Vormünder oder Zuchtmeister, im Alterthum vielfach ein grämlicher Sklave, ist das Gesetz, welches streng und ernst, ohne Liebe und Erbarmen, ohne Rücksicht auf Leistungsfähigkeit und ohne Kraft zur Erfüllung, ihnen seine Gebote einprägt. Der Pfleger ist die Verheißung, die ihnen das Erbe verwaltet, davon in kleinen Posten nur von Zeit zu Zeit wieder so viel ausbezahlt, als sie zum täglichen Bedürfniß nöthig haben, im Uebrigen sie immer wieder auf die Zeit des Mündigwerdens vertröstet.

Wir finden endlich Knechte, d. h. solche Kinder, die mit dieser Kindesstellung unzufrieden, dem Zuchtmeister und Pfleger entlaufen sind, um in der Fremde, als Knechte, um Lohn zu dienen. Es ist deutlich, wie sich diese Winke von den vorchristlichen Zeiten übertragen lassen auf den Zustand der Men=

Digitized by Google

schen, die heutzutag ohne Christus leben: einerseits die Vormündigen auf dem Gesetzesstandpunkt und mit einer Seligkeitssehnsucht und Ahnung, andererseits die Weltknechte.

Und nun ist die Zeit erfüllet; Gottes Sohn, der Erbe Himmels und der Erde (Ps. 2; Hebr. 1) wird ein unmündiges Kind.

2) Nunmehr wird das Kind ein Erbe. Hatten zuvor die Kinder keinen Vater mehr, so hatte dieser keine Kinder mehr auf Erden; darum schickt ihnen der Vater seinen eingebornen Sohn als Bruder, der ganz ihresgleichen wird (sogar gleichfalls vaterlos), und so sich wieder Geschwister, seinem Vater Kinder gewinnt. „Da aber die Zeit — von dem Leibe."

Zitterten zuvor die Kinder vor dem Vormund, so wurde dafür der Sohn unter das Gesetz gethan, damit er, was der Zuchtmeister ohne Anleitung und Hilfe blos befohlen hatte, ihnen deutlich vom kleinsten bis zum größten vormache, vor allem aber, damit er durch die eigene Gesetzeserfüllung den Zuchtmeister befriedige und entbehrlich mache, seine Geschwister also von diesem erlöse.

Wurden zuvor die Kinder vom Pfleger kurz gehalten, so kommt an seiner Statt der Geist des Sohnes, („weil ihr denn Kinder — durch Christum") um das Erbe frei auszubezahlen, indem er als Schlüssel zum Erbe ihnen den Vaternamen ins Herz giebt, zum richtigen Gebrauch des Erbes die vom Sohn äußerlich Befreiten auch innerlich frei macht, die gewisse Hoffnung des himmlischen Erbes lebendig erhält.

Sind wir denn Kinder, so sind wir auch Erben, nämlich Gottes Erben und Miterben Christi.

Zum neuen Jahre — neue Saat! Joh. 4, 34—36.

Wo finden wir sie? — Bei dem himmlischen Säemann.
Wohin streuen wir sie? — In die Herzen der Menschen.
Wo ernten wir sie? — Hier unten und dort droben.

Die Gnadenzeit. Sach. 13, 1.

Man singet mit Freuden vom Sieg, Ps. 118, 15. Wie könnte die Festfreude darüber: „daß ich einen Heiland habe, der vom Kripplein bis zum Grabe, bis zum Thron, wo man ihn ehrt, mir, dem Sünder, zugehört," aufhören? — Er ist Geber und ist Gabe; wer ihn nimmt, wird hocherfreut. Die Freude ist eine stille und innige geworden über die unaussprechliche Liebe, die sich in Jesu offenbart. — Schaue hin, im Stalle zu Bethlehem finden wir den Gegenstand der Freude. Es ist Christus, in welchem uns Alles geschenkt ist. In ihm ist das Licht aufgegangen, das Alle erleuchtet; in ihm der Gnadenbrunn und Lebensquell erschlossen, woraus Millionen trinken und ihren Durst nach Gott, dem lebendigen Gott (Ps. 42, 3) stillen können. Niemand ahnte es damals; wir aber wissen es aus eigener Erfahrung und zeugen daher: Von dem in Christo geöffneten Gnadenbrunn.

1) Wie ist dieser Brunn beschaffen? Er ist nicht verschlossen und schwer zugänglich, sondern offen und frei für Jedermann.

2) Wer hat Theil daran? Das Haus Davids; die Einwohner zu Jerusalem; das ganze Volk Israel; wir alle.

3) Wider was soll er dienen? Wider die Sünde und Unreinigkeit des Volkes Israel; wider unsere und wider die der ganzen Welt.

Die Erstlinge aus den Heiden, ein Vorbild, dem wir nachfolgen sollen. Matth. 2, 1—12.

1) In ihrem Glauben: Sie folgten der himmlischen Weisung, die sie in ihrem Vaterland empfingen, vergl. V. 12. (Luther, Hauspost. 6, 135: „Gott läßt sie einen sondern Stern rc. Denn es ist nicht Zweifel rc.), in Jerusalem fragten sie nicht, ob etwa Christus geboren sei, sondern ganz bestimmt: wo ist rc., und hielten sich an das prophetische Wort, das sie dann hörten. (Lutherische Hauspost. 1, 324: „Da sie aus göttlicher Offenbarung rc. Derhalben siehet man an den Weisen ein trefflich Exempel eines schönen und gewaltigen Glaubens rc. Diesen Glauben rc." Siehe auch 6, 137.); wir haben jetzt keine Verheißung einer wunderbaren Führung, sollen uns also allein an das geoffenbarte Wort halten.

Sie lassen sich nicht irre machen (Luth. ib. 1, 325. 6, 140) dadurch, daß man in der Königsstadt Jerusalem nichts von dem neugebornen König weiß, daß Herodes und das ganze Jerusalem bei ihrer Frage erschrickt, daß sie in das kleine Bethlehem gewiesen werden, daß Niemand mit ihnen geht, daß sie das Kindlein nicht von königlicher Pracht umgeben, sondern in tiefster Armuth finden.

Sie freuen sich des Kindleins als ihres Herrn und Königs.

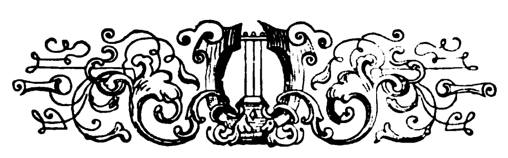
2) In ihrer Liebe: Sie sind eifrig und scheuen keine Mühe und Beschwerlichkeit, dem Kindlein zu Ehren.

Sie bekennen (Luther, ib. 1, 326. 6, 137: „Der andere Dienst ist, daß wir nicht stillschweigen rc.")

Sie beten es an und huldigen ihm als ihrem König.

Sie thun ihre Schätze auf (Luth. ib. 1, 326: „Wir sollen mit unserm Geld rc. Derhalben wir armen rc." 6, 137: „Also sollen wir (wer es vermag) Geld und Gut dahin wenden rc. Wer sein Geld und Gut rc. Darum müssen's unselige, blinde Leute" rc.) — Mission, innere und äußere.

Sie gehen fröhlich zu ihrem Beruf zurück.



Digitized by Google

Schule und Erziehung.

Ehe der Eisenbahnzug nach . . . abging, so schreibt ein „Amerikaner in "The Sunday School Times", schritt ich langsam, einen Platz suchend, durch einen überfüllten Wagen. Ich fand einen leeren Sitz neben einem Manne, der in gewöhnliche, einfache Kleider gekleidet war. „Erlauben Sie," sagte ich, „daß ich mich zu Ihnen setze." „Ja," war seine Antwort, „ich ziehe Gesellschaft dem Alleinsein vor; denn ich möchte leicht einschlafen und wünsche doch nicht bei der Stadt . . . vorbeizufahren. „Ah," erwiderte ich, „ich werde da auch aussteigen und will dafür sorgen, daß Sie die Zeit zum Aussteigen nicht verschlafen." Er dankte mir. Nachdem er noch einige Bemerkungen betreffs seiner Geschäfte in der Stadt gemacht hatte, aus denen ich schließen konnte, daß er hier ein Fremder war, so kam er im Laufe des Gesprächs auf sein früheres Leben zu sprechen, was ich hier, so gut als möglich, in seinen eigenen Worten mittheilen möchte:

„Ich ging in meinem Leben nie in die Schule, außer in die Sonntagschule und es ist wunderbar, wie ich in die Sonntagschule kam. Den Wendepunkt in meinem Leben verdanke ich der Sonntagschule." Als der Mann sah, daß er an mir einen aufmerksamen Zuhörer hatte, fuhr er fort: „Kaum konnte ich gehen, so mußte ich arbeiten. Meinen Vater verlor ich, als ich sieben Jahre alt war. Meine Mutter war so arm, daß sie mit Waschen für fremde Leute unser Leben erhalten mußte. Ich that, was ich konnte, um etwas zu verdienen, trug für andere Leute Wasser, oder machte sonst den Boten für sie. Als ich ungefähr neun Jahre alt war, spielte ich an einem Sonntag mit noch zwei anderen Knaben auf einem freien Platze. Ein Herr kam zu uns, sah uns einige Augenblicke zu und sagte dann zu einem der Knaben: „Willst du nicht mit zur Sonntagschule gehen? Kommst du mit, so gebe ich dir einen neuen Anzug." „Nein," sagte er mit einem Fluch, „ich gehe zu keiner Sonntagschule." Der Herr, ohne ein weiteres Wort zu dem Knaben zu sagen, wandte sich zu dem zweiten und sagte: „Gut, aber du kommst, nicht wahr?" Der Knabe zögerte und sagte endlich, er gehe nicht zur Sonntagschule. Es schien, als hätte der Herr während dieser Zeit keine Notiz von mir genommen und ich stand da, ohne selbst was zu sagen, wünschte aber doch in meinem Herzen, daß er mich fragen möchte. Endlich wandte er sich zu mir und sagte: „Aber du gehst, ich weiß, du gehst in die Sonntagschule und du bekommst dann von mir einen neuen Anzug." Ich schaute den Herrn einige Minuten an und sprach dann: „Ist es wirklich so?" „Gewiß," sagte er, „komm nur gerade mit." „Ja Herr, ich will mit Ihnen gehen," fuhr ich fort und war glücklich, solch' einen Handel gemacht zu haben; „doch ich muß zuerst heimgehen, um meiner Mutter zu sagen, wo ich hingehe, und um mich zu waschen." Ich eilte so viel ich konnte, wusch Hände und Gesicht und ging zur Sonntagschule. Die Kleider, die ich dazumal trug, waren rein, aber mit vielen Flicken bedeckt. Als die Schule aus war, bekam ich von dem Herrn einen neuen einfachen Anzug, der, wie ich glaube, nicht viel mehr als fünfzig Cents gekostet haben wird, aber ich sage Ihnen, mein Herr, als ich heim ging, fühlte ich mich glücklicher, als wenn ich jetzt 1000 Dollars bekommen sollte. Von der Zeit an war es immer meine Gewohnheit, zur Sonntagschule zu gehen. Der Herr, der mich zur Schule einlud, stand mir immer zur Seite. Er sorgte dafür, daß ich eine gute Stelle zur Arbeit und später zur Erlernung eines Geschäfts bekam. Das Geschäft trieb ich achtzehn Jahre, bis ich dasselbe mit einem andern vertauschte. In aller meiner Arbeit hatte ich viel Glück und Segen und den ganzen Erfolg in meinem Geschäft verdanke ich zunächst der Annahme der Einladung von jenem Freunde zur Sonntagschule zu gehen. Und seltsam ist es," fügte er hinzu, „beide Knaben, die an jenem Sonntag die Einladung ausschlugen, starben einige Jahre später in dem Staatsgefängniß zu. . . .", und ich sehe keinen Grund, daß, würde auch ich die Einladung verschmäht haben, es mir auch also hätte ergehen können." Während des Gesprächs sagte ich zu dem Mann: „Ich hoffe, die Sonntagschule hat Sie zu einem guten Christen gemacht?" „Nein," sagte er sehr traurig, „es vergingen noch mehrere Jahre, bis ich ein Christ wurde, d. h. mich bekehrte, aber es ist, nebst dem vielen Guten, das sie für mich that, besonders Eines, das ich ihr verdanke, sie bestimmte mich dahin, daß ich mir fest vornahm, nicht eher zu heirathen, bis ich eine gute, christliche Jungfrau heirathen könne.

„In meinem sechsundzwanzigsten Jahre trat ich in die Ehe, und ich fand an meiner Gattin gerade das, was ich wünschte. Meine Hoffnung wurde erfüllt. Wir haben ein gutes und schönes Heim. Ungefähr vier Jahre nach meiner Verheirathung wurde ich bekehrt. Meine Frau war ein Glied der . . . . kirche und ich gehörte wieder zu einer andern Kirchengemeinschaft. Meine Gattin hatte keine Vorliebe zu der Kirche, zu der ich gehörte und ich nicht für die ihrige. Wir besprachen uns miteinander und wurden eins, uns der . . . . . kirche anzuschließen. Unsere Ehe wurde mit drei Kindern gesegnet und alle drei sind nun auch Glieder dieser Kirche geworden.

„Ich habe einen einundzwanzigjährigen Sohn, der nie spirituöse Getränke schmeckte, nie sich betrank, (des Vaters Angesicht leuchtete vor Freude als er dieses sagte) nie hat er eine Lüge gesagt oder geflucht." Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Ich habe oft Gelegenheit, zu sehen, was für ein Unterschied es ist zwischen einem Hause, wo die Hausfrau eine Christin oder wo sie keine ist. Ich habe zwei Männer in meinem Geschäft gehabt, sie verrichteten dieselbe Arbeit und erhielten auch denselben Lohn. Einer von ihnen hatte eine christliche

Digitized by Google

Frau und der Andere nicht. In dem Hause, wo die Frau keine Christin war, waren nur elende Möbel, ein paar Schüsseln und Teller zu sehen, die Kinder waren schmutzig, zerlumpt, und Alles war unreinlich und unbequem; aber in dem andern Hause war gerade das Gegentheil; gute Möbel, schönes Geschirr, die Kinder reinlich und gut gekleidet und Alles so praktisch eingerichtet, wie man es nur wünschen konnte. Und dieses kam einfach daher, weil die eine Frau eine Christin war und die andere nicht. Ein Christ hat eben andere Principien und Ziele, als ein weltlich gesinnter Mensch. Ersterer sucht sein Geld zum Nutzen seiner Familie zu verwenden, und letzterer verschwendet es im Wirthshaus. Wenn ein Mann in's Wirthshaus geht, so gehts bergab mit ihm, sobald ein Mann ein Trinker ist, so scheint es, der Fluch Gottes ruhe auf ihm."

Die Pfeife ertönte und der Zug hielt. Wir hatten das Ende unserer Reise erreicht. Das erwartete Schläfchen meines Freundes war ausgeblieben und ich hatte ein anderes und zwar sehr werthvolles Kapitel in meiner Lebensaufgabe gelernt. Ich mußte mir selbst sagen, hier ist ein einfacher Mann, der durch Gottes Gnade die wahre Philosophie eines glücklichen und richtigen Lebens fand. Ein Mann, der glücklich sein will, muß *religiös, fleißig und mäßig* sein; ein Haus, unter dessen Dach wahres Glück wohnen soll, muß durch eine *christliche Hausfrau regiert werden, und diese unschätzbare Lektion, die dieser Mann lernte, ist das Resultat der Einladung eines Fremden zum Besuch der Sonntagschule.*

„Gehe hin und thue desgleichen!"

Was soll dir die Arbeit an der Sonntagschule sein? Wir fürchten, manche Lehrer der Sonntagschule haben nicht den richtigen Begriff von der Wichtigkeit ihres Wirkens. Diese Arbeit ist ihnen, wenn auch nicht gerade eine gleichgültige Sache, so doch eine der vielen Nebensachen. Sie legen nicht sehr großes Gewicht darauf, wie sie diese Arbeit verrichten, wenn nur die Zeit ausgefüllt ist und sehnen sich ebenso sehr nach dem Schluß der Stunde, wie manche Kinder und wie manche Zuhörer einer Predigt nach dem Amen. Für eine gleichgültige Sache Zeit verschwenden ist unrecht; aber eine wichtige Sache gleichgültig betreiben ist's noch mehr. Mit einer Puppe mag man spielen, wenn sie fällt und zerbricht, so ist nicht viel verloren, der Schaden läßt sich ersetzen; aber wenn man mit denjenigen, welche zur Arbeit und zum Genuß der Segnungen des Reiches Gottes herangezogen werden sollen, nur gleichgültig spielt, so ist das unverantwortlich. Hier ist eine Arbeit, die stets dem hohen Zweck entsprechend gethan werden sollte. Bedenke doch jeder Lehrer, was für Saatkörner der Herr in seine Hand gelegt hat, welche Früchte diese bei sorgfältiger Aussaat tragen können und wie sehr der Erfolg von der Art und Weise seiner Arbeitsverrichtung abhängt. Wahrlich manche Arbeit bliebe besser gar nicht gethan, als schlecht gethan. Ob der Knabe, der in der Sonntagschule vor dir sitzt, einst der Segen des kommenden Geschlechts wird, vielleicht ein Mann, der Viele zur Gerechtigkeit weist, das hängt zum großen Theil von den wenigen Stunden ab, in welchen er unter deinem Einfluß steht.

Es braucht Verstand und Weisheit zur Erfüllung dieser Arbeit, und ein Sonntagschullehrer sollte möglichst viel Zeit zur tüchtigen Vorbereitung verwenden, aber Sache des Kopfes allein ist sie nicht. Nackte Lehren, sie mögen noch so richtig sein, sind selbst bei Erwachsenen selten von erheblicher Wirkung, wo das Gemüthsleben noch mehr, als wie dort das Verstandesleben beherrscht. Es bedarf hier ein Licht, das ebenso sehr wärmt als leuchtet, ein Wort, das wohl die Aufmerksamkeit weckt, aber auch die kleinen Herzen anmuthet und einnimmt. *Deshalb muß dem Sonntagschullehrer seine Arbeit selbst Herzenssache sein.*

Herzenssache, das meint aber *Herzens-Anliegen* — Sorge — Wunsch. Bei Allem, was uns wichtig vorkommt, ist das Herz dabei. Wo aber das Herz recht für eine Sache eingenommen ist, hat es nicht nur Gefühle und Wünsche, sondern es veranlaßt uns zu möglichster Treue in der Ausübung unserer Pflichten; ja noch mehr, es hat selbst eine wunderbare Sprache, für welche alle Menschenherzen, hauptsächlich aber Kinder, empfänglich sind. Es spricht durch Hand und Mund, durch Wort und That; unter seinem Einfluß wird die Hand warm und sanft, das Wort weich, innig und eindrucksvoll.

Herzenssache, das meint *Liebessache*. Pflicht ist ein wichtiges, inhaltschweres, aber so allein hingestellt, doch immer hartes, strenges Wort. Pflichtgefühl und Pflichteifer sind löblich und nothwendig, aber ohne Liebe bloße Gesetzesdiener, unendlich mühsam und immer dem Erschlaffen nahe. Laßt es Liebe sein, die eure Herzen erfüllt, ihr Sonntagschullehrer, wahre Liebe zu Gott und reine, treue Liebe zu den Kindern. Sie allein lehrt nicht nur weise, treuste Pflichterfüllung, sondern macht diese leicht, bewahrt vor Ermüdung und sichert den Erfolg.

Herzenssache, das meint *Gebetssache*. Pflanzen und Begießen ist nicht allein unsere Aufgabe, auch das ernstliche Gebet um das Gedeihen und den Segen von Oben darf nicht fehlen. Mit dem Schluß der Sonntagschule ist die Arbeit der Lehrer *an* den Kindern zwar gethan, nicht aber diejenige *für* sie. Ernstliches, treues und anhaltendes Gebet giebt dem Lehrer die göttliche Weihe und seiner Arbeit das göttliche Siegel.

Auf solche Weise wird dann die Arbeit an der Sonntagschule eine Segenssache. In diesem Geiste gethan, ist es gar nicht möglich, daß sie erfolglos bleibe. Den ersten Segen wird der Lehrer selbst genießen; er wird wachsen an Erkenntniß, Gnade und Seelenglück. Die Frucht seiner Arbeit aber an den Kindern kann auch nicht ausbleiben; sie wird reifen und fortwirken noch lange, wenn er schon seine Augen im Tode geschlossen hat und er wird einziehen mit reichen Garben in die Thore des neuen Jerusalems.

Der Pastor muß in der Sonntagschule sein! Wer soll der Erste in der Sonntagschule sein? Der Pastor!

Wer soll der fleißigste, der regelmäßigste, der aufmerksamste, der strengste, der liebevollste Lehrer in der Sonntagschule sein? Der Pastor!

Wer soll der Letzte sein aus der Sonntagschule? Der Pastor!

Digitized by Google

Wie eine Kirche ohne Prediger, so ist auch eine Sonntagschule ohne den Prediger ein Unding.

Wer die Jugend hat, hat die Zukunft! Wer die Jugend vernachlässigt, vernachlässigt die gegenwärtige und zukünftige Gemeinde. Und wer das thut, ist seines hohen Amtes, ist seiner Gemeinde nicht werth nach Apstg. 20, 28: „So habt nun Acht auf euch selbst und auf die ganze Heerde" 2c., er ist ein Miethling, ein gewissenloser Knecht, der eine furchtbare Verantwortung hat (Matth. 25, 30).

Sage mir, wie deine Sonntagschule ist, und ich will dir sagen, wie du bist, aber auch — wie deine Gemeinde ist (Matth. 7, 17.)! Sage mir, wie du für die Lämmer sorgst, und ich will dir sagen, was du für deine Schafe thust! Sage mir, wie deine Kinderlehre ist, und ich will dir sagen, wie deine Predigt ist! Sage mir, wie du die Jugend auf dem Herzen trägst, und ich will dir sagen, wie du deine Glieder liebst? — Die Gemeinde ein Spiegel der Sonntagschule und — umgekehrt. Beide ein Spiegel des Pastors.

Ist deine Sonntagschule, lieber Bruder, in schlechtem Zustande; — wohl dir, wenn du es einsiehst! Wehe dir, wenn du es dabei lässest und legst nicht mit allem Fleiß Hand ans Werk, daß es besser werde! Du hast den unzweifelhaften, strengen Befehl, zu weiden die ganze Heerde (Apstg. 20, 28; 1 Petri 5, 2), also auch die Lämmer (Joh. 21, 15; Luc. 18, 16), und die erschreckliche Drohung bei Nichtberücksichtigung dieses Befehls (Luc. 17, 1. 2; Matth. 7, 19; Matth. 25, 30).

Ist das Bild deiner Gemeinde kein günstiges: siehe auf deine Sonntagschule, sie wird kein besseres liefern. Warum nicht? Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen! Hebe mit der Sonntagschule an! Willst du die Zukunft haben, habe die Jugend! Die Eltern erziehen nicht nur die Kinder; auch die Kinder erziehen die Eltern.

Ist deine Sonntagschule eine blühende, nicht der Schülerzahl, nicht ihres Wohlstandes, nicht ihrer äußeren Einrichtung und Ausstattung halber, sondern nach Zucht und Erkenntniß, dann laß nicht ab vom Pflügen, sondern pflüge und egge und säe und ernte weiter und immer wieder. „Du frommer und getreuer Knecht, ich will dich über viel setzen! Gehe ein zu deines Herrn Freude" (Matth. 25 21)! — Soll ich noch fragen, wie deine Gemeinde ist, dein Kirchenbesuch, die Theilnahme am heiligen Abendmahl? Du weißt: Wer die Jugend hat, hat die Gemeinde! Darum denkst du: Ich, Hirte, muß unter allen Umständen in der Sonntagschule, bei den Lämmern sein! (Luth. Kirchenfr.)

Christus der Grundzug der Bibel. Wie auf dem Fundament die ganze Wucht des Baues ruht, so ruhen alle Theile der Bibel auf der Wahrheit vom Kreuz. In den Prophezeiungen der Genesis finden wir das Kreuz, in dem Passahfeste des Exodus ist das Kreuz, in den Opfern des Levitikus, allüberall strahlt uns das Kreuz entgegen. Es ist der Grundstein, der Eckstein, auf dem der herrliche Dom der göttlichen Wahrheit ruht. Halte diese Wahrheit dem Kinde vor das Gemüth. Zeige ihm unsern Heiland in seiner ganzen Schöne, in seiner königlichen Majestät, in seiner unvergleichlichen Liebe. Dann fasse das Kind bei der Hand, führe es zu deinem und seinem Erlöser, lege seine Hand in die des liebenden Heilandes, so daß sie beide innig verbunden sein möchten als Lehrer und Schüler, damit das Menschliche in dem Kinde sich auf das Göttliche stützen und sich mit ihm unauflöslich verbinden möge. Jetzt ist die Bibel dem Gemüthe des Kindes nicht mehr ein bloßes Buch, jetzt ist es ihm ein Heim geworden, worin es beständig weilt, und voll froher Zuversicht blickt es dem Augenblicke entgegen, in welchem es seinen liebenden Vater und seinen Erlöser von Angesicht zu Angesicht zu schauen vermag.

Dr. Vincent sagte in einer seiner Reden an Sonntagschullehrer, daß das große Geheimniß des Unterrichts darin bestehe, die Selbstthätigkeit der Schüler anzuregen. Als eine Illustration dieser Meinung erzählte er folgende Anekdote: „In Boston unterhielt ich mich eines Tages mit einem kleinen Mädchen, während ich auf einen Freund wartete. Ich frug sie, ob sie auch zur Sonntagschule gehe. „O ja!" „Hast du auch einen guten Lehrer?" „Gewißlich, einen vortrefflichen Lehrer." „Dann lernst du jede Woche deine Lektion?" „Gewißlich, unser Lehrer zwingt uns dazu." Ich sagte: „Davor habe ich Respekt. Eine Lehrerin, die ihre Schüler zwingt, ihre Lektionen während der Woche zu lernen, muß eine sehr gute Lehrerin sein." „Ja, ich meine nicht, daß sie uns gerade zwingt," sagte sie nachdenkend, „aber sie unterrichtet uns so, daß es uns eine Lust ist, unsere Lektionen zu lernen." „Dies ist noch das Allerbeste," antwortete ich. „Ein Lehrer, der seine Schüler so unterrichtet, daß sie sich auf ihre Lektionen mit Lust vorbereiten, ist ein vorzüglicher Lehrer." Ja, ein Lehrer, der die Kunst gelernt hat, die Aufmerksamkeit der Schüler anzuregen ist wahrlich ein Lehrer und Wohlthäter.

Grundsätze christlicher Erziehung. „Sei fest gegen Thränen. Je fester du bist, desto weniger werden fließen."

„Strafe nie dein Kind im ersten Zorn, aber strafe es auch nie in kalter Unempfindlichkeit. Das Kind muß dein Vater- und Mutterherz auch in der Strafe sehen können."

„Das letzte und höchste Ziel der Zucht ist, daß das Kind dem bloßen Winke des Auges gehorche."

„Suche durch deine Liebe der Kinder Liebe zu bilden, zu stärken, zu mehren, und suche dir stets ihr volles Vertrauen zu erhalten."

„Nergele und bemängle nicht immer an deinem Kinde, du machst es nur stumpf durch immerwährendes Ermahnen. Der Reiter, der immer an den Zügeln zerrt, macht das Pferd nur hartmäulig."

„Vor allem bete mit deinen Kindern und für deine Kinder, sonst hilft alles nichts. Lehre sie frühe Gott und den Heiland lieben — und liebe du selbst Gott von ganzem Herzen!"

Gerade wie das irdische Leben eine Vorbereitung und Bildungsschule für die Ewigkeit ist, so ist es auch die Erziehung wieder für dieses irdische Leben selbst und nur diejenige Erziehung ist überhaupt etwas werth, welcher dieser großen Hauptaufgabe völlig gerecht wird.

(Bisch. Short.)

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

General Shermans herzlicher Empfang in Atlanta wird als Beweis aufgeführt, daß die meisten ruhigen, vernünftigen Leute im Süden das Alte vergessen und allen Ernstes die Hand zum Frieden reichen wollen.

Man stelle sich die Sachlage einen Augenblick vor Augen! Die unerbittliche Kriegsnothwendigkeit zwang General Sherman auf seinem großen Marsche nach dem Atlantic die Stadt Atlanta zu verbrennen. Tausende waren obdachlos und riefen zu Gott um Rache. Erst nach Jahren konnte Atlanta wieder erbaut werden. In diese wieder erbaute Stadt zieht Sherman als ein mit Jubel aufgenommener Gast ein. Ist dies nicht ein starker Beweis, daß der Süden Frieden will, ja, daß die meisten seiner Bewohner erkennen, es sei gut, daß der Krieg mit dem Siege der Union geendet habe.

Auch einmal was Gutes über die Deutschen. Die New York Times stellt eine den Polizei-Protokollen New Yorks entnommene Statistik auf, welche den Deutschen nicht zur Schande gereicht:

„Das Vergehen, das in dieser Liste am häufigsten figurirt, und überdies als die Veranlassung zu zahllosen anderen Vergehen betrachtet werden muß, ist Trunkenheit. Von den 46,358 verschiedenen Verhaftungen, welche während des Jahres 1880 von der New Yorker Polizei vorgenommen wurden, erfolgten über ein Drittel (15,583) wegen Trunkenheit, und von den 15,288 Personen, welche wegen „unordentlichen Betragens" in's Gefängniß gesandt wurden, machten sich ohne Zweifel neunundneunzig Hundertitel unter der Einwirkung des Genusses alkoholhaltiger Getränke dieses Vergehens schuldig.

„Zur Ueberraschung Vieler wird man finden, daß die Zahl der im Jahre wegen Trunkenheit verurtheilten Deutschen nur 841 beträgt, während zehnmal so viele Irländer, nämlich 8167, und 5459 geborene Amerikaner wegen dieses Vergehens in's Gefängniß geschickt worden sind. Und unter den Verurtheilungen wegen unordentlichen Betragens finden sich nur 816 Fälle von Deutschen, von Irischen dagegen 5646, und von geborenen Amerikanern sogar 7823.

„In Bezug auf Verbrechen gewaltthätigen Charakters stehen die Amerikaner obenan. So wurden wegen Einbruchs 536 Amerikaner, 51 Irländer und nur 29 Deutsche dem Gefängniß überwiesen. Wegen Angriffs und Schlägerei sind 1,121 Amerikaner, 746 Irländer und 283 Deutsche verhaftet worden. Aber auch unter den Verbrechern gegen das Eigenthum ist das eingeborene Element am stärksten vertreten, während die Deutschen sich nur in verhältnißmäßig sehr geringer Zahl dieser Verbrechen schuldig machen. So wurden im Jahre 1880 wegen kleinen Diebstahls 1,544 Amerikaner, 508 Irländer und 174 Deutsche, und wegen großen Diebstahls 490 Amerikaner, 112 Irländer, aber nur 60 Deutsche dem Gefängniß überwiesen.

„Seine Vorliebe für die Häuslichkeit bewies das deutsche Element, indem es nur 137 Vagabunden der Polizei stellte, während die Irländer von dieser Sorte 1022 und die in Amerika Geborenen 2,138 lieferten. Dagegen zeigen die New Yorker Deutschen eine verhältnißmäßig große (leider auch anderwärts zutage tretende) Mißachtung der gesundheitspolizeilichen Vorschriften, indem sie mit Uebertretung der letzteren auf den Polizeilisten 159 mal belastet sind, während die Irländer sich nur 67 Uebertretungen dieser Art und die Amerikaner gar nur 46 schuldig machten."

Es hatte wohl Niemand von den diesjährigen Herbstwahlen erwartet, daß sie eine politische Umwälzung bringen würden, und sie haben diese bescheidene Erwartung auch thatsächlich nicht getäuscht. Trotzdem sind sie in ein paar Staaten, New York und Pennsylvanien, nicht ohne bedeutsames, in einem, Virginien, sogar nicht ohne sensationelles Resultat verlaufen. In New York, wo Garfield und Arthur vor einem Jahr mit einer Pluralität von 21,000 Stimmen siegten und die Republikaner in der Legislatur bei Abstimmung beider Häuser eine Majorität von 55 hatten, haben sie dieses Mal allerdings fünf von ihren Candidaten für die neu zu besetzenden Staatsämter erwählt, dafür aber den Posten des Staatsschatzmeisters mit nahe 25,000 Stimmen, und mit einer zwar nur geringen, aber darum nicht weniger entscheidenden Minorität beide Häuser der Staatsgesetzgebung verloren. In Pennsylvanien, wo es sich nur um die Wahl eines Staatsschatzmeisters handelte, gewann die Campagne dadurch ein besonderes Interesse, daß die republikanische Partei gespalten war, und daß in der Person des unabhängigen Wolfe ein Gegenkandidat gegen den, von der regulären Cameron-Maschine aufgestellten, Bailey im Felde war. Wolfe erhielt zwar, vielfach von den Demokraten unterstützt, eine sehr ansehnliche Stimmenzahl, aber dieselbe genügte nicht, das Votum Bailey's derartig abzuschwächen, daß es diesen in die Minorität versetzt hätte, während die Demokraten aus der diesmaligen Zersplitterung ihrer Gegner nicht hinreichenden Nutzen zu ziehen verstanden, um ihrem Candidaten zu einem Siege über seine beiden republikanischen Mitbewerber zu verhelfen. Somit wäre denn die alte Cameron-Herrschaft in Pennsylvanien auf's Neue besiegelt worden, wenn gleich unter einer sehr ansehnlichen Reduktion jener Majorität, mit deren Hülfe sie bisher gewöhnt war, den Staat als ihr Eigenthum anzusehen. Was Virginien anlangt, so hat es dieses Mal allein einen eigentlichen lebhaften und mit allen Mitteln geführten Wahlkampf gehabt, und dieser Wahlkampf hat mit einem Siege Mahone's und der „Readjusters" auf der ganzen Linie geendet.

Digitized by Google

Außer in Virginien, haben noch in zwei Süd-Staaten Wahlen stattgefunden, in Maryland und in Mississippi, deren demokratisches Ergebniß vorauszusehen war, und selbst dadurch, daß die Majoritäten (namentlich in Maryland) kleiner ausfielen, als gelegentlich der vorjährigen Nationalwahlen, zu keiner veränderten Auffassung herausfordert. Leider ist es auch dieses Mal in dem, nachgerade zu einer feststehenden blutigen Berühmtheit gelangten, Mississippi nicht ohne Wahl-Unruhen brutalster Natur abgegangen, deren Schauplatz der Ort Marion war. Man berichtet darüber von dort das Folgende: Ein Weißer, Namens Joseph Burnett, wurde bei Abgabe seines Wahlzettels von einem Neger insultirt, und als er die Beleidigung durch einen Schlag rächen wollte, von einem andern Neger niedergeschossen. Damit war das Signal zu einem allgemeinen Kampf gegeben, bei welchem mehrere Weiße umkamen.

Die Zusammensetzung des neuen deutschen Reichstages ist folgende: Die beiden conservativen Fraktionen zählen 75 Mitglieder gegen 115 im vorigen Reichstage. Ihnen müssen indessen wohl noch einige süddeutsche Deutschliberale hinzugerechnet werden. Die Ultramontanen, die im vorigen Reichstage über 99 Sitze verfügten, treten in dem jetzigen mit 102 Mitgliedern auf. Die National-Liberalen sind von 85 (nach Abzug der Sezessionisten auf 47 zusammengeschmolzen, dagegen erscheinen die Sezessionisten mit 38 und die Fortschrittler gar mit 58 (gegen 30.) In den Zahlen der Polen, Welfen und Protestler haben die Stichwahlen keine Aenderung hervorgebracht, aber die süddeutschen Demokraten haben noch einen oder zwei Sitze gewonnen und die Sozialisten erscheinen gar mit der verhältnißmäßig sehr ansehnlichen Zahl von 13 oder gar 14 Mitgliedern im neuen Reichstage. Dieses überraschende Ergebniß spricht um so mehr für die ausgezeichnete Organisation der Sozial-Demokraten, als die Gesammtzahl der bei den letzten Wahlen abgegebenen sozialistischen Stimmen nicht unerheblich gegen die früher abgegebenen zurückgegangen ist. Das betrübendste Ergebniß haben eigentlich die Wahlen in Württemberg geliefert. Dort hat nämlich die sogenannte deutsche Volkspartei (süddeutsche Demokratie) an sehr vielen Orten gesiegt. Die Mitglieder dieser Partei sind zwar sehr liberal, aber leider sehr verbohrte Preußenfeinde und Particularisten, deren Opposition nicht blos Bismarck, sondern dem Reiche gilt, und es ist eine ernste Mahnung für den deutschen Reichskanzler, daß man in Stuttgarter Blättern aus Anlaß des Wahlergebnisses die trübselige Phrase lesen kann: „Der borussische Bann in der Hauptstadt ist gebrochen.“

In Betreff der inneren Angelegenheiten erklärt die Thronrede, daß an der von der Regierung bisher verfolgten wirthschaftlichen Politik zur Herbeiführung von Reformen in dem Steuersystem festgehalten werde. Es wird die Nothwendigkeie der Fürsorge des Staates für arbeitsunfähige Arbeiter betont. Im Weiteren heißt es: Der Staatshaushalts-Etat weise erfreuliche Erfolge der wirthschaftlichen Politik auf. Von Vorlagen werden angekündigt: Gesetzentwürfe betreffend die Einverleibung Hamburgs in den Zollverein, die Einführung vierjähriger Wahlperioden für den Reichstag, die Feststellung des Reichshaushalts-Etats für je zwei Jahre, die Einführung des Tabaksmonopols und der Branntweinsteuer, endlich auch das Unfallsversicherungs-Gesetz. Also nachgeben will die Regierung nicht, trotz des Ausfalls der Wahlen.

Die Spekulationswuth fordert ein Opfer um das andere; aber es wird doch fortspekulirt. Da hat ein gewisser Baldwin in Newark, N. J., eine Bank, deren Schatzmeister er war, um mehr als zwei Millionen bestohlen. Und warum? Spekulation ist die Antwort. Baldwin hat die zwei Millionen in das Geschäft des Maroccoleder-Fabrikanten gesteckt und da wurde dann spekulirt bis zwei Millionen fort waren. Und das Ende? Elend, Armuth, Noth, — Zuchthaus — Tod.

McVeagh's Resignation ist vom Präsidenten Arthur angenommen worden. Der Mann konnte nichts besseres thun als resigniren, denn der Fehlschlag der Sternpost-Untersuchung zeigt deutlich, daß er als General-Anwalt des Landes nichts taugt. — Also weil man mehr eine Nachfrage-Untersuchung als eine Anklage eingeleitet, konnte man gegen die Schwindler nicht vorgehen. Welch elendigliche Rechtspflege dies ist! Herrn McVeagh möge es wohl ergehen.

Auf dem Schloß Johannesberg ist, 82 Jahre alt, der landesflüchtige Fürstbischof von Breslau, H. Förster, gestorben. Nach seiner während des Kulturkampfes erfolgten Absetzung, hat er sich nach dem östreichischen Theil seines Bisthums zurückgezogen. Anfänglich wollte die Regierung die feierliche Einholung der Leiche des im Exil verstorbenen Bischofs verbieten — Bismarck hat aber abgewinkt. Es wäre auch unklug gewesen, wenn man gegen einen Todten den Kulturkampf fortgesetzt und unnöthiger Weise die Ultramontanen erbittert hätte. Man überlasse den Italienern das Steinigen des todten Pius!

Nachdem die Neue Welt von der Alten im Jahr 1880 einen Menschenzufluß von 594,000 Seelen empfangen, wird im Jahr 1881 die Zahl der nach Nordamerika wandernden Europamüden voraussichtlich die Höhe von 800,000 erreichen, „Männer mit harten Fäusten und gefüllten Taschen außerdem“, wie sich der amerikanische Consul in Bremen einmal ausdrückte. Man will beobachtet haben, daß die Einwanderer im allgemeinen reichlicher als früher mit Geldmitteln versehen waren, im Durchschnitt mit 10 Dollars pro Kopf, was einen Vermögenszuwachs von 6—7 Millionen Dollars im vorigen Jahr und von 8—9 Millionen Dollars in diesem Jahre ergeben würde, sicherlich aber weit hinter der Wirklichkeit zurückbleibt. Allein größer als der Geldgewinn ist der unberechenbare Vortheil, welchen die Republik aus der beschleunigten Besiedelung und Bebauung ihrer weiten Territorien mittelbar und unmittelbar zieht.

Die nachgehends bekannt gewordene Ansprache, welche der Papst am 16. Oktober vor den italienischen Pilgern in der geschlossenen Peterskirche hielt, äußert sich über die dermaligen Zustände mit großer

Digitized by Google

Schärfe: Die Sekten, welche in überall wachsender Macht und Kühnheit dem Katholicismus ein Ende machen wollen, hätten vorzugsweise Italien als Ziel ausersehen. Um die Leidenschaften immer rege zu erhalten und neue Streitkräfte für den verruchten Krieg zu gewinnen, sei in den jüngst zu Rom und in vielen andern Städten Italiens abgehaltenen Volksversammlungen unverhohlen ausgesprochen worden, daß man das Papstthum für immer abgeschafft sehen wolle. Dabei habe man gegen dasselbe auch in seiner Eigenschaft als religiöse Einrichtung die grausamsten Beleidigungen, die unwürdigsten Schmähungen gerichtet. Die anfangs zur Täuschung der Einfältigen verbreiteten schönen Versprechungen, daß man die katholische Religion in Italien unversehrt, die Person des römischen Papstes gesichert, seine geistliche Gewalt frei und unabhängig erhalten wolle, seien binnen kurzer Zeit Lügen gestraft worden. Solchen Feinden gegenüber müßten die Gläubigen um die Freiheit ihres Oberhirten eifersüchtig besorgt sein und selbige unaufhörlich mit allen ihnen gewährten Mitteln fordern. Keiner von ihnen gebe der Gewalt der Zeit und der Ereignisse in schuldvoller Gleichgültigkeit nach, und jeder denke stets daran, was Rom mit Schaudern in jener fluchwürdigen Nacht gesehen, in welcher es die fromme Pflicht erfüllte, die Ueberreste Pius' IX. zu Grabe geleiten. „Gedenket daran, daß es in Rom und Italien solche gibt, die sogar die Wegnahme unsers apostolischen Palastes fordern, um uns zu noch härterer Gefangenschaft oder zum Exil zu nöthigen." Den zahlreichen Anhängern des italienischen Einheitsstaats gereicht diese Rede zu großem Aergerniß, und ihre Presse verlangt mit Ungestüm die Aufhebung des Garantiegesetzes. Als ob das von ihnen allein abhinge!
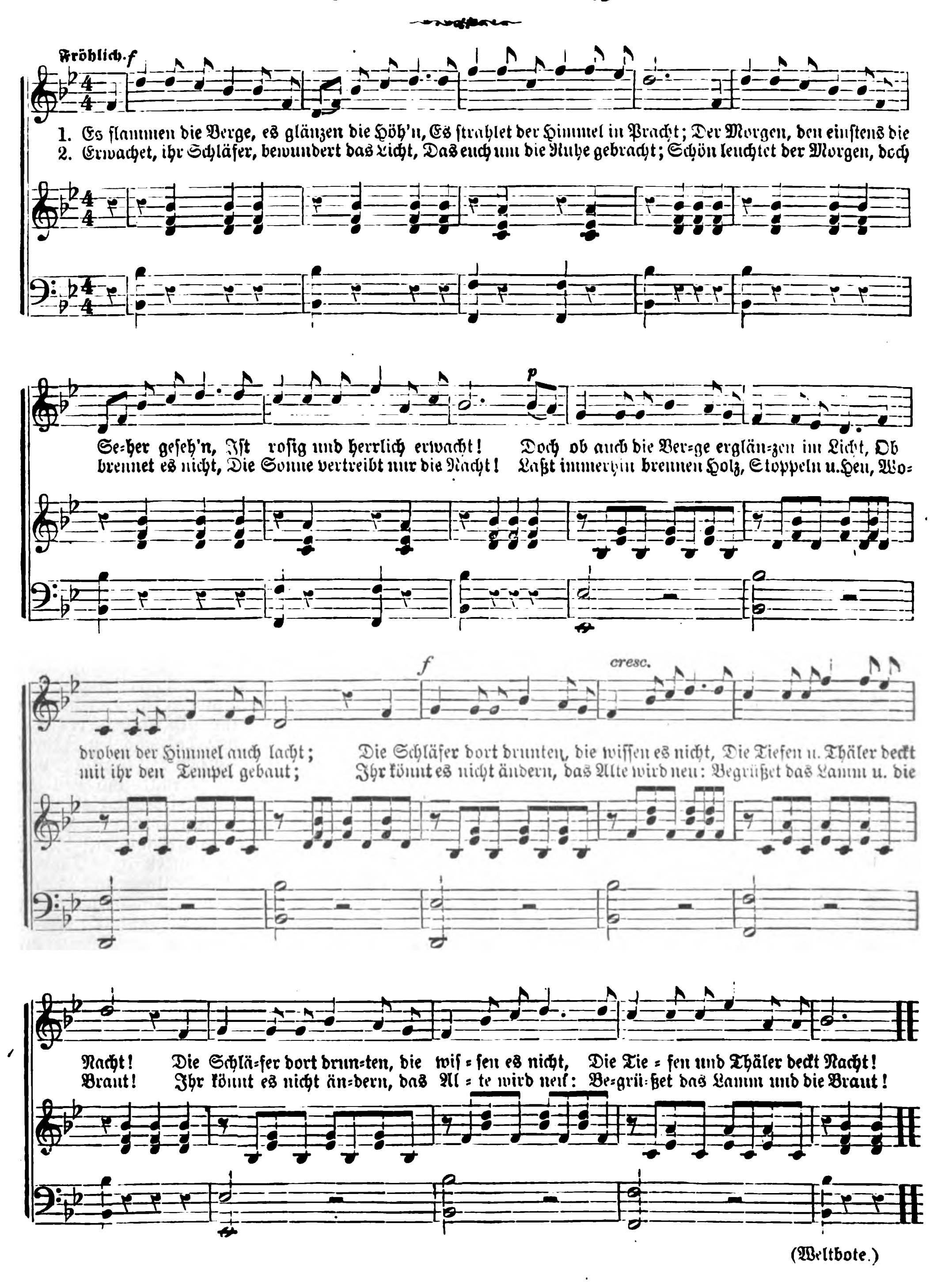
Revision der lutherischen Bibelübersetzung. Die Ende September in Halle a. S. versammelt gewesene Revisions-Commission für das Alte Testament einigte sich über den nunmehr zu druckenden Entwurf der revidirten Bibel. Die Commission besteht aus 14 wissenschaftlichen Theologen, welche von den deutschen Kirchenregierungen dazu ernannt sind, ferner aus 11 Vertretern von Bibelgesellschaften Deutschlands und dem Germanisten Dr. Frommann aus Nürnberg. Ueber die Verhandlungen selbst schreibt der Evangelische Kirchliche Anzeiger Folgendes:

Es handelt sich in dieser Conferenz zunächst um die Revision der dem Bibeltexte beigegebenen Parallelstellen, der Kapitelüberschriften, der durch den Druck hervorzuhebenden Hauptsprüche und der Abschnittsbezeichnungen der neuen Bibelausgabe. Diese Stücke in den gegenwärtigen Bibelausgaben stammen nicht von Luther her, sie enthalten manche Unrichtigkeiten und sind auch vielfach ungenügend. Professor Kübel in Tübingen hat vier Jahre daran gearbeitet, unter möglichster Schonung des Gegebenen, Besseres zu bieten. Seine Arbeit wurde unter Zustimmung zu den hierbei befolgten und von der Bibelanstalt in Stuttgart mit ihm vereinbarten Grundsätzen mit dankbarer Anerkennung angenommen. Da die Rechtschreibung der Bibel dieselbe sein muß wie die der Schule, so fand Consistorial-Präsident Hegel, als Vertreter der preußischen Haupt-Bibelgesellschaft, völlige Zustimmung mit seinem Antrage, die in den preußischen Schulen eingeführte neue Orthographie auch für die revidirte Bibel anzunehmen, da dieselbe schon von der Jugend gelernt und unvermeidlich mit dem ferner nachkommenden Geschlecht zur allgemeinen Herrschaft gelangen wird. Für die älteren Generationen werden immerhin die vorhandenen Bibelausgaben mit der bisherigen Schreibweise in Gebrauch bleiben. Die längste Zeit erforderte in der Conferenz die Erledigung der von mehreren Seiten, besonders von den württembergischen Mitgliedern, namentlich dem Ober-Consistorialrath Dr. Burk, erhobenen zahlreichen Bedenken gegen einzelne Frommansche Sprachformen, Wortformen und Construktionen von Wörtern. Dieser Gelehrte, der erste jetzt lebende Kenner der Bibelsprache Luthers, erfüllt von Bewunderung für die unvergleichliche Kraft und Schönheit dieser Sprache, ist bemüht, sie da wieder herzustellen, wo sie im Laufe der Jahrhunderte unnöthiger Weise in unseren Bibelausgaben verändert und verschlechtert worden ist. Bei dem wichtigsten Buche für Schule und Leben ziemt es sich aber, nur mit größter Behutsamkeit am Hergebrachten zu ändern. Dr. Frommann weiß auch wohl zu würdigen, was das religiöse Bedürfniß der lebenden Christen und die Schule für ihr Hauptlesebuch fordern, daß nämlich das Verständniß der Bibel nicht ohne Noth erschwert wird und die Bibelsprache sich der Sprache der Gegenwart anschließt. Völlig veraltete und mißverständliche Worte, Sprachformen und alte Construktionen, welche der Gegenwart die Bibel nur entfremden würden, dürfen daher nicht stehen bleiben. Nach längeren Erörterungen gelang es, auch über die von den Süddeutschen erhobenen Bedenken gegen Eigenheiten des Frommannschen Luthertextes zur Einigung zu kommen. Natürlich wird ein Bibelfreund nicht verlangen, daß die Sprache der Propheten und Apostel in Einklang gebracht werde mit der verflachten Sprache des täglichen Lebens. Im Laufe des nächsten Jahres wird der Entwurf der revidirten Bibel in der von Canstein'schen Bibelanstalt gedruckt und von ihr herausgegeben werden. Es erwirbt sich die Anstalt dadurch um unsere Lutherbibel ein neues, großes Verdienst, da das Unternehmen mit viel Arbeit und bedeutenden Opfern verbunden ist. Die revidirte Bibel, welche einen einheitlichen und berichtigten Bibeltext für ganz Deutschland darbietet, ist die Frucht von mehr als zwanzigjähriger Arbeit. Es wird nun die Aufgabe nicht nur der Theologen, sondern auch aller erleuchteter Bibelleser sein, den revidirten Entwurf zu prüfen und ihre Bemerkungen, Wünsche und Bedenken geltend zu machen, ehe die Schluß-Redaktion erfolgt.

Der badische Oberkirchenrath äußert sich über das junge Geschlecht in folgender, nichts weniger als tröstlichen Weise: „Die im vorhergehenden Jahre schon laut erhobenen Klagen über Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit der heranwachsenden Jugend, über Abnahme der Autorität der Eltern und Vorgesetzten und Zunahme der Pietätslosigkeit der Untergebenen müssen wir dieses Mal noch verstärkt zum Ausdruck bringen. Sie werden aus den meisten Diöcesen mit schmerzlichem Ernst und bedenklichem Blick in die Zukunft unseres Volkes geltend gemacht." So das Urtheil des Evangelischen Oberkirchenrathes, den bei seiner entschiedenen „Freisinnigkeit" Niemand der Schwarzseherei oder gar der Schwarzfärberei bei Beurtheilung der badischen Zustände beschuldigen wird die ja unter der Herrschaft des Liberalismus so geworden sind, wie sie jetzt mehr und zu Tage treten.

Digitized by Google

Die Nacht im Morgenlichte!



Digitized by Google

Digitized by Google



„Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besuchet.“

(Matthäus 25, 36.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. Februar 1882. Zweites Heft.



Graf Campello.

Ein Lebensbild aus unseren Tagen.

Vom Editor.

Es war am 15. September 1881, als in der Morgensitzung des Oekumenischen Methodisten-Conciliums zu London bekannt gemacht wurde, Graf Heinrich von Campello, ein Domherr der St. Peters Kirche zu Rom, habe sich vom Katholizismus losgesagt und sei zur Bischöflichen Methodistenkirche übergetreten.

Man traute seinen Ohren kaum. Was? Ein römischer Domherr ist Methodist geworden? Dies ist ja unglaublich! Und erst als Dr. L. M. Vernon, der italienische Delegat der Conferenz, sich erhob und sagte, daß er den gräflichen Domherrn sehr gut kenne, viele Unterhaltungen mit ihm gehabt und seinen Uebertritt längst erwartet habe, schwand auch der letzte Zweifel, und die Versammelten lobten und dankten Gott, dem Herrn.

Folgenden Tag brachten alle Londoner Zeitungen die Nachricht, welche seither die Runde um die Erde gemacht und von den hochkirchlichen deutschen und englischen Blättern dahin stylisirt ward, daß Graf Campello zur protestantischen Kirche übergetreten sei, eine Redeweise, welche höchst wahrscheinlich deßwegen gebraucht wird, weil die hochkirchlichen Herren gar nicht begreifen können, daß ein so hochgestelltes Menschenkind zum Methodismus übertreten könne!

Aber dem ist also, Graf Campello ist nicht nur so im Allgemeinen ein „Protestantlein" geworden, womit im Grunde eigentlich nichts gesagt noch gethan wäre, sondern er gehört der Bischöflichen Methodistenkirche an.

Obgleich erst 42 Jahre alt, liegt doch ein reiches Leben hinter ihm. Die Familie stammt aus Spoleto in der italienischen Provinz Umbria, einer Stadt mit 21,000 Einwohnern, einer ansehnlichen Kathedrale, zweiundzwanzig andern Kirchen und Klöstern, und einer denkwürdigen Geschichte. Hier hatten die Campello's seit vielen Jahrhunderten ihren Sitz. Sie sind eines jener italienischen Adelsgeschlechter, die große Vermögensverluste erlitten, aber die Hoheit des Stammes doch bewahren, und sich durch eine politische, literarische oder kirchliche Laufbahn Auszeichnung und ein gutes Auskommen zu verschaffen suchen. Es findet sich also reges, edles Streben in dieser Familie; sie gehört nicht zu jenen Adeligen, denen, nachdem der Reichthum zerronnen, nichts geblieben als der Titel, innerlich aber der Fäulniß anheimfallen. Die Campello's zählen vielmehr ganz tüchtige Kräfte zu den ihrigen.

Digitized by Google

Solone di Campello, der Vater des zum Methodismus übergetretenen Enrico, zeichnete sich mehrfach im Staatsdienst aus. Der Onkel des letzteren — Pompeo di Campello, ein bekannter Dichter, war ein Mitglied der im Jahre 1849 sich organisirenden provisorischen Regierung, und Minister des Auswärtigen unter Ratazzi. Ein Vetter des früheren Domherrn Enrico — Paoli di Campello — ist römischer Stadtrath und gehört kirchlich zur conservativen, und politisch zur „wässerig“ liberalen Partei, und ist einer der wenigen Römer, welche noch auf eine Versöhnung zwischen der römischen Kirche und Italien, zwischen dem Vatikan und dem Quirinal hoffen. Zum Führer dieser kleinen Partei erhoben, hat er von der radikal-liberalen Presse viel auszustehen. Sie nennt ihn nur den Kopf der Wasser-Liberalen, der sich abplage, aus einem unveränderlichen Viereck einen Kreis herzustellen.

In dieser Umgebung, unter solchen Verhältnissen ist Heinrich von Campello aufgewachsen. Es war also nicht die ganz ungereinigte Luft des Vatikans, in welcher der Knabe groß wurde; seine Umgebung hing nicht blindlings all den Lehren und Einrichtungen Roms an, noch hieß sie ohne weiteres jegliche Maßregel des Papstes gut. Die Campello's haben das Denken gelernt und üben dasselbe in befruchtender Weise. Oft lauschte der junge Enrico, wenn Vater und Onkel die wichtigen Tagesfragen besprachen und sich dabei herausnahmen, selbst den Papst und seine Dekrete zu kritisiren. Aber aus guten Katholiken bestand die Familie Campello doch; der Romanismus war ihr **die** Kirche; die weltliche Macht des Papstes schien ihr unzertrennlich mit der geistlichen Gewalt, und der Papst war für sie Statthalter Gottes auf Erden.

Zur Priesterlaufbahn bestimmt, machte Enrico Campello die lateinische Schule durch, erhielt eine Universitätsbildung und zeichnete sich im Priesterseminar sowohl durch seine umfassenden Kenntnisse als durch selbstständige Denkweise aus. Seine Carriere war eine sehr erfolgreiche und glänzende. Bereits anno 1868 finden wir ihn als Kanonikus der St. Peterskirche zu Rom, zu welchem Amte er am 25. März desselben Jahres ernannt wurde. Die Verwaltung der Einkünfte dieser Kirche, sowie die Anordnung der Ceremonien in derselben sind nämlich einem aus dreißig Domherren bestehenden Capitel überwiesen, über welche ein Cardinal die Aufsicht führt, und denen viele Geistliche niederen Ranges behilflich sind.

Solch' ein hochgestellter Stiftsherr war Graf Enrico Campello. Sein Gehalt betrug 1800 Scudi, oder $1750 per Monat, also $21,000 das Jahr. Er war umgeben von hoch gebildeten Freunden, geachtet von der Kirche und geliebt von seiner Familie, und hatte eine Laufbahn zu noch höheren Würden vor sich.

Aber schon längst hegte der hochgestellte Stiftsherr Zweifel an den Aussprüchen des Papstes. Der erste Stein des Anstoßes war ihm die politische Macht des Vatikans, dann sträubte sich sein Gewissen gegen die Unfehlbarkeits-Erklärung und andere römische Dekrete. Als jedoch nach Pius IX. Ableben Leo XIII. auf den päpstlichen Thron erhoben wurde, hoffte Campello mit vielen gleichgesinnten Freunden auf's Neue und erwartete auf's Bestimmteste eingreifende Reformen. Namentlich hoffte er darauf, daß Vorkehrungen getroffen würden, dem katholischen Volk das Recht zu verleihen, sich an der Papstwahl zu betheiligen. Er wurde getäuscht, denn der neue Papst ging den alten römischen Weg und zeigte sich wo möglich noch unnachgiebiger, als Pius der Neunte.

Jetzt wendet sich Enrico Campello vom unverbesserlichen Papstthum ab und sucht das Licht des Evangeliums. Vor etwas mehr als drei Jahren wurde er mit Dr. L. M. Vernon, dem Superintendenten der italienischen Missionen der Bisch. Methodistenkirche, bekannt und hatte mit ihm viele Unterhaltungen. Der Graf ist als feingebildeter und liebenswürdiger Mann ein ausgezeichneter Gesellschafter, und war deßhalb ein gern gesehener Gast im Hause des Superintendenten. Oft redeten sie miteinander über die höchsten Güter des Menschen, über Gewissensfreiheit und den Segen der ungehinderten Verkündigung des Evangeliums. Nur nach und nach kam der römische Stiftsherr zur Ueberzeugung; denn im Ganzen hing er eben doch an der Grundlage des Katholizismus fest und bestand auf dem historischen Rechte der Kirche. Nach und nach aber wurde er sich auch betreffs der Punkte klar, die ihm noch dunkel gewesen, und schon seit Frühjahr 1881 war es denen in der Bisch. Mission zu Rom klar, daß sein Uebertritt baldigst erfolgen werde. Oft lagen die dortigen Missionäre vor Gottes Thron und fleheten für den Stiftsherrn, und siehe da — der Herr war gnädig.

Am 13. September vorigen Jahres sandte Campello den bekannten Absagebrief an den Papst, in welchem der Stiftsherr unter Anderem sagt:

„Nach zehn Jahre langer ruhiger, reiflicher Ueberlegung, innerer Unruhe, getäuschter Hoffnungen kann ich heute vor Gott und Jesus Christus beschwören, der uns alle richten wird, daß ich aus keinem anderen Grunde, als um Frieden für meine Seele zu finden, diesen Schritt thue, und viele ausgezeichneten hochgestellten Geistlichen, mit denen ich vertraulichen Umgang gepflegt habe, können das bezeugen. Wohl weiß ich, daß mich, wie viele Andere, der Vatikan und Blätter, die in dessen Solde

Digitized by Google

stehen, auf's Grausamste verfolgen und verlästern werden; aber, Gott sei Dank, ihr gemeines Verfahren ist längst der allgemeinen Verachtung verfallen. Ich werde nur mit Schweigen antworten und mit dem Gebet, mit welchem ich diesen Brief schließe. Gebe Gott, daß mein Beispiel viele Nachahmer finden möge unter denen, die, wie ich, in der Jugend betrogen und nachher in Schrecken gehalten wurden von diesem schlechtesten System, und jetzt die Ketten ihrer Sklaverei tragen; denn für Viele von ihnen ist das Licht der Wissenschaft, die beständigen Täuschungen eines langen Lebens und die schmerzliche Bedrückung, die sie dulden, nicht hinreichend, sie zu befreien. Nur von der Ruhe des Grabes erwarte ich von diesem innern und äußern Kampfe erlöst zu werden, und den Lohn so großer Trübsal in der seligen Unsterblichkeit jenes Lebens zu finden."

Nachdem dieser Brief abgesandt, schreibt der Stiftsherr nächsten Tages von St. Peter nach St. Paul, welch letztere Kirche die Bischöfl. Meth. inne haben und tritt dort zu dieser Denomination über, wobei er den Absagebrief vorlas, und eine eindrucksvolle Rede hielt, in welcher er unter anderem sagte:

„Nur Die, welche diesen Schritt schon gethan haben, können sich einen Begriff machen, welchen Seelenkampf derselbe kostet. Ich vertraue auf die Gnade Christi, fühle meiner ewigen Seligkeit gewiß und hoffe unter euch zu finden, was nur in der Papstkirche immer gefehlt hat — brüderliche Liebe. Dieser Gedanke stärkt jetzt meinen ermatteten Geist und ich bin überzeugt, daß ich bald vergessen haben werde den Glanz der ersten größten Kirche in der Welt, St. Petri in dem Vatican. Der Trost meines Lebens soll immer sein, mich euren Bruder zu nennen."

Ganz Italien, ja die ganze civilisirte Welt sprach Tags darauf von diesem Ereigniß. Die einen jauchzten und andere fluchten. Rom aber nahm die alte Waffe zur Hand und verleumdete auf die abscheulichste Weise. Nicht nur in Italien mußten die päpstlichen Zeitungen aufs elendiglichste lügen, sondern die französischen, deutschen, englischen, schottischen, spanischen und amerikanisch katholischen Blätter sind voll von Schmähungen gegen Graf Campello. Wäre nur der zehnte Theil daß wahr, was jetzt über ihn geschrieben wird, so hätte die römische Kirche ein wahres Ungeheuer am Busen genährt und mit Würde und Ehre überhäuft und zwar mit Wissen aller der Schandthaten dieses Campello; denn wie sollte man dieselben jetzt auf einmal so genau kennen? Aber die civilisirte Welt wird sich diese Anschwärzungen Roms zurechtzulegen wissen und einstweilen warten, was fernerhin aus diesem früheren Stiftsherrn der St. Peterskirche werden wird. Gott möge ihn schützen und segnen.

Zwei Zeichen der Zeit.

I.

Im Jahre des Heils 1881 erschien in der Metzlerischen Buchhandlung zu Stuttgart unter dem Titel "Ben Sirah Militans" ein so abscheulich lästerliches Buch gegen das Christenthum, daß die Polizei dasselbe confiscirte. Die Stellen, welche der „Reichsbote" daraus anführt, sind so arg, daß man sich sträubt sie wiederzugeben. Als Verfasser des Buches wird ein Berliner Jude, Namens Paul Pinehas Grünfeld genannt, welcher vor Kurzem deshalb vor dem Schwurgerichte zu Stuttgart freigesprochen wurde! Gräßlichere Gotteslästerungen, sagt der „Reichsbote," abscheulichere, unfläthigere Beleidigungen, wie sie dieses Buch gegen die Christen, besonders die christlichen Geistlichen, enthält, sind sicherlich nie, so lange es eine christliche Kirche gibt, ausgesprochen worden. Die Erklärung aber, daß eine Freisprechung möglich war, liegt allein in dem Umstand, daß fünf Mitglieder des Schwurgerichts Freigeister und Demokraten sind. Sieben Geschworene seien zweifelsohne für das Schuldig gewesen, aber es wäre eine Zweidrittelsmehrheit von acht Stimmen nöthig gewesen, welche jedoch durch jene fünf Freigeister vereitelt wurde.

Daß ein Jude, fährt der „Reichsbote" fort, die unglaubliche Frechheit hat, solches zu schreiben und zu veröffentlichen und in einer christlichen Buchhandlung einen Verleger findet, ist schon ein erschreckendes Zeichen der Zeit, aber daß ein deutscher Gerichtshof ihn darob für straflos erklärt — das ist doch das traurigste Zeichen der Zeit.

II.

Erst unserer Zeit war es aufbehalten, Atheisten-Congresse zu sehen. Früher wußte man nichts davon, daß sich die Ungläubigen in Conferenzen versammelten. Es geht gar wunderlich zu bei diesen Versammlungen und man kann nicht leicht erkennen, was die Herren eigentlich wollen; denn sie wissen es selbst nicht recht, wenn es darauf ankommt zu sagen, was für ein Gebäude sie aufzuführen gedenken. Darin aber ist man sich im Atheisten-Lager einig — daß die Kirche, die Religion, das ganze Christenthum abgeschafft werden müsse, solle das reine Glück über der Menschheit aufgehen. Ach, welch verblendete Leute dies doch sind!

Nur ein einziger Deutscher war bei diesem letzten Atheisten-Congreß anwesend, nämlich Dr. Büchner, derselbe, welcher vor mehreren Jahren in den Ver. Staaten Vorlesungen über die Affenabstammung des Menschen hielt und dabei so schmähliches Fiasko machte. K. L.

Digitized by Google



Der Mensch am Pol.

Von

H. A. Schrötter.

Wunder über Wunder entfalten sich vor dem Forscher im hohen Norden. Geiser, diese natürlichen heißen Fontänen, Vulkane, Eisberge, Nordlichter und andere prächtige Naturerscheinungen wechseln vor dem Auge des im wohlgerüsteten Nordfahrer nordwärts steuernden Jüngers der Wissenschaft. Hat schon die Pflanzen- und Thierwelt durch ihren großartigen Contrast unser Erstaunen erregt, so wächst dieses noch bei näherer Bekanntschaft mit den Bewohnern der arktischen Region.

Der Mangel an Pflanzen zwingt den Menschen nothwendigerweise dem Raubthiere gleich von der Thierwelt sein Dasein abhängig zu machen und wo immer diese sich entfaltet, wird auch der Nordländer nicht gar zu fern sein. Im amerikanischen Norden sind es Eskimos, Tschuktschen und Indianer, in Asien die Kamschadalen und Samojeden und in Europa die Lappen, welche in fast gleichartiger Constitution der furchtbarsten Kälte mit Leichtigkeit zu trotzen vermögen.

Um diese Gesellschaft kennen zu lernen, dürfen wir nicht etwa im Hafen von Disko Island verweilen. Die daselbst befindlichen Holzgebäude sind nicht das Machwerk der Eingeborenen. Diese leben im Sommer in Zelten, im Winter meist in Schnee- oder Torfhütten.

Die Eskimos (Eschkimai = Fischesser) haben diesen Namen mehr als Schimpf seitens der Indianer-Stämme erhalten, sie selbst nennen sich Jennit (Eingeborenen). Sie leben näher am Pole, denn sonst ein Volksstamm, dringen fast gar nicht ins Innere des Landes ein, sondern nähren sich an den Küsten von Land- und Wasserthieren. Das einzige Thier, welches ihnen gewissermaßen als Hausthier dient, ist der Hund; selbst das den Lappen so nützliche Rennthier haben sie sich nicht dienstbar machen können. Das roheste und ungebildetste Volk, sind sie auch das unreinlichste Geschlecht, und scheinen sich im



Hafen von Disko Island.

Schmutz erst behaglich zu fühlen. Sie waschen sich nur äußerst selten, reinigen ihre Zelte und Hütten nur selten und oberflächlich; essen mit ihren Hunden aus denselben Schüsseln, verschmähen sogar das Ungeziefer vom eigenen Leibe nicht, ja schaben sogar den Schweiß mit dem Messer ab, um dann die Klinge abzulecken.

Man findet die Eskimos in kleinen Horden häufig in der Nähe großer Gletscher, da durch das Kalben der letzteren das Meer stellenweise offen



Auf der Jagd in Kajak.

gehalten wird und an diesen Oeffnungen dann stets Wasser- wie Landthiere in Menge zusammen kommen. Allgemein als mongolische Abkömmlinge bezeichnet, trägt die Sprache entschieden das Gepräge der sonst bei den Eingeborenen Amerikas gebräuchlichen Mundarten. Die Worte werden durch Zusatzsylben mannigfach verändert und umgestaltet. So heißt innuvoc er lebt = ist ein Mensch.

innugigpok, er ist ein hübscher Mensch,
innuksiurpok, er ist ein guter Mensch,
innukgoispok, er fängt an ein Grönländer zu werden,
innuksisivavok, er ist ein Mensch wie ein Grönländer.

Diese Sprache ist das einzige Bindemittel zwischen den einzelnen Stämmen.

Alle kleiner Statur, messen sie selten wenig über fünf Fuß. Trotz ihrer Wohlbeleibtheit sind Hände und Füße klein. Der Kopf ist rund und groß, das Gesicht flach, die Nase tief eingedrückt, die Backenknochen hervorstehend, die Haare straff, schwarz und hart. Abgesehen von diesen Eigenthümlichkeiten sind Körper und Glieder wohl geformt. Unter einander leben diese Menschen ohne Zank und Streit im friedlichsten Einvernehmen. Wenn Uneinigkeit unter ihnen entsteht, so sind einzig die Weiber daran schuld. Ruheliebend und träge, aber in der Regel guter Laune, läßt sich der Eskimo nicht so leicht auftreiben. Und wenn seine Jagd ihm genug abgeworfen, ist er vollständig zufrieden. Die einzige Person, welche einen besonderen

Digitized by Google

Einfluß auszuüben im Stande, ist der Eskimo-Zauberer, welcher auch gleichzeitig ihr Arzt und Helfer in allen Nöthen ist. Fehlt es an Seehunden, so weiß er Rath, denn die bösen Geister haben ihnen unsre Jagdkünste offenbart oder halten sie gefangen; deßhalb muß er hinab die Unholde zu züchtigen. Der Zauberkreis wird geschlossen, der Beschwörer legt sich auf die Erde und sein Helfer deckt ihn mit einer gewaltigen Matte zu. Seltsame Laute und Worte, anfangs laut, dann mit Hülfe der Bauchrednerkunst immer fernerher ertönend, beweisen den Zuhörern die Thätigkeit und das Hinabsteigen des großen Wundermannes; endlich ist es still, dann kommt der Geisterbesucher nach und nach zur Oberwelt zurück, beweist womöglich mit einem blutigen Messer seinen furchtbaren Kampf und wenn nun keine Seehunde nicht kommen, dann ist es sicherlich nicht des Zauberers Schuld.

Die Garderobe der Eskimos ist der Temperatur gemäß reichlich und sorgfältig und verleiht den an und für sich kurzen Wesen eine gewisse Behäbigkeit. Die Kleider der Weiber sind gerade so wie die der Männer, mit dem Unterschied, daß der Frauen Kapuzen länger und weiter sind als die der Männer, da sie zum Aufbewahrungsort der Kleinsten die besten Dienste leisten. Auch sind Frauen-Stiefel weiter als die der Männer und dienen als Taschen für Alles, was in den Besitz der Eigenthümerin gelangt. Beinkleider wie Röcke sind doppelt, und zwar trägt das untere Stück die Haare nach innen, das obere die Haare nach außen. Der Stoff sind Seehunds- und Rennthierfelle und dergleichen. Fischgräten dienen als Nadeln und Sehnen als Zwirn. Einen besonderen Schmuck für die durchbohrten Mundwinkel, Lippen oder Nasenwände geben Glasperlen, zuweilen in Elfenbein gefaßt, oder Muscheln, Vogelfedern ꝛc. ab. Das Bemalen der Haut wird bei den Eskimos wie bei den übrigen Wilden geübt.



Auf den Schneegefilden.

Die Sommerzelte sind mit Rennthierfellen bedeckt, die Winterhütten werden im Schnee von Schnee gebaut. Der Schnee des Bodens muß fest genug sein, dann werden Schneeziegel zwei Fuß lang, ein Fuß breit gehauen, auf und neben einander gefügt, mit Wasser übergossen, und bald ist ein vortheilhaftes Haus errichtet und zusammen gefroren.

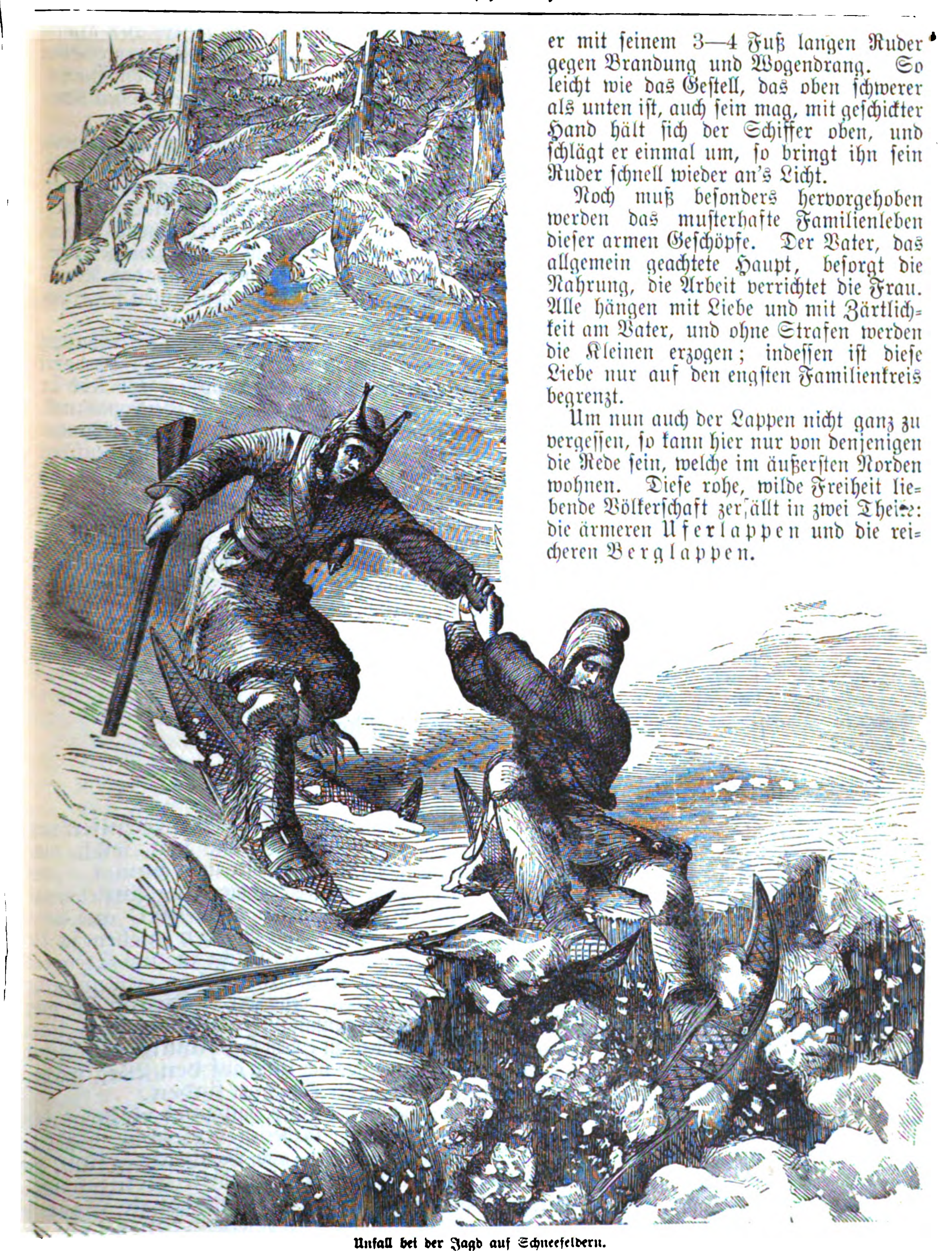
Die Schiffe, Kajaks, sind von dünnem Holz oder Fischbeingerippe, allseitig mit Seehundsfellen überzogen. Zwölf Fuß lang, 1½ breit, befindet sich in der Mitte ein Loch, das mit einem Felle versehen ist, welches mittels eines

Digitized by Google

er mit seinem 3—4 Fuß langen Ruder gegen Brandung und Wogendrang. So leicht wie das Gestell, das oben schwerer als unten ist, auch sein mag, mit geschickter Hand hält sich der Schiffer oben, und schlägt er einmal um, so bringt ihn sein Ruder schnell wieder an's Licht.

Noch muß besonders hervorgehoben werden das musterhafte Familienleben dieser armen Geschöpfe. Der Vater, das allgemein geachtete Haupt, besorgt die Nahrung, die Arbeit verrichtet die Frau. Alle hängen mit Liebe und mit Zärtlichkeit am Vater, und ohne Strafen werden die Kleinen erzogen; indessen ist diese Liebe nur auf den engsten Familienkreis begrenzt.

Um nun auch der Lappen nicht ganz zu vergessen, so kann hier nur von denjenigen die Rede sein, welche im äußersten Norden wohnen. Diese rohe, wilde Freiheit liebende Völkerschaft zerfällt in zwei Theile: die ärmeren Uferlappen und die reicheren Berglappen.



Unfall bei der Jagd auf Schneefeldern.

Riemens angezogen und um den Schiffer fest geschlossen werden kann. Wenn derart ein Eskimo seinen Kahn angezogen hat, dann fährt

Letztere müssen zur Zeit des Sommers hinab zum Meere. Denn ihre Rennthierheerden, auf die sie ganz angewiesen, würden von den ver-

Digitized by Google

schiedenen Mücken und Insekten so im Hochland mitgenommen, daß sie bald die Hälfte ihres Besitzes einbüßen würden. Denn die Insekten stechen und quälen nicht blos das Vieh, sondern legen auch ihre Eier unter das Fell, und um dem entgegen zu wirken, muß seine Heerde an's Ufer und Salzwasser trinken. Doch ihn treibt noch ein anderer Grund. Geweihe, Rennthier- und sonstige Felle müssen abgesetzt, und Pulver und Blei, Mehl, Tuch und Taback dafür angeschafft werden. Leider hat der Lappe gerade so wie alle uncivilisirten Völker gerechten Grund, gegen die Civilisation zu murren, daß sie durch dieselbe den Branntwein kennen lernten. Durch denselben wird manchmal nicht nur einer um seine Vorräthe für den Winter, sondern auch wirklich um Hab und Gut gebracht.

Im Winter schlägt der Berglappe sein Zelt auf an einem der zahlreichen Seen, möglichst geschützt vor ungünstigen Winden. Diese, durch Birkenstämme gestützte, von grobem Tuch gebildete Wohnung, 6 Fuß hoch und 15—18 Fuß weit, ist die einzige Zufluchtsstätte des Lappen gegen die strengste Kälte des Winters. In diesem engen Raum hausen der Lappe sammt Weib und Kindern, oft auch noch die des Mitbesitzers der Heerde. Selbstverständlich findet das Hausgeräth und die oft zahlreichen Hunde noch einen Platz. Dieses dichte Zusammenleben ist nächst der starken Lungenthätigkeit ein Hauptmittel, um der scharfen Kälte des hohen Nordens Widerstand zu leisten.

Die Gemüthsart des Lappen ist finster und verdrießlich, von Natur mißtrauisch, kann seine Gastfreiheit nur durch ein Geschenk erkauft werden, dem aber eine gründliche Auseinandersetzung des Zweckes deines Kommens folgen muß. Die Natur wie seine Heerde zwingen ihn, ein Nomadenleben zu führen, und das Rennthier und seine Bedürfnisse bestimmen seine Lebensweise.

Zum Schluß sei des Samojeden Erwähnung gethan, dieses in tiefere Einöde und Barbarei versunkenen Vetters des Lappen. Er lebt in den Tundras und Wäldern Nordeuropas und Westsibiriens und kommt auf seinen Wanderungen fast nie mit einem civilisirten Menschen zusammen. Während zu den Eskimos und Lappen bereits edle Missionäre gedrungen und ihnen das Christenthum zu bringen versuchten, wandert der bedauernswerthe Samojede noch in der ganzen Finsterniß des schrecklichsten Heidenthums und wird von seinen Zauberern geleitet wie ein Kind.

Zwei Sonntage in London.

Vom Editor.

II.

Wieder ist es Sonntag. Die lieblichen Melodien des Glockenspiels auf St. Paul laden die vier Millionen Leute in London zur Andacht. Auch wir wollen in das Haus des Herrn wallen, und zwar zu Spurgeon. Da gilt es aber, frühe auf dem Weg zu sein, denn unsere Wohnung ist weit draußen am „Ost-End", das Tabernacle des Berühmten aber drüben über der Themse im Südwesten.

Kaum können wir des Weges verfehlen, denn jedes Kind weiß, wo Herrn Spurgeon's Kirche ist, jedenfalls aber wird der Menschenstrom, auf den man auf eine halbe Meile Entfernung vom Tabernacle stößt, wie von selbst zum Führer. Da sage man mir noch einmal — das Evangelium übe heutzutage keine Anziehungskraft auf die Menschen aus! Ei, aus allen Straßen, Gassen und Gäßchen ziehen ja die Leute schaarenweise der Kirche zu, wo Spurgeon predigt! Der Einlaß zum Gebäude muß streng regulirt werden, denn der Andrang ist groß und die Kirchenmitglieder wollen und sollen doch vor allem zu einem Sitz kommen. Jedoch werden alle, die sich zeitig auf den Weg machen ein Plätzchen bei Spurgeon finden.

Endlich ist der große, mit zwei riesigen rings umherlaufenden Gallerien versehene Saal bis auf den letzten Sitz- und Stehplatz gefüllt, und vornen auf der vorspringenden, ziemlich hohen Plattform erhebt sich der berühmte Spurgeon — alles in allem wohl der erfolgreichste und größte evangelische Prediger der Neuzeit. Nahezu sechstausend Menschen hängen an seinem Munde, indem er das Lied vorliest, welches nun von Tausenden ohne alle Instrumentalbeglei-

Digitized by Google

tung gesungen wird. Darauf folgt die Bibellektion, mit Bemerkungen vom Prediger, ein inniges Gebet und ein ander Lied — und der gewaltige Kanzelredner steht vor dir und fesselt die große Menschenmasse in solcher Weise, daß die Leute kaum ordentlich zu athmen getrauen. Die Ausgießung des heiligen Geistes und das Erfülletwerden mit demselben war an jenem Sonntag Morgen sein Thema, und nur wenige Unempfängliche dürften es gewesen sein, welche beim Hinausgehen nicht gebetet haben: „O Herr, mein Vater, sende des Geistes Fülle in mein Herz."

Ich nannte vorhin Spurgeon einen gewaltigen Redner und kann mich im Augenblick keines anderen Mannes erinnern, welcher ihm **in allen Stücken** eines großen Volkspredigers vollkommen gleich käme. Wer in ihm aber **nur den populären,** vom Geiste Gottes erfüllten Redner sieht und darin seinen Erfolg sucht, der urtheilt denn doch nicht richtig. Er ist vielmehr einer der gewandtesten und — wenn der Ausdruck nicht mißverstanden wird — geschliffensten Redner unserer Zeit. Auf Grund großer rednerischer Naturanlage ist bei ihm die Kunst so groß geworden, daß sie in der einfachsten natürlichsten Gestalt erscheint. Wer nun solche Vortragsweise „die ungeschliffene Redekunst der Natur" nennen will, dem können wir's nicht verwehren, meinen aber, sie sei das höchste Produkt, dessen ein Redner fähig sein könne.

Dabei bindet sich Herr Spurgeon durchaus nicht ernstlich an die Regeln der Schule, sondern spricht aus der Tiefe seines Herzens heraus, und zwar das, was ihm zunächst am passendsten erscheint, ohne zu fragen — ob sich all' dies auch mit jeglicher Regel strengster Schrifterklärung in Einklang bringen lasse und es auch mit der Exegese der bewährtesten Ausleger übereinstimme. Spurgeon ist offenbar sein eigener Ausleger, und kann man auch nicht immer mit seiner Texterklärung übereinstimmen, so wird kein gläubig Herz je mit ihm wegen der auf seine Auslegung gebauten Folgerungen in Zwiespalt kommen. „Wo der Geist des Herrn ist," hörte ich ihn sagen, „da ist Freiheit, auch Freiheit vom Autoritäts- und Commentarglauben!" Und man muß gestehen, daß ihm diese Freiheit in seiner Kanzelwirksamkeit sehr zu statten kommt, mit welcher Bemerkung ich aber ja Niemand ermuthigen möchte, die Commentare gar bei Seite zu legen und sich nur auf eigene Eingebungen zu verlassen.

So mächtig, eindrucksvoll und segensreich dieser Mann aber auch zu predigen versteht, ist er offenbar nicht in dem Wahne befangen, als sei die Predigt mit Zurückdrängung oder gar Auslassung alles andern das allein vorwiegende Element im Gottesdienst. Nein — Spurgeon beseelt ohne Zweifel die Idee, daß das Volk zum Hause Gottes kommen soll, **um Anbetung und Gottesdienst** zu üben, und der **große Redner** leitet die Leute mit sicherer Hand so, daß sie sich in verschiedener Weise am Gottesdienst betheiligen, und ihr Kirchgang nicht nur ein Anhören, sondern ein Gottdienen wird. **Darin erkenne ich ein Element seines großen Erfolges!** Ach, daß doch alle die, welche kaum je ein Lied vorlesen, oder kaum je Zeit haben, den Gottesdienst ordentlich zu beschließen, ihm zuhören könnten, wie nachdrücklich und salbungsvoll er jedes Lied liest; wie er während des Singens Zeile um Zeile vorsagt und oft auf besonders eindrucksvolle Gedanken aufmerksam macht; mit welcher Sorgfalt er die Bibellektion liest und erklärt, und seine Gemeinde anhält, in den Bibeln nachzulesen; wie oft er den Text oder den Grundgedanken derselben wiederholt, und wie er überhaupt fortwährend darauf bedacht ist, Jedermann einzuprägen, daß man zunächst nicht gekommen, den Spurgeon zu hören, sondern Gott, den Herrn, anzubeten. Also hält dieser große Redner **Gottesdienst** mit seiner Gemeinde. Freilich erfordert all dies Zeit; jedoch nicht länger als 1½ Stunden im Ganzen; denn der mächtige Spurgeon redete des Morgens 45 und des Abends 40 Minuten, und konnte darum recht wohl andere 45 Minuten zur Anbetung mit seiner Gemeinde entbehren.

Es ist also nicht allein der große, vom Geiste Gottes erfüllte Redner, der schon ein Vierteljahrhundert allsonntäglich zweimal sechstausend Menschen um sich versammelt. Nein — dazu wirken auch andere Elemente mit, so z. B. auch — seine geschäftliche Geschicklichkeit, sein Geschäftstakt und sein Organisationstalent. Wie der mit den Minuten hauszuhalten versteht! Mit der Sekunde wird angefangen, nicht früher und nicht später, und dann geht der Gottesdienst voran, als ob jeder Theil desselben vorerst abgemessen worden wäre! — In der Sonntagschule sind drei junge Lehrer nöthig. Um diese zu bekommen, singt Herr Spurgeon nach der Predigt nicht etwa ein langweilig Klagelied, sondern sagt einfach, und zwar mit dem Ton eines väterlichen Generals: „Unser Herr und Gott braucht drei junge Männer in der Sonntagschule. Ich weiß, daß sich solche in meiner Gemeinde befinden, und bitte sie, nach dem Gottesdienst auf mein Studirzimmer zu kommen." Und siehe da — Abends meldet er, die drei jungen Sonntagschullehrer seien gefunden worden; dazu hätten sich vier mehr gemeldet, welche man in die Reserve eingereiht habe. — Eine Collekte für wohlthätige Zwecke

Digitized by Google

wird gehoben; sie soll reichlich ausfallen; es ist aber schon etwas spät. Da frägt Spurgeon: „Stehen alle die Vorsteher auf dem Posten, sind alle meine Freunde vorbereitet? Nun gut — alsdann kann die Collekte **gehoben werden, wozu blos zwei bis drei** Minuten erforderlich sind." Das willst du doch auch sehen, dachte ich, wie unter einer solchen Menschenmenge eine Kirchencollekte in drei Minuten erhoben wird, zog die Uhr aus der Tasche und bewachte den Zeiger. Doch siehe — in nicht ganz drei Minuten war der letzte Pfennig im Kasten, so umfassend waren die getroffenen Anstalten und so präcis wurden dieselben ausgeführt! — Kein Wunder, daß Spurgeon alle möglichen Vereine und Institutionen gründen und erfolgreich fortführen kann!

Jenen Sonntag Nachmittag sah ich mir mehrere Straßengottesdienste in London an; denn in dieser großen Stadt lebt gar viel greulich verwahrlostes Volk, um das sich aber auch viele gute Menschen in vielfacher Weise bekümmern, so z. B. auch, indem Straßengottesdienste abgehalten werden, die in London viel häufiger sind, als in irgend einer amerikanischen Großstadt.

Vor allem beschäftigt sich die sogenannte „Heilsarmee" unermüdlich an der Straßenpredigt. Wende das Blatt nicht um, lieber Leser, und thue diese Heilsarmee nicht mir nichts dir nichts ab mit der Bemerkung, daß sie doch nichts als nur Hanswursterei treibe. Folge mir vielmehr hinüber zu jener Straßenecke und nimm meinetwegen — wie ich selbst gethan — all' deine Vorurtheile mit. Dort steht ein Häuflein „Arbeiter", dessen Führer militärische Abzeichen trägt; eine Fahne ist aufgepflanzt; die „Arbeiter" kamen in militärischem Aufzuge hierher, sangen, während sie durch die Straßen marschirten, und zogen eine große Menge Volks an. Das Ganze sieht etwas grotesk aus, dies ist wahr, so daß der Kritikus gar viele Anhaltspunkte finden wird. Aber der heilige Ernst, die Reinheit der Absicht und der Erfolg kann diesen Soldaten der Heilsarmee nie und nimmer abgesprochen werden. Sie haben es sich zur Aufgabe gestellt, die Gesunkensten der niedersten Volksklassen zu erreichen, und wer sich ein wenig in London umgeschaut, der weiß, daß dies eine Arbeit ist, wie sie sich nirgends in den Ver. Staaten bietet! Wendet die Heilsarmee zu diesem Zwecke Mittel an, die wir nicht billigen können, sträubt sich unser Gefühl gegen die Sprünge, die dort an der Straßenecke gemacht werden, gegen die Melodien, welche wir hören, gegen die ungebändigte Ausdrucksweise und gegen die gewaltige Nervenerregung, so dürfen andrerseits weder die Reinheit der Absicht, noch der wirkliche bleibende Erfolg verkannt werden. Hunderten, **ja Tausenden tief gesunkenen, verthierten Menschen, die** auf einer Stufe **des Elends** und der Rohheit **angekommen, von** der wir kaum einen Begriff haben, ist diese Heilsarmee die Hand zur Rettung geworden. Alle Kirchengemeinschaften in London bekennen frei, daß sie nicht im Stande waren, dieses enfant terrible, diese „Schrecklichen" der Londoner Bevölkerung zu beeinflussen; und es ist zweifelsohne gewiß, daß der vornehme Kritiker nicht im Stande ist, unter jenem Abschaum auch nur das Geringste auszurichten. Weßhalb sollten wir uns denn in frömmelnder Scheu bekreuzen, da es Gott gefällt, durch ein wundersames Werkzeug Erfolge zu erringen, **deren Realität und Stabilität von keinem vernünftigen Menschen in London geleugnet werden!**

Dreiviertel Meilen von dieser durch die Heilsarmee besetzten Ecke ragt das massive Gebäude der Londoner Handelskammer empor. Schwere korinthische Säulen tragen an der Frontseite derselben ein Vordach, wodurch eine geräumige Vorhalle gebildet wird. Auch hier findet Straßengottesdienst statt, und zwar in streng kirchlichem Maß und Zuschnitt. Welche Kirchenverfassung hier das Bethel aufgeschlagen hat, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Jedenfalls waren es Arbeiter einer der zahlreichen Stadtmissionen, und ohne Zweifel herrschte der streng kirchliche Styl. Der in untadelhaftes Schwarz gekleidete Missionär stand so ehrwürdig da, wie der gestrengste Herr Pfarrer der Hochkirche; die Melodien bewegten sich in mustergiltigen „kirchlichen Läufen", und die um den Prediger herumsitzenden „Arbeiter und Arbeiterinnen" der Mission schauten so ehrbar, so liebenswürdig, so von der Liebe Gottes erfüllt, aus, daß man sich unwillkürlich angezogen fühlte. Aber wo sind die Zuhörer, wo das Volk, für welches dieser Gottesdienst bestimmt ist? Irgendwo anders, nur nicht hier. Hier und da schaut ein Londoner Straßenaraber scheu zur Säulenhalle herein, um im nächsten Augenblicke wieder mit einem Gesichte zu verschwinden, das etwa sagen will: „Dies ist alles recht schön und manierlich, aber für mich viel zu vornehm; ich geh' zur Heilsarmee." Manchmal bleibt ein Vorübergehender stehen, um jedoch sogleich weiter zu schreiten, denn dieser Gottesdienst ist so präcis kirchlich, daß man nicht erst auf die Straße zu stehen braucht, um derartiges mitzumachen. Das kann man drüben in Sankt Paul viel beqemer haben.

Dorthin wenden wir uns. Welch ein Bau das ist! Nebst der St. Peterskirche in Rom die größte in romanischem Styl errichtete Kathedrale. Zur Anhörung der Predigt aber ist

Digitized by Google

dieser 500 Fuß lange und 250 Fuß breite, in Kreuzform errichtete Riesenbau nicht aufgeführt worden, denn wir haben große Mühe, den Geistlichen zu verstehen, obwohl wir uns in dessen Nähe drängen. Etwa zweitausend Personen sitzen um die Kanzel herum. Der ganze übrige Raum ist leer, und sechs- oder achttausend hätten noch Platz. Von den zweitausend aber versteht kaum die Hälfte, was der Redner sagt. Mit einem Ellbogen auf das Kanzelkissen gestützt, verliest der Geistliche in sehr kirchlichem und eintönigem Vortrag die Predigt, welche zwar durchaus rechtgläubig ist, aber gar wenig Eindruck hervorbringt — erstens, weil die meisten Zuhörer nur gekommen, um den wundervollen Kunstgesang zu hören, welcher während des Episcopal-Gottesdienstes in St. Paul produzirt wird, und zweitens — weil das Echo die Stimme des Predigers verschlingt. Was Wunder, daß gar viele der Andächtigen die mächtige Domkuppel anstaunen, die sich dreihundert Fuß hoch in der Mitte der Kirche (Mittelpunkt des Kreuzes bildend) erhebt; oder aber — ein Schläfchen machen, bis wieder gesungen wird!

Die Kirche des berühmten Congregationalisten-Predigers Parker ist das Ziel der sonntagabendlichen Wanderung. Stille ist's rings um den schönen großen Bau, obwohl die Zeit zum Beginn der Londoner Gottesdienste nicht mehr sehr fern. Ein Vorübergehender löst das Räthsel, indem er auf eine betreffende Frage halb humoristisch, halb traurig antwortet: „Sehen Sie, Prediger und Gemeinde sind in den Bädern, um ihre Sünden abzuwaschen; da giebt es für uns arme Leute kein Wort Gottes; wenigstens nicht in dieser Kirche, bis das Spätjahr eingerückt ist."

So wenden wir denn uns nochmals nach Süd-London, dem Spurgeon'schen Tabernakel zu, und kehren auf dem Wege dahin in „Christs Church" ein, wo Newman Hall, der Presbyterianer, schon viele Jahre in großem Segen und mit außerordentlichem Erfolge wirkt. Das Kirchengebäude gleicht einem Bienenstock, so lebhaft geht es in allen Räumlichkeiten her. Im unteren Hauptsaal sind fünf- bis sechshundert junge Männer versammelt, welche Berichte über ihre sonntägliche Missionsarbeit geben und dazwischen hinein vom Führer ermahnt werden, freudig fortzufahren im Glauben, in der Liebe und in der Arbeit. In einem großen Nebenzimmer erbeten die Väter und Mütter Israels den Segen Gottes auf den kommenden Abendgottesdienst, und im obern Saal ist der Jungfrauen-Missionsverein versammelt!

Da jedoch Newman Hall jenen Abend nicht selbst predigt, so wandern wir wiederum zu Spurgeon und finden nochmals — sechstausend Menschen, hören nochmals diesen wunderbaren Mann, der sie alle aus dem Worte speist, bewundern nochmals seine glänzende Redegabe, sein Organisationstalent, seinen Geschäftstakt und — seine einfache, kindliche Frömmigkeit. Besonders aber freuen wir uns, daß er nicht zu den bedauernswürdig-einseitigen Baptisten gehört, welche die ganze Christenheit als so sehr in heidnisch-römischem Irrthum gefangen ansehen, daß sie mit Niemand zum heiligen Abendmahle gehen, der nicht untergetaucht ist. Das heilige Abendmahl wird jenen Abend in Spurgeon's Tabernakel gefeiert, und der große Baptisten-Prediger ladet dazu alle Brüder und Schwestern anderer Kirchen-Bekenntnisse ein. Wäre er nicht von solcher Gesinnung beseelt, so wäre er nicht halb so groß und nicht halb so erfolgreich.

Also schloß der zweite Sabbath in der englischen Hauptstadt, welcher noch lange in segensreichem Andenken bleiben wird unter dem Namen — der englische Londoner Sonntag.

Von Einem, der reich sterben wollte.

Vor einiger Zeit strandete an der Küste von Brasilien das Schiff „Britannia" mit einer Ladung spanischer Thaler an Bord. In der Hoffnung, einige der Geldfäßchen retten zu können, hatte man sie auf's Verdeck gebracht; aber das Schiff sank so schnell, daß man sich eilig in die Rettungsboote flüchten mußte. Schon war das letzte derselben im Begriff, vom sinkenden Schiff abzustoßen, als ein Matrose zurückeilte, um zu sehen, ob noch Jemand an Bord sei. Da — zu seinem Entsetzen sieht er einen Matrosen auf dem Deck mit einer Art in der Hand; schon hat er mehrere Fäßchen aufgebrochen und deren Inhalt rings um sich aufgestellt. „Was machst du da?" ruft der entsetzte Matrose seinem Kameraden zu; „rette dein Leben! — das Schiff wird in wenig Augenblicken versinken!" „Das Schiff soll nur untergehen," erwiderte der Mann mit gräßlicher Ruhe. „Ich bin mein ganzes Leben lang ein armer Kerl gewesen, und bin nun entschlossen, wenigstens reich zu sterben." — Man mußte ihn seinem Schicksal überlassen; in wenig Minuten war das Schiff verschwunden.

Wenn du auch hier sagst: der Mann war verrückt, so habe ich Folgendes zu fragen: Sind nicht Hunderttausende auf Erden, die ebenso entschlossen sind, um jeden Preis reich zu werden? die aber am allerletzten daran denken, daß sie in diesem Kampfe die Seele verlieren könnten? Und doch! der einzige Reichthum, der uns in der Todesstunde noch erfreuen kann, ist die Gnade, die uns durch das Blut unseres Herrn und Heilandes zu Theil wird!

Digitized by Google

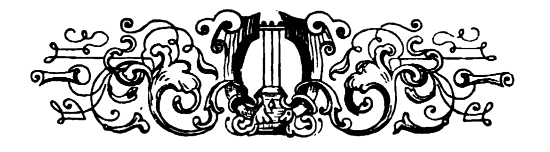
Der Tag des Herrn.

Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur;
Noch eine Morgenglocke nur,
Nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier:
O süsses Grau'n, geheimes Wehn,
Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir!

Der Himmel nah und fern.
Er ist so klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.

(Uhland.)



Digitized by Google

Willkommen, liebe Winterszeit!



illkommen, liebe Winterszeit,
Da rings es regnet, stürmt und schneit!
Wir heißen dich willkommen!
Wie lange, lange ist es her,
Seit du von uns in Land und Meer
Hast Lebewohl genommen!

Erst streute über Wald und Au
Das Mägdlein mit den Augen blau
Die Fülle seiner Blühten;
Dann sprach die glüh'nde Schwester ein
Und reifte Korn und kochte Wein
Dem Norden und dem Süden.

Als endlich mit dem goldnen Stab
Die dritte uns das Zeichen gab,
Daß zeitig ihre Gaben,
Da lief, was Hände hat, herbei,
Zu sammeln sie und mit Juchhei
Am Segen sich zu laben.

Du bist die jüngste in der Schar
Und doch die ärmste nicht fürwahr,
So viele dich auch schelten!
Wer an dem bleichen Angesicht,
Dem nassen Haar sich ärgert nicht,
Dem weißt du's zu vergelten.

Wenn über's Haus die Stürme ziehn,
Versammelst du uns ums Kamin
Und seine trauten Flammen;
Da streckt zur Ruhe sich der Leib,
Da findt züm lieben Zeitvertreib
Sich Jung und Alt zusammen.

Im Stübchen wunderbar erhellt
Eröffnest du uns eine Welt,
Wie keine draußen schimmert,
Vergangner Zeiten Lust und Leid,
Versunkner Schätze Herrlichkeit,
Daß uns das Auge flimmert.

Und über dieser Zauberpracht
Und aller Märchen Wundermacht —
Von Himmelsluft umfächelt
Der heiligen Geschichte Kreis,
Daß mitten unter Schnee und Eis
Das Paradies uns lächelt.

Daß aber diese Welt kein Traum,
Pflanzt deine Hand den heilgen Baum
Zum Zeichen allen Frommen!
Drum, ob es regnet, stürmt und schneit! —
Willkommen, liebe Winterszeit,
Sei tausendmal willkommen! (J. Bl.)

Spaziergänge am Seeufer.

Von J. G. Schaal.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit ist die Natur. Schiller.

Schon in früheren Jahrgängen haben wir die Leser zu Betrachtungen der Wunder Gottes in der Tiefe des Meeres eingeladen. Dazumal lenkten wir die Aufmerksamkeit auf einige der niedrigsten Thierformen, die auf dem Boden des Meeres hausen. In unserem heutigen Spaziergang am Seeufer möchten wir auf die im Meere wuchernden Pflanzen hinweisen.

Wie sich im Meere meist nur Thiere der niedrigsten Lebensstufen aufhalten, so gehören auch die der Pflanzenwelt den unvollkommensten Arten an, so sehr auch übrigens ihre schönen und zierlichen Gestalten uns entzücken mögen.

So großartig und schön diese Wunder der göttlichen Schöpfung sind, so hat man erst in neuerer Zeit sich bemüht auch das Volk im Allgemeinem mit diesen wunderbaren Wasserpflanzen mehr bekannt zu machen. Selbst in wissen=

Digitized by Google

schaftlichen Abhandlungen über die Pflanzenkunde suchte man bis vor Kurzem die Beschreibung von Seepflanzen mit einigen sehr unvollkommenen Federstrichen abzuthun.

Seitdem man aber die Ueberzeugung gewonnen, daß man gerade bei diesen Anfängen des Pflanzenlebens auch das Studium des Lebens im Allgemeinen beginnen muß, schenkt man der Beschreibung derselben in allen wissenschaftlichen Werken über Botanik mehr Aufmerksamkeit und Sorgfalt wie früher.

Das genauere Studium der Pflanzenwelt hat in letzter Zeit sogar einen großen Einfluß auf eine bessere Klassifizirung derselben ausgeübt, so daß man in manchen neueren Werken die alte Eintheilung in Kryptogamen (Pflanzen mit verborgenen Blüthen) und Phanerogamen (Pflanzen mit deutlichen Blüthen) gar nicht mehr findet.

Seegras gehört der untersten Stufe der blüthenlosen Pflanzen, unter dem Namen „Algen" bekannt, an. In den früheren Werken über Botanik (Pflanzenkunde) hat man sie unter der Klasse der Kryptogamen, und in manchen der neueren unter der der Protophysten (Urpflanzen) zu suchen.

Der Name „Algen" ist lateinischen Ursprungs und bedeutet Seegras. Da man nun auch in Süßwassern mit den in Salzwassern verwandte Pflanzen findet, so unterscheidet man Süßwasser- und Seealgen.

Gemeines Seegras.

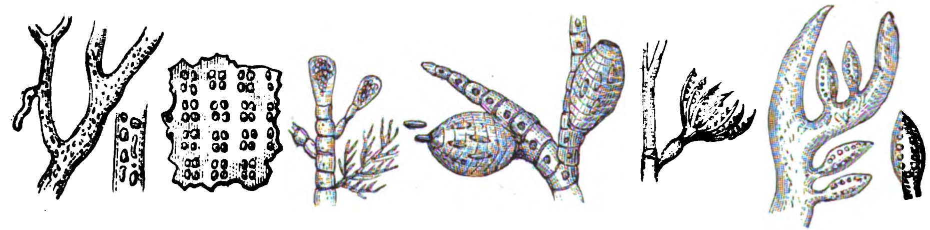
In sofern nun bei den Algen und manchen andern Pflanzengattungen keine eigentliche Blüthen- und Samenkörner, wie wir sie gewöhnlich kennen, vorhanden sind, sondern nur Gefäße, in welchen sich ein staubähnlicher Same befindet, so ist auch noch heute der Name **Kryptogamen** völlig auf sie anwendbar. Der Same dieser Pflanzen ist unter dem Namen von Sporen bekannt, und die Behälter, in welchen diese Keimkörner wachsen, Sporangium. Der Name Sporen rührt von einem griechischen Worte spora her und bedeutet Saat oder Keimkorn, und Sporangium ist zusammengesetzt von spora und angos (Gefäß), also ein Saatkorngefäß.

Diese Sporangien mit ihren Sporen werden auf verschiedenen Theilen der Pflanzen angesetzt,


Serpula.

je nachdem sie einer besonderen Gattung angehören. Sie erscheinen bald gleich einer Gruppe kleiner Beeren, wie z. B. bei den gemeinen Beerentang, an den Zweigen, bald an deren Spitzen, bald bilden sie regelmäßig oder auch unregelmäßig erscheinende Pünktchen, die sich entweder in die Pflanze eingebettet haben, oder auch auf der Oberfläche derselben sitzen. Die Saatkörner dieser Urpflanzen haben keinen Keim, wie der Samen unserer höheren Gewächsarten, sondern bestehen nur aus einer einzigen Zelle, die sich meistens durch Theilung weiter entwickelt.

Algen gehören der niedersten Klasse des Lebens an, welche zum Theil auf der Grenze zwischen der Thier- und Pflanzenwelt zu schwanken scheinen. Sie bestehen aus vereinzelten, oder aneinander gereihten, oder zu unvollkommenem Zellgewebe vereinigte Zellen. Sie unterscheiden


Sporen in Zweigen ebettet. — Sporen in Gruppen von Vier. — Sporen in Kapseln an den Enden der Zweige. — Sporen in Kapseln und Zweigen. — Algen mit Samen.

Digitized by Google

sich von den Pilzen dadurch, daß sie Blattgrün (Chlorophyl) enthalten.

Das, was in der Pflanzenkunde mit Blattgrün bezeichnet wird, besitzt nicht immer die grüne Farbe; dieses ist besonders bei den Algen der Fall, die bald in rother, gelber, spangrüner oder in anderen modifizirten Farben erscheinen.

Die Algen leben, wie schon angedeutet, im Wasser, einige aber auch sogar in feuchter Luft, seltener auf feuchter Erde oder Felsboden. Sie finden sich in Bächen und Pfützen, oft so klein, daß sie mit dem bloßen Auge nicht gesehen werden können, und bilden einen grünen, feinen Schlamm; dann erscheinen sie auch als grüne, fadenartige Ueberzüge an Mühlrädern 2c.

Diejenigen, welche im Meere leben, nennen wir Meeres-Algen. Hier erreichen sie mitunter eine ungeheuere Größe und bilden oft ganze Wälder in der Tiefe der Fluthen. Die größte bekannte Anhäufung solcher Meeres-Algen findet sich in dem viele Tausend Quadratmeilen bedeckenden Sargosso-Meere im Atlantischen Ocean vom 16. oder 17. Grad bis 38. Grad n. Br. und 50. bis 81. Grad w. L. von Paris, dessen Oberfläche mit vom Golfstrom zusammen getriebenem Beerentang bedeckt ist.

Diese Meeresgewächse sind nicht ohne Zweck für die Tiefe, denn ohne sie würde das Leben in diesen großen Wassern bald aufhören, indem sie nicht blos Nahrung für unzählige Thiere bilden, sondern durch ihr Vermögen, Kohlensäure aufzunehmen und Sauerstoff abzugeben, nicht wenig zur Reinigung des Wassers beitragen. Auch legen sie ein gewichtiges Zeugniß für die Weisheit und Güte Gottes in der Erschaffung der Welt ab.

Die Seealgen, über die wir uns hauptsächlich in dieser Abhandlung mit den Lesern unterhalten möchten, sind nach einer wunderbaren und herrlichen Ordnung durch die Gewässer vertheilt. Auch hier richtet sich die Gattung der Pflanzen und ihre Farbenpracht nach dem Klima und dem Sonnenlicht, welches sie empfangen. Zu oberst finden wir die grünen Algen, dann nehmen sie eine olivengrüne bis braune Farbe an; zu unterst folgen die violetten und carminrothen, oft von außerordentlicher Farbenpracht und dabei von einer Zartheit, daß sie, auf untergeschobenem Papier im Wasser schwebend aufgefangen, getrocknet und gepreßt wie die zarteste Malerei erscheinen.

Obwohl diese Pflanzen auch auf dem Meeresboden festsitzen, so haben sie doch keine eigentlichen Wurzeln, sondern nur Haftorgane, vermittelst deren sie sich am Boden festhalten; auch ziehen diese ihre Nahrung nicht wie die Landpflanzen durch die Wurzeln aus dem Boden, sondern bei ihnen saugt jedes Glied der Pflanze seine Nahrung aus dem Wasser auf.

Da man aber durch eigene Anschauung in allen Dingen einen weit klareren Begriff von einer Sache erhält, so wollen wir uns einige dieser Seepflanzen, und wenn auch nur im Bilde, näher ansehen. Der besseren Uebersicht wegen betrachten wir einige dieser wunderbaren Urpflanzen nach ihren verschiedenen Farben, ohne uns besonders darum zu kümmern, ob diese Eintheilung wissenschaftlich sei oder nicht.

Wir beginnen unser Studium mit oliven- oder bräunlichgrünen Seegräsern, indem wir uns zuerst eine Pflanze, welche von den Gelehrten Laminaria Digitata genannt wird, ansehen; ein Name, der sich auf ihre fingerartig gewachsenen Blätter bezieht. Wie ihr sofort auf dem Bilde sehen werdet, hat diese Pflanze keine eigentlichen

Fucus Serratus. Laminaria Digitata.

Digitized by Google

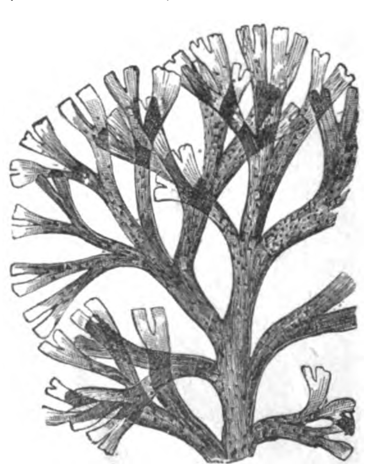
Wurzeln, sondern nur wurzelartige Glieder, mit denen sie sich an den Boden des Meeres anklammert. Der Stamm dieser Pflanze, wenn er der freien Luft ausgesetzt wird, verhärtet sich dermaßen, daß er von den Fischerknaben zu Messerheften u. dgl. m. verwendet wird, welche dieselben Dienste wie Horn leisten sollen. Aus diesem Seetang wird das wohlbekannte und von den Aerzten so häufig gebrauchte Jod bereitet. Es ist dieses auch das geheimnißvolle Mittel, welches so viel zur Entwickelung der heutigen Photographenkunst bei-



Padina Pavonia.

getragen hat. Durch das Verbrennen dieser Pflanze am sandigen Meeresufer sollen verschlagene Schiffer die Zubereitung des Glases entdeckt haben. Unter dieser Gattung befindet sich eine gewisse Abart, deren Blätter aus einer Knolle von einem Fuß im Durchmesser hervorwachsen, die sich über einen Kreis von zwölf Fuß im Durchmesser ausbreiten, unter welchem sich Fische und verschiedene andere Seethiere verbergen und ihre Heimath aufschlagen. Wir können nicht umhin, auf ein merkwürdiges kleines Thierchen aufmerksam zu machen, das hier wohnhaft ist, welches dem bloßen Auge nur wie ein kleines Fleckchen vorkommt. Betrachtet man dasselbe aber mit dem Vergrößerungsglas, so sieht man ein ganz außerordentliches Thierchen in einem wunderbaren Gehäuse vor sich, welches der Klasse der Krustenthiere und unter diesen wieder den Ringelwürmern angehört. Auf den ersten Anblick würde man das wohl kaum glauben, aber die nähere Untersuchung der Gelehrten hat das Ergebniß geliefert, daß sie nichts weiter als Ringelwürmer sind, bekannt unter dem Namen Serpula, was so viel heißt als kleine Schlange (siehe Bild 3). Das Haus, in welchem dieses kleine Thierchen lebt, besteht aus einem kleinen kalkigen Röhrchen, mit einem kleinen Deckel als Thür am oberen Ende versehen, das es, nach Wunsch und Willen, aufheben oder verschließen kann. Sobald es den Deckel lüpft, so streckt es seine zarten Kiemen (Athmungswerkzeuge) aus seiner Thür heraus, welche denselben das Aussehen einer lieblichen kleinen Blume verleihen. Dieses kaum sichtbare Thierchen soll aber mit 14,000 Zähnen und 1900 Häkchen versehen sein. Diese kleinen Häkchen soll es gebrauchen, um sich über seine Thür zu erheben und bei herannahender Gefahr in sein Rohrhäuschen zurückzuziehen und die Thür zu verschließen.

Zur Linken auf dem Bilde 4 seht ihr eine Seepflanze, Fucus Serratus genannt. Dieser Name bedeutet, daß dieses ein Seetang mit sägezahnartig versehenen Blättern oder Zweigen (Thallus. ein Zweig), da ja das Wort Blatt nicht recht auf Seepflanzen anwendbar ist, indem oft die ganze Pflanze keinen Unterschied zwischen Stamm, Zweigen und Blättern nachweisen läßt, und mitunter alles nur aus einem Zellgewebe, ohne die bei andern Pflanzen vorkommende Gliederung besteht. Dieser Tang bildet die Heimath für gewisse Thierpflanzen, d. h. Pflanzen, welche das Vermögen besitzen, thierähnliche, freie Bewegungen zu machen. Solches mag dem jungen Leser komisch vorkommen; aber sobald man auf der untersten Stufe des Lebens angekommen ist, so begegnen wir Thieren, die am Boden festgewachsen sind wie Pflanzen, und Pflanzen, die, mit kleinen Rudern versehen (Wimpern genannt), umherschwimmen wie Thiere. Die helleren Flecken an diesen Blättern haben das Aussehen von



Dictyota Dichitoma.

feiner Spitzenarbeit und werden Memprani-pora, d. h. durchlöcherte Häutchen, genannt. Weiter unten am Blatte befinden sich kleine Stacheln, die ebenfalls von einem wunderbaren Seethierchen bewohnt sind, und ihrer Aehnlichkeit halber mit Pflanzen früher für solche gehalten wurden. Noch heute könnte man nicht einmal aus dem wissenschaftlichen Namen Sertularia (zu deutsch. Sträußchen), geschweige

Digitized by Google

aus dem volksthümlichen „Meertanne" anders schließen, als daß dieses eine Pflanze sein müsse. Aber es ist keine Pflanze, sondern ein ganz merkwürdiges kleines Raub- und Mordthierchen, das zwölf zarte, täuschende Fühlerchen ausbreitet, welche, sobald es ein genießbares Thierchen damit berührt, dasselbe sofort mit den Fühlern umgarnt und vermittelst kleiner unsichtbarer Giftstacheln, welche aus besonderen Täschchen hervorschießen, betäubt und darnach dem Munde zuführt und verdaut.

Meersträuschen wird es ohne Zweifel deßhalb genannt, weil dasselbe mit seinen ausgebreiteten Fühlerchen das Aussehen eines mit Perlen bestreuten Sträußchens hat, das selbst noch in der Nacht seine Heimath und seine nächste Umgebung durch sein Leuchten illuminirt.

Padina Pavonia ist eine prachtvolle Seepflanze, die sehr viel Aehnlichkeit mit einem Pfauenschwanz hat, was auch ihr wissenschaftlicher Name andeutet. Ihre Heimath hat sie im mittelländischen Meere.

Dictiota Dichotoma ist ein zusammengesetztes Wort, wovon das erste sich auf die netzartigen Erscheinungen an der Oberfläche der Thalbome (blattartige Gebilde), und das andere auf die zweitheilige Verzweigung bezieht, wie ihr wohl am Bilde sehen könnt.

(Schluß folgt.)

Ein Märtyrer aus unseren Tagen.

Dem Holländischen nacherzählt von J. Verhagen jr.

I.

Ein Brief.

Lieber Freund!

Wenn Du diesen Abend Zeit findest, bitte ich Dich, einen Mann, Namens Aalders, Zuckerbäckerstraße X. No. 14, zwei Treppen hoch, zu besuchen. Ich glaube, daß dort, für Dich sowohl wie für mich, viel zu lernen ist.

Stets der Deine

J. S . . . .

Dieser Brief wurde mir durch mein Töchterchen Margaretha, einem fünfjährigen Krausköpfchen, eingehändigt, als sie mir am Nachmittag bei meiner Nachhausekunft fröhlich entgegensprang und einen Kuß auf meine Wange drückte. „Papa!" sagte sie, „dieser Brief ist soeben abgegeben worden, ich selbst habe ihn angenommen, darf ich nun auch auf deinem Schooße sitzen, während du ihn liest?"

„Gewiß, mein Liebling," — entgegnete ich, während ich sie auf meinen Armen ins Zimmer trug.

„Und erzählst du mir auch heute Abend wieder von den Engeln, die so schön singen, oder von dem Manne, der von seinen Brüdern verrathen wurde?"

„Ja, liebe Gretha, ich verspreche es dir."

Als ich mich gesetzt hatte, kletterte sie auf meinen Schooß, legte ihr blondes Köpfchen an meine Schulter und küßte mich, so daß es mir schwer fiel, den Brief zu lesen. Endlich war ich mit seinem Inhalt bekannt und sagte: „Gretha, ich muß ausgehen!"

„Wie, Papa, du hast mir doch versprochen, mir etwas zu erzählen!"

„Wie?" begann auch meine Frau, „du willst ausgehen? spiele doch lieber mit den Kindern! Der kleine Johann streckt auch die Händchen nach dir aus."

Ich überreichte ihr schweigend den Brief. Sie las ihn und sprach: „Ich nehme meine Worte zurück. Gehe nur, wer weiß, welches arme unglückliche Wesen du dort finden wirst."

Gretha und Johann waren gar nicht mit meinem Fortgehen zufrieden. Sie überhäuften mich mit Liebkosungen, und nur das Versprechen, ihnen am folgenden Abend erzählen zu wollen, stillte die Thränen des Mädchens und trug mir einen Kuß von meinem kleinen Johann ein.

II.

Zuckerbäckerstraße, Hof X.

Ich suchte Aalders auf.

In wenigen Minuten hatte ich den Buttermarkt — gegenwärtig Rembrandsplatz — erreicht und betrat die Regulierstraße, in der man links eine Anzahl Höfchen bemerkt, die Jedem unter dem Namen Teufelsecke bekannt sind. Diesen Scheltnamen hat der Hof ursprünglich den vielen Taubenhändlern zu danken, welche früher hier wohnten. Früher hieß man es die Taubenecke; — daß dieser Name später in Teufelsecke umgewandelt worden ist, wird wohl den Bewohnern selbst zuzuschreiben sein. Dieses Viertel der Amselstadt wird hauptsächlich von Orgeldrehern, Tröblern, Bänkelsängern, Straßenmusikanten, verdächtigen Frauenzimmern, Bettlern u. s. w. bewohnt.

Wahrlich, es gehört Muth dazu, diese Orte

Digitized by Google

zu besuchen, um so mehr, da in diesen Höfen, von denen einige kaum zwei Meter breit sind, täglich heftige Zwiste und Streitigkeiten ausgefochten werden, die selbst die behelmten Polizeidiener nicht beizulegen vermögen.

Man glaube aber nicht, daß alle Herzen in der Teufelsecke so schwarz sind, wie der Schlick und der Moder, welche das Pflaster der Höfe bedecken, und alles Verlangen sich allein auf Branntwein und Schnaps erstreckt, denn dann irrt man.

Unter den vielen sogenannten Logishäusern, oder besser gesagt Bettlerherbegen, in denen man für 15 Cents eine Schlafstelle und obendrein Kaffee mit Milch und Zucker erhält, und die an Aushängeschildern mit greller Inschrift z. B.: „Zur aufgehenden Sonne", „Im weißen Engel", kenntlich sind, — findet man Eins, dessen Eigenthümer als ein gottesfürchtiger Mann gerühmt wird. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, ich habe mich nie mit ihm unterhalten. Wohl aber habe ich unlängst im Vorübergehen gesehen, daß an den Wänden seiner Gaststube Bibelsprüche angebracht sind. Man liest dort: „Preiset den Herrn, ehret den König", „Ihr sollt den Namen des Herrn, eures Gottes nicht mißbrauchen", „Gedenket an den Tod" und „Glaubet an den Herrn Jesum Christum, dann werdet ihr selig werden, ihr und euer Haus." Diese Texte beweisen zur Genüge, daß der Hotelwirth ein Feind von offenkundigen Sünden ist. — Er verkauft auch keine berauschenden Getränke; wohl Kaffee, Thee, Bier, Chocolade, Brod mit Fleisch, Käse, Speck, Eier, Fisch und andere Nahrungsmittel. Und es ist eigenthümlich, das rohe Volk logirt am liebsten bei ihm. Häufig reichen seine Schlafstellen noch nicht einmal.

Vielleicht glaubt man, daß an Eiern, Fischen und dergleichen nicht viel verkauft würde, doch rathe ich, solltet ihr einmal nach Amsterdam kommen, geht nicht nur und staunt die freien Plätze, die Grachten und Parks an, sondern werft auch einen Blick in die Logishäuser der Teufelsecke. Dort werdet ihr Bettler, die den Tag über klagen, sie hätten in mehreren Tagen keinen Bissen über die Lippen gebracht, an reich besetzten Tischen finden; Leute, die vorgeben, durch einen Unglücksfall oder durch Krankheit, den Gebrauch ihrer Gliedmaßen eingebüßt zu haben, im Wohlleben und im Vollbesitz aller ihrer Glieder, beim Karten- oder Dominospiel, Frauen, — — doch ich schweife ab.

Ihr kennt jetzt die Zuckerbäckerstiege in der Teufelsecke.

Nr. 14, zwei Treppen hoch.

Die angegebene Nummer war bald gefunden, doch nicht, ohne daß eine Anzahl Stimmen mich gefragt: „Mynheer! zu wem wollen Sie?" Andere bemerkt hatten: „Nun, das kommt auch nicht alle Tage vor, daß ein Mynheer diese Steige passirt," und mich die liebe Jugend, als sei ich ein fremdartiges Wesen, anstarrte und verfolgte.

Ich stand jetzt vor Nr. 14.

In dem Hause wohnte ein Mann, der mit einem Polichinelle-Kasten die Stadt durchzog, so vermeldete wenigstens das Schild über seiner Thür, auf dem mit gelben Lettern geschrieben stand:

J. Katrijne,
spielt mit seinem Marionetten-Theater auf Kindergesellschaften und auf der Violine bei Hochzeiten und Festlichkeiten.

Katrijne selbst lehnte auf der geschlossenen Unterthür seiner Wohnung. „Wollt Ihr hier sein?" fragte er mich, als ich vor Nr. 14 still stehen blieb und nach oben blickte. Er war eine echte Type der Teufelsecke. Stellt euch einen Menschen vor, von sechs Fuß Länge, mit einem großen, runden, durch Pockennarben entstellten Angesicht, das mit einem schwarzen Bart umgeben, und dessen eine Wange, durch den Kautaback, der sich im Munde befindet, emporgezogen ist, während eine große Mütze mit breiten Klappen sein Haupt bedeckt, aus der zu beiden Seiten der Stirne eine breite flach geklatschte Locke zum Vorschein kommt, dessen Nacken so hoch wie möglich kahl geschoren, und der mit einem rothen wollenen Hemd, brauner Barchenthose und hohen Wasserstiefeln bekleidet ist, so habt ihr das Bild des Mannes, der mit Marionetten und auf der Violine spielt.

„Ja, guter Freund," entgegnete ich, „man hat mir gesagt, daß eben in diesem Hause ein Mann wohnen soll, der Aalders heißt."

„Dann müßt Ihr zwei Treppen hinauf steigen," klang die barsche Stimme Katrijnes, der entsetzlich nach starken Getränken roch.

Ich dankte ihm und klomm behutsam, mit beiden Händen das zur Rechten niederhängende Tau ergreifend, die schmale, steile Treppe hinan; dann eine, die noch enger und steiler war, und hatte bald einen Vorplatz erreicht, wo vollständige Dunkelheit herrschte. Mit beiden Händen tastend, fand ich eine Thür, die auf mein Klopfen geöffnet wurde; und als ich auf meine Frage „Wohnt hier Aalders?" eine bejahende Antwort erhielt, trat ich ein.

Ich befand mich in einer kleinen viereckigen Kammer, die durch ein Fensterchen mit sehr kleinen Scheiben ihr Licht empfing. Dem Fenster gegenüber stand eine Bettstelle, die durch keine Gardine vor zudringlichen Blicken geschützt

Digitized by Google

war; wenige Schritte davon erhob sich der schräg gemauerte Schornstein, und das ganze Mobiliar bestand aus vier Stühlen, einem Tisch und einer Kiste. Auf einem der Stühle saß eine Frau, die mit einem Schiffer, Namens Goedhart, verheirathet war, schon Jahre lang — wie sie mir erzählte — die Kammer bewohnte und aus Mitleid dem kranken Manne, der ihr gegenüber saß, einen Platz in ihrer Kammer eingeräumt hatte.

Der Kranke war Aalders, und eine alte Matratze, die neben dem Schornstein nebst einem Kissen und einer Decke auf dem Boden lag, sein Lager.

„Freund! Ihr scheint leidend zu sein," begann ich, nachdem ich mich einige Augenblicke mit ihm unterhalten hatte.

„Ja, Mynheer! Ich leide stark. Doch das wird bald überstanden sein, und ich gehe dann ein, wo kein Schmerz und kein Leid mehr empfunden wird."

„So, mein Freund! seid Ihr dessen so sicher?"

„Ja, das bin ich. O, wie wohl wird es mir da sein! nach langen Jahren des Leidens zur ewigen Freude einzugehen."

„Seid Ihr schon lange krank?"

„Das eben nicht; aber ich habe Jahre lang gelitten — und viel gelitten."

„Aber durch Leiden verdient man sich nicht die ewige Seligkeit."

„Nein, ich weiß das. Ich glaube an Jesum Christum; Er hat meine Sünden getilgt. Er hat mir die Aussicht auf ein ewiges Leben gegeben. Was ich gelitten habe, habe ich um seinetwillen gelitten. Ja, Mynheer! ich war reich, trotzdem ich meinen Heiland nicht kannte; aber was nützen alle Schätze der Welt am Rande des Grabes! Jetzt bin ich ein Bettler, aber so glücklich und zufrieden, wie es kein König sein kann."

Meine Neugierde war lebhaft erregt und da ich gewahrte, daß es Aalders Bedürfniß sei, seinem Herzen einmal Luft zu machen, bat ich ihn, bei meinem zweiten Besuche, mir seine Geschichte zu erzählen.

Ich gebe sie hier wieder, wie sie mir von ihm mitgetheilt wurde. Die Bemerkungen, die ich hin und wieder machte, die Fragen, die ich stellte, sind nicht hinzugefügt, dies macht es dem Leser nur erschwerend, dem Lauf der Erzählung zu folgen. Daß seine Erzählung häufig durch Thränen und Seufzer unterbrochen wurde, läßt sich begreifen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß Jeder, der diese Geschichte liest, mit uns ausrufen wird: „Wahrlich, dieser Aalders war ein Märtyrer!"

Erstes Kapitel.

Ich bin in Amsterdam geboren und erzogen. Meine Eltern hatten zwei Kinder, von denen ich das jüngste war. Mein Bruder hieß Wilhelm, ich Andries. Bis zu seinem fünfundvierzigsten Jahre betrieb mein Vater ein bedeutendes Geschäft in Colonial-Waaren, mit dem er ein beträchtliches Vermögen erwarb, das ihn, verstärkt durch den Nachlaß seiner Eltern, in den Stand setzte, sein Geschäft daran zu geben und ruhig zu leben.

Meine Mutter war die sanfteste, gutmüthigste Frau, der ich je begegnet bin. Ich war ihr Liebling, wie mein Bruder der meines Vaters war.

O, wie oft rufe ich mir das Bild der geliebten Frau vor das geistige Auge zurück! Es ist mir, als ob ich sie noch erblicke, mit dem schlichten blonden Haar, das in der Mitte gescheitelt, in zwei Zöpfen geflochten und am Hinterkopf um einen Hornkamm gelegt war; mit ihren klaren blauen Augen, mit denen sie mir bis auf den Grund der Seele schaute; mit ihrem schmalen, fein geschnittenen bleichen Antlitz; mit ihrem . . . . doch wozu diese Beschreibung? für Sie ist es von keinem Belang, und deshalb sage ich nur: die Frau war die Beste, welche ich je gekannt, sie war meine liebe Mutter.

Mein Vater besaß ein heftiges Naturell und konnte bei der geringsten Gelegenheit aufbrausen; aber die sanften Worte meiner Mutter und ihr: „Lieber Wilhelm, sei doch nicht so böse," entwaffneten ihn sofort und brachten ihn zur Einsicht. Ihr war es zu danken, daß im Elternhause Liebe, Eintracht und Friede herrschte.

So lange mein Vater noch das Geschäft betrieb, gingen wir an den Sonntag-Vormittagen treu zur Kirche. Er war römisch-katholisch und hatte bei der Heirath bestimmt, daß die Kinder in seinem Glauben getauft und erzogen werden sollten; — Mutter war reformirt — so wurden auch wir katholisch. Nachmittags wurde, wenn das Wetter es eben zuließ, mit Mutter ein Spaziergang unternommen, und dann der Rest des Tages mit Kartenspiel oder Besuchen verbracht.

Ja, so geht es in katholischen Haushaltungen, man denkt dort nicht an die Religion, sondern nur an Vergnügungen!

Mutter kam nie in die Kirche, sie hatte so viel mit der Haushaltung zu schaffen, und so wurde niemals über den Gottesdienst und über Religion gesprochen.

Als mein Vater sich vom Geschäfte zurück zog, dachten wir: „Jetzt wird jeder Tag für uns ein Festtag sein; jetzt können wir immer mit dem Vater spazieren gehen." Und wirklich, so war es auch zuerst. Des Morgens ging Vater einige

Digitized by Google

Stunden aus, kam dann um zwölf Uhr zum Frühstück nach Hause, und nachdem wir aus der Schule heimgekehrt und mit den Eltern zu Mittag gespeist hatten, gingen wir zusammen, um einen Onkel oder einen Freund zu besuchen, oder wir brachten den Abend in anderer Weise gesellig zu.

Ach, weßhalb mußten die schönen Tage so bald ein Ende nehmen?

Eines Tages traf der Vater einen alten Freund, den er seit lange nicht gesehen hatte.

„Was treibst du denn gegenwärtig, Aalders?" fragte er, nachdem man sich gegenseitig nach Familie und Ergehen erkundigt hatte.

„Nichts," erwiderte mein Vater, „ich habe mein Geschäft aufgegeben, und lebe jetzt ganz meiner Frau und meinen Knaben."

„Wird dir das nicht langweilig?" fragte der Freund.

„Durchaus nicht! meine Gattin ist eine liebe, sanfte Frau, die in allen Dingen mit mir eins ist; meine Söhne wachsen prächtig heran; der älteste verläßt im nächsten Jahre die Schule und tritt bei der Firma B. u. Comp. als Volontair ein; den jüngsten werde ich auf ein Seminar senden, er soll Geistlicher werden; sie versprechen mir viel Freude für die Zukunft. Ich lebe mit meiner Familie in Eintracht und glücklich, was will ich denn mehr?"

„Glücklich? In allen Dingen eins? Du sprichst in Räthseln. Wie kannst du mit einer Frau, die Protestantin ist, die wir hassen und verachten sollen, glücklich leben und in allen Dingen eins sein? Ich verstehe es nicht. Doch es ist möglich. Aber sage einmal, was könntest du unserer Kirche, da du doch nichts zu thun hast, für unvergleichliche Dienste leisten, wenn du nur wolltest!"

„Ich, der Kirche Dienste erweisen? Ich wüßte wahrlich nicht womit. Von der Kirche weiß ich sehr wenig; ich halte die Fest- und Feiertage, faste, beichte, kurz, thue was ich thun muß, weiter geht meine Macht nicht; die Sorge für die Kirche überlasse ich den Priestern."

„Nein — du mußt für die Kirche wirken. Weißt du wohl, daß solche Thaten uns von dem Fegfeuer erlösen und uns zum Himmel verhelfen! Sage deßhalb gerade heraus: willst du es oder willst du es nicht?"

„Was muß ich denn thun?"

„Du wirst Mitglied von der Vincenz-Bruderschaft, dann hast du Beschäftigung vollauf und wirst von den Heiligen mit Wohlgefallen betrachtet werden."

„Ich muß dir ehrlich bekennen, daß ich diese Bruderschaft nur dem Namen nach kenne. Was ist ihr Zweck?"

„Hallo! weißt du das nicht? Die St. Vincenz Bruderschaft nimmt sich, wie der Heilige, dessen Namen sie trägt, der Armen und Unglücklichen an. Sie besucht die Wohnungen der Armen und bringt Hilfe, wo dies nöthig ist; sie befördert die Sittlichkeit, die hier in der Hauptstadt viel zu wünschen übrig läßt; sie sorgt für die Erziehung verlassener Kinder, und nimmt andere, deren Eltern unfähig sind, das Schulgeld zu bestreiten, unentgeltlich in den Armenschulen auf; es ist mit einem Worte eine Vereinigung, die ihres Gleichen nicht hat."

„Das ist alles schön und wohl; aber wird der Kirche dadurch genützt?"

„Sicherlich! Du wirst begreifen, daß ihr Zweck nicht allein ist, Nahrung und Kleidung zu beschaffen, sondern auch auf andere Weise Nutzen zu ziehen. Kommt man in ein Haus, in dem der Mann und die Kinder protestantisch sind und die Frau katholisch, schwatzt man so lange, und kommt immer wieder, bis die Kinder in eine katholische Schule gegeben werden. Unter der Leitung des Religionslehrers, auf den wir uns verlassen können, sind sie bald für die alleinseligmachende Kirche gewonnen. Kann man auch den Mann gewinnen, desto besser. Ebenso macht man es in Haushaltungen, wo der Mann katholisch und die Frau protestantisch ist, dort geht es gewöhnlich noch viel bequemer. Man säet Zwist in die Haushaltung, entfremdet die Ehegatten einander. Besser der Mann verläßt seine Frau, als daß er unserer Kirche verloren gehe."

Mein Vater machte noch einige Einwendungen, doch willigte er schließlich ein. So wurde er Mitglied der Vincenz-Bruderschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Aus einem Waisenhause.

Von G. Freimuth.

I.

Wer sich an einem schönen Februar Nachmittag des Jahres 1861 in den Straßen der süddeutschen Residenz K. befand, dem mochten vielleicht drei Geschwister auffallen, deren Augen noch vom Weinen geröthet waren und deren jugendliche Züge die Spuren eines tiefen Schmerzes trugen. Freilich hielt sich selbst in den Straßen der stillen Residenz Niemand son-

Digitized by Google

derlich ob den Geschwistern auf, es waren ja nur drei Waisen auf ihrem Wege nach dem Waisenhaus. An einem Morgen des vorhergehenden Novembers waren sie um das Bett der Mutter gestanden. „Kinder," hatte die Mutter zu ihnen gesagt, „ich muß sterben und euch allein zurücklassen in der Welt. Habt den Heiland lieb und seid recht fromm, daß wir uns einmal im Himmel wieder finden." Die vierzehnjährige Marie mit ihrem tiefen, zarten Gemüth konnte wohl zur Zeit allein recht fassen, was ihr und den Geschwistern bevorstehe und ihr Schmerz war unsäglich. Es waren die letzten Worte gewesen, welche die Kinder aus der Mutter Mund vernahmen. In der Nacht auf den ersten Adventssonntag saß der schon mehrere Jahre durch Krankheit völlig hilflos gewordene Vater mit seinen vier Kindern am Sterbebette der Gattin und Mutter und lauschte den Stößen unter denen das treue Herze brach. Wie immer sich auch das sechsjährige kränkliche Kathrinchen über die Mutter werfen und in herzzerreißenden Jammertönen rufen mochte: „Mutter, Mutter sieh mich doch noch einmal an," das treue Auge blieb im Tod geschlossen, und den Kindern war entrissen, was das Wörtlein Mutterherz in sich birgt. Einige Wochen noch, und es galt, auch von dem frommen Vater Abschied zu nehmen. „Laß das Gebet deines Lebens sein: Schaffe in mir, Gott, ein reines Herz, und gieb mir einen neuen, gewissen Geist," war sein letztes Wort an den Sohn großer Sorgen und vieler Gebete.

So finden wir die drei denn an jenem Nachmittage auf dem Wege nach dem Waisenhause. Marie, die älteste Schwester, als Geleite der beiden jüngeren Geschwister. Das jüngste Schwesterchen war schon vorher mit einem Onkel in's Oberland gezogen. Welch ein wunderbares Ding ist's aber doch um's Menschenherz. Wie die Drei schon beinah am Ende der Stadt bei dem Seminargebäude angekommen sind, in dessen Räumen dazumal noch jene alte Prophetengestalt, der selige Direktor Stein das Scepter führte, ist's nicht etwas wie Freudenschimmer, das sich über die blassen Züge unseres Waisenknaben stiehlt? Dort in der dritten Klasse sitzen jetzt die Kameraden früherer Tage mit Schönschreiben, dem großen Kreuz seines Schullebens, beschäftigt. Davon ist er denn für heute wenigstens befreit. Noch einmal brennt ihm die vorwurfsvolle Frage seines frommen Lehrers Späth auf dem Herzen: „Was soll ich denn mit deiner Probeschrift anfangen?" Noch einmal, aber zum letztenmal. Wie aber nun auch noch ein verspäteter Kamerad ihm treuherzig die Hand schüttelt und sagt: „Nimm's nicht zu schwer; da draußen bist du in der frischen Landluft, da gehst du auf wie eine Dampfnudel," da hat er zwar keinen klaren Begriff von dem bevorstehenden Glück, ist aber doch um ein Bedeutendes getröstet und geht ruhiger der Zukunft entgegen. Das Wort Waisenhaus hat für ihn etwas von seinen Schrecken verloren.

Ein Waisenhaus.

Etwa eine Stunde Wegs von K. entfernt liegt mitten in der Haardt das Dorf Welsch N. Ist nun auch die Haardt nicht gerade des „heiligen römischen Reichs Streusandbüchse" — es wäre wohl unpatriotisch, den Ruhm, das zu sein, der Mark Brandenburg abzusprechen, so ist doch der Boden derselben sandig genug, eine allzu üppige Vegetation unmöglich zu machen. Von Fiebermiasmen war deßhalb nichts zu fürchten. Da nun außerdem köstliches Wasser zum Trinken, Waschen und — für Suppe in Fülle vorhanden war, so waren die Bedingungen eines passenden Platzes für ein Waisenhaus gegeben. Dort, auf einer freundlichen Anhöhe am Eingang des Dorfes, liegt denn auch die Hardtstiftung, ein weithin leuchtender Beweis von der Liebe zum Herrn, die seines Wortes eingedenk ist: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan." Luftig und reinlich hebt sich das Gebäude von der Umgebung ab. Durch ein freundliches Gärtchen auf der einen Seite mit einer Jasminhecke begrenzt, führt der Weg durch's Portal des Frontgebäudes, an das sich die beiden Flügel in lieblichem Ebenmaß anschließen.

Es mochte vier Uhr sein, als unsre Waisenkinder hier eintraten und in das Wohnzimmer des Hausvaters gewiesen wurden. In ihm und seiner Gattin sollen sie denn den Ersatz für die Eltern finden. Was Wunder, daß auch das Auge des zwölfjährigen Knaben schon forschend und prüfend auf dem Manne vor ihm ruht. Freilich, in klare Worte hätte er damals seine Eindrücke nicht kleiden können, aber tief und bleibend sind sie nichts desto weniger gewesen. Wenn er sich heute noch, nach einem vielbewegten Wanderleben, das biblische Ideal eines vollkommenen Mannes verwirklicht denken will, so tritt ihm unwillkürlich das Bild des Hausvaters M. vor den Blick. Ein heiligeres, gottgeweihteres Leben kann er sich nicht erinnern, sonstwo gesehen zu haben. Wie war in diesem theuern Mann doch heiliger Ernst mit freundlicher Milde so glücklich verpaart. Mit wie wenigen Worten hat er wissen die Ordnung aufrecht zu erhalten. Daß er von einer weichlichen Eliliebe frei war, das hat zu seinem Schrecken mancher jugendliche Missethäter erfahren. Daß aber tiefer, heiliger Schmerz ob dem Bösen seine Seele erfüllte, das war auch Jedem klar, der noch zugänglich für das Gute

Digitized by Google

war. Unvergeßlich bleibt es unserm Waisenknaben, wie er einmal diesen Mann mit thränenerstickter Stimme für einige Knaben beten hörte, bei denen er besonders Betrübendes entdeckt hatte. Als läge die Schuld auf ihm selbst, flehte er zu Gott um Erbarmen und Vergebung. Gebetet hat dieser Priester Gottes überhaupt oft und viel. So verwildert war denn auch kein Knabe, daß er je in der Gegenwart dieses Mannes ein ungebührliches Wort geredet hätte. Hunderte aber segnen wohl heute den theuern Mann in ihrem Herzen und gedenken vor Allem seiner priesterlichen Fürbitte für seine Pflegebefohlenen.

Ihm zur Seite stand damals seine zweite Gattin. Aus der reich gesegneten württembergischen Familie Kullen stammend hatte sie schon als Lehrerin in Kornthal eine Vorbereitungsschule für ihren Lebensberuf gefunden. Mit ihr kamen wohl die Mädchen mehr als die Knaben in direkte Berührung. Doch ein freundliches Wort, einen liebenden Rath, einen ermunternden Wink hatte sie auch für die, so oft sich eine passende Gelegenheit bot. Zunächst war den Knaben das ersehnteste Zusammentreffen mit der Hausmutter allerdings das, wenn es galt ihre Aufträge zu empfangen, um in der Stadt Einkäufe zu machen. Durften dann doch die beiden Glücklichen, die wöchentlich das Loos dazu traf, unter anderm auch das Fleisch einkaufen und hatte der freundliche Metzger an der Waldstraße dort doch immer eine Wurst für sie. Wären aber je Zweifel in ihm aufgestiegen, ob sein: „Die ischt für euch“ auch gläubig vernommen worden sei, so hätte ihm irgend ein Waisenknabe die Versicherung geben können, daß seit Menschengedenken jeder Glückliche kurz nachher sagen konnte:

„Die ist besorgt und aufgehoben“ 2c.

Unter den übrigen erwachsenen Personen des Hauses traten besonders zwei unserm Waisenknaben recht nahe. Der eine, Br. H., vertrat das ehrsame Schneiderhandwerk und hatte die Aufsicht der mittleren Klasse im Allgemeinen und der Knaben, die das Schneiderhandwerk erlernten im Besondern. Diesem Br. H. hatte der Vater unsers Waisen seiner Zeit viel Freundschaft erwiesen und aus Dankbarkeit wollte er nun wiederum einen Schneider aus dem Sohne machen. 'S war eine wunderbare Kette von Freundschaftserweisungen. Aus Freundschaft gegen des Vaters Freund war der Sohn eine Woche lang beim Geschäft, lernte einen Knopf kunstgerecht annähen und hat dafür seither oft freundlich des lieben Mannes gedacht. Daß er nicht tiefer in die Geheimnisse der Schneiderei eindrang, war durch Wuchs und Körperbau prädestinirt. Bleibender war sein Bund mit Br. L., dem Gärtner. Das war eine rechte Nathanaelsseele und ihn hat er dann auch aufrichtig geliebt. Auch jenes nächtliche Abenteuer mit dem Kürbis war eben jugendlichem Uebermuth entsprungen und durchaus nicht bös gemeint. Br. L. verstand es, dem Knabenherzen nahe zu treten und mehr mit Liebe als Strenge zu regieren. Seine „Gärtner“ bewahren ihm wohl heute noch ein liebend Angedenken.

Etwa vier Uhr mochte es sein, als unsere Waisenkinder ihre künftige Heimath betraten und so gab es denn auch gleich eine Gelegenheit, die Genossen künftiger Freude und künftigen Leids etwas näher zu betrachten. Wurde doch eben die Glocke geläutet und zwar zum „Vier Uhr Brod.“ Nun hatte sie aber in all den zehn Malen, daß sie während des Tages ertönte, nie freundlicheren Klang. Wie ein Mann hatten die 75 Zöglinge der Anstalt das Pindar'sche: „das Edelste aber ist Wasser“ in: das Beste aber ist Brod umgewandelt. Da standen sie in Reih und Glied, die etwa 45 Knaben in der Flur ihres Flügels und die etwa 30 Mädchen in der des ihrigen. Wer aber gramverzehrte, sieche Gestalten hier gesucht hätte, weil es im „Waisenhaus“ war, hätte sich getauscht. Allerdings Gram gab es auch, wenn der Hunger größer war, als das Stück Brod, oder wenn man gar irgend ein Vergehen mit Verlust desselben zu büßen hatte — oder, wenn man gegen die Hausordnung, Esau gleich, den plötzlichen Genuß dem späteren vorgezogen und eines andern Mittagessen zu dem eigenen vertilgt hatte und nun den traurigen Theil des Contrakts erfüllen mußte. Im Ganzen aber traten unsre Waisenkinder in eine Schaar gesunder und ordentlicher Kameraden ein.

Natalie Narischkin,

Peter des Großen Mutter.

Jedermann weiß, daß es unter Peter dem Großen Tag wurde für Rußland. Sein Leben, der Sonne gleich, wenn auch, wie diese, nicht fleckenlos, sandte seine Strahlen voll und warm auf das moskowitische Reich hernieder. Wo aber Tag ist, da muß eine Dämmerung vorangegangen sein. Forschen wir dieser nach, so finden wir unter all' dem Blut und Gräuel,

Digitized by Google

der die frühere Geschichte Rußlands kennzeichnet, einige helle Gestalten, welche den anbrechenden Morgen vertreten, unter ihnen eine Frauengestalt, Peter des Großen Mutter, Natalie Narischkin. Auch hier bewährt sich die Erfahrung, daß große Männer meistens bedeutende Mütter haben. Natalie Kesilowna Narischkin war eine geistig reichbegabte, dabei liebreizende und sanfte Frau, obwohl sie einem einfachen Bürgerhause entstammte.

Alexius, ihr nachmaliger Gatte, der Sohn des Michael Fedorowitsch, war ein Fürst von hervorragender Bedeutung. Er beförderte den Ackerbau, errichtete Seiden- und Leinenfabriken, schuf das Heer um, schrieb einen Gesetzes-Codex, der noch heute giltig ist, und suchte auf alle Art seine Bojaren für höhere Bestrebungen empfänglich zu machen. Mit 27 Jahren Wittwer geworden, beschloß er, das zweite Mal seine Hand nach seiner Neigung zu verschenken und sich seine Gemahlin selbst auszusuchen. Zu diesem Zwecke durchzog er in mancherlei Verkleidungen das Land, überall in Familien einkehrend, in denen Töchter waren. Bald war er als Kräuterkenner gekleidet, der nach heiligen Pflanzen sucht, bald als Naturforscher, der die Salzgruben Astrachans erforscht, oder als Kaufmann aus Kasan, mit Marokkoleder handelnd, oder als weiser Lehrer, der in den Schulen vorspricht, durchzog er das Land. Obgleich es lange schien, als sollte sein eigentlicher Zweck unerfüllt bleiben, so lernte er doch auf diese Weise Vieles, das einem Fürsten zu wissen frommt. Er lernte seine Unterthanen, ihre Wünsche und Sorgen, Pflichten und Lasten kennen.

Eines Tages, als er am Ufer der Moskwa wandelte, traf er Matwerf, einen Mann, der ihm oft durch seinen Rath in seinen Plänen, die Unwissenheit seines Volkes zu mindern, geholfen hatte. Er lud sich bei ihm zu Tische ein und ließ sich als Kasaner Kaufmann seiner Familie vorstellen. Mit echt russischer Gastfreundschaft nahm ihn die geschäftige, redselige Hausfrau auf, aber über ihre kleine, untersetzte Gestalt hinweg hafteten des Czaren erstaunte Blicke auf einer hohen, schlanken Mädchengestalt hinter ihr. Es war Natalie, eine arme Waise, die Matwerf aus Barmherzigkeit in sein Haus aufgenommen hatte. Sie trug die einfache Nationaltracht der damaligen Zeit, deren einzelne Stücke oft von der Großmutter auf die Enkelin vererbten. Auf dem weichen Haar trug sie eine schwarze Sammetkappe, um den Hals schlang sich eine dreifache Reihe Glasperlen, an welcher ein altes silbernes Bild des heiligen Nikolaus hing. Ihre übrige Kleidung bestand aus einem kurzen, hemdähnlichen Oberkleide, einem buntfarbigen Unterkleide, blauen Strümpfen und niedrigen Schuhen. Das Mittagsmahl wurde von den Frauen selbst aufgetragen. So gut aber die Beluga war, und so sehr die Wirthin nöthigte, ihrem Roggenkuchen, Honig und Meth Ehre anzuthun, Alexius aß nur wenig, dafür aber lieh er ein williges Ohr den Lobsprüchen, die seine Wirthsleute über ihr Pflegekind ergossen. „Sie liest und schreibt so gut," lobte Frau Matwerf, „daß sie der erste Sekretär des Czaren (der heilige Nikolaus schütze ihn!) sein könnte, und doch spinnt kein Mädchen weit und breit schöner und fleißiger, als sie. Von früh bis spät hilft sie mir, und kommt der Abend, so liest sie Matwerf vor, weil ihm die Augen beim Lampenlicht schmerzen. Sie ist die Freude unseres Alters."

Mit Wohlgefallen ruhten die Augen des Czaren auf dem vor Bescheidenheit hoch erglühenden Mädchen; nur ungern trennte er sich von der Familie und kam bald wieder. Je öfter er kam, desto tiefer schloß er das Bild des holden Mädchens in sein Herz, und endlich erklärte er ihr seine Liebe und gewann ihr Jawort. Mit dem Versprechen, bald von sich hören zu lassen, nahm er Abschied von ihr. Aber die Nachrichten von ihm blieben aus.

Statt seiner aber kam die kaiserliche Proklamation, daß alle jungen, schönen Mädchen aus allen Theilen des Reiches sich im Kremel versammeln sollten, damit der Czar nach alter Sitte seine Gemahlin aus den Töchtern des Landes wähle.

Nur ungern folgte Natalie der kaiserlichen Aufforderung. Ihr Herz zitterte bei dem Gedanken, die Wahl des Czaren könne auf sie fallen und sie zwingen, ihrem Verlobten untreu zu werden. Schüchtern folgte sie Matwerf in den Palast und in den Saal, in welchem schon mehrere hundert versammelte Schöne der Ankunft des Czaren harrten.

Das Geräusch so vieler Stimmen, die Pracht, welche sie umgab, die seltsame Lage, in der sie sich befand, verwirrten sie so, daß sie die Augen nicht vom Boden zu heben wagte.

Ein dreimaliger Hörnerklang zeigte an, daß der Czar nahe. Die Flügelthüren wurden aufgerissen, und Alexis im goldgestickten Gewande, ein Diadem auf dem Haupte, den juwelenbesetzten Scimelar an seiner Seite, trat ein und ging lächelnd und scherzend die Reihen der blühenden Mädchen entlang. Als er zu Natalien kam, schlug diese schüchtern die Augen auf, ihr Blick begegnete dem des Czaren, in welchem sie sogleich den Kaufmann aus Kasan erkannte, und bewußtlos brach sie zusammen.

In einem Privatgemache des Czaren erwachte sie zum Bewußtsein in den Armen Alexius, der sie seine Braut nannte. Sobald sich Natalie von ihrer Schwäche erholt hatte, begab sie sich von Neuem in den Kreis ihrer Mitbewerbe-

Digitized by Google

rinnen. Eine Menge Diener brachten getrocknete Früchte, Rosenkuchen, Aprikosen und Pfirsiche aus Damascus, Feigen und Confituren aus der Türkei, durchscheinende Aepfel, „Navlineh" genannt, von Astrachan, Liqueure und Leckerbissen aller Art aus dem Südwesten des Reiches. Die Damen wurden mit reichen Geschenken entlassen; Natalie Narischkin aber erhielt das Hochzeitskleid zugeschickt.

Nie bereute der Kaiser aller Reußen, das arme Mädchen an sein Herz genommen zu haben. Sie versüßte mit ihrem sanften Herzen und ihrem gebildeten Geiste die Stunden, welche er frei von Regierungsgeschäften in seiner Häuslichkeit zubrachte. Sie nahm Theil an allen seinen Bestrebungen, das Volk auf eine höhere Bildungsstufe zu heben; sie suchte auf das Eifrigste, die Tugenden und Kenntnisse, welche sie selbst besaß, in die Herzen ihrer weiblichen Unterthanen zu pflanzen. Sie wurde Mutter Peter des Großen.

Als Alexius fünf Monate nach dem Tode seiner geliebten Natalie starb, setzte er, die geistige Bedeutsamkeit des damals achtjährigen Knaben erkennend, diesen zu seinem Nachfolger ein, und vergebens waren alle Bemühungen von Peters ehrgeiziger Schwester Sophie, den Knaben zu verdrängen, ihn durch Vernachlässigung zur Regierung untauglich zu machen und die Herrschaft an sich zu reißen. Natalie hatte im Glücke Matwerf's und seiner Söhne nicht vergessen, sie zog sie an den Hof und gab ihnen die ehrenvollsten Stellungen. Die Liebe und Anhänglichkeit, welche sie für Natalien gehegt, übertrugen sie bei deren Tode auf ihren Sohn Peter. Indem sie unerschrocken die Rechte des Knaben vertheidigten, setzten sie sich dem unversöhnlichen Hasse Sophiens aus, die nicht ruhte, bis die Familie Matwerf ihren Untergang gefunden hatte.

Peter aber, Nataliens Sohn, bestieg den russischen Thron und wurde einer der bedeutendsten, für ihr Volk wichtigsten Fürsten, welche je gelebt haben.



Webster's und Garfield's Vorbereitung zum Tode.

Eine New Yorker Zeitung wies neulich auf den großen Gegensatz hin, den wir zwischen der letzten Krankheit des Präsidenten Garfield und den letzten Augenblicken von Clay und Webster finden. Diese beiden letzteren legten auf Religion und Kirche wenig Werth, gehörten auch nie einer besonderen Kirche als Glieder an. Aber als es zum Sterben kam, als die Welt mit ihren Ehren das Herz nicht mehr befriedigen konnte, da sprachen sie wiederholt von der Zukunft und von dem Heiland der Christen.

Präsident Garfield war, wie wir alle wissen, ein religiöser Mann, nicht blos äußerlich Kirchenmitglied, sondern er besuchte auch regelmäßig die Gottesdienste, liebte seine Mitbrüder und versammelte sich mit ihnen, den Geber aller guten und vollkommenen Gabe anzurufen. Als der Tod sich, langsam aber sicher, seinem Lager nahte und der Schmerz seinen Körper durchzuckte, da hören wir nur wenig Worte von den Lippen des Kranken über die zukünftige Welt, an deren Pforte er schon lag. Von dem Tage an, da der verhängnißvolle Schuß fiel, war er sich stets der großen Gefahr, in der er schwebte, wohl bewußt. Aber was er von der Ewigkeit geredet, das war ihm heilig, das hat er nur im Beisein seiner treuen Gattin ausgesprochen. Wohlthuend berührt uns solch ein einfaches, schlichtes Christenthum, zumal in heutiger Zeit, wo mit dem Christenthum so vielfach Schaustellung getrieben wird.

Aber bei unsrer Vergleichung kommen wir noch auf etwas Anderes: auf den Mißbrauch, der manchmal mit den letzten Worten eines Menschen getrieben wird. Wir sind nur zu leicht geneigt, nach den jeweiligen letzten Aeußerungen, die der Kranke in den Todeskämpfen und in seiner Seelenangst hervorstößt, unsre Ansicht über den Menschen zu bilden. Da ist zum Beispiel ein Mörder, durch Richterspruch zum Tode verurtheilt; ihm bleibt keine Aussicht, jede Hoffnung ist ihm abgeschnitten. Wie leicht bildet sich ein solcher ein: das Aufgeben seiner Hoffnung und seines Lebens sei schon die Buße, seine blutbefleckten Hände seien so rein und weiß wie die eines unschuldigen Kindes. Womöglich legt er nun auch laute Bekenntnisse ab: daß der Gott, dessen heilige Gebote er mit Füßen getreten hat, bereit sei, ihn zu empfangen, und seine lange Verbrecherlaufbahn ihm verzeihe. Ja, es bekommt ein Solcher auch den Besuch christlicher Freunde, die sich an diesem interessanten Menschen erbauen und dessen Glaubensfreudigkeit in die Zeitung setzen lassen, während vielleicht in ihrer Nachbarschaft eine Menschenseele arm und verlassen dahinstirbt, die so gerne einen tröstenden Freund in ihrer letzten Stunde gehabt hätte. — Nein, nicht Jeden, der von den Schauern des letzten Augen-

Digitized by Google

blicks ergriffen wird, dürfen wir sogleich zu einem „Schächer am Kreuz" stempeln. Wir dürfen nicht die Ausnahme zur Regel machen wollen. Die Ordnung im Reiche Gottes ist also: „Zum ersten das Gras, darnach die Aehren, darnach den vollen Weizen in den Aehren." Auch der Christ wächst heran, und an seinen Thaten, als den Früchten seines Christenthums, sollst du ihn erkennen. Darum lasset uns nicht unser Seelenheil auf die Rührungen einer ungewissen Stunde verschieben, sondern lasset uns unsre Seligkeit schaffen, so lange es noch Tag ist; denn es kommt die Nacht, da Niemand wirken kann.

Der Mumienweizen.

Es giebt eine Weizenart, die sehr fruchtbar ist und an Güte alle anderen Arten weit überragt. Dieselbe heißt Mumienweizen und hat eine seltsame Geschichte. Ein Alterthumsforscher fand in ägyptischen Gräbern neben den Mumiensärgen kleine Schaalen mit Weizenkörnern und brachte im Jahre 1849 fünf solcher Körner als Rarität seinem Freunde, einem Herrn Drouillars in Frankreich mit. Jahrtausende hatte dieser Weizen im Grabe gelegen und wurde nicht wenig herumgezeigt und angestaunt. Endlich kam Herr Drouillars auf den guten Gedanken, seine fünf Weizenkörner in einen Blumentopf zu pflanzen, um zu sehen, ob sie nicht vielleicht noch Keimkraft hätten. Und wunderbar! Jedes Korn gab eine hübsche Pflanze, und Herr Drouillars erntete 1200 Körner. Diese wurden nun wieder ausgesät und brachten eine überraschende Ernte. Als man sich aber vollends die Mühe gab, den Samen zu pflanzen, gab er das 500ste Korn, und die Stengel erreichten eine Höhe von 6 bis 7 Fuß. Wie diesem Gräberweizen so ist's dem Bibelwort gegangen. Der gute Säemann hat ja selbst gesagt: „Der Same ist das Wort Gottes." Den haben sie mit ihren Mumien begraben und Jahrhunderte nichts davon gewußt, da holte unser Luther die Körnlein aus den Gräbern und pflanzte sie auf deutschen Boden: was gab das für eine Ernte zur Zeit der Reformation!

Aber noch heute liegt Gottes Wort im Grabe, so lange es nicht in den dazu bestimmten Boden, das ist, das Herz gepflanzt ist. Solch ein Grab kann sogar ein schön eingebundenes Bibelbuch sein, das du nie aufschlägst, oder eine auswendig gelernte Lehre und fromme Gewohnheit, wo der Same obenauf liegt, wie auf dem Tische, als Rarität besehen und angestaunt, gelobt und gepriesen, aber doch seine Keimkraft nicht zeigen kann, was ja das Beste an ihm ist. Ja die Keimkraft, die unverwüstliche, unaustilgbare, unbegreifliche Keimkraft der guten Samens laßt mich loben. Noch heute ist Leben in ihm wie vor tausend Jahren. Gottes Wort ist für alle Zeiten und alle Geschlechter die wunderbare Herzenssaat. Das Herz ist der Acker, gerade dafür bereitet, und dies Menschenleben mit seinem Sonnenschein, Sturm und Regenwetter ist das richtige Klima, worin diese Saat gedeiht. Seht doch die anderen Sorten an, welche auch gepflanzt werden, Weizen und Korn und Unkraut. Ist Alles Same, der ebenso aussieht, Menschenlehre, mit der von Jahr zu Jahr der Boden des Menschengeschlechts bestellt wird. Aber wie heruntergekommen sind diese Sorten, wie wenig die Halme, wie leer die Aehren, wie armselig die Frucht. Die eine Art aber, die von Gott kommt, bringt hundertfältig und tausendfältig Frucht und überragt sie alle. Aber wohl verstanden, nicht als Rarität, als lebendigen Samen mußt du diesen Samen behandeln.

E. Ansbach.

Gebrauche dein Pfund.

Gegen das Ende der fünfziger Jahre ward ich Lehrer in einer Sonntagschule des Staates J.... In meiner Klasse befanden sich unter Anderen auch zwei leibliche Brüder, die ich aus zarter Rücksicht auf die lieben Freunde derselben, Clemens und Justus nennen will. Ihre Eltern, die sich in den besten Gesellschaftskreisen bewegten, hatten ihr Möglichstes versucht, ihren Kindern, auch den beiden Brüdern, eine gute Erziehung zu geben. An wirklich guten Schulgelegenheiten fehlte es dabei denselben nicht und zu dem besaßen die Brüder ungemein große Fähigkeiten, so daß sie für ihr Alter schon sehr gute Schulkenntnisse gesammelt und manche weit ältere Schüler überflügelt hatten.

Clemens schien alle Anlagen zu besitzen, die man sich für einen künftigen Heerführer wünscht; er war kräftig gebaut, von feurigem Blick, voller Stimme, rasch entschlossen, mit festem Willen und voll Lebenslust. Sein jüngerer Bruder war zart und klein für sein Alter; es schien, als ob er sich mit Bitten durch die Welt bewegen müßte, denn das Gebieterische war ihm völlig fern und fremd; sanft und bescheiden war damals sein ganzes Wesen, eine Mädchennatur schien er zu sein. Mit seinem freundlichen Blick, seiner lieblich klingenden Gesangesstimme und seiner Dienstwilligkeit gewann er sich die Herzen.

Digitized by Google

Wo Clemens hinkam, sammelte er sich mit seinem immer gleichen Humor, seinem Witz, seiner beständigen Fertigkeit eine treffende Antwort zu geben, mit seiner fertigen Erzählungsgabe und übersprudelnden Lebendigkeit in wenigen Augenblicken eine heitere Gesellschaft, und er verstand es sie zu unterhalten für ganze Stunden. Sogar ältere Leute ergötzten sich oft an seinen munteren Auslassungen. Geschah dies im Schulhofe, auf der Straße, in einem Kaufladen, bei einem gesellschaftlichen Ausfluge oder beim Pic Nic, so fand man es ganz in der Ordnung, selbst wenn der Scherz und die Heiterkeit auch hie und da ein wenig ausartend die Schranken des feinen Anstandes überschritt. War es aber auf dem Lagergrunde, wo er von Zelt zu Zelt gehend, in ein paar Minuten die verschiedenartigen Dialekte der Insassen ihnen ablauschte und dann mit dem Schweizer im Gurgelton, mit dem Norddeutschen platt und mit dem Baiern oder Hessen in ihrer Mundart plauderte und so oft unerwartet die ausgelassenste Heiterkeit hervorrief, oder war es gar im Sonntagschulraum und inmitten der Lektion, wo er eine an die Klasse gestellte Frage auf die drolligste Weise beantwortete, so daß mitunter die ganze Schule das Lachfieber bekam, so war das eine ganz andere Sache.

Dann erhob Justus entweder drohend seinen Finger, oder nannte leise und bittend seinen Namen, „Clemens, o Clemens!" — Oder er sammelte sich rasch aus der anwesenden Jugendschaar einige der besten Sänger und Sängerinnen und stimmte mit ihnen eines der neuesten und schönsten Lieder an und unterbrach so die Versammlungen des Clemens. So verschieden verwendeten die beiden Brüder ihre Gaben und ihre Zeit. An ihren weiteren Lebensgeschicken aber merken wir die Wahrheit jener Schriftlehren: Daß wie die Saat, so auch die Ernte sein würde, oder daß treuer Gebrauch der guten Gaben ihre Vermehrung und größere Ehren, Mißbrauch hingegen Verlust und Schaden zur Folge haben werde.

Jahre vergingen. Mir wies die kirchliche Behörde andere Wirkungskreise an. Ich lebte seitdem eine Zeit lang in Egypten, mehrere Jahre auch in Athen und darnach auch dort, wo man den Jura und den Mont Blanc, den Rigi und andere Alpenhöhen nach kurzem Marsch nur in der Ferne erblicken konnte. Jene beiden Brüder aber waren, wie meinem Auge, so auch meinem Gedächtniß völlig entschwunden. — Ich hatte mittlerweile ganz erstaunlich gealtert, so daß ich selbst nahen Freunden, die ich in all den Jahren nicht mehr gesehen, als ein Unbekannter, ein Fremder erschien.

Da nöthigten mich Geschäfte auf Reisen. Auch in G . . . . . hatte ich zu thun. Wie ich nun da eines Abends nach der Beendigung meiner Geschäfte mir die Stadt näher ansehend, die Straßen entlang marschirte, auch an dem Postgebäude vorbeikam, mir daselbst eine Zeitung aus der Heimath verschaffte und flüchtig die kurzen editoriellen Notizen und einige Personal-Nachrichten überschauete, fand ich folgende überraschende Anzeige: „Bei der letzten Jahresversammlung der Trustees der — — — beschlossen dieselben einstimmig: Herrn Justus — — die Stelle als Präsident der — — anzutragen, welches Anerbieten genannter Herr annahm. Genannte Schule ward im letzten Jahre von über 250 Schülern besucht." — Ich wunderte mich über die Maßen, ob jener Justus mein ehemaliger Sonntagschüler sei oder nicht. Ich sollte bald Gewißheit haben, bälder als ich erwartete, denn ehe ich auf einen an jenem Abend in die alte Heimath abgesandten Brief Antwort bekommen konnte, wurde mir von einem alten Bekannten die Nachricht gebracht: „Er ist es."

Und wer war der alte Bekannte? Laßt michs erzählen.

Wohl dutzend mal hab ichs als Knabe gehört vom alten Schulmeister: „Buben, schön ist's nicht, wenn man auf der Straße oder auch in der Kirche jeden Kameraden so begafft." Trotzdem blieb's auch bei mir bei dem Begaffen. Auch jetzt noch beschaue ich mir die Menschen, die mir begegnen. Ob sie's genirt, darnach habe ich freilich noch Keinen gefragt, gesagt hat mir's auch noch Keiner, so mag's leicht sein, daß ich's noch ferner thue. So that ich am folgenden Abend, ehe ich G . . . . . verließ. Und wie ich wieder so der alten Gewohnheit folgend, noch einmal die Straßen der schönen Stadt entlang ging, meinte ich: „Ei, dies sind bekannte Gesichtszüge, aber wer mags sein?" Dreist, wie ich bin, wandte ich mich an den Daherkommenen: „Entschuldigen Sie, wenn ich, ein Fremder hier, um Ihren Namen bitte; ich möchte, wo immer möglich, alte Bekanntschaften erneuern, und wenn ich nicht irre, habe ich Sie schon früher irgendwo kennen gelernt."

„Clemens — ist mein Name," entgegnete der Angeredete.

„Clemens — von A. in J.? Wie?" frug ich.

„Ja von dort."

„So bin ich dein ehemaliger Sonntagschullehrer."

Wir schüttelten uns warm die Hände.

„Clemens," frug ich, „wie kommst du hierher?"

„Ich bin schon über ein Jahr hier zu Hause."

„In einem Geschäfte? und in welchem?"

„Im Holzhandel."

„Im eigenen? denn im Allgemeinen ist's ein

Digitized by Google

recht einträgliches Geschäft, oder als ein Buch- und Geschäftsführer?"

„Nein, ich treibe einfach ein aus vier Eseln bestehendes Fuhrwerk, mit dem ich Baumaterial an die verschiedenen Baustellen in der Stadt befördere."

Ich fing an mich zu schämen wegen meiner fast inquisitorischen und ohne Zweifel für ihn peinlichen Fragen, und wollte schon in ein anderes Gespräch einlenken, als er, mich unterbrechend, mit bebender Stimme sagte:

„Mein Bruder hat weiser gehandelt als ich; wie hat er seine Zeit und seine Gaben so viel besser angewendet, wie ungemein viel weiter hat er es aber auch gebracht als ich, denn ihn hat man zum Präsidenten der — — — in — gemacht. Wie erhaben seine Stellung gegen die meine, und wie viel einflußreicher und nutzbringender ist nun sein Thun und Leben. Zwar habe ich durch den Glauben an Jesum Christum Frieden mit Gott, aber um wie viel glücklicher würde ich sein können, hätte ich meine Pfunde so auf Wucher ausgelegt wie er!"

Thränen standen ihm in den Augen und mein Herz war tief bewegt. Lange standen wir noch unter jenem mächtigen Ahornbaume und redeten miteinander, bis die Sterne über uns leuchteten und ich zu gehen hatte. Wir schieden, Jeder das Versprechen machend: „In aller Zukunft unsrer Erdentage und unter allen Umständen treu zu sein mit den Gaben, welche uns Gott giebt und alle Gelegenheiten zu benützen, Gutes zu thun und Gottes Ehre zu fördern."

Dem Leser aber rufe ich zu: Sei weise und gebrauche stets dein Pfund recht, denn es lohnt mit unermeßlichem Gewinn.

Johannes.

Sag's deiner Frau.

Bearbeitet von L. Peter.

„Es meiner Frau sagen?" sprach Walter halb lachend, halb ängstlich vor sich hin. „Warum nicht gar; das würde mir viel helfen! Was versteht sie vom Geschäfte, von Geldsachen und von Handelsvortheilen? Nein, nein, da ist nichts zu hoffen."

Und Walter schüttelte mit ungeduldiger Miene ein Journalblatt, in welchem der Herausgeber den Geschäftsleuten empfahl, ihren Frauen nicht zu verheimlichen, wenn sie in eine bedrängte Lage kämen. „Sprecht ohne Rückhalt mit ihnen über eure Angelegenheit," stand da zu lesen. „Unterrichtet sie genau mit euren Verhältnissen und theilt ihnen eu Verlegenheiten wie auch die Pläne mit, durch die ihr euch aus denselben heraus zu winden hofft. Glaubt mir, in zehn Fällen werden sie euch neun Mal an die Hand gehen können. Frauen haben einen scharfen Blick, und verstehen sich darauf, schwierige Fragen zu lösen, ehe ihr selbst sie in ihrer ganzen Ausdehnung erfahrt. Haltet daher vor euren Frauen nichts geheim, wenn ihr in Bedrängniß seid. Je besser sie unterrichtet sind, desto klarer werden sie in die Sache sehen."

„In der Theorie recht schön," sagte Walter, indem er das Papier auf den Tisch warf und sich in seinem Stuhl zurücklehnte; „aber auf meinen Fall paßt sie nicht. Es Lieschen sagen? Ich möchte mich nur selbst sehen, wie ich das anbrächte! Man muß in der That scharf in der Klemme stecken, wenn man heimgehen und über Geschäftssachen sich bei einer Frau Rath holen soll."

Walter ließ den Gegenstand fallen. Aber die Unruhe, die auf seiner Seele lastete, wollte nicht weichen. Sein Geschäft war in den letzten Jahren gar nicht gut gegangen. Ein flauer Verkehr und böse Schuldner hatten ihn sehr zurückgebracht, so daß er nicht sah, wie er in nächster Zeit sich forthelfen sollte. Wenn es nicht besser ging als in den letzten sechs Monaten, so durfte er nicht hoffen, seinen Verbindlichkeiten nachkommen zu können.

„Ich muß mehr Kapital haben, das ist klar," sagte er vor sich hin. „Das krieg ich durch einen Associe. Compagnie-Geschäfte sind freilich nicht nach meinem Geschmack, denn es hält schwer, zwei Köpfe unter einen Hut zu bringen, und wenn man gar mit einem Schelm zu thun hat, so geht vollends alles rückwärts. Aber ich sehe nicht, wie ich anders aus der Klemme kommen kann. Mein eignes Kapital reicht nicht aus für den Umfang meines Geschäfts, es muß also mehr her, und Lorenz, der gern auf meinen Plan einginge, sagt, er habe über 24,000 Franken zu verfügen. Der Mann gefällt mir zwar nicht recht, denn er geht mir allzuviel seinen Vergnügungen nach; aber ich brauche ja nur sein Geld und nicht seine Geschäftshilfe; er kann daher, wenn er will, mein stiller Associe sein. Ich will ihn doch heute Abend aufsuchen und die Sache mit ihm besprechen. Wenn er 24,000 Franken einzulegen vermag, so wird die

Digitized by Google

Geschichte sich machen lassen.“ Walter trug fortwährend diesen Gedanken in sich, bis er Abends den Laden schloß und nach Hause zurückkehrte. Nachdem er sein Abendbrod eingenommen hatte, schickte er sich zum Ausgehen an. Als er seinen Ueberrock herunter nahm, schien ihm eine Stimme in's Ohr zu flüstern: Sag's deiner Frau. Sprich mit ihr darüber.“ Aber er wies den Gedanken mit Unwillen zurück und fuhr in den Aermel.

„Wo willst du hin, Walter?“ fragte ihn seine Frau, die eben aus der Küche herein kam.

„Ein Bischen hinaus,“ versetzte er. „In einer halben Stunde bin ich wieder zurück.“

„Wo hinaus?“

„Sag's ihr Walter; sprich mit ihr davon,“ klang es wieder in seinen Ohren. „Unsinn! Was versteht sie vom Geschäft? Sie kann mir doch nicht helfen,“ lautete trotzig seine innerliche Antwort.

„Sag's deiner Frau!“ tönte es fort und fort, als wolle die Wahrung kein Ende nehmen.

„Darfst du mir nicht sagen, wohin du gehst? Hast du Geheimnisse vor mir?“ fuhr Frau Walter fort.

„O, es ist nur wegen einer Geschäftsangelegenheit, ich will Lorenz aufsuchen.“

„Den Rudolf Lorenz?“

„Ja!“

„Sag's deiner Frau!“ klang es fast laut in seinem Ohr.

„Was hast du mit ihm zu schaffen?“

„Sag's ihr!“

Walter stand unschlüssig. Was nützte es, wenn er es ihr sagte?

„Sprich, Walter, du bist in der letzten Zeit immer so wortkarg gewesen. Es ist dir doch hoffentlich nichts Widerwärtiges zugestoßen?“

„Nichts besonders,“ versetzte er in ausweichender Weise. „Der Handel ist in letzter Zeit gedrückt gewesen.“

„So? das thut mir leid, aber warum sagst du mir nichts davon?“

„Was hätte es genützt, wenn ich dir das Herz schwer gemacht hätte?“

„Das hätte viel nützen können. Wenn das Geschäft des Mannes flau geht, muß die Frau ihr Augenmerk auf die Ausgaben richten; aber wenn sie nichts davon weiß, so treibt sie den Haushalt vielleicht in einer Weise fort, die sich nicht mit den Verhältnissen verträgt. Ich bin der Meinung, daß Männer ihre Frauen immer unterrichten sollten, wenn in den Geschäftsgang eine Stockung kömmt.“

„Wirklich?“

„Ei freilich. Und welchen besseren Grund könnte ich dir dafür namhaft machen, als den bereits gegebenen? Wenn eine kluge Frau weiß, daß weniger eingeht, so wird sie auch die Ausgaben darnach zu regeln bemüht sein. Komm Lieber, zieh deinen Rock aus, nimm Platz und laß uns die Sache weiter besprechen, ehe du zu Lorenz gehst.“

Walter ließ sich von seiner Frau vom Ueberrock helfen, der sofort wieder am Kleiderrechen uersorgt wurde.

„So Walter, sprich jetzt frisch vom Herzen weg und halte mir nichts zurück. Laß mich das, was dich drückt, in seiner vollen Ausdehnung wissen.“

„Nun, die Sache ist für den Augenblick so arg nicht; ich bin nur wegen der Zukunft bekümmert. Es drohen schlimme Zeiten und denen möchte ich vorbeugen, Lieschen.“

„Das ist klug und löblich,“ entgegnete seine Frau, „aber sag' mir jetzt, warum du Herrn Lorenz besuchen willst.“

Walter senkte den Blick zu Boden und blieb eine Weile stumm sitzen. Dann sah er auf und sprach: „Die Sache verhalte sich so, Lieschen: Ich muß mehr Kapital im Geschäft haben. Ohne mehr Mittel geht's nicht. Nun kann Lorenz, wie er versichert, 24,000 Franken einlegen, und ich glaube, er wird sich gern mit mir associren. Wenigstens hat er mir dies schon einige Mal merken lassen.“

„Und in dieser Absicht willst du ihn besuchen?“

„Ja!“

„Thu' es nicht, Walter,“ versetzte seine Frau mit Nachdruck.

„Warum nicht?' fragte Walter.

„Weil er kein Mann für dich ist und wenn er noch einmal so viel einlegen könnte.“

„Dies ist doch keine Antwort auf mein Warum.“

„Aber wenn ich dir sage, daß seine Frau eine Verschwenderin ist?“

„Was weißt du von ihr?“

„Nur was ich gesehen habe. Ich bin zwei oder drei Mal bei ihr gewesen und mußte da wohl wahrnehmen, in welchem Styl das Haus möblirt ist; im Vergleich mit unserer Einrichtung, sieht es dort palastartig aus. Und wie sie sich kleidet! Sie braucht für Putz und Kleider allein ein kleines Vermögen. Nein, nein Walter, verlaß dich darauf, Lorenz ist nicht dein Mann. Mit seinen 24,000 Franken ist er fertig, ehe zwei Jahre um sind.“

„Ei Lieschen, du redest recht rund heraus,“ erwiederte Walter mit einem Athemzuge, „und nach dem, was du mir sagst, fürchte ich selbst auch, daß Lorenz kein Mann für mich ist. Aber was kann ich thun?“ fügte er kleinlaut bei. „Ich muß mehr Kapital haben, oder —“ er hielt inne.

„Oder was?“ Seine Frau sah ihn fest an,

Digitized by Google

ohne durch einen Zug Angst oder Schwäche zu verrathen.

„Es könnte zum Bankerott kommen."

„Es thut mir sehr leid, daß ich dich reden hören muß," versetzte die Frau mit einem leichten Beben in ihrer Stimme; „aber gleich wohl ist es mir lieb, daß ich es weiß. Der neue Teppich ins Besuchzimmer wird jetzt natürlich nicht gekauft."

„O, was dies betrifft — der Aufwand dafür kann keinen großen Unterschied machen," sagte Walter. „Das Besuchzimmer sieht so schäbig aus und ich weiß, daß dein Herz an dem neuen Teppich hängt."

„Wenn auch keinen großen, so macht's dennoch einen Unterschied," entgegnete die Frau entschlossen. „Beim Ueberladen reicht der letzte Strohhalm aus, das Zusammenbrechen des Kameels zu bewirken. Walter soll nicht durch die unnöthigen Ausgaben seiner Frau bankerott werden. Ich möchte den neuen Teppich jetzt nicht mehr und wenn er mir für den halben Preis geboten würde."

„Lieschen, du bist eine treue, brave Frau," sagte Walter in der Gluth neuerwachter Bewunderung, ihr einen Kuß auf die Wangen drückend.

„Ich hoffe dies stets zu sein," versetzte Frau Walter, „und werde mich immer willig finden lassen meinen Mann zu unterstützen, sei es durch Sparen, oder durch eigene Arbeit. Doch sprechen wir jetzt mehr von deinen Angelegenheiten und laß mich deine Bedrängniß näher kennen. Mußt du 24,000 Franken auf einmal haben?"

„O nein, nein, so schlimm steht's nicht. Ich habe nur die Zukunft, die Zeit ins Auge gefaßt, für die ich Deckungsmittel bereit halten muß. Was das Geschäft selbst betrifft, so brauche ich keinen Associe. Ich bin kein Freund von Compagniegeschäften, da sie gern Widerwärtigkeiten und selbst Gefahr in Gefolge haben. Ich habe nur das Geld im Auge, nicht den Mann."

„Wenn du dich mit Herrn Lorenz einließest, so dürfte dir der Mann eine theure Zubuße zu dem Geld werden. Dies ist wenigstens meine Meinung von ihm. Es freut mich übrigens zu hören, daß du von keiner unmittelbaren Gefahr bedroht bist. „Läßt sich denn nicht vorbeugen?"

„Du meinst durch Beschränkung der Ausgaben!"

„Ja!"

Walter schüttelte den Kopf.

„Verzage nicht zu früh," sagte seine Frau. „Wir wollen einen Ueberschlag machen über den Haus- und Ladenverbrauch, angenommen, es können 4000 Franken im Jahr erspart werden, würde das nichts ausmachen?"

„O, wenn dies möglich wäre — aber es geht nicht, — so würde es im Verlauf der Zeit recht viel ausmachen, obschon damit der zunächst drohenden Bedrängniß nicht abzuhelfen ist."

„Gesetzt, es ließen sich innerhalb der nächsten zwei Monate, außer dem Ladenertrag, 4000 Franken herbeischaffen?"

„Für diese Zeit wäre damit auszureichen. Aber woher sollen die viertausend Franken kommen, Lieschen?"

„Verzweifelte Krankheiten fordern verzweifelte Mittel," entgegnete die muthige Frau in entschiedener Weise. „Wir wollen von unserm Hausrath alles nur möglich Entbehrliche verkaufen und das Geld in dein Geschäft stecken. Es lassen sich daraus circa 4000 Franken erzielen. Mein Piano ist allein 1000 Franken werth. Wir können das Haus auf ein oder zwei Jahre vermiethen und immer wieder einziehen, wenn's besser geht."

„So weit wollen wir es doch nicht treiben, Lieschen," sagte Walter.

„Aber etwas muß geschehen, die Krankheit ist im Anzug, und mein erstes Rezept wird wenigstens ihre erste Hauptwucht brechen. Ich habe noch eine andere Zuflucht, die mir eben einfällt. Wir können zu meiner Mutter ziehen, die immer gewollt hat, daß wir bei ihr bleiben sollen. Wir kommen dann mit der Hälfte von dem aus, was uns bisher die Haushaltung gekostet hat. Schwester Anna entschädigen wir dafür, daß sie die beiden Kinder in Obhut nimmt, und ich helfe dir im Laden; damit ersparen wir die Ausgaben für den ersten Commis."

„Lieschen, bist du bei Sinnen!"

„Ja wohl vollkommen und du wirst dich davon überzeugen, ehe du nur ein Jahr älter wirst, wenn du mich machen lässest. Warum sollst du Salär für eine Arbeit ausgeben, die ich eben so gut verrichten kann? Stelle mich an Müllers Platz und es bleiben dir jährlich reine 2500 Franken in der Tasche."

„Daran ist nicht zu denken, Lieschen. Wir wollen noch eine Weile warten."

„Aber wir müssen daran denken und dürfen auch nicht länger zuwarten," entgegnete die kleine Frau mit Bestimmtheit. „Mit dem Rechten muß man nicht lange zögern. Wird uns mein Plan nicht sichern?"

„Das freilich, aber —"

„So handeln wir darnach und lassen uns durch keine weitern Aber beirren. Vertraue auf Gott und geh' frisch an's Werk. Wann wollen wir die Auktion halten?"

„Nicht so schnell, Lieschen! nicht so schnell. Ueber die Auktion sind wir noch nicht im Reinen. Man hat sicher Verlust dabei. In Versteigerungen wird kaum der halbe Ankaufspreis des Hausraths erzielt."

Digitized by Google

„Immerhin Gewinn genug, wenn sie uns vor dem Bankerott bewahrt. Und du sagst, daß wir damit bedroht seien."

„Ich denke, es geht auch ohne dies," versetzte Walter. „Nach dem, wie die Sachen jetzt stehen, gefällt mir allerdings dein Vorschlag, an Müllers Stelle zu treten, nicht übel, denn dadurch würden immerhin jährlich 2500 Franken erspart."

Wie kann ich dir aber im Laden behülflich sein, wenn ich die Haushaltung fortzuführen habe?" versetzte Frau Walter. „Das Haus muß mir vor Allem zuerst abgenommen werden."

„Glaubst du nicht, daß Anna sich bewegen ließe, auf einige Monate zu uns zu ziehen? Wir können dann den Versuch weiter in Erwägung ziehen?" sagte Walter.

„Es mag sein; aber das Geld, Walter, das der Hausrath einbringen wird; darauf müssen wir zuerst absehen. Wir müssen jetzt Geld haben!"

„Freilich!"

„Dann muß es bei der Auktion sein Verbleiben haben. Walter, die Auktion ist das beste Abhilfsmittel."

„Du magst Recht haben, Lieschen, aber der Gedanke an die Auktion, von der du so leicht sprichst, will mir nicht hinunter."

„Wie, fürchtest du dich so sehr, sollen wir warten, bis andere Leute uns die Möbel verkaufen?"

„Nein, Lieschen, an der Seite eines so muthigen Weibes fürchte ich mich nicht und kann auch das Schwerste thun."

Eine Woche später fand die Auktion statt. Als der Auktionär die Rechnung abschloß, konnte er gegen 5000 Franken abliefern, die gerade zur rechten Zeit einliefen, so daß der bekümmerte Walter sich wieder leicht wie ein Vogel fühlen konnte. Acht Tage darauf trat Frau Walter als Kassier und erster Commis in den Laden ihres Mannes ein. Anfangs gab's verschiedene Zeichen der Rebellion unter dem Dienstpersonal, aber ihr ganzes Wesen machte nach und nach einen solchen Eindruck, daß schon ihre Gegenwart die widerspenstigen Geister bezwang. Ihr Takt und ihre Thatkraft übten auch bald solch einen Einfluß auf das Geschäft, daß nach Ablauf eines halben Jahres die Einnahmen höher standen als je.

Ehe Frau Walter an der Handlung selbstständigen Antheil nahm, war ihr Mann fast die Hälfte der Geschäftsstunden außer dem Hause, um die benöthigten Geldmittel aufzutreiben; jetzt hatte er stets die zur Deckung erforderlichen Baarmittel und konnte somit auch seinem Geschäfte größere Aufmerksamkeit zuwenden.

Dieses nahm natürlich dadurch einen Aufschwung und warf immer ansehnlichere Beträge ab, so daß nach Ablauf des ersten Jahres (wie Walter sagte,) „Alles recht war". Nicht dasselbe konnte sein Nachbar rühmen, der, um mehr Kapital zu erhalten, Lorenz zum Associe angenommen hatte. Statt 24,000 Franken beizubringen, hatte Lorenz nur 6000 Franken herschaffen können, dafür aber vor Verlauf eines Jahres circa 12,000 Franken aus dem Geschäft gezogen und noch für viel höhere Summen Wechsel' auf die Firma ausgestellt. Eine unausbleibliche Folge dieses Gebahrens war der Bankerott dieses Hauses.

Als Walter von diesem Ausgang hörte, bemerkte er mit Achselzucken. „Mein Nachbar dauert mich, aber er hätte vorher mit seiner Frau sprechen sollen."

„Ueber was?" fragte ihn die Person, an welche er diese Bemerkung gerichtet hatte.

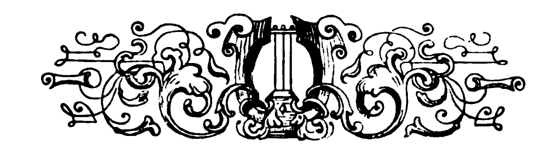
„Darüber, daß er mehr Kapital brauche und den Lorenz zum Associe annehmen wolle."

„Was hätte ihm das nützen sollen?"

„Es würde ihn vielleicht, wie mich, vor dem Verderben bewahrt haben."

„Wie Sie, Walter? Sie sind geheimnißvoll."

„Ja, wie mich. Vor einem Jahre fehlte es mir an Geld in meinem Geschäft, ich dachte an eine Verbindung mit Lorenz. Meiner Frau theilte ich es mit, sie sagte: „Thu's nicht!! Ich folgte ihr, unterrichtete sie über meine Verlegenheit und sie zeigte mir den Weg, wie ich aus derselben herauskommen könne. Vorher hatte ich freilich nur geringe Meinung von ihrer Einsicht in Geschäftssachen; jetzt aber möchte ich jedem Geschäftsmann, der sich in der Klemme befindet, zurufen: „Sag's deiner Frau!"



Digitized by Google

Einige Winke für Freunde der Astronomie.

Von Prof. John H. Frick.

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes, und die Feste verkündigt seiner Hände Werk." Wie viel Inhalt ist für den Christen in diesen kurzen Worten enthalten, wenn er unter dem freien Himmel steht und die prächtigen Welten über sich am Sternengewölbe betrachtet!

Schon so lange Zeit hatte ich das Bedürfniß eines Fernrohres gefühlt, das mir beim Studium sowie beim Unterricht in der Astronomie helfen konnte. Ich hatte einige Male Versuche gemacht, von Freunden unserer Schule Beiträge zu bekommen, welche die Anschaffung eines solchen möglich machen sollten; jedoch hatte ich wenig Ermuthigung gefunden. Um diese Zeit schrieb mir einer meiner naturwissenschaftlichen Correspondenten, Herr Thos. J. Tidswell in Independence, Mo., von dem Erfolg, den sein Versuch hatte, sich selbst ein gutes, wohlfeiles Telescop zu construiren, und ich war alsbald entschlossen, nach seinem Muster ebenfalls ein Instrument anzufertigen. Ich glaube nun, daß es mir so weit gelungen ist, mit geringen Kosten ein gutes Instrument zu Stande zu bringen. Unter dem Leserkreis von „Haus und Herd" mag wohl eine größere Anzahl sein, die für Astronomie mehr oder weniger Interesse besitzen. Sollte ich denn mit diesem Artikel solchen einige nützliche Winke, andern vielleicht Anregung zum Studium dieses herrlichen Faches geben können, so würde ich mich für meine Mühe reichlich belohnt fühlen.

Die Linsengläser ließ ich mir von Philadelphia kommen. Das Objektivglas ist eine kosmorame plano-convexe Linse von 5 Zoll im Durchmesser und einer Focus-Länge von 72 Zoll. Die drei Okularstücke sind ebenfalls plano-convexe Linsen von 1½ Zoll Durchmesser — 3 Zoll Focus, 1¼ Zoll Durchmesser, 2 Zoll Focus, und ¾ Zoll Durchmesser — 1 Zoll Focus. Da ich weder Zeit noch die nöthigen Werkzeuge hatte, um das Gestell selbst anzufertigen zu können, ließ ich ein solches von einem Schreiner machen. Sodann verschaffte ich mir die Mithilfe unseres Blechschmieds, Br. John Polsters, zur Aufsetzung des Objektivglases, zur Anfertigung der Röhre, des achromatischen Apparates und zum Anstreichen des Instrumentes. Das Instrument ist 6½ Fuß lang und bietet ein respektables Aeußere dar. Wenn aufgesetzt, kann es sowohl in horizontaler als in vertikaler Richtung bewegt werden, so daß es im Stande ist, den ganzen Himmel vom Zenith bis zum Horizont zu bestreichen. Es zeigt alle Sterne erster und zweiter Größe stark colorirt; sie scheinen wirklich die herrlichsten Kleinode, die je das menschliche Auge erblickt. Diese Farbenerscheinung kennt die Physik unter dem Namen „Farbenzerstreuung der Lichtstrahlen", oder „chromatische Aberration". Das weiße Licht besteht nämlich aus sieben Farben, wie wir sie im Regenbogen sehen. Wenn Lichtstrahlen durch ein Linsenglas passiren, werden sie zerstreut und aus ihrer ursprünglichen Richtung gebogen. Die rothen Strahlen werden am wenigsten gebrochen oder gebogen, die violetten dagegen am meisten, so daß die letzteren zuerst, die rothen aber zuletzt zu einem Focus gelangen. Somit trägt das Bild alle Farben des Regenbogens, zu gleicher Zeit kann es aber auch keine klare und bestimmte Abgrenzung besitzen. (Eine sphärische Aberration ist ebenfalls vorhanden, sie ist aber von geringerer Bedeutung.) Dieser Farbenzerstreuung der Lichtstrahlen abzuhelfen war von den Zeiten Galiläi's bis zum letzten Theil des vorigen Jahrhunderts kein Mittel vorhanden. Isaak Newton arbeitete an der Lösung des Problems und gab die Möglichkeit derselben in Verzweiflung auf. Der englische Optiker Dolland endlich, der Andeutung des Deutschen Euler folgend, löste es, indem er eine Concav-Linse von Flintglas mit einer Convex-Linse von Crownglas derartig zusammensetzte, daß die Zerstreuungskräfte der beiden Linsen sich gegenseitig neutralisirten. Eine so zusammen gesetzte Linse heißt eine achromatische, d. i. farblose. Der Preis einer solchen — von der gleichen Stärke wie der meinigen — würde aber $320.00 betragen, d. h. den Bereich meiner Finanzen übersteigen. Um die chromatische Aberration zu vermeiden, gebrauchen wir nun folgenden Apparat:

Eine Kappe wird über dem Ende des Instruments angebracht. Dieselbe besteht aus mehreren verschiebbaren Zinkplatten mit kreisrunden Löchern von verschiedener Größe, jedes Loch aber genau im Mittelpunkt seiner Platte. Der Zweck dieser Vorrichtung ist, von den hereinfallenden Lichtstrahlen die äußern abzuschneiden und nur die näher dem Centrum gelegenen passiren zu lassen. Die Strahlen, welche so durch den mehr centralen Theil des Objektivglases passiren, sind weniger gebrochen, und folglich ist auch geringere Farbenzerstreuung vorhanden. Auf diese Art erhalten wir praktisch ein achromatisches Bild und haben noch Licht genug übrig, um die Planeten hübsch be-

Digitized by Google

obachten zu können. Mein Instrument zeigt Venus gegenwärtig als prächtige Sichel gleich dem Neumond, sie nimmt, wie der Mond, auf und ab und ist mit ihrem Glanze gegenwärtig der lieblichste der Morgensterne. Merkur ist ebenfalls bei seiner größten Entfernung (nach Ost oder West) von der Sonne als Halbmond sichtbar. Jupiter mit seinen Monden, Saturn mit seinen Ringen sind prächtige Erscheinungen durch das Instrument. Der runde Körper des letztern Planeten kann innerhalb seiner Ringe gesehen werden; er ähnelt viel einer in einem Teller liegenden weißen Kugel mit einem Loche an beiden Seiten. Venus, Jupiter, Saturn und Mars sind gegenwärtig alle Morgensterne. Sie boten dem Beschauer einen wundervollen Anblick dar, wenn er sich bequemen mochte, an einem der letzten Junimorgen vor Tagesgrauen das Bett zu verlassen. Die Stellung der drei letzteren Planeten hatte sich im Laufe des Sommers für die Beobachtung noch günstiger gestaltet. Ebenfalls ist der Mond in allen seinen Phasen ein dankbarer Gegenstand unseres Interesses. Die Unregelmäßigkeiten können deutlich wahrgenommen werden. Die hellen Spitzen der Berge heben sich klar von dem Schatten und dem Dunkel ihres Fußes ab. Besonders bemerkbar sind die Schatten in den großen Kratern. Der Mond zeigt wenig Farbe, wenn ich eine Oeffnung von $\frac{7}{8}$ Zoll Durchmesser gebrauche, kaum welche aber bei einer Oeffnung von $\frac{3}{4}$ Zoll; immerhin aber bleibt genug Licht für eine Vergrößerungskraft von über hundert Durchmessern. Zur Beobachtung der Venus gebrauche ich eine Oeffnung von $\frac{3}{4}$ Zoll, für Jupiter eine solche von $\frac{7}{8}$, für Saturn eine solche von 1 Zoll. Der Gesichtskreis bleibt bei verschiedener Oeffnung der gleiche.

Lassen wir das Bild der Sonne durch das Telescop auf einen weißen Schirm fallen, der gegen das Sonnenlicht beschattet ist, so können wir die Sonnenflecken beobachten. So gewahrte ich am 17. und 18. März mehrere sehr bedeutende Gruppen derselben; gegenwärtig sind fast täglich welche zu sehen. Auf die gleiche Weise beobachtete ich vor drei Jahren den Durchgang des Merkur. Könnten wir das ganze Objektivglas für die Planeten und den Mond anwenden, so möchte uns natürlich eine höhere Vergrößerungskraft viel mehr erblicken lassen. Bei Beobachtung der Firsterne aber muß unsere Hauptabsicht sein, mehr Licht zu bekommen; Vergrößerungskraft ist weniger nothwendig, weil diese Sterne auch das stärkste Telescop für das Auge nur bloße Lichtpunkte bleiben. Für die kleineren Firsterne, für Kometen und Nebelflecken läßt sich das ganze Objektivglas ohne besondere Schwierigkeit wegen der chromatischen Aberration gebrauchen. Ein 5 Zoll Objektivglas vereinigt 625 mal so viel Licht als das menschliche Auge, und setzt dadurch in den Stand, Tausende von Sternen zu sehen, die das bloße Auge nicht mehr erblicken kann. Ich sehe mit meinem Telescop über 70 Sterne in den Plejaden; Präsepe, welche dem Auge als milchartiger Lichtflecken sich darstellt, wird zu einer herrlichen Sterngruppe; die Milchstraße löst sich in Sterne auf; was in Perseus als ein schwacher Lichtstreifen sich zeigt, wird zu einer zahllosen Menge von Sternen. Wir sehen eine große Anzahl von Nebelflecken, viele darunter sehr deutlich. Einige Sterne, die dem unbewaffneten Auge einfach erscheinen, werden doppelt, dreifach oder gar zu förmlichen Sterngruppen.

Obgleich ich verhältnißmäßig erst kurze Zeit mit meinem Instrument praktizirt habe, so habe ich doch genug gesehen, um mich für alle meine Mühe reichlich belohnt zu fühlen. Keine andere Wissenschaft ist wie die Astronomie im Stande, unsern Geist über die Scenen des Alltagslebens emporzuheben und ihn mit der Ehrfurcht von der Allmacht und Weisheit Gottes zu erfüllen. In Demuth betest du an und sprichst: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel! Du hast sie alle weislich geordnet; deine Gedanken sind so sehr tief. Licht ist dein Kleid, das du anhast; du breitest den Himmel aus wie einen Teppich. Herr, mein Gott, du bist sehr herrlich; du bist schön und prächtig geschmückt. Lobe den Herrn, meine Seele!"

Anmerkung. Sollte irgend einer unter den geneigten Lesern von „Haus und Herd" noch genauere Auskunft über den Gegenstand wünschen, vielleicht selbst ein Telescop nach meinem Muster sich anfertigen wollen, so bin ich jederzeit gerne bereit, alle nöthige Information zu geben. Man adressire dann:

John H. Frick,
Central Wesley College,
Warrenton, Mo.



Digitized by Google

Die Zeichen der Zeit.

Dieser Gegenstand umfaßt ein zu großes Gebiet, als daß derselbe könnte, innerhalb der Grenzen einer kurzen Abhandlung, gründlich beleuchtet und ausführlich dargelegt werden, und werde ich daher auch nur auf einige der Erscheinungen auf dem religiösen und weltgeschichtlichen Gebiete hinweisen, — besonders solche Erscheinungen, welche in der gegenwärtigen Zeit mehr oder minder, doch ziemlich allgemein durch das offene Hervortreten, die Aufmerksamkeit auf sich gelenkt haben, und so weit wie möglich durch Gottes Wort und die Geschichte ihre Bedeutung nachzuweisen suchen, denn hierzu bedürfen wir eines göttlichen Führers und göttlicher Erleuchtung, und nur die Offenbarung vermag uns Anleitung zu geben, die eintretenden Ereignisse beurtheilen zu können; die Geschichte aber, als die Aufbewahrerin stattgehabter Ereignisse, soll vor übereilten Schlußfolgerungen bewahren. Die menschliche Vernunft allein vermag nicht durch logische Schlußfolgerung der Zukunft ihre Geheimnisse zu entlocken.

Jesus in seiner eschatologischen Rede weist hin auf Erscheinungen, welche eintreten werden vor seinem Kommen, und deutet an, wenn auch der großen Mehrzahl dieser Tag erscheinen wird wie ein Dieb in der Nacht, so soll derselbe doch die Seinen nicht unerwartet überfallen, noch unvorbereitet finden, sondern im Gegentheil sollen sie an den vorhandenen Merkmalen erkennen, daß der Tag am Herannahen ist. Jesus sagt: An dem Feigenbaum lernet ein Gleichniß; wenn nun sein Zweig saftig wird und Blätter gewinnt, so merket ihr, daß der Sommer nahe ist, also auch ihr, wenn ihr jetzt sehet alle diese Dinge, so wisset, daß es nahe vor der Thüre ist. Nach diesem Ausspruch möchte vielleicht ein Mancher denken, es sei etwas Leichtes, die Erscheinungen, welche das Herannahen des Weltendes ankündigen oder zu erkennen geben, als Solche zu erkennen. Solche vergessen aber, daß Jesus ebenfalls gesagt hat: Den Tag aber und Stunde weiß Niemand, auch der Sohn nicht, denn allein der Vater. Erwägen wir zudem, daß alle genannten Kennzeichen — wenn auch nicht in demselben Maße, doch allgemein — in jedem Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vorhanden waren, so wird uns klar, daß das Offenbarwerden eines oder mehrerer der in Gottes Wort genannten Zeichen uns noch nicht berechtigt, das Ende als bereits herbeigekommen zu verkündigen.

Die das Herannahen des Weltendes ankündigenden Erscheinungen werden weder plötzlich, noch auf einmal in schreckenerregender Gestalt, kurz vor dem Ende eintreten, sondern dieselben werden durch allmählige Steigerung endlich in hoher Steigerung die Kennzeichen des herannahenden Endes enthalten. Z. B. die allgemeine Ueberhandnahme der Ungerechtigkeit als Folge der Erkaltung der Liebe, die Gereiztheit der feindlichen Mächte und die daraus entspringenden Kämpfe, und dann auch im Verhältniß zu diesen die Zunahme der Gerichte Gottes. Diese Gerichte Gottes aber sollen als Zuchtruthen oder als Mahnstimmen dienen, und werden dann wegen der Unbußfertigkeit und Verstockung der Menschen in Strafgerichte übergehen, und zwar kurz vor dem Ende und in solcher Steigerung, daß der Uebergang zum Gericht nur einen Schritt, nur den Schlußakt in der großen, Jahrhunderte durchlaufenden Heilsökonomie bilden. Es ist daher sehr schwierig, nicht nur Zeit oder Stunde, sondern selbst eine annähernde Zeit anzugeben oder zu bezeichnen, in welcher des Menschensohn kommen wird.

Die Geschichte weist die Thatsache nach, daß die Erscheinungen, — beides auf religiösem und weltgeschichtlichem Gebiet, — der Art waren, daß man sehr leicht hätte verleitet werden können, das Ende als nahe, ja sehr nahe zu bezeichnen. Wie tief sank nicht die christliche Kirche vom sechsten bis zum vierzehnten Jahrhundert? und doch brach sich die göttliche Wahrheit selbst durch dieses dunkele Labyrinth neue Bahn und ein schöner Tag brach an, und die scheinbaren Strafgerichte Gottes erwiesen sich als Gnadengerichte. Die Zeit der sogenannten Aufklärung drohte eine ziemlich allgemeine Apostasie herbeizuführen, und die Suprematie der menschlichen Vernunft werde, so schien es, den Glauben an einen allwaltenden Gott ersetzen, und das Christenthum völlig ausgerottet werden, doch die Rechte des Herrn behielt den Sieg. Dies möge genügen zum Beweis, daß wir in der Beurtheilung der Zeichen der Zeit sehr vorsichtig und immer in Uebereinstimmung mit Gottes Wort voranschreiten müssen.

Wir wollen nun einige Zeichen der gegenwärtigen Zeit prüfen und nach Gottes Wort in ihrer Bedeutung darzulegen versuchen. Blicken wir auf die inneren Verhältnisse der verschiedenen Zweige der christlichen Kirche, so finden wir, trotz den löblichen Allianz-Bestrebungen, häufig nicht blos ein Getrenntsein dem äußeren Namen nach, sondern auch der tiefinnern Herzensgemeinschaft, und bei Manchen anstatt Liebe zu Gott und dem Nächsten verknöchertes Formwesen. Auf der andern Seite aber finden wir, daß in den lebensfrischen und kräftigen Theilen der christlichen Kirche die Nothwendigkeit einer Vereinigung der Kräfte zum gemeinsamen Kampfe immer mehr erkannt wird. Wir dürfen auch nicht vergessen in der Beurtheilung der Zeichen der Zeit, daß unser Zeitalter dasjenige der Dampfkraft und Elektrizität, ja überhaupt der mechanischen Erfindungen und der allgemeinen Forschung ist, und daß solches in gewissen Kreisen ein Schwanken verursachen wird. Sollte es aber Gott nicht möglich sein, die Errungenschaften des menschlichen Geistes endlich wieder zur Beförderung seines Reiches zu lenken? Hat er solches nicht schon früher gethan? Und mag nicht auch die christliche Kirche — während das Reich der Finsterniß sich immer mehr zum antichristlichen Reiche entwickelt, — sich aufs neue aufraffen, ihre Stärke anziehen, und alsdann noch glänzende Siege feiern? Ich glaube nicht, daß die nächste Zukunft solchen Fortschritt offenbaren wird der finsteren Mächte, wie Manche geneigt sind anzunehmen, trotzdem nicht geläugnet

Digitized by Google

werden kann, daß in unseren Tagen manche Erscheinungen gleich dunkeln Wolken am Horizonte sich erheben, und es nicht nur möglich, sondern sehr wahrscheinlich ist, daß wenn die Kirche sich nicht aufrafft und vereinigt in der Kraft ihres großen Meisters diesen Bewegungen gegenüber tritt, diese sich schnell entwickelnd viel schneller als es sonst der Fall wäre, den großen Schlußkampf heraufbeschwören werden.

In Rußland sehen wir den Nihilismus, trotz aller Gegenwehr der Obrigkeit, immer schneller und weiter sich verbreiten. Und obgleich sich seine Umsturzpolitik bisher nur auf die bestehende Staatspolitik bezogen, so mag derselbe sich doch sehr leicht steigern bis zu einer Mißachtung aller Ordnung, Gesetze und Rechte, ja bis zum Kind des Verderbens. Wie nahe verwandt derselbe ist mit dem Socialismus und Communismus anderer Länder, ist bewiesen worden durch den Jubel dieser Vereine über das Gelingen des Attentates auf das Leben des Kaisers von Rußland. Freiheit von monarchischem Despotismus ist bis jetzt noch ihr Schiboleth, doch der nächste Schritt wird sein: Freiheit von allen uns unliebsamen Gesetzen, und dann: Hinweg mit allen uns entgegengesetzten Einrichtungen und Verhältnissen. In Deutschland gesellt sich zu dieser nihilistisch-socialistischen Richtung noch eine communistisch-materialistische Richtung. Es liegt jedoch wenig an der äußeren Bezeichnung. Alle haben eine Wurzel und ein Ziel. Ihr Motto ist: Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt. Schon hat in manchen Kreisen die Lossagung von der Kirche begonnen, jedoch bisher nur solche ohne Zweifel, welche nie in innerer Herzensgemeinschaft mit Gott standen.

Von entgegengesetzter Richtung, jedoch mit demselben Losungswort, tritt uns der Spiritismus unseres eigenen Landes entgegen, nämlich: Freiheit von kirchlichen Dogmen, nur mit Ausnahme des einen Glaubensartikels: Ein jeder glaube was er will und was ihm beliebt. Jesus sagt in jener obenerwähnten Rede, daß in den letzten Tagen werden Pseudochristusse und Pseudopropheten erscheinen, welche große Zeichen und Wunder thun werden. Der Spiritismus tritt in unsern Tagen auf mit der Anmaßung, das zu thun, was von Jenen zu erwarten wäre. Ihre Vertreter nennen sich Mittler (Medium), geben vor durch Offenbarungen von der Geisterwelt weissagen zu können, ja nach spiritualistischer Auffassung des Wunders, dünken sie auch in dieser Beziehung Christo gleich zu sein. Haben nicht diese Pseudopropheten und falschen Mittler versucht alle Wunder Christi auf ihre Weise nachzuahmen oder sonst zu entkräften, selbst das Wunder der Todtenerweckung? Haben nicht diese Pseudochristusse durch ihre Geheimthuerei Manche verführt, den Glauben an den einigen Mittler Christum Jesum aufzugeben und an eine Vielheit der Mittler zu glauben? Wie lange wird es noch dauern, bis es der finstern Macht gelingen wird, einen zu finden, frech und vermessen genug, sich als die geistige Großmacht unseres Zeitalters auszugeben und durch scheinbare Wunder bei der leichtgläubigen Menge Anklang zu finden? Auch dem Socialismus möchte es nicht schwer fallen eine solche anzuerkennen, denn wer nicht mehr an einen lebendigen, ewigen und allwaltenden Gott glauben will, der ist sehr geneigt an Geister zu glauben; beide Richtungen haben ein Ziel, nämlich Freiheit von aller Einschränkung. Unter einem solchen Panier können auch die Anhänger der freien Liebe sich zusammenschaaren ohne Bedenken.

Könnte die christliche Kirche sich diesen Mächten als geschlossene Phalanx gegenüberstellen, so hätte sie keine Ursache zu erbeben, denn Gott würde durch sie die Feinde überwinden, aber wie stehen die Zweige so getrennt und eine große Anzahl ihrer Bekenner sind verweltlicht. Das Sichtbare nimmt die Gemüther dermaßen in Anspruch, daß man sehr wenig Zeit hat an das Göttliche zu denken. So lange bei Solchen alles nach Wunsch geht, sind sie selig, kommt aber Verfolgung, so sind sie ohne Trost, und müssen sich Solche entscheiden, entweder Christum oder Welt, so würde ihnen die Wahl nicht schwer fallen. Soll aber die Kirche bestehen können gegenüber diesen finstern Mächten, so muß dieselbe sich aus dem Staube erheben, und diesem allgemeinen Verlangen nach Freiheit, die wahre göttliche Freiheit im Leben darstellen, indem ihre Bekenner weniger rennen und jagen nach eitelem Gut und Ehre, und mehr trachten ihre Seelen zu retten. Die Frage: Wie bald werden sich die finsteren Mächte vereinigen zum großen Schlußkampf, wird durch das Verhalten der christlichen Kirche beantwortet werden.

Noch der in jüngst verflossener Zeit auftauchenden anti-jüdischen Bewegung wollen wir Erwähnung thun, denn dieselbe mag sich noch zu einem bedeutenden Zeichen der Zeit entwickeln. Das jüdische Volk hat sich nach Zeiten schwerer Heimsuchung einer langen Zeit der Ruhe und irdischen Wohlergehens erfreut, diese Gnadenfrist aber benützt, um sich Schätze zu sammeln auf Erden, anstatt nach der Ursache ihrer Heimsuchung zu fragen, und die Wahrheit erkennend, Buße zu thun; es genoß den Segen christlicher Toleranz, ohne von der Wahrheit des Christenthums sich überzeugen zu lassen, und weil es die Gnadenfrist mißbrauchte, wird es die Zuchtruthe fühlen müssen. Aber es ist eine ebenso sichere Thatsache, daß eine Judenverfolgung keinem christlichen Staate zur Ehre gereicht; durch Gesetze dieselben von Beeinträchtigung der Rechte Anderer abzuhalten, kann geschehen ohne eine Judenhetze anzuzetteln. Die Geschichte weist nach, daß wer an dem jüdischen Volk sich versündigte, den ereilte die Strafe sehr bald darauf. Nicht durch das Schwert, sondern durch die Macht des Evangeliums vermag die Christenheit dieses Volk für Christum zu gewinnen, daher erscheinen mir die Bestrebungen, durch das Evangelium auf das jüdische Volk einzuwirken, als ein größeres Zeichen der Zeit, als irgend eine Judenhetze. Doch zur Frage: Deuten die Zeichen der Gegenwart auf ein sehr nahe bevorstehendes Ende der Welt oder nicht? Der Apostel schreibt an die Thessalonicher: Lasset euch Niemand verführen in keinerlei Weise, denn er kommt nicht, es sei denn, daß zuvor komme der Abfall, und geoffenbaret werde der Mensch der Sünde und das Kind des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebet über alles, das Gott oder Gottesdienst heißet, also daß es sich setzet in den Tempel Gottes als ein Gott, und giebt sich vor, er sei Gott. Gedenket ihr nicht daran, daß ich euch solches sagte, da ich noch bei euch war. Und was es noch aufhält,

Digitized by Google

wisset ihr, daß er geoffenbaret werde zu seiner Zeit, denn es reget sich schon bereits die Bosheit heimlich, ohne der es jetzt aufhält, muß hinweggethan werden. Und alsdann wird der Boshaftige geoffenbaret werden, welchen der Herr umbringen wird durch den Geist seines Mundes. Jesus sagt: Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Adler. Beide Stellen weisen hin auf eine Concentrirung der finstern Mächte, in einer Weise, wie dieses bis jetzt sich noch nicht vollzogen hat, aber sehr starke Neigung an den Tag legen. Noch wird durch das vom Apostel Bezeichnete die Concentrirung aufgehalten, wie lange jedoch dieses noch geschehen wird, und wie lange, bis es der finstern Macht gelingen wird, die Concentrirung zu vollziehen, kann Niemand berechnen. Nach den Bewegungen der Gegenwart zu urtheilen liegt dieser Zeitpunkt, wenn auch nicht sehr nahe, so doch auch nicht in allzu weiter Ferne. Schwere Prüfungen stehen der christlichen Kirche bevor; aber nachdem die Schlacken entfernt und die Tenne gefegt sein wird, und zur Zeit der größten Siegesgewißheit der Feinde, wird die christliche Kirche noch einmal eine Lebensfrische an den Tag legen, welche selbst die siegesgewissen Feinde in Schrecken versetzen wird. Der Kampf wird ein heftiger, aber der Sieg ein glorreicher sein.

J. Kern.

Ein Kapitel aus „Freud und Leid" eines Missionärs in Deutschland.*

„Meint ihr, ich sei gekommen, Frieden herzubringen?"
Sprach einst der Herr; „ich sage nein, vielmehr das Schwert.
Ein Friedensschluß mit dieser Welt kann nicht gelingen,
Die weder mich noch meinen Vater kennt noch ehrt."
Und hat die Welt den Herrn gehaßt, verfolgt, verschmäht,
Laßt's euch nicht wundern, wenn's den Knechten so ergeht.

Wie im vorigen Kapitel bereits angedeutet, hatte der letzte General-Superintendent von Weimar, Dr. Röhr, die Landeskirche thatsächlich bekenntnißlos gemacht, indem nach seiner Verordnung die Diener derselben dahin verpflichtet wurden, „Gottes Wort nach bestem Wissen und Gewissen zu predigen, sowie nach der Augsburgischen Confession, soweit dieselbe mit der Bibel übereinstimmt." Demgemäß konnte ein Jeder predigen, was er wußte und was er nicht wußte, was er glaubte und was er nicht glaubte, und Niemand konnte ihn darob verklagen noch verurtheilen. So war ebenfalls vom hohen Consistorium verordnet, jeder Christenmensch im Lande dürfe glauben oder nicht glauben, was ihm beliebe, ohne daß ihn Jemand deßhalb behelligen dürfe. Ein Jeder solle, wie der alte Fritz zu sagen pflegte, nach seiner Facon selig werden. Diese Glaubens- und Gewissensfreiheit (?) Jedem auch zu sichern, wurde alles Missioniren, sowie alle außerkirchlichen Versammlungen, streng verboten. Ein jeder Hausvater durfte zwar nach Belieben mit seiner Familie Andacht halten; doch sollte etwa ein Nachbar oder sonst ein Fremder dazu kommen, so war er verpflichtet, damit abzubrechen, bis Letzterer sich wieder entfernt hatte. Der Uebertreter dieses Gesetzes wurde mit Geld bestraft und im Wiederholungsfalle in's Gefängniß geworfen. Also beim Bierglas, am Kartentisch, auf dem Tanzsaale und dergl. durften sich so Viele als nur immer wollten, aber zum Forschen in der Schrift oder zum Gebet durften sich keine Zwei oder Drei versammeln. Dieses also war rationalistische Glaubensfreiheit. Dieses Gesetz nun war zwar „Anno 48" glücklicher Weise beseitigt worden. Die Regierungen hatten ja nothgedrungen, durch die neue Reichsverfassung, dem Volke mancherlei Freiheit, so auch Religionsfreiheit gewährt. Doch hatte man bis 1851 auf dem Wege der Reaction schon wieder bedeutende Fortschritte gemacht. Viele der gegebenen Privilegien waren allbereits annullirt, so daß ein gewöhnlicher Bürger oft kaum wußte, welche Gesetze zu Recht bestanden. Durfte ich daher auch wohl meine Wirksamkeit als Missionär eine geraume Zeit unter Duldung fortsetzen, so gewährte sie mir dafür doch keine Garantie, noch weniger Schutz. Ich war, was meine Wirksamkeit anbetraf, so zu sagen vogelfrei. Wollte ich aber etwa wegen Ruhestörungen Beschwerde führen, so wurde die Lanze ohne Weiteres umgekehrt, und meine Versammlungen wurden, als Ursache dazu, verboten. Unter diesen Umständen hielt ich's denn selbstverständlich für rathsam, so wenig als nur möglich Beschwerde zu führen, übte auch, nolens volens, Duldung.

Eine andere große Schwierigkeit erwuchs unserer Mission durch ihre eigenthümliche Lage im sächsischen Vogtlande, an Thüringen grenzend. Hier liegen bekanntlich die deutschen Herrlichkeiten so durcheinander, daß die Landkarte davon wie ein aus allerlei farbigen Stoffen und in den verschiedensten Formen zusammengesetzte Bettdecke — gewöhnlich Quilt genannt — aussieht. So lag meine Heimath wohl in dem Neustädter Kreis des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, doch ging ich ungefähr eine Meile südlich oder westlich, so kam ich in's Ausland, in's Fürstenthum Reuß-Greiz; ging ich dann noch ein paar Meilen weiter

*) Unter diesem Titel ist ein Buch in der Presse, das wir bestens empfehlen, und auf welches wir unsere Leser aufmerksam machen und das sich ohne Zweifel einen Platz in vielen Familien erwerben wird.

Editor.

Digitized by Google

westlich, so war ich im Amtsbezirk Hohenleuben vom Fürstenthum Reuß-Schleiz. Ging ich aber von Heim etwa 6 Meilen östlich, so kam ich in's Königreich Sachsen, während ungefähr 9 Meilen nördlich mich in's Herzogthum Sachsen-Altenburg brachten. Somit währte es nicht lange und meine Mission erstreckte sich in dieser fünf Herren Länder. Ließ man mich nun auch in meinem Vaterlande an die zwei Jahre unter Duldung gewähren, so machte man, wie wir sehen werden, vom Anfang in der Fremde mit dem Ausländer kurzen Prozeß, gab mir ohne Weiteres „in Nummer Sicher" Kost und Logis, länger als mir lieb war, oder brachte mich unter „sicherm Geleit" eher fort und heim, als ich es gerade wünschte. Das gab mir denn Gelegenheit, mit wahrhaft wunderlichen Gefühlen das sonst so schöne deutsche Volkslied: „Was ist des Deutschen Vaterland?" zu singen.

In den Fürstenthümern Reuß machte sich der Particularismus am ersten und am stärksten kund. Nun, da soll man ja auch in einem alten Kirchengebet sonntäglich zum lieben Gott gefleht haben:

„Herr, gieb Segen und Sonnenschein,
Für Reuß Greiz, Schleiz und Lobenstein;
Und woll'n die Andern auch was ha'n,
So mögen sie Dir's selber sa'n."

So mußte ich schon vom Anfang stets gewärtig sein, durch allerhand spitzfindige Fragen oder Einwürfe unterbrochen zu werden, wie z. B. in Waltersdorf, allwo ein junger Doctor, welcher in Gesellschaft meines alten Schullehrers die Versammlungen einige Male besuchte und mich sodann um's Wort bat. Es wurde ihm angedeutet, wenn er etwas zum Frommen der Versammlung zu sagen habe, er so thun möge. „Mein junger Freund," hob er dann an, „Sie legen offenbar in Ihren Vorträgen zu viel Gewicht auf den Glauben und zu wenig auf gute Werke, während das Christenthum doch offenbar hauptsächlich gute Werke von uns fordert." Hierauf erwiderte ich ihm: „Meine Zuhörer werden mir zur Genüge Zeugniß geben, daß ich im Einklang mit der Schrift gelehrt habe: der Glaube ohne Werke ist todt. Doch ebenso: Ein fauler Baum kann nicht gute Früchte bringen. Da wir nun aber alle sündlicher Natur sind, so müssen wir eben vor Allem durch den lebendigen Glauben an unsern Herrn Jesum von unseren Sünden gereinigt und durch seinen Geist erneuert werden; dann und nur dann wird auch unser Leben und Wandel, unsere Werke gut werden." „Aber Sie müssen doch," fuhr der Herr Doctor fort, „als ein gebildeter Mensch einsehen, daß Sie bei ihren Zuhörern zu viel auf das Gefühl wirken, somit die Gefahr laufen, daß einige überschnappen mögen." Hier ergriffen aber ohne Weiteres einige der Zuhörer das Wort und fertigten den Herrn Doctor so zur Genüge ab, daß er uns nicht ferner belästigte. „Uns ist's nicht bange," sagte der Eine, „befürchtet aber der Herr Doctor, sein Bischen Verstand vollends zu verlieren, so bleibt er besser weg." Während ein Anderer bemerkte: „Das würde ja nur zum Vortheil des Herrn Doctors sein, der ja sonst doch nicht viel zu thun hat."

Nun, solche Scharmützel hätte ich mir zur Noth noch gefallen lassen, allein es fanden gar bald ganz ordentliche Treffen statt.

Als ich z. B. am 25. Februar 1851 eine Abendversammlung bei meinem Onkel Arnold in Eula hielt, und während die Zuhörer aufmerksam dem Worte lauschten, zerschmetterte ein Taugenichts mit einem großen Steine den Fensterladen, sowie das Fenster unmittelbar hinter meinem Rücken, so daß mir die Glasstücke um den Kopf flogen. Wohl hatte, glücklicherweise, der stramme deutsche Fensterladen den Stein nicht durchgelassen, somit wurde Niemand verletzt. Aber war es doch, als ob eine Kanone hinter meinem Rücken abgefeuert wurde; vor Schrecken sank ich daher fast auf die Kniee, während meine Zuhörer urplötzlich auffuhren, einige Frauen sogar auf die Stühle, andere aus der Stube sprangen, und nicht wenige aufschrieen, als ob die Welt am Untergehen sei. Der Leser wird wohl glauben, wenn ich sage, es nahm uns geraume Zeit, bis sich Prediger und Zuhörer hinreichend wieder gesammelt hatten, um den Gottesdienst einigermaßen fortzusetzen. Meinem Onkel wurde nun zwar der Uebelthäter verrathen, er verklagte ihn auch, allein auch dieser Prozeß lief krumm aus: der Taugenichts wurde von seinen Spießgesellen losgeschworen und somit hatte mein Onkel noch die Gerichtskosten zu bezahlen.

Aber bereits war es am 30. Januar 1851 in Nitschereuth, einem Greizer Dorfe, zu einem ernstlicheren Treffen gekommen. In diesem Orte hatte das Werk des Herrn einen guten Anfang genommen. Schon waren mehrere recht gesegnete zum größten Theil von Bäuerinnen besuchte Versammlungen abgehalten worden. Von diesen, von der göttlichen Wahrheit ergriffenen Frauen möchte es dann wohl manche ernste Gardinenpredigt abgegeben haben, wenn deren Männer spät aus der Bierschänke, welche sie allabendlich besuchten, heimkamen. Somit wurde ich als Friedensstörer im Dorfe erklärt, und man lag Herrn Pastor Resch an, Friedensstifter zu werden. Dieser ließ denn auch nicht lange auf sich warten. So freundlich hatte er sich Anfangs gegen mich gezeigt, daß er selbst der Versammlung einmal beigewohnt und sich nicht ungünstig darüber geäußert; allein jetzt hatte er anderes Licht bekommen, hatte daher letzten Sonntag eine ungewöhnlich gewaltige Predigt über Irrlichter gehalten und kraft seines Amtes auf das Entschiedenste davor gewarnt. Und siehe — seine Schafe hörten seine Stimme und sie folgten ihm. So waren diese Bauern auf denselben Abend, aber vor der Hand zu einer andern Versammlung, zusammen gerufen. Als ich im Orte ankam, fand ich Alles in Schrecken versetzt. Von andern Dörfern fand sich eine Anzahl Zuhörer ein, aber nicht nicht vom Orte selbst. Vor Furcht und Erwarten der Dinge, die da kommen sollten, verduftete zuletzt auch selbst unser Hauswirth. Nicht lange darauf jedoch war nicht nur sein Platz, sondern die Lücken aller Abwesenden mehr als ausgefüllt, und fast ein Jeder geberdete sich, als ob er Herr im Hause wäre. Noch nie hatte ich das Haus also angefüllt gesehen. Aber schade, ich konnte diesen Abend keine Versammlung halten, sondern die Versammlung hielt mich. Und welch eine geistreiche, besser gesagt spirituöse Versammlung war das — welch Auflebung gab's dabei? Ein Glück für mich war es, Herr Bürgermeister Blitz war früher ein Freund von mir gewesen, ließ mich daher auch jetzt nicht ganz im Stich, sondern so oft ich unsanft erfaßt oder gegen

Digitized by Google

die Wand gedrückt wurde, eilte er mir zu Hilfe. Doch endlich eröffnete er mir: „Sie wissen, wir haben einen guten Pastor — wir wollen nicht von unserem Glauben abfallen und wünschen Frieden und Ruhe in unserm Dorfe zu bewahren — daher bin ich Kraft meines Amtes genöthigt, Ihnen das Abhalten von Versammlungen allhier zu verbieten, und Sie gleichzeitig aufzufordern, den Ort sogleich zu verlassen." Der Herr Bürgermeister bekam wohl vom Amte in Greiz einen Verweis, zu einem revolutionären Akt Veranlassung gegeben zu haben, doch auch gleichzeitig den ausländischen Eindringling, im Wiederholungsfall, verhaften zu lassen.

Auch in Sorge, einem Dorfe, welches zwischen den Grenzen liegt, und zwar so, daß ein Theil desselben zum königlich, ein anderer zum großherzoglich sächsischen und ein dritter zum fürstlich reußischen Lande gehört, hatten wir einige recht gute Versammlungen gehabt. Dieselben fanden bei Wittwe Meckler, deren Haus zufällig im reußischen Lande lag, statt. Als ich aber am 20. März 1851 gegen Abend wieder dahin ging, konnte man schon von Ferne den entsetzlichen Lärm eines Pöbelhaufens, welcher das Haus umschwärmte, hören. Mein Bruder, welcher mich begleitete, rieth zur Umkehr, doch ich erwiederte ihm: „Bange machen gilt nicht." Wir kamen auch glücklich in's Haus. Als ich aber meinen Vortrag über das Gleichniß vom Säemann begonnen und noch über den ersten Theil sprach. „Wenn Jemand das Wort vom Reiche hört und nicht versteht, so kommt der Arge und reißt es dahin, was gesäet ist in sein Herz."

Siehe, da drängte sich der Amtsdiener aus Greiz mit zwei Soldaten in die Versammlung, aber nicht etwa als Zuhörer, sondern als Wortführer, indem er sogleich, und ohne um Erlaubniß zu bitten, einen Amtsbefehl vorlas, dahin lautend: Die Versammlung ohne Weiteres aufzulösen — widrigenfalls den Führer derselben zu verhaften. Da nun diese Befehle immer wie der Meder und Perser Gesetze waren, die nicht verändert oder übertreten werden durften, so machte ein Bauer den Vorschlag: „Lassen Sie uns in mein Haus gehen, das liegt im Großherzogthum Weimar, und da haben uns diese Herren nichts zu befehlen." Das hätte nun auch der Entfernung wegen wohl leicht geschehen mögen, allein der Pöbelhaufen wurde hierauf so bestialisch wüthend, daß für diesen Abend an kein weiteres Ausstreuen des göttlichen Samens zu denken war. Der Säemann zog es vielmehr vor, sich sogleich mit der Menge durch die vor der Thür in Reihen aufgestellten Pöbelhaufen zu drängen. Glücklicher Weise war es jene Nacht entsetzlich finster, somit konnten diese Spießgesellen ihre Knüttel nicht an den rechten Mann bringen. Einige schrien wohl: „Das ist er!" doch waren sie eben nicht im Klaren — und, da ich es nicht für rathsam hielt, sie darüber aufzuklären, vielmehr mich im Stillen und und schleunigst aus dem Staube zu machen, so kam ich, so leid es dem Pöbel auch wohl that, doch diesen Abend mit heiler Haut davon.

Manchmal war ich freilich nahe daran weich zu werden und das Hasenpanier zu ergreifen, doch ließ mich der treue Gott nicht über Vermögen versucht werden, sondern alle Versuchungen so ein Ende gewinnen, daß ich sie ertragen und mit Paulo bekennen konnte: „Wir haben allenthalben Trübsal, aber wir ängsten uns nicht! Uns ist bange (wir zagen), aber wir verzagen nicht. Wir leiden Verfolgung, aber wir werden nicht verlassen. Wir werden unterdrückt, aber wir kommen nicht um."

Solches erfuhr ich unter Anderem auch in Großkundorf, einem weimarischen Dorfe. Auch hier hatte das Werk einen versprechenden Anfang genommen. Unter Anderen war eine wohlhabende Wittwe, Namens Wagner, nebst ihrer Tochter und ihrem jüngsten Sohn zum Herrn bekehrt. Die Tochter war mit einem der ersten Bauern und Bierbrauer verheirathet, welcher so ungehalten er anfangs über die Bekehrung seiner Frau auch war, sie doch endlich gewähren ließ. Nun aber ließ es Gott in seiner wunderbaren Vorsehung zu, daß diese Frau im Kindbett durch Milchfieber irrsinnig wurde. Das war aber Wasser auf die Mühlen der Welt. Wohl erklärte der Hofrath aus Greiz, diese Krankheit habe ihre ganz natürlichen Ursachen, aber doch hörten auch hier die Schafe auf die Stimme ihres Pastoren, welcher behauptete, der Methodist habe sie verrückt gemacht. Es war mir daher am 15. März 1851, um des Tumultes willen, kaum möglich Versammlung daselbst zu halten. Als ich aber am nächsten Vormittag die heimgesuchte Familie besuchte, um ihr, sonderlich der Mutter, Trost zuzusprechen, so wollte mich der Bierknecht, ein Bruder der Kranken, durchaus durchprügeln. Dieses ließ nun zwar der Hauswirth seinem früheren Freunde nicht geschehen, erfaßte ihn aber selbst beim Arm, führte ihn zum Hause hinaus bis in die Mitte des Dorfes und erklärte ihm sodann: „So, ich will Sie diesmal noch im Frieden abziehen lassen — aber kommen Sie mir nie wieder in mein Haus, sonst giebts etwas Warmes."

Als ich nun, als ein Fluch der Welt und Fegopfer aller Leute, mitten im Dorfe dastand, da wollte es mir doch zu dick werden. War mir's doch, als läge das ganze Dorf auf mir. Ich suchte deshalb auf dem kürzesten Wege aus dem Dorfe hinauszukommen und lenkte meine Schritte heimwärts. Zwar hatte ich eine neue Bestellung am selben Abend in Waltersdorf, welcher Ort ungefähr fünf Meilen nördlich, während mein Heim fünf Meilen südwestlich von hier lag. Doch wie sollte, wie konnte ich unter diesen Umständen noch weiter vordringen? Ging mir's doch wie Elias dort: „Als er das sahe" — ja es schien auch mir deutlich — die Leute wollen dich nicht hören, wollen sich nicht zu Gott kehren — deine Arbeit ist vergeblich — übrigens kümmert sich auch Gott nicht um dich, noch um seine eigene Sache, läßt vielmehr dem Teufel freies Spiel, läßt ihn siegen, da machte er sich auf und ging wo er hin wollte, in die Wüste. So ging ich in den Wald und sagte und klagte dem lieben Gott: „Es ist genug!" Genug gekämpft und gestritten — ich kann nicht weiter, sondern ziehe mich zurück, sende einen andern. Doch je weiter ich gegangen, je öfter ich gebetet hatte, je mehr versiegten meine Thränen, verstummten meine Klagen. Allmählich fing ich gar an mich der letzteren zu schämen, und siehe, ehe ich noch halbwegs heim war, waren sie in Lobgesänge verwandelt, denn mein Herz war wieder mit neuem Muth und neuer Kraft erfüllt. In Begleitung von Br. Rabe aus Obergeißendorf kehrte ich wieder um, dennoch die Kriege des Herrn weiter zu führen. Der Herr aber stand mir an je-

Digitized by Google

nem Abend so kräftig bei, gab einen so herrlichen Sieg, daß ich mit meinen Brüdern auf dem Heimwege Zionslieder singen konnte.

Und der Herr fügte es denn auch so, wenn wir auch hie und da ein Ort von den Feinden verschlossen, oder ein anderer wegen Erfolglosigkeit aufgegeben wurde, sich mir wieder Thüren öffneten; die Heilsuchenden und Bekehrten kamen aber dann oft Meilen weit nach den Orten, wo regelmäßige Versammlungen gehalten wurden.

So geschah es, nachdem ich öfters in Mittendorf, vier Meilen westlich von meiner Heimath, zu großen Volksmassen, doch ohne sichtlichen Erfolg gepredigt hatte, daß am 18. März, nach einer Versammlung daselbst, sich einige Männer als Kundschafter mir vorstellten. Der Wortführer, F. Zschiegner vermeldete: „Es haben sich auch in unserm Orte, sechs Meilen von hier, schon geraume Zeit eine Anzahl Weber sonntäglich versammelt, um sich in Gottes Wort zu unterhalten und zu erbauen. Wir haben aber Niemand, der uns anleitet. Somit sind wir ausgesandt, Sie einmal predigen zu hören und Sie dann herzlich einzuladen, auch hinüber zu uns zu kommen und uns zu helfen." „Nun das mag wohl geschehen," entgegnete ich, „im Fall Ihr ein herzliches Verlangen habt, den Weg des Heils kennen zu lernen, ihn aber dann auch zu betreten, Euch zum Herrn zu bekehren." „Ja, das wollen wir," fuhr Zschiegner, welcher an diesem Abend mächtig ergriffen worden worden war, unter Thränen fort, „kommen Sie nur recht bald zu uns." — „Doch, da ist noch Eins," erwiderte ich; „Ihr seid Weber, werdet dann auch ein geräumiges Lokal sichern können?" „Auch dafür wird gesorgt," antwortete er freudig, „ich habe im obern Stockwerk meines Hauses keine Scheidewände und so werde ich den ganzen Raum desselben dazu räumen und herrichten."

Hierauf wurde dann die erste Versammlung für Dörtendorf auf den 25. März 1851 anberaumt. Br. Zschiegners Haus war aber bereits das erste Mal so überfüllt, daß es kaum die Menge tragen, noch vielweniger fassen konnte. Von Stunde an war nun Dörtendorf ein regelmäßiger Predigtplatz.

Der Herr sammelte sich auch hier, wie wir sehen werden, ein großes Volk; von hier aber breitete sich dann das Werk weiter aus — und Dörtendorf hatte die Ehre, daß hier im Jahre 1866 die erste Kapelle unserer Sachsen-Mission erbaut wurde.

Charakteristik der protestantischen Theologie unserer Zeit.

Vom Editor.

(Schluß.)

Nebst diesen beiden Extremen — dem Radikalismus und der erstarrten Confession, besteht eine andere theologische Richtung:

3) Die evangelische bibelgläubige Theologie, welche dreierlei charakteristische Merkmale aufweist:

Zum ersten tüchtige, wissenschaftliche Ausbildung und wahrhaftiger Fortschritt.

Schleiermacher's bekümmerte Fragen, ob denn der Knoten der Geschichte so auseinander gehen soll, daß das Christenthum mit der Unwissenheit und und der Unglaube mit der Wissenschaft verbunden werde — wird von der bibelgläubigen Theologie unserer Zeit mit dem von ihr gesteckten Ziele nach höchster Ausbildung und Fortschritt im besten Sinne des Wortes beantwortet. Freilich wird hier nicht die Vernunft, sondern das Wort Gottes als Souverain auf den Thron erhoben; der Fortschritt dieses Lagers besteht nicht darin, „in der Wissenskunde immer mehr zu wissen, in der Theologie immer weniger zu glauben und in der Philosophie immer mehr Kunstworte zu entdecken;"*) dieser Fortschritt schreitet nicht vom Behaupten zum Läugnen, sondern vom Glauben zum Wissen, und vom Wissen zu immer besserem Glauben und selbstständigerer Einsicht. Auf festem unbeweglichem Fundament wird fort und fort weiter gebaut und geforscht, so daß, um bildlich zu reden, aus dem alten Grunde sich fortwährend neue befruchtende Bäche ergießen, denn die wahre Theologie ist nicht wie ein Felsen, wovon jeder Sturm wieder neue Steinbrocken abschlägt, sondern wie ein Granitgrund, wovon der Wind blos den Sand wegbläst, und worin sich die verborgene Quelle findet, woraus das Lebenswasser unaufhörlich emporquillt. Damit nun dieser Strom des Lebens recht klar und lebenskräftig sprudele, hat die gläubige Theologie der Gegenwart „Erkenntniß" auf's Banner geschrieben, denn sie sieht ein, daß obwohl das Christenthum ohne Hülfe der eigentlichen Wissenschaft oder Gelehrsamkeit gegründet, dasselbe ohne diese Hülfe sich unmöglich siegreich den Gegnern gegenüber geltend machen kann. Unsere Zeit — und es ist dies ihr Ruhm und ihre Einseitigkeit zugleich — legt großen Nachdruck auf das Wissen. Die wahre Theologie drückt nicht die Augen zu, um nicht zu erkennen, was rings umher vorgeht; nein, sie strebt nach dem Besten, nach dem Allerhöchsten und der Theolog, welcher dieses Streben mit einem mitleidigen Achselzucken abzuthun vermeint, der bleibt einfach dahinten.

Die deutschen gläubigen Theologen haben sich anerkanntermaßen als Forscher große Verdienste erworben. Sie sind wie die Bergleute, welche das Erz aus dem Schacht ans Tageslicht bringen, damit es andere verarbeiten; es sind die Bahnbrecher, welche nach allen Richtungen Weg und Steg für viele Nachfolger eröffnen; es sind Fachleute, die — jeder in seiner besonderen Abtheilung — fruchtbare Gedanken und gründliche Originalarbeiten liefern, welche in der Welt alsbald so zu sagen von Hand zu Hand gehen. Fließt hie und da auch etwas Speculation mit ein, so ist deshalb der dargebotene

*) Kästner.

Digitized by Google

Schatz nicht weniger werthvoll, was in der theologischen Welt auch allgemein anerkannt wird, denn es wird wohl diesseits und jenseits des Oceans kaum ein namhafter Theologe zu finden sein, welcher nicht in der Lage ist, sich mit den Ergebnissen der gläubigen Theologie Deutschlands bekannt zu machen.

Aber auch die angelsächsische Theologie hat auf allen Gebieten Bedeutendes geleistet, vornehmlich aber im Fach der praktischen Bibelauslegung und der Homiletik und es ist zu bedauern, daß diese vorzüglichen Arbeiten in Deutschland nicht besser bekannt sind, denn dieselben würden durch ihre positive, praktische Tendenz ohne allen Zweifel einen sehr wohlthätigen Einfluß ausüben. Gestattete es der Raum, so könnten wir eine ganze Reihe englischer und amerikanischer Theologen nennen, welche nicht blos als Bibelerklärer und Homileten sich ausgezeichnet, sondern auch auf andern Gebieten der Theologie gründliche Arbeiten lieferten. Sei es genügend, zu sagen, daß die Angelsachsen mit den Germanen und andern wetteifern, die evangelische bibelgläubige Theologie zur höchsten Stufe der Erkenntniß zu bringen.

Zum Zweiten strebt diese Richtung aber nicht allein nach tüchtiger Erkenntniß, sondern sie fußt auch auf dem Glauben und fordert denselben.

Vor Allem den Glauben an das Wort Gottes als positive Offenbarung. Unser Gebäude muß auf einer festen Grundlage ruhen, und dieses Fundament darf nicht menschlich, es muß göttlich sein — dies ist der Grundsatz dieser Theologie. Die Berufung auf das kirchliche Bekenntniß, oder auf das „christliche Bewußtsein" thut es nicht, denn unter diesen Fahnen können gar mancherlei Behauptungen eingeschmuggelt werden, die Fundamentalsätze betreffen. Die Schrift aber wird in wesentlichen Dingen immer eine einheitliche Grundlage bieten, so sehr verschieden die Ansichten auch in Nebensachen sein mögen.

Alle Ströme, die hier fließen, weisen auf eine unfehlbare Quelle zurück, auf den persönlichen Christus und die Offenbarung von Gottes Wahrheit und Gottes Gnade in Ihm. Dieser Christus Jesus, hochgelobet in Ewigkeit, ist der Mittelpunkt der gläubigen Theologie, von dem aus über Gott, über die Menschen und über beider Verhältniß das Licht der Wahrheit aufgeht. Mit diesem Grund- und Eckstein wird das theologische Gebäude unzertrennlich verbunden; nicht mit einem Christus, wie sich ihn Der oder Jener ausmalt, nein — mit dem Christus, wie Ihn das Zeugniß des Evangeliums überliefert. Es wird erkannt, daß nur allein der historische Christus, der Gottmensch gestern, heute und in Ewigkeit derselbe, der theologischen Wissenschaft unvergängliche Lebenskraft mitzutheilen vermöge, und daß in Ihm die Heilswahrheit selbst vor das erleuchtete Auge tritt.

Die gläubige Theologie unserer Zeit geht jedoch heutzutage, nicht allein da und dort, sondern allerorts noch einen Schritt weiter, indem sie betont, daß dieser vor das erleuchtete Auge getretene Christus Besitz vom Herzen zu ergreifen, wahrhaft in demselben zu leben habe, solle es anders mit dem Theologen richtig bestellt sein; denn wo die christliche Wahrheit blos dem Kopfe eingeprägt, da wird sie gar schnell von andern Gedanken aus dem Gehirn verdrängt, wo sie aber wirklich das Herz nicht blos berührt, sondern eingenommen hat, da weicht sie so schnell nicht heraus. Die Studirstube soll auch zum einsamen Betkämmerlein werden und die heilige Schrift ist nicht allein mit dem Auge des Kritikers zu untersuchen, sie ist auch aufzuschlagen mit dem Auge des Sünders, der seinen Freibrief lesen will, mit dem Herzen des Sohnes, der die Stimme des Vaters zu hören wünscht. Diese alten wesleyanischen Grundsätze gehören zur Charakteristik der heutigen gläubigen Theologie aller Völker. So viel immerhin noch zu wünschen übrig bleibt — in dieser Beziehung ist die Sonne aufgegangen. Es tagt meine Brüder! und ganz besonders erfreulich ist es, daß die gläubige Theologie Deutschlands bei jedem Theologen den persönlichen Leben erzeugenden Christusglauben voraussetzt und fordert. Selbst Männer, welche ihrer spekulativen Richtung wegen oft zu den Negirenden gezählt wurden, bekennen, daß Christus der Mittelpunkt ihres Denkens und christlichen Lebens sei. So z. B. schreibt Richard Rothe: „Das Fundament alles meines Denkens, das darf ich ehrlich versichern, ist der einfache Christenglaube, wie er (nicht etwa ein Dogma und irgend eine Theologie) seit achtzehn Jahrhunderten die Welt überwunden hat. Er ist nur das letzte Gewisse, wogegen ich jede angebliche Erkenntniß, die ihm widerstritte, unbedenklich und mit Freuden bereit bin, in die Schanze zu schlagen."

Victus vincam — überwunden will ich überwinden — dies war auch die Losung dieses großen Religionsphilosophen, es ist das Motto der bibelgläubigen Theologie; und so lange das christliche Glaubensleben die Krone unserer theologischen Wissenschaft ist, hat sie kein Sterben zu fürchten; sie wird überwinden.

Daß nicht blos der historische, sondern der persönliche, lebendige Glaube eine Charakteristik der heutigen gläubigen Theologie ist, dazu hat der Methodismus mehr beigetragen, als irgend eine andere evangelische Bewegung. Herzensfrömmigkeit voran stellend, fortwährend und nachhaltig heiliges Christenleben betonend, gab der Methodismus Veranlassung zur Gründung der evangelischen Partei in der anglikanischen Kirche, demonstrirte in Amerika — namentlich dem erstarrten Calvinismus gegenüber — was eine Theologie, deren Sitz das Herz ist, ausrichten kann, wirkte als guter Sauerteig in Frankreich, Deutschland und Skandinavien, und hat unstreitig das Verdienst, der theologischen und christlichen Welt im Allgemeinen fort und fort vorgehalten zu haben und noch vorzuhalten, daß der lebendige Glaube an den Gekreuzigten Stern und Kern der Theologie sei und daß es gelte, nun das Panier zu entfalten: In hoc signo vinces — in diesem Zeichen wirst du siegen.

Während aber der Glaube an Christum das hauptsächlichste charakteristische Merkmal dieser Richtung ist, darf man nicht wähnen, daß dieselbe confessionslos sei, und das Zusammenfassen dieses Bibelglaubens in ein kirchliches Credo gar nicht gestatte. Im Gegentheil bekennen sich fast alle dieser Abtheilung Angehörenden zu irgend einem Bekenntniß; aber sie stellen dieses nicht über die Hauptsache — den historischen und den persönlichen Glauben. Für sich auf Grund der Schrift evangelische Freiheit beanspruchend, gestatten sie dieselbe

auch andern und schleudern kein Anathema wie der Confessionalismus, wenn irgend Jemand, der im Glauben steht, in seinem Credo betreffs weniger wesentlicher Dinge abweicht.

Zum Dritten hat die gläubige Theologie in neuester Zeit eine entschieden praktische Richtung eingeschlagen. Man hat auf englischem Boden sowohl als deutschem gründlich erkannt, daß es gelte, viele praktisch brauchbare Menschen, nicht allein universell gebildete und christgläubige Theologen in die Welt zu senden. Unsere Zeit ist praktisch und beurtheilt die Prinzipien nach den Resultaten. Wer diese Zeit in gutem Sinne beherrschen und seinen Mitmenschen dienen will, der muß eingreifen. Theologische Zänkerei und Haarklauberei aber vermag nicht einzugreifen. Es ist vielmehr bei aller angelernten Wissenschaft und aller Gläubigkeit des Herzens der praktische Liebesdienst nöthig. Nicht der wissenschaftlich gebildete Meister, nicht der rechtgläubige Levit, sondern der barmherzige Samariter ist es, der schließlich den Unglücklichen im Gleichniß rettet.

Muß nun betreffs des unermüdlichen Forschens nach besserer Erkenntniß der deutschen gläubigen Theologie der Vorrang eingeräumt werden, so hat dieselbe auf dem praktischen Gebiete den angelsächsischen Brüdern außerordentlich viel zu verdanken. Der Deutsche ist wie der Bergmann, welcher die Tiefen der Erde durchwühlt, um das Erz zur Sonne zu bringen; der Angelsachse schmilzt dasselbe und verarbeitet es zu Maschinen, welche die Welt in Bewegung setzen. Der Deutsche gräbt den artesischen Brunnen und schaut mit inniger Herzensfreude auf zum vielgestaltigen Wasserspiel; der Angelsachse faßt den Stromquell in Deiche und führt die Wasser zu wüsten Einöden, um aus denselben fruchtbare Gefilde zu schaffen. Diesem nationalen Grundzug gemäß, hat sich auf angelsächsischem Boden, in England sowohl als in den Ver. Staaten, die praktische Theologie zur erfreulichen Blüthe entwickelt, sowohl betreffs ausgezeichneter Literatur als bezüglich der Resultate im Liebesdienst der innern Mission.

Die Deutschen aber, aufgeweckt durch die anglosächsischen Verbündeten, haben sich mit ebenso großer Gelehrigkeit als mit lobenswerthem Eifer dieses praktischen Gebietes bemächtigt, wovon nicht blos die Liebesthätigkeit auf allen Gebieten, sondern was für Deutschland beinahe noch bezeichnender ist — auch die Literatur zeugt, was ein Blick auf die Preßerzeugnisse des letzten Jahrzehnts deutlich beweist. Da wird nach allen ihren Seiten nicht blos die praktische Theologie behandelt, sondern Zeit- und Lebensfragen besprochen, über allerlei Anstalten, Hilfsmittel, Schäden und angestellte Experimente mit einer Ausführlichkeit und Gründlichkeit referirt, die Verwunderung erzeugen. Ein Forscher wird zwar der deutsche, gläubige Theolog stets bleiben — und wir freuen uns deß. Einige werden immerhin noch Gewebe der Spekulation über den Geistesleib und andere Feinheiten spinnen, oder verworrene chiliastische Träume haben, weil die Vorstellungen ihres kirchlichen oder biblischen Realismus sich nicht schnell genug verwirklichen wollen. Im Ganzen aber hat die gläubige Theologie Deutschlands eine entschieden praktische Richtung eingeschlagen. Das Jung-Deutschland derselben hat sich mit der Bibel in der einen, mit wissenschaftlicher Ausrüstung in der andern Hand, und Christum im Herzen, auf den Boden des realen Volkslebens gestellt, und kämpft mit den gegebenen Waffen für den End-Sieg, so daß heute die praktische Theologie in der ganzen protestantisch-gläubigen Welt im Vordergrund steht. Nicht einmal die Apologetik wird gegenwärtig so stark betrieben wie in den sechsziger Jahren, und wer immer und immer wieder sich vertieft ins „Alter der Erde“ und in die „Einheit des Menschengeschlechts,“ der ist 15 oder 20 Jahre hinter der Zeit. Die Aufgaben der Gegenwart sind so dringend, daß sich die gläubige Theologie nicht mit den Witzen Ingersolls, noch mit jeder neuen Entdeckung der Darwinisten befassen kann. Vielmehr erkennend, daß lange genug an der See- und Kampfestüchtigkeit des Schiffes gerüstet ward, steuert sie dasselbe auf die Höhe des Menschenlebens, damit der Endzweck erreicht werde. Sie ist überzeugt, daß die Zeit gekommen, in welcher man mit dem auf Wissenschaft und Glauben gestützten Zeugniß von Christo, ohne tausenderlei Einwände zu beantworten und hunderterlei Rücksichten zu nehmen, agressiv auf praktischem Gebiete vorzugehen habe, falls Resultate erzeugt werden sollen.

Diese praktische Richtung hat in Verbindung mit dem persönlichen Glauben auch die Annäherung und Verbindung der verschiedenen bibelgläubigen Bekenntnisse, die Union, die Allianz erzeugt. Erkennend, daß es einen gemeinschaftlichen Grund gebe, auf dem man sich brüderlich begegnen könne, und fühlend, daß zur Besiegung des gemeinsamen Feindes Einigkeit erforderlich sei, wurde die Streit-Theologie verabschiedet, und die Annäherung, die Verbindung der zusammen gehörenden Elemente erfolgte. Solche Allianz hat sich nach und nach zu entwickeln; sie kann durch diplomatische Unterhandlungen nicht gemacht werden. Sie wird geboren durch gegenseitiges Verstehen und Achten, in Folge derer — die Verschiedenheit, wie die verborgene Einheit zum Vorschein kommt. Solche geistige Einheit kann bestehen ohne äußere Einförmigkeit, und eine solche geistige Conföderation aller derer, welche im Glauben stehen, zu Stande gebracht zu haben, dies ist zweifelsone eines der Resultate der praktischen Richtung der bibelgläubigen Theologie unserer Zeit.

Sie wird die Theologie der Zukunft sein. Die Consequenz der Negation kann schließlich nichts anderes sein als Nihilismus; die Consequenz des bloßen Bekenntnißglaubens ist Erstarrung in menschlicher Form. Keine dieser Richtungen haben als Theologie eine Zukunft; sie verdienen diesen Namen nicht. Aber eine Theologie, welche von den Prinzipien ächter Erkenntniß und wahren lebendigen Glaubens ausgeht, deren Mittelpunkt Christus der Herr, und deren Feld das praktische Lebensgebiet ist — eine solche gesunde, geist- und lebensvolle evangelische Orthodoxie, die nichts Menschliches sich fremd hält, das Göttliche aber auf jedem Gebiete seiner Offenbarung anerkennt — die muß eine Zukunft haben, denn sie ist auf den Grund und Eckstein gebaut, von welchem geschrieben stehet: „Darum hat Ihn auch Gott erhöhet und Ihm einen Namen gegeben, der über alle Namen

Digitized by Google

ist, daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller derer Knie, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind; und alle Zungen bekennen sollen, daß Jesus Christus der Herr sei zur Ehre Gottes des Vaters.

Vom Trutzen.

Es gibt nichts Ungenießbareres als einen Menschen, der trutzt; wir setzen hinzu: nichts Ungerechteres. Um gegen Eins sich mit Trutzen frostig zu erzeigen, läßt man Zehn und Zwanzig seine Mißstimmung fühlen; man will's nicht, aber es ist doch so. Und dir selber thust du am Ende doch am wehesten. Es ist leicht möglich, daß dein augenblicklicher Widersacher dein Trutzen so hart gar nicht aufnimmt. Es ist aber auch möglich und gewöhnlich, daß du gerade deiner liebsten Umgebung solche Verlegenheit bereitest: sag' einmal, thut das dir selbst nicht heimlich am wehesten? Ich glaub's, und darum sag' ich auch nach jenem Wort im Volkston: „Trutz net so, o trutz net so!"

Mann und Weib — was haben die mit einander zu trutzen? Ja, wenn sie Tag für Tag lauter Liebes und Süßes hätten, wenn sie im Rosengarten ständig blieben, dann dürfte sich vielleicht das Dörnlein Trutzen schon einmal heranwagen. Keine Rose ohne Dornen. Aber Mann und Weib haben auch Ernstes und Schweres genug zu tragen und zu theilen; da ist das Trutzen wahrhaftig eine verzweifelt unnöthige Zugabe. Ein kleiner Eisenspan hält ganze Wunderwerke von Maschinen im Laufe auf: Trutzen ist im Ehestand ein Eisenspan, dem wir Untergang schwören müssen. Frau und Magd — was haben die mit einander zu trutzen? Ist's nicht ein Glück für die Magd, daß sie so jung ist, sich noch was sagen zu lassen?

Laß dir einmal sagen, wie ich's seit langer Zeit gehalten habe und noch halte. Ich lasse mir von Niemand nichts übel nehmen, und nehme auch Niemand nichts übel. Das letztere beruht auf einem Entschluß. Die Empfindelei ist eine Dummheit im Leben. Man muß die Leute nehmen, wie sie sind; haben sie einmal etwas Beleidigendes gethan oder gesagt, so mußt du Mitleid haben mit ihrem Unverstand und der Roheit ihres Sinnes. Also, nimm nichts übel! Thu' als hörtest du's nicht. Ich lasse mir aber auch nichts übel nehmen; das jedoch ist nur möglich unter zwei Bedingungen: Du mußt dessen gewiß sein, daß du aus der Wahrheit bist und aus der Wahrheit redest und handelst; und du mußt auch bereit sein, einen Fehltritt und Fehlschuß zu bekennen und um Vergebung zu bitten, wer es auch sei, dem du weh gethan. Dann mag einen Kopf hinmachen, wer da will du hast dich nicht weiter dran zu kehren. Zum Gang durch's Leben gehört ein froher Geist und ein leuchtendes Auge; laß dir beides durch keine Empfindelei rauben. Nicht Trutzen, sondern offen Reden: nicht Sich—trutzen—lassen, sondern offen Bekennen! Und dann — „kommt e Zeit, bist wied'rum froh!"

Der alte Doktor.

Der alte Doktor blieb zwar bei der närrischen Mode, daß er ein seidenes Beutelchen hinten am Kopfe hatte, darin trug er seine Haare, wie man dies in alten Zeiten that. Auch trug er immer große Schnallen auf den Schuhen. Dafür war er aber eben auch ein Mann der alten Welt. Und wenn er mit seinem hohen spanischen Rohre ernst und gemessen durch die Gassen der kleinen Stadt schritt, oder zu seinem alten Major in's hohe Schloß hinauf ging, so sah er sehr ehrwürdig aus, der liebe treue Mann. Ja wohl, der liebe treue Mann! Denn er hatte noch etwas Apartes an sich. Wenn er so an eines kranken Menschen Bette stand, verordnete er eine doppelte Kur; denn seine Pillen und Tränklein gab er mit einem: Walt's Gott! und wenn er merkte, daß es nöthig und heilsamlich, so sagte er seinem Patienten: „Lieber Freund, das Pülverchen ist schon recht, will aber noch nicht viel zu bedeuten haben; soll was daraus werden, so habt die Güte und thut ein rechtschaffen Gebet dazu, als einem Christenmenschen wohl ansteht!" Sah er aber, daß es dem Ende zuging, und ein alter Mann oder eine schwache Frau die Hände nimmer würde halten können, und daß jetzt mehr dazu gehörte, als Pillen und Pflaster, dann ließ der liebe alte Herr auch Pillen Pillen sein und faltete selbst die Hände und betete das Vaterunser und „Christi Blut..." Also hatte er, wenn es mit seiner Arznei nichts mehr war, noch extra eine himmlische Arznei bereit und reichte dieselbe so innig und traulich, daß es die Frage ist, mit welcher Arznei er am meisten geschafft hat.

Nun seht ihr, daß unser alter Doktor etwas Apartes hatte, was man in dieser Zeit selten findet, nämlich das Gebet. — Bei Tage grüßte er freundlich mit seinem kleinen Hut nach allen Seiten. Bei Nacht schritt er hastiger durch die Straßen. Aber bei Tag und Nacht, wenn's irgend sein konnte, lief sein Töchterchen neben ihm her. Die trug den Kranken Stärkungen und Labung zu aus der Apotheke und ihrer Mutter Küche. Dafür legte ihr der Vater die Hand auf den Kopf und die Kranken segneten sie. Einmal, als es mit unserm lieben Doktor auch schon stark bergab ging, wurde er zu einem sterbenskranken Mann gerufen. Sein Töchterlein ging neben ihm her. Der alte Mann war sehr, sehr krank. Wie nun unser Doktor sah, daß es mit ihm wohl schnell auf die Neige ginge und wollte Abend werden, da meinte er, es könnte doch wohl gut sein, wenn nun ein stärkerer bei dem kranken Mann stünde, als er wäre. Also sagt er: „Kommt, Kinder, laßt uns alle hinknieen und ein Vaterunser beten!" Da knieete der alte Doktor hin, und alle Nachbarsleute, die da waren, knieeten auch um's Bett. Es war gerade, wie der Abend hereinbrach. Dann fing der alte Doktor mit fester Stimme inniglich an: „Vater unser, der du bist im Himmel . . . ." Wie sie gebetet hatten, segnete der Sterbende alle, den Doktor und sein Töchterlein auch. Dem legte er die Hand auf's Haupt. Darauf verschied er. Aber den Segen hat das Kind niemals vergessen können und die leuchtenden Augen des Sterbenden auch nicht. Das weiß ich,

Digitized by Google

denn es hat mir alles erzählt. Ist nun auch des Doktors Töchterlein eine betagte Wittwe geworden, wohl an 70 Jahre alt. Aber ihre Augen leuchteten wieder, als sie es erzählte und die Märzsonne durch das Epheugitter ihrer Fenster fiel, und als sie ihres Vaters gedachte. Ja, der liebe treue Doktor alten Schlages ruht nun schon lange, lange dort im Städtlein, wo er sein Amt und seine Praxis hatte, gegen Morgen an der Stadtmauer, von der die Halme nicken und wo die Linde am alten Thorthurme steht und jetzt dieselbe Sonne darüber funkelt. Im Uebrigen leuchtet freilich allen treuen Knechten noch eine viel schönere Sonne. — Solche Aerzte, die ein Vaterunser und Christi Blut und Gerechtigkeit 2c. mit ihren Kranken beten, sind ein Segen.

(Sonntagsblatt für's Haus.)

Das neueste Pariser Luxus-Viertel.

Der Tanz um das goldene Kalb ist nicht ein, sondern überhaupt das Zeichen der Zeit, und da es, trotz aller politischen Wandlungen des letzten Jahrzehnts, noch immer eine Menge Dinge giebt, in denen Paris aus seiner Stellung an der Spitze der Civilisation nicht herauszudrängen gewesen, so kann man die Mannigfaltigkeit dieses Tanzes kaum irgendwo besser studiren, als in jener Stadt, von deren Fähigkeit, Geld zu verdienen und Geld auszugeben, Emile Pereire im Anfang der Sechziger Jahre den prophetischen, aber seitdem zur Wahrheit gewordenen Calembourg brauchte: „In fünfundzwanzig Jahren wird man in Paris mindestens 25,000 Francs Rente brauchen, um wie ein Lump zu leben." Die dritte Republik setzt ebenso, wie einst das Bürgerkönigthum der dreißiger Jahre, ihren Stolz in den Reichthum, und der Gründungsschwindel blüht heute mehr als je. Man braucht nur Zeitungs-Annoncen und Maueranschläge zu lesen, um Millionen und Milliarden Quadrille tanzen zu sehen; ein Papier, das gestern noch hundert Francs kostete, steht morgen vielleicht auf zweitausend, und Tag für Tag schwillt der Strom für Börseneffekten. Es giebt in Paris jetzt Buchdruckereien, die nichts als Aktien drucken. Welcher Unterschied zwischen den früheren und den heutigen Republikanern! Einstmals war die Republik der Traum der Armen, das Ideal des hungernden Proletariats; heute ist es das Eldorado der Millionäre, das Schlaraffenland der Börsenjobber. Ob sie es bleiben wird?

Ein eigenthümliches Schauspiel bieten die Stadttheile, die unter dem Einflusse des Goldregens emporblühen. Das Quartier de Monceau, das jetzt nahezu fertig steht, ist das Muster dieser neuen Ansiedelungen; dort hat sich neben in- und ausländischen Börsenbaronen Alles, was künstlerischen Ruf mit wohlgefüllter Kasse verbindet, zusammengezogen. Neben dem amerikanischen Bankier Seligmann, dessen Feste einst durch geschmackvollen Luxus berühmt waren, wohnen die Aristokraten der Musik, wie Gounod, Fürsten der Literatur, wie Dumas, und der Adel von Pinsel und Meisel, wie Meissonier, Detaille, Bastien-Lepage, Munkacsy, Jacquet, Lambert, Poirson Duez, Saint-Marceaux, die Blüthe der modernen Maler- und Bildhauerschule, Emil Perin, der Direktor des Theater Français, wohnt inmitten einer Colonie von Bühnenkünstlern, benachbart von seiner ehemaligen Freundin Sarah Bernhardt, deren Haus wegen wunderlicher Architektur und phantastischer Ausstattung als Merkwürdigkeit gezeigt wird. Baumeister, Dekorateurs und Tapezierer haben hier ihrer Phantasie freien Lauf gelassen. Zur Errichtung der Häuser sind Kunst- und Kuriositätenhandlungen, Tapisserie-, Bronce- und Luxus-Möbelläden geplündert worden: die Häuserreihen erinnern durch Mannichfaltigkeit der Stilarten an die Rue des Nations der Weltausstellung 1878.

All diese Pracht ist neuen Datums. Man erinnert sich noch der Ebene von Monceaux, wie sie in den fünfziger Jahren war: Getreidefelder voll Klatschrosen und Kornblumen breiteten sich zwischen den Batignolles und den Ternes aus. Nur einzelne Barracken, von verdächtigem Gesindel besucht, erhoben sich hie und da. Das war die Zeit, da zwei Maler, mittelmäßige Künstler, doch kluge Köpfe, auf die Idee kamen, etwas Geld, das sie just in Händen hatten, in jene Ländereien zu stecken. Jadin und Decamps kauften den Quadratmeter für etwa anderthalb Francs, um das Terrain später in Baustellen zu parcelliren. Decamps schlug wenige Jahre darauf seinen Theil für 6 Francs den Quadratmeter los, doch Jadin wartete klüglich. Als später der Boulevard Malesherbes in jener Richtung durchgebrochen wurde, bezahlten die Bauunternehmer schon pro Quadratmeter 3 Francs Miethe, um Steine abzulagern, und als vor vier Jahren der speculative Maler seine Verkäufe abschloß, erhielt er 150, 200, auch 250 Francs für den Flächenraum, den er mit 1½ Francs gekauft hatte. Jadin ist heute ein steinreicher Mann. Im Monceaux-Viertel entbrannte nun eine Werkthätigkeit, wie man sie selbst zu den tollsten Zeiten des Haußmann'schen Baufiebers nicht gesehen hatte. Tausende und Abertausende von Arbeitern mauerten, hackten, schmiedeten in den Straßen, welche dem Verkehr noch nicht geöffnet waren, schwirrten wie ein Bienenschwarm um Mittag in die umliegenden Wirthschaften, füllten den aristokratischen Park Monceau mit ihren staubigen Blousen und zogen Abends in langen Colonnen die Boulevards entlang heimwärts.

Heute ist, wie gesagt, dieses Stadtviertel der Hauptsitz der Mode-Pariser. Es hat sich zum altadligen Faubourg Saint-Germain und dessen jüngeren Geschwistern, dem Faubourg Saint-Honoree und den Champs Elysees, als jüngster Sprößling des hauptstädtischen Reichthums ein Stadtviertel gesellt, das an Flitterglanz die ersteren übertrifft, wenngleich es noch als Emporkömmling betrachtet wird.

(Bell. Journal.)

Daß dich Sünd' in's Netz nicht ziehe,
Fliehe, Schwacher, fliehe! fliehe!

Digitized by Google

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. Februar '82. Mark. 3, 6—19.

Christus und seine Jünger.

I. Die Verfolgung Jesu durch die Pharisäer und die steigende Verehrung des Volkes. (V. 6—12.) Der Herr hatte am Sabbath in der Synagoge einen Menschen geheilt, der eine verdorrte Hand hatte, worüber sich die Pharisäer ärgerten und ihm (nach Matth. die versuchliche Frage vorlegten: „Ist es auch recht, am Sabbath heilen?" Diese Gelegenheit benützte Jesus, um seinen Gegnern ihre Heuchelei unter Augen zu stellen. Zu retten, zu erlösen, Heil zu bringen, das gehöre sich am Sabbath. Uebels thun aber und Bosheit üben, wie die Pharisäer thaten, das heiße den Sabbath schänden. — Die Enthüllung der Sünde weckt entweder Buße, oder wenn der Mensch darin nicht eingeht, Erbitterung. So geschah es bei den Pharisäern.

V. 6. Die in ihrer geheimsten Sünde, ihrer Scheinheiligkeit, angegriffene Pharisäerschaar that sich zusammen, um für ihr Interesse zu kämpfen. Es handelt sich also nicht mehr um den Gegensatz Einzelner, sondern es war ein mächtiger Körper, dessen Opposition das Licht, das von Christo ausging, hervorrief. Ein Beweis für die Steigerung der Feindschaft der Pharisäer gegen Jesum ist, daß sie sich mit den Herodianern — Hofleute und Anhänger des Herodes Antipas, des Regenten von Galiläa, — die ihnen im Grunde verhaßt waren, verbündeten; aber sie bedurften zur Ausführung ihrer teuflischen Pläne der weltlichen Macht, denn schon jetzt trachteten sie darnach, den Herrn zu tödten.

V. 7. Da jedoch die Stunde noch nicht da war, in welcher er seinen Feinden überliefert werden sollte, verließ er sie und zog sich in die Stille zurück. Nach unserer Lektion ging er mit seinen Jüngern an den See Genezareth. Waren die Pharisäer und Herodianer so erbittert gegen Jesum, daß er vor ihnen flüchten mußte, so waren andererseits auch viele so von Hochachtung und Bewunderung gegen ihn erfüllt, daß sie ihm folgten, wohin er ging.

V. 8. Große Volksmassen, nicht nur aus Galiläa, sondern auch aus Judäa, ja aus der Hauptstadt Judäa's, aus Jerusalem, aus Idumäa (dem Lande der Edomiter, der südlichen Fortsetzung des ostjordanischen Hochlandes bis zum älanitischen Meerbusen), von jenseits des Jordans (Peräa), und aus der Gegend von Tyrus und Sidon in Phönizien kamen zu ihm hinaus, um ihn zu hören. In alle diese Gegenden war demnach das Gerücht seiner Thaten und Wunder schon gedrungen. Die Volksmassen, welche die Seepredigten Jesu hörten, bildeten sich aus zwei großen Haufen. Die Juden aus Galiläa folgten ihm nach; die Auswärtigen kamen zu ihm. Das Nachfolgen war der Anfang einer besonderen Jüngerschaft, aus welcher die Meisten später zurücktraten. Sie hielten es mit Jesu in dem Conflikt mit den Pharisäern. Es ist dabei in Anschlag zu bringen, daß das Volk sich geneigt zeigt, für ihn im politischen Sinne Partei zu ergreifen und ihn zum König zu machen. Daß er später ihren politischen Hoffnungen nicht entsprach, war die Ursache des Abfalles Vieler, die ihm eine Zeitlang nachgefolgt waren.

V. 9—12. Unter dem Volke befanden sich auch Viele, welche die Noth zu Jesu trieb. Allerlei Sieche und Kranke drängten sich zu ihm, um ihn anzurühren, da sie den Glauben hatten, wenn sie den wunderbaren Mann nur anrühren könnten, so würden sie genesen. Noth und Krankheit sind Boten Gottes, die uns zu Jesu rufen sollen; und wer sich zu ihm führen läßt, erfährt seine Hilfe. Hilft er auch nicht immer so, wie wir es erwarten, so hilft er doch in seiner Weise. Vielleicht nimmt er die Noth nicht von uns, aber er erleichtert sie doch, oder stärkt uns, so daß wir der Last gewachsen sind (Pauli Pfahl im Fleisch, 2 Kor. 12). Die Hilfesuchenden, welche in unserer Lektion den Herrn am See Genezareth aufsuchten, kamen nicht vergebens (V. 10 u. 12). Doch befiehlt der Herr seinen Jüngern, ein Schiff bereit zu halten, damit er sich dem Gedränge der Menge (deren Begeisterung leicht in eine politische Demonstration übergehen mochte) entziehen konnte, wenn es ihm nöthig schien. Es ist unverkennbar, daß die Thaten Christi einen gewaltigen Eindruck auf seine Zeitgenossen machten. Ein Theil derselben (die Pharisäer) verstockten zwar ihre Herzen gegen die Macht seiner Gnade und Liebe und wurden dadurch seine erbittertsten Feinde; Andere aber fühlten sich mächtig zu ihm hingezogen, wenngleich es den Meisten an der Kraft der völligen Entsagung um Christi willen fehlte, und Wenige nur bei ihm beharrten bis an's Ende. Gerade so ist es noch heute. Die sich selbst für gerecht und weise halten, verachten den Heiland der Sünder, und bei Vielen steigert sich die Verachtung zur bittern Feindschaft; Andere halten sich wenigstens äußerlich zur Kirche und finden keinen Gefallen an den Tiraden der modernen Christusfeinde; aber nur die sich geistlich arm und elend fühlen, suchen den Herrn von ganzem Herzen und finden bei ihm noch jetzt Trost, Kraft, Heilung und Seligkeit.

II. Die Aussendung der Jünger. (V. 13—19.)

V. 13. Die in diesen Versen berichtete Berufung und Aussendung der Apostel schließt sich schwerlich der Zeit nach genau an das Vorige an. Er rief zu sich, welche er wollte. Es scheint dieß eine Auswahl der Zwölfe aus der ganzen Schaar der Nachfolger Jesu anzudeuten. Keiner durfte aus eigenem Willen herzutreten. Dieß schließt beides, aus Selbsterwählung und Volkswahl. Christus lehrt uns damit, daß er das Haupt der Kirche ist, und daß Niemand sich das Amt eines evangelischen Predigers anmaßen darf, den er nicht beruft. Die-

Digitized by Google

jenigen, welche er zu Aposteln berief, waren zuvor seine Nachfolger. Daraus folgt, daß die Prediger, welche noch keine Nachfolger Christi sind, keinen göttlichen Beruf zum Prediger haben können.

V. 14. 15. Dieser Auswahl zum Apostelamt gingen mehrere persönliche Berufungen zur allgemeinen Jüngerschaft voran. Der apostolische Beruf schloß dreierlei in sich: 1) Daß sie Augen- und Ohrenzeugen der Thaten und Reden Jesu sein; 2) daß sie das Evangelium predigen, und 3) daß sie die Macht, Wunder zu thun, haben sollten (die Seuchen zu heilen und die Teufel auszutreiben).

V. 16—19. In der Aufzählung der Apostel steht Simon voran. Gewiß nicht ohne Grund (vergl. Matth. 16, 18). Er erhält den Beinamen Petrus, das ist Fels. Als Felsenmann erweist er sich freilich erst nach der Ausgießung des heil. Geistes; denn zuvor sehen wir ihn so tief fallen, daß er seinen Herrn und Meister verleugnet. Den Söhnen des Zebedäus, Jakobus und Johannes, giebt er den Namen Boanerges, das ist Donnerskinder, vielleicht mit Beziehung auf die Luk. 9, 55 erzählte Begebenheit, wo sie Feuer vom Himmel fallen lassen wollten auf eine samaritanische Stadt, welche den Herrn nicht aufgenommen hatte. Manche Schriftausleger verstehen das Wort von der feurigen, großartigen, erhabenen Gemüthsart, die sich in entsprechenden hohen, starken, bedeutungsvollen Worten äußerte. Der Donner ist eine im Alterthum gewöhnliche Bezeichnung einer gehaltvollen und tiefsinnigen Rede. Daß der Name nicht so allgemein gebräuchlich wurde, wie der Name „Petrus," lag darin, daß er zwei Jüngern zugleich gegeben wurde, von welchen der eine später die Würde des ersten apostolischen Märtyrers, der andere die des Jüngers, der an der Brust des Herrn lag, des letzten großen Evangelisten, empfing. — Daß auch Judas Ischarioth (Ischarioth = Mann von Karioth) unter die Zahl der Zwölfe erwählt wurde, ist ein Beweis von der alles wagenden Liebe des Herrn, welche das Aeußerste that, um diesem Kinde des Verderbens den Weg zur Rettung zu bahnen, andererseits aber auch, falls er trotzdem den Weg des Verderbens erwähle, ihm jede Entschuldigung abzuschneiden. Das geistliche Amt schützt Niemanden vor der Möglichkeit des Abfalls und der endlichen Verwerfung. Darum gilt's, zu wachen und zu beten, damit man nicht Anderen predige und selbst verwerflich werde.

Disposition. Zu V. 13—19. Was will der Herr durch die Wahl seiner Jünger lehren?

1) Daß vor ihm kein Ansehen der Person gilt. a) Er rief zu sich nicht die großen, hervorragenden Persönlichkeiten, sondern die, an denen er Wohlgefallen hatte (V. 13), weil er Gaben in ihnen erkannte, welche sie zu geeigneten Werkzeugen zur Aufrichtung seines Reiches machten. b) Diese bleiben bei ihm (Judas Ischarioth ausgenommen), weil sie sich geistlich arm fühlten und in Christo fanden, was ihnen fehlte.

2) Daß er Macht hat Gaben zu geben, welche er will. a) Die Gabe, zu predigen, ist eine Gabe, welche der Herr zu verleihen verheißen hat bis an's Ende der Welt. b) Die Gabe, Seuchen zu heilen und Teufel auszutreiben, wie sie die Apostel erhielten, war eine außerordentliche, gegeben zur Bekräftigung der ersten Verkündigung des Evangeliums.

3) Daß der Herr jede Eigenthümlichkeit in seinem Dienste gebrauchen kann. a) Die muthige Thatkraft eines Petrus, welche ohne die läuternde Einwirkung des heil. Geistes zu hochmüthiger Verwegenheit hätte werden können, macht er zum felsenfesten und Berge versetzenden Glauben. Das aufbrausende Gemüth der Kinder Zebedäi, welches an sich selbst geneigt ist, sich unlauterem Zorne hinzugeben, erfüllt er mit heiligem Eifer und maßhaltender Liebe. Auch die wenigen ausgezeichneten Anlagen der übrigen Jünger heiligt er durch seinen Geist und weiß sie in seinem Dienste zu gebrauchen. b) Wo das nicht geschieht, da liegt die Schuld am Menschen selbst. Das zeigt das Beispiel des Judas, der wegen seiner natürlichen Gewandtheit in der Verwaltung des äußeren Gutes dem Reiche Gottes hätte sehr nützlich werden können; dieselbe aber mißbrauchte, indem er sein Herz verstockte.

Sonntag, 12. Februar '82. Mark. 3, 20—35.

Christi Feinde und Freunde.

I. Jesus in Kapernaum. (V. 20—22.) Jesus ist von einer seiner galiläischen Reisen nach Hause, d. h. nach Kapernaum, zurückgekehrt. Da drängt sich wiederum das Volk zu ihm, so daß er nicht einmal Zeit findet zum Essen. Die Seinigen, nicht die Jünger, sondern seine Verwandten, welche davon hören, wie er von dem Volk umlagert wird, meinen ihn aus dem Gedränge erretten zu müssen, denn seine selbstaufopfernde Hingabe an das Volk ist ihnen, die nach Joh. 7, 5 noch nicht an ihn glaubten, durchaus unbegreiflich. Darum sprachen sie: „Er wird von Sinnen kommen," oder genauer: er ist außer sich gerathen. Das Wort wird hier wohl in seinem guten Sinne gebraucht und bezeichnet eine aus religiöser Begeisterung entsprungene Entrückung (Ekstase), wie 2 Kor. 5, 15. Doch ist auch die Annahme nicht unzulässig, daß die Verwandten Jesu, welche seinen Eifer nicht verstehen konnten, ihn wirklich für überspannt hielten und darum ernstlich um ihn besorgt waren. Wie oft wird die Beschuldigung der Verrücktheit noch heute gerade gegen die ernstesten Christen erhoben! Wenn Jemand seine Sünden tief fühlt, viel betet und von den Vergnügungen der Welt sich abwendet, oder wenn er sich ganz und rückhaltlos Gott weiht und von dem Ernst der Ewigkeit ergriffen, seine unbekehrten Nachbarn auffordert, sich zu bekehren, oder wenn ein Prediger im Dienste seines Meisters ungewöhnlichen Eifer an den Tag legt, so ist die Welt gleich bereit, solche Christen verrückt zu nennen. So sprach einst auch Festus zu dem großen Heidenapostel: „Paule, du rasest," und doch war diese Raserei nichts anderes als die heilige Gluth religiöser Begeisterung. Wenn dagegen Jemand Land und Meer durchzieht, um reich zu werden, wenn er sich in den Strudel weltlicher Genüsse hineinstürzt, oder in der Verfolgung der Ziele, welche ihm sein maß-

Digitized by Google

loser Ehrgeiz vorhält, nicht nur seine Familienpflichten vernachlässigt, sondern auch Hunderte seiner Mitmenschen mit sich in's Unglück stürzt — so fällt es Niemand ein, an seinem Verstande zu zweifeln, ja man zählt ihn wohl gar unter die Klugen und Weisen dieser Welt; und doch gehört ein solcher Mensch zu denen, welche einst in der Angst der Verzweiflung ausrufen werden: „Wir Narren, wir haben des rechten Wegs verfehlt!"

II. Die Lästerung der Schriftgelehrten. (V. 22—27.) Die Veranlassung zu der Lästerung der Pharisäer gab die Matth. 12, 22 und 23 erzählte Heilung eines Besessenen, der blind und stumm war. Das Staunen des Volkes, welches entsetzt fragte, ob der Mann, der solche Wunder verrichten könne, nicht Christus sei, erweckte den Neid und die Erbitterung der Schriftgelehrten, so daß sie Jesum der Gemeinschaft mit dem Satan beschuldigten.

V. 22. Durch die Behauptung: Er treibt die Teufel aus durch Beelzebub, den Obersten der Teufel, hauchen die Schriftgelehrten, welche wohl empfanden, daß Jesu Wirksamkeit ihre Herrschaft zu vernichten drohte, die Gotteslästerung in die Herzen der Unbefangenen. Da mächtige Wirkungen auf kräftige Ursachen schließen lassen, bezichtigen sie Jesum der Verbindung mit Beelzebub. Beelzebub oder Baal-Sebub war ein Abgott der Philister zu Ekron (2 Kön. 1, 2. 3) und soll seinen Namen haben entweder, weil er sich in Gestalt einer Fliege hat sehen lassen, oder wahrscheinlicher, weil er angerufen wurde, daß er die Fliegen (im Orient eine schwere Landplage) vertreiben sollte. In unserer Stelle wird er der Oberste der Teufel genannt, welcher sonst mit dem Namen Diabolos, das ist Verläumder, Verkläger, bezeichnet wird.

V. 23. Die Antwort Jesu ist ein Versuch, die Schriftgelehrten von der Verkehrtheit ihrer Behauptung zu überzeugen. Hieraus läßt sich schließen, daß der barmherzige Erlöser in ihren Herzen noch Keime des Besseren bemerkte, auf deren Belebung er sich in seiner Belehrung richten konnte. Hätten sie die Worte der Lästerung nicht in der Verblendung der Leidenschaft gesprochen, so wäre ihre Sünde die Sünde wider den heil. Geist gewesen, bei welcher keine Vergebung mehr möglich war. Dann aber hätte der Herr anders zu ihnen geredet und keinen Versuch mehr gemacht, sie von ihrem Irrthum zu überzeugen.

V. 24. 25. So ein Reich mit sich selbst uneins ist u. s. w. Mit diesen Worten will der Herr nicht sagen, daß das Reich des Satans innerlich einig sei; es liegt ja gerade in der Natur dieses Reiches, daß ihm die Liebe und Eintracht fehlt. Nur gegen das Reich des Guten bildet es eine geschlossene Einheit, und eben darauf will der Herr hinweisen. Gerade wie ein Königreich wohl gar mancherlei Parteien und Spaltungen in sich bergen mag, sobald es aber den Gegensatz gegen ein anderes Reich gilt, die inneren Parteiungen schweigen müssen, wenn das Reich nicht zu Grunde gehen soll, so wäre auch ein Fortbestand des Satansreiches unmöglich, wenn ein Satan den andern austreibe, also der Teufel im Kampfe gegen das Reich Gottes sein eigenes Werk zerstörte. Damit beweist der Herr die Absurdität der Anklage seiner Feinde. — Wie von einem Reiche, so gilt der V. 24 aufgestellte Grundsatz auch von jeder einzelnen Familie, jedem Hause.

V. 26. In diesem Verse wird der oben aufgestellte Grundsatz auf den vorliegenden Fall angewandt. Bemerkenswerth ist hier noch, daß die Besessenheit ausdrücklich von dem Teufel hergeleitet wird, in dessen Dienst die niederen Geister stehen, welche jene Zustände verursachten.

V. 27. Der Hauptgedanke dieses Wesens ist, daß, wenn die Annahme, daß ein Teufel den andern austreibe, also der Teufel freiwillig auf die Herrschaft über eine Menschenseele verzichte, ungereimt sei, — daß dann die Kraft Christi, der die Teufel austrieb, offenbar der satanischen überlegen sein müsse, wie z. B. die Kraft des Räubers derjenigen des gebundenen und beraubten Starken. Die Juden erwarteten von dem Messias ein Binden des Satans, welcher Erwartung auch Offenb. 22, 2 entspricht. Als den Stärkeren, der den Satan (den Starken) binden und aus seiner Behausung hinauswerfen kann, erwies sich der Herr schon in den bereits geschehenen Teufelsaustreibungen — aus Besessenen. Aber diese waren doch noch nicht die rechte Erlösung, sondern nur ein weissagendes Bild und Pfand von dem, was noch geschehen sollte, nämlich von dem großen Kampf und Sieg, der mit Christi Tod und Auferstehung eintrat. Von da an wird dem Teufel erst recht sein Haus, die Welt, geplündert, und er seines Hausraths, der Menschen, die er als seine Werkzeuge besaß und benützte, beraubt.

III. Die Sünde wider den heil. Geist. (V. 28 bis 30.) Wie aus V. 23—27 hervorging, daß die lästernden Schriftgelehrten die Sünde wider den heil. Geist noch nicht begangen hatten, so ergiebt sich aus V. 28—30, daß dieselben in der Gefahr standen, sie zu begehen. Es ist diese Sünde also auch bei Solchen möglich, die noch nicht wirklich zu Gott bekehrt waren. — Worin besteht nun die Sünde wider den heil. Geist? In gewissem Sinne ist alle Sünde und jede Lästerung (auch die gegen Gott den Vater und den Sohn) eine Sünde wider den heil. Geist. So viel der Mensch Gott widerstrebt und ungehorsam ist, vom allgemeinen Unglauben an bis zu dem Betrüben des Geistes in den Gläubigen, so viel sündigt er auch wider den heil. Geist. Aber das alles ist noch nicht die Sünde wider den heil. Geist, das alles kann vergeben werden. (Siehe das Beispiel Sauli, der Juden am Pfingstfest u. a. m.) Erst dann haben sich die vielen Sünden wider den heil. Geist zu der einen unverzeihlichen Sünde gesteigert, wenn die Sünde zur völlig bewußten, muthwilligen Gottesfeindschaft geworden ist. Die Steigerung der Sünde gründet sich also auf die gesteigerte Deutlichkeit der Offenbarung Gottes, welcher entsprechend mit immer mehr Bewußtsein und Willen gesündigt wird. Darauf und nicht auf eine Rangordnung der Person, gegen welche gesündigt wird (Vater, Sohn und Geist), bezieht sich die Unterscheidung Jesu zwischen der Lästerung des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes (V. 28, vergl. Matth. 12, 32). Die Offenbarung Gottes durch den heil. Geist ist die unmittelbarste, innerlichste und darum auch die deutlichste. Die Ursache, warum die Sünde wider den heil. Geist nicht vergeben werden kann, liegt nicht

Digitized by Google

sowohl in Gottes Willkür, als vielmehr in dem Herzenszustand des Sünders, dessen fortdauernde Gottesfeindschaft jede fernere Gnadenwirkung vereitelt. Er will keine Vergebung mehr und kann keine mehr wollen. Wer sich grämt, er möchte die Sünde wider den heiligen Geist begangen haben, beweist schon durch den Schmerz und die Selbstanklage, daß er sie nicht begangen hat. Zwar mag die Reue auch bei dem Verstockten noch einmal erwachen; aber es ist dann nicht die göttliche Traurigkeit, die zum Gebet um Vergebung und Gnade führt, sondern es ist die Reue der Verzweiflung, wie bei Judas Ischarioth.

IV. Jesus und seine Verwandten. (V. 31-35.) Der Zweck, warum die Mutter und Brüder Jesu kamen und mit ihm reden wollten, war wohl der, ihn vom Schauplatz der Aufregung (vergl. V. 21) und Gefahr zu entfernen oder wenigstens zu warnen und zur Vorsicht zu ermahnen. Nach der ganzen abweisenden Tendenz der Antwort Jesu ist es wahrscheinlich, daß er die Angemeldeten nicht vorgelassen habe. Es giebt ein geistliches Verwandtschaftsverhältniß, das wichtiger ist als alle leiblichen; diesen müssen selbst die zartesten Verwandtschaftsbeziehungen weichen, wenn die Nothwendigkeit der Entscheidung zwischen beiden vorliegt.

V. 33. Die Frage: Wer sind meine Mutter? u. s. w. dient dazu, die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf das Folgende zu spannen. Jesus verachtet seine Mutter nicht; aber der himmlische Vater geht ihm vor, und jetzt erkennt er mit wohlanstehendem Ernste Mutter und Brüder, die ihn seinem Wirkungskreis entreißen wollen, nicht an, indem er sie zurückweist.

V. 34. 35. Auf seine Jünger blickend, die im Kreise um ihn her saßen, spricht Jesus: Siehe, das ist meine Mutter u. s. w. Hiermit stellt er die geistliche Verwandtschaft ausdrücklich der leiblichen entgegen und bezeichnet sie als das höhere Gemeinschafts- und Verwandtschafts-Verhältniß, das in der leiblichen Verwandtschaft nur vorgebildet ist. Als Kennzeichen dieser geistlichen Verwandtschaft bezeichnet er (V. 35), das Thun des göttlichen Willens. Der Wille Gottes aber schließt den Glauben an Christum als den Heiland der Sünder und die Wiedergeburt in sich, sowie überhaupt das Leben im Glauben und Gehorsam an den Sohn Gottes. Wer ein Jünger Christi sein will, darf es nicht beim bloßen Hören seines Wortes bewenden lassen, er muß auch ein Thäter desselben werden.

Disposition zu V. 22—27. Wer Satans Reich zerstören hilft, ist nicht des Satans, sondern Gottes Diener.

1) Des Satans Reich ist nicht mit sich selbst uneins. a) Zwar ist Zank und Zwietracht das Wesen des satanischen Reiches; aber wo es den Kampf gegen Gottes Reich gilt, sind die Bösen einig. b) Darum treibt kein Teufel den andern aus; ihr gegenseitiger Vortheil erheischt, daß sie einander helfen. c) Nur Gottes Kraft kann dem Satan seine Beute entreißen.

2) Wer diejenigen verlästert, welche des Satans Reich bekämpfen, der ist mit Satans Reich. a) Die Feinde des Herrn meinten fromm zu sein und Gottes Reich anzugehören. b) Aber Den, welcher des Satans Reich zerstören sollte, erkannten sie nicht, sondern waren wider ihn. c) Darum waren sie des Satans Genossen und warnende Exempel für Alle, die aus selbstischen Rücksichten das Reich Gottes nicht fördern helfen und darum der Sünde Knechte werden.

Sonntag, 19. Febr. '82. Mark. 4, 1—20.

Das Gleichniß vom Säemann.

I. Das Gleichniß. (V. 1—9.) Von seiner Wohnung (Matth. 13, 1), vermuthlich in Kapernaum, ging Jesus an den See Genezareth, wo sich viel Volks um ihn versammelte, so daß er, um sich dem Gedränge zu entziehen, in ein Schiff trat, während das Volk auf dem Lande am See stand. Vom Schiffe aus lehrte nun der Herr in verschiedenen Gleichnissen, unter welchen das vom Säemann die erste Stelle einnimmt. Der Zweck dieses Gleichnisses ist, die verschiedenartige Aufnahme des Wortes Gottes durch Beispiele zu erläutern. Der Säemann entspricht dem Prediger des Wortes vom Reiche, der Same dem Worte, das Säen der Verkündigung des Wortes, und der verschiedene Boden, auf welchen die Saat fiel, den verschiedenen Hörern des Wortes. Der Same ist ein und derselbe überall und für Alle; aber das Gedeihen der Saat rührt her von der Art und Weise, wie sich der Boden für den Samen eignet; darum trägt nicht jeder Boden gleiche Frucht. So ist die Wirkung des Wortes Gottes abhängig von der Treue, mit welcher der Mensch die verlaufende Gnade benützt.

V. 4. Der Säemann besäet das ganze Feld, versprechende und nicht versprechende Stellen. Etliches fiel auf den harten Weg, so daß der Same zertreten oder von den Vögeln, die dem Säemann im Morgenland in großen Zügen nachfolgen, aufgefressen wurde.

V. 5. 6. Am galiläischen Meer steigen die Berge in Felswänden mit breiten Stufen empor, welche beackert werden, wobei dann natürlich einzelne Stücke Ackers auf Felsgrund liegen. Es blieb dieser Boden nicht unbebaut, aber die darauf gestreute Saat hatte nicht tiefe Erde und konnte daher auch nicht tiefe Wurzel schlagen. Daher verdorrte sie in der Gluth der Sonne, ohne zur Reife zu gelangen.

V. 7. Das Dornenland hat zwar guten Ackerboden, aber es ist nur halb bebaut. Obwohl die Dornen abgehauen und die Oberfläche umgepflügt wurde, so daß er das Ansehen eines für den Samen bereiteten Bodens hat, so sind dennoch die Dornen nicht ausgerottet, sondern bereit, auf's Neue hervorzuschießen, sobald die Wärme der Sonne sie wieder belebt. So kommen dann die Dornen der guten Saat zuvor und entziehen ihr Luft und Licht, daß sie verkümmert und keine Frucht zur Reife bringt.

V. 8. Das „gute Land" ist so umgebrochen, daß es den Samen in sich eindringen läßt, hat Tiefe genug, um denselben Wurzel schlagen zu lassen, und ist von den Dornenwurzeln gereinigt, hat also alle Eigenschaften, die ausgestreute Saat

Digitized by Google

zur fruchtbaren Aehre heranreifen zu lassen. Die in den Reden Jesu öfter wiederkehrende Formel: Wer Ohren hat u. s. w. (V. 9), fordert die Zuhörer zur Beherzigung des Gehörten und zur ernsten Selbstprüfung auf.

II. Die Deutung. (V. 10—20.) **V. 10.** Als das Volk sich verlaufen hatte, fragten den Herrn seine Jünger, warum er zu dem Volke durch Gleichnisse rede (Matth. 13, 10) und was das Gleichniß vom Säemann zu bedeuten habe (Luk. 8, 9).

V. 11. Euch ist es gegeben u. s. w. Das Geheimniß des Reiches Gottes umfaßt den ganzen Kreis von göttlichen Rathschlüssen und Lehren, die durch Christum enthüllt wurden. Diese göttlichen Wahrheiten sind seit dem Sündenfall ein Geheimniß für die Menschen geworden 1) durch ihre eigene Schuld und Selbstverblendung, 2) durch das Gericht der darauf folgenden göttlichen Verhüllung. Die Wiederherstellung der Erkenntniß dieser Wahrheiten ist daher eine Offenbarung. Diese ist den Jüngern gegeben, weil sie ihr offene Ohren und fragende Herzen entgegen brachten; denen aber, die draußen sind, welchen das offene Ohr und Herz fehlte, die daher auch für die Aufnahme in den Jüngerkreis, die messianische Gemeinde, nicht geschickt waren, widerfährt es alles durch Gleichnisse.

V. 12. Es wird nun mit einem Prophetenwort (Jes. 6, 9. 10) der Zweck des Redens in Gleichnissen näher bezeichnet. Die Absicht Gottes ist immer, daß die Menschen durch die Verkündigung seines Wortes bekehrt werden sollen; aber wenn die Menschen, obwohl sie mit sehenden Augen sehen, doch nicht erkennen, und obwohl sie mit hörenden Ohren hören, doch nicht verstehen wollen, so wird ihnen das Wort in Gleichnissen verkündigt, welche nur der Aufrichtige verstehen kann. Gott will seine Wahrheit Niemand mit Gewalt aufdrängen, sondern er läßt Jedem seinen Willen. Die fleischliche Gesinnung der Volksmassen war thatsächlich vorhanden. Hierdurch war Jesus genöthigt, sich auf eine Auswahl seiner Jünger zu beschränken, und darum offenbarte er die Geheimnisse des Reiches Gottes in der verhüllenden Form der Gleichnisse, welche den geistlich gesinnten Jüngern verständlich werden, der unreifen fleischlichen Masse aber räthselhaft bleiben sollten — so lange sie nämlich fleischlich gesinnt blieben.

V. 13. Das Gleichniß von dem Säemann ist die Grundlage für die folgenden Gleichnisse vom Reiche Gottes. Die Erklärung dieses Gleichnisses bildet den Schlüssel zu dem Verständniß der übrigen. Daher die Worte Jesu: Verstehet ihr u. s. w.

V. 14. Zuerst predigten Christus und seine Apostel das Wort; aber alle, die das Wort der Wahrheit rein und lauter verkündigen, können als Säemänner bezeichnet werden.

V. 15. Der Weg. Das Charakteristische dieser ersten Klasse von Hörern ist, daß das Wort gar keine Wirkung auf sie ausübt. Es sind die Gleichgiltigen, deren Herzensacker noch nie durch die Pflugschar des Gesetzes umgebrochen und für die Aufnahme des Evangeliums bereitet wurde. Bei solchen Leuten wird das Wort nicht nur zertreten (nach Lukas), indem es in den Zerstreuungen der Welt verschwindet, sondern es wird auch von dem Satan hinweggerafft, der das gehörte Wort durch viel List und allerlei Künste der Bosheit dem Herzen entreißt (Eph. 2, 2; 2 Kor. 4, 3. 4).

V. 16 und 17. Alsbald mit Freuden. Die rasche, freudige Aufnahme des Worts ist nicht immer ein gutes Zeichen; nur zu oft liegt ihr ein oberflächlicher Leichtsinn zu Grund. Zwar ist das Evangelium die frohe Botschaft von Gottes Gnade mit dem Rufe: Thut Buße! und dieser Ruf wirft den Sünder in den Staub. Wo diese tief einschneidende Buße nicht empfunden wird, da ist der vermeinte Glaube oft nur eine Gefühlsschwärmerei, welche in der Anfechtung und dem Leiden nicht Stich hält. Zwar entwickelt sich aus dem geglaubten Wort ein geistiges Leben, welches oft die schönsten Hoffnungen weckt; aber unter der Oberfläche eines regen Gefühls liegt der harte Fels des ungebeugten, natürlichen Herzens. Daher erstirbt das neue Leben wieder theils wegen der Schwäche des nicht aus wahrer Buße geborenen Glaubens, theils wegen der unausbleiblichen Anfechtungen, d. h. Lockungen und Versuchungen zum Bösen, sowie der Trübsale und Verfolgungen, welche der Haß und Spott der Welt allen Nachfolgern Jesu bereitet. Das Wort wirkt hier nichts Gründliches noch Bleibendes, weil die Herzen zwar weich und gefühlvoll, aber schwach und unbeständig sind.

V. 18 und 19. Bei der dritten Klasse ist der innere Kern des Herzens nicht steinern geblieben; es ist zu einer wirklichen Bekehrung gekommen, denn wie wüchse sonst die Saat so weit in ihnen? Aber es findet kein Fortgang im göttlichen Leben statt, sondern ein allmähliches Aufzehren der Kraft der Religion, während sie den Namen, daß sie leben, beibehalten. Sie bringen keine Frucht, weil der gute Same von den mit aufwachsenden Dornen erstickt wird. Die Dornensaat ist schon in jedem Menschenherzen da, seit der Arge die Menschen arg gemacht hat. Aber sie muß ausgerauft werden. Wo dies nicht geschieht, erstickt sie das neue Leben wieder, welches der Same des göttlichen Wortes hervorgerufen hat. Die Dornen werden näher bezeichnet als Sorgen der Welt, Betrug des Reichthums und andere Lüste, oder nach Lukas: die Wollust des Lebens. Es ist eine traurige Thatsache, daß vielen Gemüthern Lockungen gefährlicher sind als Drohungen, Reichthum bedenklicher als Armuth, Weltfreundschaft schlimmer als Weltfeindschaft. Es ist daher die größte Sorgfalt nöthig, daß wir, wenn wir siegreich den Kampf gegen die Noth des Lebens bestanden haben, nicht von der Lust und Freude der Welt besiegt werden.

V. 20. Die vierte Klasse sind diejenigen, die nicht nur das Wort Gottes hören und aufnehmen, sondern auch Frucht bringen. Von Natur ist kein Menschenherz gutes Land; aber wer den himmlischen Säemann in sich wirken läßt, der wird zum guten Lande und bringt seine Frucht. Ganz fehlen die Früchte in diesem Falle nie; aber sie sind bei einem und demselben Christen nicht immer gleich schön und reichlich, und bei verschiedenen Christen verschieden, je nach dem Maß der Kräfte und dem Wirkungskreis, in welchen der Herr sie gestellt hat.

Digitized by Google

Disposition. Der Zustand des natürlichen Menschen und sein Verhältniß zur göttlichen Gnade.

I. Unser Gleichniß lehrt uns, daß kein Mensch von Natur fruchtbringendes Land ist.

1) Auch das beste Land kann keine Frucht hervorbringen, wenn es nicht zuvor umgepflügt, mit gutem Samen besäet wird, so kann kein Mensch Frucht zum ewigen Leben bringen, wenn er nicht den Samen des göttlichen Wortes in sich aufnimmt.

2) Obgleich uns das Gleichniß lehrt, daß der eine Acker mehr, der andere weniger geeignet ist, Frucht zu bringen, so wird doch keinem an und für sich und für immer die Fähigkeit des Fruchttragens abgesprochen. Christus sagt nur: wie der Boden gegenwärtig ist, wird er keine Frucht bringen. Damit ist aber nicht gesagt, daß er nicht noch gut werden könne. Auch der gute Acker mußte erst umgepflügt und zubereitet werden, ehe er zum Fruchtbringen tauglich wurde.

II. Ferner lehrt unser Gleichniß, unter welchen Bedingungen das Wort Gottes in uns Frucht bringen kann.

1) Da jeder Herzensacker durch die Wirkung der göttlichen Gnade ein guter werden kann, fällt die Verantwortlichkeit auf den, der die Frucht schuldig bleibt.

2) Es müssen die Hindernisse aus dem Weg geräumt werden, um deren willen der Same des göttlichen Wortes keine Frucht bringen kann. Der Weg muß umgepflügt, das Steinigte erreicht, die Dornen müssen ausgereutet werden. In dieser die Frucht verbreitenden Thätigkeit läßt uns der Herr nicht allein, ja er will sie selbst ausüben und begehrt nur, daß wir ihn nicht hindern.

Sonntag, 26. Februar '82. Mark. 4, 21—24.

Die Ausbreitung des Reiches Gottes.

In den nun folgenden Gleichnissen giebt der Herr weitere Aufschlüsse über den Charakter und die Art der Ausbreitung seines Reiches. Ohne Zweifel wurden diese Gleichnisse noch vor dem versammelten Volke unmittelbar nach dem Gleichniß vom Säemann vorgetragen, während der Herr die Erklärung dieses letzteren wie auch der noch folgenden Gleichnisse erst gab, als er mit seinen Jüngern allein war (V. 10 und 34). Trotzdem sind die nun zunächst folgenden zwei Gleichnisse in erster Linie für die Jünger berechnet.

I. Das Gleichniß vom Licht auf dem Leuchter. (V. 21—23.) Der Sinn dieses Gleichnisses ist: Ich theile euch die Geheimnisse des Himmelreiches mit, damit ihr euch als Träger der Wahrheit betrachten sollt; und so wenig Jemand ein Licht anzündet, um dessen Schein unter einem Scheffel zu verbergen, ebenso wenig will ich, daß die Wahrheiten, die ich euch jetzt in Form verhüllender Gleichnisse mittheile, verborgen bleiben sollen. Wird die Wahrheit auch jetzt nur von Wenigen erkannt, so soll sie doch zum allgemeinen Licht der Menschen werden. — Die himmlische Wahrheit gleicht dem Licht, indem sie wie das Licht 1) die Finsterniß des Herzens durchdringt und auch nach außen unter den Menschen einen hellen Schein verbreitet; 2) das kalte Herz erwärmt und mit der Liebe Gottes entzündet, welche sich in Werken der selbstverleugnenden Hingabe an das Wohl des Nächsten äußert; und 3) indem sie das Herz erfüllt mit der Kraft, Frucht zu bringen in das ewige Leben, welche Frucht unmöglich verborgen bleiben kann. Wer von der Finsterniß in das wunderbare Licht gekommen ist, fühlt sich getrieben die seligmachende Wahrheit auch denen zu offenbaren, welchen sie noch verborgen ist. Wo kein Schein ist, da denkt Niemand an Licht, wo keine Wärme ist, denkt Niemand an Feuer, so muß auch der Christ sein Licht leuchten lassen, wenn er seinen Beruf erfüllen will. Wer nicht durch Wort und That von der empfangenen Wahrheit zeugt, der steht in Gefahr wieder zu verlieren, was er hat. Weß das Herz voll ist, von dem muß der Mund überfließen und das Leben Zeugniß ablegen.

II. Das Gleichniß vom Messen mit gleichem Maß. (V. 24, 25.) Mit den Worten: Sehet zu, was ihr höret, will der Herr hier nicht vor dem Hören falscher Lehre warnen, sondern vielmehr seine Jünger ermahnen, aufmerksam auf die rechte Lehre zu sein. Mit welcherlei Maß ihr messet u. s. w. Diese Worte, welche auch in der Bergpredigt (Matth. 7, 2) vorkamen, haben dort Bezug auf das lieblose Richten über den Nächsten, hier auf das Vorhergehende, nämlich auf die Aufnahme des Lichtes der göttlichen Wahrheit und die Verbreitung desseben. Der Sinn ist daher: Nach dem Maße, wie ihr eifrig seid im Geben, d. h. in der Verbreitung der Wahrheit, wird euch euer Meister immer mehr an Erkenntniß zulegen. Fleißige Hörer und getreue Arbeiter für den Herrn erlangen von Tag zu Tag ein größeres Maß des Lichtes und der Gnade; aber eine träge Seele wird von Tag zu Tag immer ärmer, bis sie endlich Alles verliert. O, wie viel weiter wären wir gekommen auf dem Wege des Heils, wenn wir die Gnadenmittel allezeit recht gebraucht und im Dienste unseres Meisters treu gearbeitet hätten!

III. Das Gleichniß vom wachsenden Samen. (V. 26—29.) **V. 26.** Mit der Ausbreitung der Kirche auf Erden und mit dem Gedeihen des göttlichen Wortes im Herzen geht es gerade so zu, wie wenn ein Mensch Samen auf's Land wirft u. s. w. Mit einem Samen wird das göttliche Wort und Reich verglichen wegen der inneren Kraft, die dem Samen innwohnt, wegen der Fruchtbarkeit und wegen des Segens, die sich aus ihm entwickeln. Der Säemann ist hier nicht, wie in dem Gleichniß vom vierfachen Ackerfeld, Christus, sondern wir haben hier an menschliche Verkündiger des Wortes Gottes zu denken, denn nur von solchen, nicht aber von Christo, kann's gelten, was V. 27 gesagt ist.

V. 27. Nach vollbrachter Arbeit schläft der Säemann ruhig und ohne Sorgen des Nachts und geht bei Tag seinen übrigen Geschäften nach, geduldig wartend, daß der ausgestreute Same durch Gottes Segen wachse und Frucht bringe. Und der Same geht auf und wächset, daß er es nicht weiß, d. h. daß er nicht weiß, an

Digitized by Google

welchem Tage er aufgegangen, und wie er gewachsen ist. So wird das Gedeihen der Saat des göttlichen Wortes dem Auge des Arbeiters verborgen, damit er sich im Gottvertrauen übe und in der Demuth bleibe. Er kann zum Wachsthum des Samens fortan nichts beitragen. Aber unter Gottes gnädiger Aufsicht und Vorsehung wächst derselbe ebenso gewiß, ob wir dieses Wachsthum beobachten können oder nicht. Des Säemanns Sache ist, guten Samen und zwar reichlich und mit unverändertem Fleiße auszustreuen, den Erfolg nicht von der Form der Rede, sondern von der Kraft des Samens zu erwarten und nicht ungeduldig zu werden, wenn sich die Frucht nicht alsbald zeigt.

V. 28. Die Erde ist das Herz, welches den Samen aufgenommen hat. Das Wort wirkt im empfänglichen Herzen, wie der Same in der Erde. Zum ersten das Gras u. s. w. Der Entwickelungsgang ist im Reiche der Gnade derselbe wie im Reiche der Natur, langsam, allmählich, stufenweise; daher finden sich in der Erkenntniß, Heiligkeit, Demuth und allen Tugenden des Christen mancherlei Stufen. Wir sollen von dem Kindheits- zu dem Jünglings- und Mannesalter in Christo fortschreiten.

V. 29. Wenn sie die Frucht gebracht hat, schickt er die Sichel hin, d. h. die Schnitter mit der Sichel und läßt sie abschneiden. Die Ernte ist hier nicht das Weltgericht, sondern es sind Zeiten des Erfolgs gemeint, welche das Wort Gottes bei Einzelnen wie bei der Gesammtheit erringt. Wenn das Wort Gottes an dem Herzen des einzelnen Menschen gewirkt hat, was es wirken soll, so wird derselbe zur unmittelbaren Gottesgemeinschaft erhoben. Ebenso wird es einst mit der Kirche des Herrn im allgemeinen gehen, wenn das Evangelium allenthalben an allen Völkern ausgerichtet hat, wozu Gott es sendet, wird die ganze gegenwärtige Ordnung der Dinge aufhören und die Erneuerung und Verklärung der ganzen Erde eintreten.

IV. Das Gleichniß vom Senfkorn. (V. 30 bis 32.) Klein und geräuschlos beginnt das Reich Gottes, aber gesegnet ist sein Wachsthum und herrlich sein Ende.

V. 31. Klein der Anfang. Das Senfkorn ist zwar nicht durchaus das allerkleinste Samenkorn, aber doch im Verhältniß zur Größe der Pflanze, die daraus erwächst. Die Geburt und das Leben und Wirken Jesu bis zu seinem Tod am Kreuz und die Sammlung des Jüngerkreises aus den Armen und Geringen des Volkes bilden den kleinen Anfang des Reiches Christi au Erden. Klein ist auch der Anfang des Reiches Gottes im einzelnen Herzen. Zuerst Gedanken von Jesu, aber noch mit Zweifel umhüllt. Allmählich schwinden die Zweifel und der Glaube bricht sich Bahn. Zuerst vorübergehende fromme Neigungen zu Jesu, aber noch mit Sündenliebe vermischt, dann erst allmählich dauernde Liebe.

V. 32. Gesegnet der Fortgang. Das gesäete Senfkorn nimmt zu u. s. w. Nach allen Seiten hin verbreitete sich das Evangelium von Jerusalem aus mit wunderbarer Schnelligkeit; und wie das Wachsthum der Pflanze unter dem Segen des Himmels geschieht, so erscheint die Ausbreitung der Kirche als Wirkung des erhöhten Christus. Der leuchtende Wandel der ersten Christen, ihre Standhaftigkeit im Leiden, das Blut der Märtyrer, die Zerstreuung der verfolgten Christen — das alles beförderte das Wachsthum der Kirche. — So wächst auch das göttliche Leben der einzelnen Christen unter mancherlei Stürmen äußerer und innerer Anfechtung. — Groß und herrlich ist der Ausgang. Groß — einst eine Heerde, der Erdboden voll der Erkenntniß des Herrn, kein Volk mehr in Finsterniß und Schatten des Todes, das ungläubige Israel bekehrt; — aber noch ist die Zeit nicht erfüllt, das Gleichniß ist daher zum Theil noch prophetisch. Herrlich ist der Ausgang, denn in reichen Strömen fließen die Segnungen Gottes auf die Kirche herab; daher wohnen die Völker der Erde (Vögel) in dem Schatten des großen Baumes der Kirche und finden Ruhe unter seinen Zweigen.

Disposition zu V. 26—29. Die heilsame Sorglosigkeit der Diener Gottes.

1. Worin sie besteht: a) In dem Glauben, daß ihre Arbeit nicht vergeblich sei in dem Herrn, wenn gleich ihr Auge nichts oder wenig wahrnimmt. b) In der Hoffnung, daß ihre Thätigkeit endlich mit vollem Erfolg werde gekrönt werden.

2. Worauf sie sich gründet: a) Auf die Kraft des göttlichen Wortes (der Same geht auf). b) Auf die Empfänglichkeit des menschlichen Herzens und seiner Fähigkeit, das Wort Gottes in sich zu verarbeiten (die Erde bringt Frucht von sich selbst).

3. Wie sie sich äußert: a) In dem zuversichtlichen und unermüdlichen Ausstreuen des Samens. b) In der Beschränkung auf diese Thätigkeit, von der man weiß, daß sie zur Ernte ausreicht.

Schule und Erziehung.

Ich will's versuchen. „Kinder," sagte ein Lehrer am Schlusse der Sonntagschule, „ich wünsche, daß Jedes von euch nächsten Sonntag einen neuen Schüler mitbringe."

„Ich weiß gerade keinen, den ich mitbringen könnte," sagten einige der Schüler zu sich selbst beim Hinausgehen.

„Wenn ich es auch versuchte, so würde es wahrscheinlich doch nichts helfen," flüsterten oder dachten andere.

Ein kleiner Junge aber sprach muthig: „Ich will's versuchen!"

„Ich will's versuchen!" Das ist die Sprache eines Helden. Und warum sollte ein kleiner Knabe

Digitized by Google

nicht ein Held sein können in seinem Theil? Wenn man die That nach der vorhandenen Kraft und Erkenntniß mißt, so giebt es vielleicht mehr Helden unter den Kindern, als unter den Erwachsenen.

Ich will's versuchen! in dem Worte liegt eine Kraft, die Jedermann anspricht und ermuthigt. Wenn man es bezüglich einer Sache aussprechen hört, für die man sich interessirt, so ist es, als ob eine Last vom Herzen fallen, eine Fessel zerreißen würde.

Ich will's versuchen! Das Wort drückt einen schon gewonnenen Sieg aus; den Sieg über alle das geheime Bedenken, das ängstliche Zagen, welches sich angesichts einer Pflicht, eines Auftrags, einer Selbstverleugnung im Herzen geltend macht. Aber es kündigt auch einen Sieg an, wenigstens da, wo man es in Uebereinstimmung mit Gottes Willen und im Vertrauen auf Gottes Beistand ausspricht.

Der kleine Junge geht nach Hause zu seinem Vater und sagt: „Lieber Vater, willst du nicht nächsten Sonntag mit mir zur Sonntagschule gehen?"

Ist das nicht ein kleiner Held? Er zaudert und wählt nicht lange, er schleicht nicht lange muthlos umher, um herauszufinden, wie er sich seines Auftrages mit dem geringsten Maß von Selbstverleugnung entledigen könne, sondern er greift gerade an dem Platze an, der ihm am nächsten, der gerade für ihn da ist.

„Nein, mein Sohn," ist die Antwort, „was sollte ich in der Sonntagschule thun, ich kann nicht lesen."

Das ist ein großes Hinderniß; was wird der Kleine dazu sagen?

„Vater," sagt er, „bitte, komm mit, unser Lehrer wird dich lesen lehren."

Einfacher und richtiger hätte der Knabe nicht sprechen können und der Erfolg blieb auch nicht aus.

„Gut," sagt der Vater, „ich gehe mit dir."

Und er ging auch wirklich, lernte dort lesen und, was noch mehr ist, den Heiland suchen und finden. Später wurde er Colporteur. Dieser Beruf führte ihn weit umher und wohin er kam, bemühte er sich, Sonntagschulen zu gründen. Jahre schwanden dahin, er wurde nicht müde in diesem Bestreben und als er endlich zur ewigen Ruhe eingehen durfte, verdankten ihm 400 Sonntagschulen, in welchen 35,000 Kinder unterrichtet wurden, ihre Entstehung.

Die Ermahnung jenes Lehrers gleicht einer Quelle, welcher ein kleines Bächlein entspringt, das bald zum Bache und dann zu einem großen Flusse anschwellt, der Tausenden Segen zuträgt.

Ich will's versuchen. Das ist das rechte Wort, welches wir auch in unsern Tagen brauchen. Es giebt viel zu thun und es fehlt nicht an Fähigen, welche wohl wirken könnten, besonders auch im Sonntagschulwerk, auch will es der treue Herr nicht an Gnade und Segen fehlen lassen; aber wie viel Bequemlichkeit, Muthlosigkeit und Verzagtheit bindet unsere Hände und hindert die Ausbreitung des Reiches Gottes. Lasset uns alle diese Bande zerreißen auf einmal mit einem entschiedenen: „Ich will's versuchen."

Allgemeine Bildung und Fachstudien. Alle, welche je über unseren Gegenstand mit Verstand nachgedacht, vereinigen sich in der gänzlichen und gründlichen Abweisung der Ansicht, als ob ein bischen Lesen, Schreiben und Rechnen schon „Bildung" wäre. Das niederste Ziel, was heutzutage jeder Urtheilsfähige der Erziehung steckt, ist, daß sie sich mindestens auf die Natur des ganzen Menschen in folgenden drei Beziehungen zu erstrecken hat: auf seine leibliche Natur, die durch systematische und vernunftgemäße Anwendung aller der wohlthätigen Gesetze erzogen werden muß, von welchen die Gesundheit, Kräftigung und Verlängerung unseres Lebens abhängt; ferner auf seinen Geist, um seine Verstandeskraft zu stählen, ihn mit Kenntnissen zu bereichern und seinen Geschmack für alles Edle zu bilden; und endlich auf seine sittlich-religiöse Anlage, die Selbstsucht zu verdrängen, dem Gewissen die Herrschaft zu sichern und sein Herz mit Wohlwollen gegen die Menschen um uns her und mit Dankbarkeit und Verehrung gegen Gott, der über uns waltet, zu erfüllen. Hoch über aller Ausbildung in einzelnen Richtungen und für besondere Berufsarten steht die tüchtige und ersprießliche Ausbildung der allgemeinen menschlichen Anlagen und Fähigkeiten. Denn es ist von wichtigeren Folgen, diejenigen Talente zu bilden, welche der Menschheit im Großen und Ganzen, als welche nur einzelnen Zweigen derselben zu Gute kommen. Der praktische Landwirth, der scharfsinnige Mechaniker, der begabte Künstler, der ehrliche Gesetzgeber oder Richter, der geschickte Lehrer sind aller nur verschiedene Gattungen oder Spielarten der Menschen an sich. Die Menschheit selbst ist der Stamm, die einzelnen Beschäftigungen und Stände sind nur die verschiedenen Arten von Früchten, welche die verschiedenen Gattungen von Bäumen tragen. Die Ausbildung der Allen gemeinsamen Menschennatur, die rechte Pflege der ersten Keime der Intelligenz, der Aufrichtigkeit, des Wohlwollens, der Wahrhaftigkeit ist das, was Allen angehört, und eben darum auch Prinzip, Ziel und Zweck der ganzen Erziehung, während die Fachbildung für Farm oder Werkstatt, Kanzel oder Katheder, Land oder See bloße Nebendinge sind.

Die Haupterfordernisse für ein Geschlecht wie das unsere und in einer Welt wie die unsere sind: Ein von Anfang an gesund aufgewachsener Körper, kräftig und lebensvoll, unempfindlich gegen Hitze und Kälte und abgehärtet gegen den Kampf mit Klima und Zone, nicht verkrüppelt durch Krankheiten oder durch frühen Tod hinweggerafft, vor Anstrengungen nicht zurückschreckend, sondern darnach verlangend, wie ein edler Renner, nicht um des ausgesetzten Preises, sondern um der Lust am Kampfe willen, und mitten im Winter des Alters neu sich verjüngend, im Geist ebenso tüchtig fürs ewige Leben, wie der Leib für das irdische, ebenso erleuchtet vom Lichte der Weisheit, wie gewarnt vom Irrthum vergangener Zeiten, fähig durch die Kenntniß der Gesetze, der Natur, die Elemente selber ebenso geschickt nach seinem eigenen Willen zu leiten, wie der Leib durch die Muskeln seine Glieder bewegt, und so die erschöpften Kräfte der Natur neu zu stärken und sie selbst immer frisch mit den nie versiegenden Reizen der Schönheit zu schmücken und auf allen seinen Wegen eine Leuchte mit sich zu nehmen, womit er die Reiche der Natur durchforscht und ihre verborgenen Geheimnisse entschleiert; endlich eine

Digitized by Google

sittliche Natur, die gleich einer Gottheit über dem Ganzen schwebend, Sorgen und Schmerzen verscheucht, in die Kränze irdischer Freuden die Blüthen ewiger Hoffnungen flicht und im verklärenden Glanze des erhabensten aller Gedanken strahlt, den Willen Gottes zu kennen und zu erfüllen.

Horace Mann.

Amerikanische Buben. Das „New York Journal of Education," ein Organ der öffentlichen Schulen, urtheilt über einen großen Theil der männlichen Jugend der Ver. Staaten, wie folgt: Die Verworfenheit der bösen Buben in Amerika ist allbekannt. Ihre Bosheit hört auch nicht auf, wenn der Bube in das Jünglingsalter eintritt. Aus dem Eckensteher wird ein Kneipenläufer, der bald zum Wardpolitiker avancirt und sich schließlich zum „Loafer" entwickelt. Die bösen Buben sind in allen Städten und Dörfern der Union gleich schlimm. Sie haben blos verschiedene Namen, finden aber ihresgleichen nirgends in der civilisirten Welt. Sie respektiren weder Gott, noch die Menschen; weder das kahle Haupt der Propheten, noch die Brille des Philosophen. Die Bären des Elisa hätten sie nicht gefürchtet. Ihre Gewandtheit in der Handhabung von Schießgewehren und sonstigen Waffen, die sie sich durch das Studium der "Dime-Novels" angeeignet haben, würde sie mit so großem Selbstvertrauen erfüllen, daß sie auf die Androhung der Strafe des Elisa kühl und trocken entgegnen würden: „Laßt eure Bären nur los, wir sind nicht bange vor ihnen!" Der böse Bube Amerikas hat, wie schon gesagt, nirgends auf der Welt seinesgleichen. In Europa sind die jungen Leute gelehrig und haben Respekt vor ihren Eltern und Vorgesetzten. In Asien und Afrika beschäftigt sich die Jugend mit ihrer Umgebung. Der Bube Amerikas ist eine Abnormität. Er wächst auf wie ein Wilder inmitten der Civilisation; er ist ungläubig und verspottet die Religion gerade so, wie er sich über die Gesetze und jede Autorität lustig macht. Seine Mutter nennt er blos "the old women", seinen Vater "dad". Er bedient sich der rohesten Ausdrücke und flucht bei jedem zweiten Satz, den er spricht. Sein Hauptvergnügen besteht in Ungezogenheiten. Religion und Bildung kennt er nicht. Und das Schlimmste an der Sache ist, daß der böse Bube bereits ein kennzeichnendes Merkmal der Vereinigten Staaten geworden ist." Gott sei Dank, dies scharfe Urtheil trifft doch nicht die ganze männliche Jugend.

Schule und Staat. Um ein Volk geschickt zu machen, sich seine Staatsform zu wählen und die gewählte durchzuführen, bedarf es einer gründlichen Verbesserung unserer ganzen verderbten und innerlich faulen Erziehungsweise. Man muß es zum Glauben im Bunde mit der Tugend, der Mäßigkeit, der Bescheidenheit, der Nüchternheit, der Sparsamkeit und Gerechtigkeit heranzubilden suchen, es lehren mit bloßem Reichthum und äußerer Ehre keinen Götzendienst zu treiben, Ehrgeizige und unruhige Köpfe gründlich zu hassen und die eigene Wohlfahrt und das persönliche Glück nur im öffentlichen Frieden und in der Freiheit und sichern Ordnung des Staatswesens zu suchen.

John Milton.

Wer es geschehen läßt, daß das Volk schlecht erzogen bleibt und seine Sitten von frühester Kindheit an verdorben werden, und sie nachher für die Verbrechen strafen will, wozu doch die erste Erziehung schon den Grund gelegt hat, von dem kann man sagen: Er macht zuerst Diebe und nachher henkt er sie.

Sir Thomas More.

Ein gebildetes Volk. Es giebt Dinge, deren innerer Werth sich nicht nach der äußeren Nachfrage nach ihnen bemessen läßt, weil man sie nicht dazu gebrauchen kann unseren Neigungen oder den täglichen Bedürfnissen des Lebens zu dienen, und deren Mangel eben darum meistens da zuletzt gefühlt wird, wo man sie am meisten bedurfte. Insbesondere gilt dies von denjenigen Dingen, welche hauptsächlich darauf abzielen, den Charakter der Menschen zu heben. Wer selbst ungebildet ist, kann über den Werth der Bildung nicht urtheilen. Diejenigen, die es am nöthigsten hätten, besser und weiser zu werden, sind meisten die Letzten, die es wünschen, und selbst wenn sie es wünschen, wären sie dennoch unfähig den Weg dazu von sich selber zu finden.

John Stuart Mill.

Athen hatte es der guten Zucht und trefflichen Leitung seiner Jugend zu verdanken, daß es ihm gelang in dieser einzigen Stadt, im Verlaufe von einem Jahrhundert, ja zu Lebzeiten eines einzelnen Menschen so viele Feldherrn, große Männer, Gelehrte und Weise hervorzubringen, daß ihm kaum ein anderer Staat darin gleichkommt, nicht einmal der römische während der siebenhundert Jahre seiner höchsten Blüthe.

Roger Asham.

Erziehungspflicht des Staates. Die erste Pflicht der Regierung und das untrüglichste Zeichen einer guten Regierung ist die Fürsorge für den Jugendunterricht. Eine möglichst allgemeine weite Verbreitung von Kenntnissen ist die Vorläuferin sowohl als die beste Hüterin freiheitlicher Staatseinrichtungen; sie ist die einzige erhaltende Macht, der wir die Obhut über unsere Freiheiten und den Schutz gegen Betrug, Verrath, Bestechung und Gewaltthat anvertrauen können.

De Witt Clinton.

Dieselben Kräfte, welche eine gute Staatsverfassung erzeugten, müssen sie auch erhalten, nämlich weise und tugendhafte Männer. Da aber Weisheit und Tugend sich nicht leiblich fortpflanzen, so muß mit aller Sorgfalt durch eine tugendhafte Jugenderziehung dafür gesorgt werden, für welche man keine Kosten scheuen darf, denn hier hieße: Sparen soviel als alles Gewonnene wieder verlieren.

William Penn.

Kinder, der beste Schatz. Schuppius erzählt, daß einst ein ehrlicher frommer Kaufmann zu ihm sagte, er halte seine Kinder für seinen besten Schatz, für seinen größten Reichthum. „Denn," sagte er, „Alles, was ich sonst durch Gottes Segen habe, das muß ich endlich in der Welt lassen; allein meine Kinder hoffe ich mit in den Himmel zu nehmen." — Ist das auch deine Meinung, liebes Elternherz?" —

Digitized by Google

Am Kamin.

Das Gebet für die Zuspätkommenden. Rowland Hill that es sehr leid, daß Mehrere in seiner Gemeinde die Gewohnheit hatten, regelmäßig zu spät zu kommen; daher richtete er einst im Kirchengebet die Bitte an Gott: „O Herr, segne Alle, die schon hier sind; erbarme dich Derer, die noch unterwegs sind, und mache auch Die selig, die noch im Sinn haben zu kommen."

Das leere Tuch. Einst bat eine Frau Rowland Hill, er möchte ihren Sohn als Candidaten für das Predigtamt prüfen, er habe gewiß Talent, nur sei es im Tuche verborgen. Am Schluß der Prüfung sagte Hill zu der Mutter: „Ich habe das Tuch umgekehrt, das Talent aber habe ich nicht gefunden."

Verschiedene Maschinen-Arbeit. Eine gewöhnliche Taschenuhr tickt 17,160 Mal in einer Stunde; folglich 411,840 Mal in einem Tage, 150,424,560 Mal in einem Jahre. Bei sorgfältiger Behandlung geht eine Taschenuhr zuweilen hundert Jahre richtig, und in diesem Fall würde sie 15,042,456,000 Mal ticken. Eine Uhr ist von hartem Metall gemacht, aber es giebt eine andere merkwürdige Maschine, die aus weit weicherem Stoffe besteht, und doch 5000 Mal in einer Stunde schlägt, 120,000 Mal in einem Tage, 43,830,000 Mal in einem Jahre. Sie dauert auch wohl, jedoch nicht oft, hundert Jahre, und würde dann 4,383,000,000 Mal schlagen. Man sollte denken, diese Maschine müßte, da sie doch so weich ist, sich schneller abnutzen, als die andere; aber dem ist nicht so. Jeder Mensch trägt diese kleine Maschine bei sich, und kann ihren Schlag fühlen. Sie ist das Herz.

Was der fromme Ludwig Harms in einer plattdeutschen Predigt von den gerechten Höllenstrafen über Gal. 3, 15—21 sagt:

„Dann steit da ook noch am Enne der Epistel: Er hat es alles beschlossen unter die Sünde, auf daß er sich aller erbarme. Düt möt wi ook noch mit'n paar Wöören verklaren, weil dat manchmal ganz verkehrt verstahn wart. Gott hat alles beschlossen unter die Sünde — nu dat is ja ganz klar — Sünner sünd wi alle; nicht allene sünd wi soo'ne Minschen, de wohl einige Fehler an sick hebt, sondern wi sünd alle Sünner dorch un dorch. Dat mot jeder Minsch ing'staan. Keener hat de Gebote Goddes holen, sondern wi hebbt se alle överträen.

Nu segd de Lühd awerst födder, da steit nu noch: auf daß er sich aller erbarme. Also alle Minschen sünd Sünner un Gott erbarmt sick aller. Darut hebt de Lühd nu de abschüliche Lehre von de Wedderbringung aller Dinge hernahmen. Se seggt: Gott erbarmt sick aller, also möt alle Minschen ook sälig wärn. Dat is awerst eene schüßliche Lehre.

Ja wohl! dat is wohr: Godd erbarmet sick över alle Minschen, aber dat is's eben: de Lühd nehmt nich alle de Erbarmung an.

Wenn see se alle annehmen däen, so wören se alle sälig, aber dat doht se man nich. Ick will tom Beispil nehmen: Da sünd twintig (20) arme Bädlers; alle tosammen hebbt se nix ördentlichs up öhren Liev (Leib), dat is so'en Lumpenvolk.

Nu laat ick för jüe alle 'n neen Rock maken; ick gah hen na'n Snieder und bestell twintig Röcke. Dann gah ick nah jün und segg: Nu hört mal, je Lumpenkeerls; ick will jü alle eenen Rock schenken. De erste nimmt den Rock an un bedankt sick, de twete schmiet mi'n in't Gesicht, und de dritte geit gar mit de Föte darup herum.

Hebb ick mi nu över alle erbarmt? Dat versteiht sick; ick wöll jün alle den geern gäven, aber man eener von dat Lumpenvolk hät de Erbarmung annahmen, de annern hebbt se von sick smäten; de eene hät mi den Rock in't Gesicht smäten un de annere hät mit de Föte darup herumtreten. Is dat nun meine Schuld, dat se den Rock, den ick för jün all bestimmt har, nich annahmen? Ne, dat is lediglich öhre Schuld.

Na, so is dat ook mit düsser Stelle. Godd erbarmt sick över alle, aber nich alle nämt de Erbarmung an, sondern se stöt se von sick und wült nix damit to doon hebben."

Vom Schuldenmachen in alter Zeit. Wenn in früheren Zeiten große Herren Schulden contrahiren mußten, so konnte dies zuweilen nur unter recht demüthigen Bedingungen geschehen, welchen sie sich allerdings wahrscheinlich nur unterwarfen, wenn sie wirklich in peinlichster Geldnoth waren. Zur größeren Sicherheit nämlich, daß der Schuldner unter allen Umständen seine Zahlungsverbindlichkeiten erfüllen werde, behielt sich der Gläubiger in der Schuldverschreibung das Recht vor, den ersteren, falls er seinen Verpflichtungen doch nicht nachkäme, ungestraft öffentlich als einen Mann ohne Ehre in den schwärzesten Farben zu schildern und bezügliche Schandgemälde wie auch Schmähschriften auf ihn an Kirchenthoren, Rathhausthüren, ja sogar am Galgen selbst anheften zu dürfen, allen ehrlichen Leuten zur Warnung und zum abscheulichen Exempel. Selbst fürstliche Personen, die sich in kläglichen Geldnöthen befanden, stellten solche Verschreibungen aus, so z. B. Fürst Johann Georg von Anhalt, der im Jahre 1588 von den Landständen der Altmark 30,000 Thaler borgte. Wenn er die Summe zur rechten Zeit nicht zurückzahlen würde, so gebe er ihnen feierlichst „alle Macht und Gewalt, an Kirchen, Klausen, Rathhäusern und sonstigen öffentlichen Orten, wo immer es ihnen gefällig, seine fürstliche Person in Gemälden und Inschriften anzuschlagen, zu schmähen, zu schelten und bei jedermann aufs ärgste auszurufen, wie solchen Leuten gebühre, die ihre verpfändete Ehre, Briefe und Siegel nicht einlösen; — daran sie (die Gläubiger) dann nicht gefrevelt und kein Unrecht gethan haben sollten." Im Brandenburgischen und vielleicht auch anderwärts wurden noch im 17. Jahrhundert derartige Schuldverschreibungen ausgestellt.

Schulbildung. Fürst: „Meine Kinder, ich bin mit eurer Schulbildung sehr zufrieden, nur noch

eine Aufgabe: 12 Kaufleute kauften zusammen 24 Säcke Weizen. Wie viel bekam Jeder?"

Die Kinder denken lange nach. Endlich steht der Hans auf und sagt: „Herr Ferscht, ja, des han mer noch nie gelernt."

Fürst: „Wie so, mein Kind, der Herr Lehrer sagt mir doch, daß ihr alle die Spezies durchgenommen habt?"

Hans: „Dös schon, aber mer hawes als mit Rübe und Kartoffeln gelernt, bis zum Weizen sein mer noch net kumma!"

König Wilhelm der Dritte von England war einst auf einem Marsche begriffen, um irgend eine geheime Unternehmung auszuführen, als einer seiner Generäle sich mit der Frage an ihn wandte, was denn eigentlich seine Absicht wäre.

„Können Sie," wandte sich der König an den Frager, „auch wohl ein Geheimniß bewahren?"

„O gewiß!" war die Antwort.

„Nun gut," erwiderte dann der König munter, „seien Sie überzeugt, ich vermag das ebenso sicher wie Sie."

Ein Geistlicher hatte viel unter dem Bestreben seiner weiblichen Gemeindeglieder zu leiden, die vordersten Kirchenstühle einzunehmen. Er suchte sich durch einen Anschlag in der Kirche zu helfen, welcher besagte, daß die Sitzplätze in der Reihenfolge des Alters, und zwar die vordersten von den ältesten Damen, einzunehmen seien. Seitdem drängt sich das schöne Geschlecht nur noch um die hintersten Kirchenstühle.

Es pressirt. Bürger (athemlos beim Mobiliarversicherungsagenten in's Zimmer stürzend): „Was kost's, wenn ich mein Haus versichern lasse?"

Agent: „Pressirt's denn so?"

Bürger: „Ach freilich, es brennt ja schon!"

Die Greuel des Krieges. Ein Berichterstatter, welcher mit Oberst Mahomed das Schlachtfeld bei Alexinatz im letzten türkischen Kriege besuchte, entwirft von demselben ein haarsträubendes Bild. Auf dem nahen, von Lindenbäumen halb verborgenen Kirchhofe lagen Skelette und halbverweste Körper zerstreut umher. Hundert Schritte weiter stießen wir auf eine Anzahl Leichname serbischer Krieger, meist alle im Stadium des Zersetzungsprozesses. Manche davon waren noch warm und konnten also noch nicht lange von ihren Bewohnern verlassen worden sein. Welche entsetzliche Pein müssen diese Beklagenswerthen erduldet haben, zwischen diesen Todten liegend, ohne geeignete Hilfe und Zuspruch. In der Nähe eines Adjutanten lagen zwei Photographien, die seiner sterbenden Hand entfallen waren, die eine das Bild der Verlobten, die andere das Bild des Todten.

Nicht weit von ihm lag ein anderer Offizier, der seine rechte Hand krampfhaft auf die Brust drückte, wo ein Bombensplitter ihn getroffen hatte. In der Hand hielt er ein Stück Papier, das wir nur mit Mühe herausnehmen konnten. Es war ein Brief in großen unförmigen Buchstaben, ohne Zweifel von der Hand eines Kindes geschrieben, und lautete ungefähr folgendermaßen: „Bester Vater, sei doch so gut und komme aus dem Krieg nach Hause. Seit du fortgegangen bist, weint die Mama jeden Tag, und träumt des Nachts, daß du todt unter einem Baume liegest. Mutter ist so blaß geworden und weint immer fort. Ich bin sehr gut und lieb, daß sie nicht mehr weinen soll, und will immer brav bleiben, wenn du nur bald zurückkommst und die Mutter küssest, daß sie noch einmal wieder rothe Backen bekommt, und mußt auch deine kleine Minka küssen!"

Als wir den Brief gelesen hatten, verlor ich allen Muth, und selbst über das Antlitz des Obersten legte sich ein düsterer Schatten.

Wie viel Familienglück, Wohlstand und Menschenleben werden durch den Krieg zerstört!

Atheistische Kindtaufe. Frankreich treibt immer mehr auf die „Göttin der Vernunft" der Revolutionszeit los. An einem der letzten Sonntage vollzog nun gar der berüchtigte Henri Rochefort im Wirthshause zum "Lapin qui fume" (zum tabakrauchenden Kaninchen) in St. Denis eine gar merkwürdige Ceremonie, eine atheistische Kindtaufe. Fünfzig Freidenker vom reinsten Wasser waren in dem genannten Lokale zum Festschmause versammelt. Beim Nachtisch legte der Bürger Grossete dem Redakteur des „Intransigeant" die Insignien des Freidenkervereins von St. Denis an, worauf Rochefort sich erhob und sprach: „Bürgerinnen, Bürger! Wir wollen jetzt, nicht zur Taufe, aber zur feierlichen Einführung dreier Kinder, denen die Freigeisterei ihre Reihen öffnet, in's Leben schreiten. Noch ehe man darauf sinnt, die Tyrannen zu vernichten, muß man sich vom Aberglauben befreien. Unsere Väter hätten nicht die Bastille erstürmt, wenn sie nicht zuvor Christum zu Boden geworfen hätten." Bei diesen gotteslästerlichen Worten trat eine junge Mutter vor, ein neugeborenes Kind auf dem Arme und einen Knaben und ein Mädchen, beide etwa 4 oder 5 Jahre alt, an ihrer Seite. Die letzteren beiden Kinder nehmen rechts und links von Rochefort Platz; dieser ergreift breite rothe Bänder und schlingt sie den Kindern um den Hals. Zum großen Jubel der Versammlung greift das Wickelkind, wahrscheinlich durch die rothe Farbe angezogen, mit dem Händchen nach seinem Bande und stößt dabei einen Freudenschrei aus. Schließlich wurde ein Protokoll über die Feier aufgenommen und von allen Anwesenden unterzeichnet.

Der Sieger bei Großbeeren. Nach der Schlacht bei Großbeeren (23. August 1813) saßen eine Anzahl preußischer Offiziere beim Siegesmahl. Das Gespräch fiel auch auf den Prediger Jänicke in Berlin und endete mit schallendem Gelächter. Da ergriff ein General das Wort und sprach: „Wer hat die Schlacht bei Großbeeren gewonnen?" Da wurde manches geredet, dies und jenes Regiment wurde gelobt, diese und jene That gerühmt. Der General aber sprach: „Meine Herren, ich will Ihnen die Antwort geben. Der Mann, von dem Sie vorhin so viel Lächerliches erzählten, der hat die Schlacht gewonnen. Der hat mit seiner Gemeinde Tag und Nacht auf den Knieen gelegen und den Herrn unsern Gott, den Lenker der Schlachten, um den Sieg angerufen. Und nun frage ich Sie, meine Herren, ob dieser Mann es verdient hat, daß man seiner spotte? Ist er nicht vielmehr um seiner Frömmigkeit und Treue willen gegen den König und das Vaterland aller Ehre werth? Gott erhalte uns noch lange diesen seinen treuen Knecht."

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Die Bewegung zu Gunsten der politischen Gleichstellung der Frauen macht entschiedene Fortschritte. In fast allen Staaten der Union wurde den Frauen gesetzlich das Recht zuerkannt, Gemeinde- und sonstige öffentliche Aemter zu bekleiden. Die Gesetzgebungen von Nebraska, Indiana und Oregon haben in ihren diesjährigen Sessionen beschlossen, daß dem weiblichen Geschlecht das Wahlrecht für die Gesetzgebungen zu gewähren sei. Diese Bestimmung erlangt jedoch erst dann Gesetzeskraft, wenn dieselbe nochmals von den nächstjährigen Sessionen ratificirt wird. In Wisconsin wurde der diesbezügliche Beschluß der vorjährigen Gesetzgebung von dem gegenwärtigen Hause umgestoßen. In Jowa und Kansas stimmten die Unterhäuser für die politische Gleichstellung der Frauen und die Oberhäuser dagegen. In Colorado trat, umgekehrt, der Senat für und das Unterhaus gegen die Emanzipation des schönen Geschlechts auf, das in Amerika längst nicht mehr den Namen des schwachen verdient. Es unterliegt somit keinem Zweifel mehr, daß die Frauen, die schon jetzt eine so hervorragende und einflußreiche Stellung im gesellschaftlichen und öffentlichen Leben Amerikas einnehmen, binnen wenigen Jahren in der Union in politischer Beziehung die vollständige Gleichstellung erlangen werden, mit alleiniger Ausnahme des passiven Wahlrechts, nämlich des Rechts, als Repräsentantinnen in die gesetzgebenden Versammlungen, in die Gemeinde-Vertretungen gewählt zu werden und höhere Staats- sowie Gemeindeämter zu bekleiden. Sind sie jedoch erst im Besitz des politischen Wahlrechts, dann werden sie mit verstärkter Kraft alle Hebel ansetzen, um ihre vollständige Gleichberechtigung mit dem starken Geschlecht zu erringen. Vielleicht erlebt noch unsere Generation das merkwürdige Schauspiel, in Amerika Frauen als Gesetzgeberinnen, als Präsidentschafts-Candidatinnen, als regierende Bürgermeisterinnen und als diplomatische Vertreterinnen zu sehen.

Die Besetzung der Stadt Kernan macht dem tunesischen Mädchenhandel ein Ende, der dort in eigenen Bazaren im großartigen Maßstabe betrieben wurde. Noch der Vater des jetzigen Beis ließ sich von den Besitzern dieser Bazare die üblichen Steuern statt in klingender Münze in schönen Mädchen auszahlen. Auch pflegte er immer selbst nach Kernan zu kommen, um sich diesen lebendigen Zins anzusehen und nach Tunis heimzuführen.

Eugen Richter. Unter den Wortführern des preußischen Abgeordnetenhauses und des deutschen Reichstages nimmt der Abgeordnete Richter eine hervorragende Stelle ein. Er ist als Vorkämpfer der Fortschrittspartei und als schneidiger Redner fast gefürchtet, und bei den Vorbereitungen zu den jüngsten Wahlen entsendeten die conservativen, ja selbst die nationalliberalen Blätter Pfeile über Pfeile gegen den unliebsamen Kritiker. Eugen Richter ward dennoch, oder vielleicht gerade deswegen, doppelt gewählt und vertritt jetzt abermals seinen früheren Wahlkreis; die Fortschrittspartei und die ihr nahestehende liberale Vereinigung verstärkten sich aber dergestalt, daß sie jetzt durch das Vertrauen von fast einer Million Wähler gestützt werden.

Zu diesen bedeutenden Erfolgen trug ohne Zweifel das Mißbehagen bei, dem die neue deutsche Wirthschaftspolitik in ziemlich weiten Kreisen begegnet. Wer die Vertheuerung wichtiger Lebensbedürfnisse infolge des Schutzzollsystems und die Lasten rügt, welche wegen der gestiegenen Heeresbedürfnisse aufzulegen waren, kann sicher auf Beifall rechnen. Gegen die Lauterkeit der Gesinnung, die den Abgeordneten Richter und seine Genossen dabei beseelt, mag kein Zweifel zu erheben sein. Wer sie des heimlichen Republikanismus beschuldigt und hinsichtlich der Feindseligkeit gegen Kaiser und Reich mit der Sozialdemokratie in eine Linie stellt, hat die Bekämpfung der Sozialdemokratie durch die Fortschrittspartei vergessen. Daß die Rechenmeisterei, ingleichen das Eintreten für die constitutionellen Rechte ja auch in ein Parlament gehören, sollten die Conservativen nicht übersehen. Jener große englische Staatsmann, der sich eine Opposition kaufen wollte, wenn es an einer solchen fehlte, wußte nur zu genau, daß selbst die überlegenste Einsicht irregehen und damit schwere Folgen heraufbringen könne. Ob freilich eine Opposition alles aussprechen und wie ein unerbittliches Gewissen jede unerfüllt gebliebene Zusage immer wieder vorhalten dürfe, kann unter Umständen doch zweifelhaft erscheinen.

Was die Lebensverhältnisse Eugen Richter's anlangt, so ist derselbe am 30. Juli 1838 in Düsseldorf zur Welt gekommen. Nachdem er die Universitäten Bonn, Heidelberg und Berlin besucht, ward er 1859 Auscultator und Regierungsreferendar zu Düsseldorf, 1864 Regierungsassessor. Seine Wahl zum Bürgermeister von Neuwied erlangte nicht die erforderliche Bestätigung. Gegen seinen Wunsch zur Regierung nach Bromberg versetzt, trat er 1864 aus dem Staatsdienst, nahm seinen Aufenthalt in Berlin und hat sich daselbst durch volkswirthschaftliche und politische Aufsätze und Schriften bekannt gemacht. Im Jahre 1869 ward er Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, zuerst für Königsberg, seit 1870 für Hagen. In den constituirenden Reichstag gelangte er durch die Wahlen in Nordhausen. Schwarzburg-Rudolstadt entsandte ihn in den neuen deutschen Reichstag, welchem er weiterhin als Vertreter des Wahlkreises Hagen angehört.

Sonst und Jetzt im Haushalt der Vereinigten Staaten. Der Unterschied ist sehr groß in jeder Beziehung, namentlich aber bezüglich der Ausgaben. Noch zu Anfang unseres Jahrhunderts reichten wenige Millionen für die gewöhnlichen laufenden Ausgaben aus; unmittelbar vor dem Kriege

Digitized by Google

war unser Budget auf 30 Millionen angewachsen; seitdem ist es mit einer Geschwindigkeit gestiegen, daß selbst der gewandteste Rechenmeister kaum zu folgen vermochte. Dabei haben wir eine nur unbedeutende stehende Armee, so gut wie gar keine Flotte und kein Civildienst-Pensionssystem. Unter solchen Umständen erscheint unsere Staatsverwaltung geradezu als die kostspieligste der Welt. Auf dreihundert vierzig und ein halb Millionen schätzt man unsere Ausgaben für das Fiscaljahr 1881–82. Diese Voranschläge pflegen aber in der Regel nicht unbeträchtlich hinter der Wirklichkeit zurückzubleiben. Die Summe ist ohnehin schon um 40—50 Millionen größer, als der gleichfalls beträchtlich überschrittene Voranschlag für verwichenes Jahr betrug. Es kommt jetzt alles darauf an, ob der Congreß, durch die Höhe der Forderung endlich zum Bewußtsein gebracht, die Nothwendigkeit des Sparens einsieht und nicht wieder in's Blaue hinein neue Verwilligungen macht. In den letzten Jahren hatte man stets vom Sparen gesprochen und demgemäß, bei Feststellung der einzelnen Posten, da und dort eine Kleinigkeit, vielleicht auch ein paar Millionen abgezwackt; dann aber wurden neue Gesetze, die beträchtliche Verwilligungen erheischten, beim Dutzend angenommen, und wenn es ans Aufsummiren ging, waren die Gesammtausgaben, statt vermindert, regelmäßig um ein paar Dutzend Millionen erhöht worden. Jetzt liegt die große Frage vor: Soll es diesmal ebenso gehen, oder wird man auf dem abschüssigen Wege endlich Halt zu machen versuchen und sich nach seiner Decke strecken lernen? Wir sind freilich ein reiches Volk; aber eine so unsinnige Verschwendung, wie sie in unserer nationalen Verwaltung eingerissen, vermögen wir doch auf die Dauer nicht auszuhalten, wären auch unsere Verhältnisse noch weit glänzender, als sie es thatsächlich sind.

Präsident Arthur hat sich jetzt ein beinahe ganz neues Kabinet angeschafft. Noch zum Christgeschenk ward ein neuer Staatssekretär, sowie ein neuer Generalanwalt und Generalpostmeister eingesetzt. Ob das neue Kabinet Besseres leisten wird, als das Garfield'sche geleistet haben würde, kann kaum bewiesen werden, da letzteres keine Zeit zur Kraft- und Talententfaltung hatte. Wie aber der Wechsel auch immerhin wirken mag — so ist es ungerecht, den Präsidenten deßwegen zu beschimpfen, daß er seine politischen Freunde als seine Rathgeber berufen. Also war, und ist es ja von jeher Brauch!

Herr Frelinghuysen, der jetzt das, von Herrn Blaine mit einer, in den letzten Jahrzehnten der amerikanischen Geschichte geradezu unerhörten Energie ergriffene Steuer der auswärtigen Angelegenheiten führen wird, gehört dem Staat New Jersey an, und ist von Haus aus Jurist. Von 1861 bis 1867 diente er seinem Staate als Generalanwalt, und wurde im letztgenannten Jahre, nach dem Tode des Bundessenators Wright, für den Rest der Amtsdauer desselben in den Bundessenat geschickt. 1871 wurde er auf's Neue für einen vollen Termin in diese Körperschaft erwählt, aus der er 1877 schied, um sich seinen Privatgeschäften zu widmen. Herr Frelinghuysen ist heute ein Mann von vierundsechszig Jahren.

Herr Brewster ist noch ein Jahr älter. Auch er ist von Geburt ein New Jerseyer, doch ließ er sich, kurz nachdem er seine juristischen Grade erlangt hatte, in Philadelphia nieder, wo er seitdem eine höchst erfolgreiche Advokatur betrieben hat. Seine Berufung zum Nachfolger des Herrn McVeagh ist weniger wegen seiner anerkannten Bedeutung als Jurist und Redner, als vielmehr des Verhaltens halber, welches von ihm in Betreff der Sternpost-Prozesse mit Bestimmtheit zu erwarten ist, mit leicht erklärlicher allseitiger Genugthuung aufgenommen worden. Herr Brewster ist nämlich bereits von seinem Vorgänger als einer der Spezialanwälte der Regierung in der Verfolgung von Brady und Consorten verwendet worden, und er hat dabei eine solche Entschiedenheit gezeigt, daß man sicher sein darf, ihn als Haupt des Justiz-Departements mit ganzer Strenge und Energie auf demselben Pfade voranschreiten zu sehen, auf dem er sich bereits als Hilfsbeamter so unverkennbar bewährt hat.

Herr T. O. Howe aus Wisconsin, der neue Generalpostmeister, ist ein ausgesprochener „Stalwart", ein persönlicher Freund des Generals Grant und war einer der eifrigsten Vorkämpfer für den „dritten Termin". Noch nach der Chicagoer Convention bezeichnete er in einer zu Green Bay gehaltenen Ansprache die Nomination Garfield's als ein Verbrechen an der Partei. Anstößiger noch war der großen Mehrheit des Volkes die Haltung, die Herr Howe im Bundessenat der Hayes'schen Administration gegenüber einnahm. Der ehemalige Senator von Wisconsin war namentlich ein fast fanatischer Gegner der von Schurz eingeführten Reformen; er hat die Reform des Civildienstes, die Indianerpolitik, die durch Schurz betriebene Verfolgung der Holzdiebstähle auf den Regierungsländereien, kurz alle Maßregeln bekämpft, bei denen die große Mehrzahl des Volkes auf Seiten des Präsidenten Hayes und seines Ministers Schurz stand.

Das Alles braucht natürlich Herrn Howe nicht nothwendig daran zu hindern, ein tüchtiger General-Postmeister zu werden.

Der jetzige Papst, Leo der Dreizehnte, wird von seinem früheren vertrauten Freunde, dem einstigen Jesuitenpater Curci, auf folgende Weise geschildert: „Leo der Dreizehnte ist in vielen Punkten das grade Widerspiel seines Vorgängers. Er entschließt sich nur nach reiflicher Ueberlegung; er handelt nicht nach Willkür, noch auch sprungweise oder launenhaft, wie der andere oft that, und unterwirft sich gern der Meinung einer Mehrheit, selbst bis zur Aufopferung der eigenen Ueberzeugungen — eine schätzenswerthe Gabe bei solchen, die gehorchen müssen, aber weniger angebracht bei den zum Befehlen Berufenen. In diese Verzichtleistung auf eigenste Entschließungen ist für den gegenwärtigen Papst geradezu verhängnißvoll, da er fast nur von Kreaturen seines Vorgängers umgeben ist, die aus dem weltlichen Dominium einen Glaubenssatz zu machen gelernt haben. Als Bischof von Perugia war Pecci noch zum Frieden mit Italien geneigt. Ja noch als Papst hatte er schon eine dahinlautende Encyclica im Concept entworfen, die „mehrere Personen gelesen haben"; aber der fast einstimmige Widerspruch der Cardinäle, die sich auf den Unwillen beriefen, welche der Entwurf bei den Prä-

Digitized by Google

laten der Kirche zur Folge haben würde, verurtheilte das friedenathmende Aktenstück zum Tode im Papierkorb.

„So regiert also nicht der Papst, sondern eine kleine unversöhnliche Partei hinter den Kulissen stehender Geister. Und ihre Waffe ist die klerikale Presse. Die Civilta cattolica, die Voce della Verita in Rom, und andere für eine gleich geringe Zahl von Lesern schreibende Provinzialblätter, sie halten die Kirche im Bann. Was sie so mächtig macht, ist die Anonymität ihrer Artikel und die geheimnißvolle Autorität, in welche sie sich zu hüllen verstehen. Mit einer Anmaßung ohne gleichen setzten sich diese namenlosen und verdienstlosen Menschen aufs hohe Pferd und orakeln in ihren Blättern, als ob sie bald die Gesellschaft Jesu, bald der heilige Stuhl, ja die heilige Kirche selber wären. Und jede gegentheilige Meinung verlästern sie als Auflehnung gegen die Wahrheit, als Ketzerei und Revolution.

„Ihr Einfluß auf die Kirche und die leitenden Kreise in Italien ist, wie das gleiche einst Abbe Michaud für Frankreich nachgewiesen hat, ein unbeschreiblich schmerzlicher. Sie terrorisiren die Gutgesinnten. Die Formen des klerikalen Journalismus sind derartig, daß sie allmählich jede Ehrfurcht vor der Wahrheit, fast möchte ich sagen jeden Gerechtigkeitssinn vernichten und den Leser mit hineinziehen in alle jene Verdrehungen und Fälschungen und Sophismen und Verleumdungen und Beleidigungen und Gemeinheiten, die man sonst nur auf der Gasse hört. Was aber das Schmerzlichste ist für jeden, der den obersten Hirten der Kirche mit kindlicher Anhänglichkeit lieb hat, das ist, sehen zu müssen, wie in diesen Schlamm mit hinein gemengt werden: angebliche Mittheilungen aus dem Vatikan, untergeschobene Informationen hervorragender Kardinäle und Prälaten, ja am häufigsten sogar der Name und die Autorität des Papstes selbst — eine Vermischung, die nicht nur zum Schmucke, sondern dazu dienen soll, die selbsterfundenen Träumereien zu bestätigen und schließlich die eignen Obern in Respekt zu halten, die es dann für das beste halten, zu dulden und zu schweigen."

Zur Statistik der Juden. Bei der Bedeutung, welche offenbar der „Juden-Frage," als einem Theil der socialen Frage, mancherorts zukommt, mögen die folgenden Zahlen nicht uninteressant sein, welche die Zeitungen nach dem officiellen Bericht des „Verbreitungsvereins für den den jüdischen Glauben," dessen Sitz sich in Berlin befindet, mittheilen:

Im Ganzen giebt es heutzutage circa 7,000,000 Juden, — ungefähr so viel, wie man annimmt, als einst zur ruhmreichen Zeit des Königs David lebten.

Von den 7,000,000 kommen 5,000,000 allein auf Europa, 200,000 auf Asien, 800,000 auf Afrika, 1—1,500,000 auf Amerika. Bezüglich Europa nimmt Rußland mit 2,631,000 den ersten Rang ein. Dann kommt Oesterreich-Ungarn mit 1,375,000, wovon Galizien allein etwa 575,000 zählt. In Nieder-Oesterreich sind von 2,140 Advokaten 101 Juden; von 2,488 Schülern an den höheren Schulen Wiens sind fast die Hälfte (1,038) Juden; von 59,122 Kaufleuten gehören 30,000 diesem Volke an. Noch schroffer ist das Verhältniß in der Presse; unter den 370 Schriftstellern und Journalisten Nieder-Oesterreichs sind nur 145 nicht Juden!

Oesterreich zunächst kommt Deutschland mit 512,000 Israeliten, wovon 61,000 in Posen und preußisch Polen leben; aber Berlin allein besitzt 45,000 Juden, fast so viel wie ganz Frankreich zusammen.

Eine verhältnißmäßig starke jüdische Bevölkerung hat noch Holland mit 70,000 Juden; dann kommt England mit 50,000, Frankreich mit 43,000, Italien mit 35,080, Spanien und Portugal zusammen mit etwa 4,000, Schweden mit 1,800, Norwegen mit blos 25 Juden.

Die Schweiz zählt ungefähr 31,000 Juden.

In Palästina zählt man etwa 25,000 Juden. In Jerusalem haben sie das Uebergewicht. Sie werden auf 13,000 angeschlagen, während die Muselmänner nur 7,000 und die Christen nur 5,000 Einwohner zählen.

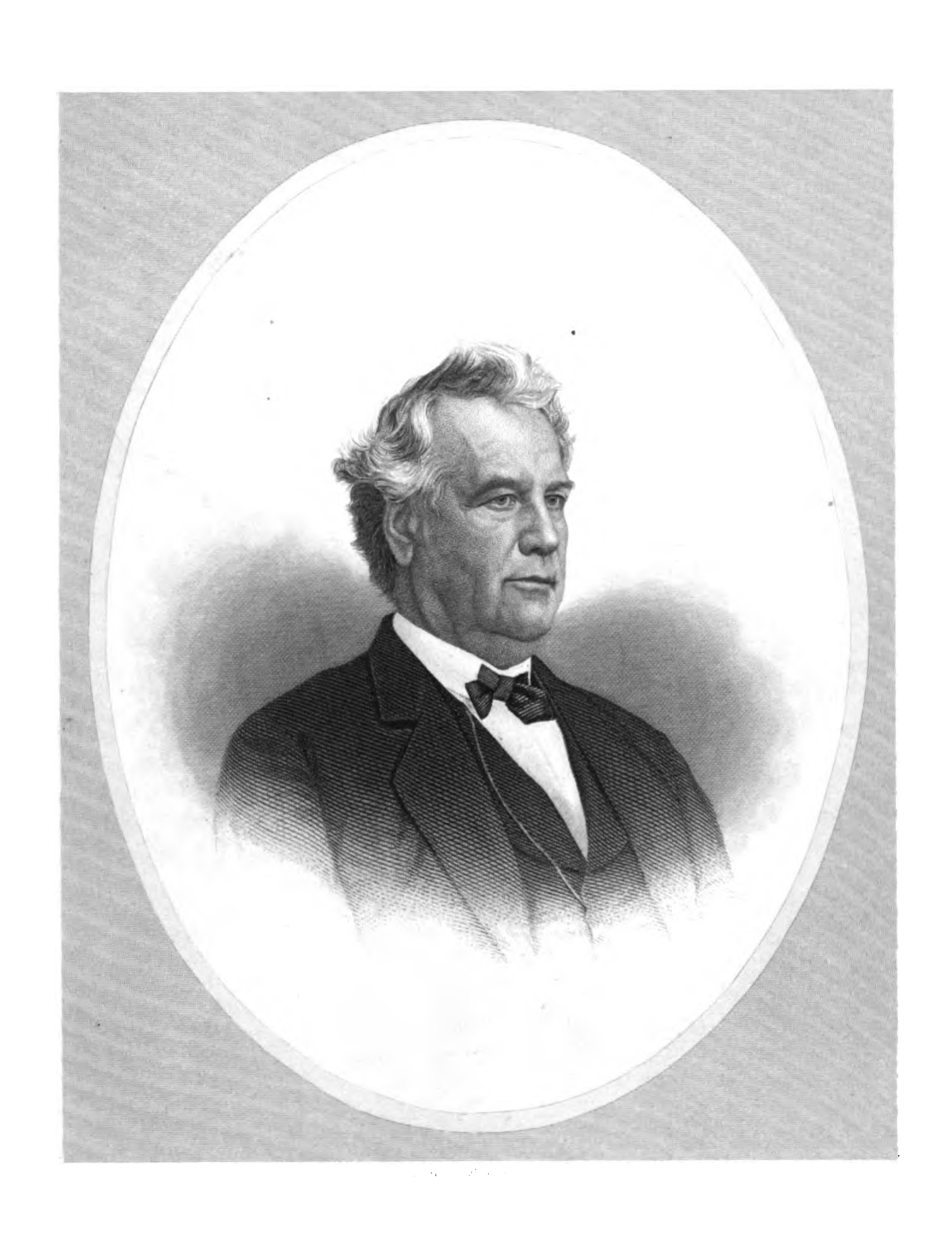
Im deutschen Reichstag ging es in letzter Zeit recht lebhaft zu. Richters schneidige Rede, die der innern Politik des Reichskanzlers galt, und Laskers Widerspruch bei der Debatte über die Einverleibung von Hamburg in den Zollverein ist nicht ohne Antwort geblieben. Bismark äußerte: So lange er gezwungen sei, im Amte zu verbleiben, werde er sich bemühen, das Reich mit allen zu rechtfertigenden Mitteln zu einigen. Nachdem Deutschland die Gefahr europäischer Verwickelungen durch Herstellung freundschaftlicher Beziehungen beseitigt habe, könne er seine Augen vor den inneren Fragen nicht verschließen. Er sei darüber erstaunt, wie weit Deutschland in seinem Streben nach Einheit noch zurück sei. Diejenigen, die da glaubten, er erwarte Dankbarkeit, seien im Irrthum; für die Einheit werde nur dem Kaiser und dem Heere Dank geschuldet.

Später, sich an Lasker wendend, sagte er: Sie verlangen von mir, daß ich meine Ueberzeugungen opfern soll. In den verschiedenen Abschnitten meiner Bemühungen um die Einheit Deutschlands haben mich alle Parteien bekämpft. Ich konnte nicht die Verantwortung für die Lage der Dinge, welche durch die vorliegende Maßregel beseitigt werden soll, übernehmen. Wenn Sie meine Pläne nicht wünschen, so verwerfen Sie sie; ich werde aber nicht eine Verantwortung für ihre Nichtausführung übernehmen.

Nicht geringes Aufsehen verursachte die Erklärung Windhorsts, der kleinen ehemaligen hannoverischen Excellenz, daß das Centrum mit den Konservativen zusammengehen werde. Er beschuldigte die liberale Partei, die Partei der Vernichtung zu sein. Das Land habe alle Ursache, mit den Errungenschaften der letzten Jahre zufrieden zu sein. Seine Partei werde sich zwar nicht an die Regierung verkaufen, aber sie werde, von der Nothwendigkeit der Reformen überzeugt, die bisher eingeschlagene Politik unterstützen. Bismarck bemerkte, er sei weiter fortgeschritten, während die Fortschrittspartei geneigt sei, einen Hemmschuh anzulegen. Da er sehe, daß die radikalen Elemente die Führung der liberalen Partei übernehmen, halte er an seiner Wirthschaftspolitik um so zäher. Und was ist denn seine Wirthschaftspolitik? Man kann dieselbe in zwei Worten zusammenfassen: Schutzzoll und Tabacksmonopol.

Digitized by Google

Digitized by Google



BISCHOF W. L. HARRIS, D. D., L. L. D.

Digitized by Google

allerdings der „ferne Westen" den ...
erhält.

Während meiner jüngsten Europa-Wanderung habe ich mir oft das Vergnügen gemacht,

... wendig, eben zu diesem Zwecke. Handelte es sich aber nur um die Rettung der Kinder deutscher Kirchenlieder, so könnte



Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. **März 1882.** **Drittes Heft.**

Die Einwanderer.

Vom Editor.



I.

Eine heilige Pflicht.

Fragte man vor acht oder zehn Jahren, als während der großen Geschäftskrisis die Einwanderung ins Stocken gerathen war, ob dieselbe wohl gänzlich aufhören werde, so antworteten weitsichtige Leute: „So lange fleißige und freiheitliebende Menschen in den Ver. Staaten Brot und Freiheit finden, wird die Einwanderung, zeitweilige Stockungen abgerechnet — weder in diesem, noch im nächsten Jahrhundert aufhören."

Heute sagen uns die Statistiker, daß die Deutschen noch nie so massenweise nach Amerika strömten wie anno 1881.

Da nun letztes Jahr sich wenigstens zweihundert tausend Seelen aus Deutschland in den Ver. Staaten niederließen, so dürfen wir dieses Jahr gewißlich auf zweihundert und fünfzig tausend deutsche Köpfe zählen — eine so bedeutende Anzahl, daß man damit eine Großstadt füllen kann; mehr Seelen als manch' mitteldeutsches Fürstenthum aufzuweisen hat.

Diese Menge deutscher Landsleute wird sich in unsern Städten und auf dem Lande, im Osten, in den Mittelstaaten, in West' und Süd' unter uns niederlassen. Denn die Meinung, daß *nur der ferne Westen* das Ziel der Einwanderung sei, ist eine irrthümliche. Die neuen Ankömmlinge aus Germanien zerstreuen sich vielmehr *über das ganze Land*, wobei allerdings der „ferne Westen" den Löwenantheil erhält.

Während meiner jüngsten Europa-Wanderung habe ich mir oft das Vergnügen gemacht, in den Seestädten an die Häfen zu gehen, um mich mit deutschen Auswanderern zu unterhalten und bin da zu der festen Ueberzeugung gekommen, daß tausende und aber tausende sich auch in den Ost- und Mittelstaaten niederlassen. Wo die Kinder, Eltern, Geschwister und Freunde wohnen, wo er also einen Anknüpfungspunkt hat, da zieht der Auswanderer hin. Solche Anknüpfungspunkte finden sich aber nicht allein im fernen Westen.

Unsere lieben Landsleute aus Deutschland kommen also zu Hunderttausenden zu uns. Andere Hunderttausende derselben wohnen bereits rings um uns her — in den Großstädten, in den Landdistrikten, oder in kleineren Ortschaften. Sie warten auf ein freundlich Wort, eine helfende Hand und ein Herz, *das sie versteht*. Wer sich zuerst als Freund, Rath und Helfer nähert, der wird willkommen geheißen werden; denn der von der Heimath gerissene und auf den fremden Boden verpflanzte Einwanderer ist den *ersten* Eindrücken gegenüber sehr empfänglich und zeigt sich manchmal erst dann wirsch und verschlossen, wenn er das Loos schon geworfen und so zu sagen Grund unter den Füßen hat.

Wer aber sollte geeigneter sein dem Einwanderer entgegen zu kommen als die Kirche? Wo soll man herzliche Sympathie und bereitwillige Hilfe für ihn suchen, wenn diese nicht bei christlichen zum Kirchenverband gehörenden Landsleuten zu finden?

Die deutschen Kirchen-Gemeinden in den Ver. Staaten wurden gegründet und werden mittelst großer Opfer erhalten, *zunächst* zu dem Zwecke — die **eingewanderten** Deutschen zum Herrn Jesu zu führen. Wir wollen zwar auch unsere Jugend gerettet wissen und bedürfen aller bekehrten *jungen Kräfte* **höchst nothwendig**, *eben zu diesem Zwecke*. Handelte es sich aber *nur* um die Rettung der *Kinder* deutscher Kirchenglieder, so könnte

Digitized by Google

durch die englischen Gemeinden geholfen werden. Obwohl unsere Jugend die kirchliche Pflege in hohem Grade bedarf und die deutschen Gemeinden diese jugendlichen, aus dem amerikanischen Grund und Boden entsprossenen Kräfte zur Erreichung des ersten Gemeindezweckes nöthig haben, so ist und bleibt die Hauptursache, um derer willen deutsche Gemeinden in den Ver. Staaten bestehen — die Evangelisation der Eingewanderten; und deutsche Gemeinden, welche nicht das Mittel werden, **Eingewanderte** zum Herrn Jesu zu führen, verfehlen wenigstens theilweise den Zweck ihres Daseins, hauptsächlich dann, wenn solche Eingewanderten in nicht geringer Anzahl rings umher zu finden sind.

Daß die deutschen Eingewanderten nicht bloß das Entgegenkommen der Kirche, sondern die starke Hand derselben zur Ausschaffung ihres Heils bedürfen, ist augenfällige, unläugbare Thatsache. Die geistliche Verwahrlosung der Massen im alten Vaterlande ist trotz mancher treuer Zeugen und trotz des Ringens der „Innern Mission" oft so groß, daß die Leute kaum einen Begriff von der christlichen Religion haben, geschweige denn etwas von christlicher Erfahrung wissen. Die Lehren des Materialismus, der todte Formalismus, der Socialismus und ungläubige Pfarrer, Wölfe in Schafskleidern, haben einem großen Theil des deutschen Volkes die geistlich von den Vätern vererbten Güter geraubt. Da giebt es denn eine große schwere Arbeit zu thun, nicht bloß für die Lutheraner, sondern für alle Kirchengemeinschaften, denn nur lächerliche Bornirtheit wird das Feld ausschließlich für das eine oder andere Bekenntniß in Anspruch nehmen.

Wie aber die Eingewanderten die Kirche im höchsten Grade nöthig haben, so bedürfen die Gemeinden des eingewanderten Elements, sollen sie auch in der Zukunft ihre Aufgabe dem Einwandererstrom gegenüber erfüllen.

Wir haben, wie bereits bemerkt, für diesen Gemeindezweck die deutsch-amerikanische Jugend nöthig, und sind angewiesen, aus ihr tüchtige Gemeindemitglieder, Vorsteher und Prediger zu erziehen. Aber wir brauchen zur Erreichung dieses Hauptzieles wenigstens eben so sehr des eingewanderten Elements, das dem gleichen Boden entsprossen ist, von dem die kommen, die wir gewinnen wollen, das aus eigener Erfahrung ihre heimathlichen Vorurtheile, Sünden, Schwächen und Leiden kennt, und das den beschwerlichen, mit Dornen besäeten Weg, den der arme Einwanderer gewöhnlich zu wandern hat, selbst gegangen ist. Keine Gemeinde kann dieses Element entbehren, will sie das für deutsche Gemeinden zunächs gesteckte Ziel — die Rettung der Einwanderer — erreichen. Die Kirche bedarf dieses eingewanderten Elements zu diesem Behufe in allen Stellungen — als Gemeindemitglieder, Vorsteher und Prediger.

Aus dieser beiderseitigen Beziehung ergiebt sich die heilige Pflicht der Kirche, unermüdlich und mit Daransetzung aller Kräfte für das geistliche Wohl der Einwanderung zu wirken und sie in den Gemeindeverband zu ziehen.

II.

Mittel und Wege.

„Ist dein Herz entflammt und dein Geist erleuchtet, so macht der Weg sich schon von selbst." Dies Wort findet auch hier Anwendung. Sind wir von dem Gedanken erfüllt, daß der nächstliegende Zweck deutscher Gemeinden die Rettung der Einwanderer ist; wurde es uns sonnenklar, daß — falls Eingewanderte in unserer Stadt oder Ortschaft leben, um die wir uns nicht bekümmern, wir unserer Pflicht nicht genügen, und haben wir die tiefste Sympathie mit unsern Volksgenossen, fühlen wir uns eins mit ihnen, als aus dem gleichen Stamm entsprossen und zittern wir, so zu sagen um ihr Heil, so werden sich Mittel und Wege wie von selbst finden.

Vorausgesetzt, daß die Vorbedingungen die gleichen sind — Gnadengabe des heil. Geistes, lautere Predigt, geheiligter Lebenswandel, Fähigkeit und Thätigkeit — wird diejenige Kirchengemeinschaft am erfolgreichsten unter den deutschen Eingewanderten wirken, welche sich mitten ins Volksleben hineinstellt, und in allen Stücken zeigt, daß sie zum Stamm gehört.

Wer sich dem deutschen Volke entfremdet, der wird den Schlüssel zum deutschen Herzen kaum je finden. Auf einer ausgezeichneten Prinzipien-Plattform zu stehen und zu sagen: „Kommt doch heran und herauf, es wird euch ja so wohl gehen" — dies ist eines. Ein anderes ist es aber — mit glühender Liebe als einer der ihren unter die Leute zu treten, zu thun, wie der Herr gethan, als ihn die Pharisäer der „Sünder und Zöllner Geselle" hießen.

Zur Illustration ein Beispiel: Jüngstens wartete ich in einem Eisenbahn-Waggon auf die Abfahrt des Zuges. Da kam eine Schaar deutscher Einwanderer zum Bahnhof herein. Von rohen Bahnbeamten, deren Geschrei die Armen nicht verstanden, hin und her gejagt, sahen sie aus wie eine geängstete, verscheuchte Heerde Schafe.

Digitized by Google

Zwei Männer waren im Bahnhof; beide dem deutschen Stamme angehörend, beide Christen und thätige Arbeiter. Der eine, ein nicht erfolgloser „Revivalist" stand dort in der Ecke mit bekümmertem Gesicht, als ob er sagen wolle, — „ach, kämet ihr doch auf meine Platform, wie gut wär' es da!" Er rührte sich aber nicht. — Dem Anderen erglühte das Herz für sein Volk. Also schloß ich wenigstens aus seinem Auge und jeder Bewegung seiner Gesichtsmuskeln. Er mußte hin, zu helfen, auch wenn er sich Grobheiten aussetzte. Und er half. In einer halben Minute stand die verscheuchte Heerde still, wußte, was sie zu thun hatte und sah dankbaren Blicks zum Landsmann auf. Der aber ging mit den Stammesgenossen hinein in den Wagen und theilte Traktate aus, welche begierig abgenommen wurden, während der andere immer noch drüben stand und wahrscheinlich seufzte: „Wären sie doch unter Revival-Einfluß, wie viele könnten gerettet werden!"

Ja wohl, es können viele Eingewanderte gerettet werden. Nur muß man nicht erwarten, weil eben 250,000 kommen, sie immer und überall haufenweise zu finden. Die Ver. Staaten sind nicht viel kleiner als ganz Europa, und wenn in dieselben auch jährlich 250,000 Menschen einwandern, so werden sie sich wahrscheinlich zerstreuen, und müssen deßhalb einzeln aufgesucht werden. Um dieses Umstandes willen ist es auch ganz und gar unmöglich, daß die deutschen Prediger ohne Mithilfe der Gemeinden dieses Aufsuchen allein vollbringen können. Dazu gehört vielmehr das offene Auge und warme Herz jedes Gemeindemitglieds, denn nur durch derartige Gesammtaufmerksamkeit (will nicht einmal sagen Gesammtwirksamkeit) wird das Predigtamt auf die Spur der Eingewanderten kommen. Jedermann in seiner Nachbarschaft, Jedermann unter seinen Arbeits- und Standesgenossen — und der Erfolg wird nicht lange auf sich warten lassen.

Moody und Sankey arbeiteten einst in Liverpool ziemlich lange ohne den gewünschten Erfolg, weil — wie es sich nachher herausstellte — Jedermann ins Weite schweifte und auf Massenbekehrung hoffend aufs Gerathewohl unter allen Klassen und an allen Enden arbeitete. Da wurden zwei Kärrner zu Gott bekehrt. „Stellt euer planloses Herumirren ein," sprach Moody, „und betet für diese zwei Kärrner. Die aber sollen mit Niemand anders reden als mit ihren Genossen." Also geschah es. Und einige Tage darnach waren fünfzig Kärrner zu Gott bekehrt. Alsdann gab ein Cigarrenmacher sein Herz dem lieben Gott und ging in seine Nachbarschaft und zu seinen Freunden. Also können und sollen deutsche Gemeindeglieder acht haben und wirken, ohne in's Weite zu schweifen — Nachbar bei Nachbar, Landsmann bei Landsmann, Arbeiter bei Mitarbeiter, Geschäftsmann beim Geschäftsfreund.

Die östliche deutsche Conferenz hat mittelst ihrer Hafenmission in New York schon viele Jahre lang ein großes, edles und segenbringendes Werk unter den deutschen Einwanderern vollbracht, und dafür bereits welche ihrer besten Kräfte verwandt. Aber es ist mir, als ob jene Mission durch Zusammenwirken aller Gemeinden und Conferenzen, durch Correspondenz und systematische, allgemeine Bethätigung noch viel fruchtreicher werden könnte. Wir besitzen in dieser Hafenmission ein Einwanderers-Eingangsthor, dessen Pflege, Ausbau und Befestigung gewißlich der Mühe werth ist, und um welches sich alle deutsche Conferenzen bekümmern und schaaren sollten, denn es ist für unsern gemeinschaftlichen Zweck ein gar wichtiger Posten.

Auch jenseits des Meeres dürften die Auswanderer, während sie in den Häfen warten, ein lohnendes Missionsfeld bieten. Während meiner Anwesenheit in Hamburg ging ich zum Ankerplatze der Hamburger Dampfschiffgesellschaft, um mir das Treiben bei der Einschiffung anzusehen. Hunderte — Tausende aus allen Gauen des Vaterlandes warteten auf Schiffsgelegenheit. Ich hatte deutsch-amerikanische Zeitschriften bei mir, um welche sich die Auswanderer förmlich rissen, obwohl die Neuigkeiten sehr veraltet waren. Als sie aber vollends die Entdeckung machten, daß ich weder ein Landagent noch ein sonstiger Händler, sondern ein schlichter, deutscher Mann bin, der ein gut Stück Amerika gesehen, da mußte ich so lange über amerikanische Verhältnisse reden, bis ich ermüdet um Entschuldigung bat, und mit der Ueberzeugung weiter ging — da sei ein großes Feld.

Drüben und hüben in den Häfen, in der östlichen Großstadt, sowie weit draußen auf den westlichen Prairien haben deutsche Gemeinden, deutsche Kirchen die heilige Pflicht zu erfüllen, diese Eingewanderten in die deutsche Kirche zu bringen und Christo zuzuführen. Wenn wir sie in die deutschen Gottesdienste führen, so befördern wir keine Sonderbündelei, sondern leisten dem neuen, gemeinsamen Vaterlande einen großen Dienst. Wir rufen die Eingewanderten nicht zur deutschen Kirche zum Zwecke deutscher Gemeindebildung, sondern wir gründen und erhalten deutsche Gemeinden, damit der Eingewanderte ein geistlich Heim habe, woselbst er, seine Kinder und Kindeskinder Gott den Herrn in der That kennen und lieben lernen, damit sie Christen werden im vollsten Sinn des Wortes, wodurch alsdann auch die Garantie geboten ist, daß sie getreue Bürger sind. Lassen wir uns also nicht irre machen durch das Gerede von Leuten, welche die

Digitized by Google

Situation nicht verstehen, sondern gehen wir unter dem Beistande Gottes mit aller Macht vorwärts; beten wir, wenn um die Ausgießung des heiligen Geistes gefleht wird, insbesondere um spezielle Erleuchtung und Erwärmung dafür, das zahlreiche deutsche eingewanderte Volk in die deutschen Gemeinden zu sammeln.

Bischof Harris.

Von P. H.

(Zum Stahlstich.)

Rev. Bischof William L. Harris, D. D., L. L. D., ist in der Nähe von Mansfield, Ohio, am 14. November 1817 geboren. Bei einer Lagerversammlung daselbst am 10. Juni 1833 zu Gott bekehrt, verband er sich sofort mit der Bisch. Meth. Kirche. Er war nach dem Besuch der gewöhnlichen Elementarschule noch eine Zeit lang im Norwall Seminar, wo er unter Dr. Chaplain sich während etwa zwei Jahren namentlich mit dem Studium der Mathematik beschäftigte. Im Jahre 1836 bekam er die Predigerlicenz und wurde vorläufig auf dem Wellington Distrikt verwendet, bis er mit zwanzig Jahren in die Michigan Conferenz aufgenommen wurde, und zuerst die beiden Gemeinden in Dover und Worcester, und später den Mansfielder Bezirk bediente, 1840 aber nach der nördlichen Ohio Synode versetzt wurde, als Prediger zu Belleville, Amity, Chesterville, und zuletzt in Delaware, wo er seit 1840 zugleich auch mehrere Jahre Hilfslehrer an der Ohio Wesleyanischen Universität war, 1846 aber wieder als Prediger nach Toledo in's praktische Amt zurücktrat, bis er an einem heftigen Malariafieber erkrankt, wieder nach Norwalk zurückkehren mußte. Obwohl er bis jetzt an keinem College graduirt, blieben ihm doch weder die klassischen Sprachen, noch die theologischen Studien ganz fremd, die Kenntniß von jenen erwarb er sich an den langen Winterabenden beim Licht von Tannenspähnen in den Blockhäusern, und diese betrieb er während der Sommermonate durch eifriges Lesen während der ausgedehnten Reisen auf seinen früheren Bestellungen, wobei er während des Reitens sein Buch auf den Sattelknopf aufzustützen pflegte. So vorbereitet wurde ihm einstimmig die Prinzipalstelle des Baldwin Instituts übertragen, die er bis 1851 bekleidete, wo er wieder nach Delaware zurückkehrte, um dort den Lehrstuhl der Chemie und Naturgeschichte einzunehmen und gleichzeitig auch in der hebräischen Sprache Unterricht zu geben. Im Jahr 1856 trat er zum erstenmal in der General-Conferenz auf, die ihn sofort zum Sekretär erwählte, ein Amt, das er unter einstimmigem Beifall auch bei jeder späteren General-Conferenz fortführte, bis er 1872 zum Bischof gemacht wurde. Mit vollem Recht kann man ihn unsern „Missionsbischof" nennen. Längst schon hatte er als Gehilfs-Missionssekretär des ehrwürdigen Dr. Durbin eine hervorragende Stellung in der Kirche eingenommen, und in dieser Eigenschaft eine große Inspektionsreise rings um die Erde gemacht, die ihn nach China und Japan, Indien und die Türkei, Italien und die Schweiz, Deutschland und Skandinavien führte, und von der er erst nach einer Abwesenheit von mehr als anderthalb Jahren wieder zurückkehrte. Von Chicago aus, wo er Anfangs seinen Wohnsitz gehabt, zog er nach dem Tode des Bischofs Janes (am 18. September 1876) auf den besonderen Wunsch der Bischöfe nach New York, um dort zugleich seine genaue und eingehende Kenntniß der Geschäftsführung und seine langjährigen Erfahrungen sowohl im Betrieb der Missionsgesellschaft selbst als auch des bedeutendsten Bücherverlags unsrer Kirche verwerthen zu können. Als wohlgeübter Sekretär der General-Conferenz hatte er insbesondere das wichtige Amt der Ausfertigung der alle vier Jahre neu erscheinenden Ausgabe der Disciplin zu besorgen. Die aus den Jahren 1872 und '76 stammt aus seiner Feder, ebenso ein schätzenswerthes Buch über die „Vollmacht der General-Conferenz", und ein anderes mit Richter Henry gemeinsam abgefaßtes Werk über kirchliche Gesetzgebung. Im Jahr 1874 wurde er als Abgeordneter zur Britisch-Wesleyanischen Conferenz, sowie im Jahre 1878 zur Conferenz der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft gewählt. Bei allem natürlichen Frohsinn seines lebhaften Charakters ist er ein außerordentlich fleißiger Arbeiter und vereinigt mit der zähen Kraft des Westens eine reiche Beobachtung und umfassende Bildung des Geistes, die ihm eine hervorragende Stellung und die vorzügliche Achtung der ganzen Kirche sichert.

Wahlspruch einer Fürstin. Barbara Sophia, Gemahlin des Herzogs Johann Friedrich von Württemberg, pflegte, so oft sie ihren Namen schrieb, die Buchstaben M. V. S. I. C. A. hinzu zu setzen. Vielfach glaubte man als Deutung des Monogramms dasselbe nach seinem Wortlaute gelesen als Ausdruck der Verehrung für die Musik verstehen zu sollen. Als die Fürstin jedoch am 13. Febr. 1634 starb, ergab sich aus ihren hinterlassenen Papieren die wahre Erklärung; dieselbe lautete: Mein Vertrauen Stehet In Christo Allein.

Digitized by Google

Im Heim der Reformatoren.

Vom Editor.

I. Aus Gnaden seid ihr selig geworden, nicht aus den Werken.

Obwohl es ein wenig Aufenthalt und auch einen kleinen Umweg kostete, konnten wir es uns, nachdem das Thüringer Land betreten war, doch nicht versagen, die verjüngte Wartburg bei Eisenach zu besuchen.

Stolz und kühn, wie vor Alters, ragt die in mittelalterlichem Styl hergestellte Burg hinaus in die altsächsischen Lande. Es ist nicht nur ein alter Herrschersitz, in den wir treten, sondern es entfaltete sich in demselben auch vielfach reges geistiges Leben. So ist es z. B. die Wartburg, wo 1207 der berühmte Sängerkrieg stattgefunden, in welchem Heinrich von Ofterdingen und Walther von der Vogelweide um den Lorbeer rangen.

Die Hallen, die Thürme, die Waffensammlungen und anderes Alles dies ist gar schön und prächtig, und die Erinnerungen aus der Reformation und an Luther, welche in mehreren Sälen zu sehen, sind uns höchst interessant.

Aber zunächst drängt es uns doch nach dem kleinen Stübchen, in welchem der gewaltige Luther einst als Ritter Georg gelebt, gekämpft, gebetet und für das deutsche Volk die Bibel in's Hochdeutsche übertragen und also die deutsche Schriftsprache geschaffen hat.

Der Führer lächelt ob unserer Ungeduld und bringt uns endlich hin. Und nun stehen wir in dem kleinen, niedrigen, holzgetäfelten Raum, mit den in Blei eingelegten Fensterscheiblein, und beschauen uns die bescheidene Werkstätte eines großen, gottgeweihten Geistes. Ein einfacher Schreibtisch, ein altmodischer Lehnstuhl, ein mittelalterlicher Ofen, einige Bilder und der bekannte Tintenklecks — dies ist das Mobiliar und die Verzierung. Wir treten hin an's Fensterchen und blicken hinaus in die mit Sonnenglanz übergossene Landschaft, hinein in die Wälder und Felder Thüringens, und es ist uns als halle es von Süd, Nord, Ost und West zur Wartburg herauf: „Aus Gnaden wird der Mensch gerecht, aus Gnaden nur allein." Für diesen göttlichen Grundsatz lebte, kämpfte und litt der große Luther, und Gott ließ es gelingen, daß er denselben der Welt, und in erster Linie dem deutschen Volke vermachen konnte; ein Vermächtniß, das heute noch das Erbtheil, das hochgeschätzte Gut der deutschen protestantischen Kirche ist, das sie sich nicht rauben läßt, und welches selbst unter dem von dem Protestanten-Verein zusammen getragenen Lehr-Gerümpel nicht begraben werden kann.

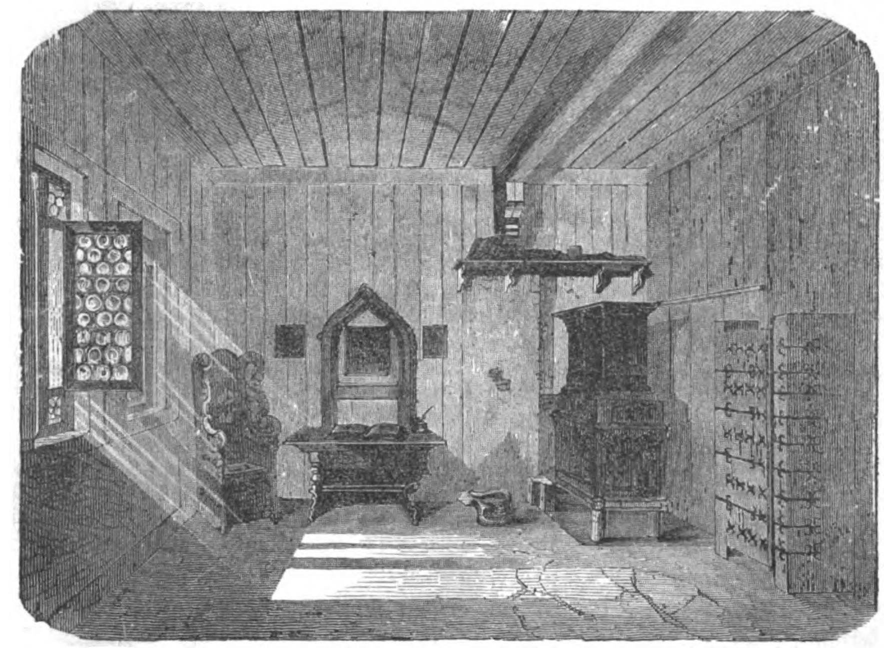
Aehnliche Gedanken bewegten uns, als wir in Zürich in der Zwingli-Stube standen. Man geht von der großen Zwingli-Kirche, die jedes Kind in Zürich kennt, ein enges, an einem Bergabhang angelegtes Sträßchen entlang, steht bald vor einem altdeutschen Haus und wird in den zweiten Stock, in Zwingli's Wohnung, geführt. Ein unansehnliches Stübchen, das vielleicht zwölf Fuß breit, vierzehn Fuß lang und sieben und einen halben Fuß hoch ist, und dessen breite niedere Fensterchen die Aussicht in einen Küchengarten öffnen, war das Studirzimmer des kühnen schweizerischen Reformators, dem der Begriff „Evangelische Freiheit" ein noch weitgedehnterer war, als Luthern, und welcher der Schweizerkirche ein freies evangelisches Gepräge aufdrückte, das unverlöschbar ist, und das gewiß nur wohlthätig wirken würde, hätten viele der Nachfolger Zwingli's die evangelische Freiheit nicht in zügellosen Unglauben verkehrt. Immerdar wahr ist es aber doch, daß das Andenken des Gerechten im Segen bleibet und weder sein Name noch sein Werk vergehet, und in diesen beiden Stübchen darf man wohl jauchzen: Gott aber sei Dank, der uns den Sieg der Gnade verliehen hat über des Gesetzes Werke.

Digitized by Google

II. Mache dich los von deinen Sünden durch Gerechtigkeit.

In der Altstadt Edinburgs steht an einer abhängigen Straße, von alten Miethkasernen und einer Kirche begrenzt, ein ehrwürdiges Wohnhaus — die frühere Wohnung des schottischen Reformators John Knox. Ernst schaut einen das Gebäude an, gleichsam als hätte der unerschütterliche Knox demselben seine Züge aufgeprägt.

Dies ist der Platz, wo der Mann ein- und ausging, welcher gegen die Sünden seiner Zeitgenossen — der Könige sowohl wie der Bettler und Laster. Aber vergeblich sind die mächtigen von jenem Eisencharakter gegen Sünde und Unrecht geführten Kämpfe nicht gewesen. Sie haben dazu beigetragen, den schottischen Volkscharakter zu läutern und zu bilden, so daß wohl gesagt werden darf, Schottland würde nicht das sein, was es ist, hätte jener Gewaltige nicht gelebt und gewirkt. Zwei Züge sind namentlich dem schottischen Volkscharakter eigen: 1) die Sonntagsheiligung, und 2) der gestrenge Rechtssinn. Das sind die von John Knox hinterlassenen Erbgüter, welche — abgesehen von allem andern — sein Andenken frisch und im Segen erhalten werden.



Die Lutherstube auf der Wartburg.

— so laut, unermüdet und unerschrocken zeugte, daß ihm mit Recht das Zeugniß gebührt: „Er habe nie das Angesicht eines Menschen gefürchtet.“ Dort, auf jener Freitreppe, stand er einst mitten unter halb wilden schottischen Adeligen, die mit Dolch und Schwert auf ihn eindrangen, und verlangten, er solle die Strafrede, welche er wider sie wegen ihrer tollen Sabbathschänderei gehalten, zurücknehmen.

„Reißt mich in Stücke,“ rief der Unerschütterliche, „aber zurücknehmen werde ich keinen Laut; denn es bleibt dabei: So ihr nicht umkehret, so wird die Sünde euer Verderben sein, und so Schottland nicht den Sabbath heiligen lernt, ist es dem Untergang geweiht.“

Heute findet sich zwar, wie überall in der Welt, so auch in Schottland noch viel Sünde

Unter einem andern Himmelsstriche, in dem sonnigen Genf am Genfersee, fanden wir, und zwar ebenfalls in einer ziemlich engen Straße der Altstadt, das Heim eines ebenso ernsten gegen Sünde und Unrecht zeugenden Mannes, des gestrengen John Calvin. Welche Erinnerungen knüpfen sich an seinen Namen, wie hat er mit dem leichtfertigen Charakter seiner Volks- und Zeitgenossen zu kämpfen gehabt, wie schwer wurde ihm sein Weg gemacht, wie mußte er Schritt für Schritt erkämpfen! Aber er lebt nicht bloß in der Geschichte als großer Theolog und Gründer einer mächtigen Kirche, sondern in den charakteristischen Zügen, die er seinem Volke aufgeprägt und die jeder Reisende, der ein offen Auge hat, heute noch unverwischt zu erkennen vermag. Das schlichte, einfache und oft

Digitized by Google

streng gesetzliche Wesen der Nachkömmlinge der französischen Hugenotten, ihr nüchterner Sinn und die kühl-überlegende Auffassungsweise, ihr ganzes Sein, Wesen und Treiben hat vielfach von Calvin und seinem Einfluß das Gepräge erhalten. Genf aber, wo er so ernst gewirkt, gegen die Sünde gezeugt und öfters wohl auch unduldsam geeifert hat und hartes Verfahren sich zu Schulden kommen ließ, ist heute noch der Hort der bibelgläubigen Partei im französischen Schweizerland. Ja, es ist der Mittel- und Knotenpunkt, von welchem schon manche gegen Sünde und Laster gerichtete Bewegung ausgegangen ist. Die internationale Gesellschaft für Sonntagsheiligung, die schweizerische Mäßigkeits-Gesellschaft, die französische Bibel-, Missions- und Traktat-Gesellschaften u. s. w. haben an Genf einen gar starken Pfeiler. Der Kampf jener eisernen Charaktere gegen die Sünde hat etwas genützt! Und obwohl das Laster noch allüberall sein gräulich Haupt erhebt, dürfen wir an solchen Kampf- und Siegesstätten wohl ausrufen — Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat über die Sünde durch Jesum Christum, unseren Herrn.



John Knox' Haus.

III. Nach dem, der euch berufen hat und heilig ist, seid auch ihr heilig in allem eurem Wandel.

Wie wohl das Heim Wesleys aussehen wird, dachten wir, indem wir eines September Morgens vorigen Jahrs mit guten Freunden die City Road Chapel in London aufsuchten. — Doch siehe — wir stehen bereits vor dem Gebäude, über dessen Eingangsthüre geschrieben stehet: „John Wesleys Haus." Ein baufälliges, kleines, unansehnliches Hüttchen ist dies nicht, aber auch kein reich verzierter Bischofs-Palast. Der praktische Sinn und gute Geschmack des großen Gründers des Methodismus offenbarte sich auch in den unter seiner Leitung errichteten kirchlichen Gebäuden. Nirgends duldet er unnöthige Ausgaben, immerdar richtet er sich nach den wirklichen Bedürfnissen; aber nie baut er aus übergroßen Sparsamkeitsrücksichten allzu kleine winkelige Kirchen, oder Hüttchen und Höhlen, die alsdann den Namen Predigerwohnungen erhalten, noch stellt er finstere, niedere Sonntag-Schulzimmer her.

So hält das von ihm Ausgangs des letzten Jahrhunderts an der City Road erbaute Predigerhaus heute noch recht wohl einen Vergleich aus mit den später in der Nachbarschaft errichteten Gebäuden; es darf sich so zu sagen auch im Jahr 1882 noch in der Weltstadt London sehen lassen. Von Backsteinen errichtet, macht es mit seinen drei und einhalb Stockwerken einen recht stattlichen Eindruck und bietet im Innern für alle praktischen Zwecke hinlänglichen Raum.

Hier schaltete und waltete Susanna Wesley, die ihrem Sohne in den letzten Jahren den Haushalt führte. Dort hinten ist die Küche, hier vorne das Empfangszimmer und oben das kleine Studierstübchen mit dem winzigen Schreibtisch, Bücherschrank mit der Kommode, Wanduhr und der Theekanne — alles Gegenstände, welche der Reformatar des 18. Jahrhunderts benützte, und die deshalb mit großer Sorgfalt bewahret worden. Nicht weit davon befindet

Digitized by Google

sich das Bettzimmer, wo Wesley's große Seele zum Vater ging, indem er seinen Söhnen und Töchtern das Motto hinterließ: „Das Beste von Allem ist, daß Gott mit uns ist.“

Hier von diesem Heim aus dirigirte der große Gründer jene gewaltige Bewegung, deren ausgesprochener Zweck es ist — Heiligung des Herzens und Lebens über die Erde zu verbreiten.

Und hat Wesley und seine Mitarbeiter die Welt diesem Ziele näher gebracht? Ja wohl. Zwar ist das Unheilige noch lange nicht aus den Völkern verbannt, zwar haben selbst viele Jünger Christi noch gar viele Flecken, Mängel und Gebrechen. Aber besser ist es doch geworden, seit jene Männer mit der Daransetzung ihres Lebens mächtiglich auf Herzens- und Lebensheiligung drangen. Fruchtlos waren jene Predigten, Traktate und Schriften, welche in diesem Studierzimmer zu Stande kamen, nimmer mehr. Es sind vielmehr unsterbliche Lebensworte, die heute noch wirken, und immer mehr und mehr Frucht bringen zum ewigen Leben.

Ich war erstaunt als ich in Europa von Land zu Land reisend, gläubige Kreise — in Holland, am Rhein, in der Schweiz, an der Elbe, in Württemberg und Baden, sowie im Elsaß — allüberall mit der Frage beschäftigt fand — wie kommt man zur Herzens- und Leibesheiligung? Diese Kinder Gottes sind mit Tausenden in England, Amerika und vielen anderen Ländern tief überzeugt, daß es gelte des Todes im Herzen, der Sünde los zu werden, und viele Hunderte, welche frei geworden, jauchzen im Bewußtsein dieser Erlösung: Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat über den Tod der Sünde.

Nur ungerne schieden wir vom Heim der Reformatoren und noch oft vergegenwärtigen wir uns dasselbe und erinnern uns um so lebhafter an ihr Werk.



John Wesleys Wohnung.

Wurden sie auch vom Volk gesteinigt, von der Obrigkeit gestäubt, von den Weltweisen verlacht und von der Kirche in den Bann gethan, das von ihnen ausgestreute Samenkorn trägt den Keim des ewigen Lebens in sich, und von jenen Kammern sind Lichtstrahlen ausgegangen, welche nicht mehr in's Dunkel der Nacht versinken.



Digitized by Google

Blicke in eine geheimnißvolle Welt.

Von H. Schenbe.

„Es giebt mehr Ding' im Himmel und auf Erden,
Als Eure Schulweisheit sich träumen läßt."

Diese Worte legt der große britische Dichter seinem Hamlet in den Mund. Und in der That, wie viele vordem räthselhafte und mysteriöse Gebiete der Natur und des menschlichen Seelenlebens die Leuchte der Wissenschaft im Laufe der Zeiten auch schon aufgeklärt hat und rüstig aufzuhellen fortfährt, immer doch bleiben der Dinge und Erscheinungen noch gar viele, für welche selbst die schärfste und gründlichste Forschung bisher keine Erklärung fand.

I.

Wer von uns Allen hat nicht schon von sogenannten Ahnungen gehört oder gelesen, jenem mehr oder minder deutlichen, oft halb unbewußten Vorausgefühl — denn von einem wirklichen Vorausschauen läßt sich dabei doch nur in sehr seltenen Fällen sprechen — demnächst eintretender Begebnisse? Wem wäre aus seinen näheren oder ferneren Umgebungen, aus Leben und Geschichte noch niemals etwas von jenen geheimnißvollen Vorzeichen bekannt geworden, in denen man eine Ankündigung kommender Ereignisse erblickte? Mögen sehr viele dieser Ahnungen auch nichts Anderes sein als Einbildungen und manche solcher früheren oder späteren Weissagungen erst nach dem Begebniß selbst in Kurs gesetzt worden sein — daß nicht alle dergleichen Ahnungen und Vorzeichen kurzer Hand als Täuschungen und Erfindungen abgefertigt werden können, steht fest. Namentlich sind der Beispiele genug nachgewiesen und beglaubigt, die von einer unbestimmten Vorempfindung drohenden Unheils zeugen, welche einzelne Menschen befällt und zu gewissen Handlungen antreibt, ohne daß ihre Ahnung bis zu einem klaren Voraussehen jenes Unglücks geht. So erzählt der holsteinische Superintendent Salzmann, er sei auf einer seiner Kirchenvisitationsreisen nach einem Dorf gekommen und daselbst üblichermaßen im Pfarrhause abgestiegen. Während der Nacht überkam ihn indeß eine solche Unruhe, daß er durchaus nicht in der Pfarrei zu bleiben vermochte, vielmehr sich im Hause eines ihm persönlich bekannten Bauern einquartirte, trotz der dringenden Bitten des von diesem Umzug schmerzlich betroffenen Pastors, ihm solches Leid nicht anzuthun. Noch vor Tagesanbruch zerriß eine plötzliche Ueberschwemmung den den Ort schützenden Deich, schwemmte den Pfarrhof mit allen seinen Insassen hinweg und überfluthete sämmtliche der umliegenden Marschen. Das auf einem Hügel gelegene Bauerngehöft blieb indeß von den Fluthen verschont.

Von Goethe wissen wir, daß in seiner väterlichen wie in seiner mütterlichen Familie mehrfach merkwürdige Ahnungen vorkamen. Sein mütterlicher Großvater, der nachmalige Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor, sagte nicht nur eine in Frankfurt am Main schweren Schaden anrichtende große Feuersbrunst und die daselbst ganz unvorhergesehene Ankunft des Kaisers Karls VII. voraus, sondern auch, wie er den Seinigen und mehreren seiner Freunde erzählte, daß er zum Schultheißen der freien Stadt erwählt werden würde. Seine Gattin erschien einst nach Mitternacht mit dem Ausdrucke tiefsten Schreckens auf ihrem Antlitz im Schlafzimmer ihrer Töchter, weil sie in ihrer eigenen Schlafstube ganz deutlich ein wiederholtes Rauschen wie von zerknittertem Papier und darauf folgendes unheimliches Seufzen vernommen hatte. Wenige Tage darauf ward ihr der Besuch eines fremden Herrn zu Theil, der ihr ein zerknittertes Stück Papier überbrachte — es war der Anfang eines Briefes, den in jener Nacht, da sie die unheimlichen Töne vernommen zu haben glaubte, ein in weiter Ferne sterbend daliegender Verwandter hatte schreiben wollen, um ihr das Schicksal seines Kindes an's Herz zu legen. Kaum hatte der Kranke indeß einige Buchstaben mühsam zu Stande gebracht, so packte ihn der Todeskrampf, in dem seine Hand das Papier zerknitterte. Dann seufzte er zweimal tief auf und verschied. Die von ihm hinterlassene Waise ward von den Großeltern Goethe's erzogen. Der letztere selbst äußerte zu dem ihm in den letzten Jahren sehr nahe stehenden Eckermann, dem er das hier Mitgetheilte: „Das ist sehr merkwürdig und mehr als Zufall. Wir tappen Alle in Wundern und Geheimnissen."

Daß die unglückliche Königin Marie Antoinette von einem sie fast ohnmächtig machenden Schauder befallen wurde, als sie eines Tages im Parke des Schlößchens Trianon bei Versailles dem ihr persönlich ganz unbekannten reichen Pariser Bierbrauer Santerre begegnete, der nachmals der königlichen Familie sich so feindlich gesinnt zeigte und als General-Commandant bei der Hinrichtung des Königs und der Königin die Nationalgarden befehligte, ist

Digitized by Google

öfters als in das große Kapitel seltsamer Ahnungen fallend angeführt worden, da die Monarchin in ihrem Kerker des Vorfalls mehrmals erwähnte; und allerdings scheint der eigenthümliche Schrecken Marie Antoinettens beim Anblick des Mannes, der in seinem Aeußeren gar nichts Abstoßendes hatte und damals noch ein friedlicher Bürger war, etwas Unerklärliches, Mysteriöses zu haben.

Wie häufig Todesahnungen nicht allein, was weniger auffällig sein würde, bei schon schwer erkrankten, also mit dem Gedanken des baldigen Hingangs vielleicht beschäftigten, sondern vielmehr bei noch völlig gesunden Menschen beobachtet worden sein sollen, das wissen wohl alle unsere Leser. Unleugbar jedoch unterläuft gerade hiebei viel nachträgliche Erfindung. Andererseits aber ist es konstatirt, daß einzelne keineswegs von Krankheit oder Kränkeln ergriffene Personen den Tag, ja die Stunde ihres Ablebens mit Bestimmtheit vorausgesagt haben. So hat Sully, der Minister Heinrich's IV. von Frankreich, versichert, der König habe das bestimmte Vorgefühl seines Todes gehabt. „Ich möchte heute gar nicht ausfahren," sagte er zu seinem Liebling, dem nachmaligen Marschall von Frankreich, François de Bassompierre; „ich weiß, daß mir auf der Fahrt ein besonderes Unglück bevorsteht." Der Graf suchte ihm die Angst auszureden, der König setzte sich dann in den Wagen, es war am Nachmittage des 14. Mai 1610, um den kranken Sully zu besuchen, und wenige Minuten darnach traf ihn in der engen Straße la Feronnerie der tödtliche Messerstich François Ravaillac's.

Ebenso notorisch ist es, daß der Leibarzt und Hofastronom des deutschen Kaisers Rudolph II. (1576 bis 1612), Jakob Scutellarius, Tag und Stunde seines Todes voraussagte, als er sich noch durchaus lebensfrisch und rüstig befand.

II.

Wir kommen jetzt zu einer anderen Gattung mystischer Erscheinungen der Menschennatur, zu jenen wunderbaren Phänomen einer „geistigen Fernwirkung", wie sie hie und da unleugbar beobachtet worden sind. Gerade dies Gebiet im „Nachtleben der Menschenseele" ist ein außerordentlich umfängliches — es begreift alle jene Sinnesempfindungen, Wahrnehmungen des Ohres und des Auges, unheimliches Klopfen, Klingen, Rauschen, Seufzen, Lichterscheinungen bis zur Vision fremder menschlicher Gestalten oder gar der eigenen Gestalt in sich, durch welche, nach dem Glauben des Volkes, von Geist zu Geist eine Wirkung ausgeübt, eine gewisse Botschaft gebracht, ein gewisses, meist tragisches und schmerzliches Ereigniß angemeldet werden soll. Es kann uns begreiflicher Weise nicht in den Sinn kommen, für dergleichen „Visionen" überhaupt eintreten zu wollen. Allein auch auf diesem geheimnißvollen Felde sieht sich unsere Vernunft einer langen Reihe durch völlig nüchterne Männer und selbst durch kühle wissenschaftliche Forscher verbürgter Vorfälle gegenüber, für deren natürliche Deutung ihr der Schlüssel fehlt.

Ein vor noch nicht langer Zeit verstorbener Pfarrer der französischen Gemeinde zu Bern, Renaud geheißen, hat wiederholt den folgenden Vorfall betheuert und auch in den von ihm hinterlassenen „Lebenserinnerungen" angeführt: Zu seinen Pfarrkindern gehörte ein von schwerem Brustleiden auf das Krankenbett geworfener jüngerer Kaufmann, Daniel Kieffer mit Namen, der ihm persönlich nahestand und von ihm sehr häufig besucht wurde. Geschäfte verhinderten Renaud einst mehrere Tage hindurch, nach dem Kranken zu sehen. Da erwachte er in der Nacht, weil es ihm vorkam, als habe ihn die Stimme des Patienten gerufen und flehentlich um seinen sofortigen Besuch gebeten. Der Geistliche erhob sich aus dem Bette, zündete Licht an und sah nach der Uhr; weil es ihm jedoch lächerlich dünken wollte, um Mitternacht zu einem seiner Pfarrkinder zu gehen, so legte er sich wieder nieder und war bald von Neuem eingeschlafen. Zwei Stunden darauf glaubte er die nämliche Stimme zu hören, doch diesmal noch viel dringender und ängstlicher. Jetzt ließ es ihm keine Ruhe mehr — er kleidete sich an und wanderte zu dem Kranken. Als er leise an dessen Thür klopfte, rief Kieffer in mattem Tone: „Kommen Sie nur herein, ich rufe Sie ja schon zwei Stunden lang!" Der gewissenlose Wärter hatte den Kranken seit zwölf Stunden im Stiche gelassen, und dieser lag einsam und allein bereits im Todeskampfe. „Ich wollte Ihnen so gern noch Lebewohl sagen," hauchte er mit brechender Stimme — und wenige Minuten darauf war er zur ewigen Ruhe eingegangen.

Um noch eines verwandten Beispieles dieses merkwürdigen „Geistesrapportes", wie man dergleichen „übernatürliche" Aeußerungen wohl bezeichnet, hier zu gedenken, erwähnen wir schließlich des nachfolgenden Vorfalles, von welchem J. Ennemoser, der ihn erzählt, versichert, daß seine Wahrheit von mehreren bei der merkwürdigen Scene gegenwärtigen Personen bestätigt worden sei. In einer Gesellschaft in Augsburg saß eine adelige Dame am Spieltische. Plötzlich ließ sie die Karten fallen und schrie auf: „Ach, mein guter Bruder ist todt!" Dies geschah, wie sich bald herausstellen sollte, im gleichen Augenblicke, da dieser von ihr sehr geliebte Bruder in der Nähe von Dillingen durch Umschlagen seines Kahnes in der Donau ertrank.

Von einer anderen geheimnißvollen Erschei-

Digitized by Google

nung berichtet der der französischen Kolonie zu Berlin entstammende Professor der Philosophie am französischen Gymnasium daselbst und Direktor der philosophischen Klasse der Berliner Akademie, Johann Heinrich Formey, in seiner 1770 publizirten „Physik.“ Eine vornehme Dame ließ sich nach ihrer Rückkehr von einer Soiree bei Hofe in Berlin von Kammerjungfer und Gesellschafterin auskleiden. Nachdem diese ihre Arbeit vollbracht hatten, suchten die beiden jungen Mädchen ihre im oberen Stockwerk gelegenen Schlafzimmer auf; zu ihrem nicht geringen Erstaunen und Entsetzen erblickten jedoch auf einmal Beide ihre Gebieterin, wie sie in voller Toilette hastigen Schrittes die Treppe hinaufstieg. Sie schrieen erschrocken auf und die Erscheinung verschwand. Kaum waren sie aber in ihren Zimmern angelangt, so rief sie die Glocke in die untere Etage hinab — die Dame war von einem Blutsturze befallen worden und wenige Stunden darauf eine Leiche.

Allgemeiner bekannt ist, daß mehrere Freunde des berühmten englischen Dichters Lord Byron diesen in London gesehen zu haben versicherten, während derselbe sich doch in Griechenland befand, wo er demnächst seinen Tod finden sollte. Der Poet, dem von dieser „magischen Erscheinung,“ die, wie angedeutet, zu gleicher Zeit von verschiedenen Personen bemerkt worden war, Meldung geschah, scherzt darüber, kurz vor seinem Hingange zu Missolunghi in Griechenland am 19. April 1824, in einem Briefe an seinen Freund und Universitätsgenossen, Sir John Cam Hobhouse: „Ich zweifle nicht, daß wir durch einen uns unbekannten Prozeß dem Scheine nach doppelt sein können, aber welcher von den beiden ich in diesem Augenblicke zufällig wirklich bin, überlasse ich Ihnen zu entscheiden. Das Einzige, was ich hoffe und wünsche, ist, daß mein zweites Ich sich wie ein Gentleman beträgt.“

Um dieses Kapitel unseres „unheimlichen Spukes“ mit der Erzählung eines Mannes zu beenden, den gewiß Niemand der Geisterseherei zeihen wird, unseres großen deutschen Patrioten Ernst Moritz Arndt, gedenken wir eines Vorfalles, den derselbe mit mehreren anderen Beispielen „merkwürdiger Ahnungen und Fernblicke,“ in seinen im Jahre 1846 erschienenen „Schriften für und an meine lieben Deutschen“ vermerkt. Im Jahre 1811 war Arndt auf der Insel Rügen sehr ermüdet in einem Lehnstuhl eingeschlafen. Plötzlich sah er seine liebe alte Tante Sophie vor sich stehen, freundlich lächelnd und auf jedem Arme einen ihrer beiden kleinen Knaben tragend, die er sehr lieb hatte. Sie hielt ihm die Kinder mit einer bittenden Geberde hin, als wollte sie damit sagen, daß er sich der Knaben annehmen solle. Am nächsten Morgen traf sein Bruder Wilhelm bei ihm ein, um ihm die schmerzliche Nachricht zu bringen, daß Tante Sophie am vorigen Abend gestorben sei.

III.

Wir fürchten, den uns zur Verfügung gestellten Raum schon vollauf erschöpft zu haben, überdies durch noch weitere Geschichten aus einer Welt des Dunkels und Geheimnisses unsere Leser um so mehr zu ermüden, als wir ja das Berichtete eben nur einfach wiederholen können, ohne selbst im Stande zu sein, die schmale Grenzlinie zwischen Trug und Wirklichkeit, Einbildung und Wahrheit zu ziehen. Darum sei zum Schlusse unserer Darlegungen nur mit wenigen Worten noch auf eine andere Art „mystischer Erscheinungen“ hingewiesen, die seit undenklichen Zeiten Aufmerksamkeit und Staunen nicht allein des noch in kindlichen Anschauungen befangenen Volkes, sondern auch hoch und wissenschaftlich gebildeter Menschen gefesselt hat. Wir meinen das sogenannte Vor- oder Zweite Gesicht — second sight wie es der Engländer nennt — jene unheimliche Gabe des Blickes in die Zukunft, der, wie sich kaum wird ableugnen lassen, einzelnen Menschen, mindestens bis zu einem gewissen Grade verliehen zu sein scheint und an die dann das nimmerruhende Spiel der Einbildungskraft eine Menge abergläubischer Vorstellungen und Erzählungen geknüpft hat.

Wir begegnen diesem „zweiten Gesichte“ mehr auf den umnebelten öden Moor- und Haideflächen, zwischen den düsteren Gebirgen des Nordens als im sonnenhellen Süden; zumal ist von ihm im schottischen Hochlande, in den einsamen Thälern Norwegens und Schwedens, auf den stillen Inseln Dänemarks, in den meerumbrandeten Küsten der Bretagne die Rede, allein auch da und dort in Nord- und Mitteldeutschland, in Böhmen und Oesterreich glaubt das Volk wohl an das spukhafte „zweite Gesicht,“ das allerdings die kommenden Ereignisse nicht immer in den Bildern der Wirklichkeit, sondern häufig nur in Symbolen erblickt. Auf den nordöstlich von Schottland gelegenen Shetlands-Inseln, wo das „zweite Gesicht“ seine besondere Heimath zu haben scheint, behauptet das Volk, daß das am Tage geschaute „zweite Gesicht“ früher eintreffe als das in der Nacht erscheinende. Je später die Nachtstunde ist, in welcher der Spökenkieker — wie man in Westphalen, Schleswig, Holstein und überhaupt im nordwestlichen Deutschland einen mit dem „zweiten Gesicht“ behafteten Menschen heißt — seine Vision hat, um so längere Zeit vergeht, Wochen, Monate, selbst Jahre, bevor das Geschaute sich erfüllt.

Mit dem „zweiten Gesichte“ in engem Zusammenhange steht die wahrhaft grausige Gabe des

Digitized by Google

Todsehens, die man, wie der Verfasser dieser Mittheilungen sich persönlich zu überzeugen Gelegenheit fand, zumal in der Lausitz gewissen Personen zuschreibt. Diese Todseher glauben eine weiße Gestalt oder auch nur einen lichten Schein zu erschauen, der vor ihnen einherschreitet oder gleich einer breiten Schlange vor ihnen dahin kriecht und entweder vor dem Hause des dem Tode geweihten Menschen verschwindet oder aber in dasselbe eindringt, und letzteres ist dann das Zeichen, daß das Ende jenes Todes-Candidaten in unmittelbarer Nähe bevorsteht. Der Spuk zeigt sich immer nur mit einbrechender Nacht. Auch ihr eigener Tod wird den unglücklichen Todsehern, die stets in sich gekehrte, düstere, grübelnde Menschen sind, in der nämlichen Weise angekündigt.

Und nun — was folgt aus all' diesen räthselhaften Erscheinungen, Vorfällen und Gaben? Das — daß obwohl manche dieser Erscheinungen auf überreizte Phantasie zurückzuführen sind, Shakespeare dennoch Recht hat, wenn er schreibt: „Es giebt mehr Dinge im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt."

Die Katakomben zu Rom.

Von Fr. Kopp.

Unter den einstigen Gärten und Landsitzen der Umgebung Roms liegen die berühmten Katakomben. „Kata" bedeutet Unten, und „Komben" Höhlungen, also unterirdische Höhlungen oder Gräber.

Abwärts leitende Pfade führen durch dunkle Wendungen zu dieser „Stadt der Todten," und das Licht, das durch die Eingänge strahlt, beleuchtet nur matt die ersten paar Ruthen dieser unterirdischen Gänge. Von Schritt zu Schritt vergrößert sich die Finsterniß. Nur hie und da fällt ein Lichtstrahl durch die Oeffnungen von Oben herab, wie durch die Luke eines Segelschiffes in den unteren Schiffsraum. Nach allen Seiten ziehen sich die kreuz und quer laufenden Gänge und führen bald zu unterirdischen Kapellen, bald zu prächtig ausgestatteten Kammern, meistens aber zu kleinen, engen Fächern, in denen die armen Christen der ersten Jahrhunderte (die aber im Glauben reich waren) dem Auferstehungsmorgen entgegen schlummern.

Die Eingänge zu diesen Grabstätten finden sich meistens an den Hauptstraßen, die aus Rom führen, und zwar in einem Umkreise von drei Meilen außerhalb der Stadtmauer. Auch in Feldern und Weinbergen hat man Wege in diese Labyrinthe gefunden, in denen an beiden Seiten der Gänge Gräber sind, Gräber oben und Gräber unten, von längst vergessenen Generationen.

Durch das Erforschen der Katakomben werden wir vertraut mit dem Gottesdienst der apostolischen Kirche und ihren Einrichtungen, und mit den Empfindungen der ersten Gläubigen, während sie ihre Todten — oft ihre gemarterten Todten — dem Schooß der Erde übergaben. Wir entziffern die rührenden Berichte ihres Kummers und ihrer Hoffnung, die sie aufrecht hielt, ihres Glaubens, der die Furcht des Todes verscheuchte, und ihrer Erwartung einer glorreichen Auferstehung und eines seligen Wiedersehens im Himmel. Wir lesen in den Zeugnissen der Katakomben das Glaubensbekenntniß der ersten Christen, das mit den Berichten ihrer Verfolgungen verwoben ist, ebenso auch die Art ihres Märtyrerthums; ja, selbst die Instrumente ihrer Tortur finden sich häufig in den Wänden und Monumenten eingegraben; denn in diesen stillen, düsteren Räumen schlummert der Leib von unzähligen Märtyrern und Bekennern, welche ihr Zeugniß in den Jahrhunderten der Christen-Verfolgungen mit ihrem Blute versiegelten; hier ruhen die ersten Bischöfe und Lehrer der Kirche, welche die Heerde Christi in jenen schweren Zeiten treulich weideten und ihr Leben



Eingang in die Katakomben.

Digitized by Google

für die Schafe gelassen haben; nach der Tradition der römischen Kirche sollen selbst die Leiber der Apostel — Petri und Pauli — in jenen ehrwürdigen Grüften liegen.

Der Umfang dieser „Stadt der Todten" ist bei den genauesten Untersuchungen und Jahre langen Forschungen der gründlichsten Gelehrten nicht genau zu ermitteln. Es sind bis jetzt zweiundvierzig Abtheilungen der christlichen Katakomben bekannt, von denen man aber viele bis jetzt nur zum Theil erforschen konnte, da die Hallen und Gänge häufig verschüttet und daher unzugänglich sind. Herr Michael De Rossi berechnet nach der genauen Vermessung der Katakombe Calixtus die Länge der Gänge auf fünfhundert und siebenundachtzig geographische Meilen.

Der Eingang in die Katakomben ist öfters nur ein einer Fuchshöhle ähnliches niedriges Loch mit Gras verwachsen und überschattet von der melancholischen graublätterigen Cypresse. Manchmal findet sich hinter dem Eingang eine Wölbung wie in der Katakombe St. Priscilla, oder wie bei den Resten der Vorhallen, in welchen das Andenken der Märtyrer festlich gefeiert wurde, wie etwa der Eingang in die Katakombe Domitilla.

In allen Fällen findet sich eine Treppe, oft lang und steil, morsch geworden durch die Zeit, und abgenutzt durch die Füße frommer Generationen. Einer der schönsten Eingänge ist der zu der Katakombe St. Pretextatus, häufig benützt in den ersten Jahrhunderten von den Märtyrern und treuen Zeugen des Herrn, und wohl auch von den bewaffneten Horden der Christenverfolger, die die Heerde Christi an diesem geheiligten Orte aufspürten. In späteren Zeiten besuchten Pilgrimme aus allen Ländern, theils in frommer Erinnerung, theils mit eitler Neugierde diesen Ort heiliger Erinnerung an die Treue und Glaubensfreudigkeit der ersten Christen und Märtyrer.

Die Katakomben sind in einen vulkanischen Felsen gehauen, der sich sehr häufig vorfindet in der Umgegend von Rom. Es ist dieses eine lose, graue Masse, die sich leicht mit dem Messer oder sonst einem scharfen Instrument bearbeiten läßt. Sie bestehen aus zwei Theilen, Zimmern und Gängen. Die Gänge sind lang und schmal, aber meistens gerade. Sie gehen kreuzweis über einander und bilden ein Netzwerk.

Die Hauptgänge sind von 3 bis 5 Fuß breit, aber die Nebengänge sind viel schmäler, so daß oft kaum zwei Personen an einander vorbei gehen können. Die Höhe derselben beträgt von 5 bis 15 Fuß. Und es liegen, wie in einem großen Gebäude, öfters vier bis fünf Stockwerke über einander. Die Decke der Gänge ist meistens gewölbt. Die Seitenwände bestehen größtentheils aus dem nackten Felsen, sie sind jedoch auch hie und da gepflästert, und an einigen Stellen, um sie zu schützen, gemauert. Da, wo sich die Gänge kreuzen, sind häufig Nischen für Lampen angebracht, ohne welche die Katakomben ein undurchdringliches Labyrinth gewesen wären. Beide Seiten der Gänge sind von Oben bis Unten mit Grabgemächern eingefaßt, ähnlich den Schlafstellen eines Schiffes oder den Fächern eines Kaufladens. Gegenwärtig enthalten dieselben aber nur die Asche und Gebeine



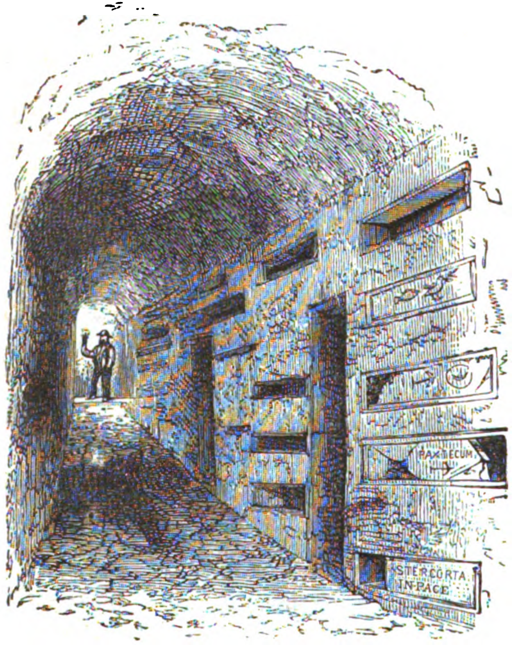
Treppe in die Katakomben.

der Todten. Es ist leicht einzusehen, warum man die Gänge so schmal und die Ruhestätten der Todten so nahe zusammenmachte, um nämlich so wenig als möglich ausgraben zu müssen. Man benützte jeden Zoll, so daß selbst Gräber auf dem Boden unter den Gängen gefunden wurden. Die Grabstätten sind von verschiedener Größe, für das kleinste Kind bis hinauf zum voll ausgewachsenen Mann. Jedes aber bekam genau so viel Platz als es nöthig hatte. Doch auch hier, wie überall, ist die große Zahl der Kindergräber auffallend.

Die Zahl der in den christlichen Katakomben Begrabenen ist schwer zu bestimmen. Die zuverlässigsten Schätzungen hat man von Vater Marchi und von Michael de Rossi; der erstere schätzt sie auf sieben Millionen, der letztere

Digitized by Google

auf nahezu vier Millionen. Diese Beiden haben ihre beste Zeit und Kraft dem Studium und der Erforschung der Katakomben gewidmet. Ihre Schätzung scheint für den ersten Blick übertrieben zu sein; wenn wir aber bedenken, daß 300 Jahre lang, oder für wenigstens zehn Generationen die ganze christliche Bevölkerung Roms dort beerdigt wurde (und Rom war damals eine sehr bevölkerte Stadt), dann kommt es uns nicht mehr so übertrieben vor. Auch wurden viele verfolgte Christen aus den Provinzen nach Rom geschleppt und dort in Schaaren hingerichtet. Für jede einzelne Person, die gegenwärtig in der Stadt Rom wohnt, schlum-



Katakomben.

mern mehr als fünfundzwanzig Christen in den Katakomben dem herrlichen Auferstehungsmorgen entgegen.

Die Gräber in den Katakomben waren alle fest verschlossen, meistens mit einer Marmorplatte bedeckt und mit Cement luftdicht gemacht, was auch höchst nöthig war, da die Oeffnung derselben den Gängen zugewandt war und diese fortwährend von Menschen benützt wurden. Diese Platten sind aber gegenwärtig größtentheils verschwunden und viele der Gräber sind leer; in andern befinden sich nur noch Gebeine, die bei der leisesten Berührung in weißes Pulver zerfallen.

Die andere Art der Aushöhlungen, nebst den schon beschriebenen Gängen mit Gräbern zu beiden Seiten, sind die Zimmer oder Kammern mit Thüren versehen, welche sich nach den Gängen zu öffnen. Diese Zimmer scheinen Familiengrüfte zu sein; auch diese sind an allen Seiten mit Grabgemächern eingefaßt.

Diese Kammern wurden wahrscheinlich auch bei Leichenfeierlichkeiten und zu dem Genuß des heiligen Abendmahls in Verfolgungszeiten benützt, sowie auch zu Gedächtnißreden an den Jahresfesten der Märtyrer. Zum gewöhnlichen Gottesdienst waren sie zu klein, ausgenommen zur Noth in den Zeiten der Verfolgung. Ihre Größe ist verschieden. Die kleinsten 8, die größten 20 Fuß im Quadrat. Es liegen immer zwei derselben einander gegenüber, daß der Gang dazwischen ist. Man hat angenommen, daß das eine Zimmer ausschließlich von den Frauen, das andere von den Männern benützt wurde.

Die Katakomben befinden sich im Innern der Hügel, welche die Stadt Rom umgeben. Aber obwohl bei einigen das untere Stockwerk über 100 Fuß unter der Oberfläche liegt, werden sie nicht mit Wasser gefüllt, da die Tiber noch bedeutend tiefer liegt.

Die Katakomben wurden an gewissen Punkten matt erleuchtet und mit frischer Luft versehen — durch eine Anzahl Luftlöcher, welche trichterartig, unten weit und oben enge, die schlechte Luft ableiten. Ohne diese Einrichtung wäre es unmöglich in denselben zu leben. Wo diese Luftlöcher die Oberfläche erreichen, sind sie höchstens zwei Fuß im Durchmesser; sie sind jedoch hinreichend, den Rauch von den Lichtern und die Dünste aus den Gräbern abzuleiten. Die Oeffnungen derselben sind meistens im Gebüsch und Gras der Hügel verborgen. In fast jedem Weinberge zwischen der Pincian und Salarian Straße werden solche Oeffnungen gefunden, durch welche man in die Katakomben gelangen kann. Nachdem die Verfolgungszeiten vorüber waren, wurden dieselben vermehrt und vergrößert.

Man darf aber nicht annehmen, daß gegenwärtig, nachdem sechszehnhundert Jahre verflossen sind, sich die Katakomben noch in ihrem ursprünglichen Zustande befinden. Nein, sie sind vielfältig beschädigt und verunstaltet durch den Zahn der Zeit, durch Erdbeben, durch rohe Menschen und andere zerstörende Naturkräfte. Die Treppen sind häufig zerfallen, die Gänge zugefüllt durch das Herabfallen der Decke, und öfters auch mit Vorsatz, um der Verfolgung zu entgehen. Die Regengüsse der Jahrhunderte haben Tonnen von Erde durch die Oeffnungen herabgewaschen und so die Wände verunstaltet und die Gänge blockirt.

In dem Jahre 1798, nach der Rückkehr der republikanischen Armee unter Berthier nach Rom, besuchte eine Anzahl französischer Offiziere, atheistische Jünger des Voltaire, die Kata-

Digitized by Google

komben. Frech stiegen sie hinunter in das Labyrinth und sangen dort ihre leichtfertigen Lieder unter den Leichnamen der alten Christen. Einer unter ihnen, ein Kavallerie-Offizier, der „weder Gott noch den Teufel fürchtete, weil er an Keinen glaubte," entschloß sich, die Gänge weiter zu erforschen. Bald war er verloren und wurde von seinen Kameraden verlassen. Seine lebhafte Phantasie, durch die natürlichen Schreckbilder seiner Umgebung noch mehr aufgeregt, malte ihm die ihn umgebenden Gerippe als lebendig vor. Durch die langen Gänge hörte er das geheimnißvolle Flüstern des Windes, das sich hie und da zu einem Aechzen und Stöhnen erhob, als ob Seelen in Pein wären. So sich durch die finsteren Gänge hindurchschleichend, griff er mit der Hand bald an die kalte Wand, bald an die morschen Todtengerippe, was jedesmal einen Schauder des Entsetzens verursachte. Er glaubte sich verurtheilt in diesen finstern Gängen lebendig begraben zu werden. Sein philosophischer Gleichmuth verließ ihn in dieser Stunde der Gefahr. Die Erinnerung an die christlichen Lehren in seiner Kindheit wurde lebendig in seiner Seele. Sein Innerstes wurde erfüllt und durchdrungen mit heiliger Furcht. Seine Körperkraft erschlaffte unter der Gewalt der Gefühle seines Herzens. Er wurde den nächsten Tag gefunden, war aber lange krank und stand auf von seinem Krankenbette als ein anderer Mann. Sein Leben war von nun an ernst und fromm. Als er sieben Jahre später in einer Schlacht fiel, wurde ein neues Testament unter der Weste auf seinem Herzen gefunden.

Selbst noch im Jahre 1837 verloren sich 16 Studenten mit ihrem Professor in einer Katakombe. An einem Feiertage stiegen sie hinunter, um dieselbe zu erforschen, verloren sich aber in den verschlungenen Gängen. Man suchte lange nach ihnen, fand aber keine Spur. Der Gang, welchen sie hinunter gegangen waren, wurde zugemauert, um andere derartige Unglücksfälle zu verhüten, aber ihr geheimnißvolles Schicksal wird wohl nicht aufgeklärt werden, bis die Gräber ihre Todten wiedergeben.

Die Geschichte der Katakomben ist nicht genau zu ermitteln. Sehr wahrscheinlich wurden die ersten derselben von den Juden angelegt, die zur Zeit Christi und der Apostel in Rom wohnten. Die Art dieses Begräbnisses hatten sie von dem Vater Abraham gelernt. Derselbe hatte von Ephron, dem Hethiter, bei Hebron in Kanaan eine zwiefache Höhle gekauft und darin seine Sarah begraben, und er selbst sammt den andern Erzvätern wurden darinnen beigesetzt.

Auch hatten sich lange vor der apostolischen Zeit viele Juden in dieser Kaiserstadt niedergelassen. Ebenso machten die Juden zu jener Zeit viele Proseliten aus den Heiden, daher der Ausspruch Senekas: „Die Besiegten gaben ihren Besiegern Gesetze."

Daß die Juden der Verbrennung der Leichen, wie es bei den Römern Sitte war, entschieden abgeneigt waren, läßt sich leicht denken, denn überall, wo sie früher wohnten, legten sie ihre Todten in Gräber oder Grüfte. Man findet daher auch Katakomben in Rom, in denen ausschließlich Juden begraben sind, was an den Denkschriften und Symbolen deutlich zu erkennen ist. Auch hat man in einer der ältesten Katakomben das Wort „Synagoge" eingraphirt gefunden, sowie das Bild des siebenarmigen Leuchters. In einer andern fand man unter 200 Namen, die dort entziffert wurden, nicht einen christlichen. Unter andern wurden dort folgende Grabschriften entziffert: „Hier ruhet Salome, die Tochter des Gadia, Vorstehers der Synagoge der Hebräer." — Weiter: „Hier ruhet Quintianus, Aeltester der Synagoge von Augustenses."

Die christliche Kirche in Rom wuchs so zu sagen unter dem Schatten der Synagoge auf und hatte jedenfalls eine schöne Anzahl bekehrter Israeliten unter sich. Auch mußte den ersten Christen die Beisetzung ihres Meisters in das in einem Fels gehauene Grab, so wie die hoffnungsvolle Aussicht auf die Verklärung des Leibes der Heiligen, so lebhaft vor der Seele stehen, daß sie sich mit Abscheu von der heidnischen Leichenverbrennung abwendeten; da aber die meisten von ihnen arm und die Ländereien um die dicht bevölkerte Stadt sehr theuer waren, so ist es leicht begreiflich, daß sie schon frühe anfingen ihre Todten in den Katakomben zu beerdigen.

Manche der Katakomben waren wahrscheinlich zuerst Privateigenthum einzelner wohlhabender Christen, wurden aber später, besonders zu Zeiten der Noth, zum Begräbniß der Brüder frei gegeben. Zu den ältesten werden die Katakomben Lucina, Priscilla und Domitilla gezählt, welche in die Zeit der Apostel hinauf datirt werden.

Als man anfing die Katakomben anzulegen und auszuhauen, war es den Christen noch nicht verboten ihre Todten ehrlich zur Erde zu bestatten. Auch wurden die Orte, wo die Todten ruheten, selbst von den Heiden für heilig gehalten und standen unter dem Schutz der Gesetze. Als aber später die Verfolgung immer rasender wurde, erstreckte sich die Wuth der grausamen Verfolger selbst auf die Todten und auf die geweihten Gräber der Christen. Es flüchteten sich in solchen Schreckenszeiten ganze Schaaren in die Katakomben. Daher wurden auch dort an schwer zu entdeckenden Stellen Behälter

Digitized by Google

gebaut (welche in späteren Zeiten aufgefunden worden sind), in denen für solche Nothzeiten Nahrung aufgespeichert wurde; selbst Brunnen sind dort entdeckt worden, denn es sammelten sich Tausende um die Gräber der heiligen Märtyrer, um durch die Erinnerung an ihren Zeugenmuth im Glauben gestärkt zu werden. In solche Zeiten fällt sehr wahrscheinlich der weitere Ausbau der Katakomben. Theils um Platz zu machen für einen längeren Aufenthalt, für ihre Zusammenkünfte und ihre Todten, theils um sich vor ihren Verfolgern sicher zu bergen, drangen die Christen immer tiefer ein in die Berge und schütteten den ausgegrabenen Stoff in die Haupteingänge, um ihren Feinden den Weg in ihre Bergungsorte zu versperren. In den zehn schrecklichen Verfolgungen der ersten 300 Jahre der christlichen Zeitrechnung entstanden auf diese Weise die langen, sich immer wieder kreuzenden Gänge, sammt Kammern und Treppen, und wurden diese Grüfte für den Uneingeweihten ein undurchdringliches Labyrinth.

Die Tausende der Inschriften, welche in den Katakomben gefunden wurden, liefern ein für die Geschichte der ersten Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung ungemein herrliches und interessantes Ergebniß. Von dem Aberglauben des Mittelalters, der Messe, den Gebeten zu den Heiligen, dem Marien-Cultus, und von dem Glauben an ein Fegfeuer findet man in den Grabschriften bis weit in's vierte Jahrhundert hinein auch nicht eine Spur. Es bestätigen daher die Katakomben die Wahrhaftigkeit der Bibel. Welche Einsicht in die Gedanken und Empfindungen der Christenheit des apostolischen Zeitalters geben uns dieselben! Die darin aufgefundenen Gemälde, Sculpturen und Inschriften stellen uns die Ideen und das Leben der ersten Christen lebendiger vor die Seele, als wenn er die gelehrten Abhandlungen des Tertullian und Origenes auswendig gelernt hätte.

Auch geben uns die Katakomben klare Blicke in die soziale Stellung, die häuslichen Einrichtungen, das Familienleben und den allgemeinen Charakter der Gläubigen jener Zeit. Sie überbrücken den Strom der Zeit und führen uns in die ersten Jahrhunderte des ursprünglichen Christenthums zurück. Sie geben uns einen genaueren Einblick in das tägliche Leben und in die Beschäftigungen der ersten Christen, als die Welt- und Kirchengeschichte. Die einfachen Grabschriften der Katakomben sind ernste und feierliche Stimmen aus der Vergangenheit. In ihren rührenden Worten vernehmen wir den Kummer und die Trauer um die Abgeschiedenen, und das Pochen des Herzens treuer Freunde und liebender Angehörigen in den schwersten Stunden des Lebens. Wir lesen darin das Verlangen und Sehnen der Herzen, das weit über das Grab hinausreicht und nach einer Wiedervereinigung im Himmel dürstet. Wir finden auch die Palme dort, in Gedenktafeln eingegraben, als Zeichen und Symbol des ewigen Friedens, zu dem diejenigen eingegangen sind, die den guten Kampf des Glaubens gekämpft hatten. Selbst die Namen auf den Monumenten und Denksteinen zeugen von dem Geiste des Christenthums. Man findet dort nicht nur biblische Namen wie „Petrus", „Paulus", „Johannes", „Stephanus", „Maria", „Elisabeth", „Susanna", „Rebecka" u.s.w., sondern auch solche, welche christliche Tugenden bezeichnen, wie „Demuth", „Beständigkeit", „Unschuld", „Klugheit", „Ernstine" u. s. w. Ebenso ist auch oft die soziale Stellung und Beschäftigung der Abgeschiedenen auf diesen Denktafeln angegeben, und dadurch bestätigt sich das Wort des Apostels: „Nicht viel Weise, nicht viel Kluge, nicht viel Hohe und Edle sind berufen; sondern was unedel ist vor der Welt, das hat Gott erwählet." Es finden sich in den Katakomben wohl einige Gräber von Reichen und Hohen, und zwar etliche aus der kaiserlichen Familie; aber die große Mehrzahl der Inschriften bezeichnet Personen aus geringem und bürgerlichem Stande, wie z. B. „Bäcker vom 12. Distrikt", „Gärtner", „Zuckerbäcker", „Koch", „Metzger", „Steinhauer", „Köhler" u.s.w.

Auf die Einzelheiten der Inschriften und Symbole weiter einzugehen, erlaubt der Raum nicht. Wer die Einzelheiten der Katakomben genauer studiren will, den verweisen wir auf Baumann's „Unterirdisches Rom", oder auf Witrow's "Catacombs of Rome", herausgegeben im Jahre 1877 von dem Buchverlag der Bisch. Meth. Kirche.

Jeannette, der amerikanische Nordpolfahrer.

Dargestellt von Karl Liebhart.

Mit großen Hoffnungen folgten die Amerikaner im Jahre 1879 der „Jeannette", dem von Herrn Bennett zur Auffindung der „Nordenskjöld-Expedition" ausgerüsteten Schiff, erstere ist jedoch längst in Sicherheit. Seit der Abfahrt des Schiffes von San Francisco im Jahre 1879 hörte man nichts mehr von demselben, bis kürzlich Depeschen aus Rußland meldeten, die Schiffbrüchigen seien in Sibirien an der Lena-Mündung angekommen.

Dieses Schiff wurde in ganz vorzüglicher

Digitized by Google

Weise ausgerüstet und seine Bemannung sehr sorgfältig ausgewählt. — Die Offiziere des Schiffes waren die folgenden: Befehlshaber: Lieutenant de Long; erster Offizier: C. W. Chipp; zweiter Offizier: G. W. Dannenhauer; Arzt: Dr. Ambler; erster Ingenieur: Geo. W. Melville. Die Mannschaft des Schiffes bestand aus Männern aller Nationen: Amerikaner, Deutsche, Schweizer, Dänen und sogar drei Chinesen, die als Steward, Koch und Schiffsjunge dienten, waren auf der „Jeannette“.

Lieutenant de Long und Chipp hatten bereits eine Fahrt zum Nordpol gemacht, nämlich die Expedition des „Juniatas“ im Jahre 1873 zur Aufsuchung des vermißten Nordpolfahrers „Polaris“. Deßwegen wurden sie als erste Offiziere dieser Unternehmung erwählt, wozu sie besonders befähigt waren.

Verschiedene Vermuthungen wurden über das Schicksal und die Richtung, in welcher man das Schiff zu finden hoffte, angestellt. Mehrere Expeditionen wurden ausgesandt, den vermißten Nordpolfahrer aufzusuchen und der leidenden Mannschaft Hilfe zu leisten. Die aus Rußland eingelaufenen Depeschen theilen uns mit, daß die „Jeannette“ am 18. Juni unter dem 77. Gr. nördlicher Breite und dem 157. Längengrade vom Eise zerdrückt wurde. Die Mannschaft bestieg die drei Boote des Schiffes und versuchte das Festland zu gewinnen, nämlich die Küste von Sibirien. Der Ort, wo das Schiff verlassen wurde, ist etwa 500 Meilen von den Lena-Mündungen entfernt. Um diese verhältnißmäßig kurze Strecke mit Schlitten und Booten unter vielen Mühseligkeiten und Gefahren zu machen, dazu brauchte de Long und sein braves Schiffsvolk mehr als drei Monate. Fünfzig Meilen von der Lena-Mündung erhob sich ein schwerer Sturm und trennte die drei Boote. Ungefähr am 29. September erreichten zwei der Boote, das von Melville befehligte sogenannte Walfischboot und de Long's — eine der Lena-Mündungen, etwa 140 Meilen nördlich von Cape Bickow. Hier in einem naheliegenden von Eingeborenen bewohnten Dorfe fanden die Unglücklichen freundlichen Empfang. Vom dritten Boote ist noch keine Kunde eingetroffen, doch ist's noch nicht als verloren aufzugeben. Die ungeheuren Entfernungen und die Verkehrsschwierigkeiten im nördlichen Sibirien sprechen im Gegentheil dafür, daß dieses wie die beiden anderen die Küste erreichte.

Mehrere Wochen brachten die Schiffbrüchigen in den Hütten der Einwohner zu, sich zu erholen und zur Reise nach Irkutsk zu rüsten, welche allein durch Hundeschlitten bewirkt werden kann. Auch mußten sie die nöthigen Mittel bekommen. Die Regierung in St. Petersburg befahl per Telegraph, für die Schiffbrüchigen auf's beste zu sorgen. Herr James Gordon Bennett, Eigenthümer des New York „Herald“ und Besitzer der „Jeannette“, telegraphirte sogleich nach Empfang der ersten Nachricht an die russischen Behörden und schickte die zur Unterstützung der Schiffbrüchigen nöthigen Geldbeiträge. Die russische Regierung gab sich alle Mühe, die besten Anordnungen zu treffen. General Ignatiew, der russische Minister, sandte zwei Expeditionen aus, um das noch vermißte dritte Boot zu finden. Es wird berechnet, daß die Reise von Boloenge (das Dorf, wo die Schiffbrüchigen Aufnahme fanden) nach Irkutsk ungefähr zwanzig Tage nimmt, so daß, bis die Hilfe sie erreicht und sie zurückkehren, mindestens zwei Monate vergehen werden. Einmal in Irkutsk gelandet, werden sie alle Pflege und Bequemlichkeiten genießen, welche sie höchlichst bedürfen. Von Jakutsk werden sie nach Irkutsk, der Hauptstadt des östlichen Sibirien, eine Strecke von 1900 englischen Meilen, reisen, und dann über Tomsk, Omsk und Moskau nach St. Petersburg. Wenn alles gut geht, ist die Ankunft der Schiffbrüchigen in Amerika auf nächsten Mai anzusetzen.

Spaziergänge am Seeufer.

Von J. G. Schaal.

(Schluß.)

Rothe Meer-Algen.

Unter diesen befinden sich die prachtvollsten Seepflanzen, die dem Naturforscher bekannt sind. Da aber auch die Farben dieser Gattung oft sehr von einander abweichen, besonders wenn sie dem Lichte ausgesetzt werden, so dürfen wir uns darunter nur eine vorherrschende rothe Farbe bei dieser Art von Meeres-Algen vorstellen. **Polysiphonia**, welche dieser Gattung angehört, soll sogar öfters eine annähernd schwarze Farbe annehmen. Der Name dieser Pflanze ist ebenfalls ein zusammengesetzter aus einem griechischen Worte ply, viel, und einem englischen syphon, Wasserbehälter. Sie hat diesen Namen daher, weil die Stiele, wenn man sie abschneidet, viele Röhrchen im Durchschnitt zeigen, wie die Leser auf dem nächsten Bilde wahrnehmen können.

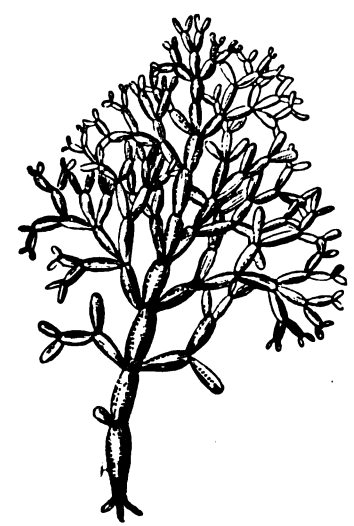
Chylocladia Articulata ist eine wunderbar gegliederte Alge, deren einzelne Theile das Aus-

Digitized by Google



Polysiphonia.
Oben ein kleiner Abschnitt des Stämmchens (vergrößert).

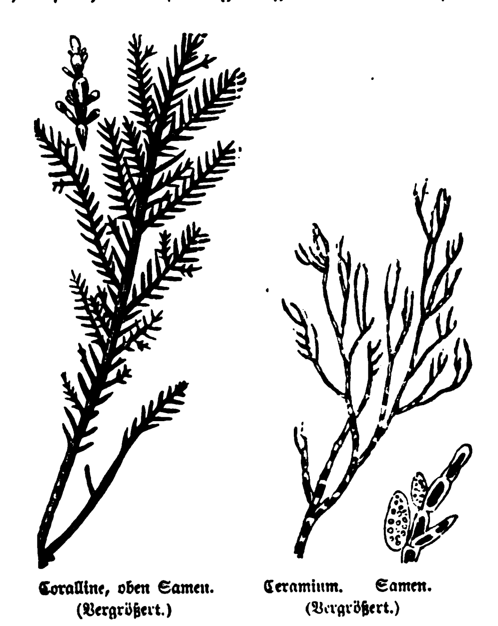
sehen von aufeinander gestellten Weinflaschen haben, und wie man sagt, mit weinähnlichen Safte angefüllt seien, so daß Baron Münchhausen's Weinfruchtbaum kein Märchen mehr wäre.



Chylocladia Articulata.

Haben wir schon früher von Pflanzenthieren geredet, so wollen wir nun auch einmal eine Thierpflanze betrachten. Eine solche ist die Meeralge Carolline, welche lange Zeit für eine wirkliche Koralle gehalten wurde, was wir noch aus dem Namen derselben ersehen. Sie besitzt das Vermögen, kohlensauren Kalk aus dem Meerwasser aufzunehmen und abzusetzen, so daß, wenn auch die Pflanze abstirbt, doch noch ein Kalkgebilde, gleich einem Korallenstock, zurückbleibt. So lange diese Pflanze lebt, hat sie eine bläuliche Farbe, nach ihrem Absterben bleibt aber ein zierlicher, weißer Kalkstengel zurück.

Ceramium ist eine der anmuthigsten Seealgen, die wir kennen. So zierlich und zart erscheinen seine durchsichtigen Zweige und Blätter, mit ihrer abwechselnden weißen und rothen Farbe, dem Beobachter, wie die von unseren herbstlichen Lüften getragenen Sommerfäden.



Coralline, oben Samen. (Vergrößert.) Ceramium. Samen. (Vergrößert.)

Im Bilde erscheint sie nur in Vergrößerung. Ihre Zartheit und Schönheit soll sogar den Versuchen des geübtesten Künstlers spotten.



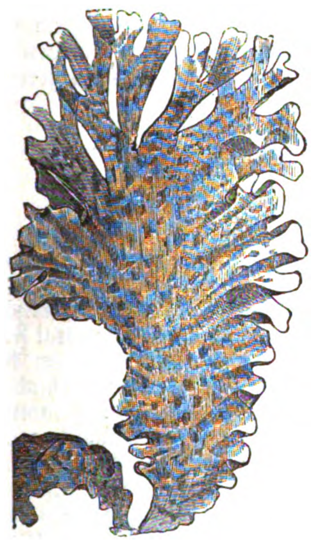
Iridea Edulis.

Iridia Edulis hat ein dickes, fleischiges Blatt von hochrother Farbe. Sie ist im Stande, die Regenbogenfarben zu reflectiren, was viel zu ihrer wunderbaren Schönheit beiträgt. Diese Pflanze wird von den englischen Fischern als Nahrungsmittel genossen. Um derselben einen Beigeschmack von Austern zu geben, zerquetschen sie dieselbe erst mit glühenden Zangen. Auch diese Pflanze birgt eine Menge kleiner Seethiere, was den Naturforscher, der solche

Digitized by Google

sucht, nie bei der Entdeckung dieser Pflanze täuschen läßt.

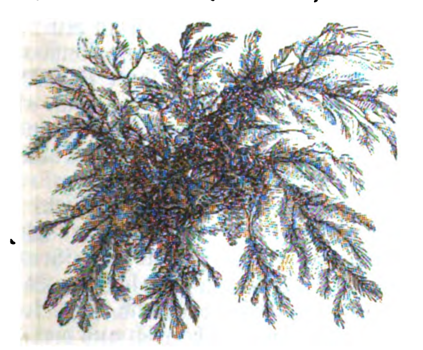
Nitophyllum Punctatum ist ein Gewächs mit sehr großen Blättern, die auch wieder bei verschiedenen Pflanzen verschieden sein mögen. An der Westküste von Irland findet man Algen dieser Art mit Blättern, welche eine Länge von



Nitophyllum Punctatum.

fünf Fuß und drei Fuß Breite haben und eine rosenrothe Farbe besitzen. Die Kapseln der Sporen liegen im Blatte eingebettet. Der äußere Rand ist auf's schönste gezackt. Bringt man diese Pflanze in Süßwasser, so giebt sie einen knackenden Ton ab als ob sie in Stücke bersten wollte.

Callithamnion Plumula ist eine andere dieser zarten Seepflanzen, welche bereits an



Callithamnion Plumula.

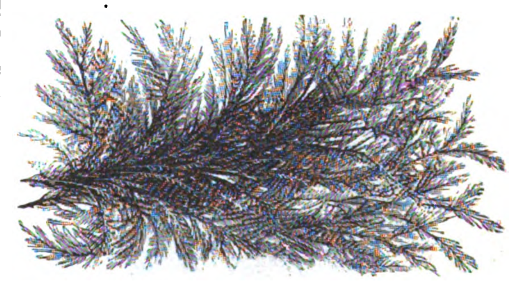
allen Seeküsten gefunden wird, und unter dem Vergrößerungsglas angesehen, einen überraschend schönen Anblick darbietet. Fast alle Pflanzen dieser Gattung sind meist nur nach einem Sturme in ihren schönsten Formen am Gestade zu finden.

An den britischen Inseln wird eine Abart der Rhodymenia, unter dem Namen Dulse bekannt, gefunden, welche von den Bewohnern sowohl als Nahrungs- wie Arzneimittel sehr geschätzt wird. In Schottland soll ein Sprüchwort sein, daß, wer See-Selleri von Guerdie genieße und aus den Brunnen von Kildiegie trinke, gegen jede Krankheit, mit Ausnahme der Beulenpest, geschützt sei.



Dulse.

Zum Schluß wollen wir noch etwas über grüne Meeres-Algen sagen. Diese eignen sich besonders für Aquarien, da sie das Vermögen, Kohlensäure aufzunehmen und Sauerstoff abzugeben, in einem besonderen Maße besitzen; was übrigens für die Gesundheit der in diesen Behältern befindlichen Thieren von großem Nutzen ist. Je mehr das Aquarium dem Sonnenlicht ausgesetzt ist, desto besser reinigen diese Algen das Wasser von der Kohlensäure, welches an den kleinen Bläschen wahrgenommen werden kann, die sich während des Sonnenscheines an die Pflanze anhängen, aber sobald eine Wolke vorüber zieht, an die Oberfläche kommen.

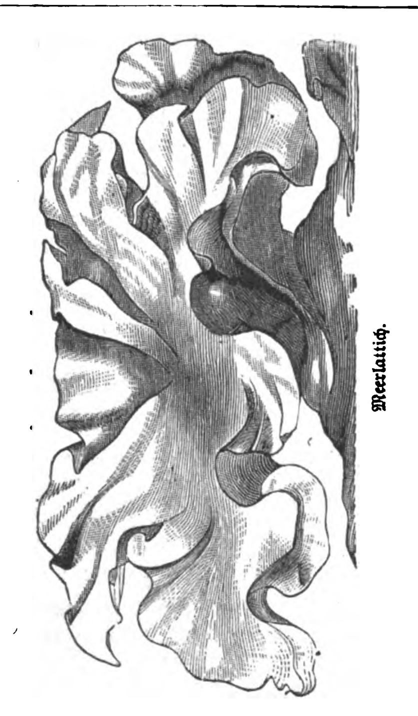


Bryopsis Plumosa.

Bryopsis Plumosa ist der Name einer prachtvollen grünen Meeres-Alge. Der Name deutet ihr federbuschartiges Aussehen an. Die Farbe ist eine köstliche grüne. Es giebt noch andere dieser Art, deren schöne grüne Blätter in prachtvollen, silberfarbigen Spitzen auslaufen.

Der Meerlattig, von welchem es wieder mehrere Spielarten giebt, die man theils in euro-

Digitized by Google



päischen, theils in andern, und theils auch in allen Meeren findet, wird ebenfalls vielfach als Nahrungsmittel gebraucht. Dieses ist namentlich bei dem purpurfarbigen Meerlattig, welchen die Irländer sloko und die Schotten slaak nennen, der Fall: derselbe wird mehrere Stunden gekocht, bis er zart geworden ist; darnach



Purpurfarbiger Meerlattich.

bereitet man ihn mit Citronensaft, Butter und Gewürzen für den Genuß zu.

Wie wir schon früher bemerkt, so befinden sich die schönsten Algen in den südlichen Meeren. Diejenigen, welche wir hier beschrieben, gehören meistens den britischen Gewässern an. Auch wir haben viele Algen an den Küsten unseres Landes, und äußerst prachtvolle am Golf von Mexiko sowie an den Ufern des Stillen Meeres. Aber wie überhaupt das Studium dieser Pflanzen mehr im Interesse der Wissenschaft und nicht für's Volk betrieben wurde, und zwar oft noch sehr mangelhaft, so hat auch unser Volk noch sehr wenig Kenntniß von den Wundern der Pflanzenwelt, welche in unseren Meeren wuchert.

Reichthum.

Erzählung von Martin Claudius.

Es war Sommer, blühender, herrlicher Sommer. Aus ihrem Häuschen trat Frau Still, ihr jüngstes Kindlein auf dem Arm, zwei zu ihren Seiten und zwei mit fröhlich lachenden Gesichtern, die Puppen in den Händen, voraus.

In der That, Frau Still war eine reiche Mutter. Fünf blühende Kinder um sich haben, ist viel Gottessegen. Nur daß es ihr selber just gar nicht so erscheinen wollte. Als nämlich im Herbst die letzten falben Blätter von den Bäumen fielen, hatte man ihren Mann begraben, und den ganzen Winter über hatten Schmerz, Sorge und Krankheit ihr selber die Wangen gebleicht. Ach, einer Wittwe Loos ist gar schwer! Und wenn sie auch ihr eigenes, trauriges Geschick in Geduld hätte tragen wollen, der Gedanke an ihre Kindlein beugte sie immer auf's neue. Was sollte nur aus den fünf unmündigen Waislein werden?

So hatte sie vielfach seit dem Tode ihres Mannes geklagt und gefragt, und so that sie auch heute, wo sie mit ihren Kindern in den blühenden Sommer trat. Sie wollte im Nachbardorfe die alte Muhme, ihre und ihrer Kinder beste Freundin, besuchen; denn obgleich arm, alt und gebrechlich, war diese doch stets bereit, andre zu erfreuen und zu trösten. Frau Still hatte das erfahren, als die Muhme trotz ihrer eigenen Hinfälligkeit sie in ihrer Trübsal besucht hatte, und ihr schweres Herz sehnte sich jetzt nach einer Aussprache bei der alten Freundin, während ihre Kinder nach Kinderart sich des schönen Spazierganges wie des Besuches gleich sehr freuten. Der Sommertag war so herrlich und die Muhme und ihr Gärtchen auch. Sie kannten den Rosenstrauch darin, der den ganzen Sommer hindurch blühte, aber besser noch den großen Kirschbaum. Vielleicht waren seine Früchte schon reif; denn sie waren immer die ersten und süßesten.

Digitized by Google

Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben;
Schau an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie dir und mir
Sich ausgeschmücket haben!

So sang die junge Schaar, und die Vöglein nahmen das Lied auf und trugen es weiter. Nur Frau Still seufzte noch, wenn auch etwas heimlicher, denn fast schämte sie sich bei aller Herrlichkeit ringsumher, daß sie selber so traurig war.

Jetzt hatten sie das Nachbardorf erreicht, und das winzig kleine Hüttchen der Muhme mit dem schönen Rosenstrauch davor und dem mächtigen Kirschbaum stand vor ihnen.

Es war alles, wie die Kinder sich's gedacht. die Rosen blühten und die Kirschen schimmerten verlockend roth durch das Gezweig. Ei, die würden einen köstlichen Schmaus geben!

Aber da trat ihnen die Muhme entgegen. Sie mußte schon sehr, sehr alt sein; aber aus ihren klaren, milden Augen schaute sie die Kinder so froh und friedvoll an, als ob sie selbst ein Kind wäre. „Viel schönen Willkomm!" rief sie. „Wie gut, daß ihr da seid. Der Kaffee ist just fertig. Tretet nur näher, und kühlt euch drinnen erst ab, von dem heißen Wege. Frische Luft und Rosenduft giebt's im Stüblein auch, denn das Fenster steht den ganzen Tag offen."

Und sie küßte die junge Frau und die Kinder der Reihe nach, ordnete dann ihre Gäste um den saubern Kaffeetisch, und nachdem sie selber das: „Aller Augen warten auf dich" gebetet, nahm jeder vergnügt seinen Platz ein.

Das war einmal guter Kaffee mit Weißbrot und Honig vollauf, ein wahres Königsmahl für die Kinder! In der That, es mußte eine Lust sein, solche Gäste zu haben. In den strahlenden Augen der Muhme stand's geschrieben, aber daß sie um solches Vergnügens willen selber gedarbt hatte, das las man nirgend.

„So, und jetzt geht in den Garten," sprach sie. „Ihr Kinder sollt mir bei der Kirschenernte helfen. Der Karl ist schon ein ganzer Kerl, er klettert auf den Baum, und Liese und Minchen sammeln die Früchte. Hier habt ihr Körbe. Mutter legt zuvor ihr Jüngstes in mein Himmelbett; das muß sein Schläfchen halten, ich seh's ihm an. Und Christel, ja die ist wohl so gut und spült die Tassen an meiner Statt. Sie ist schon ein großes, geschicktes Mädchen, ich sehe, daß man ihr was anvertrauen kann."

Und wie die gute Muhme angeordnet, so wurde gehandelt. Sie selber ging mit drei Kindern in den Garten und half beim Pflücken, Christel machte sich über die Tassen her, ganz stolz, daß die Muhme ihr ein wichtiges Amt anvertraut hatte, und Frau Still brachte das kleine Fränzelchen zur Mittagsruhe.

Sie hätte es gern gesehen, die Muhme wäre bei ihr im Stübchen geblieben, sie hätte dann die Gelegenheit benutzt und ihr volles Herz vor ihr ausgeschüttet, aber fast schien es, als wollte die Alte diesmal solch' Aussprechen vermeiden. Sie hatte immer schnell abgebrochen, wenn Frau Still von ihrer Noth und Sorge zu sprechen begonnen. Ob sie auch schon ihrer Klagen müde war? Es konnte wohl sein. Und Frau Still seufzte abermals.

Doch bald schlief Fränzelchen fest in dem großen Gardinenbett der Muhme, Christel hatte die Tassen gespült und auf dem Bort in der Stube sauber geordnet. So traten die beiden auch in den Garten, ihren Theil an der Erntefreude zu nehmen, die sie bereits in vollem Gange fanden. Die Kirschen waren wundervoll saftig und mundeten trefflich; die Kleinen konnten des Vergnügens kein Ende finden.

Da sagte die alte Muhme zu ihrer jungen Freundin:

„Komm, setze Dich zu mir auf die Bank unter dem blühenden Rosenstrauch. Von hier aus können wir das fröhliche Treiben der Kinder sehen und doch unsern besondern Schwatz haben. Aber nicht wahr, an einem Tage wie der heutige;" — und ihr gutes, altes Gesicht strahlte ordentlich in Sommerfröhlichkeit, — „geziemt es sich, daß wir uns von dem lieben Gott selber die Ueberschrift dazu geben lassen." Was meinst Du zu dem Psalmwort:

„Das Loos ist mir gefallen auf's Lieblichste. Mir ist ein schön Erbtheil geworden."

Die junge Frau sah auf. Erstaunt, fast vorwurfsvoll blickte sie auf die alte Muhme.

„Sollte mir das Wort gelten?" fragte sie bitter. „Das Loos einer Wittwe ist ein sehr schweres, ihr Erbe Kummer und Thränen und die bange Frage: Was soll aus meinem Häuflein Kinder werden? Ach Muhme, ich dächte, das wüßtest Du auch."

„So?" erwiderte diese, und schaute nun ihrerseits auf die junge Frau mit gutmüthigem Erstaunen. „Aber dennoch, Mine, glaube ich, daß es mir wie Dir, ja wenn ich das Wort recht verstehe, daß es allen Christenleuten gilt. Giebt es auch ein glücklicheres Loos als das eines Gotteskindes und ein reicheres Erbe als die Himmelskrone?"

„O ja," antwortete die Wittwe, „wenn Du den Spruch auf das Ewige deutest. Das Erdenwallen einer Wittwe aber bleibt deshalb doch ein trauriges und ihr Weg nach der Himmelsheimath ein Wüstenweg, daß man wohl kleingläubig werden und in der Noth der Zeit sich des reichen Erbes der Ewigkeit nur schwer getrösten mag."

„Und doch," sprach die Alte, „und doch gilt jenes Psalmwort nicht nur für das Zukünftige.

Digitized by Google

Es heißt ja: das Loos ist mir gefallen auf's Lieblichste, mir ist ein schön Erbtheil geworden. Da wird mir nicht erst etwas verheißen, da habe und besitze ich's schon."

Die junge Frau seufzte:

„Nun, was ich habe und besitze, weißt Du, und auch, daß ich's nicht als Reichthum achten kann. Doch soll das keine murrende Klage sein. Ich kann's einsehen, daß der Thon nicht zum Töpfer sprechen darf: Warum machst du mich also?, wir auch nur empfangen, was unsere Thaten werth sind."

Die Alte legte sanft ihre Hand auf die der Wittwe und fuhr in mildem Tone fort:

„Ich möchte aber doch sagen, daß keiner von uns empfängt, was seine Thaten werth sind, sondern vielmehr Gnade um Gnade — ja für unsere kleine Gabe das volle, gedrückte und überflüssige Maaß, davon unser lieber Heiland redet. Schau nur mal auf den Kirschbaum, unser und der Kinder Genuß und Augenweide. Als ich just so alt war wie Deine Liese, setzte ich den Kern, aus dem er entsproß und freute mich kindisch, als das junge Bäumchen aus der Erde keimte. Dann freilich gab's Zeiten, wo ich meinte, es koste zu viel Arbeit und Mühe, bis eine Pflanze Früchte bringe, und ich verzagte schier, ob ich auch je Freude von meinem Bäumchen haben werde. Nun freilich hat's schon lange, lange mein zweifelndes Klagen und Fragen beschämt. Mein Bäumchen ist ja ein Baum geworden, das jeden Frühling durch seinen Blätterschmuck und jeden Sommer durch seine Früchte mir des lieben Gottes Güte und seinen, nein auch meinen unaussprechlichen Reichthum vor die Seele führt. Und siehe, Minchen, lehrt mich solches schon mein Kirschbaum, was wirst Du sagen, wenn Du auf Deine blühenden fünf Kinder schaust! fünf junge Bäumchen, die Gott Dir in Deinen Garten gepflanzt, die er in Deine Hut, Dir zur Pflege und Freude gegeben. Meinst Du wirklich, das sei kein liebliches Loos, kein köstliches Erbe? Oder siehst Du nur auf die Arbeit, die Mühe und Sorge, die es kosten wird, bis jene Bäumchen Bäume werden und Früchte tragen? Ich machte es ja ähnlich so mit meinem Kirschbaum, aber ein rechter Gärtner thut nicht also. Er sieht nicht soweit voraus. Er weiß, daß alle gute Gabe und aller Segen von oben kommt. Er streut den Samen, er gießt und jätet, und Gott giebt das Gedeihen. — Könntest Du es nicht auch so machen? Hast Du auch je den Gerechten verlassen gesehen oder seinen Samen nach Brod gehen? Ziehe Deine Kinder auf in Zucht und Vermahnung zum Herrn; streue jeden Tag ein gutes Samenkorn in ihre jungen Herzen, raufe jeden Tag ein Unkraut aus, preise und lobe für alle Deine Arbeit und Sorge, und Du wirst es erfahren, daß Dir wirklich das Loos auf's Lieblichste gefallen und Dir ein schönes Erbtheil worden ist."

Wie warmer Sonnenstrahl leuchtete es aus den Augen der alten Muhme, als sie so redete; und es war, es spiegele sich ihr Glanz in den Thränen der Wittwe, die die alten runzeligen Hände der Freundin innig drückte; reden konnte sie noch nicht. Als aber jetzt ihre Kinder zu ihr traten, da lächelte die junge Frau sie an, wie sie lange nicht gelächelt hatte. Dann strich sie ihrer Aeltesten durch die blonden Haare. Dies Bäumchen war schon zwölf Jahre alt, es lohnte wohl bald ihre Sorgen und Thränen mit süßer Frucht — oder that sie ihm Unrecht? hatte es nicht sogar schon Frucht gebracht? war es nicht schon in diesem schweren Winter ihr Trost und Beistand gewesen? Und dort Karl mit den fröhlichen Augen und den jetzt dunkelglühenden Wangen. Ja, er war ein Wildfang, und ernste Zucht that ihm noth — aber blickte nicht seines seligen Vaters Sinn aus den ehrlichen, blauen Augen? O gewiß, er würde dereinst für sie und die kleinen Geschwister treu und redlich arbeiten, ja, alle fünf Kinder würden heranwachsen zu Bäumen, die der Herr gepflanzt, zu Blumen, die blühten und dufteten zu Gottes Ehren. Nein, so lange ihre Kinder noch ihr eigen waren, konnte sie ihr Loos nicht traurig nennen und ihres reichen Erbes vergessen; sie mußte vielmehr fröhlich und getrost auf Den hoffen, der versprochen hat, der Wittwen und Waisen Vater zu sein. Und das konnte sie jetzt auch aus tiefstem Herzensgrund vor ihrer alten Freundin bekennen.

Noch saßen die beiden Frauen Hand in Hand, als sich allmählig sämmtliche Kinder zu ihnen gesellten, auch das Fränzelchen, das vom Schlaf erwacht und von Christel herbeigetragen war. Die Sonne schien warm, die Rosen dufteten, und die ersten Kirschen blinkten nicht nur aus dem Gezweig, sondern auch aus den Körben gar verlockend und festlich, noch auf morgen einen köstlichen Schmaus verheißend. Was Wunder, daß wieder Sangeslust die Kinder ergriff und sie von neuem fröhlich ihr Lied begannen. Diesmal aber stimmte auch die Mutter ein, und aus frohbewegtem Herzen klang es hell zum Himmel empor.

> Weil denn weder Ziel noch Ende
> Sich in Gottes Liebe find't,
> Ei, so heb' ich meine Hände
> Zu dir, Vater, als dein Kind.
> Bitte, wollst mir Gnade geben,
> Dich aus aller meiner Macht,
> Zu umfangen Tag und Nacht,
> Hier in meinem ganzen Leben,
> Bis ich dich nach dieser Zeit
> Lob und lieb' in Ewigkeit.

Digitized by Google

Johanna Sebus.



Der Damm zerreißt, das Feld erbraust,
Die Fluthen spülen, die Fläche saust.
„Ich trage dich, Mutter, durch die Fluth:
Noch reicht sie nicht hoch, ich wate gut." —
„Auch uns bedenke, bedrängt wie wir sind,
Die Hausgenossin, drei arme Kind!
Die schwache Frau! — Du gehst davon!" —
Sie trägt die Mutter durch's Wasser schon.
„Zum Bühle da rettet euch! harret derweil!
Gleich kehr' ich zurück, uns allen ist Heil.
Zum Bühl ist's noch trocken und wenige Schritt;
Doch nehmt auch mir meine Ziege mit!

Der Damm zerschmilzt, das Feld erbraust,
Die Fluthen wühlen, die Fläche saust.
Sie setzt die Mutter auf sichres Land,
Schön Suschen, gleich wieder zur Fluth gewandt.
„Wohin? Wohin? Die Breite schwoll;
Des Wassers ist hüben und drüben voll.
Verwegen in's Tiefe willst du hinein!" —
„Sie sollen und müssen gerettet sein!"

Der Damm verschwindet, die Welle braust,
Eine Meereswoge, sie schwankt und saust.
Schön Suschen schreitet gewohnten Steg,
Umströmt auch gleitet sie nicht vom Weg,
Erreicht den Bühl und die Nachbarin;
Doch der und den Kindern kein Gewinn.

Der Damm verschwand, ein Meer erbraust's,
Den kleinen Hügel im Kreis umsaust's.
Da gähnet und wirbelt der schäumende Schlund
Und ziehet die Frau mit den Kindern zu Grund;
Das Horn der Ziege faßt das ein':
So sollten sie alle verloren sein.

Schön Suschen steht noch strack und gut;
Wer rettet das junge, das edelste Blut?
Schön Suschen steht noch wie ein Stern;
Doch alle Werber sind ihr fern.
Rings um sie her ist Wasserbahn,
Kein Schifflein schwimmet zu ihr heran,
Noch einmal blickt sie zum Himmel hinauf:
Da nehmen die schmeichelnden Fluthen sie auf.

Kein Damm, kein Feld; nur hier und dort
Bezeichnet ein Baum, ein Thurm den Ort.
Bedeckt ist alles mit Wasserschwall;
Doch Suschens Bild schwebt überall. —
Das Wasser sinkt, das Land erscheint,
Und überall wird schön Suschen beweint. —
Und dem sei, wer's nicht singt und sagt,
Im Leben und im Tod nicht nachgefragt!

Goethe.

Digitized by Google

Aus einem Waisenhause.

Von G. Freimuth.

II.

Ein Tag Waisenhausleben.

'S ist Sommer und die Nacht ist schon dem jungen Tag gewichen. Schnell rückt der Zeiger der verhängnißvollen Zahl Fünf entgegen — jetzt hat er sie erreicht; Br. Z. zieht den Strang und klar und durchdringend schallt der Ton der Glocke hinaus in die frische Morgenluft. Wäre Schiller ein Zögling der H..dtstiftung anstatt der militärischen Karlsschule gewesen, sein unsterbliches „Lied von der Glocke" wäre ohne Zweifel um eine köstliche Partie bereichert worden. So ein Tag Waisenhausleben ohne die Hausglocke dort war ja gar nicht denkbar. „Selbst herzlos, ohne Mitgefühl," begleitete sie in der That „mit ihrem Schwunge des Lebens wechselvolles Spiel." Daß ihr erster Gruß am Morgen von unserm Waisenknaben oder der großen Mehrheit seiner Schicksalsgefährten freudig begrüßt worden wäre, kann nun nicht gerade berichtet werden. Dieser Klang fand ja fünfundsiebenzig gesunde Kinder wenn auch nicht im „zarten Flaum", so doch auf dem Spreusack. Dieser Spreusack übertraf aber in dem einen Punkt alle patentirten oder nicht patentirten Federmatratzen, daß er nie seine Elastizität verlor. Verweichlicht wurde Keines auf seinem Spreusack. Ob nun aber der Glocke Klang willkommen war oder nicht, seine Wirkung hat er nie verfehlt. Welch einen plötzlichen Scenenwechsel rief doch das kurze Geläute hervor. Eben noch ein liebliches Bild der Ruhe überall. Tiefste Stille in den hohen, luftigen Schlafsälen, in denen Boden, Decke, Wände und Bettstellen gleich rein und fleckenlos waren. Da standen sie, die saubern Bettstätten in ihrem weißen Anstrich, eine jede den Spreusack, das Leintuch, das Kopfpolster und den weiß- und blaukarirten Teppich bergend. In jedem Bett aber ein gesundes, frisches Kindesgesicht im tiefen Schlaf. Die Glocke erklingt und drei Minuten später ist jedes Nestchen im weiten Hause leer. Noch fünf Minuten und in den Schlafsälen der größeren und mittleren Klassen sind die Betten gemacht und alles in vollkommener Ordnung. Alles das aber geht in so geräuschloser Ruhe ab, als könne es ein anderes Erwachen überhaupt nicht geben.

Die Betten sind gemacht und nun kniet sich jede Klasse mit ihrem „Bruder" oder ihrer „Schwester" nieder zum Gebet. Wer aber einige Minuten später die muntere Knabenschaar draußen im Hof gesehen hätte, Hals und Brust entblößt, die Waschschüssel vor sich, der hätte klar erkannt, daß man auch dem Pindar'schen Satz vom Wasser huldigte.

Doch wieder ertönt die Glocke und nun geht's zum Speisesaal. Zunächst zwar die Bibel unter dem Arm, denn erst soll der Seele ihre Nahrung werden. Da ist sie denn auch versammelt, die ganze Familie und was von Gästen etwa im Hause sein mag. Da wird gesungen, gebetet, Gottes Wort gelesen und erforscht. Familiengottesdienst, ja, das ist es in Wahrheit, was hier gehalten wird. Und dann — das Frühstück. Wundersam hat's unserm Waisenknaben allerdings geschienen, als am ersten Morgen anstatt der gewohnten Kaffeekanne eine nicht unansehnliche Schüssel voll dampfender Kartoffelsuppe erschien. Wer kennt sie aber nicht, die Macht der Gewohnheit? War's, daß die emsige Arbeit um ihn her ansteckend auf ihn wirkte, sei's, daß ein gesunder Knabenmagen überhaupt nicht so viel Bedenken gegen eine conservative deutsche Kartoffelsuppe trägt, als man denken möchte, jedenfalls kann er aufrichtig versichern, daß, als er am zweiten Morgen während des Schlußgebets ohnmächtig wurde, dieses seinen Grund in einem höchst schmerzhaften bösen Finger und einer unruhig verlebten Nacht hatte, nicht etwa im Grauen vor der bevorstehenden Kartoffelsuppe.

Aus dem Schulleben, das sich auf den Vormittag beschränkte, sind unserm Waisenknaben manche Erinnerungen geblieben. Ein Theil der Aufgaben bestand im Schreiben von Sittenregeln, welche der Hausvater diktirte. Die nächste Absicht dabei war wohl Uebung in Kalligraphie, Orthographie &c. Ob aber nicht zugleich auch gute Grundsätze dabei eingeprägt werden sollten? Eine dieser Regeln machte einen unauslöschlichen Eindruck auf ihn. Heute noch steht sie klar und fest in seinem Gedächtniß. Sie lautet:

> „Ein Weiser, alter Zeit, gab einst den klugen Rath:
> Vom Tische aufzustehn, noch eh' man völlig satt."

Wie oft hat er sich gefreut, philosophisch vom Tisch aufstehen zu können.

Dazu gab ihm denn besonders auch das Mittagessen mit seinen Reizen je und je Gelegenheit. Erinnerte das Frühstück und Abendessen mit seiner immer wiederkehrenden Kartoffelsuppe und Suppe ohne Kartoffel an das Stabile und Unveränderliche, so gab das Mittagessen Gelegenheit, an den Wechsel und die Veränderlichkeit der Dinge zu denken. Nicht als hätte ein einzelnes Mittagessen Mannigfaltiges geboten. O nein, die bleibende Zugabe bestand immer in dem: „Und ein End." Aber Mittagessen um Mittagessen, d. h. Erbsen, Bohnen,

Digitized by Google

Linsen, Rüben, Sauerkraut, Kohlrüben, Mehlbrei, Kartoffelschnitz und Kartoffelsalat wechselten doch. Nun bestand aber die alte Hausregel, daß von dem, was auf den Tisch kam, auch gegessen werden mußte. Wie willig man auch sein mochte, großmüthig dem nimmersatten Kameraden Alles zu überlassen, es durfte nicht geschehen. Geschehen ist's aber doch. Auch unsers Knaben Teller ging zuweilen auf die Wanderschaft. Wollte ihm aber auch das Glück, daß er dabei nicht erwischt wurde, Angst genug hat er ausgestanden, bis der Teller wieder leer zurück war, eh der Hausvater aufblickte. Ob die Ansicht der lieben Hauseltern, daß der Glaube, man könne die eine oder andere Speise nicht essen, nur auf Einbildung beruhe, richtig war oder nicht, kann er nicht auf Grund der Erfahrung sagen. Seine Einbildungskraft blieb eine Macht, die ihn trieb, Kohlrüben und ähnliche Delikatessen los zu werden, wo immer sich eine Möglichkeit bot. Wie hätte er auch sonst den „klugen Rath" seines „Weisen alter Zeit" befolgen können?

Nach Tisch wartete der Waisen eine Stunde „Freizeit". Bei Lust und Spiel konnten sie dann, je nach Geschmack, die Freuden oder Leiden des Mittagsmahls vergessen. Freilich, den „Bruder" hatte seine Klasse auch da bei sich. Liebe, oder sonst etwas, ließ es ihm nie zu lange von ihr fern zu bleiben.

Für die Trägen gab es im Waisenhaus „für die Handvoll Freuden" der Freistunde „eine ganze Welt voll Leiden" der Arbeitszeit. War es z. B. in der Erntezeit, so konnte ein früher Wanderer von der Landstraße nach M. aus schon lange vor Sonnenaufgang eine Schaar Kinder sehen, die Sichel in der Hand, einem wogenden Roggenfeld zupilgern. Jetzt waren sie dabei angekommen, und das alte: „Nun danket alle Gott," schallte in die noch nächtliche Stille hinaus. Dann schritt Br. Z. an der Front auf und ab und sein: „Eins, zwei, drei," für die Großen, „Eins, zwei" für die Mittleren, und „Eins" für die Kleinen gab jedem Knaben und Mädchen das Feld seiner Wirksamkeit. Br. Z.'s reckenhafte Gestalt wollte allerdings dem einen und andern in der Dämmerung riesenhaft erscheinen, und hätte den innersten Herzensgefühlen Ausdruck gegeben werden dürfen, so hätte ihm auch unser Waisenknabe je und dann zugerufen: „Mir graut vor dir!" Mit dem Zusatz vielleicht: Mir graut vor dir und deinen Schritten!

Ein mehr malerisches Bild bot die Arbeitszeit von ein bis sechs Uhr, wenn die Feldarbeit nicht alle Kräfte in Anspruch nahm. Dort im Zimmer der mittleren Klasse Br. H. mit seinen Schneidern; nebenan Br. B. mit seinen Schuhmachern; draußen im Garten Br. L. mit seinen Gärtnern; hinten im „Arbeitszimmer" hauste Schw. Salome mit einem Dutzend Knaben, beschäftigt mit Schaben und Schneiden von Gelberüben für das Mittagessen des nächsten Tages. Eine Anzahl arbeitet draußen auf dem Feld. Mehrere im Stall, die Kühe versorgend. Die Kleinen zum Theil Holz in die Küche tragend, zum Theil Bohnen, Erbsen oder ähnliche Herrlichkeiten auslesend.

Kurz, der klassische Chorus: „Es giebt etwas zu thun; es giebt etwas für Kinder zu thun," fand seine volle Bestätigung im Waisenhaus. Wenn je ein Zögling der H..rdtstiftung „außer Arbeit war," so ist es in den Annalen derselben nicht verzeichnet.

Zwischen Abendessen, Familiengottesdienst und dem Lernen der Schulaufgaben schwanden die Abendstunden hin, zum letztenmal für den Tag ertönte die Glocke, und einige Minuten nach neun Uhr war jedes Kind in seinem Bett. Tiefste Stille herrschte im Haus.

Die christlich-sociale Partei in Berlin.

Von C. Weiß in Berlin.

Diese Partei, an deren Spitze Herr Hofprediger Stöcker steht, gewinnt bedeutend an Boden. Was man auch gegen diese Partei wegen ihrer Vermengung von Religion und Politik sagen möge, so viel steht fest, daß es Herrn Hofprediger Stöcker's Verdienst ist, uns vor einem furchtbaren Ausbruch der Volkswuth in Berlin bewahrt zu haben; denn im Volk gährten einestheils die Ideen der Socialdemokratie, anderntheils ein tiefer heimlicher Groll gegen das Wucherwesen und die Bedrückung von Seiten der durch ihren Reichthum übermächtigen Juden, und ihm gehört das Verdienst, den Strom in ruhigere Bahnen, in das Geleise geistiger Discussion geleitet und den Gedanken des Volkes einen mündlichen, energischen Ausdruck gegeben zu haben, wodurch offene Gewaltthaten verhindert worden sind. Allerdings trägt auch der kleine Belagerungszustand Berlins — in Folge dessen jede verdächtige Person polizeilich ausgewiesen werden kann, nicht wenig zur Ruhe bei. Aber die innere geistige Ueberwindung der Socialdemokratie hat begonnen. Ein Arbeiter sagte mir unlängst: Früher glaubte ich nichts, — seit ich aber Herrn Hofprediger Stöcker gehört, möchte

Digitized by Google

ich glauben können, da ist sehr viel gewonnen. Dank dem Einfluß der christlich-socialen, haben die Social-Demokraten bei den letzten Wahlen Berlin verloren.

Es ist gegenwärtig kein Saal groß genug, um alle ihre Parteigenossen zu fassen, weshalb die Partei sich jetzt in eben so viele Kreisvereine unter starker Centralleitung organisirt hat, als Wahlkreise vorhanden sind.

Wir führen den Leser nun im Geist in eine christlich-sociale Versammlung in Berlin. Am Eingang steht ein Tisch mit Parteischriften zum Kauf und mehrere Ordner, welche das Eintrittsgeld zur Bestreitung der Unkosten entgegennehmen (10 oder 20 Pfennige). Ein großer Tabaksdunst kommt uns entgegen und an kleinen Tischen sitzen in einem großen Saal wohl tausend Männer — wir sahen schon 2500 beisammen, die meisten mit dem Bierglas vor sich; dienstfertige Kellner bedienen auch während der Rede neu eintretende Gäste.

Aber unter dieser großen Menge ist kein einziger Betrunkener wahrzunehmen und das „Trinken" geschieht mehr um die Gemüthlichkeit und Geselligkeit zu erhöhen und dem Wirth einen Verdienst zur Bestreitung von Miethe und Beleuchtung des Saales zuzuwenden, als um des Trinkens willen. Selbst die Herren Redner benetzen ihre Kehlen und machen Dunst, auch wenn es Pastoren sind. Sie huldigen der Anbequemungstheorie und sagen, daß sie die Leute ohne Bier und Tabak nicht zusammen bekommen können.

Für einen Methodisten, der doch andern Ideen huldigt, giebt es hier allerdings gleich beim Eintritt etwas zu verschlucken. Doch wenn auch die **Beilage** uns nicht mundet, so urtheile der Leser über die übrige Kost.

Aus einem Vortrag von Herrn Hofprediger Stöcker, welcher von mindestens 1000 Arbeitern besucht war, entnehmen wir folgende Sätze, welche die Tendenz des Vereins zeigen:

„**Die Social-Demokratie** hat zwei Wurzeln: die **wirthschaftliche Nothlage** und die **Gottlosigkeit**. Fortschritt (im üblen Sinn des Worts als Gegnern des Christenthums) und modernes Judenthum haben sie herbeigeführt."

Politisch liberal sind wir heute alle, auch die Konservativen: sie wollen nicht rütteln an der Verfassung, nicht konstitutionelle Rechte aufgeben — wer anders sagt, streut unkundigen Leuten Sand in die Augen. Ein Unterschied allerdings besteht zwischen den Liberalen und Konservativen: Jene wollen die Parlamentsherrschaft, diese die persönliche Regierung des Kaisers und Königs. Was sollte bei uns aus einer Parlamentsherrschaft werden? Wir haben zehn Parteien im Reichstage, von denen keine die absolute Majorität hat, also nach liberalem Prinzip nicht regierungsfähig ist. Die Majorität ist da eine zufällige durch Kompromisse der Parteien untereinander. Ein starkes Königthum, welches seine Minister, selbst gegen den Wunsch des Parlaments, selbst wählt und hält, ist da durchaus nothwendig. Der Deutsche ist anders geartet wie der Engländer, der Franzose, der Amerikaner, er liebt und versteht es nicht, in schrankenloser „Freiheit" auf sich selbst allein angewiesen zu sein, sich nöthigenfalls mit den Ellbogen selbst Platz zu machen, er ist gewöhnt daran und bedarf gewisser Ordnungen und Stützen, eines gewissen Zwanges. Freiheit mit Zucht und Ordnung. Fehlt diese Ordnung, dieser Zwang, die feste leitende Hand, so tritt Unsicherheit, Unzufriedenheit ein, und das führt zur Socialdemokratie. Weit mehr noch als in politischer Hinsicht sind wir deshalb auch Gegner der liberalen Wirthschaftstheorieen, der schrankenlosen wirthschaftlichen Freiheit, welche alles auflösen und den Einzelnen auf sich selbst stellen im wilden Konkurrenzkampfe, die menschliche Arbeit zur Waare degradiren, den Schwachen schutzlos zur Ausbeutung durch den Starken preisgeben. „Redner zeigt die Folgen dieser Grundsätze an der heutigen Lage der Arbeiter und Handwerker gegenüber dem Großkapital und Großbetrieb. „Auf dem Handelsgebiete gehört der deutsche Markt zuerst dem Deutschen. Wenn die Menschen alle gleich gut wären, wenn es keine pfiffigen Leute gäbe, welche andere geschickt zu betrügen wissen, wenn die Länder alle gleich situirt von Natur und Entwicklung wären, dann könnte von allgemeiner auch wirthschaftlicher Freiheit die Rede sein; bei den bestehenden Unterschieden aber sind bestimmte Ordnungen, Schutzgesetze nöthig, daß die Freiheit nicht ausarte in wilde Zügellosigkeit. Sonst führt das zur Unzufriedenheit, zur Social-Demokratie. Noch heute fühlen wir die Nachwehen der Krise des wirthschaftlichen „Krachs" von 1873; viele Arbeiter und Handwerker haben seitdem keinen geordneten Verdienst mehr finden können — am grünen Tisch weiß man das nicht so, aber die Geistlichen wissen es, an welche die Nothleidenden Hilfe suchend herantreten, auch wenn sie sonst Fortschrittler oder Socialdemokraten sind. Hat der Mensch bei solchen Zuständen nicht einen festen moralischen Hintergrund, so fällt er in die Reihen der Social-Demokratie. Redner zeigt wie Abhilfe zu schaffen unter Berufung auf die kaiserliche Botschaft und kommt schließlich auf das moderne Judenthum, welches er nicht als Stamm oder Religionsgemeinschaft bekämpfe, sondern als die verderbliche Potenz unseres deutschen christlichen Volkslebens. Macht, Reichthum, Unglauben sind seine Waffen, die Vergiftung des deutsch-christlichen Volksgeistes ist sein Werk und Ziel, besonders durch seine Presse. Es ist nicht zu verlangen, daß die Judenpresse unsere christliche Religion hochhalten soll, aber verlangen dürfen und müssen wir, daß die Juden unsere Religion und Heiligthümer in demselben Grade respektiren, wie wir es den ihren gegenüber thun. Hat man je gehört, daß wir jüdische Religions- und Synagogeneinrichtungen in ähnlicher Weise angegriffen hätten, wie die jüdische Presse unsere christlich-kirchlichen Einrichtungen? Noch ist dieser Kampf nicht beendet, noch stehen wir mitten darin, noch stehen die drei Gegner auf dem Plan, aber ein großer Umschwung, das beweist das letzte Wahlresultat, ist besonders in Berlin eingetreten, manches ist schon besser geworden, wir werden seitens der Judenpresse nicht mehr mit der früheren Vehemenz angegriffen — vielleicht weil man erkannt hat, daß in Berlin damit kein „Geschäft" mehr zu machen ist. Das Wahlresultat und andere Anzeichen zeigen uns, daß wir nicht umsonst gearbeitet haben. Zwar haben wir noch nicht den Sieg errungen, aber kämpfen ist oft schöner als siegen, Arbeit oft schöner als der Lohn. Wir werden weiter arbeiten — das ist kein rechter Mann, der angesichts von Schwierigkeiten das begonnene Werk liegen ließe. Daß es möglich ist, die Social-Demokratie zu bekämpfen und zu überwinden, das ist das große Resultat. Die kaiserliche Botschaft ist das Signum für unsere Bestrebungen. Vor vier Jahren war an einen solchen Umschwung, wie er sich jetzt zeigt, kaum zu hoffen. Gott hat geholfen über Hoffen und Erwarten. Redner hat das Gefühl, daß der Strom der Social-Reform, welcher sittlich-religiösen Grund-Gedanken entspringt, immer weiter rauschen und noch manchen Fortschrittsmann und Socialdemokraten mit sich fortreißen wird. Darauf kam's uns von Anfang an, diesen beiden verderblichen Strömungen eine dritte entgegen zu setzen, um recht viele aus jenen in friedlicher Weise zu erretten. Es ist mit den Socialdemokraten so gekommen, wie Redner es ihnen in der ersten Eiskeller-Versammlung voraus gesagt: „diese Partei muß innerlich überwunden oder äußerlich vernichtet werden." Das letztere ist eingetreten, aber das erstere, Gott sei Dank, nicht vergessen. Zweierlei ist nothwendig: Besserung der materiellen Zustände und religiös-sittliche Erneuerung. Es wäre vieles nicht so schlimm gekommen, besonders auch mit dem modernen Judenthum, wenn wir als Christen unsere Pflicht gethan hätten, uns selber haben wir mit anzuklagen. Redner weist auf die bereits große Verbreitung der christlich-socialen Ideen. Von einer der Sunda Inseln im Stillen

Digitized by Google

Ocean ist ihm u. a. in den letzten Tagen Gruß und Zustimmung zu diesen Bestrebungen geworden. So ist es — der Ocean fluthet, die Wellen gehen stark, sie schlagen an alle Gestade, alle Grenzen. Was hier von Deutschland ausgeht, ist für die Welt. Neuer Lebensodem, das Wesen des heiligen Geistes geht darüber hin, daß wir diesen Geist auf uns wirken lassen und andere dafür empfänglich machen, das ist unsere Aufgabe. In der kaiserlichen Botschaft ist dies als höchstes Ziel hingestellt. Wir sind Christen, unsere Geschichte seit 1000 Jahren ist mit dem Christenthum verbunden — mit satanischer Schlauheit haben uns die Feinde davon abwendig zu machen versucht, es wurde gesagt, „daß ein intelligenter Mann sich schämen müßte ein Christ zu sein." Aber wir werden es den Gegnern noch zeigen, was die „sittlichen Fundamente des christlichen Volkslebens" bedeuten! (Großer langanhaltender Beifall.) Die Versammlung erhebt sich von den Sitzen und bringt dem Redner ein dreifaches stürmisches Hoch, welches dieser mit einem Hoch auf die christlich-sociale Sache erwiedert.

Doch die Sache *hat auch ihre andere Seite*. Schon am 20. Februar 1879 wies der evangelische Oberkirchenrath darauf hin, daß *Geistliche* sich nicht an solch politischen Agitationen betheiligen sollten. „Kaum etwas hat den Einfluß der amtlich organisirten Kirche so geschädigt, als der Versuch, die Kirche, ihr Bekenntniß und ihre Organe als Mittel für bestimmte politische Parteizwecke zu gebrauchen. Es ist nicht Sache der Diener der Kirche, im Namen des Christenthums volkswirthschaftliche oder social-politische Theorien aufzustellen und zu unterstützen u. s. w." — Gegen einen von liberaler Seite eingebrachten Antrag auf einen amtlichen Tadel gegen Herrn Stöcker hatte derselbe sich letzten Sommer vor der Synode zu vertheidigen. Und er that es meisterhaft. Er berief sich darauf, wie er aus Erbarmen mit dem Volk in diesen Abgrund hinabgesprungen sei, von dem er nicht wußte, wie tief er sei, und daß, wenn Niemand sonst da sei, der dessen Gedanken ausspreche, so müsse das der Geistliche thun — er sei nicht nur Geistlicher, sondern auch Patriot (jetzt Reichstagsabgeordneter). Er zeigte, wie dem Antichristenthum nicht anders die Spitze abzubrechen sei, als wenn die Vertreter des Christenthums das verführte Volk zu befreien suchen, und wie der social-demokratischen Bewegung ein antichristliches Element innewohne, das der Geistliche nicht ignoriren dürfe, und wie das Christenthum auch das Volksleben so beherrschen müsse, daß derartige Gesetze erlassen werden, welche den Schwächeren vor dem Stärkeren schützen.

In Anbetracht der guten Absichten des Herrn Stöcker konnte er bis jetzt auch seinen Posten als Hofprediger ungehindert begleiten. Wie lange? — Die Zeit wird's lehren.

Und nun noch ein Wort zum Schluß. Hofprediger Stöcker's Zwitterstellung hängt zusammen mit der ganzen Lage der Kirche in Deutschland. Die Ausführungen des Oberkirchenraths sind theoretisch sehr richtig — aber faktisch entsprechen sie nicht der Stellung einer Landeskirche, die ohne äußere Machtstellung, ohne den weltlichen Arm gar nicht bestehen kann. Wir sind in Deutschland in einer Uebergangsperiode begriffen. Alte Gestaltungen ringen mit neuen. Unsere neue Zeit verlangt auch eine andere Gestaltung der Kirche. Sie muß wieder „Gemeinschaft der Gläubigen" werden, Herzensreligion verbreiten, und anstatt mit äußern Waffen zu kämpfen, an Geistesmacht gewinnen. Die Landeskirchen in Deutschland sind *Pastorenkirchen*. Sie haben ihren Einfluß verloren auf das Volk, weil sie dasselbe vor Allem in ihre *äußere Kirchenform zwängen* wollten, anstatt mehr auf dessen Bekehrung hinzuwirken. Gegen diese Zwangsjacke sträubte sich der alte Mensch und schüttelte sie ab, seitdem die freiere Gesetzgebung ihm dazu die Macht verliehen. Man betrachtete das Volk *als ein christliches*, als durch die Taufe, Unterricht und Confirmation christianisirt und vergaß das Wort: „Vor Christo Jesu gilt weder Beschneidung noch Vorhaut etwas, sondern allein eine neue Kreatur."

Der alte Betrug stellte sich heraus — die Folge davon unsere Zustände, und dem Liberalismus thut man Unrecht, wenn man ihm alles Verderben in die Schuhe schüttet. Die gegenwärtige Generation, die Leiter der Politik, sind noch unter den alten Gesetzen und Zuständen groß geworden.

An die Stelle der kirchenpolitischen Machinationen und des Zwangschristenthums muß jetzt das individuelle Christenthum — die Bildung individueller Kirchen voll *Geist* und *Leben* treten.

Eine Alles beherrschende Volkskirche kann nur bestehen durch materiellen staatlichen Zwang, ist schriftwidrig und in unserer Zeit undenkbar. So hat die Methodistenkirche an der Neugestaltung der Dinge in Deutschland eine große Aufgabe, und die Losung für die nächste Zeit wird sein: *Hie Volkskirche, hie Freikirche!*

Frag' und Antwort aus meiner Reisetasche.

Editor.

VIII.

Was ist von dem deutschen Kronprinzen zu erwarten?

Darüber gehen die Meinungen in Deutschland auseinander. Die Einen sind der Ansicht, daß der Kronprinz alle Staatsweisheit, Tugend und alles Feldherrntalent besitze, das nur in ein

Digitized by Google

armes Menschenkind zu bringen sei. Wahrscheinlich sprechen solche also, die eine gute Stellung vom künftigen Kaiser erwarten. — Andere zucken die Achseln und sagen, er sei ein recht hübscher Mann und das sei so ziemlich Alles, was sich sagen lasse. Das Gehirn aber wiege nicht sehr schwer. Wahrscheinlich gehören die, welche also urtheilen, zum Sauren Gurken Regiment, das nirgends was Gutes sieht. — Nummer Drei sagt: man müsse warten; von den Kronprinzen sei schwer zu sagen, was sie thun werden, wenn sie mal auf dem Thron sitzen. Der Kriegsruhm so manches Kronprinzen sei durch die Herrn Generale erfochten worden und von der Staatsweisheit lasse sich überhaupt nicht sprechen, bis Gelegenheit zum Probeablegen vorhanden.

Was mich aber meistens interessirte, das ist die Frage: wie sich der Kronprinz gegenüber dem Christenthum und der Kirche verhalten wird. Die christgläubigen Leute in Deutschland befürchten, daß der Herr Kronprinz sammt der Frau Kronprinzessin zu der Partei des feinen Unglaubens gehören und den Protestantenverein begünstigen. Die Frau Kronprinzessin sei eine gar gute Freundin von David Strauß, dem berüchtigten Verfasser des Lebens Jesu gewesen, und habe ihn oft an seinem Todbette besucht. Ein eifriger Freimaurer ist der Kronprinz, das ist wahr, und das hat er auch kürzlich wieder bewiesen bei der Todtenfeier zu Ehren des verstorbenen Prinzen der Niederlande, der ein Großer unter den Maurern war, und bei welcher Gelegenheit der Kronprinz eine gewaltige Lobrede auf die Freimaurerei hielt.

IX.

Werden auch in der Zukunft allgemeine Methodisten-Conferenzen gehalten werden, ähnlich derjenigen in London?

Das kommt auf die Umstände an. Das letzte Concilium empfahl, daß wiederum eine solche Versammlung, und zwar in den Ver. Staaten abgehalten werde. Damit ist jedoch noch nicht gesagt, daß dieselbe ganz gewißlich zu Stande kommen wird, und ob diese Concilien periodisch wiederkehren, hängt von den Resultaten der Zukunft ab.

Mir ist es klar, daß solche große, kostspielige Versammlungen nicht periodisch wiederkehren können, falls nicht praktische Zwecke dadurch erreicht werden. Die letzte allgemeine Methodisten-Conferenz kann alles in allem nicht weniger als $150,000 gekostet haben (manche sagen $250,000), und obwohl es klug zu nennen, daß bei diesem Versuch nicht praktische, einschneidende Fragen zur Entscheidung gedrängt wurden, so wird man kaum bereit sein, alle acht oder zehn Jahre so viel Geld und Kraft darauf zu verwenden, um so und so viele prächtige Aufsätze und treffliche Reden anzuhören.

Jedermann freut sich über diese erste Conferenz. Soll sie aber in noch vielen Auflagen erscheinen, so müßten gemeinsame, praktische Fragen zur Berathung vorliegen. Wenn sich die Sachen so entwickeln, daß (nicht zu sprechen von organischer Vereinigung) sich ein Methodisten-Bündniß gestaltet, mittelst dessen ein gemeinsames Gesangbuch, ein gemeinsames Ritual u.s.w. entsteht; welches die Wege zu gemeinsamer Wirksamkeit in den Missionsfeldern bahnt und die Kräfte für allgemeine Zwecke systematisch verwendet, dann mögen solche „Oekumenische Concilien" noch oftmals wiederkehren. Sonst aber nicht.

Viel wichtiger aber als diese großen Weltversammlungen ist meiner Meinung nach das Zusammentreten der Methodisten-Kirchen in Amerika einerseits, und in Europa andererseits; denn auf solchen Versammlungen könnte das Zunächstliegende berathen und es möchten praktische Maßregeln getroffen werden, welche die Wohlfahrt der Kirche wie des Landes bezwecken.

X.

Wo liegt die Zukunft des deutschen Methodismus — in Deutschland oder in Amerika?

Wahrscheinlich ist die Meinung dieser Frage die — wo der deutsche Methodismus voraussichtlich am besten gedeihen, erstarken wird — in Deutschland oder Amerika.

Es war schon Jahre lang meine Ueberzeugung, daß für unsere Generation, und die nächste und noch ein paar andere die Zukunft des deutschen Methodismus — falls derselbe überhaupt eine solche hat — in den Ver. Staaten zu suchen ist. Diese Ueberzeugung ist durch den verlängerten, allseitigen Anschauungsunterricht, den ich während meines Aufenthaltes in Deutschland empfing, unumstößlich geworden, und offerire ich zur Stütze dieser Ueberzeugung in Kürze nur einige Gründe:

1) Keine Freikirche wird in Deutschland als kirchliche Organisation gewaltig werden, so lange die Staatskirche nicht aufgelöst ist. Und bis das geschieht, sind wahrscheinlich wir, wie auch unsere Kinder und Kindeskinder in der Ewigkeit.

2) Unsere Missionäre in Deutschland vollbringen ein großes, höchst nothwendiges Werk, müssen aber meistens unter den ärmsten

Digitized by Google

Klassen arbeiten, welche den deutschen Verhältnissen gemäß meistens auch arm bleiben.

3) Verlieren unsere Missionen beständig sehr viele Kräfte durch die Auswanderung, und zwar gilt dies nicht blos von denen in Deutschland, sondern auch denen in der Schweiz, wo die Bedingungen eher gegeben sind, den „Methodismus der Zukunft" erstehen zu sehen, als in Deutschland.

4) Darf nicht vergessen werden, daß vier Methodisten-Gemeinschaften in Deutschland wirken. Schaut man sich das große Deutschland mit seinen 40 Millionen Deutschen an, und vergleicht dagegen die verhältnißmäßig geringe Zahl der Deutschen in den Vereinigten Staaten, so sollte man zwar denken, hoffen und glauben, es müsse der Methodismus im alten Vaterlande schon in der nächsten Zukunft eine mächtige Kirche werden und dem in den Ver. Staaten weit voraus eilen. Sobald aber die Verhältnisse in Erwägung gezogen werden, wird sich die Ueberzeugung aufdrängen, daß in den nächsten fünfzig Jahren das Hauptgewicht des deutschen Methodismus in den Ver. Staaten liegen muß, wenn derselbe überhaupt eine blühende Zukunft haben soll. Die deutschen Methodisten in den Ver. Staaten dürfen ihre große Verantwortlichkeit, die sie der Einwanderung gegenüber haben, nicht mit dem Gedanken abwälzen — unsere Aufgabe ist in diesem Lande gelöst; die Zukunft des deutschen Methodismus liegt in Deutschland, d'rum lasset uns Frieden haben. — Ich bin geradezu vom Gegentheil überzeugt und sage, wenn der deutsche Methodismus in den Ver. Staaten sich in den nächsten fünfundzwanzig Jahren nicht fortentwickelt und gut gedeiht, wird derselbe auch in Deutschland nicht mächtig werden. Unsere Brüder arbeiten im alten Vaterlande heldenmäßig. Aber die dortige Mission ist viel abhängiger vom Mutterland, und auch abhängig vom Gedeihen des deutschen Methodismus im Mutterland — als viele unter uns glauben. Die Idee, daß weil die Mission in Deutschland herrliche Erfolge aufzuweisen habe, sie nun auch so erstarkt und kirchlich herangewachsen sei, daß sie bald allein gehen und die „Zukunft des deutschen Methodismus" repräsentiren könne, ist eine grundfalsche. Wir in Amerika haben vielmehr die hohe, heilige Verantwortung, die Träger dieser Zukunft zu sein und für das Missionskind drüben nach Kräften zu sorgen. Wenigstens gilt dies für meine Lebenszeit, sowie für die aller meiner alten und jungen Leser. Wie es aber in siebenzig oder hundert Jahren sein wird, damit wollen wir uns nicht beschweren, sondern vielmehr aus allen Kräften beten und arbeiten, damit der deutsche Methodismus unter den deutschen Eingewanderten in den Ver. Staaten „eine Zukunft habe".

XI.

Wie steht es in den deutschen Reichslanden, im Elsaß und in Lothringen, betreffs der deutschen Gesinnung?

Sehr gemischt. Die Elsässer sind schon seit Jahrhunderten „Eigenbrödler" vom reinsten Wasser gewesen. Als sie zu Frankreich gehörten und man ihnen gratulirte, daß sie Franzosen seien, da sagten sie gewöhnlich: „Noi, mer sin koine Franzase, mer sin elsässisch." Und jetzt, da der deutsche Kaiser wieder das Scepter schwingt, sprechen viele: „Was glabt ihr denn? Mer woll'n nix wissa von den Dütsche. Mer sin Franzase."

Das Elsässische Nationalgefühl ward dadurch, daß die französische Regierung, nachdem sie das Elsaß weggenommen, der Bevölkerung auf alle mögliche Weise schmeichelte, so bestärkt, daß es das Bewußtsein, Franzos zu sein, überwog.

Dieses Elsässische Selbstgefühl steht heute noch in erster Reihe. Sodann kommt bei der Mehrzahl die Liebe zu Frankreich, und in dritter Linie das Acceptiren der Situation, wie sich die gelehrten Elsässer ausdrücken, das heißt auf gut deutsch — die Annahme der Sachlage — weil sie's eben nicht ändern können, und doch so sehr gerne ändern möchten.

Uebrigens findet sich immerhin eine nicht unbedeutende Anzahl Elsässer und Lothringer, die froh sind, wieder zu Deutschland zu gehören. Die deutsche Partei war ja, namentlich im Elsaß, nie ganz erstorben und erhob nach der Wiedergewinnung das Haupt auf's Neue. Auch finden sich nicht wenige, welche trotz ihrer Vorliebe zu Frankreich die Verdienste anerkennen, welche sich die deutsche Regierung bereits um die Reichslande erworben. Andere dagegen sind so sehr erbittert, daß sie auch die beste That nicht anerkennen, so sie von einem „Prussien" kommt. Diese „Grundbittern" sprechen nämlich kein Wörtchen dütsch, und sagen darum auch „Prussien" anstatt Deutscher.

Im Ganzen kann — alle Verhältnisse in Betracht gezogen — die deutsche Regierung kaum mehr Resultate erwarten, als aufzuweisen sind, und wird es noch einige Menschenalter währen, bis der kräftig-gemüthvolle deutsche Stamm in den Reichslanden wieder „gearn dütsch isch".

Digitized by Google

Ein Märtyrer aus unseren Tagen.

Dem Holländischen nacherzählt von J. Verhagen jr.

Zweites Kapitel.

Ich übergehe einige Jahre.

Mein Bruder war Kaufmann geworden und wollte sich binnen Kurzem ein eigenes Geschäft gründen. Ich befand mich auf dem Seminar in Warmond und machte rasche Fortschritte.

Im Elternhause hatte sich vieles verändert. Mein Vater war nicht mehr so häuslich als früher. Er war beinahe den ganzen Tag aus. und kam häufig nicht einmal zum Essen zurück. und wenn er dann Abends oder zuweilen auch erst mitten in der Nacht seine Wohnung betrat. war er mürrisch und zerstreut, überhäufte meine liebe Mutter mit Scheltworten, und — ich mag es kaum erzählen — häufig schlug er sie. daß sie noch nach Tagen die Merkmale davon auf ihrem Gesichte trug. Und weßhalb? Einzig weil sie nicht der katholischen Kirche angehörte.

Eines Tages empfing ich von meinem Vater einen Brief, worin er unter Anderem schrieb „Ich habe alles aufgeboten, um Eure Mutter zu unserer Kirche zu bekehren, doch bis jetzt noch wenig gewonnen; denn ihr Bruder in Rotterdam räth ihr stark davon ab. Dennoch glaube ich, wenn Du es ihr einmal vorstellst, sei es brieflich oder noch besser, wenn Du in den Ferien zu Hause bist, so wird sie nicht so halsstarrig sein."

Ich saß lange mit dem Briefe in der Hand und las ihn wieder und wieder.

Was sollte ich thun?

Ich war so von unserer Kirche eingenommen. wie nur Jemand sein kann; alles was sie lehrte. glaubte ich zuversichtlich. Daß unsere Mutter niemals selig werden könne, wenn sie nicht ihren protestantischen Glauben abschwur, stand bei mir fest.

Ich zog meinen Beichtvater zu Rathe, ließ ihn den Brief lesen und — eine Zorneswolke lagerte sich auf seiner Stirn. „Du bist ein unwürdiger Sohn," so begann er, „daß du deine Mutter in den Klauen des Teufels läßt. Du mußt sie erlösen, sie retten oder ihr abschwören. Willst du Priester werden, so mußt du wissen, daß es deine strengste Pflicht ist, dich von allen Protestanten, und seien sie selbst deine Eltern, fern zu halten. Du mußt sie hassen, mit einem vollkommenen Haß. Die Kirche ist deine Mutter, ihr allein hast du zu gehorchen." Und zur Strafe für mein Zaudern wurde mir eine schwere Buße auferlegt.

Aber wahrlich, ich wußte nicht wie ich es anfangen sollte. Mehr als einmal setzte ich mich vor meinen Schreibtisch; doch stets erhob sich die Stimme des Blutes in mir, und stand das fünfte Gebot. das meine Mutter mir in besseren Tagen gelehrt hatte, vor der Seele; die Feder zitterte in meiner Hand, mir schwindelte, als ob ich Fieber hätte. ich mußte mich immer wieder erheben, ohne einen Brief zu Papier gebracht zu haben.

Als mich mein Beichtvater nach mehreren Tagen frug, ob der Brief abgesandt sei, und er ein gepreßtes „Nein" zur Antwort empfing, wurde mir eine neue Strafe auferlegt, und er setzte einen Brief auf, welchen ich abschreiben mußte.

Mit blutendem Herzen gab ich mich an die Arbeit. doch als ich an die folgenden Worte angelangt war, versagte meine Feder den Dienst: „Mutter, ich beklage Dich; hast Du mich lieb und willst Du mich auch ferner Sohn nennen, so verlasse die Kirche, die Deine Seele verwüstet und Dich der Hölle zuführt. Thust Du es nicht, so muß ich Dir abschwören und kann ich Dich nicht mehr Mutter nennen. Hier auf Erden muß ich Dir dann fluchen und muß die Strafe billigen, die Dich treffen wird." . . .

Plötzlich bekam ich andere Gedanken.

War es mir denn nicht Pflicht, vor dem ewigen Verderben zu retten? Mußte ich nicht diese heilige Pflicht erfüllen? Und hatte ich außerdem nicht mit den Banden der Welt gebrochen? „Schweig, Stimme des Blutes!" rief ich aus, trocknete meine Thränen und schrieb.

Der Brief war fertig.

Noch einen Kampf hatte ich zu bestehen, noch einmal stieg der Gedanke in mir auf, den Brief zu vernichten. Aber die Kirche gebot, ich mußte gehorchen. Der Brief ward abgesandt und hatte die gewünschte Wirkung; denn meine liebe Mutter wurde katholisch.

Drittes Kapitel.

Die Ferien hatten begonnen.

Ich kam einige Tage zum Besuch in's Elternhaus. Sowie meine Mutter mich erblickte, stürzte sie auf mich zu, bedeckte mein Gesicht mit Küssen und rief. während Thränen ihre Wangen hinabrollten: „O, Andries, wie weh hast du mir mit deinem Briefe gethan! Du glaubst doch nicht an das, was du geschrieben?" Ich schloß sie in meine Arme und weinte gleichfalls,

Digitized by Google

mein Herz pochte hörbar. Wie war es möglich, daß ich ein so theures Wesen kränken, sie täuschen und ihr schreiben konnte: „Ich werde dich nicht ferner Mutter nennen können." Schätze hätte ich hingegeben, um die Sache ungeschehen zu machen; aber es war zu spät.

„Lehrt denn die Kirche in Wahrheit, lieber Andries," frug sie nach längerem Schweigen, „daß ein Kind seiner Mutter fluchen darf?"

„Ja, liebe Mutter, sie lehrt dies; aber die heilige Mutter Gottes sei gelobt! alles hat sich zum Guten gewendet, und du bist eine Tochter der alleinseligmachenden Kirche geworden. Jetzt werde ich ewig mit dir leben."

Sie antwortete nicht, sondern erhob ihren thränenvollen Blick zu mir. O, dieser Blick! ich werde ihn nie vergessen. Kein Verweis kam über ihre Lippen, kein Tadel über den unwürdigen Sohn; sie erschien mir wie ein Engel.

Hätte ich damals den Herrn gekannt, wie ganz anders würde ich zu ihr geredet haben. Ich wäre dann mit ihr niedergekniet und hätte ein Gebet zu Gott empor gesandt; doch wir kannten ihn nicht, und meine Mutter mußte selbst sterben ohne ihn. O, wie entsetzlich! vielleicht meine Mutter ewig verloren, und durch meine Schuld!

Aalders schwieg, und einige Minuten verstrichen, ehe er seine Erzählung wieder aufnehmen konnte.

Am Tage nach meiner Ankunft zu Hause hielt ein Wagen vor unserer Thür. Mein Onkel aus Rotterdam, der einzige Bruder meiner Mutter, war gekommen, um einige Tage bei uns zu verleben und dann nach Amerika überzusiedeln. Weßhalb er nach jenem Welttheil auswanderte, habe ich nie in Erfahrung bringen können.

Mein Onkel war ein stämmiger, gesetzter Vierziger. Er war groß, hatte eine blühende Gesichtsfarbe, schwarzen Backenbart, eine hohe Stirn und kurz geschnittenes schwarzes Haar. Er trug einen schwarzen Anzug, weißes Halstuch, blitzend blanke Stiefel, und einen hohen, runden Hut.

Schon der erste Eindruck, den er auf mich machte, war sehr günstig. Er hatte immer Stoff im Ueberfluß, um ein Gespräch aufrecht zu erhalten, und verstand über Alles mit zu plaudern, kurz, er war mit einem Wort ein geselliger, munterer Mann.

Doch am liebsten sprach er über Ihn, der am Kreuze für die Sünder gestorben ist. Wenn er sich darüber unterhielt, funkelten seine Augen, und man konnte ihm ansehen, daß er von heiliger Ueberzeugung erfüllt war, als er sagte: „Durch den Glauben darf ich sagen: Mein Herr und mein Gott!"

Mein Vater hörte wenig darauf, wenn er über solche Dinge sprach, und lenkte die Unterhaltung immer auf ein anderes Thema, worin er von meinem Bruder auch treulich unterstützt wurde.

Ich jedoch hörte dem Onkel recht gerne zu und machte von der ersten Gelegenheit Gebrauch, unter vier Augen sein Urtheil über die Kirche zu hören. Er gab es. Ich trat ihm entgegen, soviel ich es vermochte. Er wies mich auf meine schmachvolle That hin, meine Mutter durch die Ueberlieferung an die katholische Kirche in das ewige Verderben gestürzt zu haben. Ich mußte schweigen. Er verwies auf das Vorbild des Herrn, der die ärgsten Sünder zu sich ruft, während die katholische Kirche das Kind gegen die Mutter aufhetzt und es anspornt, sie zu ihr zu bekehren oder ihr zu fluchen. Ich fühlte, daß er die Wahrheit sprach. Und als er erzählte, wie glücklich Der sei, der Gott in Wahrheit, ohne Neben-Götter, ohne Bildnisse und Heiligen diene, da mußte ich ausrufen: „O, Onkel! wäre ich so glücklich, wie du es bist!"

„Du kannst es werden!" lautete seine Antwort.

„Wie denn?" fragte ich.

„Glaube an den Herrn Jesus Christus und du wirst selig werden," sagte er und fügte hinzu, während er mir eine Taschenbibel gab, „also steht in diesem Buche. Willst du glücklich werden, so lese darin und bete zu Gott, daß er Sein Wort an deinem Herzen heilige."

Ich folgte seinem Rath und erkannte mich als Sünder. Im Gefühl meiner Sünde und meiner Ohnmacht wandte ich mich zu Gott mit der Bitte: „O, Gott! sei mir gnädig!"

Manche Leute erzählen oft lange Bekehrungsvorgänge mit hundert Einzelheiten. Erwartet dies nicht von mir. Ich könnte die ganze Geschichte meiner Bekehrung auf den Nagel meines Daumens schreiben. Ich wurde vom Tode lebendig und konnte nach einigen Monaten ausrufen: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt."

Schon bald nach meiner Rückkehr in's Seminar war es kein Geheimniß mehr, daß ich ketzerische Gefühle hegte.

Und kein Wunder — denn es war mir unmöglich, durch Stillschweigen meine Zustimmung zu den Gotteslästerungen zu geben. Ich mußte sprechen.

Obgleich ich noch von der Last meiner Sünden und meiner Schuld gebeugt war, trug ich doch schon die Ueberzeugung in mir, daß nicht Krucifix, nicht Rosenkranz noch Hostie mich vor dem ewigen Verderben retten und mir Frieden geben könnte. In den zwei Wochen, die ich nach dem Gespräch mit meinem Onkel noch im elterlichen Hause zubrachte, hatte ich im Namen Jesu zu Gott gebetet und die Kraft davon empfunden. Die Bibel hatte mich überzeugt, daß

Digitized by Google

es keinen andern Mittler geben könne als Ihn, der freiwillig Sein Leben am Kreuz gelassen.

Ich mußte deßhalb meine Mitstudirenden warnen und ihnen den Irrweg zeigen, den sie wandelten.

Wurde des Morgens in der Kapelle vor der Gottesmutter knieend gebetet, dann wandte ich mein Gesicht ab und betete zu meinem Gott, der uns stets hört.

Ich wundere mich jetzt noch über den heiligen Muth, der mich damals beseelte; denn obgleich ich Jesus damals noch nicht meinen Erlöser nennen durfte, trotzte ich Allen, und hätte um Seines Namens willen ruhig den Scheiterhaufen bestiegen.

So verliefen zwei Wochen. Ich hatte meinen Eltern geschrieben, daß mich das Studium anwidere und ich lieber betteln gehen als Priester werden wolle; daß es mir klar geworden, Rom führe gegen den Heiland und Seine Kirche Krieg, und ich sie deßhalb ersuche, nach Hause zurückkehren zu dürfen.

Auf diesen Brief empfing ich keine Antwort.

Es war Abend. Ich saß, die Ellenbogen auf den Tisch gestützt, den Kopf in die Hände gelehnt, in meiner Halle, die geöffnete Bibel vor mir.

„Wie wird es mit mir werden?" so fragte ich mich selber. — Im Seminar bleiben, nimmermehr! Nach Hause zurückkehren? Ja, das wäre das Beste, aber wie würde ich empfangen werden? Auf jeden Fall mußte ich fort, ich durfte unmöglich länger in dieser abgöttischen Umgebung verweilen. Schnell den Koffer gepackt und . . .

Die Thür wurde plötzlich geöffnet und mein Beichtvater trat ein. „Es ist uns aufgefallen," so begann er, „daß du in der letzten Zeit nicht ganz klar im Kopfe gewesen bist. Doch das ist nicht deine Schuld; aber daß du die Kirche in deinem Wahnsinn beleidigst, die Heiligen verspottest und dich gegen alle Regeln vergehst, ja selbst deine Freunde zur Ketzerei zu verleiten strebst, das beweist, daß der Teufel große Macht über dich gewonnen hat, das verräth Mangel an Selbsterkenntniß, an festem Beten und an Bußfertigkeit. Ich habe deinen Vater mit deinem Zustande bekannt gemacht, und da er uns Vollmacht gegeben hat, mit dir nach unserm Erachten zu verfahren, mußt du vorerst deine Zelle hüten und dir durch Fasten und Beten die Fürsprache der Heiligen zu verdienen suchen. Doch — was ist dies? Eine protestantische Bibel? Gieb her das Buch! Das also ist die Ursache deines Abfalles."

„Nein!" rief ich entschlossen, „Ihr mögt mich einschließen und mir Alles nehmen, doch meine Bibel laß ich mir nicht rauben."

„Gieb her!" herrschte mein Beichtvater.

„Nein! ich lasse sie nicht," rief ich, indem ich das Buch aller Bücher mit beiden Händen umfaßt hielt.

Es entstand ein Ringen. Der Beichtvater rief mit lauter Stimme um Hilfe. Einige Ordensbrüder stürzten hinzu — ich mußte der Uebermacht weichen. Man nahm mir die Bibel und schloß mich in eine Gefangenenzelle ein.

Tage verstrichen. Ich sah Niemanden als den Pförtner, welcher mir Speise und Trank brachte. Er war ein guter Alter, der gerne schwatzte, doch jetzt schien sein Mund geschlossen, und nur mit großer Mühe entlockte ich ihm am vierten Tage einige Auskunft.

„Ich mag nichts gegen Euch sagen," brachte er zögernd heraus, „denn Ihr seid ein irrsinniger Ketzer und eine Beute des Teufels."

„Was hat man mit mir vor?" fragte ich.

„Wenn Ihr mich nicht verrathen wollt, will ich es Euch sagen," sprach er, vorsichtig um sich blickend, „man erwartet Euren Vater und dann — ich mag nichts gegen Euch sagen."

Er ging.

Ich werde also doch meinen Vater sprechen, dachte ich; nun, ich will ihn schon überzeugen, daß mir nichts fehlt und ihn bewegen, mich mit sich nach Hause zu nehmen.

Ich hatte mich jedoch verrechnet.

Als er kam, wurde ich durch zwei Brüder aus meinem Kerker geholt und ihm im großen Saal vorgeführt.

Ich gewahrte sofort, daß meine Feinde gegen mich thätig gewesen waren. Mein Vater war barsch gegen mich und eröffnete mir, daß ich nach einem Kloster in Brabant übergeführt werden solle; die strenge Zucht und die Einsamkeit dort würden ihren wohlthätigen Einfluß auf meinen Kopf und auf mein Herz nicht verfehlen und die gewünschte Umwandlung bewirken. „Denn," schloß er, „entsinnst du dich nicht mehr, was du deiner Mutter einst geschrieben hast: „Man soll die Ketzer meiden und keine Gemeinschaft mit ihnen haben, soll sie weder in seinem Hause noch an seinem Tische dulden!" Läßt du nicht ab von der Ketzerei, ist dir das Elternhaus und das Elternherz verschlossen!"

„Und meine geliebte Mutter, wie denkt sie über mich?" fragte ich.

„Deine Mutter hat nichts zu denken," entgegnete er. „Ich bin das Haupt des Hauses."

Jetzt trat mein Beichtvater ein. Ich haßte diesen Mann. „Vater!" rief ich, „da kommt der Mann, welcher mich bestohlen und in eine Kerkerzelle eingeschlossen hat; er hat mir das Buch genommen, das mir mein Onkel in den Ferien gegeben. Er . . ."

„Ach, der arme Irrsinnige!" fiel mir der Priester in die Rede. „Es scheint wieder ein

Digitized by Google

Anfall im Anzuge zu sein. Seid auf Eurer Hut, Mynheer!" warnte er meinen Vater, „denn wenn er anfängt, wird er fürchterlich."

Ich wurde wüthend und wollte mich auf den Verleumder stürzen, doch sofort packten mich mehrere Hände und ich wurde in meinen Kerker zurückgebracht.

Am Abend erfuhr ich, daß ich am nächsten Tage nach Brabant gebracht werden sollte.

Ich mußte flüchten. Aber wie?

Die Noth macht erfinderisch.

In meiner Zelle befand sich ein kleines Fenster, groß genug, um mich durchzulassen. Daß es von Außen mit einigen Eisenstäben befestigt war, durfte kein Hinderniß sein. Meine Zelle lag in einem abgelegenen Winkel des Gebäudes, in dem Niemand schlief. Ich mußte in der Nacht so geräuschlos wie möglich die Scheibe einschlagen, die dünnen Eisenstäbe losbrechen, das Fenster öffnen, mich durchzwängen und in den Hof hinabspringen; die Höhe, die acht bis zehn Fuß betragen mochte, schreckte mich nicht.

Es war Nacht. Ein heftiger Orkan wüthete, der Regen prasselte nieder, zuckende Blitze erhellten das Dunkel und schwere Donnerschläge verkündigten die Allmacht Dessen, der Alles aus Nichts hervorgebracht.

Ebenso aufgeregt wie draußen tobte es in meinem Herzen.

Die ersehnte Stunde nahte; alles schien sich mit mir zu verbünden, um meinen Plan gelingen zu lassen; ich war wie im Fieber, mein Herz klopfte hörbar.

Ich mußte handeln.

Der Tisch wurde geräuschlos von mir unter's Fenster getragen und ich kletterte hinauf. Es war mir, als ob ich Jemand nahen hörte.

Still! — Gelauscht! — Nein, ich hatte mich getäuscht. Ich umwand meine Hand mit einem Tuche und führte einen kräftigen Schlag gegen die Scheibe, daß die Scherben nach draußen flogen. Im selben Augenblick erschütterte ein gewaltiger Donnerschlag das Gebäude. Ich bedeckte mein Gesicht mit den Händen vor dem grellen Blitz, welcher einen neuen Schlag ankündigte.

Ich stieg von dem Tische hinab, um noch einmal zu horchen, ob auch Jemand nahe. Nein, alles blieb still. Doch es schien, als ob mich der Muth verlassen wollte. Aber ich konnte nicht mehr zurück; die eingeschlagene Scheibe würde verrathen, was ich beabsichtigt hatte, oder als ein weiterer Beweis für meinen vorgeblichen Irrsinn ausgenützt werden. Ich kletterte also nochmals auf den Tisch und streckte die Hand durch die Oeffnung; nach einigem Rütteln gaben die Stangen nach und das Fenster ließ sich öffnen. Ich schwang mich durch die Oeffnung, faßte den Fensterrahmen und mit den Worten: „Herr, steh' mir bei!" ließ ich mich los und kam unversehrt unten im nassen Grase an.

Doch jetzt fort!

Ich war barhäuptig und nur sehr leicht bekleidet. Der Wind zerzauste mein Haar und schnitt mir durch alle Glieder; der Regen hatte rasch meine Kleider durchnäßt; noch immer rollte der Donner und hin und wieder beleuchteten phantastische Blitze meinen Weg. Was lag mir an dem Toben der Elemente? Ich lief — nein, rannte, ohne mich umzublicken. Ich fühlte keine Müdigkeit, obgleich mein Kopf brannte, mein Athem schneller und schneller ging — immer stürmte ich vorwärts. Zuletzt standen meine Gedanken still: ein unbeschreibliches Gefühl übermannte mich; meine Arme fielen schlaff zur Seite nieder und — ich sank bewußtlos zur Erde.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus einem Reiseprediger-Leben.

Von Wm. Ahrens.

IV.

„Ist dieser nicht ein Brand, der aus dem Feuer gerettet ist?" (Sach. 3, 2.)

Cincinnati, Buckeye Str. Kirche. Mehrere Glieder meiner Gemeinde wohnen im westlichen Theile der Stadt zerstreut, und beim Pastoralbesuchemachen konnte man sich die Beine schon etwas müde laufen. So kam es denn auch, daß ich nach solcher Arbeit an einem schwülen Nachmittage mich müden Schrittes heimwärts wandte, nicht wähnend, daß noch eine schwierige Arbeit meiner auf dem Wege harre.

Beim Einbiegen in die Central Avenue fiel mein Blick auf einen Gegenstand, welcher einen Schreck durch meine Glieder jagte. Auf der andern Seite der Straße, an eine Bretterhütte gelehnt, stand ein Mann so stark berauscht, daß er trotz des Anlehnens sich kaum auf den Füßen halten konnte: er wankte hin und her wie ein Rohr im Winde. Und dieser Mann war einst einer meiner nützlichsten Klaßführer in der Race Straßen Gemeinde. Er war früher dem Trunke ergeben, wurde aber bekehrt von der Gewalt des Satans zu Gott und war mehrere Jahre ein nüchterner Mann und ernster Christ. Von Cincinnati zog er 9 bis 10 Meilen weit auf's Land. Zu seinem Unglück verabreichte er seinen Arbeitern Branntwein, wodurch er

Digitized by Google

selbst verleitet wurde, zuweilen einen Zug zu thun, und von der Zeit an war er seiner selbst nicht mehr mächtig.

Mein Schreck machte bald einer tiefen Wehmuth Platz; ihm mitleidig die Hand reichend, offenbarte ich ihm die Gefühle meines Herzens; erinnerte ihn an die seligen Stunden, die er in der Kindschaft Gottes genossen, die freudigen Bekenntnisse, die er gemacht, den hohen Stand, den er einst in der Gemeinde eingenommen hatte, und dann an die Tiefe des Falles, den er gethan. Zu all diesem schwieg er still; augenscheinlich schloß die Scham ihm den Mund.

Als ich ihm aber seine Gefahr vorstellte und ihn zur Umkehr ermahnte, da stammelte seine schwere Zunge: „Bruder Ahrens! ich weiß, die Verdammniß ist mein Lohn, wenn ich sterbe; aber vom Branntwein kann ich — nicht mehr lassen."

Ich wies ihn natürlich hin zu Jesu, dem Durchbrecher aller Bande, als seinem Helfer, sofern er nur mit Ernst sich zu ihm wende.

„Es ist unmöglich, daß ich noch einmal ein nüchterner Mann werde; ich bin zu tief gesunken!"

„Nicht doch; Jesus kann den Sünder retten noch auf der Schwelle der Hölle, und rettet ihn, wenn nur der Sünder sich retten lassen will," gab ich zur Antwort.

„Es ist nicht möglich, daß ich noch einmal vom Branntwein lasse," lallte er.

Länger zu argumentiren war hier weder der rechte Platz noch hatte ich die nöthige Zeit dazu, denn ich sollte denselben Abend noch predigen, und so nöthigte ich ihn denn, mit mir zu gehen und über Nacht bei mir zu bleiben. Darauf schloß ich meinen Arm fest in den seinen und, meine Müdigkeit ganz vergessend, zog ihn mit mir fort. Aber es war wahrlich keine Kleinigkeit, meinen armen Bruder, dessen Oberkörper nach allen Windrichtungen schwankte, auf den Füßen zu halten und mehr als eine Meile weit durch die Stadt zu bringen. Freilich schwankte ich oft mit ihm, ob ich wollte oder nicht, zum Spaße der Zuschauer, deren Gelächter mich jedoch nicht so viel anfocht als der Gedanke, daß Leute, die mich kannten, meinen möchten, ich sei auch betrunken; aber mit Gottes Hilfe kamen wir glücklich nach meiner Wohnung, ohne daß einer von uns gefallen wäre.

Das Abendessen, nebst einer Tasse starken Kaffees, stimmte den Rausch des Armen dermaßen herunter, daß er bis zur Zeit der Versammlung wenigstens aufrecht sitzen konnte, und da es von meiner Stube durch eine Thür direkt in den Versammlungssaal ging, so konnte ich ihn früh genug in denselben hinein bringen, ohne daß Jemand etwas von seinem Zustande gewahr wurde. Nach der Predigt gab ich Einladung an heilsuchende Seelen, an den Betaltar zu kommen. Nebst anderen kam auch er, warf sich auf die Kniee und flehte Gott an um Buße, und that dasselbe den nächsten Abend (er ging diesen Tag nicht nach Hause) und Gott erhörte das Flehen sammt der Fürbitte der Kinder Gottes für ihn. Dann ging er als Bußfertiger zurück zu seiner Familie; und nach wochenlangen Kämpfen mit Sünde und Satan und Flehen um Gottes Hilfe und Vergebung erlangte er den Sieg und die Rechtfertigung von der Sünde: er war wieder ein nüchterner Mensch und schaffte von da an, „mit Furcht und Zittern selig zu werden." Zugleich suchte er der Versuchung zu entrinnen, indem er seine Farm verkaufte und sich in einer Gegend niederließ, wo keine berauschende Getränke zu haben waren; und nach etlichen Jahren rief der Herr ihn vom Kampfplatze zur Ruhe des Volkes Gottes.

Mir aber, wenn ich an die Geschichte denke, kommen gewöhnlich folgende oder ähnliche Fragen: Hat nicht der Herr an obigem Tage den betrunkenen Mann dort an die Bretterbude gelehnt und mich zu ihm geführt? Was wären wohl die Folgen gewesen, falls ich wie jener Priester und Levit (Luc. 10, 30—32) vorüber gegangen wäre? Wie, wenn sein Blut wäre an meinem Gürtel gefunden worden?

Die Deutschen im Congreß der Ver. Staaten.

Das Abgeordnetenhaus des 47. Congresses zählt fünf in Deutschland geborene Mitglieder, die Demokraten Deuster von Wisconsin und Morse von Massachusetts und die Republikaner Günther von Wisconsin, Smith von Illinois und Heilmann von Indiana. Davon sind die Herren Günther und Smith neugewählt, während Deuster und Heilmann ihren zweiten Termin durchmachen und Morse sogar schon zum dritten Male seinen Sitz im nationalen Abgeordnetenhause eingenommen hat. Die Lebensläufe der drei älteren deutschen Congreßmitglieder dürfen wir wohl als bekannt voraussetzen. Herr Peter Victor Deuster ist ein geborener Kölner, der jetzt in seinem 50. Lebensjahre steht. Er kam im Alter von 16 Jahren nach Amerika, widmete sich dem Buchdruckergeschäft (und zwar von der Pike an) und ist nun seit vielen Jahren Eigenthümer des in Milwaukee erscheinenden „Seebote." Herr Deuster wurde im Jahre 1875 von der demokratischen Partei mit einer äußerst geringen Mehrheit in den Congreß ge-

Digitized by Google

wählt, gewann aber durch die treffliche Haltung, die er dort einnahm, und durch die Thätigkeit, die er im Interesse seines Wahlkreises in Washington entfaltete, so viele Freunde, daß er bei der Wahl im Jahre 1880 mit großer Mehrheit wiedergewählt wurde, obwohl seine Partei in Betreff anderer Aemter schwer geschlagen wurde. Herr Deuster hat den ersten Sitzungen des Abgeordnetenhauses nicht beiwohnen können, weil der Dampfer „Lessing," auf dem er sich auf der Rückreise von Deutschland befand, in den furchtbaren Stürmen, die Mitte November auf dem Ocean tobten, beschädigt wurde und nach England zurückkehren mußte.

In demselben Alter wie Herr Deuster steht der Abgeordnete Leopold Morse von Boston. Er kam schon als Knabe aus seiner Heimath Wachenheim in der Rheinpfalz nach Amerika, arbeitete sich in Boston zu einem angesehenen Geschäftsmanne empor und ist jetzt von einem Bezirke, zu welchem ein großer Theil der Stadt Boston gehört, zum dritten Male in den Congreß gewählt worden.

Der deutsche Abgeordnete Wilhelm Heilmann, der jetzt im Alter von 57 Jahren steht, ist aus Albis in Rheinhessen gebürtig und seit dem Jahre 1843 in Amerika. Er wohnt zu Evansville in Indiana, wo er es als „selbstgemachter Mann" zum Besitzer einer bedeutenden Baumwollenspinnerei und einer Eisengießerei gebracht hat.

Von den neuen deutschen Congreßmitgliedern gehört Herr Richard Günther ebenfalls Wisconsin an. Herr Günther ist der an Jahren jüngste der deutschen Abgeordneten, denn er war, als er am 5. December seinen Sitz im Abgeordnetenhause einnahm, eben erst 36 Jahre alt geworden. Er stammt aus Potsdam, wo er das Apothekergeschäft erlernte, ist seit dem Jahre 1866 in Amerika und seit 1867 zu Oshkosh in Wisconsin ansässig. Durch persönliche und geschäftliche Tüchtigkeit und durch das Interesse, das er für die öffentlichen Angelegenheiten an den Tag legte, gewann Herr Günther schnell das Vertrauen seiner Mitbürger in engeren und weiteren Kreisen und als die republikanische Partei ihn im Jahre 1877 als ihren Candidaten für das Staatsschatzmeisteramt nominirte, wurde er mit großer Mehrheit vom Volke gewählt und nach zwei Jahren wiedergewählt. Bei den letzten Congreßwahlen trat er als Candidat auf und wurde in seinem, bisher durch einen Demokraten vertretenen Wahlkreise mit bedeutender Mehrheit gewählt.

Zum ersten Male im Congresse sitzt endlich auch Herr Dietrich Smith von Illinois. Er ist 42 Jahre alt, kam als Knabe aus seiner plattdeutschen Heimath nach Pekin in Illinois, trat dort in das Geschäft seiner Brüder, eine bedeutende Wagenfabrik, arbeitete sich selbst zu einem bedeutenden Geschäftsmanne empor, ist Theilhaber an besagter Fabrik, an einer Bank und an anderen geschäftlichen Unternehmungen, gehört unter die angesehensten Laien der Methodistenkirche im Westen und vertrat dieselbe auf dem im Sommer dieses Jahres zu London in England abgehaltenen Weltconcil der Methodisten. Nachdem Herr Smith schon früher einzelne öffentliche Stellungen bekleidet hatte, wurde er bei der letzten Nationalwahl im dreizehnten Bezirke von Illinois als Republikaner in's nationale Abgeordnetenhaus gewählt. Er ist ein Mann von rednerischer Begabung.

(Germania.)

Soll und Haben im Haushalt.

Von Mathilde Lammers.

Wie theilen wir unser Geld ein; wie machen wirs, daß Einnahme und Ausgabe auf **systematische** Weise geregelt werden? Also sprechen viele Hausfrauen und Hausväter.

Eine Hausfrau — Mathilde Lammers — giebt auf diese Frage in der deutschen Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" die beste Antwort, die uns bis jetzt zu Gesicht gekommen. Das Interessanteste derselben theilen wir im Nachfolgenden mit.

Theilen wir zunächst die verwendbare Gesammtsumme in 25 Theile, eine Rechnung, die sich bei der Münzeinheit ja leicht vollziehen läßt, da jedes Fünfundzwanzigstel vom Hundert vier Dollars bezw. Cents darstellt. Danach werden zuerst die Ausgaben wie folgt repartiert:

Auf die Miethe, bezw. den Wohnungsaufwand entfallen in der Regel vier, höchstens fünf Fünfundzwanzigstel. Wer 500 Dollars für seinen Haushalt verwendet, wohnt für 100 Dollars an den meisten Orten reichlich theuer — nicht allein weil die Miethe hoch ist, sondern weil eine geräumigere, elegantere Wohnung mit Nothwendigkeit größeren Aufwand in Feuerung, Licht, Mobiliar, Bedienung, auch wohl in Geselligkeit nach sich zieht. Eine bescheidenere Wohnung nehmen ist daher, sofern sie nur überall noch den Anforderungen der Gesundheitspflege entspricht, immer der erste Schritt, um größere Ersparniß zu erzielen, wenn gesteigerte Ausgaben oder verminderte Einnahmen das nöthig machen.

Die Kleidung soll mindestens drei, höchstens vier Fünfundzwanzigstel beanspruchen. Ein Ueberschreiten dieses Maßes hat gar keinen positiven Nutzen, ein Darunterbleiben bringt Schaden entweder an der Gesundheit oder an der gesellschaftlichen Stellung. Der Wichtigkeit nach

Digitized by Google

ordnen sich die hierher gehörigen Ausgaben in die für die Kleidung der Hauseltern, die für das Leinenzeug und zuletzt die für die Kinder, weil nämlich für diese immer durch passende Verwendung von abgelegtem Zeuge geholfen werden kann.

Für den Dienstbotenlohn wird ein um so größerer Prozentsatz nöthig, je höher die zu verwaltende Einnahme ist. Ebenso verhält es sich mit den Ausgaben für die Instandhaltung des Hausstandes, so jedoch, daß in jedem Haushalt etwas dafür berechnet werden muß, aber nie über ½—1 Fünfundzwanzigstel. In kleinen Haushaltungen = 0.

Das sind die Ausgaben für den Hausstand, die von Mann und Frau gemeinschaftlich festgestellt werden und in längeren Perioden bezahlt werden müssen. In die zweite Gruppe rechnen wir erstlich die Ausgaben für Feuerung und Licht. Hier sind örtliche Verhältnisse, Heizungsanlagen, Beleuchtungsmittel, der ganze Fuß, auf dem das Hauswesen geführt wird, sehr maßgebend, nicht weniger auch die Achtsamkeit der Hauseltern im einzelnen und kleinen auf unnützen Verbrauch. Mit anderthalb Fünfundzwanzigstel sollte man in unserer Zeit der Steinkohle, bezw. des Koks und des Petroleums aber wohl ausreichen.

Bei der Wäsche kommt viel darauf an, ob die Arbeitskräfte des Hauses für ihre Besorgung ausreichen, ob Fremde herbeigezogen werden müssen, oder ob man ganz aus dem Hause waschen läßt. Im ersteren Falle, der allerdings die Feuerungsrechnung nicht unbedeutend erhöht, stellen sich trotzdem die Gesammtkosten am niedrigsten und werden etwa mit einem halben Fünfundzwanzigstel bestritten werden können; im letzten Fall steigt dieser Posten trotz des Minderverbrauchs an Feuerung weit höher, am höchsten in großen Städten oder an Orten mit viel Fremdenverkehr.

Der eigentliche Haushalt: Essen und Trinken muß wenigstens 8 und darf höchstens 10½ Fünfundzwanzigstel verbrauchen. Hier, wie bei den beiden vorhergehenden Posten, die zusammen über die Hälfte der Reineinnahme ausmachen, ist die hauswirthschaftliche Tüchtigkeit der Frau, ihre nicht nachlassende Sorge für das Kleine, ihre Ordnung, Reinlichkeit, Sparsamkeit, ihr Fleiß, ihre Geschicklichkeit von durchgreifendster Bedeutung. Hier kann sie ganz leicht ebenso gut Hunderte sparen wie Hunderte vergeuden, ohne daß äußerlich viel davon zu Tage tritt.

Die persönlichen Ausgaben der Eheleute sollten anderthalb Fünfundzwanzigstel nicht überschreiten; für die zufälligen kann man nicht wohl weniger als anderthalb oder zwei Fünfundzwanzigstel festsetzen. Es ergiebt sich daraus nun folgender Voranschlag:

	niedrigstes Maß	höchstes Maß
A. Hausstand:		
1) Miethe . . .	4/25	5/25
2) Kleidung . .	3	4
3) Lohn . . .	0½	1
4) Hausstand . .	1	1½
	8½/25	11½/25.
B. Hauswirthschaft:		
5) Feuerung und Licht . . .	1½	1½
6) Wäsche . . .	½	1
7) Ernährung .	8	10
	10/25	12½/25.
C. Außerordentliche Ausgaben:		
8) persönliche . .	1½	1½
9) zufällige .	1½	2
	3/25	3½/25.
Summa	21½/25.	27½/25.

Nach dieser Berechnung bleibt der niedrigste Anschlag um 3½ Fünfundzwanzigstel hinter der wirklichen Einnahme zurück, der höchste überschreitet sie um 2½. Um den richtigen Betrag zu finden, darf man nun keineswegs nach Belieben einzelne Posten erhöhen, bezw. davon abstreichen, sondern man muß, nachdem man die Rechnung in Fünfundzwanzigsteln mit der gegebenen Summe ausgeführt hat, überlegen, welche Posten nach den bisherigen persönlichen Erfahrungen mit dem für sie ausgeworfenen Prozentsatz zu gering bedacht sind, bezw. bei welchen sich ohne Schaden für das häusliche Wohl am ersten eine Einschränkung vertragen läßt. Im einzelnen ist es hier nicht thunlich, nachzuweisen, welche Posten in den verschiedenen Klassen von Haushaltungen: reichen, wohlhabenden, auskömmlichen, geringen, am meisten gestärkt, welche am ersten verkürzt werden müssen. Je reicher der Hausstand, desto größeren Raum nehmen beispielsweise die Ausgaben der dritten Klasse ein, je ärmer, desto höher belaufen sich verhältnißmäßig die Kosten für die nöthigsten physischen Lebensbedürfnisse: für Essen und Trinken. In den Haushaltungen mittleren und niederen Ranges kommt ferner außerordentlich viel auf die Zahl und das Lebensalter der Kinder, auf die Gesundheit und Arbeitskraft der Hausfrau an. In allen aber fällt, wie wir gesehen haben, der relativ größte Theil aller Ausgaben, ja die Hälfte, in die Kategorie, über welche die Frau am meisten und uneingeschränktesten zu verfügen hat. Sind daher hier ihre häuslichen Tugenden von unberechenbarer Wichtigkeit, so ergiebt sich nun aus

Digitized by Google

dem Gesagten auch leicht, wie viel ihr daran liegen muß, sich jederzeit und bei jeder einzelnen Ausgabe über ihren Verbrauch kontrolliren zu können, und wie sie nach geschehener Vorberechnung ihr Wirthschaftsbuch einzurichten hat, damit diese Kontrolle möglich sei. Sie möge immerhin in ein Notiztäfelchen, wie der Kaufmann in die Kladde, im Lauf des Tages oder der Woche alle Ausgaben, sowie sie vorkommen, hinter einander eintragen; spätestens mit Abschluß der Woche muß dann die Uebertragung in die einzelnen, oben angegebenen Rubriken des Wirthschaftsbuches erfolgen, von denen jede am Kopf die für sie im voraus ausgeworfene Summe tragen sollte. Dann läßt sich mit einem Blick ins Buch und einem zweiten in den Kalender jeden Augenblick finden, wie viel Mittel für einen bestimmten Verbrauchszweig bis zum nächsten Einnahmetermin noch flüssig sind, und man kann sich ebenso vor Verschwendung wie vor falsch angebrachter Sparsamkeit hüten.

Ueber das Fasten.

Von Georg Guth.

Das Fasten, d. h. den Mund zu halten, eigentlich sich fest machen und so bewahren — also gänzliches oder theilweises Sichenthalten von Speisen auf eine bestimmte Zeit — ist eine Uebung, die sich in den Religionsformen des menschlichen Geschlechts aller Zonen und Zeiten vorfindet.

Als religiöser Brauch der uncivilisirten Völker hatte das Fasten von jeher die Bedeutung, daß die Heiden durch die fortgesetzte Enthaltsamkeit von Speisen einen mit Sinnestäuschungen und Visionen verbundenen Zustand hervorzubringen suchten. Das, was man in diesem Zustande sah, wurde als endgiltig betrachtet und, da die Vision in grellen Farben und gewöhnlich auch in riesigen Umrissen gemalt, galt es als Wesen höherer Art, als göttliches Wesen. Demzufolge wurde die Vision als eine Art Umgang mit der Gottheit angesehen, ein Zustand, welcher der betreffenden Person eine ganz besondere Bedeutung geben, ja unter Umständen ihr eine hohe Wichtigkeit beilegen mußte.

Aus diesem Grunde wurde das Fasten sehr bald eine freiwillige, fleißig geübte Handlung, und in der That erscheint es in diesem Sinne auch als einer der allgemein verbreitetsten Gebräuche in der Culturgeschichte.

In Egypten weihte man sich, wie Herodot erzählt, durch Fasten zu gewissen Festen. Ebenso legen die indischen Vedas Fastenübungen auf und die indischen Büßer, die Fakirs sehen darin etwas besonders verdienstliches. Aehnlich halten heute noch die Mohammedaner den Rammedan als Fastenmonat, während dessen nur bei Nacht Speisegenuß erlaubt ist. Bei den griechischen Orakeln war das Fasten bekannt als Mittel, prophetische Träume und Visionen zu erregen. Die Pythia von Delphi fastete deshalb vor ihrer Inspiration. Der Ritus des Fastens, sagt Tylor, zeigt sich in der schlagendsten Weise bei den rohen Stämmen von Nordamerika. Bei den Indianern wird den Knaben und Mädchen schon von einem sehr frühen Alter an langes und strenges Fasten auferlegt. Bei Eintritt der Mannbarkeit zieht sich der junge Indianer nach einem einsamen Orte zurück, um zu fasten; dabei empfängt er visionäre Eindrücke, die ihm seinen Charakter für das Leben aufprägen, und besonders wartet er, bis ihm im Traume irgend ein Thier oder ein Gegenstand erscheint, der hinfort seine Medizin, der Fetisch seines Schutzgenius wird. So erlangt der Medizinmann einen großen Theil der Befähigung zu seinem Amte. Das Fasten galt daher bei den alten Indianern als ein großes Verdienst. Auf diesem Wege gelangten die alten Kriegsführer zu ihrer Macht.

Der Zusammenhang zwischen Fasten und Geisterverkehr ist bei den afrikanischen Zulus so vollkommen anerkannt, daß es fast unter ihnen sprichwörtlich geworden ist, zu sagen, der fortwährend gefüllte Magen kann keine geheimen Dinge sehen. Sie haben daher auch kein Vertrauen in einen wohlgenährten Propheten. Auf der Insel Haiti übte man das Fasten, um von den Geistern die Kenntniß zukünftiger Dinge zu erlangen.

Das Alte Testament erblickt im Fasten nicht ein verdienstliches Werk, sondern einzig und allein einen Ausdruck der Demüthigung des Menschen. Das ist der Grundgedanke des Fastens, wo auch nur die Rede davon ist. Während es eine Art von Opfer ist, womit der Mensch sich selbst und seiner Leibeslust mehr wehe thut, als mit den Opfern des Eigenthums, so ist doch der Gedanke des Kasteiens, als abmühen, betrüben, herunterstimmen, wie Luther es übersetzt hat, nicht der erste Begriff des Fastens. Es handelt sich hier vielmehr um die Zucht des Geistes, um die Demüthigung des ganzen Menschen.

Eben aus diesen Gründen rügten die Propheten wiederholt das jüdische Volk, weil es aus dem Fasten eine äußerliche Sache machte. Jesus erklärte von solchen Heuchlern: „Sie haben ihren Lohn dahin." (Matth. 6, 17 u. 18.)

Es ist eine wohlbekannte Thatsache, daß Menschen, welche sich in großer Sorge und Angst, in Lebensgefahr oder Seelennoth befinden, oft vergessen ihr Brod zu essen. Als der König Saul sich in großer Angst befand, weil die Philister wider ihn stritten, und Gott von ihm gewichen war, heißt es von ihm: „Er hatte nichts genossen den ganzen Tag und die ganze Nacht." (1 Sam. 28, 15 — 20.) Als David erfuhr, daß Saul und Jonathan in der Schlacht fielen, trauerten, weinten u. fasteten David

Digitized by Google

und die mit ihm waren bis an den Abend (2 Sam. 1, 12). Ebenso lesen wir von denen, die mit Paulus im Schiffe waren: „als kein kleiner Sturm sie betroffen hatte, und alle Hoffnung ihrer Rettung verschwunden war," daß sie fortgesetzt fasteten und keine ordentliche Speise zu sich nahmen vierzehn Tage lang (Apgsch. 27, 33). Ein Mensch, der sich in tiefer Seelennoth befindet, dem seine Sünden eine unerträgliche Last sind, wird — auch ohne Gesetz — vergessen, sein Brod zu essen; er wird sich enthalten nicht allein von angenehmen, sondern auch nothwendigen Speisen, wie Saulus, welcher, nachdem er nach Damaskus geführt worden war, in tiefer Buße drei Tage weder aß noch trank (Apgsch. 9, 9).

Hierin liegt der natürliche Grund des Fastens. Diejenigen Menschen, deren Gemüth tief erschüttert ist, wollen oft ihre Gedanken von dem, was sie bewegt, nicht einmal so lange abziehen, um die nöthige Speise einzunehmen. Wo ein solcher Gemüthszustand herrscht, da hat das Fasten seinen Zweck und seine Berechtigung. Daher hängt das Fasten, welches Gott bei Todesstrafe den Israeliten geboten und wiederholt eingeschärft hatte, mit der Bedeutung des großen Versöhnungstages auf das Engste zusammen. An diesem Tage sollten die Israeliten „ihre Seele kasteien," d. h. fasten, nach 3 Mos. 23, 32 vom Abend des 9. bis zum Abend des 10. Tages. Sollte die an diesem Tage vollzogene allgemeine Versöhnung nicht zu einem todten Werkdienste werden, so mußte das Volk innerlich in die Bedeutung des Sühnaktes eingehen, seine Seele in bußfertiger Stimmung auf denselben vorbereiten und diese Bußstimmung durch Enthaltung von den gewöhnlichen Lebensgenüssen äußerlich bethätigen. Keil sagt: „Die Seele beugen, demüthigen durch Bezähmung der irdischen Begierde, die ihren Sitz in der Seele hat, ist der ältere, mosaische Ausdruck für das Fasten;" und Baumgarten bemerkt zu obiger Schriftstelle: „Durch die Beugung seiner Seele soll sich der Israelit in ein inneres Verhältniß setzen zu dem Opfer, dessen Seele für seine Seele dahingegeben wird, und durch diese dem äußern Vorgang des Tages entsprechende Stimmung die Frucht desselben, nämlich die Versöhnung seiner durch den Tod des Thieres hindurchgegangenen Seele sich zu eigen zu machen."

Im mosaischen Gesetz wird übrigens das Fasten nicht geboten, sondern nur zugelassen, ja, es scheint sogar blos Berücksichtigung zu erhalten aus Veranlassung der Gelübde abhängiger Personen, um eine Collision der Pflichten zu verhüten. (Siehe 4 Mos. Kap. 30.) Im 3. Vers heißt es: „Wenn Jemand ein Gelübde Jehova gelobt oder einen Schwur schwört zu einer Enthaltung seiner Seele zu verbinden, soll er sein Wort nicht entweihen; nach allem, was aus seinem Munde gegangen, soll er thun." Worin solche Enthaltungen bestanden, wird nicht näher bestimmt, vermuthlich wohl zumeist in Fasten und andern Enthaltungen von erlaubten Dingen. Diese sparsame Anordnung des Fastens im mosaischen Gesetz ist um so auffälliger, als Moses das Gesetz empfangen hatte in jener Zeit der vierzig Tage, welche er auf Sinai zubrachte und der Speise sich enthalten haben soll, obwohl in der Schrift nichts davon gesagt ist. Es stimmt dies mit dem Beispiel Jesu zusammen, welcher zwar für seine eigene Person vor dem Antritt des Amtes vierzig Tage fastete und doch nach seinen eigenen Worten das Fasten darum keineswegs als ein Joch auf den Hals der Seinigen gelegt wissen wollte.

Auch die Propheten des Alten Bundes erblicken im Fasten nur den äußeren Ausdruck der inneren Demüthigung, und strafen, ja geißeln zuweilen mit gewaltigen Worten die Vergeblichkeit und Heuchelei eines Fastens ohne entsprechende Gesinnung und Handlungsweise.

Daß die Juden nach dem Exil besonders das Fasten als ein verdienstliches Werk betrachteten, geht aus verschiedenen Stellen des Alten Testaments hervor. Nach dem Propheten Sacharja, Kap. 7 und 8, hatten die Juden vier Nationalfeste anberaumt. Nach Kap. 7, 3 wurde vor dem Herrn die Anfrage gemacht, ob man auch im fünften Monat des Jahres fasten solle. Die Antwort des Herrn lautete folgendermaßen: „Da ihr fastetet und Leide truget im fünften und siebenten Monat diese siebenzig Jahre lang, habt ihr mir so gefastet? Oder da ihr aßet und tranket, habt ihr nicht für mich selbst gegessen und getrunken? Ist es nicht das, welches der Herr predigen ließ durch die vorigen Propheten, da Jerusalem bewohnt war und hatte die Fülle sammt ihren Städten umher, und Leute wohneten beides gegen Mittag und in den Gründen?"

Der Gedanke der Antwort des Herrn ist dieser: Das bloße Fasten oder Nichtfasten ist für Gott gleichgiltig. Das rechte, Gott wohlgefällige Fasten besteht nicht in werkheiliger Enthaltsamkeit von Speise und Trank, sondern darin, daß man Gottes Wort beachtet und darnach lebt, wie ja schon die Propheten vor dem Exile dem Volke gepredigt hatten. Damit war der Wahn, daß man sich durch Fasten Gottes Gnade erwerben könne, abgewiesen und dem Volke anheimgegeben, ob es die bisherigen Fasttage noch länger begehen wolle, zugleich aber auch gesagt, was Gott von ihm fordere, wenn es die verheißenen Gnadengüter zu erlangen wünsche.

Noch betrachten wir kurz die Stelle Jes. Kap. 58 betreffs des Fastens. Vers 3 lesen wir: „Warum fasten wir und du siehest es nicht an? Warum thun wir unserm Leibe wehe, und du willst es nicht wissen?" Wie wir bereits gesehen haben, wurden neben dem Fasten des Versöhnungstages, dem einzigen vom Gesetze vorgeschriebenen Fasten, auch die Gedenktage der begonnenen Belagerung, Eroberung und Zerstörung Jerusalems und der Ermordung Gadalja's als Fasttage bestimmt. Auf dieses Fasten pochen hier die Exulanten, aber es ist ein seelenloses und deßhalb vor Gott werthloses, todtes Werk; ihr Verhalten am Fasttage steht nach V. 3 und 4 mit dem Zwecke des Fastens im schroffsten Widerspruch, denn sie treiben da ihr Werkeltagsgeschäft, sind gerade da gegen ihre Arbeitsleute wahre Frohnvögte, und weil sie fastend doppelt verdrießlich und reizbar sind, so geschieht's bei Zank und Hader, wobei es bis zum Schlagen mit Fäusten kommt; die rechte Absicht des Fastens ist ihnen ihrem dermaligen Stande nach fremd, nämlich zu Gott, der in der Höhe thront, empordringendem Gebet obliegen zu können. Jehova frägt daher Vers 5: „Sollte das ein Fasten sein, das ich erwählen soll, daß ein Mensch seinem Leibe des Ta-

Digitized by Google

ges übel thun, oder seinen Kopf hänge wie ein Schilf, oder auf einem Sack und in der Asche liege? Wollt ihr das ein Fasten nennen und einen Tag dem Herrn angenehm?"

Diese Frage muß mit einem entschiedenen Nein beantwortet werden. Wir dürfen aber den Propheten nicht so verstehen, als wolle er das Fasten positiv verwerfen, sondern er erklärt: der Speise sich enthalten, den Kopf hängen, in Sack und Asche sitzen, verdiene an sich noch nicht den Namen des Fastens. Das Fasten, das dem Herrn gefällt, besteht in etwas ganz anderem, nämlich in Freigebung der Unterdrückten und Mildthätigkeit gegen die Hilflosen, nicht in dem Nichtessen als solchem, sondern in dem mitgefühlvollen Thun selbstverleugnender Liebe, welche sich des Brodes und überhaupt eigenen Besitzes, eigener Bequemlichkeit an den Bedürftigen entäußert. Hier wird vorausgesetzt, daß die Ausübung dieser Werke auch ein Opfer kostet, sei es an leiblichem Gute oder an innerlicher Resignation und Ueberwindung liebloser Neigungen. Wer in dieser Weise seinem Fleische den Willen bricht, der übt das rechte Gott wohlgefällige Fasten.

Noch bleibt uns die neutestamentliche Auffassung des Fastens zur Betrachtung übrig.

Wir haben bereits gesehen, wie spärlich und qualifizirt das Fasten im mosaischen Gesetz als eine religiöse Pflicht das Fasten im mosaischen Gesetz als eine religiöse Pflicht erscheint. In demselben Geiste, in welchem die Propheten ihre Stimme gegen den Mißbrauch des Fastens erhoben, fuhr unser Heiland fort und strafte die Pharisäer auf das Schärfste um ihres äußeren heuchlerischen Wesens willen beim Fasten, und verzichtete ganz und gar auf die Einführung des Fastens in seiner Religion als Sache der reinen Pflicht. Die Stellung Jesu zum Fasten ist aus Matth. 9, 14. 15 auf's Klarste zu erkennen. Die Jünger Johannis fragen ihn: „Warum fasten **wir** und die Pharisäer so viel und deine Jünger fasten nicht? Jesus sprach zu ihnen: Wie können die Hochzeitleute leid tragen, so lange der Bräutigam bei ihnen ist? Es wird aber die Zeit kommen, daß der Bräutigam von ihnen genommen wird; alsdann werden sie fasten." Jesus wollte damit sagen: Wo Ich also bin, der Bräutigam, da ist sonderlich für meine Jünger, die zu Bräutigamsfreunden Erkorenen, freilich nur Freudenzeit. Jetzt zu fasten, das wäre ja ein Widerspruch, weil Fasten zum **Leidtragen** gehört und nicht zur Freude. Sie freuen sich aber, und mit Recht, daß der lang Erwartete nun endlich gekommen, und wissen in ihren Gedanken nichts Anderes als: Der Bräutigam ist da, die Hochzeit kann und wird bald angehn! Die Gegenwart des Bräutigams ist ihnen schon wie der Hochzeitsanfang. Laßt sie doch unverstört, es wird sich ohnehin bald genug zeigen, daß noch ein Aufschub dazwischen kommen muß; ja diese und künftige Jünger werden in manchen langen Zeiten Ursach zum Fasten finden. Die Wahrheit des äußeren Fastens ist das innere Leidtragen; alle andere dergleichen Uebung — als etwas **Gemachtes** — gehört dem alten gesetzlichen Standpunkt an, der jetzt schon in Christi Jüngerkreis aufgehoben ist. Ist jetzt die erste Freude am Gekommenen vorhanden, was sollte da noch das Fasten?

Es wird schon wiederkommen, aber nicht mehr in der gesetzlichen, alttestamentlichen, pharisäischen Weise, sondern ebenfalls in Wahrheit der Erfüllung. **Alsdann werden sie fasten**, d.h. nun umgekehrt: leidtragen, von selbst, natürlich und wahr fasten. Das ist nicht Gebot, sondern Ankündigung der Fasttage, welche Gott selber den Seelen ausschreiben wird, nicht sie mit eigener Wahl sich auflegen. Insofern weist dieser Ausspruch Christi jede dem Standpunkt neutestamentlicher Freiheit und Wahrheit nicht mehr angemessene Askese als das Alte und Abgethane hinweg: er verkündigt aber nichts desto weniger für die neue Zeit des Fastens genug.

Unser Heiland spricht Matth. 17, 21 von einer Art böser Geister, die nicht ausfährt, denn durch Beten und Fasten. Wir haben diesen Ausspruch jedoch nicht so zu verstehen, als ob das Beten und Fasten, neben dem Glauben etwa, das besondere Mittel zum Austreiben dieser Art böser Geister wäre; sondern der Herr will seinen Jüngern damit sagen: es habe ihnen am Glauben, den Dämon auszutreiben gefehlt, weil sie denselben nicht gehörig genährt hatten durch Beten und Fasten. Zum Beten hilft das Fasten, die Nüchternheit und Mäßigkeit des leiblichen Lebens, deren Gegentheil das Fleisch nur stärken kann wider den Geist. Angemessenes Fasten vermindert die Abhängigkeit des Geistes vom Leibe, wirkt Klarheit und Nüchternheit des Gemüthes, und macht also den Menschen geschickter zu einem Werkzeuge des heiligen Geistes und fähiger, auf den Seelenzustand Anderer einzuwirken.

In seiner Bergrede warnt der Herr seine Jünger vor dem heuchlerischem Fasten der Pharisäer; während er die Uebung des rechten Fastens offenbar billigt und zuläßt, wobei er jedoch die Beantwortung der Frage der Zeit und Wiederholung dieser Uebung dem Gewissen und den Verhältnissen eines jeden Einzelnen überläßt. Die Ermahnung des Herrn: „Hütet euch, daß eure Herzen nicht beschweret werden mit Fressen und Saufen" (Luk. 21, 34), ist gerade in dieser Verbindung von der größten Bedeutung. Jedes Uebergewicht des Fleisches über den Geist, jedes Herabsinken des Geistes in das Naturleben, jede Hingebung an die Herrschaft der Materie hindert das Gebet, welches ja eben darauf beruht, daß der Geist sich losreißt vom Druck und Dienst der Materie, daß er sich emporhebt in die reine und leichte Luft der Ewigkeit. Offenbar ist dieses die Verbindung, welche der Herr zwischen Beten und Fasten gemacht hat; denn damit ein Mensch die erforderliche Kraft gewinne, die unerlaubte Befriedigung zu bekämpfen, muß er manchmal auf die erlaubte Verzicht leisten. Wie viel Irriges und Verkehrtes sich hiermit auch verknüpft hat, dennoch steht es fest, daß zwischen dem Vermögen, zu beten, und dem Vermögen, seine sinnlichen Triebe zu beherrschen, ein Zusammenhang stattfindet, und daß, wenn Beherrschung unserer Sinnlichkeit eine Bedingung ist für das religiöse Leben im Ganzen, vorzugsweise Solches dem Gebete gilt. Die Herrschaft des Gebetslebens und die Herrschaft der niederen Sinnlichkeit stehen immer zu einander in umgekehrtem Verhältniß. Und die Erfahrung bezeugt es uns, daß in jenen Fastenzeiten, welche durch die göttliche Führung den Menschen

Digitized by Google

verordnet werden, in den Zeiten der Noth, der Bekümmerniß, der Entbehrung, wir Menschen am besten beten; und die außerordentlichen Zustände des Gebetes enthalten immer ein gewisses „außer dem Leibe sein". (2 Kor. 12, 2.)

Daß die ersten Christen des Fastens sich beflissen haben, ist uns aus vielen Stellen des Neuen Testaments ersichtlich. (Siehe Apgsch. 13, 2; 14, 23. 2 Kor. 5, 6. Apgsch. 27, 9. 1 Kor. 7, 5. Zwar hat die christliche Kirche, als ein Körper, sich nicht an die ceremoniellen Gebräuche des alten Testaments gebunden, immerhin aber haben sich doch die in der Kirche üblichen Fasten theils im Anschlusse an die Disciplin der Synagoge, theils durch freie Gewohnheit und spätere Gesetzgebung gebildet. Man erblickte im Fasten ein heilsames Zuchtmittel, um den Geist von irdischen Banden frei zu machen und also auf wichtige religiöse Handlungen vorzubereiten.

Besonders gefördert wurde dies Fasten durch die Montanisten. Montanus lehrte: Fasten sei des Christen heiligste Pflicht. Auch trug das Klosterleben dazu wesentlich bei. Die in der römischen Kirche noch üblichen Fasten anzuführen ist hier nicht der Ort.

Die Reformatoren waren dem Fasten keineswegs abhold, sie kehrten aber zu der ursprünglichen Auffassung der Kirche zurück und verwarfen das zwingende Fastengebot und die Meinung, als ob durch Befolgung eines solchen Gesetzes Gnade bei Gott verdient werden könnte.

Luther spricht von einem „geistlich gemeinten Fasten, das wir Christen sollten halten, und wäre auch wohl sein, daß man noch etliche Tage vor Ostern, item vor Pfingsten und Weihnachten, eine gemeinsame Fasten behielte und also die Fasten in's Jahr theilte. Aber beileibe auch nicht darum, daß man einen Gottesdienst daraus mache, als damit etwas zu verdienen, oder Gott zu versöhnen, sondern als eine äußerliche Zucht und Uebung für das junge einfältige Volk, daß sie sich lerneten in die Zeit richten und unterscheiden durch's ganze Jahr. So möchte ich auch leiden, daß man auf diese Weise durch's ganze Jahr alle Feiertage Abends fastete, als zu einem merklichen Tage ausgesondert. Aber solch' Fasten kann, noch will ich nicht anrichten, es würde denn zuvor einträchtiglich angenommen."

Calvin sagt: „Heiliges Fasten ist einem dreifachen Zwecke bestimmt, denn wir befleißigen uns desselben entweder um unser Fleisch zu bezähmen, daß es nicht wollüstig werde, oder als Vorbereitung zum Gebet und religiöser Andacht, oder als ein Zeichen unserer Demüthigung in der Gegenwart Gottes, wenn wir begehren unsere Sündenschuld vor ihm zu bekennen."

Wesley sagt: „Obschon kein natürlicher oder nothwendiger Zusammenhang zwischen dem Fasten und dem Empfangen der Segnungen Gottes stattfindet, denn er ist gnädig nach seinem Wohlgefallen und was ihm gut scheint, theilt er mit durch irgend ein Mittel, das ihm zu bestimmen gefällt; so hat er dies zu allen Zeiten als ein Mittel bezeichnet, seinen Zorn abzuwenden und alle die Segnungen mitzutheilen, die wir von Zeit zu Zeit nöthig haben. Wie kräftig dieses Mittel sei, den Zorn Gottes abzuwenden, können wir aus vielen Beispielen des alten Testamentes lernen, wie Dan. 9, 3. 16; Jona 3, 4; Richter 20, 26; 1 Sam. 7, 6; Esra 8, 21; Neh. 1, 4—11."

Aus dem Gesagten geht hervor, daß, während das Fasten in der neuen Dispensation nicht gesetzlich geboten ist, dennoch in der dadurch geübten Zucht des Geistes wie des Fleisches ein unberechenbarer Segen liegt. Es ist ein kräftiges Mittel zur Besiegung der natürlichen Feindschaft des Herzens und die Werke des Fleisches zu kreuzigen, damit unsere Seele genesen möge; es befördert die Demuth und Hingabe an Gott und giebt Kraft zum Gebet. Es erfüllt uns mit Dankbarkeit gegen die Barmherzigkeit Gottes, die uns so reichlich widerfahren ist und verleiht uns Klarheit und Schärfe des Geistes, weßhalb auch in den allgemeinen Regeln unserer Kirche Fasten oder Enthaltung allen Gliedern empfohlen wird.

Nichtgleichstellung der Welt in Politik, Geschäft und Mode.

Von Rev. Jno. W. Röcker.

I.

Diese Lebensgebiete, Politik, Geschäft und Mode sinds, auf welchen die Grundübel der verderbten Menschennatur am meisten zum Vorschein und zur Ausreifung kommen.

Nirgends, als gerade im politischen Leben, kommt die Hoffart, der Trieb nach Ehre, der Ehrgeiz, die Herrschsucht, mehr zur lästigen Ausprägung. Doch es giebt auch noch sonsten nicht minder wichtige Gebiete des menschlichen Wirkens, wo dieses Grundübel an die Oberfläche treibt und unheilvolle Form und Gestalt gewinnt. Auch in den verschiedenen sozialen und kirchlichen Gebieten tritt dasselbe bisweilen äußerst ekel- und verdrußerregend hervor. Kein Gebiet jedoch ist geeigneter und bietet bessere Gelegenheiten dar, den Ehrgeiz zu sättigen, als das politische, namentlich in einer Republik, wie die amerikanische. Man denke an die Wahlumtriebe und Auftritte dieses Landes.

Nicht ausnahmsweise nur, sondern in der Regel wird das Gesetz der Nächstenliebe, der Gerechtigkeit und der Wahrheit total unter die Füße getreten und gilt dasselbe den meisten Hochpolitikern als nichtssagender und leerer Begriff nur.

Da auch der Christ als Bürger und Unterthan ein Schuldner gegen den Staat ist, so ist uns kein Gesetz bekannt, welches ihm verböte, auf politischem Gebiete mit seinen Gaben und Talenten seinem Lande zu dienen und sich demzufolge im bürgerlichen Leben zu Amt und Stellung zu erheben.

Digitized by Google

Worinnen er sich aber, in der Entledigung seiner Bürgerpflichten der Welt nicht gleichstellen, dagegen sich deutlich unterscheiden soll, ist augenscheinlich in der Verfahrungsweise, dahin zu gelangen.

Auch ist uns kein Gebot bekannt, welches den Christen verhinderte, in dieser Welt irgend ein ehrsames Geschäft zu betreiben. Dabei müssen ihm jedoch ganz selbstverständlich obige Gesetze Maßstab und Richtschnur sein und sein können.

Es giebt Berufszweige im Geschäftsleben, welche offenbar und direkt wider Gottes Gebot und das Gesetz der Nächstenliebe sind, solche darf sich der Christ nicht wählen. Gerade auf diesem Gebiete tritt die Augenlust, der Trieb nach Besitz — Habsucht oder Geiz zum Vorschein. Eben deßwegen muß sich sein Verhalten von demjenigen des Weltkindes unterscheiden. Nicht allein in der Wahl, sondern auch in der Betreibung der Geschäfte, müssen ihm beständig des Apostels Worte 1 Kor. 7, 31: „Die dieser Welt brauchen, daß sie derselben nicht mißbrauchen, und die da kaufen, als besäßen sie es nicht," vorschweben.

Weder ein Gebot Gottes noch ein andrer denkbar vernünftiger Grund steht dem Rechte eines Christen entgegen, etwas zu erwerben oder zu besitzen. In allen seinen geschäftlichen Transaktionen hat der Christ jedoch auf der Hut zu sein, daß er sich keiner unerlaubten Mittel bediene.

Auch dem dritten Gebiete der Aeußerungen und der Thätigkeit des menschlichen Lebens — der Mode — kann sich der Christ nicht entziehen. Wenn er sich auch beharrlich und grundsätzlich dagegen wehren wollte, so ist er doch immer, dem innersten Begriff der Sache nach, gerade da, wo er steht, davon umgeben.

Es wird eben damit nicht allein die herrschende Art in der Kleidung, sondern auch die Art und Weise des Verhaltens im gesellschaftlichen Leben bezeichnet.

Es dürfte in diesem Stück für den Christen das Klügste sein, alles Schreiende und Auffallende zu meiden und die goldne Mittelstraße zu gehen.

II.

Wir wollen uns zweitens klar zu machen suchen, worinnen der Unterschied zwischen Christen und Weltmenschen besteht. Und zwar

1. Betreffs der Beweggründe. Der Weltmensch ist zumeist geneigt, den Trieben des natürlichen Herzens zu folgen. Diese aber sind in ihrer Form Unlauterkeit, Verstimmung, Argwohn, Eigenliebe, Rechthaberei, Halsstarrigkeit u. dgl. Ihrer Natur nach aber sind sie böse.

„Das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf."

Wie eilig ist das natürliche Herz beim geringsten Anstoße oft, seinen Nebenmenschen in Verdacht zu ziehen, und argwöhnisch jedem bösen Gerücht über ihn Glauben zu schenken! Dem Christen jedoch sollte es nicht schwer werden, in den Beweggründen zu Handlungen und Reden wider den Nächsten sich vom Weltkinde deutlich zu unterscheiden, sintemal doch sein Herze erneuert, gereinigt und mit der Liebe, die dem Nächsten nichts Böses thut, erfüllt sein sollte.

Auch in dieser Hinsicht gilt das Wort der Schrift von ihnen: „Und solche sind eurer Etliche gewesen, aber ihr seid abgewaschen, ihr seid geheiligt, ihr seid gerecht geworden durch den Namen des Herrn Jesu und durch den Geist Gottes." 1 Kor. 6, 11. Und darauf die weitere Ermahnung: „Und stellet euch nicht gleich wie vorhin, da ihr in Unwissenheit nach den Lüsten lebtet." 1 Pet. 1, 14.

Das natürliche Herz ist argwöhnisch und arglistig, es lebt, so lange es unerneuert ist, in diesen unlauteren Bewegungen und hängt ihnen nach. Wie schnell ist man, z. B. oft auf die geringste Veranlassung hin, und angeleitet von betrüglichen Umständen, bereit, seines Nächsten Handlungen und Reden zu mißdeuten. Von dieser Art waren einst die Pharisäer. „Warum denkt ihr so Arges in euren Herzen?" sprach Jesus zu ihnen. „Die Seele des Gottlosen wünscht Arges und gönnt seinem Nächsten nichts." Spr. 21, 10.

Der Christ aber, als eine in Christo neue Creatur, bei der das Alte vergangen ist, muß anderer Gesinnung sein. Sein Herz, welches auch zuvor einer Wüste glich, wo sonst giftige Schlangen und unreines Gezücht lagerte, ist nun erneuert und Lilien edler und reiner Triebe blühen darinnen.

2. Auch in den Aeußerungen muß zwischen dem Christen und dem Weltkinde ein Unterschied sein. Wie der Anbruch, so ist auch der Teig; wie die Wurzel, so ist auch der Zweig. Der Strom steigt nicht über den Quell, noch ist der Ausfluß reiner als derselbe; denn: „Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über."

Wenn ich behaupte, daß ein Unterschied in den Aeußerungen bestehen müsse, so meine ich, daß dieser Unterschied in den Geberden, Reden und Handlungen hervorzutreten habe. Es ist gewiß nicht befremdend, wenn ich sage, daß die Aeußerungen eines arglistigen Menschen zweideutig sind, daß dessen Angesicht unter den Augen wie von der Sonne bestrahlt, dagegen aber hinter dem Rücken in eitel Finsterniß erscheint. Eine solche Rede ist in der Gegenwart wie Silberklang und honigsüß, während sie in der Abwesenheit sticht wie ein Dorn und Natterngift enthält. Der natürliche Mensch ist nach dem Lauf der Welt ein trügerischer Schauspieler. Der gangbare Lauf dieser Welt ist, durch eine trügerische Außenseite, in Wort und That seine Mitwelt zu bestechen, dieselbe für ihn und das Seine einzunehmen und daraus Vortheil und Gewinn zu schlagen.

Aufrichtigkeit, Gerechtigkeit und Ehrlichkeit vertrauen auf Verdienst und Werth, über allem aber auf die gütige Leitung und den Segen Gottes, an welchem schließlich doch Alles gelegen ist. Wenn wir sagen, daß der Christ auch in den Aeußerungen sich vom Weltkinde unterscheiden müsse, so meinen wir, daß er, z. B. auf politischem Gebiete, im Streben nach Amt und Stellung sich keiner unreinen Mittel bedienen dürfe. Ehre und Macht darf ihn nicht bethören, noch seine Augen blenden, daß er durch niedre Ränke, Bestechungen und Verläumdungen um jeglichen Preis sein Ziel erreicht.

Auf dem Gebiete der Politik bedient sich das Weltkind nicht selten der Lüge und der Verläumdung wider seinen Gegner, um auf dessen Niederlage sich aufzubauen, und auf dessen Ruin zu Ehr und Macht zu gelangen. Im Geschäftsleben kommt man mit Wahrheit, Ehrlichkeit und Gerechtigkeit auf gespannten Fuß.

Digitized by Google

Namenlos sind die Wege und Mittel, womit man das Publikum täuscht, hintergeht und betrügt. Es ist auch da kein Industriezweig ausgenommen. Der Fabrikation wie auch dem Verkauf der Waare hat sich der Geist des Betrugs bemächtigt.

Auch auf dem Gebiete der Mode begegnen wir verwerflichen Aeußerungen, welchen sich der Christ nicht gleichstellen darf. Alles Schreiende und Fratzenartige, in den Manieren und in der Tracht, welches aus den Schranken der Mäßigkeit und Natürlichkeit tritt, verliert was es bezwecken soll. Wie vielfältig sind meist die Verzweigungen, die aus dem Stammbegriff Mode laufen. Ebenso viel sind auch der krankhaften Erscheinungen, denen wir darauf begegnen. Man denke nur z. E. an die unersättliche Titelsucht, an die scheinheilige Kriecherei und Schweifwedelei in geselligen Kreisen der Welt; an die Ueberladung von Putz und Kostbarkeiten des Körpers u. s. f. Hinter diesem verfänglichen Laubwerk steckt nicht selten Gehaltlosigkeit und Hohlheit. In letzter Instanz jedoch ist Alles in Allem nur eine verschmitzte Selbstsucht, die hinter gleißnerischem Scheine auf Beute lauert. Ist aber der innere Herd des Lebens gereinigt und gesund, dann schlägt dieser Zustand nach Außen durch alle Fugen durch und zeigt sich in der Harmonie und der Freundlichkeit der Geberden, wie auch in dem Wohlklang und der Züchtigkeit der Rede. Nicht minder wird es offenbar in der Rechtschaffenheit der Handlungen, wie überhaupt in der Geradheit des Lebens. Gerechtigkeitssinn und Uneigennützigkeit ziehen sich wie ein rother Faden durch die ganze Handlungsweise eines gesunden Christen.

„Leben und Leben lassen" gilt ihm als Maxime und das Gesetz der Nächstenliebe als Richtschnur.

3. Auch in den Absichten unterscheidet sich der Christ vom Weltkinde. Von Haus aus ist das Herz aller böser Tücke voll. Wird es nicht durch Erneuerung und radikale Umgestaltung in seinem Hang und Streben in andere Bahnen geleitet, so entwickelt sich aus dem innewohnenden Hang, oder der Lust, ein energisches Streben, welches ausläuft in eine leidenschaftliche Sucht, um sich schließlich in der teuflischen Selbstsucht zu gipfeln.

In der Welt bewahrheitet sich, was die Schrift bezeugt: „Ein Jeglicher sehe auf seinen Weg." Die Absichten eines Christen jedoch, der sich seines Verhältnisses zur Zeit, zum Leben, zu seiner Mitwelt und zu Gott, seinem Schöpfer, bewußt ist, sind anderer Art und rangiren höher. Das knechtische Joch des sinnlichen Lebens hält nicht mehr gefangen, er ist frei. Im Vollbewußtsein dieser seiner Freiheit und Unabhängigkeit aber spricht er mit Paulo kühn: „Ich habe es Alles Macht, es soll mich aber keiner gefangen nehmen." Wie die Kirchthürme über das Häusermeer eines Dorfes oder einer Stadt emporragen, so müssen die Absichten und Zwecke, wonach der Gottespilger strebt, über das Wirrsal und Getriebe dieser Welt emporragen und hinaussteigen, weil sein Strebeziel über dem Niveau des sinnlichen Lebens liegt.

III.

Was den Christen dazu bewegen soll.

1. Weil der Christ sich nicht selbst lebt. Dieses kann von den Nichtchristen aber nicht gerühmt werden, weil das gerade Gegentheil der Fall ist; die Selbstsucht ist seine innerste und eigenste Natur. Die ganze Neigung, Hang und Richtung seiner Seele, die Summe seiner Bewegungen und Aeußerungen, zielen darauf ab und laufen darin zusammen. Beim wahren Christen ist der Widerstreit zwischen Fleisch und Geist, durch seine Hingabe an Christum, beigelegt und aufgehoben. Aber was heißt „Sichselbstleben?" Im Grunde nichts Anderes, als in allen seinen Bestrebungen die Richtung nach seinem eigenen Ich zu nehmen. Selbstverherrlichung, Selbstgenuß und Selbstbesitz im Allem suchen, heißt in Wahrheit „sich selbst leben" wollen. Wer in ruhmrediger Prahlsucht, Bewunderung und in weinerlichen Lamentationen oder Jeremiaden Mitleid zu erjagen sucht, sucht im ersten Falle als Heroe, und im zweiten Falle aber als Märtyrer zu glänzen.

Der Liebe höchster Triumph aber ist: sich selbst vergessend, für Andre zu leben, zu wirken und zu leiden, Recht und Privilegium zu opfern. Der Christ stellt sich der Welt nicht gleich.

2. Weil es sein Beruf ist, Gott zu leben. Im Leben ist dieses des Christen höchster Beruf und Vorrecht. Er kann aber nur dann Gott leben und somit diesen Beruf erfüllen, wenn er dem Willen Gottes gemäß das ist und ausrichtet, in diesem seinem Leben, mit der feurigsten Hingabe. Lebt er nun, wie angedeutet, sich nicht selbst, dann lebt er aber nach Römer 14, 8 „dem Herrn," oder nach Gal. 2, 20 „in dem Glauben des Sohnes Gottes." Das heißt aber im Wesen zur Ehre und Verherrlichung der Macht göttlicher Gnade nichts Andres sein, als „ein Licht in dem Herrn" und ein Salz der Erde. Ist der Christ ein solches Salz, dann lebt er Gott, dann lebt er dem Zwecke, wozu ihn Gott berufen hat. „Ein Jeglicher, wie ihn der Herr berufen hat, also wandle er."

Hat der Christ diesen seinen Beruf erkannt und ist er beflissen, dem Zwecke desselben vollständig im Leben zu entsprechen, so muß sein Verhalten auf den verschiedenen Lebensgebieten von dem Gesetze „des Geistes, der da lebendig macht" regulirt werden, damit derselbe seiner Mitwelt Norm und Muster werden kann.

Eben deßwegen muß sich der Christ von dem Geist und Brauch der Welt rein und unbefleckt erhalten, damit er unter ihr nach göttlichem Willen auf allen Lebensstufen, gleich dem Salze dieselbe vor sittlicher Fäulniß bewahre. Uebt er diesen Einfluß aus, beides durch Wort und Exempel, dann erfüllt er das göttliche Dictat und lebt Gott, denn er weist durch Gehorsam auf ihn als die höchste Autorität.

3. Und schließlich darf sich der Christ dieser Welt nicht gleich stellen, weil es seine Bestimmung ist, für die Ewigkeit zu leben.

Der Christ gehört einer andern Welt an. Der Meister selbst definirt dessen Stellung, indem er sagt: „Aber sie sind nicht von der Welt, gleich wie auch ich nicht von der Welt bin." Und am andern Orte: „Wäret ihr von der Welt, so hätte die Welt das Ihre lieb; dieweil ihr aber nicht von der Welt seid, sondern ich habe euch von der Welt erwählet, darum hasset euch die Welt." Joh. 15, 19. Er lebt zwar in dieser Welt und braucht dieselbe, doch nicht wie „die Leute, die ihr Theil haben in diesem Leben." Er ist ein Gast hienieden; „seine Schätze, seine Güter sind im Himmel beigelegt." An den

Digitized by Google

Interessen dieses Lebens nimmt er deßwegen auch nur soweit Theil, als er darin seinen Gott verherrlichen und seinen Mitmenschen dienen kann.

Er dient seinem Lande nicht deßwegen und drängt sich in der Politik hervor, um den Leidenschaften, der eiteln und fleischlichen Ehr- und Herrschsucht zu fröhnen, sondern daß in allen Dingen Gott gepriesen werde. Nicht das ist dem Christen höchste Freude und Ehre, „daß ihm die Geister unterthan sind," sondern „daß sein Name im Himmel geschrieben steht," als des höchsten Königs Kind und Erbe. Sich der Wandelbarkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen stets und völlig bewußt, läßt er sich in seinen geschäftlichen Transaktionen nicht dermaßen von denselben einnehmen und übermannen, daß er sein Vertrauen in denselben vor Anker lege.

Dessen Alles eingedenk, lebt und handelt er, nicht um zu essen und zu trinken, oder sich mit Sorgen der Nahrung zu beschweren, sondern er ißt und trinkt, um zu leben, weil er sich gewärtig und zugleich bereit halten muß, jeden Augenblick zur Uebernahme der „bleibenden Habe" gerufen zu werden. Darum ist auch auf dem Gebiete der Mode sein Hauptstreben nicht dem Körperschmuck, sondern „dem verborgenen Menschen des Herzens" zugewandt.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. März. Mark. 4, 35—41.

Die Stillung des Sturmes,

oder: Jesus als der Herr über die empörten Elemente.

Text: Und stillete das Ungewitter, daß die Wellen sich legten. (Psalm 107, 29.)

Einleitung: Alle drei Lektionen dieses Monats zeigen uns Christum als unumschränkten Gebieter über die Mächte des Verderbens, ob sie nun im Reiche der leblosen Natur, wie hier bei dem Sturm auf dem Meere, oder in dem der beseelten Kreatur, wie in den beiden folgenden Lektionen, sei's als die natürlichen Kräfte der Krankheit und des Todes herrschen oder als übernatürliche Gewalten aus dem hinter dieser Welt der sichtbaren Dinge Dinge liegenden, aber auf sie und durch sie wirkenden unsichtbaren Reiche der bösen Geister. Wir haben also auch hier, wie fast überall bei Markus, mit lauter Machtwundern zu thun, d. h. mit mit besonders augenfälligen Offenbarungen seiner Herrlichkeit, in welchen die sinnbildliche und vorbildliche Bedeutung aller Wunder ganz besonders zu Tage tritt und ihr eigentlicher Charakter am klarsten und deutlichsten zeigt: Sie sind nämlich, weit entfernt, eine Aufhebung der natürlichen Ordnung der Dinge, eine Störung und Zerstörung der Naturgesetze, oder, wie der moderne Unglaube sie genannt hat: eine Durchlöcherung und Vernichtung des Naturzusammenhangs zu sein, vielmehr gerade das Gegentheil: nur auf Aufhebung des Unnatürlichen, die dazu dienen muß, die durch die Folgen der Sünde gestörte göttliche Ordnung wiederherzustellen. So sind z. B. Krankheit und Tod als Strafe und Folge der Sünde nicht die ursprüngliche Ordnung Gottes selbst, sondern Störungen dieser Ordnung: die Sünde erstreckt ihre Wirkungen nicht blos auf das bewußte, geistige, sittliche Gebiet, sondern auch auf das unbewußte, natürliche, kreatürliche, der Mensch hat auch die Natur mit in sein Verderben hereingezogen (Röm. 8, 19 ff.), und so ist es durchaus nichts Befremdliches, wenn Christus, als der Herr der gesammten von ihm geschaffenen Welt, auch bis in die todte Kreatur hinein die Lichtstrahlen seiner erlösenden Allmacht fallen läßt. Was aber noch insbesondere die Wunder auf dem See Genezareth betrifft, so sind sie alle (nämlich außer unserer Stelle noch Luk. 5, 5 ff.; Mark. 6, 47 ff.; Matth. 14, 22 ff.; Joh. 21, 1 ff.) zunächst auf die Jünger berechnet. Vor ihren Augen und gerade an dem Element, womit die meisten derselben als Fischer vertraut waren, offenbart der Herr seine Herrlichkeit, um ihren Glauben zu stärken, was sie bei den schweren Proben, auf welche er gestellt wurde, besonders nöthig hatten. Außerdem ist unsere Textgeschichte noch insbesondere ein Bild des künftigen Berufsweges seiner Jünger, den sie einst mitten durch eine feindselige Welt hindurch auch ohne seine unmittelbare sichtbare Gegenwart machen müssen und für den sie jetzt schon vorbereitet werden und lernen sollen, was für einem allmächtigen und siegreichen Herrn sie zu dienen berufen sind, und wie alle dem Reiche Gottes sich entgegenstellenden Gewalten ihm sich beugen müssen, aber auch wie Er selbst seinen von allen Stürmen der Welt unerschütterten Frieden den Seinigen geben will.

I. Die drohende Gefahr (V. 35—37). Schon hier zeigt Markus seine auch in diesem Abschnitt besonders hervortretende Kunst malerischer Schilderung durch lebendige Einzelzüge in der Hervorhebung der späten Abendzeit, der raschen Abfahrt, des Geleites der anderen Schiffe, der Gewalt des Sturmes und der äußersten Gefahr für das schon im Sinken begriffene Schiff.

V. 35. An demselben Tage, an welchem er seine sog. Seepredigt (V. 1 ff.) gehalten hatte, und zwar des Abends, da er für diesmal nicht mehr nach Kapernaum zurückkehren konnte oder wollte. Zu ihnen, nämlich den Jüngern im engeren Sinn, deren er damals wohl erst sechs hatte, nämlich die beiden Brüderpaare Petrus und Andreas sowie Johannes und Jakobus, und end-

Digitized by Google

lich Philippus und Bartholomäus oder Nathanael (vergl. Joh. 1, 40 ff.), sie allein möchte er jetzt noch länger bei sich behalten zu vertrauterem Gespräch, und heißt sie deßhalb hinüber fahren: vom westlichen Ufer abstoßend und nach Süden steuernd, an das jenseitige Gestade bei Gadara (5, 1 ff.), dem Volk aber gebieten, daß es diesmal allein nach Hause gehe, vielleicht auf den andern „vielen Schiffen" (V. 36).

V. 36. Und sie ließen u. s. w. solchem Befehle gehorsam; aber zugleich wohl auch aus einer doppelten liebevollen Fürsorge, um Christo einige Erholung nach der unausgesetzten Anstrengung des arbeitsvollen Tages zu gewähren und ihn zugleich vor unzeitigen Nachstellungen der Obersten zu schützen, die durch das stets sich mehrende Volksgedränge beunruhigt sein mochten. Wie er im Schiffe war, d. h. wie er ging und stand; ohne nochmaliges Landen zu besonderer Vorbereitung für die Reise fuhr man ab.

V. 37. Es erhub sich, nämlich unterwegs, als sie gerade mitten auf dem Meere waren. Voll ward: der Sturm bricht los, die Wellen schlagen über Bord, schon fängt das schwache Fahrzeug an, sich zu füllen und ist in Gefahr, umzuschlagen (vergleiche Jonas 1, 4).

II. Die äußere Rettung (V. 38—39). In schönem Gegensatz zum Toben der Wellen und Brausen des Sturmes steht die erhabene Ruhe des Herrn, die kein Windessausen und kein Wogendrang zu stören vermag.

V. 38. Im Hintertheil des Schiffes, sein müdes Haupt auf die Rücklehne oder das Kopfpolster (Kissen) an der zunächst dem Steuerruder befindlichen Ruhebank der Ruderer gelehnt. Er schlief, und zwar wirklich, nicht blos scheinbar sich schlafend stellend (vergl. Jona 1, 5); lebendig-wahrer Zug seiner echt menschlichen Natur. Fragst du nichts darnach u. s. w. Der Schrecken der angsterfüllten Jünger läßt ihren Hilferuf fast zu einem unehrerbietigen Tadelwort werden; auch dieser Zug des bestimmten Vorwurfs eines Mangels an Sorge für sie ist nur dem Markus eigenthümlich, der überhaupt die Glaubensschwäche und Unwissenheit der Jünger mehr als die andern Evangelisten hervorhebt (vgl. Kap. 6, 52; 7, 18; 8, 17).

V. 39. Stand auf, voll Majestät, eigentlich: ganz aufgerichtet; auch hier giebt wieder nur Markus allein die Worte an, womit er den Sturm beschwört: „Schweig, verstumme!" keine müßige Wiederholung, sondern das erste Wort will gleichsam nur die Aufmerksamkeit der wilderregten Elemente fesseln und auf ihn, ihren Meister, richten, während das zweite erst ihnen absolute Ruhe gebietet.

III. Die innere Wirkung (V. 40—41). Schön ist auch hier wieder der Gegensatz, den der gegenseitige Vorwurf bildet: die Jünger machen dem Herrn den unbegründeten Vorwurf der Sorglosigkeit, er ihnen den wohlbegründeten der Verzagtheit und des Mangels an Vertrauen zu ihm; jene sprachen den ihrigen voreilig aus, noch ehe sie sein Eingreifen abwarten, er dagegen den seinigen vollständig erst dann, nachdem er schon geholfen hat, denn

V. 40. „Wie, seid ihr so furchtsam?" Diese erste Frage richtet er nach Matth. 8, 26 an sie schon in dem Augenblicke, da sie ihn weckten; die zweite dagegen nach Luk. 8, 25 erst jetzt, nachdem die Rettung schon geschehen ist. „Wie, daß ihr keinen Glauben habt?" ist eigentlich, wie man auch aus Luk. 8, 25 selbst schließen kann, etwas zu viel gesagt, denn sie hatten wohl noch Glauben an ihn, sonst hätten sie ihn ja gar nicht geweckt und um Hilfe gebeten (Matth. 8, 25), aber sie hatten denselben gleichsam nicht bei der Hand im Augenblick der Noth, auch war er nicht so stark, als er hätte sein sollen und können, nachdem sie schon so manches Wunder erlebt hatten. Glaube und Unglaube kämpften noch in ihrem Herzen, zwar konnte der Unglaube den Glauben noch nicht ganz auslöschen, aber auch der Glaube noch nicht ganz den Unglauben besiegen; also etwas von Unglauben oder doch Kleinglaube und Schwachglaube (Matth. 8, 26) ist und bleibt es in jedem Fall, wenn wir noch fürchten, mit Christo im Schiffe unterzugehen, denn, ist Er bei uns, was giebt es da noch zu befürchten? (Röm. 8, 31.)

V. 41. Fürchteten sich sehr, nämlich indem sie jetzt denselben Schauer der Ehrfurcht vor Ihm empfinden, den sie zuvor vor den wilden Elementen empfunden, aber jetzt nicht mehr verbunden mit zitternder Angst, sondern mit seligem Staunen über diesen neuen Beweis von der Allmacht ihres Meisters und bereits übergehend in eine Kundgebung ahnungsvoller Verwunderung und Anbetung seiner Herrlichkeit, deren neue majestätische Offenbarung sie trotz Allem, was sie bereits von ihm gesehen, sie wohl zu solchem ehrfurchtsvollen Erstaunen bewegen konnte. Es ist also nicht nothwendig, die Wirkungen, die bei Markus offenbar auf die Jünger selbst gehen, mit Matthäus (8, 27) auf die noch ungläubigen Schiffsleute zu beziehen; auch folgt dies nicht aus ihrer Frage: „Wer ist aber dieser?" als ob sie seine Person selbst nicht gekannt hätten, sondern der Sinn derselben ist blos: was haben wir aus dem eben Erlebten mit Rücksicht auf ihn zu folgern? wofür haben wir ihn zu halten? sie fragen nicht nach seiner Person selbst, sondern nur nach deren Bedeutung für sie.

Disposition. Ueber die Anwendung im Allgemeinen vergleiche Einleitung, im Einzelnen kann darin eine Beziehung gefunden werden auf die Stürme in der Welt, in der Kirche, im Hause, im Herzen. Das Gesammtbild zeigt folgende Gegensätze zu näherer Ausführung:

1) Unruhig toben die Wellen, — aber der Herr schläft in Ruhe und Frieden;

2) Unruhig fragen die Herzen, — aber der Herr schafft Ruhe und Frieden;

3) Unruhig macht uns der Kleinglaube, — nur der Glaube schenkt Ruhe und Frieden.

Digitized by Google

Sonntag, 12. März. Mark. 5, 1—20.

Die Heilung des Besessenen,

oder: Jesus als der Herr über das finstere Geisterreich.

Text: Wer Sünde thut, der ist vom Teufel; denn der Teufel sündigt von Anfang. Dazu ist erschienen der Sohn Gottes, daß er die Werke des Teufels zerstöre. (1 Joh. 3, 8.)

Einleitung. Zeigt uns die vorige Lektion den Sieg Jesu über den Kleinglauben seiner Jünger, so diese seinen Sieg über den Unglauben, und zwar sowohl den verzweifelnden Unglauben des Besessenen selbst, als den eigennützigen Unglauben seiner Landsleute.

I. Die Macht der Finsterniß. (V. 1—5.) Auch hier wieder ist die Anschaulichkeit des Markus in der Schilderung von Einzelzügen hervorzuheben, z. B. der Unbändigkeit des Besessenen (V. 4), seines wüthenden Schmerzgeschreies und seiner wahnsinnigen Selbstquälerei (V. 5); über die Besessenheit selbst erst. Lektion vom 8. Jan. über Kap. 1, 23.

V. 1. Das jenseitige Ufer, d. h. das gegenüber von Galiläa gelegene (Luk. 8, 26), zu Peräa gehörige Ostufer des Sees; sie kamen dorthin erst mit Tagesanbruch nach der Sturmnacht (4, 35 ff.), und zwar in die der galiläischen Hauptuferstadt Kapernaum im Nordosten des Sees so ziemlich direkt südöstlich von demselben befindliche Gegend der Gadarener, d. h. in das wohl bis an's Gestade sich erstreckende Gebiet der Stadt Gadara, die aber selbst noch beinahe drei Stunden von der Südspitze des Sees entfernt ist; Matthäus nennt es das Land der Gergesener, von der fast unmittelbar am Wasser gelegenen, auf hohem, steilem Uferrand befindlichen Stadt Gergesa, was freilich zu der folgenden Schilderung (V. 13 ff.) viel besser paßt. Ebenso erzählt Matthäus (Kap. 8, 27 ff.) von zwei Besessenen, Markus und Lukas blos von einem, ohne Zweifel Denjenigen, der als zur Stadt selbst gehörig (Luk. 6, 27), d. h. dort bürgerlich und vor seiner Erkrankung wohl auch ansässig, als der Bekanntere allein hervorgehoben wird, während der andere nur ein unbekannter Fremder war, der sich zu ihm gesellt hatte.

V. 2. Aus den Gräbern, den bei Gergesa noch heute gezeigten Felsenhöhlen der dortigen Kalksteingebirge, dem gewöhnlichen Aufenthalt des Besessenen, den er eben jetzt gerade verlassen hatte und sich in seiner Raserei am Meeresstrand herumtrieb; bezeichnend ist, daß diese Geister aus der Tiefe die Ketten des Todes, der Finsterniß, Fäulniß und Verwesung suchen.

V. 4. Die Fesseln, Fußschellen an den Beinen und Ketten an Armen und Händen, hatten zwar früher zuweilen für kurze Zeit Erfolg gehabt, bei diesem neuen und verstärkten Ausbruch aber zeigten sie sich als schwach; in seinem jetzigen Zustande waren nun alle bisherigen Mittel und Versuche zu seiner Bändigung erfolglos, man mußte ihn frei umher schweifen lassen, auch wenn er die ganze Gegend unsicher machte. (Matth. 8, 28.)

V. 5. Tag und Nacht, weil an Schlaflosigkeit leidend und von den bösen Geistern unablässig gequält, die ihn bis zu teuflischer Selbstzerfleischung trieben, so daß er in seiner Tobsucht selbst gegen seinen eigenen Leib wüthete — ein recht trauriges Bild, wie tyrannisch der Teufel seine armen Sklaven behandelt. Diese grauenhafte Schilderung seiner Leiden ist absichtlich so stark gehalten, um auch die Größe der sofortigen Heilung und die Macht Christi desto deutlicher erkennen zu lassen.

II. Der Sieg über diese Macht. (V. 6—13.)

V. 6. Da er aber Jesum sah, in diesem Augenblicke schreit er auch bei Lukas (8, 20) wild auf und stürzt auf Jesum zu, seinem bis jetzt noch nicht ausgesprochenen Befehlswort (V. 8) bang und angstvoll entgegensehend (vergl. Kap. 1, 24) — eine anschauliche Zeichnung der wunderbaren Einwirkung Jesu auf den Kranken, der wahrscheinlich schon von seinen Heilungen gehört hatte und nun durch jenes geheimnißvolle Ahnungsvermögen, das uns gerade in jenen merkwürdigen Zuständen erhöhten Seelenlebens bei Geisteskranken nicht selten entgegentritt, ihn als den vielbesprochenen Messias erkennt. Fiel vor ihm nieder, hilfesuchend, in ahnungsvollem Gefühl der nahen Erlösung. Das that der Kranke natürlich ohne Mitwirkung der bösen Geister, die ihn eher von Jesu getrieben hätten; sobald aber diese merken, daß Jesus sie austreiben will, schlägt sein Zustand sofort um: es erfolgt ein heftiger Anfall, worin sein menschliches Bewußtsein völlig untergeht, denn nun redet er ganz vom Standpunkt der Dämonen aus.

V. 7. Was habe ich u. s. w. Die Dämonen erkennen ihren Meister und greifen nun verzweifelnd und in ohnmächtiger Wuth nach Allem, wovon sie hoffen können, daß es auf ihn einen Eindruck mache, zuletzt sogar zu einer frechen Beschwörung bei Gott; auch diesen Mißbrauch des göttlichen Namens berichtet nur Markus.

V. 8. Zu ihm, nehmlich zu dem bösen Geiste, der aus dem Besessenen redet; erst jetzt wird die Austreibung angekündigt und zugleich auch mit ihrer Verwirklichung begonnen.

V. 9. Fragte ihn (indem er nun von der bloßen Bedrohung, V. 8, zur Austreibung selbst fortschreitet), nehmlich nicht den Geist, sonst hätte ja Jesus irrthümlich angenommen, der Kranke sei blos von einem einzigen Dämon besessen gewesen, sondern den Menschen, aber natürlich nicht aus bloßer Neugierde, um seinen Namen zu erfahren, oder gar aus Unwissenheit, weil er diesen nicht ohnehin erkannt hätte, sondern ohne Zweifel um den Besessenen zu ruhiger Besinnung und zum Selbstbewußtsein zu bringen, damit er lerne seine eignen Vorstellungen von den teuflischen Eingebungen, aus denen heraus er V. 7 geredet, zu unterscheiden. Noch stand er aber so ganz unter ihrer Gewalt und war so voll äußerster Verirrung, daß er auch hier wieder, wie dort, sich selber noch ganz mit dem Inbegriff der Dämonen, die in ihm hausen, verwechselt. Legion = eine römische Heeresabtheilung von 1000 Mann, halb ein Wort des kriegerischen Trotzes, der sich der siegreichen Einwirkung Christi noch eine Zeit lang durch prahlerische Ruhmredigkeit zu erwehren sucht, halb ein Wort ängstlicher Klage über die Größe seines Elends, sofern sich darin auch das persönliche Bewußtsein des Kranken von seinem Leiden mit ausspricht; jedenfalls aber redet dieser Eine Geist im Namen der Vielen, deren Führer er viel-

Digitized by Google

leicht ist, seinen eigenen wirklichen Namen aber nennt der Besessene nicht.

V. 10. Er bat ihn, nehmlich eben dieser Wortführer der finsteren Geisterschaar; triebe, d. h. in die Hölle wohin sie gehören, verstoße, sondern ihnen noch einen weiteren Aufenthalt auf Erden, wenn auch nicht mehr in Menschenleibern gestatte, möglicherweise schon mit der geheimen Absicht, dort noch mehr Schaden anzurichten, wie sie es ja V. 13 auch wirklich thun.

V. 11. Eine große Heerde: Markus gibt nachher (V. 13) sogar ihre Zahl an, jedenfalls auch ein Beweis von starker Vermischung des Judenthums in jener Gegend mit heidnischen Elementen.

V. 12. Laß uns u. s. w. (nicht einmal über die unvernünftigen Geschöpfe hat der Teufel eine Macht, wenn sie ihm nicht von Gott zugelassen wird; in die Säue, dorthin fahren sie gerne, denn das teuflische Wesen hat eine Wahlverwandtschaft mit dem thierischen.

V. 13. Erlaubte es ihnen, weil dieß ganz seinen weiteren, weisen und guten Absichten entsprach; die so sorglos, ja gewissenlos an der massenhaften Züchtung von unreinen und darum verbotenen Thieren theilnehmenden Gadarener sollen einmal die Schrecken der Finsterniß zu erfahren bekommen. Ob Jesus ein Recht hatte, mit fremdem Eigenthum so zu verfahren, ist nicht zu bestreiten, denn auch die Gadarener selbst wagten, als sie später den Besessenen, den bisherigen Schrecken ihres ganzen Landes, geheilt vor sich sahen, keinen Vorwurf oder Forderung einer Entschädigung zu erheben, sofern ihnen dadurch eine Wohlthat und Befreiung zu Theil ward, die weit über den Verlust hinausging, der außerdem für sie, da Schweine in Israel in solcher Anzahl gar nicht gehalten werden durften, ohnehin nur die gerechte Strafe für ihre pflichtvergessene Gewinnsucht war. Und überdieß — wenn es die Heilung eines Menschen gilt, wer wollte so herzlos sein, die Erhaltung einer Schweineheerde höher anzuschlagen? Fuhren in die Säue, also können auch die Thiere ähnlichen Einwirkungen der bösen Geisterwelt ausgesetzt sein, wie die Menschen; so gewiß sich andere wie körperliche Krankheiten bei ihnen finden, ja forterben und als verheerende Seuchen auftreten können, mögen auch solche sich finden, die es mit Störungen des Herzen- und Seelenlebens zu thun haben, wie Raserei, Tollwuth u. s. w. bei ihnen zeigen. Beigefügt ist aber dieser eigenthümliche Zug wohl ausdrücklich mit der Absicht zu zeigen, daß es sich hier um wirkliche Besessenheit handelte. Stürzten sich, durch die in sie fahrenden Dämonen in furchtbare Angst versetzt. Warum aber zerstören die Letzteren sofort wieder die kaum erlangte Zufluchtsstätte? Schwerlich aus Rache, um dem Herrn selber zu schaden, sondern zunächst nur aus teuflischer Lust und Bosheit, irgend einen Streich auszuüben und wenigstens die armen Thiere zu quälen, da sie dem geheilten Menschen nichts mehr anhaben können; aber gerade diese Ruchlosigkeit fällt zu ihrem eigenen Schaden aus: Die Macht der Finsterniß rennt blindlings in ihr eigenes Verderben.

III. Der Erfolg dieses Sieges. (V. 14—20.)

V. 14. Und auf dem Lande, d. h. den Weilern, Dörfern und Gehöften der Schweinebesitzer in der Umgegend.

V. 15. Besonders schön hebt hier wieder Markus den Gegensatz zwischen dem Besessenen und dem Geheilten hervor: daß er saß, statt wie bisher unstät und flüchtig sich umherzutreiben, und war bekleidet gegenüber von Luk. 8, 27, wonach er es früher liebte, seine Kleider ungebraucht zu lassen — auch dieß ist die Wirkung eines unsauberen Geistes. Fürchteten sich vor der in Jesu verborgenen Gottesmajestät, zu dessen Füßen der Geheilte, wie ganz von ihr hingenommen saß (Luk. 8, 35) und zu dessen Füßen auch sie selbst dankend und anbetend hätten niederfallen sollen. Aber die Wirkung war hier leider ganz anders: bei rohen und irdisch gesinnten Herzen erwecken die Wunder Gottes nur Furcht und Flucht, denn die Feindschaft des Weltsinns gegen das Göttliche wird auch durch die größten Wohlthaten und Gnadenerweisungen Gottes nicht geändert; Viele erkennen, wie diese Garadener oder Pharao einst wohl die strafende oder segnende Hand Gottes und ergeben sich dennoch nicht.

V. 17. Sie fingen an, nur erst schüchtern und langsam mit der Sprache herausrückend, und baten ihn, weil sie befürchteten, noch weitere Strafgerichte und Verluste durch ihn erfahren zu müssen. Luther: „Das ist der gottlosen Welt Lauf. Säue sind ihnen lieber, denn Christus.“ Und doch wollte der Herr auch hier, wie so oft, gerade durchs Nehmen geben und segnen; aber um diesen besten Segen bringen sie sich selbst: um die Gegenwart Christi, der ihnen auch äußerlich hundertfachen Ersatz hätte bieten können, — das traurige Gegenbild der Samariter, die ihn einst baten, bei ihnen zu bleiben. (Joh. 4, 40.)

V. 18. Ganz anders war auch die Wirkung bei dem Geheilten selber; in das Schiff, um nehmlich jenem Begehren der Gadarener sofort zu entsprechen, denn der Herr drängt sich nicht auf. Er bat ihn, daß er möchte bei ihm sein, um sich ihm als Nachfolger und Begleiter anzuschließen, aber er darf nicht: auch hier ist Gehorsam besser denn Opfer. (1 Sam. 15, 22.)

V. 19. Ließ er nicht zu aus guten Gründen, denn für die nächsten Tage wollte und mußte er mit seinen vertrautesten Jüngern allein sein (vergl. Matth. 9, 1 ff. und Mark. 5, 37). In dein Haus und zu den Deinen, also in den nächsten Kreis seiner Umgebung; hier, nicht vor großen fremden Volksmassen soll er mit seinem Zeugniß für Christum wirken. Unsere eigene Familie ist auch jetzt noch der erste und letzte Schauplatz thätiger Dankbarkeit.

V. 20. In den zehn Städten, die auch noch zur näheren Umgebung gehörten; nachdem er zunächst sich zu den Seinigen gewandt, soll er nun auch für diese weiteren, wiewohl nicht eigentlich ihm fremden und fernen Kreise der einstweilige Stellvertreter des Herrn im dunklen Gadarenerlande sein, so lange dies die eigene persönliche Gegenwart des Messias noch nicht tragen kann. Während dieser es in Judäa und Galiläa mehrmals ausdrücklich verboten hatte, Aufsehen zu erregen durch lautes Zeugniß, zwar nicht aus ängstlicher Furcht vor Gefahr für sich selber, wohl aber weil dadurch leicht das Volk in seinen fleischlichen Messiasgedanken bestärkt werden, ja in Aufruhr gerathen konnte, ließ er es hier in Peräa, das er sofort wieder ver-

Digitized by Google

läßt, doch zu, um das dortige Volk doch auch noch in Berührung mit sich zu erhalten.

Zur Anwendung. Jesus allein ist der rechte Helfer für alle unsere Noth und die Quelle aller aller unserer Noth, unsere Sünde. Der Besessene ein Gleichniß und Abbild des Sünders, wie er unter dem Fluch der Sünde verkauft und geknechtet nicht mehr sein eigener Herr, sondern ein Feind seiner selbst ist. Wenn der Helfer ihm naht, merkt er wohl dessen Macht, widerstrebt ihm aber und hat Angst vor der Berührung mit dem Heiligen Gottes, meint, er müsse sein Leben lassen, wenn er seine Sünde lassen soll, fürchtet jede Aenderung als ein Unglück, hält krampfhaft sein Elend fest und wünscht das Unvermeidliche wenigstens möglichst lange hinauszuschieben mit einem: „Quäle mich doch nur jetzt noch nicht!" (V. 7.) So geht es wohl auch jetzt noch, daß Mancher in der Meinung und aus Furcht, manche Störung des gewohnten Lebensganges, Unbequemlichkeit und Aufopferung sich gefallen lassen zu müssen, lieber Jesum ganz von sich weist (V. 17). Der Weltsinn sucht daher auch alle göttlichen Werkzeuge, welche starke Erweckungen in den erstorbenen Gemüthern hervorbringen, ängstlich so weit als möglich von sich zu weisen und ferne zu halten (vergl. Apgsch. 24, 25), wie diese Gergesener stoßen viele den Glauben an Christum von sich, bald mit Gewalt, bald mit Höflichkeit, um des ihnen lästigen Evangeliums los zu werden.

Disposition. Das Wunder zu Gadara eine Offenbarung der Herrlichkeit Christi; er zeigt sich:

1) Als Freund der leidenden Menschheit, aber auch als Feind der finstern Mächte (V. 1—7); der Besessene fühlt seine Noth und fürchtet sich doch zugleich vor der helfenden Hand des himmlischen Arztes;

2) Als Retter der sündigen Menschheit, aber auch als Richter und Rächer der Sünde selbst (V. 8—16); er vertreibt zwar die Dämonen, läßt aber doch zu, daß durch sie die Gadarener gestraft werden;

3) Als den Heiligen Gottes und doch zugleich auch als den Heiland der verlorenen Menschheit (V. 17—20); er drängt sich denselben nicht auf, sucht aber doch noch mit ihnen in Verbindung zu bleiben.

Sonntag, 19. März. Mark. 5, 21—43.

Jairus Tochter und das blutflüssige Weib;

oder: Jesus als der Herr über Krankheit und Tod.

Text: Jesus aber hörete bald die Rede, die da gesagt ward, und sprach zu dem Obersten der Schule: Fürchte dich nicht, glaube nur. (Marcus 5, 36.)

Einleitung. In den beiden letzten Lektionen hatte es Christus mit dem Unglauben zu thun, hier mit dem Glauben; die Jünger sollen lernen, was der Glaube an Ihn als den rechten Arzt Leibes und der Seele für eine Macht bei denen sei, die ihm Raum in ihren Herzen schenken, und wie demselben alle, auch die größten Heilsansprüche zustehen, selbst da noch, wo er in seiner Kühnheit und Zuversicht scheinbar zurückgewiesen oder doch aufgehalten wird.

I. Die Bitte des Vaters (V. 21—24).

V. 21. Herüberfuhr, besser: herüber gefahren war, nämlich nach dem anderen, diesseitigen Ufer, von dem er V. 35 ausgefahren war, also wieder nach der Gegend von Kapernaum und Bethsaide zurück, im Nordwesten des Sees; an dem Meer, vielleicht im Hause des Levi in der Nähe des Gestades (vergl. Lektion am 22. Januar zu Kapitel 2, 13 ff.).

V. 22. Der Obersten Einer von der Schule, d. h. einer von den Synagogen-Vorstehern der Stadt. Jairus ist der althebräische im Alten Testament oft vorkommende Name Jair (= „von Gott erleuchtet"), vergl. 4 Mos. 32, 41; 5 Mos. 3, 14; Richter 10, 3; 1 Chron. 2, 22; Esther 2, 5. Da er ihn sieht, was ihm anfangs noch während und wegen des Volksgedränges (Luk. 8, 40) unmöglich war; fällt ihm zu Füßen, noch nicht als Anbetender, sondern nur erst als demüthig Flehender in der natürlichen Stellung eines dringend Bittenden, ohne sich, von der Noth und Liebe seines Kindes und Herzens getrieben, durch die Rücksicht auf die Anwesenden, darunter vielleicht auch vornehme Standesgenossen, abhalten zu lassen.

V. 23. Meine Tochter, eigentlich „Töchterlein", zärtlicher Ausdruck des bekümmerten Vaters, nach Luk. 8, 42 seine einzige Tochter. Du wollest kommen, nicht blos: „Sprich ein Wort!" wie Luk. 7, 7; Jairus, der jüdische Oberste, steht also mit seinem Glauben noch unter dem heidnischen Hauptmann, weil er sich die Hilfe nur durch persönliches Erscheinen, nicht etwa nur eine Machtwirkung aus der Ferne, vermittelt und möglich denkt; ebendarum bedarf aber auch sein schwacher Glaube noch größerer Stärkung durch den nun eintretenden Aufschub der Hilfe.

II. Die Heilung des Weibes (V. 25—34).

V. 25. Blutgang, krankhafter Blutfluß, der bei so langer ununterbrochener Dauer leicht lebensgefährlich werden konnte und der auch bei naturgemäßem Verlauf nach dem Gesetz (3 Mos. 15, 25 ff.) während der ganzen Zeit seiner Dauer levitisch unrein machte und selbst noch acht Tage nach dem Aufhören ein besonderes Reinigungsopfer erforderte.

V. 26. Von den Aerzten, welche aus den eben angegebenen Gründen bei den Juden gerade mit derartigen Leiden allerlei Experimente anzustellen pflegten; auch diesen Zug hebt wieder nur Markus allein hervor, Lukas, der wahrscheinlich selber ein Arzt war, geht viel schonender darüber hinweg.

V. 27. Da sie von Jesu hörte, daß er nahe sei, und wie mächtig und bereitwillig er sei, allerlei Kranke zu heilen, was schon seit Kap. 1, 28 ja überall bekannt war. Kam sie im Volk, d. h. kam im Volksgedränge (V. 24. 31); von hinten zu, denn sie wagte nicht, ihre Noth offen auszusprechen, um sich nicht bei dem allgemeinen Widerwillen und Abscheu gegen derlei Kranke und Unreine der Beschämung oder gar gewaltsamen Zurückweisung von Seiten der Menge auszusetzen;

Digitized by Google

sein Kleid, nach Matthäus und Lukas: den unteren Saum desselben (vergl. Mark. 6, 26).

V. 28. Das war jedenfalls ein starker Glaube; zwar nähert sie sich nur ängstlich und vorsichtig, ist aber in Wahrheit viel starkgläubiger, als es scheint, und auch als Jairus, der zwar äußerlich weit muthiger auftritt, heimlich aber doch noch zweifelt und viel starkgläubiger scheint und sich ausspricht, als er es wirklich und innerlich ist. Viel eher gleicht sie dem Gichtbrüchigen (Kap. 2, 3 ff.): beide brechen zuversichtlich durch alle Hindernisse durch bis zu Jesus hin und holen sich seine Hilfe fast gewaltsam, der Mann mehr in kecker, männlicher, das Weib mehr in schüchtern zurückhaltender, weiblicher Weise, da sie noch einen besonderen Kampf mit ihrem zaghaften natürlichen Gefühl und der furchtbaren Macht der jüdischen Vorurtheile durchzumachen hat; aber Beiden ist es Ernst, und darum wird auch bei Beiden von dem Herrn dieser lautere Geist ihres Vertrauens anerkannt und ihr Glaube bleibt nicht ohne Erfolg.

V. 29. Alsbald, nämlich als sie solchem starkem Glauben gemäß auch handelten. Der Brunnen ihres Bluts, weil dasselbe so reichlich, wie eine unablässig strömende Quelle floß; dieser starke Ausdruck soll die plötzliche Heilung der bisher als unheilbar geltenden Kranken noch mehr als ein Wunder hervorheben, wobei sie auch sofort die leibliche Empfindung einer augenblicklichen und vollständigen Genesung hatte.

V. 30. Die Kraft u. s. w. lag jedenfalls nicht in dem Kleid als einer Art sinnlicher Vermittlung oder einem materiellen und mechanischen Leiter der Heilung, ebenso wenig war es die bloße äußere körperliche Berührung, welches die letztere bewirkte, denn es berührten ihn ja in dem Gedränge so Viele, und darunter wohl auch Manche, die an ähnlichen geheimen Schmerzen und Krankheiten litten, und wurden doch nicht gesund; sondern das Einströmen der heilenden Kraft ist einzig und allein vermittelt durch den Glauben, der den Letzteren fehlte, daher sie auch lediglich keine Wirkung empfanden, ihr Ausströmen aber durch einen dieser Glaubensempfänglichkeit entsprechenden und entgegen kommenden Willensakt Christi: es geht von ihm nicht unwillkürlich, d. h. auf rein natürlichem Wege, ohne daß er's will und weiß, eine übernatürliche, gleichsam zauberische Wunderkraft aus, sondern vielmehr nur gerade dann und so, wann und wie er es will, und er will es überall und immer nur da und dann, wo er, so oft und so lang er ein vertrauensvolles Verlangen nach Hilfe und Hoffen auf Hilfe findet, d. h. eben den Glauben, wenigstens den Anfang derselben gewahr wird; dieser aber findet dann auch wirklich Gewährung. An ihm selbst ist wohl wörtlich zu nehmen (ganz wie V. 29 bei dem Weibe) = so daß er eine körperliche Empfindung davon hatte; Andere fassen es mehr blos geistig = in ihm selbst, in seinem Innern (wie wohl auch Luk. 8, 46) vermöge seines höheren, übernatürlichen Wissens, kraft dessen er mit unfehlbarer Gewißheit und Sicherheit der Menschen geheimste Gedanken durchschaute, vergl. Kap. 2, 8; Joh. 2, 25. Er hatte also in jedem Fall entweder ein bestimmtes leibliches Gefühl, oder doch ein untrügliches inneres Bewußtsein, nicht blos von der geschehenen Berührung selbst, sondern auch von der ihr zu Grunde liegenden Absicht und Herzensstellung und der in Folge der letzteren dadurch erreichten Wirkung; es ist kein unbewußter, blos natürlicher Vorgang, sondern ihm selber wohl bewußt, daß er die Heilkraft mittheilt und wirksam werden läßt. Daraus, daß Matthäus in seinem abkürzenden Bericht (Kap. 9, 20 ff.) diese „Kraft" nicht besonders erwähnt, ist nicht zu schließen, daß Jesus etwa auch hier blos durch ein Wort, etwa wie das nachher (Matth. 9, 29) erwähnte, die Heilung vollbracht habe, und ebensowenig geschieht diese erst durch das später berichtete Wort V. 34 (vergl. Matth. 9, 22), das ausdrücklich als ein erst nach der bereits vollzogenen Heilung gesprochenes bezeichnet wird. Wer hat mich? u. s. w. Er will die Sache nicht im Ungewissen und Verborgenen lassen, sondern zum Seelenheil des Weibes selbst, der Jünger und der Umstehenden noch weiter verwerthen und daher offenkundig machen; die Frage schließt weder einen Mangel an Wissen, noch an Wahrhaftigkeit (als bloße Scheinfrage) in sich. Allerdings weiß er noch nicht, von wem die Berührung ausging, sondern blos, daß eine solche stattgefunden habe, und zwar mit der Absicht und dem Erfolg der Hilfe, also eine Glaubensberührung, dies offenbart ihm sein göttlich-prophetischer Blick, womit er die Herzen durchschaut, und um nun nicht die Meinung aufkommen zu lassen, daß auch schon jede blos äußerliche und zufällige, ja bei dem Gedränge ganz unvermeidliche körperliche Berührung auch sofort mit irgend welcher geheimnißvollen Zaubermacht Hilfe schaffen, ruht er nicht, bis das Weib offen hervortritt und sich zu erkennen giebt: für rein menschliche Dinge ist sein Wissen auch nur menschlich beschränkt, für innerliche Vorgänge sittlicher Art dagegen ein unmittelbar gewisses göttliches und prophetisch-erleuchtetes.

V. 31. Die Jünger, nach Luk. 8, 45 in ihrem Namen Petrus als Wortführer.

V. 33. Sah sich um (und zwar nach Erwiderung dieser Gegenrede, vergl. Luk. 8, 46) theils zur Förderung des eigenen Glaubens dieser Frau, daß sie in ihm Den erkennen soll, dem sie nicht verborgen bleiben kann, und sich später keinen Vorwurf machen muß, als habe sie unerkannt und heimlich ihm die Heilung entwendet, namentlich aber, damit sie erkennen lerne, wie nicht ihr bloßes Berühren, sondern sein Wille ihr geholfen habe, theils aber auch, um sie, wie von ihrer Krankheit selbst, so nun auch von der krankhaften Scheu und Furcht ihrer Schüchternheit und Scham zu befreien, die sie bisher abgehalten hat, offen mit ihrer Noth vor ihn zu kommen. Was ihr vor der Heilung zu schwer war, das verlangt er jetzt nach derselben bei aller zarten Schonung doch um so bestimmter: sich zu überwinden und mit einem freimüthigen Bekenntniß ihres Glaubens hervorzutreten, denn Niemand, der die Heilkraft Christi an sich erfahren hat, soll und darf sich unbemerkt sozusagen durch's Gedränge der Welt hinschleichen, sondern soll, so schwer es ihn auch dünken mag, auch vor der Welt ihn als seinen Heiland bekennen.

V. 33. Fürchtete sich, theils beschämt über die Art ihrer Krankheit, theils beunruhigt durch das Schuldgefühl als gesetzlich unrein sich unter das

Digitized by Google

Volk gemischt, ja sogar den Herrn selbst berührt haben. Denn sie wußte, daß sie die von seinem Aug und Wort gesuchte sei, und ängstete sich vielleicht, sie habe seinen Unwillen erregt und werde nun öffentlich von ihm getadelt. Fiel nieder, flehend um Vergebung und zugleich ihn als ihren Helfer huldigend; sagte ihm alles, ohne etwas zu verhehlen oder zu verheimlichen, zu entstellen, zu verkleinern, zu beschönigen und zu entschuldigen. Sehr zart ist hier ganz besonders auch der ihrem weiblichen Gefühl so ganz entsprechende Zug, daß sie's nur ihm allein anvertraut.

V. 34. Dein Glaube hat u. s. w. Der Herr bestätigt (nicht vollzieht) damit auch öffentlich die bereits geschehene Heilung und zeigt ihr selbst und Andern deren wahren Grund. Gehe hin (Abschiedsgruß, vergl. 1 Sam. 1, 17.)

III. Die Wiederbelebung der Tochter (V. 35—43.)

V. 35. Ist gestorben, also ist es jetzt doch zu spät; selbst des Meisters Kommen wäre umsonst und vergeblich; sie dachten sich Jesum etwa als geschickten Arzt, der helfen kann, so lange noch eine Spur von Leben da ist, dann aber nicht mehr.

V. 36. Fürchte dich nicht, als wäre nun Alles vorbei und verloren; der Vater wird von der Trauerbotschaft betrübt, daher tröstet er ihn: Glaube nur = fahre fort zu glauben wie bisher, auch wenn du keine Hoffnung mehr siehst. Weil Christus bei all seinem Thun sittliche Zwecke verfolgt, so fordert er dafür auch Bedingungen und Voraussetzungen sittlicher Art. Sinn wie Hebr. 15, 35.

V. 37. Petrus, Jakobus und Johannes sind die drei Lieblingsjünger, denen er erst vor Kurzem (vergl. Kap. 3, 16, 17) vor allen anderen Aposteln besondere Namen gegeben und die er bald darauf und auch später noch mit besonderem Vertrauen geehrt hat. (Vergl. 9, 2. 14, 33.)

V. 38. In das Haus, zunächst in die Halle oder den Vorderraum, wo die Leichen gewöhnlich aufbewahrt wurden; das Getümmel der Klageweiber und der Leidtragenden hebt Markus wieder besonders hervor mit Betonung des eintönig Lärmenden und Leiernden ihres Klagegesangs.

V. 39. Was tummelt ihr = meint ihr vielleicht damit die Todte wieder in's Leben zurückrufen zu können, oder wähnt ihr, es gehe schon zum Grabe, daß ihr bereits mit Leichengesang und Todtenklage, mit Grablieder und Trauermusik beginnen dürftet? Sondern lebt; daß sie wirklich gestorben, nicht etwa blos scheintodt war, obwohl er bildlich den Tod nur als Schlaf bezeichnet, beweist ganz sicher der Umstand, daß er dasselbe auch von dem schon wirklich gestorbenen, ja bereits begrabenen Lazarus sagt (Joh. 11, 11.) Will man den Ausdruck „Schlaf" wörtlich nehmen, so dürfte man auch dann noch nicht an einen Scheintod, sondern eben an einen wirklichen, eigentlichen Schlaf denken; gerade von einem Scheintodten hätte ein bloßer Großsprecher gesagt: sie schläft nicht, sondern ist todt, der Lebensfürst sagt aber gerade umgekehrt, denn in seinen Augen war sie schon in diesem Augenblick eine Lebende, obwohl leiblich noch von der Macht des Todes gefesselt. Vom christlichen Standpunkt aus ist der leibliche Tod überhaupt nur ein Schlaf, d. h. der dunkle Durchgangspunkt zu neuem hellem Leben, ein bloßer Uebergang, nicht das Ende, sondern der Anfang des rechten wahren Lebens. Daß hier der Tod wirklich eingetreten, bezeugt auch das bezeichnende Wort Luk. 8, 55, wonach ihr Geist wirklich schon vom Leibe geschieden gewesen sein mußte. Mit der Erweckung des Lazarus hat unsere Geschichte auch sonst viel Aehnlichkeit: Beidemal zögert der Herr, ehe er hilft, und läßt den Kranken, zu dem er gerufen wird, erst sterben, damit seine Hilfe desto herrlicher werde als eine bloße Heilung, und beidemal giebt er eine nur dunkle Verheißung seiner Rettung zur Prüfung und Stärkung des Glaubens der Angehörigen. Verlachten ihn, weil sie meinten, er rede vom leiblichen Schlaf und tröste oder täusche vielmehr sich selbst und Andere mit falschen Hoffnungen. (Vergl. Luk. 8, 53.)

V. 40. Trieb sie aus mit scharfem Befehl; die Anwesenden waren Zeugen genug, weiterer Zulauf bloßer Neugier hätte nur gestört. Er tritt hier ganz auf als Herr; gebieterisch fragt er, warum man so weine und klage, gebieterisch jagt er die Gaffer davon, gebieterisch ruft er die Todte in's Leben. Ging hinein auf den Söller. (Vergl. Apgsch. 9, 37. 39.)

V. 41. Thalita kumi ist aramäisch, wie sich solche Originalworte Christi in der gewöhnlichen Landes-, Volks- und Verkehrssprache besonders häufig bei Markus finden (3, 17. 7, 11. 34. 14, 36. 15, 34). Bei der Hand; mit seiner lebendigen Hand ihre todte fassend, wie sie auch jetzt noch unser todtes Herz ergreifen muß.

V. 42. Alsbald stand, auch hier eine augenblickliche und vollständige Rückkehr in's Leben, und wandelte als unwidersprechlicher Thatbeweis, wie oben Kap. 1, 31.

V. 43. Verbot ihnen hart, um aller voreiligen, übertriebenen und fleischlichen Messiasschwärmerei vorzubeugen, während er z. B. nie verbot, seine Lehre zu verbreiten. Die Wiederbelebung selbst war offenkundige Thatsache, sie konnte und sollte nicht verborgen bleiben, umgekehrt aber hätte bei einer bloßen Erweckung aus Scheintod oder tiefer Ohnmacht und Erstarrung dieser strenge Befehl der Verheimlichung lediglich keinen Sinn. Zu essen geben, zur Versicherung, daß sie wirklich und wahrhaftig wieder lebe und ganz gesund sei, zugleich aus zarter Fürsorge für die sofort eintretenden natürlichen Bedürfnisse des erschöpften Kindes. Zur Erhaltung und Bewahrung des auf so wunderbare Weise neugeschenkten Lebens sollen jetzt alle natürlichen und angemessenen Mittel angewandt werden; mehr als das nöthige thut der Herr selber nicht, dafür läßt er auch hier wie Joh. 11, 44 andere sorgen; und diese sollen sie nun, um jedes überflüssige Aufsehen, Nachfragen und Gerede zu vermeiden, gleich wieder als eine völlig gesunde behandeln.

Disposition. „Fürchte dich nicht, glaube nur." (Aus V. 36.)

1. Fürchte dich nicht,
   a) deine Noth zu klagen (V. 21—24).
   b) zu Jesu zu kommen (V. 25—28).
   c) ihn helfen zu lassen (V. 29—32).
2. Glaube nur,
   a) so findest du Frieden (V. 33. 34).
   b) so lernst du beharren (V. 35. 36).
   c) so schaust du Gottes Herrlichkeit (V. 37 bis 43).

Schule und Erziehung.

Sonntagschulen in Indien. Wo das Wort Gottes lauter und rein gelehrt und gepredigt wird, da entstehen auch Sonntagschulen. So finden wir denn in allen Heidenländern, wo Missionare thätig sind, neben den Waisenschulen auch Sonntagsschulen. Blicken wir nach Indien, fast auf jeder Missionsstation finden wir sie, wenn auch oft, je nach dem Umfang der Gemeinde, nur erst der Anfang davon da ist. Man darf aber nicht den Maßstab, den man von England und Amerika mitbringt, an die Sonntagschule der Missionsstationen legen. In allen aber und in jeder sind Zeichen des Fortschritts, wofür wir Gott danken und Muth fassen. In Calkutta, Madras, Bombay, Allahabad, Benares, Lucknow, Lahor, Agrah, Delhi u. a. finden wir Sonntagschulen, die schon etwas von dem heimathlichen Klang und Gepräge an sich tragen.

Eine der besten wird von den amerikanischen Methodisten in Calkutta geleitet, auch die der englischen Baptisten sind vielversprechend, obgleich wir doch auch bei diesen den Missionscharakter, das heißt das Bestreben sich auszudehnen und Fremde herein zu ziehen, in etwas vermissen. Sie werben noch nicht Fernstehende an, treiben nicht vorwärts, dringen nicht ein in die sie umgebende Finsterniß, wie sie thun sollten. Von jeder Missionsstation und jeder Schule aus sollte noch viel mehr geschehen, die große Menge der Unwissenden, der Sünde dienenden Menschen zu beeinflussen. Kann man sich eine Kirche, eine Sonntagschule lebendig und kräftig denken, die nur für sich selber sorgt, und ihre Umgebung, in deren Mitte sie gestellt ist, vernachlässigt?

Am Anfang dieses Jahres wurde eine Sonntagschulconvention in Allahabad abgehalten, auf welcher sehr wichtige Fragen über das Wesen und Wirken derselben eingehend besprochen und verhandelt wurden. Wir erwarten den gedruckten Brief derselben und bitten darum. Wir hoffen dann unsern Lesern Näheres darüber mittheilen zu können. Möchten die Freunde und Arbeiter der Sonntagschulen in der Heimath recht gläubig für dies neue und große, noch sehr unaufgebrochene Feld beten.

Auch die hundertjährige Jubelfeier der Sonntagschule wurde durch geeignete Gottesdienste und Ansprachen an den verschiedenen Orten durch ganz Indien mitgefeiert. In Calkutta versammelten sich dazu alle Sontagschulen der englisch-bischöflichen Kirche, und auch die der andern kirchlichen Gemeinschaften blieben nicht zurück.

Was die Sonntagschul-Literatur in Indien anlangt, so ist für dieses Werk in der Sprache der Eingeborenen noch sehr wenig gethan. Hier ist ein großes vielversprechendes Feld. In der englischen Sprache haben wir einige wenige gute Bücher von ausländischen Missionaren und auch von einzelnen Predigern geschrieben. Die Traktatgesellschaft für Calkutta giebt ein illustrirtes monatliches Blatt für Kinder heraus: Jobiriugan (Feuerfliege), das eine ziemliche Verbreitung gefunden hat, auch sind auf wenigen Missionsstationen schon Anfänge einer Sonntagschul-Bibliothek gemacht worden. In Südindien und Ceylon sind sie schon denen im Norden voraus. In Tinevelli (Südindien) haben sie im vergangenen Jahre das hundertjährige Jubelfest der Einführung des Christenthums gefeiert.

(S. S. Freund.)

Sonntagschulen in Ungarn. Auch in diesem Lande bestehen bereits einige Sonntagschulen nach amerikanischem Muster. So bestehen Sonntagschulen in Pesth, Neupesth, Klausenburg, Kronstadt und Hermannstadt. In Pesth selbst zählt die Sonntagschule bereits 13 Lehrkräfte. Der Eifer der Kinder sei in Neupesth ein sehr lobenswerther. Da die dortigen Sonntagschulkinder im Besuch der Volksschule sich durch ihr Betragen sehr vortheilhaft auszeichnen, auch in der biblischen Geschichte viel besser Bescheid wissen, als die Kinder, welche die Sonntagschule nicht besuchen, so hat der Priester nichts mehr gegen den Besuch von Seiten der Kinder einzuwenden; er hat ihnen vielmehr denselben gestattet, wenn auch mit der Ermahnung, daß sie „ihres katholischen Glaubens dabei nicht vergessen sollten."

Welch' einen Blick eröffnet uns die Sonntagschule in das Volksleben! Die mannigfachsten Erfahrungen bringt man von den Besuchen bei den Eltern der Kinder heim. Schmerz und Freude, Mitleid und Verdruß bewegen abwechselnd das Herz; doch bleibt der Grundton meiner Erlebnisse stets das Wort der Klage: Hilf, Herr, die Heiligen haben abgenommen und der Gläubigen ist wenig unter den Menschenkindern. Psalm 12, 2. Glaube und Gottes Wort scheinen mehr und mehr aus unserem Volk zu schwinden. Wie nöthig, in den Kindern wieder aufbauen helfen, was die lose Lehre in den Alten zertrümmert hat! Herr hilf! und segne unser schwaches Werk zu Deines Namens Ehre!

(S. S. Magazin.)

Das Geschichten-Erzählen. Wer wüßte nicht, wie oft Vater, oder Mutter, oder die „Hauschristel" schon von dem drei-, vierjährigen Kinde angegangen werden, ihm eine Geschichte zu erzählen. Mit dem fünften oder gar sechsten Lebensjahre des Kindes wird dieses Drängen nach einer Geschichte den Eltern oft förmlich zu einer „Plage." „Wo soll ich nur immer die Geschichten hernehmen!" klagt da manche Mutter oder Großmutter. Ich selbst habe als kleiner Junge meinen guten Vater alle Abende noch im Bette gepeinigt, mir doch eine Geschichte zu erzählen, so daß er mir später versicherte, er sei oft beinahe mit einer gewissen Besorgniß wegen des Geschichtsstoffes zu Bette gegangen. Es sei mir indeß auch durchaus nicht langweilig gewesen, wenn er mir eine Geschichte, die er mir schon sechsmal erzählt hatte, zum siebenten Male vorgeführt habe. O süße, selige Zeit, da man die Beine anzieht und den Kopf

Digitized by Google

unter der Decke hervorstreckt, um den lieben Märchen aus dem Munde des Vaters oder der Mutter zu lauschen!

Es giebt für die kleinen Kinder gar keinen höheren geistigen Genuß, als Geschichten anhören. Und wahrlich, kaum kann ein Gläubiger so andächtig in der Kirche sitzen, als die kleineren Kinder um die erzählende Großmutter her.

Sobald nun dieser kindliche Drang nach Geschichten nicht in eine gewisse „Sucht" ausartet, und sobald der Erzählstoff nach vernünftigen Rücksichten gewählt wird, finde ich in der Befriedigung jenes Dranges nicht nur durchaus nichts Bedenkliches, sondern betrachte dieselbe sogar als eine Pflicht des Erziehers.

Jene Lieblingsneigung bringt nun auch das Kind mit in die Schule, ja es tritt wohl gar mit der Hoffnung in dieselbe, daß sein Geschichtenbegehr hier erst recht gesättigt werden werde; es hält den Lehrer für den Mann, der durchaus viel Geschichten wissen und erzählen müsse.

Das aber, lieber Freund, haben wir wohl zu beachten. Jener Durst der Kleinen nach Geschichten ist Thatsache und scheint mir beinahe ein seelisches Naturgesetz zu sein, und deshalb müssen wir durchaus das Geschichtenerzählen in unser Programm mit aufnehmen. Es muß deshalb nicht etwa alle Tage eine Geschichte erzählt sein, eine ganze Woche aber vorübergehen zu lassen, ohne jenem Verlangen Rechnung zu tragen, dünkt mir nicht pädagogisch gehandelt.

Nach meinen Erfahrungen hat das Geschichtenerzählen mancherlei Segen:

1) Es bereitet den Kindern eine unschuldige Freude. Die Kinder zappeln, wenn ich ihnen ankündige, daß ich ihnen jetzt eine Geschichte erzählen wolle, ein leises „Ei" geht durch die Bänke, hie und da höre und sehe ich auch wohl ein vergnügtes Händeklatschen. Das aber muß für uns Lehrer der Kleinsten ein Hauptaugenmerk mit bleiben, unseren Kleinen den Aufenthalt in der Schule so angenehm als möglich, ihnen dieselbe zu einer lieben Stätte zu machen. Wie in allen Stücken müssen wir auch hierin den Grund legen. Wer diesen Grund im ersten Jahre nicht zu legen verstanden hätte, würde viel verabsäumt haben.

2) Es erzeugt Liebe zum Lehrer. Dies folgt schnurstraks aus dem Ersten. Das Kind gewinnt den lieb, der ihm zuweilen eine Freude macht. Und so tragen auch diese kleinen Geschichten dazu bei, das Herz der Kleinen dem Lehrer zuzuwenden. Sie sehen eben, daß er ihnen eine Freude machen will, und das genügt den Kleinen, ihm gut zu sein.

3) Es gewöhnt sie an Aufmerksamkeit. Wenn man bei anderen Unterrichtsgegenständen etwa erst sagen muß: „Seid still! Ordnet Euch! Seht mich an!" u. s. w., bei dem Geschichtenerzählen ist das gewiß nicht nöthig. Wenigstens habe ich stets die Erfahrung gemacht, daß, sobald ich ihnen eine Geschichte ankündigte, sie das Alles sofort von selbst thaten. Wie die Mäuschen sitzen sie und lauschen. Giebt's nun vollends einmal etwas Spannendes oder etwas Grusliches in der Geschichte, wie sie da alle wie versteinert sitzen! Wie sie da mit keinem Gliede zu zucken wagen! Wie da diese hundert frischen Augen leuchten und starr auf die Lippen des Lehrers gerichtet sind! Da ist Aufmerksamkeit im vollsten und höchsten Sinne des Wortes vorhanden. Wiederholung aber führt zur Gewöhnung.

4) Es erweitert den Kreis ihrer Anschauung. Ganz natürlich, denn jede solche Erzählung, und wäre sie noch so simpel und noch so kurz, hat ihre bestimmte Oertlichkeit, ihre bestimmte Situation, ihren bestimmten Charakter u. dgl. Kein Unterrichtsstoff aber sitzt so leicht und so fest in den Kleinen, als solche Geschichten. Sind nun dieselben nach bestimmten Prinzipien gewählt, so müssen sie schon an sich bildend wirken, außerdem aber gewähren sie dem Lehrer und dem Kinde einen großen Vortheil bezüglich des Religionsunterrichts. Hierbei kann man jene Geschichten anziehen und die Kinder auf dieselben verweisen, wodurch dieser Unterricht nicht nur an Leben gewinnt, sondern auch durch jenen bereits mitgetheilten Stoff wesentlich erleichtert wird. Ist es doch eben mein Wunsch, daß der ganze Religionsunterricht der Kleinen vielfach im Erzählen biblischer Geschten und in ersprießlicher Betrachtung geeigneter profaner Geschichten bestehen möge.

5) Es übt das Gedächtniß und die Sprachfertigkeit. Man wird und darf sich natürlich nie damit begnügen, dergleichen Geschichten blos selbst zu erzählen, man muß auch darauf halten, daß sie gemerkt werden, und dazu dient, daß man sich die Geschichte von den Kleinen wiedererzählen läßt, so gut es ihnen möglich ist. Dies ist sowohl bei biblischen, als bei anderen Geschichten möglich, und man wird kaum glauben, welche Menge biblischer Thatsachen durch solches Erzählen und Nach-Erzählen man zu eigen erhält, falls man nicht Erfahrung darin gemacht hat. Freilich muß Alles für die Kleinen zugerichtet werden, so daß sie es leicht erfassen. Was sie aber erfaßt haben, das können sie auch wiedererzählen und behalten.

Es versteht sich wohl von selbst, daß man sich nicht blos immer die zuletzt erzählten Geschichten wiedererzählen läßt, sondern auch dann und wann zusieht, ob die früheren noch vorhanden sind.

Mangel an Bildung. Eine menschliche Seele ohne Bildung gleicht einem Marmorblock im Steinbruch, von dessen Schönheit man nichts gewahr wird, ehe die Kunst des Bildhauers ihm die rechte Form und den Glanz der Oberfläche gegeben und mit geschickter Hand jede Schattirung, Färbung und Linie benutzt hat, die sich durch denselben hinzieht, um damit seinem Werke einen neuen Reiz zu verleihen.

Charakter. Charakter ist das aus den Verhältnissen aller Eigenschaften eines Menschen oder Werkes u. s. w. und durch ihre einmal gesetzte und gegebene Zusammenstellung nothwendige Resultat in der Handlungsweise, Erscheinung u. s. w.; mich dünkt nichts anderes ist Charakter im weitesten allgemeinsten Sinne des Wortes.

Digitized by Google

Am Kamin.

Eisenbahnbau. Es ist berechnet worden, daß es auf der Erde zwischen Zweihundert Tausend und Zweihundert fünfundzwanzig Tausend Meilen Eisenbahnen giebt, von denen etwa Hunderttausend Meilen auf die Vereinigten Staaten kommen. Im Jahre 1881 sind über sechs Tausend Meilen Geleise gelegt worden, gegen fünf Tausend Meilen im Jahre 1880. Die Leute, durch diese großen Zahlen überrascht, fragen sich natürlich: Wird die Sache nicht übertrieben? Steht nicht ein anderer „Krach" binnen Kurzem bevor? Vielleicht wäre ein solcher zu befürchten, wenn nicht der größte Theil des Eisenbahnbaues im Westen stattfände, wo die Construktion weniger kostspielig ist, als im Osten, und wo das Wegerecht meistens unentgeltlich ertheilt wird. Es ist interessant, die freundliche Concurrenz zu beobachten, mittelst welcher die großen durchgehenden Linien sich beitreben, die Controle über das Land westlich vom Missouri zu erlangen. Dieses Rivalisiren deutet an, daß wir innerhalb eines halben Dutzend Jahren vielleicht ebenso viele Schienenstränge bis zum stillen Meere haben. Unbestreitbar ist es, daß die westlichen Eisenbahnen in Betreff coulanter Aufmerksamkeit, bequemer Waggons, Einrichtungen für das Speisen der Reisenden u. s. w., welche die östlichen Eisenbahnen bei Weitem übertreffen. Auf der Chicago und Northwestern Bahn z. B. ist das Reisen ein Vergnügen, statt eine Beschwerde, der Passagier mag sich von Chicago nach Marquette, St. Paul, Omaha, oder dem nördlichen Iowa begeben. Wir könnten noch andere westliche Bahnen anführen, deren Leitung und Einrichtungen den östlichen als Muster dienen mögen zum Vortheil des reisenden Publikums.

Wozu ein Weltmann eine Bibel kaufte. Der Minister Maria Theresias, der als großer Staatsmann so berühmte Fürst Kaunitz, der freilich schon mit seiner irdischen Politik Bankerott machte, in der himmlischen aber so wenig zu Hause war, daß er sein Leben lang die größte Todesangst hatte, erhielt einen prächtigen Araber, ein Roß nämlich, zum Geschenk und hatte daran eine fast kindische Freude. Jemand machte ihn aufmerksam darauf, daß bereits die Bibel eine prächtige Beschreibung solch eines edlen Thieres enthalte (Hiob 39, 19-25); allein man konnte sie nicht nachschlagen, denn — der große Staatsmann besaß keine Bibel. Es ward ihm dies aber der Grund, sich sofort eine zu kaufen. — Leider berichtet die Geschichte nicht weiter, daß er auch außer jener Beschreibung darin gelesen habe.

Gott der Herr gebe uns aber — oder erhalte uns in Gnaden — Staatsmänner, welche eine Bibel haben und auch brauchen.

Russische Sprichwörter. Die Sprichwörter eines Volkes gestatten vielfach interessante Einblicke in die geistige Entwicklung und den Charakter desselben. Höchst eigenartig und wenig bekannt sind die russischen Sprichwörter, von denen wir hier einige der markantesten folgen lassen: „Man lobt die Wahrheit und ladet die Lüge zu Gast." — „Jedes Talglicht hält sich für eine Stearinkerze." — „Mit einem silbernen Ruder fährt man auch glücklich über die Fälle des Dniper." — „Klimpere auf einer goldenen Harfe, und du wirst tausend Zuhörer haben, die alle dein Spiel vortrefflich finden." — „Mit einer gestohlenen Flinte kann man auch schießen." — „In einem Gold-Rubel liegt viel Ueberredung." — „Wenn du dem Starosten neun Würste giebst und behältst eine im Rauchfange, so hast du ihm keine gegeben." — „Nicht jeder Fisch ist ein Stör." — „Wenn das Messer nur ein wenig lang ist, zählt man es leicht zu den Säbeln." — „Es ist nicht jeder ein Matrose, der in Kronstadt wohnt." — „Es trägt Mancher das blaue Band um die Brust, der die Schleife um den Hals verdient." — „Ein guter Kaufmann verkauft Häringsrogen für Caviar." — „Wenn der Krämer den Mund aufzuthun weiß und der Käufer die Augen, so ist beiden geholfen." — „Dem Fuchs hilft nicht die List allein, sondern auch der Zahn."

Wächterlied.

Hört ihr Herrn und laßt euch sagen:
Uns're Glock' hat zehn geschlagen!
Zehn Gebote schärft Gott ein;
Lasset uns gehorsam sein!

Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Uns're Glock' hat elf geschlagen!
Nur elf Jünger blieben treu;
Gieb, daß ja kein Abfall sei.

Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Uns're Glock' hat zwölf geschlagen!
Zwölf Uhr ist das Ziel der Zeit;
Mensch, bedenk' die Ewigkeit.

Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Uns're Glock' hat eins geschlagen!
Eins ist noth, o treuer Gott,
Gieb uns einen sel'gen Tod!

Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Uns're Glock' hat zwei geschlagen!
Zwei Wege hat der Mensch vor sich;
Herr, den bessern lehre mich!

Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Uns're Glock' hat drei geschlagen!
Drei sind's in der Christenheit,
Gott Vater, Sohn und heil'ger Geist.

Hört ihr Herrn, und laßt euch sagen:
Uns're Glock' hat vier geschlagen!
Vierfach ist das Ackerfeld;
Mensch, wie ist dein Herz bestellt?

Auf, ermuntert eure Sinnen,
Denn es weicht die Nacht von hinnen;
Danket Gott, der uns die Nacht
Hat so väterlich bewacht.

Digitized by Google

Gläserne Kleider. Zu Gnadenfrei bei Herrnhut (in Deutschland) hat der Künstler und Glasspinner A. Prengel von Wien ein Glasgeschäft eingerichtet, in welchem er Teppiche, Manschetten, Krägen, Schleier rc. von Glas verfertigt. Er spinnt nicht blos, sondern er webt auch Glas, und zwar so, daß es Jedermann sehen kann. Aber die Ingredienzien, welche er anwendet, um dem Glase die vollständige Geschmeidigkeit sonstiger Fasern zu geben, das ist sein Geheimniß. Mittels desselben verändert er die ganze Natur des Glases. Er hat unter Anderem für eine Dame in St. Petersburg einen weißen, gelockten Glasmuff angefertigt, der auf $30 zu stehen kamen. Auch Damenhüte von Glas und die Federn darauf macht er. Seine Glaswolle läßt sich fast nicht von der natürlichen Wolle unterscheiden. Eine merkwürdige Beschaffenheit dieses Glasmaterials besteht darin, daß es leichter ist als selbst Federn. Außerdem eignet es sich besonders zur Kleidung, da es nicht leitend ist.

Humoristisches.

Müller: „Ah, Meier, wo hast du das Chromo her? Was kostet denn das?"

Meier: „Nichts kostet es! Ein Pfund Kaffee hab' ich gekauft und da hab' ich es zugekriegt!"

Müller: „Ist das die Möglichkeit? Ja, wie kann denn der Mann dabei existiren?"

Meier: „Sehr gut! Siehste, das ist so: Der Mann, der den Kaffee mahlt, malt auch die Bilder."

Wie hast du es gemacht? Ein Mann von Stande nahm einen jungen einfältigen Burschen als Bedienten an.

Nachdem er ihn einige Tage in seinen Diensten gehabt hatte, sandte er einem Freunde auf einem feinen Porzellanteller etwas schönes Obst und dieses wurde mit einem ähnlichen Teller bedeckt.

Bei der Abgabe ließ der Bediente den einen Teller fallen, daß er zerbrach. Er kam also mit dem andern Teller zurück und erzählte seinem Herrn sein Unglück.

Dieser schalt ihn über seine Ungeschicklichkeit und fragte ihn dabei: „Aber wie hast du es denn nur gemacht?"

„So!" sagte der Tropf und warf den noch in Händen habenden Teller zur Erde.

Ein politischer Sprecher rief in seiner begeisterten Rede gehobenen Tones aus: „Was würde Lincoln sein, wenn er nicht gestorben wäre?"

Ein einfacher Mann in den Reihen der Zuhörer antwortete laut: „Lebend!" Ein wahrer Sturm von Gelächter setzte der politischen Rede für einige Augenblicke ein Ziel.

Eine Zumuthung. „Was ahnten die alte Griechen nicht, Herr Candidat?"

„Das kann ich nicht wissen, Herr Professor!"

„Das sollten Sie aber wissen! Die alten Griechen ahnten nicht, daß es außer dem Bernstein noch andere Stoffe gebe, die brenzliche Oele enthalten."

Es giebt viele Damen, welche, wenigstens in Gesellschaft von Herren, sich den Anschein geben, als lebten sie nur von Mondenschein und Blüthenduft, und sich geschmeichelt fühlen, wenn ihnen gesagt wird, sie nippten von Speise und Trank wie ein Vogel. Werden sie in dieser Beziehung von einem besonders galanten Tischnachbar gar mit einem Kolibri verglichen, dann leuchtet ihr Auge in Stolz und Freude, denn dieser poetische Vergleich bezeichnet nach ihrer Ansicht den Höhepunkt ätherischer, alle materiellen Genüsse verschmähender Wesenhaftigkeit. Die holden Kostverächterinnen würden jedoch gegen die Gleichstellung mit den geflügelten und gefiederten Boten der Luft energisch protestiren, wenn sie mit den Lebensgewohnheiten ihrer Lieblinge besser vertraut wären. Die prosaischen Forscher der Thierwelt haben nämlich festgestellt, daß diese Vögel zu den gefräßigsten Geschöpfen der Erde gehören. Wohl sieht man sie nur hin und wieder ein Körnchen picken, aber diese zierlichen Bissen summiren sich, da sie sich im Laufe des Tages unzählige Mal wiederholen, zu ganz erstaunlichen Mengen von Nahrungsstoff. Nach sorgfältigen Beobachtungen verschlingt der poetische Kolibri täglich so viel Nahrung, als das Sechstel seines Körpergewichts beträgt. Da nun eine Dame, sei sie auch noch so ätherisch zusammengewebt, immerhin mit 40 Kilogramm irdischer Materie behaftet ist, so müßte sie, wenn sie die Diät eines Kolibri beobachtet, täglich 6,66 Kilogramm feste Nahrungsstoffe nippen, eine Quantität, welche selbst die Leistungsfähigkeit eines professionellen Vielfraßes übersteigt. Das stereotype Kolibri-Compliment verwandelt sich somit bei genauer Betrachtung in das Gegentheil einer Schmeichelei und verdient energischen Protest seitens der damit Bedachten.

Oberst Barre, der über Marine-Angelegenheiten stets weitläufig zu sprechen pflegte, bestieg einst die Rednerbühne. Lord North flüsterte seinem Nachbar zu:

„Jetzt wird er bei Gründung unserer Flotte beginnen und dann zu Sir Frankis Drake und der spanischen Armada übergehen. Bitte, wecken Sie mich, wenn er auf unsere Zeiten zu sprechen kommt."

Nach Verlauf einer Stunde etwa stieß der Nachbar den Minister an.

„Wo sind wir?" fragte dieser.

„Bei der Schlacht von La Hogue, Mylord."

„Aber Bester, Sie haben mich ja dann um ein Jahrhundert zu früh geweckt."

Ein Bischof fragte ein kleines Kind: „Mein kleiner Freund, wenn du mir sagst, wo Gott ist, will ich dir einen Apfel geben. „Mein Herr," erwiderte das Kind, „wenn du mir sagst, wo er nicht ist, will ich dir zwei geben."

Zerstreutheit. Ein Gelehrter, der zuweilen sehr zerstreut war, klopfte eines Abends an seine eigene Thür.

Der Diener, welcher ihn bei der Dunkelheit nicht erkannte, rief ihm zu:

„Der Herr Professor ist nicht zu Hause."

„Gut, dann will ich wiederkommen," sagte dieser und kehrte gelassen um.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Das Rescript, der Erlaß des Königs von Preußen, Kaisers Wilhelm von Deutschland, ist kein Verfassungsbruch, wie ausgeschrieen worden. Was man auch vom republikanischen Standpunkt aus darüber denken mag — die preußische Verfassung wurde damit nicht beschädigt.

Dieses berüchtigte Schriftstück sagt: „Das Recht des Königs, die Regierung und die Politik Preußens nach seinem eigenen Urtheil zu leiten, wird durch die Verfassung beschränkt, nicht aufgehoben. Die offiziellen Handlungen des Königs erheischen die Gegenzeichnung eines Ministers und werden von seinen Ministern ausgeführt, aber sie bleiben offizielle Handlungen des Königs, aus dessen Entschluß sie entspringen und der durch dieselben seinem Willen einen verfassungsmäßigen Ausdruck verleiht. Daher ist es nicht statthaft, die Ausübung dieser Handlungen als von verantwortlichen Ministern ausgehend, darzustellen. Die preußische Verfassung ist der Ausdruck der monarchischen Tradition dieses Landes, dessen Entwicklung auf den lebenden Beziehungen seiner Könige zum Volke beruht. Diese Beziehungen können nicht auf einen Minister übertragen werden, weil sie der Person des Königs angehören und ihre Behauptung ist für Preußen nothwendig. Es ist daher mein Wille, daß in Preußen, wie auch in den gesetzgebenden Körperschaften des Reiches kein Zweifel an meinem verfassungsmäßigen Rechte oder dem meiner Nachfolger geduldet werde, persönlich die Politik der Regierung zu leiten. Es ist die Pflicht meiner Minister, meine verfassungsmäßigen Rechte zu unterstützen, indem sie dieselben vor Anzweiflung und Dunkelheit bewahren, und ich erwarte das nämliche von allen Beamten, die mir den Treueid geleistet haben. Ich bin weit davon, eine Beschränkung der Wahlfreiheit zu wünschen, aber die mit der Ausführung meiner offiziellen Handlungen betrauten Beamten sind verpflichtet, die Politik meiner Regierung, selbst bei Wahlen zu unterstützen. Ich werde die getreuliche Erfüllung dieser Pflicht anerkennen und von allen Beamten, die ihres Treueides eingedenk sind, erwarten, daß sie sich selbst bei den Wahlen aller Agitation gegen meine Regierung enthalten."

Wie gesagt — vom republikanischen Standpunkt aus klingt all dies sehr despotisch, aber ein Verfassungsbruch ist darin nicht enthalten.

Die preußische Verfassung kennt, so zu sagen, nur drei Gewalten: den König und die beiden Häuser des Landtages. Dem König giebt sie das freie Recht, die Minister zu ernennen und zu entlassen. Hieraus allein folgt, daß der König von Preußen völlig in seinem Recht ist, wenn er für sich und seinen Nachfolger die persönliche Leitung der Politik in Anspruch nimmt. Denn thatsächlich darf kein Minister der Volksvertretung einen Gesetzentwurf vorlegen ohne die ausdrückliche Genehmigung des Königs. Man darf eben nicht aus dem Auge verlieren, daß Preußen eine constitutionelle Monarchie ist, eine Monarchie, die sich durch viele der Krone verfassungsmässig zustehende Rechte sehr wesentlich von der Monarchie unterscheidet, wie sie sich z. B. in England nach langen Verfassungskämpfen ausgebildet hat, nicht minder aber auch von der verflossenen Juli-Monarchie in Frankreich, von deren König der kleine Thiers das hübsche Wort erfand: Le roi règne, mais il ne gouverne pas (der König herrscht, aber er regiert nicht).

Opfer des Meeres. Der von Jahr zu Jahr sich steigernde internationale Verkehr hat die Zahl der Opfer, die das Meer fordert, ganz ungemein gesteigert und besonders das letzte Jahr hat mit seinen zahlreichen heftigen Stürmen furchtbare Verheerungen angerichtet. Dank der von Jahr zu Jahr vermehrten und verbesserten Rettungsstationen ist im Verhältniß zu der großen Anzahl Schiffbrüchen der Verlust an Menschenleben kein sehr großer. Der Verlust von Dampfern auf hoher See beziffert sich für das Jahr 1881, soweit bekannt, auf 198. Hiervon kamen 141 auf Großbritanien, 15 auf die Ver. Staaten, 6 auf Frankreich, 6 auf Dänemark, 5 auf Deutschland, 3 auf Holland, 14 auf Schweden, 1 auf Brasilien, 3 auf Belgien, 5 auf Spanien, 2 auf Chili; Mexico, China, Japan Oesterreich und Norwegen verloren je einen Dampfer; von dreien konnte die Nationalität nicht festgestellt werde.

Vier von diesen Schiffen waren aus Stahl, 5 aus Holz und die übrigen aus Eisen gebaut. Die Lastfähigkeit der verlorenen Fahrzeuge betrug im Ganzen 200,000 Tonnen, wovon 151,000 auf Großbritanien, 11,568 auf die Ver. Staaten, 4390 auf Holland, 2488 auf Schweden, 1000 auf Brasilien, 6486 auf Frankreich, 4643 auf Belgien, 3274 auf Dänemark, 4562 auf Deutschland, 4177 auf Spanien, 680 auf Mexiko, 1233 auf China, 947 auf Japan, 808 auf Oesterreich, 697 auf Norwegen und 1850 auf Chili entfallen. Von den 198 Dampfern strandeten 99; 30 sanken in Folge von Kollision; 40 litten Schiffbruch; 7 verbrannten; 11 werden vermißt und 6 wurden auf hoher See aufgegeben; 2 versanken an Eisbergen; 1 brach mitten entzwei und 1 wurde durch eine Explosion vernichtet. Acht von den Dampfern waren mit Getreide beladen, 23 mit Kohlen, 11 mit Eisen, 2 mit Baumwolle und 1 mit Kupfererzen, Petroleum, Provisionen u. s. w.

Die größte Anzahl Schiffbrüche u. s. w. — 32 — ereignete sich im Oktober während der ungemein heftigen Stürme. Britische Schiffe gingen damals 16 zu Grunde; französische, deutsche und norwegische je 2. In den Oktober-Stürmen gingen 43,033 Tonnen Landesprodukte verloren; allein die Verluste im November werden kaum hinter dieser Zahl zurückbleiben. Zwei Dampfer, die Anfang Dezember von Europa ausliefen, sind überfällig. Die Verluste waren gegen die in früheren Jahren zahlreicher, was einestheils der vermehrten Zahl im Dienst stehender Dampfer, anderntheils der unerhörten Heftigkeit der Oktober- und Novemberstürme zuzuschreiben ist.

Digitized by Google

Gambetta war Frankreichs Ministerpräsident auf kurze Zeit, alsdann resignirte er. Er selbst hatte im letzten Augenblick doch noch das Ministerium des Aeußeren übernommen und die weitere Liste entsprach auch nicht ganz den bisherigen Annahmen. Die liberalen Zeitungen Deutschlands machten sich über den neuen Minister lächerlich und die Londoner „Times" sagte geradezu: Das neue Ministerium ist, man kann fast so sagen, nicht ein Ministerium Gambetta's, sondern Gambetta selbst.

Man kann sich unmöglich der Erkenntniß verschließen, daß Gambetta's Uebernahme der Staatsgeschäfte die gewisse Wiederbelebung der persönlichen Regierung und eine mögliche Bedrohung der republikanischen Staatseinrichtungen gewesen wäre. Sein Eintritt in das Ministerium bezeichnete einen Wendepunkt in den Angelegenheiten Frankreichs und möglicherweise selbst in denen Europa's.

Die Erklärungen, die Gambetta selbst bei Uebernahme des Ministeriums vor den Kammern abgegeben hat, lauteten natürlich friedlich. Wir wollen, so sagte er in der Hauptsache, eine Politik, welche klug und allmählich zu Reformen führt. Wir stützen uns auf eine Mehrheit in beiden Kammern, die uns ihre offene Unterstützung leihen wird und auf einen disziplinirten Beamtenstand. Wir beabsichtigen das Gerichtswesen zu reformiren, das nationale Erziehungswesen zu vervollständigen und die Lücken in der Militärgesetzgebung auszufüllen. Wir wünschen durch Abschließung von Verträgen unsere Handelsbeziehungen zu erweitern. Wir wünschen die genaue Befolgung der Bestimmungen des Concordats und die Erhaltung des Friedens im Inneren, sowie auch nach Außen hin.

Einige kurze Mittheilungen über diesen merkwürdigen Mann mögen unsern Lesern willkommen sein.

Der gewesene Ministerpräsident und Minister des Auswärtigen, Léon Michel Gambetta, ist jetzt 43 Jahre alt, und ist am 2. April 1838 zu Cahors geboren, seit 1859 Advokat zu Paris und wurde 1869 in seinem 31. Jahre zum ersten Mal in die Kammer gewählt. Seine politische Thätigkeit ist somit von verhältnißmäßig kurzer Dauer, trotzdem hat er in der Welt schon viel von sich reden gemacht und wird, wenn nicht alle Anzeichen trügen, noch genug von sich reden machen.

Es mag wohl Viele überraschen zu erfahren, daß in dem Guiteau-Prozesse nahezu 130 Zeugen vernommen worden sind. Unter diesen waren 22 Sachverständige, nämlich 8 aus New York, 4 aus Massachusetts, 2 aus Wisconsin, 2 aus dem District Columbia, 2 von Ohio und je einer aus Connecticut, Illinois, Virginien und Tennessee. Zehn waren von der Vertheidigung vorgeladen, von denen aber zwei ihr Zeugniß zu Gunsten der Anklage abgaben. In Bezug auf den Mord wurden nur wenige Zeugen verhört. Die Mehrheit derselben, mit Einschluß der Aerzte, beschrieben Guiteau's Leben und Verhalten vor und nach der That. Obzwar Guiteau anfangs erklärte, daß nicht er, sondern die Aerzte den Präsidenten zu Tode gebracht hätten, hat man keinen Versuch gemacht, diese Theorie zu behaupten, und ist also viel professionelles Zeugniß erspart worden. Einschließlich der Ansprachen wird der amtliche Bericht des Prozesses 2000 Druckseiten füllen.

455,681 Einwohner landeten während des verflossenen Jahres in Castle Garden, New York. Davon waren 430,276 Zwischendeckpassagiere und 183 kamen auf Kajüten-Passagiere. Die Gesammtzahl übersteigt die des vorhergehenden Jahres um 128,310. Sie war mehr als fünfmal so groß als die Einwanderung von 1875; fast siebenmal so groß als die von 1876; über achtmal so stark als die von 1877 und mehr als sechsmal so groß als die von 1878. Sie überstieg die gesammte Einwanderung dieser vier Jahre um 172,974.

Die Insel Neu-Guinea im Norden Australiens, ein Eiland größer als das deutsche Reich, ist im Innern noch sehr wenig bekannt, wiewohl es jetzt auch nicht mehr lange dauern wird, bis deren Geheimnisse entschleiert sind, da eine große Anzahl Forscher und Missionäre in der letzten Zeit dort thätig ist und die Australier ein Auge auf die Insel geworfen haben, um sie, die in ihrem östlichen Theile herrenlose, zu annektiren, denn im Westen maßen sich die Niederländer dort den Besitz an, wiewohl sie daselbst keinerlei Niederlassung noch Station haben. Kürzlich ist nun ein Buch von einem italienischen Naturforscher, d'Albertis mit Namen, erschienen, welches höchst interessante Reisen des letzteren im Innern Neu-Guineas enthält und den Beweis liefert, wie man mit den schwarzen menschenfressenden Bewohnern der Insel verkehren muß, um dort für die Wissenschaft Resultate zu erzielen. d'Albertis ist ein muthiger Mann, der sich nicht einschüchtern läßt; als einst seine Hütte bestohlen war, beschloß er die nicht unbeträchtlichen gestohlenen Güter mit Hülfe des Aberglaubens wieder zu erlangen. Er kündigte den Häuptlingen an, daß er binnen 24 Stunden wieder im Besitze seines Eigenthums sein müsse, sonst würde er jeden, der in die Nähe seines Hauses komme, niederschießen, auch unterminirte er die zu seinem Aufenthalte führenden Wege und legte Dynamitpatronen. So war er vorbereitet. Als er nun Abends noch Raketen steigen ließ und eine kleine Kanonade eröffnete, auch seine Hütte mit bengalischem Feuer beleuchtete, entstand eine große Furcht unter den Schwarzen und am nächsten Morgen brachten ihm die Häuptlinge einen Theil der gestohlenen Güter zurück. Als der Rest am folgenden Tage noch nicht da war, wiederholte er seine Experimente und wieder wurden einige Sachen zurückgebracht und zugleich einheimische Geräthe und Waffen als eine Art Sühne. Es fehlte jedoch noch vieles und d'Albertis ergriff die Gelegenheit, um die Leute vollständig von seiner Macht zu überzeugen. Zuerst hieß er sie ein starkes Stück Zink mit ihren Lanzen zu durchbohren, welche bei dem mißlungenen Versuche stumpf wurden, während er es mit einem Schusse durchlöcherte. Während dieser Zeit hatten die Eingeborenen vor dem Hause auf einem großen Stein gesessen, den d'Albertis unterminirt hatte. Er rief sie nun davon weg, zündete heimlich die zu dem Steine führende Lunte an und rief ihnen zu: Seht den Stein an! Sofort folgte eine furchtbare Explosion und der Stein, aus leichtem Korallenfels bestehend, flog zersplittert in die Luft. Die Eingeborenen waren entsetzt, beschworen ihn, Mitleid mit ihnen zu haben und brachten auch den Rest des Gestohlenen zurück. Nun galt er als Wesen von übernatürlicher Kraft und der fernere Verkehr zwischen beiden Theilen war ein durchaus friedlicher.

Digitized by Google

Der deutsche Reichstag hat den Windthorst'schen Antrag auf Abschaffung des Gesetzes vom 4. Mai 1874, welches die Ausübung priesterlicher Funktionen ohne Genehmigung der Regierung verbietet, in dritter Lesung mit gleicher Mehrheit, wie sie neulich bei der zweiten Lesung angegeben worden, angenommen. Die Ultramontanen waren darüber hocherfreut und betrachten dies als einen großen Sieg, wozu sie im Grunde auch Veranlassung haben. Eine Mehrheit von fast 120 Stimmen, mit der die Annahme des Antrags erfolgte, darunter die des größten Theiles der Fortschrittspartei und vieler Liberalen, bezeichnet den mächtigen Umschwung, der in dieser Angelegenheit mittlerweile eingetreten, und den gänzlich veränderten Standpunkt, von welchem aus man heute auf die extremsten Maßregeln des Kulturkampfes zurückblickt. Das erwähnte Gesetz war eines der strengsten, sogar ein in vielfacher Beziehung ungerechtes, zu dem man eben nur seine Zuflucht genommen hatte, um den Starrsinn des katholischen Klerus zu brechen. Es verfügte, daß, falls ein Geistlicher oder wer irgend religiöse Handlungen vornehme, der durch gerichtliches Urtheil von seinem Amte suspendirt worden sei, gleichwohl fortfahre, die Funktionen dieses geistlichen Amtes auszuüben, polizeilich aus den betreffenden Ort oder Bezirk ausgewiesen werden könne. Maße er sich, troß verfügter Enthebung, sein Amt dennoch an und fahre er mit der Ausübung aller damit verknüpften Funktionen fort, so solle er seines Heimathsrechtes verlustig erklärt und aus dem gesammten Bundesgebiete ausgewiesen werden. Dasselbe gelte von Personen, die wegen Vornahme von Amtshandlungen in einem Kirchenamte, welches ihnen nicht in Uebereinstimmung mit den Staatsgesetzen übertragen, rechtskräftig zu Strafe verurtheilt wurden. Wer, nach den Bestimmungen dieses Gesetzes, seine Staatsangehörigkeit in einem Bundesstaate verloren, habe sie damit für das ganze Bundesgebiet verloren und könne sie nur durch Verfügung des Bundesraths wieder neu erwerben. Berufung auf richterliches Gehör sei binnen acht Tagen gestattet; doch dürfe sich dieselbe nur auf den Verlust der Staatsangehörigkeit beziehen. Dem Berufenden könne dann, bis zur endgültigen Entscheidung, der Aufenthalt an bestimmten Orten erlaubt oder auch versagt werden. Der Reichstagsbeschluß ist nämlich nur der erste Schritt zur Beseitigung des in Rede stehenden Gesetzes. Der Bundesrath muß demselben beistimmen, und der König muß dann diesen Beschlüssen seine Sanktion ertheilen. Es wird nun alles darauf ankommen, wie weit eigentlich die mit dem Vatikan angeknüpften Friedensunterhandlungen gediehen sind.

Sieben Monate Gefängniß wegen Verläumdung. Henry H. Franklin, Soldat in Co. L., im 1. Cavallerie-Regiment, als Gehülfsverwalter dritter Klasse im Hospital fungirend, stand neulich in Fort Walla Walla, im Territorium Washington, vor einem allgemeinen Kriegsgericht unter der Anklage, durch ungebührliches Betragen die gute Ordnung und Disciplin des Militärs geschädigt zu haben. Es wurde ihm nachgewiesen, daß er am letzten 28. Juli dem Editor des „New York Witneß" einen Brief zur Veröffentlichung übersandt habe, worin er allen respektablen jungen Männern den Rath ertheilt, aus der Armee zu bleiben, da sie eine Welt von Gottlosigkeit sei, die Laster und Verbrechen rings umher verbreite. Die Soldaten, sagte er weiter, seien tief in Schlechtigkeit, Entsittlichung und Schamlosigkeit versunken; jedes Mittel werde ergriffen, um den Einzelnen an der Theilnahme am Gottesdienste zu verhindern, da die Kapläne selbst unwürdige Männer seien; kurzum, die ganze Armee sei durch und durch verdorben. Franklin wurde schuldig befunden und von der Court zu sieben Monaten Gefängnißhaft bei harter Arbeit unter Aufsicht der Garde, sowie zur Einbüßung von $10 per Monat während seiner Strafzeit verurtheilt. Gen. Miles, Befehlshaber des Columbia Departements, hat das Urtheil genehmigt und dessen Vollziehung angeordnet.

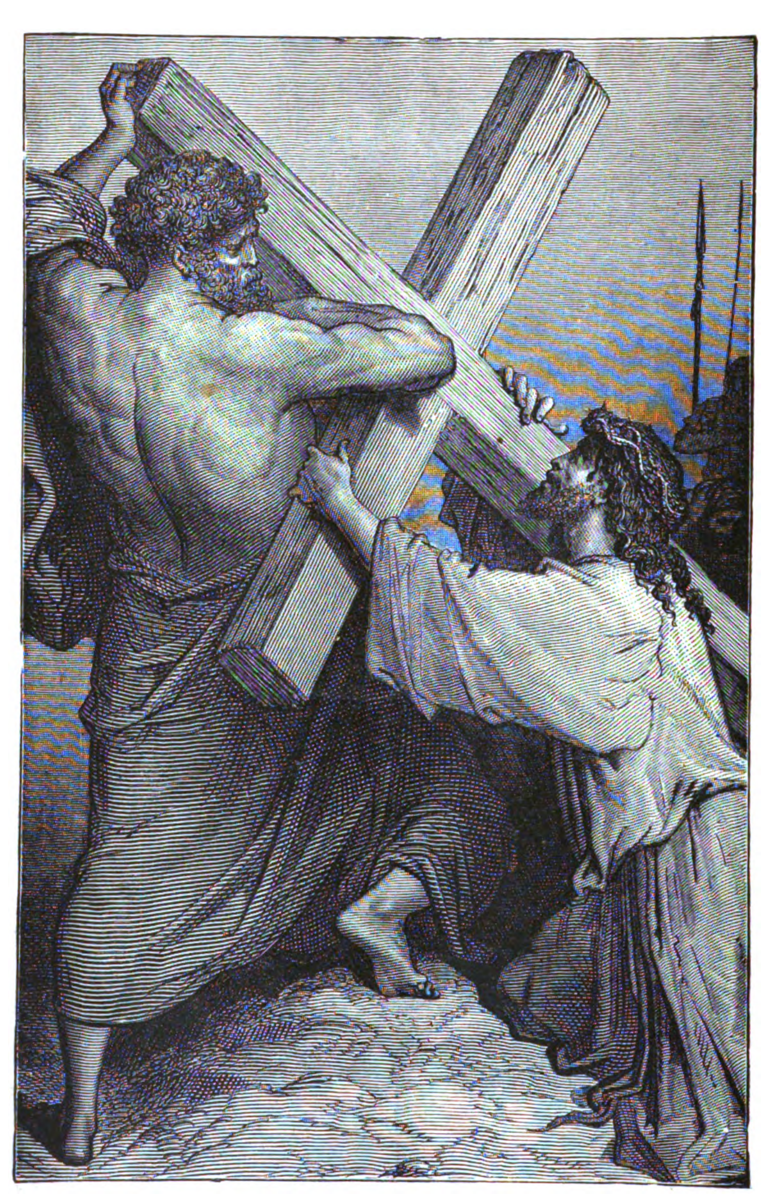
Wir möchten in Anbetracht des hier erzählten Falles die Frage aufwerfen, ob die dem Verurtheilten zur Last gelegten „Verläumdungen" nicht doch zum Theil auf Wahrheit beruhen dürften und derselbe, falls er vor einem bürgerlichen statt einem militärischen Gericht gestanden hätte, nicht auch ein anderes, minder strenges Urtheil empfangen hätte? Jedenfalls läßt der Umstand, daß er von einem Gerichte verhört wurde, das aus Offizieren der durch die angeblichen Schmähungen betroffenen Armee selbst bestand, etwas Zweifel an der unparteilichen Führung des Verhörs aufkommen. Um völlige Gerechtigkeit walten zu lassen, sollte die Gerichtsbarkeit so weit als möglich aus der Hand irgend einer interessirten Partei entrückt sein. Weder der Angeklagte noch die Ankläger sollten den Richter spielen dürfen; dennoch war letzteres hier der Fall.

Der Schlußband des großen Generalstabs-Werks, „Der deutsch-französische Krieg von 1870—71" ist soeben erschienen. Seit dem Erscheinen des ersten Bandes sind neun Jahre verflossen. Aus den letzten enthaltenen Statistiken ist zu ersehen, daß die deutsche Heeresmacht während des Krieges 6247 Offiziere und 123,453 Mann verlor. 40,081 von diesen fielen vor dem Feinde oder starben infolge von Verwundung und Krankheit; die übrigen wurden durch Wunden dienstunfähig. Die Gesammtstärke des deutschen Heeres belief sich auf 44,420 Offiziere und 1,451,944 Gemeine, von denen 33,101 Offiziere und 1,113,254 Gemeine am Feldzuge theilnahmen. Die Zahl der durch die Feldpost beförderten Briefe betrug 101,267,500.

Tennessee hat seit 1865 einen Zuwachs von nahezu 400,000 Seelen zu seiner Bevölkerung erhalten und seine Ernten haben ihm jährlich einen Durchschnittsgewinn von 27 und ein halb Millionen Dollars eingebracht. Troß dem Kriege und drei Epidemien ist Memphis seit 1860 von 23,000 Einwohnern auf 47,000 gestiegen, indeß Nashville seine Volkszahl von 17,000 auf 75,000 vermehrt hat. Das Wachsthum von Chattanooga, Knoxville und anderen Städten hat mit dem der erstgenannten Schritt gehalten.

Digitized by Google

Digitized by Google



Sehet da den Allerreichsten,
Liebevollsten, Todesbleichsten,
Wie Sein Kreuz Er selber trägt!
Müde sinken Seine Glieder
Unter ihrer Last darnieder,
Welche wir Ihm auferlegt.

Einen Fremden von Cyrene,
Der vom Feld kam, zwangen jene,
Seine rohen Peiniger,
Ihm sein schweres Kreuz zu tragen,
Niemand wollt' freiwillig sagen:
Leg' es mir nur auf, o Herr!

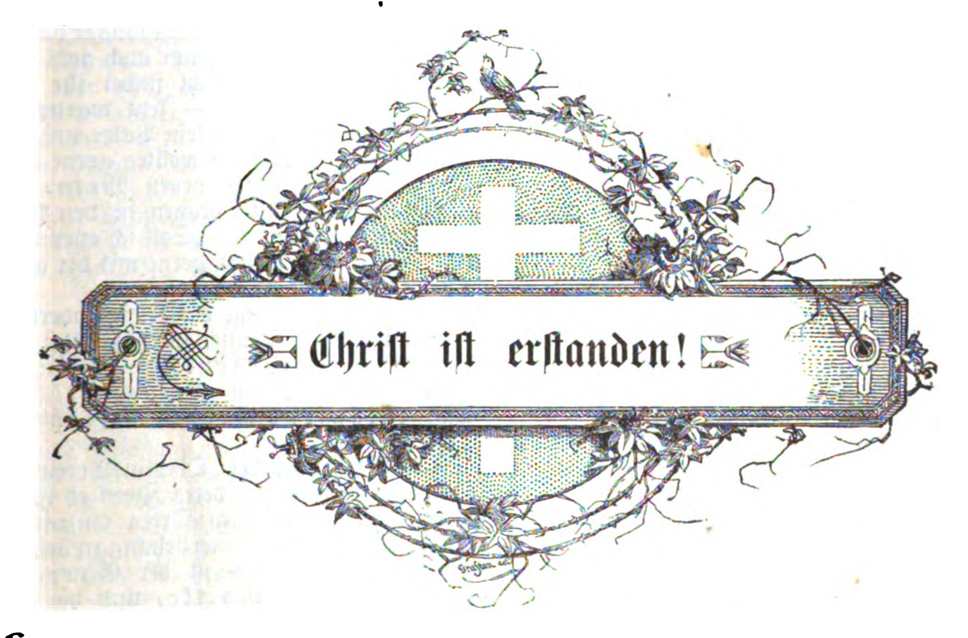
Digitized by Google


Einen Fremden von Cyrene,
Der vom Feld kam, zwangen jene,

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. | April 1882. | Viertes Heft.



Horch, es läutet! Von dem Thurme dringt
Frommer Laut wie Himmelsgruß in's Thal;
Festeszug zur Kirche! Schon erklinget
Hundertstimmig schwellend der Choral:

„Der uns zog aus unsrer Sünde Banden,
Todesgram und Grab behielt ihn nicht;
Halleluja, Christen, auferstanden
Ist der Herr zu Paradieses Licht."



Im alten Vaterlande.

Heimstätten der inneren Mission.

Vom Editor.

Deutschland, das vom Umglauben zerfressene, von Bier überschwemmte und in Tabaksdampf eingehüllte Deutschland, in welchem die Menschen nichts anderes erblicken können oder wollen, als die soeben genannten Dinge — hat, Gott sei Dank, auch seine innere Mission, seine Anstalten zur Rettung des Volkes, in welchen wir uns heute ein wenig umschauen.

I.

Die Pflege der Kleinen.

Auf einer Eisenbahnfahrt von Baden nach Württemberg fand ich in einer Zeitung einen Hilferuf der „Krippen"; mit diesem Namen bezeichnet man nämlich die Warteanstalten für Kinder im Säuglingsalter. Der betreffende

Digitized by Google

württembergische Verein hatte einen Hilferuf erlassen, und da mir in Stuttgart ein wenig Zeit zur Verfügung stand, sah ich mich nach diesem „Krippen-Kinde" der inneren Mission Deutschlands um, und fand in einem einfachen Haus einige bescheidene, aber geräumige und höchst reinlich gehaltene Zimmer, mit 20 bis 30 armen Kindern unter tüchtigen, christlichen Wärterinnen.

Diese Kleinen gehören armen Müttern, die entweder im Taglohn oder in der Fabrik ihr Brod verdienen und gegen ganz geringe Vergütung (6—24 Pfennige, d. i. 1½—6 Cents per Tag) ihre Kinder der Krippe während der Arbeitsstunden in Kost und Pflege geben. Am Morgen bringt die Mutter ihren Liebling, geht ihrem Berufe nach und holt denselben Abends wieder. Ausnahmsweise nehmen die Krippen auch Kinder über Nacht in Pflege, gewöhnlich aber nur während der Arbeitszeit, so daß die Mutter ihren Sprößling am Abend und am Sonntag herzen kann.

Welch' ein Segen für viele hundert arme Mütter! Frankreich, die Wiege der Krippen, hat der Welt damit eine große Gabe vermacht. Von jenem Lande verbreiteten sich die Krippen über ganz Europa. In allen größeren Städten Deutschlands bestehen solche, und selbst in kleineren Ortschaften finden sie sich in manchen Fabrikgegenden. Württemberg allein hat gegen dreihundert!

Im Anschluß an die Krippen entfalten die Kleinkinderschulen eine segensreiche Wirksamkeit, und während jene die Kleinsten pflegen, wenden sich diese den Kleinen zu, welche noch nicht schulpflichtig sind. Vater Oberlin, dieser Patriarch der evangelischen Kirche unserer Zeit, hat auch hierin Bahn gebrochen, indem er zuerst im Steinthal, sodann im ganzen Elsaß Veranlassung zur Gründung der Kleinkinderschulen gab. Louise Scheppler, seine gottselige Magd, ist die erste Kleinkinderpflegerin, welcher seither tausende gottseliger Jungfrauen nachgefolgt sind. Am 16. Juni 1779 wurde die erste Kleinkinderpflege in Waldbach im Elsaß eröffnet, und 57 Jahre lang verwaltete die getreue Louise ihr Amt, indem sie den ihr anempfohlenen Kleinen eine liebe, sorgende, unablässig thätige Mutter war, bis sie am 25. Juli 1837 als reife Garbe in die Scheune ihres Gottes gesammelt wurde.

Heute ist dieses Segen spendende Institut über die Erde verbreitet. In Schottland wurde es von dem Sozialisten Robert Owen eingeführt (1816), in der Schweiz fand es an Monod einen beredten Fürsprecher, in Paris nahm sich der Maire Cochin der Sache an, und in Deutschland wurde ein Professor zur Gründung der Kleinkinderschule berufen. Eines Tages des Jahres 1819 sah nämlich Professor Wadzok in Berlin auf der Treppe eines Hauses einen Knaben und ein Mädchen sitzen, letzteres unaufhörlich weinend. Das Weinen des Kindes ging dem Professor zu Herzen, und er fragte deßhalb: „Warum weinst du, liebes Kind?" „Ach, wir haben keinen Vater und keine Mutter. Unsere Mutter ist heute eingeschlafen; wir wollten sie heute früh wecken, aber sie wollte nicht aufwachen. Da kam die Nachbarin und sagte: Arme Kinder, eure Mutter ist todt! Dann gab sie uns ein Stück Brod und sagte: Geht auf die Straße, ihr könnt doch hier nicht länger bleiben; ich bin blutarm, wenn ich nur auch todt wäre wie eure Mutter. Vielleicht findet ihr einen Vater oder eine Mutter! — Jetzt warten wir schon so lange und es will kein Vater und keine Mutter kommen. Ach, wir wollten gerne einem neuen Vater oder einer neuen Mutter recht gehorsam sein." Mit Thränen in den Augen fragt dann der Professor: „Soll ich euer Vater sein?" „Ja, wir wollen gerne mit dir gehen, du siehst so gut aus."

Das war der Anfang der Kleinkinderpflege in Berlin und in Deutschland, woselbst man gegenwärtig zweitausend Kleinkinderschulen zählt, in welchen täglich fünfzigtausend Kinder Pflege genießen.

Seit 1871 hat sich der „Oberlin-Verein" gebildet, eine Gesellschaft, deren Zweck es ist, die Kleinkinderschule in allen Orten einzuführen und überall auf Kleinkindererziehung zu dringen. Vorstand dieses Vereins ist der Generalfeldmarschall Graf von Moltke, und die Frau Prinzessin Friedrich Karl übernahm das Protektorat.

Wie die innere Mission Deutschlands auch die Sonntagschule in ihren Dienst gezogen, darauf habe ich in meinen Schilderungen aus dem alten Vaterlande schon zum öftern Bezug genommen. Deßhalb sei hier nur vorübergehend bemerkt, daß weder den Methodisten, noch der Amerikanischen Sonntagschul-Union das Verdienst gebührt, die Sonntagschule nach englisch-amerikanischem System in Deutschland eingeführt zu haben, sondern daß diese Palme den Baptisten zuzusprechen ist, indem ihr Stifter in Deutschland — Herr Onken — bereits 1824 Sonntagschulen mit der Klasseneinrichtung (Gruppensystem) in Deutschland eröffnete. Jedenfalls aber haben die Methodisten, seitdem sie 1849 Sonntagschulen in Deutschland gründeten, auch in dieser Hinsicht viel zur Anregung anderer beigetragen. Seitdem der Amerikaner Woodruff die Sonntagschule in Berlin (siehe Januar-Nummer) in Aufnahme gebracht, hat sich dieselbe in der Landeskirche Deutschlands eingebürgert. Gepflegt von vielen ernsten,

Digitized by Google

gläubigen Christen und amtlich anerkannt und geschützt (wenigstens in Preußen), wird sie unter dem Beistande unseres Gottes auch so wachsen und gedeihen, daß statt der 150,000 Schüler bald Millionen die Segnungen dieses Instituts genießen werden. Ich habe in der Schweiz, in Süd- und Norddeutschland in Sonntagschulen der Landeskirche 800 bis 1200 Schüler versammelt gefunden, und war namentlich erfreut über die Zucht, die ausgezeichnete Ordnung, und den Gehorsam, welche ich wahrzunehmen Gelegenheit hatte, und die sich gar manche amerikanische Sonntagschule wohl zum Musterbild nehmen dürfte. Was der deutschen Sonntagschule aber gänzlich fehlt, das ist die herangewachsene Jugend und ältere Personen, oder in anderen Worten, die Ausführung der Idee, daß die Sonntagschule zur Bibelstunde der Gemeinde werden soll. Die Schüler der Sonntagschulen in Deutschland sind ausschließlich Kinder, weßhalb ich dieses Institut auch in der Rubrik „die Pflege der Kleinen" aufführte.

II.

Die Arbeit an der Jugend.

So großartig wie in England und in den Ver. Staaten hat sich die Jünglings-Vereinssache in Deutschland noch nicht entwickelt. Aber es ist doch bedeutendes geschehen und es drängt sich mir die Ueberzeugung auf, daß man drüben mit den verhältnißmäßig geringen Mitteln praktischer zu Wege gehe, als es hierzuland oft geschieht, und durch Gesellenherbergen, Speise-Anstalten ꝛc. sehr viel bezwecke.

Diese Jünglingsvereine in Deutschland und der Schweiz stehen gewöhnlich in innigem Zusammenhang mit den sogenannten evangelischen Gesellschaften und ihren Vereinslokalen. Wir sind z. B. in Stuttgart und finden da ein Vereinshaus mit einem großen Saal, welcher auch für Zwecke des Jünglingsvereins, der Sonntagschulsache ꝛc. benützt wird und eine geräumige Gesellenherberge mit Kosttisch, und da es gerade Mittag ist, treten wir ein und beschauen uns die kräftigen Kostgänger, die der Hausmannskost zusprechen. Nicht weit davon ladet der Buchladen des evangelischen Verlags ein, woselbst gute Bücher zu billigem Preis und Traktate in Menge zu haben sind. Aehnliche Anstalten und Gebäulichkeiten trafen wir in Berlin und Hamburg, Dresden ꝛc., und es ist keine größere deutsche Stadt ohne solche Vereine, Lokale und Anstalten.

Pastor Döring von Elberfeld war der erste, welcher in Deutschland dieses große Werk anregte. Nachdem er nämlich auf seiner Reise in dem schweren Jahre 1817 die Noth der wandernden Handwerksburschen kennen gelernt hatte, ließ er es sich angelegen sein, passende Flugblätter unter ihnen zu verbreiten; an zwei Abenden in der Woche besprach er mit Handwerksburschen, die es wünschten, religiöse Fragen. Also kam's 1824 zum ersten Missions-Jünglingsverein in Elberfeld; bald entstanden da und dort ähnliche Vereine, und 1880 berichtete der rheinisch-westphälische Jünglingsbund allein 173 Vereine mit 8000 Mitgliedern als zu diesem Bunde gehörend. Neben dieser Union besteht der östliche Bund mit dem Vorort Berlin, der Nordbund mit dem Vorort Hamburg; der Südbund mit dem Vorort Stuttgart und der elsässische Bund mit dem Vorort Kolmar. In der Schweiz bestehen 180 Jünglingsvereine.

Nebst diesen Jünglings- oder Gesellenvereiuen bestehen in vielen Städten Deutschlands die Lehrlingsvereine, welche sich die Pflege der Lehrlinge zum Ziele setzen. Die Altersdifferenz bewirkte diese Gliederung. Anno 1867 wurde in Stuttgart das „Jugend-Vereinshaus" erworben, wo alle Tage von 6 Uhr an der „Feierabend", ein schöner gut ausgerüsteter Saal, zu Benützung offen steht. Hier werden Bücher, Spiele, Zeitungen, Vorträge, Musik, Andachten ꝛc. geboten, so daß die jungen Leute eine rechte Heimath haben. Für welche derselben ist Raum da zum Wohnen und wer will kann den Kosttisch benützen. Ein Hausvater und ein Hausgeistlicher sorgen für Ordnung und geistliche Pflege. Auch in andern Städten befinden sich solche Jugendhäuser.

In Barmen, Elberfeld, Berlin, Bremen, Frankfurt a. M. und andern Orten Deutschlands bestehen christliche Vereine für junge Kaufleute, die auf einem höheren Bildungsgrade stehend, als die Gesellen, sich viel mit den Wissenschaften, vorzüglich mit der Uebung in fremden Sprachen beschäftigen.

Die Pilgerstübchen, die Herbergen zur Heimath, welche wenigstens theilweise von den Jünglingsvereinen ausgingen, sind nicht nur für Mitglieder derselben, sondern für alle wandernden Gesellen bestimmt, und haben schon unendlich viel Segen gestiftet, indem tausende junge Leute mittelst dieser Anstalten von den gewöhnlichen Gesellen-Herbergen abgehalten wurden, welch letztere ein gründlicher Kenner des deutschen Volkslebens „Gaunerherbergen" nennt. Die erste dieser Herbergen zur Heimath ward in Bonn 1852 eröffnet. König Friedrich Wilhelm IV. hatte 4800 Mark dazu gespendet. Gegenwärtig bestehen im alten Vaterlande 150 solche gute Wirthshäuser, im Gesammtwerthe zu zwei Millionen Dollars, wo jeder Reisende sicher und frei von Verführung, ein reinliches, freundliches Obdach und gute und billige Kost findet.

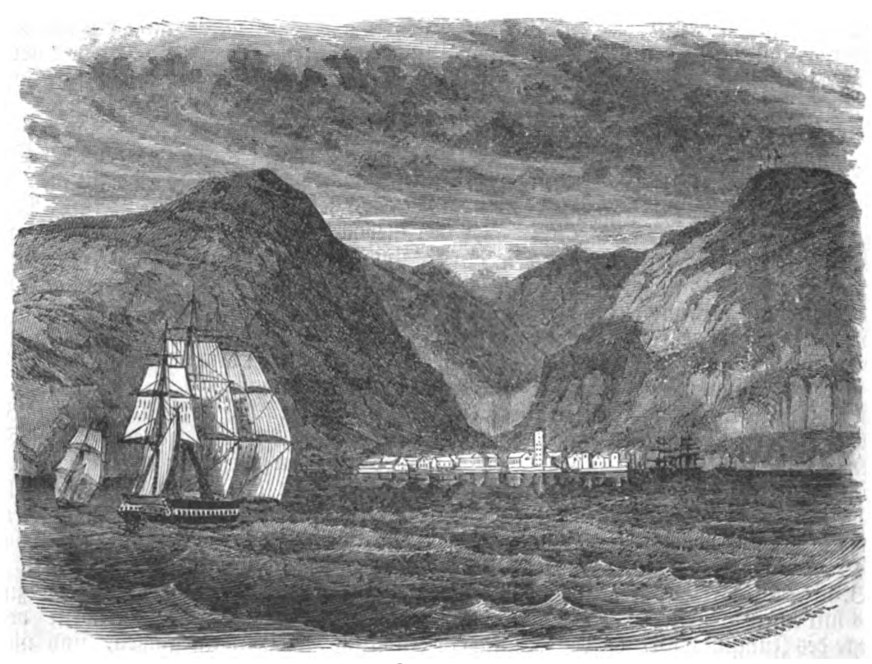
Die in Deutschland eröffneten Mägdeschulen,

Digitized by Google

Mägdeherbergen, die Seminare zur Heranbildung von Lehrerinnen für Kleinkinderschulen, die Sonntagsvereine, die Diakonissenanstalten u. s. w. etwas eingehender zu schildern, würde zu weit führen; sie seien deshalb nur erwähnt, und wir gehen zu einem andern Gebiete der innern Mission über — dem der Rettung. Die beste Rettung liegt zwar in der Bewahrung. Da sich aber so viele tausende nicht bewahren lassen, so fallen sie eben der Verwahrlosung anheim und die Liebe muß zu Hilfe kommen, wenn das Verderben nicht überhand nehmen soll. Die Liebe deutscher Christen hat auch in dieser Richtung bedeutendes geschaffen, was uns klar werden wird, wenn wir das nächste Mal in die Anstalten Deutschlands für die Rettung Verwahrloster und Gefallener eintreten werden.

Napoleon auf St. Helena.

Von Chr. Golder.



St. Helena.

Es war am Abend des 8. August 1815, als das englische Linienschiff „Northumberland" in der Rhede von Plymouth die Anker lichtete, um den großen Gefangenen Europas in die Verbannung zu führen. Als man am nächsten Morgen die französische Küste passirte, stand der Kaiser mit entblößtem Haupte auf dem Verdeck und betrachtete zum letzten Mal das Land seines Glanzes und seiner Siege. Und während endlich die Küste sich seinen Blicken entzog, rief er mit zitternder Stimme: „Lebe wohl, Land der Tapferen!" Er wußte, daß der Tod, fern von der Heimath, seiner wartete. Nie, nie, sollte er sein Vaterland wieder sehen. Seine Blicke ruhten noch immer auf dem östlichen Horizont, als längst Himmel und Wasser sich berührten. Die ganze Geschichte seines erregten Lebens schien im wilden Fluge an seinem Geiste vorüberzuziehen. Stumm und brütend stand er auch dann noch da, als längst die Sterne aufgegangen waren. Plötzlich wird er durch die Anrede eines Kindes in die Wirklichkeit zurückgerufen. Sein Liebling, das fünfjährige Töchterchen des Generals Bertrand, streichelt ihm die Hand und frägt nach der Ursache seiner Trauer. Er sucht sein stürmisches Innere zu bekämpfen und Ruhe und Gleichgewicht wieder herzustellen. Mit gewohnter Resignation fügt er sich in sein unwiderrufliches Geschick, nimmt an allen Vorgängen auf dem

Digitized by Google

Schiffe, auch an den heiteren, regen Antheil, und scheint von den ungeheuren Anstrengungen der letzten Monate ausruhen zu wollen.

Der geneigte Leser weiß schon, daß es Napoleon Bonaparte ist, von dem wir hier reden. Wie kein anderer Sterblicher in vielen Jahrhunderten, hat er durch das blutige Würfelspiel des Krieges über die Geschicke der Völker entschieden. Nun traf ihn die eiserne Hand des Schicksals selbst. Er war auf dem Weg in die Verbannung.

Während nun der „Northumberland" mit dem merkwürdigen Manne dem weitentfernten St. Helena zusteuert, wollen wir einen kurzen Abriß der Lebensgeschichte Napoleons uns vor Augen führen.

Als Sohn eines unbemittelten Adeligen in Ajaccio wurde Napoleon Bonaparte auf der Insel Corsika im Jahre 1769 geboren. Der Grundzug seines Charakters war kriegerischer Sinn, unbeugsame Willenskraft, und unbegrenzter Ehrgeiz. Im Kriege geboren, warf er sich schon als Knabe mit entschiedener Neigung auf die Kriegswissenschaft. Siegen und herrschen war von Jugend auf seine unbezwingliche Leidenschaft, und schon in seinem 14. Jahre war das eckige, festabgegrenzte und verschlossene Wesen in ihm ausgeprägt. 16 Jahre alt wurde er zum Lieutenant ernannt, und bei der Belagerung von Toulon schwang er sich zum General empor. Bald waren die staunenden Blicke ganz Europas auf den jungen General gerichtet. Sein Name wurde allenthalben mit Bewunderung, in Frankreich mit Entzücken genannt. Rasch unternahm er einen Kriegszug nach Egypten, um den Türken dies fruchtbare Land zu entreißen und zugleich von dort aus die Engländer in Ostindien zu bekriegen. Heimlich kehrt er bald wieder zurück, zieht im Triumph in Paris ein, stürzt die Regierung, entwirft eine neue Verfassung und macht sich zum ersten Consul (1802). Niemand widersetzt sich ihm. Und zwei Jahre später ruft man ihn sogar zum Kaiser von Frankreich aus. Mit gewaltiger Hand lenkt er alles nach seinem Willen und vergiebt Länder und Kronen nach Willkür und Gutdünken. Bald stehen seine siegreichen Heere im hohen Norden, bald im sonnigen Süden. Bald rollt der Donner der Kanonen bei Austerlitz (1805), bald bei Jena (1806) und dann wider bei Wagram (1809). Ueberall ist Napoleon siegreich, er träumt sich unbezwingbar. Der französische Kaiserstaat erstreckt sich im Norden über Amsterdam und Lübeck und im Süden über Rom. Allgewaltig steht der Kaiser in seiner riesenhaften Größe, droht mit der einen Hand seinen entkräfteten Feinden und reißt mit der andern Länder und Königreiche an sich. Auf dem Festland hatte er nur noch einen Gegner, der ihm gewachsen zu sein schien: das gewaltige Rußland. Mit 600,000 seiner Krieger zog er gegen dies mächtige Reich. Ein prächtigeres Heer hatte die Welt nie gesehen. Aber hier sollte der Glückszeiger Napoleons sich wenden. Eine schreckliche Niederlage wartete auf ihn. Wie Xerxes einst, der Führer von Millionen, auf einem kleinen Nachen aus Griechenland floh, so durchjagte Napoleon in einem elenden Schlitten die öden Eisfelder Rußlands auf der Flucht. Nur ein kleiner armseliger Rest des großen Heeres kam



zerlumpt und vielfach verkrüppelt aus Rußland zurück. Aber noch einmal ermannt sich Napoleon und nach verschiedenen heißen Kämpfen kommt es zu der dreitägigen Völkerschlacht bei Leipzig (16. bis 18. Oktober 1813). Es giebt ein entsetzliches Blutbad. Man muß auf dem Schlachtfeld die Schleußen öffnen, um das Blut ablaufen zu lassen. Napoleon wird gänzlich geschlagen, er entsagt dem Thron und schifft sich nach der Insel Elba ein. Aber schon nach einem Jahr erscheint er plötzlich wieder in Paris und stellt sich abermals an die Spitze der Armee. Bei Waterloo in Belgien kommt es mit den Verbündeten zur Hauptschlacht (18. Juni 1815). Es ist ein furchtbarer Kampf der Völker und Blücher und Wellington sind die Sieger des Tages. Napoleon stürzt für immer, und es ist für ihn nur ein Schritt von Waterloo bis an Bord der französischen Brigg, die ihn nach dem englischen „Bellerophon" bringt, wo ihn Capitain Maitland erwartet. Zum letzten Mal ruft

Digitized by Google

ihm die Mannschaft der französischen Brigg, als sie sich zur Rückkehr anschickte, zu: „Es lebe der Kaiser!" ein Ruf, den er zehn Jahre lang auf so vielen Schlachtfeldern gehört hatte und den er hier auf dem Meere das letzte Mal vernehmen sollte. Nach einigen Tagen wird ihm mitgetheilt, daß er auf Beschluß der verbündeten Monarchen auf der unwirthlichen Felseninsel St. Helena als Staatsgefangener sein Leben beschließen soll. Napoleon ruft bei dieser Mittheilung Himmel und Erde zu Zeugen des ihm widerfahrenen vermeintlichen Unrechts an. Er hatte auf die Großmuth seiner Sieger gerechnet, während er doch selbst in den Tagen seines Glückes Alles und Jedermann seinen politischen Zwecken schonungslos geopfert hat. Nachdem er das Linienschiff „Northumberland", worin sie geloben, sich als Brüder zu lieben und ihre Völker im Geiste des Evangeliums als Glieder einer christlichen Familie zu regieren.

Nach mehr als zweimonatlicher Fahrt hatten die Passagiere des „Northumberland" das unwirthliche St. Helena in Sicht. Es ist eine einsame, isolirte Insel, deren kahle Felsen öde aus den schäumenden Wellen des Weltmeeres in die Lüfte ragen. Sie liegt 6000 Meilen von Europa und 1200 von der nächsten Küste entfernt. Traurig und einsam zieht sie sich zehn Meilen lang und sechs Meilen breit unter den glühenden Strahlen der Mittagssonne hin. Nach der einen Seite fallen steile Felswände von 1000 bis 1200 Fuß Höhe senkrecht ab, nach einer andern ist die Küste nur durch zwei schmale Engpässe für Schiffe zugänglich. Zwi-



Das alte Haus zu Longwood.

das ihn nach dem Orte seiner Bestimmung bringen sollte, bestiegen hatte, mußte er sich auch noch von seinen Freunden trennen. Nur die Generäle Gourgaud und Bertrand, nebst der Familie dieses Letzteren, der Graf und die Gräfin Montholon, der Graf Las Cases und mehrere vertraute Diener durften mit ihm ziehen.

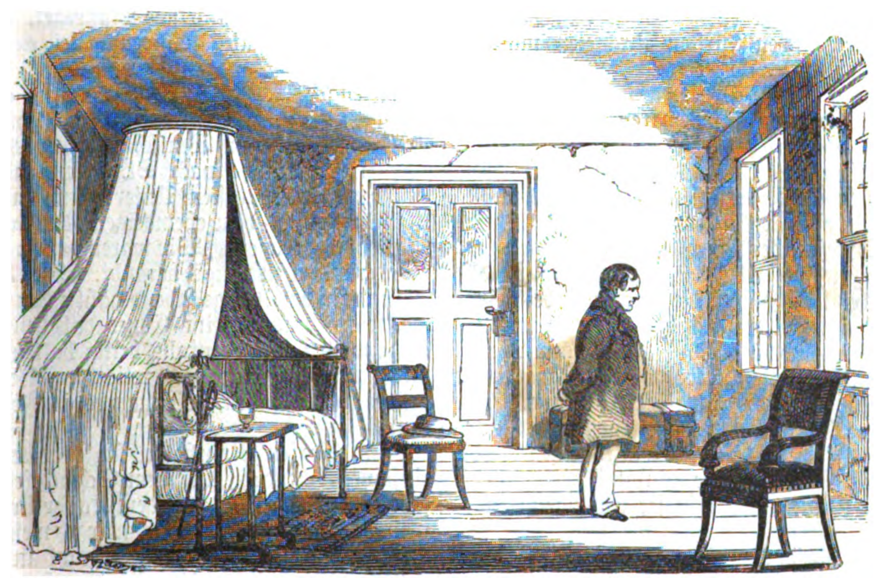
Während das Schiff den Gefangenen Europas nach jenem fernen Eiland trägt, ist es seinen Anhängern, als ob die Sonne des Ruhmes über Frankreich auf ewig untergegangen sei. Europa aber athmet leichter auf, es hat das Bewußtsein, daß sein größter Ruhestörer für immer gefallen ist. Die Kaiser Franz und Alexander und der König Friedrich Wilhelm der Dritte ziehen am 9. Juli 1815 in Paris ein und schließen hier die „Heilige Allianz", schen den schroffen, steilen Felsen liegen nur wenige grüne Thäler. Man hat sie schon das „Malta des südatlantischen Oceans" genannt. Das ist also das berühmte St. Helena, um das sich einmal verschiedene Nationen stritten, das aber heute wenig beachtet wird und höchstens den Schiffbrüchigen als Zufluchtsstätte dient. Hie und da begegnen sich hier Kauffarteischiffe, die einander gegenseitige Grüße und wichtige Neuigkeiten zusenden, um dann auf's Neue die einsamen Meerespfade weiter zu ziehen.

Als man an Bord des Northumberland der Insel ansichtig wurde, war eben die Sonne im Untergehen und die auf dem großen Maste angebrachte Windflagge flatterte in den Lüften. Ein leiser Windzug erfaßte das Schiff, und dann zog ein starker Luftstrom über die leichtgekräuselte Oberfläche des Meeres dahin, die

Digitized by Google

Masten neigten sich, und in großer Eile flog das Schiff mit seinem großen Gefangenen dem Verbannungsorte entgegen. Die Insel lag in aller Pracht und Herrlichkeit des untergehenden Sonnenlichtes da. Die schroffen Felsen, die sich aus den Fluthen erhoben, bildeten ein herrliches Schauspiel. Die dunkelblaue Tiefe warf in nicht zu beschreibender Strahlenbrechung das rosige Sonnenlicht zurück, und wie mit Milliarden von Diamanten und Rubinen besäet, funkelten die lichten, strahlenden Wogen.

Von dem allem bemerkte Napoleon nichts. Wieder standen ihm die Schrecknisse der einsamen, lebenslänglichen Gefangenschaft vor der Seele. Für immer an diese Felsen geschmiedet zu werden, in dem für ihn so mörderischen



Zimmer in Briars.

Klima, in dieser ungewohnten Beschränkung des Daseins, abgeschnitten von der Welt und allem, was ihm theuer war, und dazu in der ihm auferlegten Thatenlosigkeit — dieser Gedanke brach dem starken Manne das Herz. Erbittert rief er aus: „Das ist schlimmer als Tammerlans eiserner Käfig! Lieber wollte ich in die Hände der Bourbonen gefallen sein. Hätten sie mich in den Tower zu London, oder in irgend eine der Festungen Englands eingeschlossen, obwohl ich von der Großmuth Englands mehr zu erwarten hoffte, so wollte ich mich nicht beklagen. Aber man verbannt mich auf eine Insel unter den Tropen. Sie hätten ebensowohl mein Todesurtheil sogleich unterzeichnen mögen. Es ist unmöglich, daß ein Mann, der wie ich angelegt ist, unter diesem Himmelsstrich lange leben kann."

Auf der Insel angekommen, lagerten sich die dunklen Schatten des Todes auf seine Seele. In dem kleinen Zimmer auf- und abgehend, stiegen schwarze, finstere Gedanken in ihm auf. Zu seinem eben eintretenden Vertrauten Las Cases sagte er: „Mein Freund! Ich habe zuweilen den Gedanken, dich zu entlassen. Das wäre nicht sehr schwierig. Ich bin dann befreit. Alles wird schnell vorüber sein und du kannst ruhig zu den Deinen zurückkehren."

Las Cases erwiderte in bewegter Weise:

„Mein Herr! Wir wollen von der Vergangenheit leben. Sie birgt genug in ihrem Schooß, uns zu befriedigen. Dürfen wir uns nicht erfreuen im Hinblick auf die Lebensgeschichte eines Cäsars und eines Alexanders? Und haben wir nicht mehr als das? Sie können Ihre eigene Lebensgeschichte im Geiste noch einmal durchleben."

Die dunklen Todesgefühle zogen bald wie Schatten an seinem urkräftigen Wesen vorüber und seine gewohnte Ruhe und Heiterkeit kehrte wieder. Fortan ließ er seine reiche Vergangenheit, von der dunklen Schwelle des väterlichen Hauses an, bis zur Höhe des Kaiserthrones, vor seinem inneren Blicke vorüberziehen. Eine großartigere Lebensgeschichte hat wohl kaum ein Sterblicher aufzuweisen. Sind auch die einzelnen Thaten seines Lebens hie und da in der Weltgeschichte erreicht und sogar übertroffen worden, die Gesammtheit seines Lebens jedoch ist außer allem Vergleich.

Nachdem der Gefangene so das Gleichgewicht seines Innern wieder hergestellt hatte, bemerkte

Digitized by Google

seine Umgebung in seinem Wesen keine weitere Veränderung von Bedeutung mehr. „Die Jahre zogen über seinem Haupte hin, ohne auf demselben Spuren zurückzulassen. Sein Haar war nicht ergraut und keine Falte auf seinem Gesicht zu sehen. Er ging, sprach und betrug sich, vorübergehende Ausbrüche der Unzufriedenheit und des Mißmuthes abgerechnet, wie zur Zeit seiner Macht. Seine innere Regsamkeit und Lebendigkeit, die Fähigkeit, die verschiedenartigsten Dinge zu begreifen und zu beurtheilen, hatte weder vom Alter noch der Gefangenschaft gelitten. Sein scharfer und tiefer Blick machte sich überall geltend, wo es sich nicht um ihn, die von ihm begangenen Fehler und die Ursachen seines Sturzes handelte. In dieser Beziehung war er, mit seltenen Ausnahmen, der Wahrheit unzugänglich geblieben."

Die europäischen Fürsten fürchteten sich noch immer vor seiner Wiederkehr und ließen ihn daher auf's Strengste bewachen. Die zugänglichen Stellen der Insel waren mit Batterien und alle Höhen mit Schildwachen versehen. Kriegsschiffe kreuzten unaufhörlich an der Küste und bei seinen Spaziergängen wurde der Gefangene in einiger Entfernung von einem englischen Offizier, der ihn nie aus den Augen verlieren durfte, begleitet.

Die ärmliche Hütte, die Napoleon bei seiner Ankunft auf St. Helena bezog, stand zwischen kahlen Felswänden, 1500 Fuß über dem Meere. Einige verkrüppelte Bäume in der Nähe ließen die Gegend nur noch trauriger erscheinen. Der Kriegsheld, den weder Kugelregen noch Kanonendonner schreckte, der sonst kaltblütig über die blutigsten Schlachtfelder hinwegschritt, mochte wohl als Gefangener in dieser traurigen Einöde zittern.

Eines Tages entdeckte er, während eines Spaziergangs, ein einsames Bauernhaus, in dessen Nähe ein Sommerhäuschen stand. Dies letztere bat er sich von dem Eigenthümer aus, und mit Einwilligung des Gouverneurs der Insel, Sir Hudson Lowe, der ihn sonst durch sein Betragen vielfach kränkte, aß, schlief und diktirte er hier, während Graf Las Cases und sein Sohn in der einen Dachkammer und ein Diener in der andern kampirten. Hier besuchten ihn seine paar Getreuen und theilten sein Geschick mit ihm. Klagen hörte man ihn nie, „denn das wäre unter meiner Würde," sagte er. „Ich muß befehlen, oder schweigen."

Im Jahre 1816 bezog er sein neues Landhaus, Longwood genannt, und nun beschäftigte er sich mit Garten- und Landbau, mit Blumen- und Obstzucht und hatte seine Freude an einem kleinen Weiher, in welchem er verschiedene Fischarten zog. Sein größtes Vergnügen hatte er an den Kindern seiner Generäle. Die Kleinen wußten das Vorrecht mit ihrem Gönner spielen zu dürfen, sehr hoch zu schätzen, und benützten alle Gelegenheiten, in seiner Nähe zu sein und sie erheiterten ihm manche Stunde.

Von Seiten seiner Wächter war er fortwährend den kränkendsten Beleidigungen ausgesetzt und diese Dinge nagten am Mark seines Lebens. Die Mängel seines Wesens brachen gerade in diesen Dingen zu seiner eigenen Pein hervor. Sein unbeugsamer Stolz und sein starker Wille konnte sich unmöglich in diese äußere Hartnäckigkeit und Beschränkung fügen. Man riß gewaltsam seinen Freund Las Cases von ihm und dann auch seinen Leibarzt O'Meary. Seine Gesundheit wankte immer mehr. In dieser Noth richtete er sein Herz auf die christliche Religion, die er in den Tagen seines Glanzes höchstens als eine unentbehrliche Maßregel, die zum Gedeihen des Staates nothwendig sei, angesehen hatte.

Die englische Regierung ließ endlich auf das Drängen der Freunde des Gefangenen hin einen Arzt, und auf den Wunsch Napoleons selbst, auch zwei Geistliche nach St. Helena abreisen. Während seiner ersten Unterredung mit dem Abt Buonavita, dem ehemaligen Kaplan seiner Mutter, äußerte er: „Wir waren der christlichen Gnadenmittel zu lange beraubt. Von jetzt an wollen wir das heilige Abendmahl jeden Sonntag feiern und die im Concordat bestimmten Tage wollen wir ebenfalls heilig halten. Laßt uns auf St. Helena die religiösen Gebräuche gerade so beobachten, wie man es in Frankreich thut."

Zum Grafen Montholon sagte er an einem einsamen Abend: „Auf dem Schlachtfelde vergaß ich die Religion; auf dem Kaiserthron, von meinen Generälen umgeben, war ich weit davon, andächtig zu sein, das will ich nicht in Abrede stellen. Ich hätte nicht gewagt zu sagen: 'Ich bin ein Gläubiger.' Ich sagte: 'Die Religion ist eine Macht, eine politische Maschine.' Aber selbst, wenn mich in jener Zeit Jemand direkt gefragt hätte, so würde ich geantwortet haben: 'Ich bin ein Christ.' Indessen hier auf St. Helena lebe ich mir selbst. Warum sollte ich heucheln? Ich verlange einen Geistlichen und das heilige Abendmahl."

Ein andermal sagte er zu eben demselben: „Alexander, Cäsar, Karl der Große und ich haben große Reiche gegründet, aber worauf haben wir die Schöpfungen unseres Genies gestützt? Auf die Gewalt. Jesus allein hat sein Reich auf die Liebe gegründet und heute noch würden Millionen Menschen für ihn sterben. Es ist weder ein Tag noch eine Schlacht, welche der christlichen Religion in der Welt den Sieg verschafft haben. Nein, ein Krieg ist's, ein langer Krieg dreier Jahrhunderte, begonnen

Digitized by Google

durch die Apostel, fortgeführt durch ihre Nachfolger, und die Fluth nachkommender christlicher Generationen. In diesem Kriege stehen alle Könige und alle Mächte der Erde auf der einen Seite; auf der andern Seite sehe ich keine Armee, sondern eine geheimnißvolle Kraft einiger Menschen, die hie und da in alle Theile der Erde ausgestreut sind und die kein anderes Bundeszeichen haben, als den gemeinsamen Glauben an die Geheimnisse des Kreuzes. Ich lebe auf St. Helena in der Verbannung; an einen Felsen geschmiedet. Wer kämpft jetzt und gewinnt noch Kaiserreiche für mich? Wer denkt überhaupt noch an mich? Wo sind meine Freunde? Nun, zwei oder drei, die ihre Treue verewigen wird, theilen das Geschick mit mir. Aber vergeßt nicht, was mein baldiges Loos sein wird. Der große Napoleon wird bald den Weg alles Fleisches gehen. Und welch eine Kluft dehnt sich aus zwischen meinem tiefen Elend und der ewigen Regierung Jesu Christi, welche gepredigt, geliebt und verehrt wird und sich über die ganze Erde verbreitet! Heißt das: sterben? oder ist das vielmehr leben? Der Tod Christi ist nicht der Tod eines Menschen, es ist der Tod Gottes."

Am 3. Mai 1821 fühlte Napoleon sein Ende nahen und empfing die Sterbesakramente. In der Nacht vom 4. zum 5. Mai erhob sich ein furchtbarer Orkan. Die Nacht war schwarz und die Elemente tobten wie wahnsinnig. Ein Tornado peitschte die kahlen Felsen und der Regen fiel in Strömen herab. Jeder Baum von Napoleon gepflanzt, lag mit den Wurzeln ausgerissen am Boden und das Unwetter tobte 24 Stunden lang. Während dieser Zeit lag Napoleon am Sterben. Die Kinder, die auf seinem Schooße gesessen, schluchzten laut, als sie die veränderten Züge in seinem Gesichte bemerkten und bedeckten seine Hände mit Küssen und Thränen. Eines der Kinder fiel in Ohnmacht und mußte hinweggetragen werden. Plötzlich kommt ein alter Diener, der seit vielen Wochen am Fieber krank gelegen war, halb angekleidet, im Fieberwahnsinn in's Zimmer gestürzt und schreit: „Ich werde den Kaiser nicht verlassen, ich will für ihn kämpfen und mit ihm sterben."



Todtenbett Napoleons.

Am Abend des 5. Mai war es besonders dunkel. Der Sturm heulte und die See brüllte. Drinnen aber sprach Napoleon die letzten Worte. Sie lauteten: „Frankreich — an der Spitze der Armee, Josephine." Ob er diese abgerissenen Worte mit klarem Bewußtsein, oder im traumartigen Dunkel des erlöschenden Lebens gesprochen hat, konnten die ihn Umstehenden nicht ermitteln. Elf Minuten vor sechs Uhr gab er

Digitized by Google

seinen Geist auf. Seine Leiche wurde in einem Thal, an einer Quelle, die er lieb hatte, und die daher oft das Ziel seiner Spaziergänge gewesen war, beigesetzt. Sein Grab beschatteten die Weiden der labenden Quelle. Er hatte den Ort für seine letzte Ruhestätte selbst gewählt. Ungefähr 20 Jahre später aber (18. Okt. 1840) wurde seine Asche, in Folge eines Beschlusses der französischen Deputirtenkammer, unter dem Ministerium Thiers, durch eine französische Fregatte in Empfang genommen und — mit Bewilligung des englischen Ministeriums — nach Paris gebracht, um im Dom der Invaliden feierlichst bestattet zu werden.

Schade, daß man diesen modernen Prometheus nicht auf dieser Felseninsel ruhen ließ bis zum Tag der letzten Posaune. Der erloschene Vulkan von St. Helena war eine bezeichnende Grabstätte für den großen Napoleon. Es konnte nicht wie das Denkmal Alexanders des Großen von Menschenhänden zerstört werden. Nur eine Erschütterung des Erdballs hätte es zertrümmern können. Die geheimnißvolle Ferne, weit da draußen auf der einsamen, meerumschlossenen Insel und die wohlthuende Stille, fern vom Getriebe des Weltverkehrs, höchstens vom Geschrei der Seemöven unterbrochen, verbreitete über die Ruhestätte Napoleons einen stillen Zauber. „Es gibt am Ende der Erde einen Ort," sagt Tacitus, „wo man das Geräusch hört, welches die Sonne verursacht, wenn sie sich Abends in das Meer senkt." Für Frankreich mußte das Grab seines Helden dieser Ort sein, und die phantasiereiche Erinnerung seiner Bewohner zog wachend oder träumend hinüber nach St. Helena. Man kann daher die Ueberführung der Gebeine Napoleons keinen glücklichen Gedanken nennen.

Der untergetauchte Hufschmied.

Von J. H. Horst.

In seiner Entstehungsgeschichte stieß der Methodismus in England nicht selten auf große Feindseligkeiten. Die Reiseprediger wurden von wüthenden Pöbelhaufen schmählich beleidigt und mißhandelt, ihr gesegnetes Wirken ihnen erschwert. Oft waren einflußreiche Bürger und Beamten die Anstifter dieser Verfolgungen. Solchen Personen kostete es wenig Mühe, das Volk mit Haß und Wuth gegen die Methodisten zu entflammen. Doch auch da, wo es an solchen einflußreichen Führern fehlte, rottete sich der Pöbel zusammen, um besonders die reisenden Evangelisten des Methodismus zu verfolgen. Man erlaubte sich allerlei Angriffe und Gewaltthätigkeiten gegen sie. Man warf sie mit Steinen, Straßenkoth und dergleichen. Oft hatte der Prediger seinen Vortrag kaum begonnen, so wurde er von der Kanzel herabgezerrt, gewaltsam nach einem in der Nähe liegenden Teich geschleppt und unter das Wasser getaucht.

Um jene Zeit lebte in einem Dorfe in Somersetshire ein großer, starker Hufschmied. Wenn es sich um die Verfolgung eines Methodisten-Predigers handelte, so war er nicht nur dabei, sondern auch der Anführer der Rotte.

Eines Tages sollte ein gewisser Herr Parkin in dem betreffenden Dorfe predigen. Man ließ ihm die Warnung zugehen, daß wenn er sich ins Dorf wage, er sich auf ein Tauchbad im Teiche gefaßt halten könne. Die Aussicht, mit seinen besten Kleidern in das schmutzige Wasser des Teiches gestürzt zu werden, war allerdings nicht sehr einladend, noch ermuthigend. Nach kurzer Ueberlegung kam Herr Parkin zu dem Entschluß, die Warnung nicht weiter zu beachten, sondern furchtlos das Dorf zu betreten. Zur bestimmten Stunde machte er dann auch seine Erscheinung im Orte. Der Pöbel von seiner Ankunft unterrichtet, sammelte sich rasch und der Hufschmied trat wie gewöhnlich als Führer an die Spitze. Die sämmtliche Rotte umringte den Prediger und obschon sein ganzes Aeußere ungewöhnliche Körperkraft und Gewandtheit verrieth, so packte ihn der Schmied, ohne das geringste Bedenken zu bekunden und brachte ihn unter dem Hohngelächter der Rotte an des Teiches Rand. Hier nahm er denselben ins Verhör und frug: „Was sind Sie?"

„Ein Methodistenprediger," antwortete Parkin.

„Zu welchem Zwecke sind Sie hierher gekommen?"

„Um diesem Volke das Evangelium zu predigen," lautete die Antwort.

„Wünschen Sie in dem Schmutzwasser dieses Teiches ein Tauchbad zu nehmen?" frug der Schmied weiter.

„Nein, habe durchaus nicht das Verlangen."

„Wohlan, wollen Sie mir versprechen, das Dorf augenblicklich zu verlassen und dasselbe nie wieder zu betreten?"

„Nein, lieber Freund, dieses Versprechen kann ich Ihnen unter keiner Bedingung geben."

„Nun denn, hinein mit Ihnen" — und mit diesen Worten schob er den Prediger in die Mitte des Teiches, während die Zuschauer mit lärmendem Beifall denselben in seinem Unternehmen ermuthigten.

„So, nun kanns losgehen," sagte der Schmied, den Prediger an den Schultern fassend — „eins,

Digitized by Google

zwei, drei," — und mit dem Ausspruch der magischen Drei erwartete er, daß Parkin unter dem Wasser verschwinden werde. Dieser aber, dem das Schmutzwasser bis unter die Arme ging, blieb ruhig stehen, indem er nicht die geringste Lust verspürte, so ohne Weiteres dem Wunsche des Hufschmieds zu willfahren. Des Schmiedes Kraft war der sich selbst gestellten Aufgabe, den Prediger unterzutauchen, nicht gewachsen.

„Eins, zwei, drei," — zählte der Hufschmied wieder, um den mißlungenen Versuch zu erneuern. Jedoch umsonst, auch diesmal blieb der Prediger mit dem Kopf über dem Wasser. „Er geht mir nicht unter's Wasser," rief der Schmied ärgerlich dem Pöbel zu, der den Teich umstand; „er geht mir nicht unter's Wasser."

„Versuch's noch einmal, Schmied," riefen seine Freunde ihm zu, und lachten herzlich über seinen Aerger.

„Eins, zwei, drei," — zählte der Hufschmied nun zum dritten Mal; doch vergeblich, der Prediger wollte nun einmal nicht unter's Wasser. Und als der Letztere sah, wie machtlos der Schmied ihm gegenüber stand, so glaubte er, es sei Zeit, diesem Verfolger und der ganzen Rotte eine derbe Züchtigung zu geben. Er packte ihn fest an den Schultern und zählte mit dröhnender Stimme: „Eins, zwei, drei," — und die herkulische Gestalt des Hufschmieds verschwand im Wasser zur großen Belustigung der Zuschauer, die durch diesen Auftritt außerordentlich ergötzt wurden. Und als er nun vollends hustend und pustend mit dem Kopfe aus dem Wasser auftauchte, da ertönte ein schallendes Gelächter vom Ufer her auf seine Kosten.

„Eins, zwei, drei," zählte der Prediger zum zweiten Mal, und wieder verschwand der Schmied im Schmutzwasser; denn er war nur wie ein Kind in Herrn Parkins Händen.

„Er wird mich ertränken," schrie der Schmied, als er wieder auftauchte und zu Athem gekommen war; „helft, helft mir, er wird mich ertränken."

Diese kläglichen Hilferufe erschreckten denn doch die den Teich umstehende Menge. Das Gelächter verstummte, die Heiterkeit schwand und Alle schlichen sich vom Teiche weg.

„Eins, zwei — nein, es sei genug für diesmal," sprach der Prediger zu seinem überwundenen Gegner; „kommen Sie jetzt heraus und machen Sie nie wieder den Versuch, einen Mann unterzutauchen, der als Ihr Freund in's Dorf kommt und nur das Heil und Wohl Ihrer unsterblichen Seele wünscht."

Von da ab hatten die Verfolgungen in jenem Dorfe ein Ende. Der Methodismus faßte festen Fuß in demselben und erzielte außerordentliche Erfolge.

Mit sehenden Augen sehen sie nicht.

Nach dem Englischen von G. Guth.

In seinen überaus interessanten "Recollections of an Indian Missionary" theilt Leupolt einen höchst ergötzlichen Fall mit, der schlagend beweist, wie blind gewisse Leute gegen die sichtlichen Missionsthatsachen sind. „Es war," so erzählt Leupolt, „vor einigen Jahren, daß ein von Benares kommendes Regiment durch Cawnpore zog. Die Offiziere dieser Garnison gaben ihren Kameraden von Benares ein Dinner, zu dem auch Damen eingeladen waren. Während desselben fragte eine dieser Damen einen Capitain des bewillkommneten Regiments, was in Benares die Missionäre ausrichteten. Der Capitain versicherte, daß es dort keine Missionäre gebe. „Aber sie haben ein Waisenhaus dort," fuhr die Dame fort. „Behüte, es existirt keine Anstalt dieser Art," erklärte der Capitain. „Aber ich zahle für dieselbe einen regelmäßigen Jahresbeitrag." „Ich glaube das; allein ich war drei Jahre in Benares und müßte die Anstalt doch gesehen haben, wenn sie existirte."

Da sagte der der Dame zur Rechten sitzende Herr leise zu ihr: „Ein wenig Geduld," und fragte den Capitain: „Pflegten Sie zur Kirche zu gehen, mein Herr?"

„Ja, wir wurden dazu commandirt."

„Aber wer predigte in Benares, da dort kein Regierungskaplan ist?"

„Richtig, wir hatten keinen Prediger; aber der Gottesdienst wurde von Geistlichen gehalten, die von unsrer Mannschaft sehr geliebt wurden."

„Merkwürdig, Capitain; Sie haben Gottesdiensten beigewohnt, die von Missionären gehalten wurden, und wissen von der Existenz dieser Herren nichts."

„Was? Sind das Missionäre gewesen?"

„Und noch eine Frage: Haben Sie niemals das lange Gebäude gesehen in der Straße, die um Sigre nach Marawaddi führt?"

„Gewiß, es kam uns dort ein Fuchs abhanden, und ich ritt auf den Hof. Da war ein Haufe kleiner schwarzer Schlingel, die mich angrinsten; Sie wußten, wo der Fuchs war, wollten es mir aber nicht sagen."

„Nun, dann sind Sie ja im Waisenhause gewesen, von dem Ihre Nachbarin sprach."

„Ja, dann wüßte ich nicht, was es war. Ich hielt es für eine Indigo-Faktorei oder so etwas."

So geht es in Indien, und in Afrika und in der Südsee ist es gleich also. Zum Sehen gehören Augen und — ein Interesse an der Sache. Fehlen diese, so nimmt man auch nichts wahr und wenn man mit den Füßen darüber fiele!

Digitized by Google

Von Berlin nach England und Schottland.

Von C. Weiß in Berlin.



chon lange lag mir das stolze Albion und das Oekumenische Concil im Sinn, und als wunderbar leicht alle Schwierigkeiten sich ebneten, wagte den Schritt. Leider ist der unterseeische Tunnell noch nicht fertig, und so mußte denn das schwankende Schiff mich nach London bringen. — Wie schwach ist doch der Mensch in seinen kräftigsten Entschlüssen! Vor sechs Jahren, als ich diese Wasserfahrt machte, versprach ich — weiß ich wem? — daß zehn Pferde mich nicht mehr auf ein solches Ding brächte, und schon wieder war ich da! Genug, der Seefahrten sind zum Ueberdruß viel beschrieben worden. Ich freute mich nur, als ich in London bei dem alten lieben Freunde Schweikher war. Selten kommt ein Vergnügen allein, es bringt denn ein zweites mit. Br. Liebhart stand bald vor mir in seiner ganzen Größe und bald durfte ich auch den lieben Br. Schmidt, den Congreßmann, begrüßen. In Berlin sind wir noch nicht so weit. Wir haben noch keinen Methodisten in's Abgeordnetenhaus gebracht. Wenn man nun frisch aus Berlin, wo der Kaiser und Bismarck wohnen, zwischen zwei solche Erz-Amerikaner geräth, und auch noch zwischen solche „Größen", hat man sich um sein Deutschthum zu wehren. An Dr. Sulzberger hatte ich nur eine schwankende Stütze, denn in ihm ist Schweizer Blut. Gottlob gab es einen anderen „tieferen Boden", auf dem wir alle herzlich übereinstimmten.

Von Berlin nach London! Das war wie von dem stillen Ludwigsburg nach Berlin. In Berlin ist schon Lärm genug. London aber übertrifft an Spektatel Berlin weit. Welch ein Gedränge von Fuhrwerken; welch ein Durcheinanderwogen von Leuten aller Nationalitäten! Berlin ist doch weit feiner — mehr fashionable, wie diese Großstadt mit ihren offenen Fleischerbuden, mit ihrem Nebel von oben und dichtem Schmutz und Staub von unten; doch ist Berlin auch viermal kleiner, denn dieses birgt nur 1,140,000 Einwohner in seinen kasernenartigen Gehöften, während London mit viermal soviel Einwohnern einen verhältnißmäßig weit größeren Flächenraum einnimmt, denn es giebt daselbst viel mehr kleine Häuser.

In Berlin versteckt sich das Elend sowohl als die Sittenlosigkeit; in London tritt es offen an den Tag: betrunkene Frauen — mehr noch denn Männer; in Lumpen gehüllte Gestalten, barfüßige, schmutzige, abgezehrte Kinder — das Alles zeigte mir, daß der arme, verwahrloste Deutsche doch noch mehr Schamgefühl hat und mehr äußerliche Bildung und länger den Schein des Anstands festhält, wie der Engländer. Die gräßliche Noth, welche ich in Berlin wahrnehme, kann mich nicht überzeugen, daß wir trotz der 6½ Millionen Mark, welche der Berliner Magistrat jährlich für Armenpflege verausgabt, weniger Elend haben als in London. In London ist leichter Arbeit zu finden als in Berlin, und dieselbe wird besser belohnt. Ferner ist im Trinken, denn das gehört doch einmal dazu, wenn man vom Deutschthum spricht, ein großer Unterschied. Während in Berlin in großen Biergärten Tausende von Menschen bei Musik und einem oder zwei Glas Bier stundenlang sitzen können, ohne daß man Betrunkene dabei sehen würde — hält es der Londoner Biertrinker nicht lange in einem Lokal aus. Er stürzt stehend sein mit Branntwein gemischtes Zeug hinunter und läuft dann nach einer andern Bude, bis er nicht mehr stehen kann. Gefährlicher für die Gesammtheit des Volkes ist diese deutsche gemüthliche Art des Trinkens, abgesehen davon, daß dieses gemüthliche Sitzen in den Wirthshäusern die Gemüthlichkeit des Familienlebens untergräbt und die Energie und den Wohlstand schwächt. Wieviel Sittenlosigkeit sich unter diesem äußern Mantel des Anstandes birgt, davon will ich für diesmal schweigen. Ich käme sonst auf eine Berliner Skandal-Chronik die der von Paris nichts nachstände. Beide Städte sind gottlos. Allein was thut man in beiden, um die Gottlosigkeit zu bekämpfen?

Digitized by Google

Zur Hebung äußeren Elendes geschieht in Berlin viel. Allein die rechte Evangelisationsarbeit ist kaum daselbst bekannt. Der Geist der lutherischen Kirche beschränkte diese Thätigkeit ausschließlich auf's „Amt" und verwies die „Laien" auf Werke der Barmherzigkeit, in welchen viele sich auch auszeichnen. Selbst die Stadtmission in Berlin hält sich mehr an letztere Richtung, obwohl sie schon einen Schritt vorwärts gethan hat, mit Abhalten von Bibelstunden.

Berlin hat 27 Stadtmissionen, London 440. Berlin hat 56 Kirchen und Kapellen (aller Confessionen) mit 96 Predigern der Landeskirche, während London allein 150 Wesl. Kapellen und 144 Methodistenprediger aufzuweisen hat. Bei dem Vergleich mit Glasgow, Schottlands größter Stadt, kommt Berlin ebenfalls sehr schlecht weg. Glasgow hat 329 Kirchen aller Bekenntnisse bei nur stark halb so großer Bevölkerung wie Berlin (584,000 Einwohner).

Doch wir wollen den Vergleich beiseite setzen; aber die Ueberzeugung drängte sich uns noch stärker auf denn je, daß in Berlin und in ganz Deutschland evangelisirt werden muß mit aller Macht. Die Landeskirchen müssen dazu von Außen angespornt werden und den freien Gemeinden müssen in dem guten Werk voran gehen.

Man thut in London viel. Die Georgstraße, London's ärmste, verrufenste Straße, in welcher leider unsere Landsleute, namentlich die jungen Mädchen, eine große Rolle spielen und die Matrosen aller Nationen verkehren, sind allein folgende Anstalten zur Hebung des sittlichen Elends getroffen. Im Strangers rest können Matrosen sich aufhalten und Abends in 3—4 Sprachen von eifrigen Brüdern Gottes Wort predigen hören, wir hörten dort eine recht kräftige Ansprache im englischen Saal von einem fein gebildeten jungen Englishman. Im Seemann's Heim können dieselben für one penny eine Tasse Thee trinken und nebenan in einer Herberge billig logiren. Weiter begegnen wir einem Zelt, gebaut auf einem unbebauten Platz, in welchem jeden Abend Temperenz-Ansprachen gehalten werden. Für junge Mädchen ist eine Anstalt da, in welcher denselben, wenn sie kommen, die Hand zu einem neuen Leben geboten wird, die bridge of hope. Aber leider sind die Tanz- und Trinkbuden alle besser besetzt als die christlichen Lokale. Die Heilsarmee ist besser als alle andern Kirchen hineingedrungen ins Volk und hat der „Fetten" etliche gerettet, aber auch nur wenige im Vergleich zu der großen Masse des Volks.

Die deutsche wesleyanische Gemeinde in London, mit ihrem wackeren Prediger Schweithelm an der Spitze und einer schönen Schaar von freiwilligen Helfern, ist daselbst ein leuchtender Stern. Dieselbe besitzt ein schönes, praktisch eingerichtetes Gotteshaus und die Gemeinde ist eine rechte Missionsgemeinde. Jeden Sonntag Nachmittag zieht eine Schaar von 50—60 Geschwistern, nachdem sie den in England unvermeidlichen Thee in der Kapelle zusammen getrunken und sich im Gebet gestärkt haben, hinaus, die Einen zu Hausbesuchen, die Andern zur Straßenpredigt. Ich traf daselb mehrere Bekannte an.

Durch England nach Schottland.

„Das „grüne England" hörten wir oft singen und sagen. Es ist wahr! Soweit das Auge reicht, nichts als Wiesen, auffallend mehr als in Deutschland! Der Engländer liebt eben ein gutes beef und "beef or mutton? Sir" ist die ständige Frage in der Restauration. Aber diese großen Weideplätze genügen demselben noch nicht. Er kauft dem armen Deutschen gegen Baumwolle und Eisen sein Vieh ab und quält sich nicht sehr mit Weizenbau, weil Amerika und die Colonien ihm das sehr billig liefern. Eine Menge Baiern seien ausgewandert nach Amerika, so versicherte man mir, und die Großgrundbesitzer verlegten sich meist auf Viehzucht. In unserm übervölkerten Deutschland muß der Landmann oft sein Schweinchen, wenn er es gemästet hat, verkaufen, um nur baares Geld zu bekommen und beef und mutton sind zwar auch ihm lieb, doch sehr seltene Namen. Daher haben wir weit weniger Wiesen. Vielleicht auch weil unser Klima wärmer und für den Bau von Körnerfrüchten günstiger ist.

In Schottland.

Da fühlt ein Deutscher sich schon mehr daheim. Der Schotte ist bedächtiger, gründlicher, zäher und langsamer wie der Engländer. "He takes his time." Schon sein breites Gesicht und seine breite Aussprache verräth, daß er mehr Verwandtschaft hat mit dem Deutschen. Er hat auch mehr Simpathie mit Deutschland als der Engländer. Es ist eine ganze Modesache geworden und gehört zum fashionablen Ton, seine Töchter in Deutschland „ihre Erziehung beenden zu lassen", während England mehr Lust zu Frankreich zeigt. Ein trautes Familienleben haben diese Schotten, und wer das Glück hat, "introduced" zu werden, ist bald in ihrem comfortablen "home" daheim. Er muß aber ein Teetotaler sein. Es gibt eine Menge Hotels, welche sich deß rühmen, daß sie keine Licenz haben und auf großen Schildern schreiben: „Temperenz Hotel". So etwas ist in Deutschland noch nicht da gewesen. Ein Hotel ohne Wein und Bier! Der Wirth würde denken, er müsse übermorgen Bankerott

Digitized by Google

machen, ... nein — ein solcher Wirth ist undenkbar nach den geläufigen deutschen Begriffen. Armes Deutschland, wenn wirst du dürsten nach dem Lebenswasser und deine Wirthshäuser in Bethäuser verwandeln!

Die Freikirche in Glasgow, dieser reichen Fabrikstadt, besitzt von den alten Kämpfern aus der Trennung noch zwei ehrwürdige Gestalten: Dr. Horatius Bonar und Dr. N. A. Somerville, der Name des Letzteren hat namentlich in Berlin einen guten Klang. Derselbe hielt letztes Jahr mit unerhörtem Erfolg hier Evangelisationsversammlungen, von welche heute noch Viele mit Begeisterung reden. Er ist von seiner Gemeinde pensionirt, will aber seine letzten Jahre noch als Evangelist wirken und hat, unterstützt von einigen reichen christlichen Kaufleuten, eine Evangelisationstour um die Welt zurückgelegt. An dem Sonntag, an welchem Dr. Somerville in seiner früheren Kirche predigte, kam zur Deckung der Kirchenschuld ganz geräuschlos beim Eingang die kleine Collekte von £1276 zusammen. Gegenwärtig wirkt er wieder mit Hülfe von Dolmetschern in Süddeutschland. Er ist ein fein gebildeter Gentleman von ungewöhnlicher Begabung.

Glasgows Ruhm besteht in seinen über die ganze Welt ausgebreiteten Missionswerken. Aber auch daheim versäumen sie die Arbeit nicht. Sie machen nicht so viel show. Man sieht nicht hier wie in London die Giebel mancher Häuser bemalt mit Bibelsprüchen, aber sie thun sehr viel. Die Seele des Evangelisationswerkes ist Rev. Scott. Wir zählen allein 19 christliche Gesellschaften hier, die alle irgend einen Zweig der inneren oder äußeren Mission treiben. Am meisten interessiren mich zwei Werke: Ein deutscher Arzt, der in einem großen Spital angestellt ist, wollte mir aus Dankbarkeit für meinen Vortrag für die Deutschen, einen Gegendienst erzeigen und führte mich in einem Hospital herum, das eine Musteranstalt genannt werden kann. Ein einziger Flügel desselben, von einem Herrn Freedland gestiftet, kostete £40,000. In dieser Western Infirmary sah ich die Damen der Blumenmission an der Arbeit. Vierzig christliche Damen kommen hier jeden Donnerstag zusammen. Sie halten eine kurze Andacht (in Deutschland könnte man sich das ohne Pastor in Talar und Bäffchen gar nicht denken) und vertheilen sich dann in die Säle und bringen jedem Kranken ein hübsch gebundenes duftendes Bouquetchen, an dessen Stiel sinnreich ein Bild und ein Traktat befestigt ist. An mehreren Betten sah ich sie sitzen mit dem Testament in der Hand und die Kranken hörten denselben begierig zu.

Ein anderes Werk ist das große "breakfast" in James Morrison Straße. Glasgow rühmt sich, das großartigste Werk dieser Art zu besitzen. Auf dem Green predigte vor circa 15 Jahren ein Methodistenprediger im Freien. Später sammelte daselbst, auf einem Stuhl stehend, der jetzt noch als Curiosum in einer Familie aufbewahrt wird, weil er die Spuren seines Eifers trägt, Dr. Somerville eine große Schaar der Aermsten um sich. Noch später — vor 6 Jahren — es war nach der Erweckungszeit Moody und Sankey, baute man hier aus freiwilligen Beiträgen eine große Halle. Dieselbe besteht aus dem großen 3000 Personen fassenden Saal und den unter demselben liegenden Räumlichkeiten für Kirche und dergleichen. Hier sah ich am Sonntag Morgen 8 Uhr 1800 der ärmsten Männer und Frauen, wie sie kaum London aufweisen kann — meist irisches Volk — beisammen. 150 freiwillige Helfer sitzen wie in der Sonntagschule, je einer vor einer Bank. Es wird eins der auf einer großen Leinwand gemalten Lieder gesungen und ein Chor von freundlichen Zionsfängern trägt nach dem Gebet noch ein Lied vor. Von unten kommen auf Schienen jetzt Wagen angerollt mit kostbarem Inhalt. Eine Tasse Thee und ein schon am Sonnabend in Papier gewickeltes kräftiges Butterbrod mit Fleisch oder Käse, ist in fünf Minuten in jeder der 1800 Hände. In 25 Minuten haben Alle die frohe Mahlzeit beendet und nun folgen 30 Minuten lang allerlei kräftige Ansprachen und Gesang. Nachmittags wird eine ähnliche Mahlzeit 1200 Kindern bereitet, für welche auch wieder 150 freiwillige Sonntagschularbeiter sich eingestellt haben. Zu gleicher Zeit halten zwei Aerzte in einem anstoßenden Zimmer unentgeltliche Berathung mit Kranken. Die Helfer aber haben sich verpflichtet, alle ihre großen und kleinen Leute zu besuchen und statten bei ihrer wöchentlichen Geschäftssitzung Bericht ab. Da wird hier ein verwahrlostes Kind in christlicher Familie untergebracht, dort einen arbeitslosen braven Familienvater Arbeit verschafft und viel Noth und Elend leiblich wie geistlich geheilt. Die Kosten aber, so versichert mir Mr. Steel, der eifrige Direktor des Ganzen, kommen allwöchentlich ohne Aufforderung zusammen durch freiwillig eingesandte Beiträge. Alle Denominationen wirken bei diesem Werk zusammen. Nur Ein M nn — der Koch wird bezahlt — alle übrige Arbeit geschieht freiwillig.

Strenger wie England feiern die Schotten den Sonntag. Alles pilgert Vormittags in die Kirche. — Alles zieht in Berlin Vormittags und Nachmittags im Sommer hinaus zu Spiel, Trinken und Tanz. — Alles füllt die großartigen Vergnügungslokale im Winter und in mancher Kirche in einem Kirchspiel von 40,000 Seelen kannst du 30—40 Leute in der Kirche zählen. Aber mir drängen sich schon wieder

Digitized by Google

Vergleiche auf! Nein, Deutschland zieht in religiöser Beziehung unstreitig weitaus den Kürzeren! Es muß sich fremde Hilfe gefallen lassen. Ist unser Volk nicht ebenso begabt wie das englische? War es nicht zur Zeit der Reformation die Leuchte Europas? Ihm fehlte nichts als die Freiheit und das Evangelium, gepredigt auf allerlei Weise — gepredigt außerhalb den Kirchen. Ihm fehlt nichts als die Thätigkeit, das Beispiel und der Einfluß compakt organisirter Gemeinden, der Gläubigen voller Geist und Leben — dann können wir in einem oder zwei Menschenaltern vielleicht auch Evangelisten schicken nach dem stolzen Albion. Daran arbeiten und bauen auch wir als Methodisten!

Etwas aus der Tiefe.

Von H. Herzer.

Einer der wunderlichsten Schiffer, der je die alten Meere durchkreuzte und fast von Uranfang her die feuchten Tiefen belebte, ist der Nautilus, ein vielkammeriges Muschelthier, welches in früheren Erdaltern in vielen Species sich repräsentirte, das aber jetzt nur noch durch drei oder vier Arten vertreten ist.

Der vor uns Segelnde (siehe nächste Seite) ist der Papier-Nautilus, dessen von Perlenglanz prachtvoll durchschimmertes, papierdünnes Gehäuse die Zierde einer Muschelsammlung bildet. Der höchst zarte Bau ist durch wellenförmige Erhöhungen ornamentirt, die vom Wickel nach der [illegible] strahlen und die unterhalb mit schwarzen Flecken betupft sind. Das Ganze ist ein sich allmählig erweiterndes spiralförmiges Gewinde, welches durch geräumigeren neuen Anbau den engeren alten stets bis zum Vollwuchs einwickelt. Bei jeder Vergrößerung bezieht das Thier den vordern Theil der Muschel, während die verlassene Höhlung durch eine Querwand verschlossen wird, und schafft somit eine Reihe von Kammern, die alle mittelst einer Röhre miteinander verbunden sind. Im Vordertheil der Barke sitzt der kleine Schiffer, zwei äußerst dünne lappenartige Organe als Segel erhebend, während zu jeder Seite die mit Saugnäpfen besetzten Fangarme wie Ruder eines Galeerenschiffes in das Wasser tauchen. Sanft behaucht treibt er auf stiller sommerlicher See. Laßt aber die Winde ihren äolischen Winkeln entschlüpfen und die Wellen von ihren flüssigen Schlummer aufwecken, so streicht er die Segel und der kleine Schiffer huscht mit seiner Barke hinab in stille sichere Tiefen zwischen marmorne Säulengänge prachtvoller Korallen.

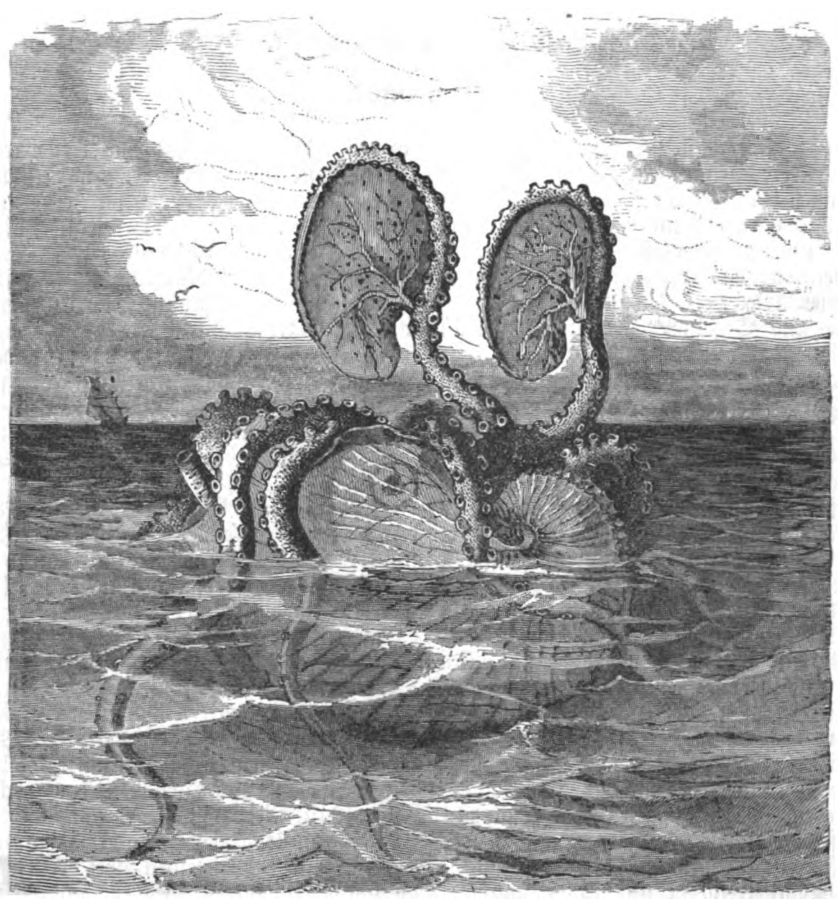
Diese Form erinnert an den alten Schiffsbaustyl mit hohem Hintertheil und eingebogenem Schiffsschnabel, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die alten römischen Galeeren ihr Muster dieser Muschel entnahmen, da sie sich im mittelländischen Meere so allgemein findet. Im 14ten Jahrhundert waren noch Kriegsschiffe nach dieser Form modellirt. Aristoteles scheint der Erste gewesen zu sein, der uns eine Beschreibung dieser Muschel giebt und nannte sie Nautilus primus, oder „der erste Schiffer"; und als Nautilus ist er seither bekannt geblieben. Linnäus, sich der berühmten mythischen Argonautenfahrt erinnernd, taufte ihn in der Mitte des vorigen Jahrhunderts um und nannte ihn nach jenem Schiffe „Argo", und dessen Matrosen, die „Argonauten" — Argonauta Argo. Beides sind sehr bezeichnende Namen, die die Lebensweise dieses Thieres andeuten.

Weil man nun keinerlei Narben als Anhaltspunkte der Muskeln im Innern der Muschel findet, wie das bei andern Schaalthieren der Fall ist, so glaubte man früher es mit einem unrechtmäßigen Besitzer des Gehäuses zu thun zu haben, wie dies vom Eremitenkrebs geschieht, der um seines nackten Hinterkörpers willen die Hornmuschel zur Wohnung bezieht. Aristoteles hat uns über diesen Argonauten einen interessanten Bericht gegeben, er sagt: Dieses Thier hat sich von einem hilfloseren Mitbewohner des Meeres diese Muschel gesichert, bemannt es als sein Schiff, zieht die Segel auf und beginnt nun eine Lustfahrt oder unternimmt eine Entdeckungsreise. Mit seinen zwei breiten Armen, die sich segelförmig ausdehnen, und die übrigen zum Steuer benutzend, läßt er sich hintreiben, wohin es geht. Tritt Windstille ein, so streicht er seine Segel und legt sie beiderseitig an sein Boot, mit deren Ruderkraft er rasch vorwärts eilt. — Plinius fügt hinzu, daß, wenn er von einem Sturm überrascht oder von einem Feinde bedroht wird, er sein Schiff mit Wasser füllt und zu Boden sinkt. Bei ruhigerer See steigt er allmählich nach oben, indem er durch eine Vorrichtung im Körper das Wasser wieder ausstößt und zu neuer Fahrt sich anschickt. Viel davon ist jedoch nur Phantasiegebilde, aber ein so schönes, daß es fast ein Verbrechen scheint, es


Digitized by Google

zu zerstören. Neuere Entdecker aber haben wenig Hochachtung gegen ihre wissenschaftlichen Vorväter und fühlen sich zumeist am glücklichsten, wenn sie den Zopf der Alten belachen können.

Wir wissen jetzt, daß der Nautilus rechtlicher Besitzer seines Schiffes ist und nur vom Weibchen desselben bewohnt wird, welches als Schutz ihrer Eier und Jungen dient. Die dünnhäutige Ausbreitung der zwei Arme werden nie als Segel benutzt, nur theils zum Rudern; ihre Hauptfunktion aber besteht in der Absonderung der Stoffe, die zum Bau der Muschel nothwendig sind.



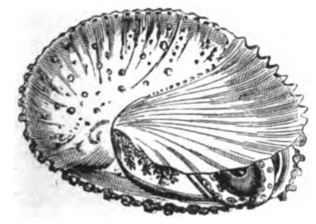
Nautilus auf dem Wasser schwimmend.

Anstatt nur von Winden vorwärts getrieben zu werden, entsteht ein umgekehrtes Verhältniß durch einen Strahl Wassers, welcher vom Körper durch eine Art Trichter oder Röhre ausgestoßen wird, der, wie die Kraft einer Rakete, den „Argonauten" rückwärts treibt; und die Ruderarme dienen dem eingekehrten Thiere auf dem Meeresboden zu Füßen, womit sie, gleich einer Schnecke, mit dem Haus auf dem Rücken sich fortbewegen. Um uns aber ein besseres Verständniß über dieses interessante Thier zu geben, wenden wir uns zu dessen nächsten Verwandten, deren mehrere wir besser kennen.

Der Nautilus ist immer unter der großen Familie der Mollusken oder Weichthiere mit beschrieben worden, wozu wir die Austern, Schnecken und Muschelthiere überhaupt rechnen, die kein inneres festes knochenartiges Skelet haben. Wenn dieses Thier seinem Gehäuse enthoben wird, so haben wir etwas wie einen Tintenfisch vor uns, der, wie alle seine Vettern, nackt und unbepanzert ist und aus einem klumpigen, bei manchen Arten auch aus einem länglich runden Körper besteht, um dessen Kopfende eine Anzahl Füße oder Arme angebracht sind, woher sie auch Cephalopoden oder Kopffüßler genannt werden. Nach der Anzahl ihrer Fangarme oder Füße zerfallen sie in zwei Klassen:

Digitized by Google

die achtfüßigen (Octopoden), welche nur seßhafte Fangarme besitzen, und die zehnfüßigen (Decapoden), bei welchen zwei derselben tentakel- oder fühlfadenartig sich verlängern. Der Mund ist inmitten des strahlichen Centrums der Arme versteckt, während zwei den Wirbelthieren ähnliche Augen unmittelbar unter den Armen schreckhaft hervorglotzen, so daß ein Schreiber

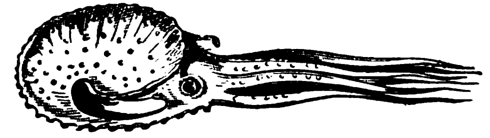


Der eingekehrte Papier-Nautilus.

sie scherzhaft aber wahr als Thiere charakterisirt, die ihren Mund auf dem Kopfe tragen, ihre Augen aber unter die Arme nehmen.

Mit ihren acht abwärts gekehrten Armen durchwandeln diese Thiere wie riesige unterseeische Spinnen den Meeresboden, überall nach Beute suchend und den unglücklichen Krebs aus Felsspalten ziehend, wo derselbe ein sicheres Versteck zu haben glaubte. Dieses ist der „Teufelsfisch", wie ihn Viktor Hugo so graphisch aber auch so unwissenschaftlich aufführt.

Bei den Arten, die eine mehr sitzende, kriechende Lebensweise führen und am Gestein sich anklammernd, die vorüberschwimmende Beute erhaschen, sind die seßhaften Fangarme den Bedürfnissen entsprechend stets länger, fleischiger und stärker als bei den schwimmenden Decapoden. Bei einigen sind die Fangarme getrennt, bei andern durch eine Schwimmhaut miteinander verbunden. Der Octopus zeigt uns an

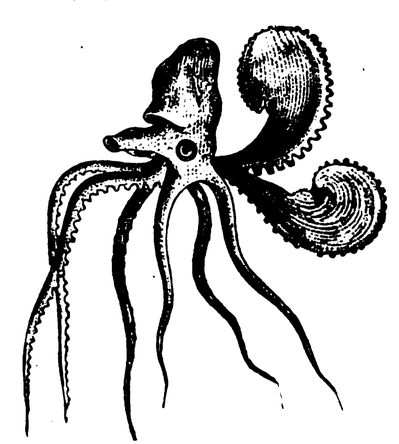


Der rückwärts schwimmende Papier-Nautilus.

jedem Fangarme eine doppelte Reihe von Näpfchen, die Sepie eine vierfache, die Eledone nur eine. So wunderbare Variationen weiß der Schöpfer auf einem Thema zu spielen! eine so unerschöpfliche Manchfaltigkeit hat da der Herr der Natur in der Bildung zahlreicher Thierarten entwickelt, die doch alle nach demselben Grundplan geformt sind.

Hat der Kopffüßler durch Ansaugen oder Festhaken sich eines Fisches oder einer Crustacee bemächtigt, so wird das unglückliche Thier sogleich zum Munde geführt und von zwei horn- oder kalkartigen Kinnladen, die wie Schnabelhälften eines Papagei sich gegen einander bewegen, erbarmungslos zerbissen.

Außer den Füßen, mit deren Hilfe sie entweder auf dem Meeresboden vorwärts kriechen oder rudernd im Wasser schwimmen, dient den Cephalopoden auch noch das kräftige Ausstoßen des Wassers durch eine Röhre zur rückgängigen Bewegung. Bei einigen Arten, die einen größeren, lang und schmal gebauten Körper und verhältnißmäßig starke Muskeln besitzen, geschieht dieses mit solcher Gewalt, daß sie wie Pfeile durch's Wasser schießen und manchmal wie die fliegenden Fische einen weiten Bogen durch die Luft machen. So erzählt Sir James Roß, daß einmal eine Anzahl von Kuttelfischen (denn dies ist auch ein gewöhnlicher Name, womit sie bezeichnet werden) nicht nur auf das

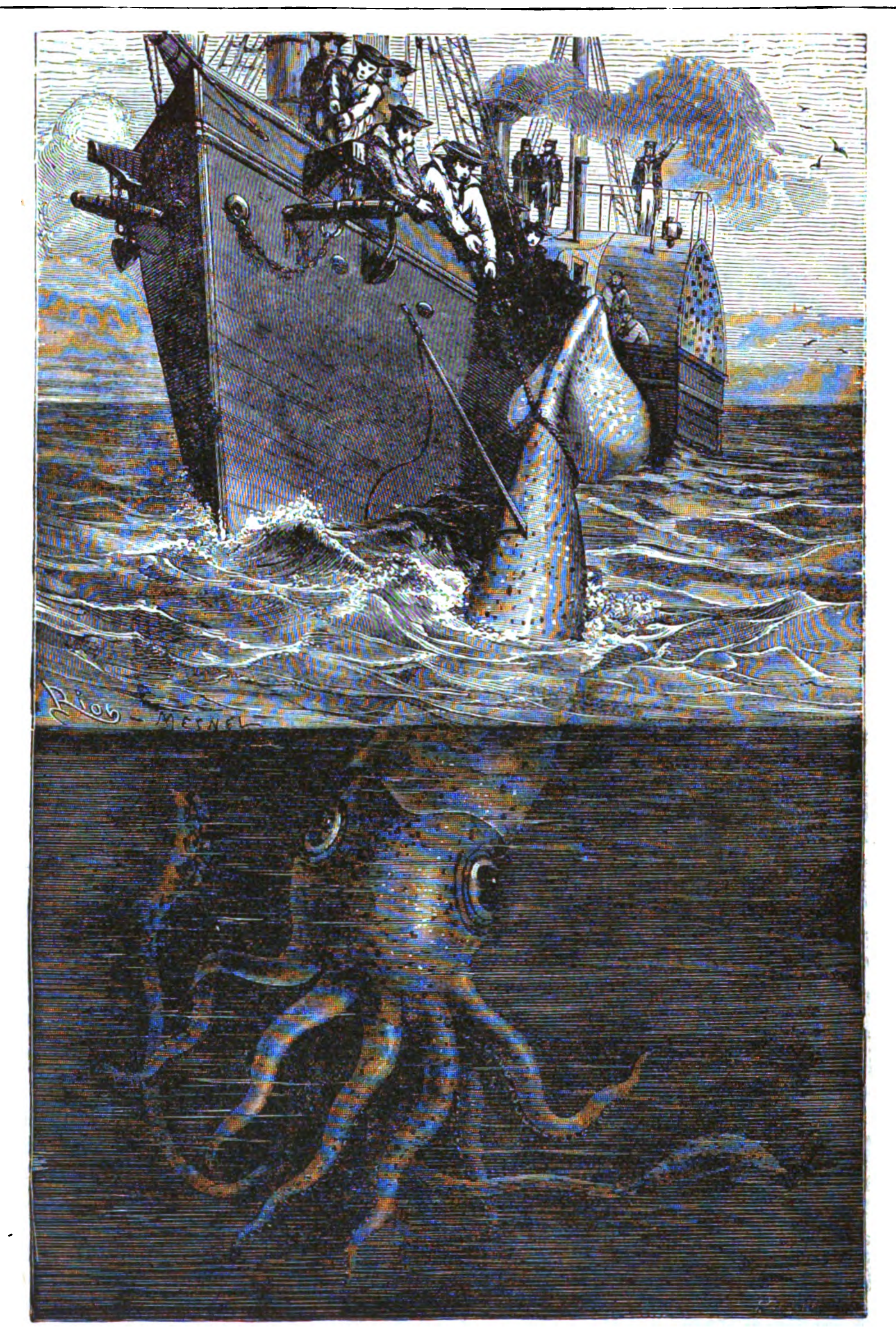


Der seinem Gehäuse enthobene Papier-Nautilus. (Abwärtsgekehrt.)

15 Fuß hohe, über dem Wasser stehende Verdeck sprangen, sondern auch über die ganze Breite des Schiffes hinweg flogen. Ein Kuttelfisch fliegt geschwinder durch's Wasser, als die meisten ordinären Fische, und verdienten sich daher auch bei den Fischern den Namen Seepfeile. Diejenigen, die wie der Nautilus mit einer äußern Schale bepanzert sind, bewegen sich ungleich langsamer, da sie die Größe der Muschel und deren Gewicht in der Geschwindigkeit des Schwimmens sehr beeinträchtigt.

Man könnte glauben, daß die Cephalopoden durch ihre Schnelligkeit, ihre Fangarme und ihren mächtigen Schnabel schon mit hinlänglichen Angriffs- und Vertheidigungsmitteln ausgerüstet wären; der Schöpfer aber hat außerdem noch den meisten unter ihnen ein merkwürdiges Sekretionsorgan verliehen, welches einen schwarzen Saft absondert und dessen Ausführungsgang in die erwähnte Röhre mündet. Wenn das Thier in Gefahr ist, so spritzt

Digitized by Google



Fang eines Kuttelfisches.

es diese tintenartige Flüssigkeit in hinreichender Menge aus, um eine dichte Wolke im Wasser zu bilden, hinter welcher es sich vor seinem Feinde verbirgt. Der schwarze Sepiensaft wird bekanntlich als Farbestoff benutzt und verkauft sich im Handel als chinesische Tinte. Die Dauerhaftigkeit desselben läßt sich daran ermessen, daß man sogar den Inhalt eines Tintensackes von versteinerten Sepienarten noch brauchbar gefunden hat. Die Merkwürdigkeit, daß Weizenkörner, die vor 3000 Jahren mit egyptischen Mumien begraben wurden, noch keimfähig wa-

Digitized by Google

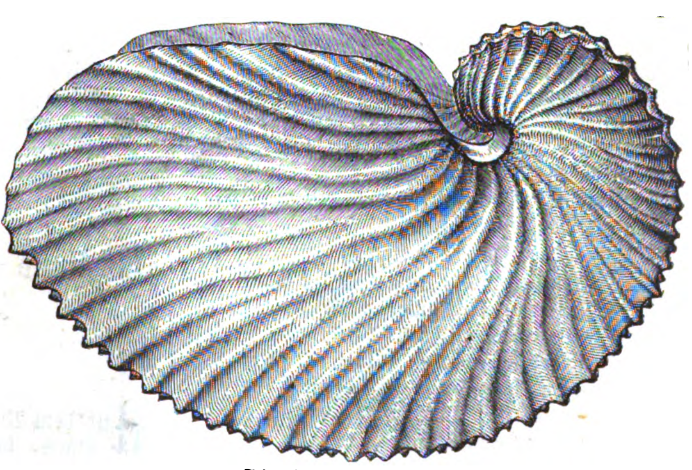
ren, wird durch diesen thierischen Absonderungsstoff, dessen Ursprung in die fernste Urwelt hinaufreicht und unverändert bleiben konnte, weit übertroffen.

Von den Kuttelfischen oder Kracken, wie man sie auch heißt, sind ganz ungeheuerliche Geschichten gefabelt worden, daß nämlich eine riesige Art derselben einen ganzen Dreimaster umklammerte und die ganze Mannschaft daraus fraß. Wie fabelhaft auch diese Thiere als schreckliche Seeschlangen mißrepräsentirt wurden und sonstige Ungeheuerlichkeiten davon erzählt werden, so sind doch manche von mächtiger Größe und oft sehr gefährliche Gegner. Denn ihre acht Arme, deren jeder eine furchtbare Muskel ist und nach allen Seiten hin sich schlangenartig bewegen kann, läßt aus seiner mörderischen Umarmung nicht wieder los, bis der Gegenstand aufgefressen ist, oder diese Muskelmasse durchschnitten wird. Das Schrecklichste an diesen oft viele Fuß langen Armen ist, daß sie mittelst den daran befindlichen hunderten von Saugnäpfen, sich an einen Gegenstand so fest ansaugen, daß Stück um Stück losgetrennt werden muß. In größeren Exemplaren beläuft sich die Macht der Saugnäpfe auf fünf Tonnen. Sie sind daher den Perlentauchern die gefürchteten Ungeheuer des Meeres. Denn es kann nichts weniger als angenehm sein, von einem so kalten Arme umwunden zu werden und einen Saugnapf um den andern angesetzt zu bekommen mit dem schönen Bewußtsein, daß nur eine Trennung des Arms vom Thiere aus solcher Haft wieder befreit. Diese Thiere bilden einen Hauptnahrungszweig der Fischer und sind beliebte Artikel auf den Märkten in Neapel, Smyrna und sonstigen Plätzen des mittelländischen Meeres und gelten als Leckerbissen in den Bazars Indiens.

Vielen Species sind noch hornige Haken den Saugnäpfen beigegeben und werden daher um so furchtbarer. Die Krallen einer Katze sind durchaus nicht angenehm; der nackte Schwimmer aber muß um so trostloser fühlen, wenn er von einem solchen katzengroßen Thiere angehakt und von blutsaugerischen Armen eingeschnürt wird, geschweige von einem, dessen Kopfbreite sechs Fuß Durchmesser hat. Von dieser Größe hat es glücklicherweise wenige. Die gewöhnlichen Species unserer Küste sind meistens nur von einem Fuß Länge und harmlos. Tausende von Tonnen werden jährlich von den Fischern Neufundlands abgefaßt und zum Fang der Stockfische benutzt. Zu ihrem Fang zündet man am Seeufer große Feuer an, denen die Kuttelfische rückwärts entgegen rudern und so den Fischern in die Hände fallen. Nach schweren Stürmen bedecken sie oft meilenweit die Ufer der Fündy Bay und werden oft von der Ebbe zu Tausenden zurück gelassen.

Wie schon angeführt, besitzen nur die weiblichen Argonauten ein Gehäuse. Die Männchen sind nur kleine zwergige Octopoden von einem Zoll Länge und von den Weibchen an Größe, Form und Aussehen so verschieden, daß man sie früher als eine andere Species bezeichnete. Der Umstand, daß Männchen und Weibchen nie zusammen gesehen werden, erhöhte noch die Schwierigkeit ihrer Klassifikation; und da die Männchen aller Schönheit baar sind, so führen sie ein zurückgezogenes Leben und nur wenige Naturalisten sind glückliche Besitzer eines dieser Thierchen.

Die eigentliche Heimath des Argonauten ist



Schale der Argonauta.

das mittelländische Meer. Eine andere Species findet sich sehr zahlreich in der Nähe der peruanischen Küste und werden dort seeeinwärts bis zur Mitte des stillen Meeres angetroffen. Auch verliert sich auf langen Reisen gelegentlich einer bis zur Küste Californiens. Zwei andere Arten kommen noch vor, wovon die eine die warme chinesische See belebt, während die andere im indischen Ocean gaukelt.

Merkwürdig ist es, daß der chinesische Argonaut in Piemont versteinert gefunden wird, obwohl kein einziger dieser Art im mittelländischen Meer jetzt lebt. Es bestätigt die Thatsache, daß die Landenge von Suez einmal durch eine Wasserstraße die damaligen bestehenden Meere verband.

Der wahre Nautilus steht kaum den Argo-

Digitized by Google

nauten an Schönheit nach. Die Muschel ist zwar nicht von zartem papierdünnem Bau, hat aber das Brillante einer Perle mit jenem gemein und daher sehr geschätzt. Er gehört zu einer Ordnung von Cephalopoden, die ihre Oberherrlichkeit in vergangenen Erdaltern feierten und die Aristokratie des Meeres unter den Mollusken führten, wovon der Nautilus der einzige noch überlebende seiner Race ist.

In jeder geologischen Periode finden wir Verwandte unseres Nautilus vertreten, die vor der Erschaffung der niedrigsten Wirbelthiere, der Fische, die mächtigsten Monarchen des Meeres waren. Aber wie unsere Indianerstämme nach und nach aussterben, so starben diese Geschlechter bis zu diesem Einzigen dahin, um uns noch etwas von der Struktur und Lebensart seiner nun versteinerten Vorfahren zu sagen. Der Nautilus hat weder Angriffs- noch Vertheidigungswaffen, wie das Argonaut und Octopad. Er ist daher sehr scheu und zieht sich beim Angriff so eng und fest in seine Muschel hinein, daß er sich nur derselben als Schutzmittel bedient. In der Alterthumsgeschichte der Erde, wie in ihrem Mittelalter, gab es tausende von Gliedern dieser Ordnung, die wir nun in Felsen versteinert finden, die der ehemalige Boden jener Meere waren und worinnen wir Spuren von 30 Fuß Länge solcher Thiere finden, die die abenteuerlichsten Gestalten jener Meerestiefen gewesen sein müssen.

Perlenschiff, wie's Dichter malen,
Schweift auf schattenlosem Busen,
Spannt die wagnißvolle Barke
Auf die purpurrothen Flügel,
In dem süßen Hauch des Sommers
In des Golfes Zaubertiefen;
Wo die Lieder der Sirenen
Von Korallenriffen klingen,
Wo das Meerweib kalt und schüchtern
Sonnig kämmt ihr Haar, das schlichte.

Nicht gespannt mehr sind die Segel,
Die wie hingehaucht nur glänzten;
Und das Perlenschiff, das schmucke,
Liegt ein Wrack! Und jede Kammer
Die sein dunkelträumend Leben
Sich zur Wohnung zart erbaute,
Steht geöffnet — von den Wänden
Perlenglanz das Auge blendet;
Und entsiegelt sind Gemächer,
Die nur sonnenlos erst waren.

Vieler Jahre stille Arbeit
Baute schimmernde Spirale;
Und nach jedem Neubau zog er
Aus der dunkeln tiefen Kammer;
Zog in's neue wohnlich helle
Glattgewölbte vord're Zimmer.
Sanften Schritts stahl er sich vorwärts
Durch der Wandung Silberbogen;
Schloß im Rücken fest die Thür sich,
Sich in's neue Heim bequemend.

Bringst du mir wohl Himmelskunde,
Kind der See, der ewig regen,
Die dich warf aus ihrem Schooße?
Deiner todten Lippen Klänge
Tönen wunderbar prophetisch
Melodien, wie niemals Triton
Vom bekränzten Horn sie lockte,
Und mein lauschend Ohr entzückten
Aus der Tiefe Machtgedanken,
Stimmen, die verklärt entstiegen. —

Bau dir, Seele, höhre Wohnung
In dem raschen Flug der Zeiten;
Weich' aus niedrigen Gewölben,
Wohn' in stets verklärten Tempeln.
Und im letzten räumlich weiten
Dome harre noch verschlossen,
Bis das Lebensmeer, dich müde,
Rauh zerschellt dein voll Gehäuse,
Und von niederen Banden ringend
Frei dem Himmel schwebst entgegen.

Das Haus mit den neunundneunzig Schafsköpfen.

Von K. L.

Auf dem Alexander Platz, Berlin, steht ein Haus, bekannt als das Haus mit den neunundneunzig Schafsköpfen.

Friedrich der Große hörte einstens viel Gutes von Einem der in der Landbergsstraße wohnte und in seiner königlichen Güte baute er ihm darauf ein schönes Haus als Anerkennung. Darauf wurde ein Nachbar, der einige Schritte von diesem wohnte, so neidisch, daß er von lauter Verlangen nach gleichem Beweis königlicher Gunst Nächte lang nicht schlafen konnte. Er hatte es zwar nicht nöthig, denn er war sehr reich, sondern es war um die Ehre, an welcher sein Herz hing, zu thun. Um zu seinem Zweck zu kommen, fing er an große Summen den Armen zu geben. Kurz, er interessirte und unterstützte alle nützliche und wohlwollende Unternehmungen. Sicherlich erfuhr auch dieses der König und ließ ihn zu sich rufen, um einen Wunsch auszusprechen. Er bat den König um ein schönes Haus, welches er auch nach einigen Monaten

Digitized by Google

erhielt. Doch war er nicht glücklich. Es fehlte ihm noch etwas. Am Haus seines Nachbars waren schöne in Marmor gehauene Figuren angebracht. „Solche muß dein Haus auch haben sonst kannst du nicht im Frieden leben," sagte er.

Als der alte Fritz eines Morgens durch jene Straße ritt frug er den Mann, wie sein Haus ihm denn gefalle. Er antwortete, daß es ganz nach seinem Geschmack sei, aber daß doch eines daran fehlte. Wenn seine Majestät nur bewilligten, ihm auch wie seinem Nachbar so herrliche Figuren zu schenken. „Gewißlich," sagte der König; „Figuren sollst du auch haben," und ritt weiter. Der König bestellte neunundneunzig Schafsköpfe und ließ sie oben ans Haus setzen (15 sollen voran stehen). Als der König das nächste Mal vorbeifuhr, beklagte sich der Mann über seine Nachbarn, welche so bösartig seien zu sagen, daß die Bildhauerei eine Anspielung auf den Eigenthümer sei.

„Sie haben doch was sie wollen? sagte der König.

„Ach ja!" sagte der Mann; „aber die Schafsköpfe — wissen Sie!"

„Ja gewißlich, es sind blos neunundneunzig," erwiderte der König; „willst du aber eine volle Zahl haben, so steck nur deinen Kopf aus dem Fenster. Guten Tag!"

Und der König fuhr fort.

Das goldene Ringlein

oder

Was eine treue, tapfere Hausfrau vermag.

Von Emil Frommel.

Erstes Kapitel.

Es hat einmal unter unsern Dichtern in deutschen Landen einen gegeben, den hieß man den Heinrich Frauenlob, dieweil er den deutschen Frauen manch gut' Lied zu Ehren gesungen. Ist's ja vor Alters bei den Deutschen Sitte gewesen, noch als sie Heiden waren, den Weibern als dem schwächeren Theil die Ehre zu geben und sie hoch zu halten. Und doch gibt's noch einen älteren Frauenlob als den Heinrich; der saß noch dazu auf dem Throne und war kein Geringerer als der König Salomo, den der geneigte Leser schon von Kindesbeinen an kennt. Der hat in seinen Sprüchen ein fein Lied zu Ehren der Frauen gedichtet, das also lautet: „Wem ein tugendhaft Weib bescheret ist, die ist viel edler denn köstliche Perlen; ihres Mannes Herz darf sich auf sie verlassen und Gewinn wird ihm nicht mangeln. Sie thut ihm Liebes und kein Leides ihr Leben lang", und dazu hat Meister L. Richter ein herrlich Bild gezeichnet, aufs Härlein passend, als hätte er sich mit dem König Salomo unter vier Augen verständigt. Die Mägdlein in Deutschland und anderwärts könntens über ihr Bett hängen, und wenn sie in diesen hellen Spiegel alle Tage schauen, so brauchen sie den andern, den der Glaser macht, lange nicht so viel. Dort kommt unter anderen auch ein Vers vor: „Lieblich und schön sein ist nichts, aber ein Weib, das den Herrn fürchtet, soll man ehren". Da hat der König Salomo wahrhaftig Recht. Denn wer sich nur in ein hübsches Gesicht vergafft, der bedenkt den Vers des alten Reiterliedes nicht:

> Ach wie bald, ach wie bald
> Schwindet Schönheit und Gestalt!

Wenn die Pocken kommen und einem ins Gesicht hinein, wie die Setzer auf's Papier die Druckeisen setzen zu obigem Liedlein, oder im Alter die Leberflecken und andere Schönheitspflaster, da ist die ganze Herrlichkeit am Ende. Das Gesicht ist doch nur ein schönes Futteral und wenn nichts dahinter steckt von Herz und Geist, so ist es eben hohl. Am schönsten ist's freilich, wenn beides beieinander ist und die Leibeswohnung und Hütte wie ein sauberes Haus ist mit hellen Fensterladen und Scheiben, wo die Reben sich traulich an der Wand hinaufspinnen und man den Insassen, den Geist des Menschen, stille walten und schalten siehet und wie er dann und wann auch einmal das Fenster öffnet und die Hausthür, und einem einen herzigen „Guten Morgen" aus Aug' und Herz zuruft. — Von solch einer Frau soll dem geneigten Leser erzählt werden, und er kann dann die Vergleichung anstellen, ob seine, will's Gott, auch so ist.

's war etwa vor 50 Jahren, da war fröhliche Hochzeit im Dorfe D. Zwar keine von den großen, die etliche Tage dauerten, wie dem Mahlmüller seine, die meistens ein schlechter Anfang sind, denn da muß man gleich das Haus ausräuchern, daß die unsaubern Geister, die drei Tage gehaust haben, weichen. Hier aber waren wenige Leute beieinander; dafür waren's treue Freunde und Nachbarn sammt der Mutter der jungen Frau, die zu Tische saßen nach dem Kirchgang. Tisch, Stuhl und Bänke und das große Himmelbett, die Hochzeitskiste mit den zwei gemalten Herzen drauf, waren alles eigene Arbeit des jungen Ehemannes. Denn der war seines Zeichens ein Tischler und verstand sein Handwerk aus dem Fundament und machte keine Schränke, die des Nachts schießen und krachen und am Morgen eine Schmarre zeigen, als wären sie im Krieg gewesen. Er war ein schmucker Mensch und hatte auch wie die Tischler zu jener Zeit seine gerollten Löcklein vorne am Ohr, als richtiges Innungszeichen. In der Fremde hatte er was Tüchtiges gelernt und auch dazu etwas gespart, so daß

Digitized by Google

er das Häuslein ankaufen und eine Werkstatt darin einrichten konnte, wenngleich noch eine Hypothek darauf aufgenommen werden mußte. Vater und Mutter waren ihm früh verstorben und er hatte unter fremden Leuten sein Brod suchen müssen; hatte aber auch die Erfahrung gemacht, daß in der Haushaltsliste unseres Herrgotts obendran die Waisenkinder stehen, und es hatte ihm an keinem Guten gemangelt. Sein Bestes aber, was ihm zu theil geworden, das war, daß er das Herz gewonnen, das heute mit ihm verbunden. Ihr fehlte der Vater, der ihr, als sie noch ein Kind war, wegstarb. So hatte sie als einziges Kind mit ihrer Mutter zusammengelebt die Jahre durch. „Wittwe" aber ist kurzes Wort und ein langes Leid, das sich nicht mit Worten sagen und beschreiben läßt. Aber von ihr konnte St. Pauli Wort gelten: „Das ist aber eine rechte Wittwe, die einsam ist und ihre Hoffnung stellt auf Gott und am Flehen bleibt Tag und Nacht". So zog sie auch ihr Kind auf, ihre Margarete, und der war nichts lieber, als bei der Mutter sein und ihr die Hände unter die Füße legen. Gingen die andern Kamerädinnen zu Spiel und Tanz, so ließ sie sie gehen und sagte nur: „Für ein Wittwenkind paßt sichs nicht und mir ist nirgends wohler, als daheim bei meinem Mütterlein." Freilich hatte die Mutter auch so etwas an sich, wobei es einem wohl werden konnte und das war der reiche Schatz ihrer Erfahrung und der Liebe im Herzen. Sie hatte im Leben mehr gesehen, als andere Leute, und war durch ihre Erfahrung an den Menschenkindern nur um so fester an ihren Gott gedrängt worden und hatte in der harten Schule der Wittwenschaft etwas gelernt, was leider nicht alle Wittwen thun, die entweder leichtsinnig oder bitter werden wie ein Gallapfel, wenn sie die andern im Glück sehen. Ihr war aber weder ihr Gott noch ihr Herz gestorben, als sie ihren Mann begraben, sondern sie ließ in die blutende Wunde den Trost Gottes und die Liebe zu den Menschen und zu ihrem einzigen Kinde doppelt hinein. Wo sie ihr eine kleine Freude machen konnte, da that sie's. An ihrem Geburtstage und zur Weihnacht fehlte nie dort der Kranz über ihrem Bette noch hier der Christbaum, den sie in der Nacht geschmückt, als das Kind noch schlief. In Sommertagen, am Sonntag Nachmittags, ging sie mit ihr durch Wald und Flur, und hat ihr draußen im Walde, als sie größer wurde, manch' Stück ihres Lebens erzählt. Als der Tischler um ihre Margarete warb, hatte sie die Sache erst einmal ihrem Advokaten und Vormund im Himmel vorgetragen, und dem jungen Mann ein Probejahr gestellt, um ihn kennen zu lernen, wie er's meine, und dann erst ihr Jawort gegeben. Denn das Warten hatte noch keinen gereut, wohl aber die Eile. Am Abend aber vor der Hochzeit, 's war ein Junitag, da nahm sie ihre Margarete an der Hand und sagte: „Komm, wir wollen noch einmal mit einander in unsern lieben stillen Wald gehen, wo uns niemand sieht." Dem Mägdlein ward's so feierlich zu Muth, als ging es in die Kirche; schnell zog sie sich an und ging mit der Mutter.

Im Walde stand eine alte Buche mit weiten, breiten Zweigen und hoher Krone, wie so eine rechte Großmutter anzuschauen unter ihren Enkeln und Urenkeln. Dort waren sie schon manchmal zusammengesessen und die Buche hatte manch herzinnig Gespräch belauscht, was die beiden führten, und nur sachte in ihren Wipfeln dazu gerauscht und nichts verrathen. Da setzten sich die beiden wieder hin, die Mutter faßte die Hand ihrer Margarete und sagte ihr: „Liebes Kind, morgen ist dein Hochzeitstag und wir müssen uns trennen nach Gottes Willen. Ihr habt mich zwar bei euch behalten wollen, aber es steht nicht umsonst in der Schrift: „Es wird ein Mensch Vater und Mutter verlassen", und es taugt nicht, wenn die Alten im Hause sind. Ich bleibe in meinem Wittwenstüblein, und schaue nur zu Euch hinüber, wie Ihrs treibt, und will die Hände für Euch aufheben, daß es Euch gut gehe. Und nun, Kind, ich hab' mehr gesehen in der Welt als du, darum will ich dir das eine sagen: „Ein geduldiger Geist ist besser als ein starker Geist." Merk dir das alte Sprüchlein Dr. Luthers:

> Leid', meid', schweig' und vertrag',
> Dein Elend niemand' klag',
> Im Unglück nicht verzag',
> Gott hilft alle Tag.

Deß zum Gedanken will ich dir mein bestes zur Aussteuer geben, zu deinem selbstgesponnenen Linnen und was meine Armuth dir hat geben können. Nimm diesen goldenen Ring, den du an meinem Finger gesehen und wonach du mich so oft gefragt und keine Antwort erhalten. Jetzt will ich dir's sagen. Dein seliger Vater hat ihn mir am Hochzeitstage geschenkt, er hat ihn nie vom Finger genommen, seit seine Mutter ihm ihn gegeben, und die hat ihn von ihrer Mutter bekommen. Und diese deine Urgroßmutter, das war eine Frau wie ein Held, denn sie hatte einen Mann, der ein wildes Leben führte und ihr das gebrannte Herzeleid angethan hat. Aber sie hat Treue gehalten und doch zuletzt mit ihrer Liebe den Mann überwunden. So hat sich denn ihr Ring vererbt und am Ring da hängen viele Thränen, viel Geduld und Barmherzigkeit, und die drei Frauen haben ihn getragen und in schweren Stunden, auch bei deiner Mutter hat das Ringlein seinen Dienst gethan und gesagt: „So wie ich ohn' Ende bin, so ist auch rechte Lieb' und Geduld ohne Ende." So nimm du ihn jetzt und thue ihn nicht vom Finger, wie ich ihn nie vom Finger gethan und denk' dabei an alle die, die ihn getragen. Und wenn dir's einmal schwer werden will, dann laß dir das Ringlein sagen: „Halt ein! halt an! halt aus! Halt ein mit Klagen und Zorn, halt an im Gebet und Flehen, halt aus in Langmuth und Geduld!"

Damit küßte sie ihr Kind, und die Buche oben rauschte wieder so lind in den Wipfeln und es gingen die zwei also heim. Das Mägdlein hatte das Herz voll und sah auf das Ringlein hin und es ging ihr wie der Maria, als sie von Jerusalem hinab gen Nazareth zog. Sie verstand das Wort nicht, aber sie behielt's im Herzen.

Tags darauf war wie gesagt die Hochzeit. Was für einen Hochzeitstext sie gehabt, das weiß der Verfasser nicht. Dazumal war das Wort Gottes rar im Lande, und man sprach bei Taufen, Hochzeiten und Leichen ohne Text oft recht ins Blaue hinein. Und doch ist ein rechter Hochzeitstext aus Gottes Wort ein guter, handfester Stecken und Stab, an dem sich's wandern läßt auch ins dunkle Thal hinein,

Digitized by Google

und der Verfasser gäbe den seinen um vieles Geld nicht her, dieweil er ihm in Freud und Leid durch ein Menschenalter ein trauter Freund geworden.

Die anderen Gäste waren Nachbarn und Gefreundete, und unter den letzteren auch der Pächter eines Gutes mit seiner Frau. Bei denen hatte Margarete so manchmal ausgeholfen, wenn Krankheit oder viel Arbeit war, und die Pächterin hatte ihr zum Dank ein hübsches Stück Aussteuer mitgegeben an Geschirr und Linnen. Die Pächtersleute waren ernste Menschen, die sich's sauer werden ließen, aber allezeit doch einen fröhlichen Muth hatten.

Am Abend aber des Hochzeitstages gingen die zwei Eheleute allein noch in den stillen Wald und setzten sich unter der Buche nieder und dort erzählte die Margarete ihrem Manne die Geschichte vom goldenen Ringlein an ihrem Finger.

Zweites Kapitel.

Jahre sind dahin geflossen. Der Tischler hat manche Wiege gezimmert, und nicht blos für fremde Leute, sondern auch für seine eigenen Kinder, die alle auch ihr Bettlein haben wollten; und nicht nur ein Bett, sondern jedes auch seinen Teller und was drin. Aber um so fröhlicher arbeitete der Tischler an seiner Hobelbank, und seine Margarete war fleißig dahinter her, Alles zusammenzuhalten. Wer das Haus ansah und drinnen den fröhlichen Sang hörte bei der Arbeit (denn da arbeitet sich's doch noch einmal so gut dabei), und die Liebe, die drin waltete, wenn so am Abend nach der Arbeit das Paar vor der Hausthür saß und auf den Knieen die Kinder schaukelte und das kleinste den Vater so herzig an seinen Tischlerslöcklein faßte, da hatte jedes den Eindruck: „Wie glücklich sind doch diese Leute." Die alte Mutter ging auch noch immer ab und zu und half der Tochter treulich, wenngleich ihre Kräfte abnahmen und man merkte, daß es mit ihr Abend werden wollte. Das ist aber eben das Loos einer Großmutter, daß sie ihr eigen Leben noch einmal durchmacht an den Enkelkindern. Daß aber die Enkel an der Großmutter hängen, wie die Kletten am Kleid, weiß der geneigte Leser aus eigener Erfahrung. Denn die Enkel haben nicht weit vom Himmel, und die Großmutter nicht weit zum Himmel, und das giebt dann schon ein zärtliches Verhältniß ab.

So war denn kein Grund zu Sorge und Kummer. War auch das Häuslein noch nicht schuldenfrei, so konnten sie doch alle Jahre nicht blos pünktlich den Zins, sondern auch noch ein Stück Kapital abzahlen. Denn der Tischler hielt sich abseits von den Häusern, wo nicht unser Herrgott, sondern ein anderer seinen Arm ausstreckt, von den Kneipen und Schänken; sondern dahin, wo unser Herrgott allerdings seine Finger aufhebt: zur Kirche und Gottes Wort. Darum, wenn Margaret ihr Ringlein anschaute, war's ihr fast, als hätte die liebe Mutter unter der Buche doch allzu schwer und trüb hineingesehen in die Zukunft.

Es war an einem kalten Wintertag. Der Tischler hatte eben einen Schrank fertig für den Wirth zum weißen Rosse, der zugleich Kirchenvorsteher war, und brachte die Arbeit mit sammt der Rechnung am Morgen hin. Fröhlich über sein Werk, weil's ihm gelungen war, und dies die erste Bestellung von seiten des Rößleinwirthes war, stand der Meister noch einmal vor seinem Schrank. Der Wirth und Kirchenvorstand besah sich denselben nach allen Seiten, probirte die Schlösser und sagte dann:

„Horcht, Meister Jörg (so hieß er), Ihr seid ein Tausendskerl. Weit und breit reicht Euch keiner das Wasser. Ihr habt etwas gelernt auf Eurer Wanderschaft. So macht's keiner in der Stadt, so fein und doch so solid. Aber es thut mir leid um Euch, denn Ihr seid und bleibt eben doch ein armer Tropf, weil Ihr keine rechte Kundschaft habt. Euch kennt kaum einer recht im Ort, was Ihr für ein Mann seid. Ihr seid zu gut zum Wiegen machen und Sarg zusammennageln, Ihr könnt mehr als Brod essen. Aber Ihr seid eben ein Duckmäuser und lasset Euch von Eurem Weib und ihrer Alten das Concept corrigiren, wie die's haben wollen. Ihr kommt nicht unter die Leute, sonst würdet Ihr bei Eurer Geschicklichkeit schon ein reicher Mann sein und brauchtet Euch nicht mit Eurem Weibe abzuschinden und die Bretter aus der Sägemühle selbst auf dem Buckel heimzutragen. Kämet Ihr dann und wann hierher, will gar nicht sagen alle Tage, da träfet ihr Leute aus der Stadt, mit denen Ihr reden könntet und Ihr wäret ein gemachter Mann."

Dabei schenkte er ihm ein Glas Branntwein ein, dann sagte er: „'s ist heute mordskalt und das wärmt, Meister Jörg."

Dem Jörg war über der Rede des Wirthes schon etwas warm geworden und es leuchtete ihm ein, daß er seiner Margarete, die er doch so innig liebte, ein besseres Loos bereiten könnte. Als er gar noch ein paar Züge aus dem Trank gethan, den er nicht gewohnt war, da fing er, der sonst keine sechs Worte draußen sprach, an zu reden und zu prahlen mit dem, was er alles gesehen und erlebt. Derweilen kamen auch noch andere Leute, denen der Rößleinwirth den Schrank zeigte, indem er ihn noch einmal über die Maßen lobte. Einer der Bauern ließ gleich noch einen Branntwein kommen, um mit dem Meister anzustoßen und sagte „Das hat man gar nicht gewußt, daß man einen solchen Kerl im Dorfe hat. Meister, Ihr macht mir akkurat so einen Schrank, wie dem Gevatter Rößleinwirth seiner, nur noch feiner, 's kommt nicht darauf an, was er kostet." So ging die Rede fort und derweilen läutete die Glocke schon Mittag und besorgt hatte Margaret schon ausgeschaut nach ihrem Jörg. Da kam er denn an; die Kälte draußen und der Dunst innen hatten ihm doppelt warm gemacht. Als er hereintrat in die Stube, warf er das Geld auf den Tisch und schlug mit der Faust auf denselben, daß alles zusammenklirrte „Margarete, mir ist heute ein Licht aufgegangen. Du sollst es besser haben von jetzt an, und dich nicht mehr abschinden. Drunten im Dorf der Erlenbauer will seinen Wagen und sein Pferd mir billig verkaufen, wir sind schon handelseinig. Das Jammerleben muß ein Ende nehmen!"

Margarete schaute ihren Mann groß und fragend an. „Aber, lieber Mann, dazu hat's doch noch gute Weile, mir wird das Holzschleppen nicht

zu viel, ich trag's gern von der Sägemühle her. Weißt du, wir haben doch noch Schulden auf unserm Haus, die müssen doch zu allererst herunter," sagte sie sanft.

„Siehst du, das dachte ich mir, daß du eine Gegenrede hättest, du und deine Mutter, ihr wollt eben das Regiment führen, darum bin ich auch zu nichts gekommen. Hätte ich dem Rath des Kirchenvorstehers gefolgt, statt auf euer Weibergeschwätz zu hören, dann wäre ich ein gemachter Mann."

Margarate stand sprachlos da. — Sie kehrte sich zum Fenster und verbarg ihre rollenden Thränen. Der Jörg sah es, und schnell schlug er in sich. „Verzeih', Margarete, es war nicht so bös gemeint," sagte er und gab ihr einen Kuß. Da merkte sie, daß er getrunken hatte, und es ging ihr wie ein Stich durch's Herz. Kurz darauf hörte sie den vierjährigen Jungen schreien, der blutend herein kam. „Der Vater hat mich so arg geschlagen, weil ich gesagt habe: der Vater riecht heute gerade wie der alte versoffene Musikant, der die Drehorgel spielt." Den Tag über war er mürrisch und niemand durfte mit ihm reden. Am nächsten Morgen stand er wieder an seiner Arbeit und allerhand Gedanken gingen ihm durch den Kopf. Aber er sang nicht mehr, wenn er seinen Hobel ausklopfte.

Dem Erlenbauer, der ihn wegen des Wagens herausrief, antwortete er: „Die da d'rin leidet's nicht."

„Oha, so stehts bei Euch, Jörg," sagte der Erlenbauer. „Ihr schafft das Geld und die andern sagen Euch, wo Barthel den Most holt. Nun, meinetwegen, ich könnte Euch zwar beim Worte fassen und verklagen, weil Ihr aber doch so ein armer Weibersklave seid, solls Euch hingehen."

Das stach dem Jörg auf's Neue ins Herz. Vier Tage war er nicht ausgegangen. Jetzt aber warf er Abends den Hobel hin und ging fort und kam immer betrunken heim. Es war schon finstere Nacht, als er wieder einmal heim kam. Das Essen, das ihm die Margarete aufgehoben, schob er weg und stierte nur mit glanzlosen, halb geöffneten Augen über den Tisch. So war er noch nie gewesen. Als er zu Bett war, trat die Margarete hinaus unter die Hausthür und blickte in die Sternennacht hinaus. Ihr wollte das Herz brechen. Da fing das Ringlein an zu funkeln an ihrem Finger und sie preßte es an die Lippen. „Ach, Mutter, Mutter, solls jetzt so kommen, wie du gesagt?" Als sie das eben in die Nacht für sich hinausrief, da öffnete sich gerade die Thür des Vorgartens, und eine Gestalt, die ein großes Halstuch übergeschlagen, trat herein. „Ach, du bist's, Mutter!" sagte die Margarete und trocknete schnell ihre Thränen. Aber Mutterauge ist ein scharfes Auge und trotz des Nachtdunkels sah sie doch gleich, daß ihr etwas fehlte. „Ich bin," so sagte sie, „um euch besorgt gewesen. Ihr habt noch so lange Licht gehabt, und hab' gedacht, es ist eins krank und vielleicht könntet ihr mich brauchen. Ist eins krank?"

Die Margarete hätte am liebsten gesagt: „Ach ja, Mutter, nicht blos eins, nein zwei, drin mein Mann und — ich, wir beide sind krank." Aber das Wort erstarb ihr auf den Lippen, ihr fielen nur die Thränen herunter.

„O, Margaret, brauchst mir nichts zu verhehlen. Schau, ich weiß alles. Ich hab's gehört, daß dein Jörg zum ersten Mal nicht gut zu dir war. Dein Kind hat alles erzählt. Und heute Abend, wie ich den gesponnenen Hanf abgetragen, hab' ich deinen Mann beim Kirchenvorsteher sitzen sehen. Ach, Kind, jetzt kommt die Probezeit. Halt ein, halt an, halt aus! Fahr nicht auf im Zorn, stell's dem Herrn anheim, leg' dich bei ihm an den Laden und sei sanftmüthig gegen deinen Mann. Er ist nur verirrt und vielleicht kann ihn deine Liebe noch zurückhalten. Denk' an dein Ringlein und behüt dich Gott!" Damit drückte ihr die Mutter einen Kuß auf die Stirne und verschwand hinter den großen Malvenstauden. Es war gut, daß die Mutter gerade noch gekommen war, denn im Herzen der Margarete kämpfte es hin und her. Aber so ermannte sie sich, und des Morgens stand sie früh auf und sagte ihrem Mann liebreich Guten Morgen. Aber er antwortete ihr nicht. Sie hatten ihm den Abend beim Kirchenvorsteher und Rößleinwirth ordentlich eingeheizt, wie er sich doch nichts gefallen lassen sollte und selber der Herr im Hause sein, und er hatte sich's vorgenommen, seinen Willen durchzusetzen.

Die Mutter der Margarete hatte sich aber an jenem Abend, wo's bitterkalt war, in der Sorge um ihr Kind zu schnell und leicht angezogen, und die Kälte war ihr auf's Herz gezogen, dazu kam das Leid um ihr Kind, und das Elend, das sie heraufsteigen sah wie ein schwarzes Unwetter. So lag sie im Fieber am folgenden Tag, und eines der Enkel, das sie besucht, kam heim und sagte: „Die Großmutter will mich gar nicht mehr kennen und spricht so merkwürdig." Da machte sich die Margarete auf und kam athemlos hin. Die Mutter kannte auch sie nicht mehr, nur einmal kam das Bewußtsein wieder und sie schaute Margarete tief an und rief: „Halt ein, halt an, halt aus," das war ihr letztes Wort. Dann wich das Bewußtsein. Der Jörg wäre gern hingegangen, nach ihr zu sehen, denn er hatte sie doch von Herzen lieb gehabt, die stille fromme Frau; aber er schämte sich vor den Gesellen beim Kirchenvorsteher, denen er's in die Hand hinein hatte versprechen müssen, am nächsten Abend zu kommen. Währenddem die Margarete bei ihrer sterbenden Mutter am Bette wachte, saß er im Wirthshaus und spielte. Das hatte der Margarete tief ins Herz geschnitten. Da Niemand zu Hause war, und sie doch die Mutter nicht verlassen konnte, so holte sie ihre Kinder alle zur Mutter für diese Nacht. Sie ging vorher noch beim Kirchenvorsteher vorbei, es ihrem Mann zu sagen, daß sie die Kinder mitnehmen wolle, und bat, man möge doch ihren Mann still auf einen Augenblick herausrufen. Der Kirchenvorsteher ging selbst hinein, es ihm zu sagen. Laut vor allen Anderen sagte er es mit spöttischer Miene. „Aha," riefen die Andern, „jetzt kommt dem Tischler seine Kindsmagd und holt ihn weg. Alloh, Tischler, aufgestanden und laßt Euch was vorpredigen." Da brauste der Jörg auf und schrie „Sagt ihr, sie solle sich heimscheeren und nicht um Mannessachen bekümmern, sonst gings anders." Die arme Margarete hatte jedes Wort gehört und eilte fort in die Nacht hinaus mit ihren Kindern. Das jüngste hatte sie noch an der Brust, die andern nahm sie bei der Hand. „Geht der Vater denn nicht mit zur Großmutter?" sagte der älteste Junge, der zum Fenster herein den Vater

Digitized by Google

sitzen gesehen, „Großmutter ist doch so krank?“ Die Margarete konnte ihm nichts erwidern. Die Großmutter athmete tief und schwer. Die Kinder setzten sich um's Bett her und Margarete las aus dem Gebetbuch vor.

Dem Jörg aber war's doch nicht wohl, als er hörte, daß die Margarete weggegangen, und er wäre ihr am liebsten nach, aber nun hielt's ihn doppelt zurück aus Furcht vor seinen Gesellen. Bald war er wieder so im Spiel und Trunk, daß er Alles vergaß. Als die Nachtglocke läutete, mußte er aufbrechen mit den Andern. Wie gewohnt ging er durch die Hinterthür in's Haus und wollte sich zu Bett legen. Trotz seines Rausches aber merkte er doch, daß Alles still war. Er machte Licht und fand die Betten alle unberührt und Frau und Kinder fort. Da faßte ihn plötzlich eine namenlose Angst und Wuth zugleich. „Sie ist fort zu der Mutter, zu der alten Hexe, die sie aufstachelte, und hat meine Kinder geraubt. Her muß sie mit den Kindern und wenn's das Leben kostet!“ so schrie er vor sich hin und stürzte in die Nacht hinaus nach dem Wittwenhäuslein hin.

Der Athem der Großmutter wurde immer kürzer, über ihrem Gesichte lag aber ein so stiller Friede, wie wenn sie was Schönes sähe, so lächelte sie. Da hörte man draußen pochen und Schritte. Margarete schob den Riegel zurück, als sie ihres Mannes Stimme erkannte. „So, da seid ihr, ihr Lumpengesindel!“ schrie er sie an. Margarete aber nahm ihn sanft an der Hand und sagte: „Jörg, 's will Jemand sterben hier, stör' die letzte Ruhe nicht. Ich geh dann wieder mit dir.“ Damit leuchtete sie der Mutter in's Angesicht und Jörg heftete einen tiefen Blick auf sie. Alle Wuth war weg, die Thränen kamen ihm in's Auge. Die Ewigkeitsluft und Stille, die ihn anwehte, hatte ihn erfaßt und er war wie geschlagen. „Ach, du gute Mutter,“ rief er weinend und legte seinen Kopf noch zu ihr, „Mutter, Mutter, ach, wach nur einmal noch auf — es soll gewiß anders werden!“ Aber die Mutter schaute ihn nur noch lange an, so wehmüthig, daß er's schier nicht aushalten konnte. Dann that sie noch ein paar Athemzüge und sie war heimgegangen. Der Margarete war's wunderbar zu Muth — es war als ob von der sterbenden Mutter noch ein Segen ausgegangen über sie alle, und die Hoffnung stieg herauf: Nun ist's gewonnen und der Jörg ist gerettet. Sie umschlang ihn mit beiden Armen und er gab ihr einen Kuß und der Mutter einen auf die Stirn. Sie deckten Beide einen weißen Laken über die liebe Todte, löschten das Licht und gingen nach Hause. Er nahm das Jüngste auf den Arm und wickelte es tief in's Tuch und die andern an der Hand, und trotz der Nacht sprangen die Kinder so fröhlich um den Vater her, und jedes wollte seine Hand haben. Sie mußten am Kirchenvorsteher vorbei. Da zuckte es im Herzen der Margarete und des Jörg zugleich und Keines wußte vom andern, daß es zuckte.

Am Morgen war der Jörg früh auf. „Wir müssen nach der Sägemühle, Bretter holen für die liebe Mutter,“ sagte er; „aber du sollst's nicht thun, Margarete, ich will den Nachbar bitten.“ — „Ach nein,“ sagte Margarete, „laß mich mit, es ist noch der letzte Liebesdienst, den ich dem Mutterherzen thue.“ So gingen die zwei und sie kamen an der Buche vorbei, wo sie am Hochzeitstag gesessen, und die Margarete ließ ihre Thränen laufen, und Alles was ihr die Mutter dort gesagt, stand ihr so lebendig vor der Seele, als wäre es heut. Aber sagen konnte sie nichts, denn sie dachte, sie träfe das rechte Wort nicht, und gingen die Zwei drum so schweigend neben einander her. — Der Jörg zimmerte den Sarg, und manche Thräne, die nicht blos der Großmutter galt, sondern seinem eignen Leben, fiel mit den Spänen ab, und auch das Hochzeitswort des Pächters kam ihm in den Sinn:

Wollt Ihr drum bauen Euer Haus,
Schaut alleweg auf's Ende aus!

Und er sagte dann zu sich: „Es soll anders werden. Die Margaret soll doch sehen, daß ich ein braver Kerl bin.“ — Der Pfarrer that die Leichenrede und die Abdankung über das Wort: „Die Gerechten werden weggerafft von dem Unglück und die richtig vor sich gewandelt haben kommen zum Frieden und ruhen in ihren Kammern,“ und sprach vom Segen, den ein solch Gerechter bringe und der oft weiche vom Hause mit seinem Tode. Wie Lazarus, der Fromme, weiland der Segen gewesen für den reichen Mann und wie mit seinem Tod auch über den Reichen das Gericht hereingebrochen. Darum solle man sich's zu Herzen nehmen und ihren Glauben anschauen und ihnen nachwandeln. Ganz hatte der Jörg den Pfarrer nicht verstanden, dafür aber die Margaret um so besser. Sie wußte, wer ihr jetzt genommen war. Aber der Ring an ihrem Finger leuchtete so wunderbar, als sie die Hände faltete und sie gedachte des Wortes: „Halt ein, halt an, halt aus.“ So gingen sie vom Grabe heim, jedes in seinen Gedanken.

Drittes Kapitel.

Wochen vergingen und es war, wie wenn der liebe, alte Sonnenschein wieder in's Haus gezogen. Oft gingen die Beiden auf der Mutter Grab. Umsonst lockten ihn die alten Gesellen. Er hatte ja ein Recht zum Trauern. Trauerte doch der Kirchstuhl auch in der Kirche, der den Tischlersleuten gehörte. Denn es war Sitte im Dorf, daß sechs Wochen lang nach einer Beerdigung in einer Familie der Stuhl schwarz behangen war und die Familie nicht in der Kirche erschien. Das ist auch eine Art zu trauern, aber weder eine schöne noch rechte. Im Gegentheil — gerade Die brauchen's recht, daß sie zur Kirche kommen und Gottes Wort und Trost hören und merken, was ihnen Gott durch den Todesfall hat sagen wollen. Aber der Teufel hat allerhand Mittel, einen vom Worte Gottes wegzukriegen; die einen durch die Freude und die andern durch's Leid und 's Todtenbegraben. So lange der Jörg seinen Hut gegen den Strich unten eine Hand breit gebürstet hatte, glaubte er ein volles Recht zu haben zur Trauer. Wohl zogs ihn dann und wann hin in's alte Leben, aber der Schrecken über den jähen Tod der Mutter lag ihm noch in den Gliedern. Aber der Schrecken allein kurirt den Menschen nicht. Ganz heraus war's nicht gekommen, was ihn doch ins Unglück gebracht: der Hochmuth und die Menschenfurcht. Da kann

Digitized by Google

unser Herrgott einmal so hinregnen auf solch ein Herzensfeld und auch darauf hageln, aber wenn nichts eingesäet wird in die Erde, so nützt der lockere Boden auch nichts. An der Margarete hat's nicht gefehlt. Sie sagte dann und wann ein gutes Wort, aber der Jörg ließ sich's nur sagen und gab keine Antwort darauf.

's war etwa drei Monate darnach, da war große Holzversteigerung. Der Sägemüller hatte das Sägen satt bekommen und war ein reicher Mann dabei geworden. Drum wollte er alles Holz, was er noch hatte, verkaufen. Da ward Termin angesetzt und beim Rößleinswirth und Kirchenvorsteher sollte er abgehalten werden. Der hatte derweil am Jörg seinen besten Kunden verloren und dachte ihn wieder zu fangen und legte die Angel aus. Er paßte ihm auf, als er eines Abends heim ging von der Arbeit; da stellte er ihn und sagte: „Jörg, jetzt könnt Ihr Euer Glück machen. Der Sägmüller verkauft seine Dielen spottbillig. Wenn Ihr zuschlagt, seid Ihr ein gemachter Mann. Kaufts, sonst geht das Holz Euch vor der Nase weg an den Untertischler im Nachbardorf, der spitzt schon alle Ohren."

„Wie soll ich's kaufen, ich habe kein Geld," sagte Jörg unmuthig.

„Das ist das Wenigste, Jörg. Der Sägmüller ist mein Gevattersmann, der läßt mit sich handeln. Ihr kriegt das Geld von mir und gebt mir eine Hypothek. Besinnt Euch, 's ist Euer Bestes. Aber redet nicht mit Eurer Frau, denn die Frauen verstehen nichts vom Geschäft. Habt Ihr nicht gemerkt, wie der Herr Pfarrer auf Euch in der Leichenrede gestichelt hat, als er vom Segen sprach von der Alten und daß der mit der Alten aus dem Hause ginge, weil die 's noch gehalten habe? Die Alte hat Euch keinen Segen gebracht, sondern Euch zurückgehalten, Jörg. Das ganze Dorf hat ja mit Fingern auf Euch gedeutet nach der Leichenpredigt. Das hätt' ich mir nicht gefallen lassen. Sagt mir morgen früh Bescheid — Ihr könnt aber thun, was Ihr wollt."

Damit schloß er seine Rede. Dem Jörg summte es im Kopf in allen Tonarten. Zum ersten Mal kam er wieder brummend nach Hause, und als Margarete ihn sanft fragte, was ihm fehle, stieß er sie zur Seite.

„Du hast dem Pfarrer von meinem Leben erzählt und mich hat er in der Leichenpredigt vorgebracht, daß alle im Dorf es gemerkt haben."

„Aber, lieber Jörg, du weißt doch, daß ich kein Wort geredet habe, wie ich drüben mit dir im Pfarrdorf war und wir die Leiche angezeigt haben."

„'s ist aber doch so — der Kirchenvorsteher muß es doch besser wissen, sonst wäre er nicht im Vorstand."

„Den haben seine Gesellen hinein gewählt, aber nicht die Gemeinde. 's ist arg genug, daß solch einer drin sitzt," entgegnete Margarete.

„Hör', Margarete, das ist nicht wahr. Sieh', der will mir das Geld geben, daß ich dem Sägmüller sein Holz abkaufen kann, dann bin ich ein gemachter Mann."

„Ach, Jörg, der will dein Bestes nicht; dann hat er dich in den Fingern und du bist ihm mit Leib und Seel' verkauft!"

„Schweig, ich will nichts mehr hören," rief Jörg erzürnt und ging wieder hin und das Dorf entlang. Am Morgen war die Versteigerung und dem Jörg wurde Alles zugeschlagen. „Nun trinken wir eins auf den Kauf, das ist bei jedem Handel Sitte," sagte der Wirth, und der Jörg mußte Bescheid thun. Ihm zitterten zwar die Lippen, als er das Glas wieder ansetzte. Aber als er es ausgetrunken, da war das Zittern vorüber. Von nun an saß er jeden Abend wieder mit den alten Gesellen zusammen, ärger als je zuvor. Die Margarete sah ihre Lebenssonne sinken, wie in Nacht hinunter. Wohin sollte sie gehen mit ihrem Leid! Sie machte sich auf und ging selbst zum Rößleinwirth und bat ihn, er möge doch ihren Mann nicht verderben und ihm nichts zu trinken geben. Aber der lachte sie aus und stellte sich in seine ganze Positur als Kirchenvorstand und wollte ihr beweisen aus der Bibel, daß sie Unrecht hätte und ihrem Mann Gehorsam leisten müsse. Wenn der Jörg nicht bei ihm trinke, dann trinke er bei andern; hier aber ginge es noch auf die Rechnung und sie solle wohl bedenken, daß er das Kapital auf das Haus habe."

So ging sie entsetzt aus dem Hause. — Da gedachte sie auch der Pächtersleute, die immer so gut zu ihr gewesen und manchen Verdienst ihrem Jörg hatten zukommen lassen. Der Pächter sah sie kommen und sagte ihr: „Liebe Margarete, ich weiß, warum Ihr kommt. Aber Eurem Jörg ist jetzt nicht zu helfen. Der muß noch tiefer hinunter und Ihr mit ihm, aber nur anders. Ihr müßt noch mehr auf Eure Kniee, je tiefer er sinkt. Schaut **mein** Weib an! Ich habe Alles auch verloren, mein Hab und Gut, weil ich Bürgschaft für einen Freund geleistet und bin ein Pächter jetzt geworden. Aber daß ich nicht in den Abgrund gesprungen bin in der Verzweiflung und nicht zur Schnapsflasche gegriffen, das hat, nächst Gott, meine tapfere Frau gethan. Die hat nicht nachgelassen mit Beten und Bitten und Zuspruch — macht's auch so. Das ist das einzige Mittel."

Ihr wars, als hörte sie wieder ihre Mutter reden, sie reichte dem Pächter die Hand und ging. Zu Hause aber gings abwärts. Der hohe Zins, den sie zahlen mußten an den Rößleinwirth, verschlang Alles; dazu vernachlässigte der Jörg seine Kunden und die gingen zum andern Tischler. Das viele Holz lag als todtes Kapital da und fing an zu verderben. Kurz das Elend griff an allen Ecken und Kanten an. Da that ihr das Ringlein wieder seinen Dienst. Oft ging sie unter die Buche und weinte laut und die Buche rauschte dazu und nahm alle Seufzer in ihre Krone hinauf sammt ihren Thränen, und die liebe Sonne sog die Thränen auf und brachte sie vor unsern Gott. Immer mit derselben Liebe begegnete sie ihren Mann, lief zu seinen Kunden und bat sie um Arbeit und mußte dabei manch' bitter Wort hören. Aber sie triumphirte nicht, als ob sie das Recht gehabt, als ihr die Leute sagten: „Warum ist er solch ein Esel und macht den Sägmüller und den Rößleinwirth reich?", sondern senkte das Haupt. Einer ihrer weitläufigen Verwandten machte ihr den Vorschlag, sie solle sich doch scheiden lassen von dem schlechten Haushalter, Spieler und Säufer, aber sie stand ihrem Manne bei und sagte: „Da sei Gott für, daß ich ihn verlasse. Ich hab's geschworen, bis der Tod uns scheidet, auszuhalten."

Endlich brachs zusammen. Der Rößleinwirth forderte sein Geld und da nichts da war, so ließ er

Digitized by Google

bei Gericht klagen und den Tischler in den Schuldthurm einsetzen und legte die Hand auf Alles, was im Hause war. Das Gericht war auch bald bei der Hand und der Gerichtsdiener aus der Stadt holte den Tischler ab. Da packte Margarete die letzten Sachen zusammen, nahm ihre Kinder an der Hand, wiewohl sie meinte, sie müßte in den Boden versinken und der Boden trüge sie nicht. Noch einen Blick warf sie zurück auf ihr Haus, worin sie einst so glückliche Tage verlebt. — Draußen vor dem Ort auf der Landstraße ritt der Rößleinwirth just hin. Er wollte vorbeireiten und dem Rößlein den Sporn geben — aber der Jörg faßte den Zügel fest und sagte: „Halten müßt Ihr hier. Ihr habt mich, mein Weib und meine Kinder ins Elend gestürzt. Seit ich das erste Glas bei euch getrunken, das Ihr mir eingeschenkt, hat das Elend angefangen. Ihr habt mich gegen mein treues Weib, gegen meine selige Schwiegermutter aufgereizt. Ihr habt mir den Strick um den Hals gelegt und ihn zugezogen. Das habt ihr einst vor Gottes Richterstuhl zu verantworten. Ich trage meine Schuld, aber die hier sind unschuldig, mein gutes Weib und meine armen Kinder. All' die Thränen sollen als ein Fluch auf Euer Haupt kommen, ja —".

Die Margarete hielt ihren Mann zurück und sagte nur leise: „Jörg, du sollst nicht deinem Nächsten fluchen; die Rache ist Gottes und nicht unser."

Der Rößleinwirth war so weiß geworden wie sein Schimmel und wankte oben wie ein Betrunkener und machte sich auf die Seite, sobald er Luft bekam.

Aber der Margarete waren die Thränen im Auge ihres Jörg doch viel werth, trotzdem sie vermischt waren mit den Thränen des Zornes. Sie waren ihm gerade da losgebrochen, wie er von seiner Frau und seinen Kindern sprach.

„Vielleicht sieht Gott doch darein und läßt auch aus diesen Thränen etwas hervorwachsen," dachte sie.

So wanderten sie den mühseligen Weg weiter. Aber sieh, hinter ihnen, noch weit hinten, wirbelte der Staub auf der Landstraße und von fern tönte das Geräusch eines eilig fahrenden Gefährtes. Die Kinder schauen um. „Ach, das ist ja Pächters gelber Wagen," rufen sie, „und der Vetter," so nannten sie ihn, „fährt selbst."

Der Wagen hielt. Der Pächter stieg ab, gab dem Gerichtsdiener ein Schreiben in die Hand, worauf der dem Jörg die Hand reichte und sagte: „Geht, Ihr seid frei — da ist Euer Retter."

Der Jörg wollte sprechen, aber der Pächter drängte ihn in den Wagen hinauf mit den Seinen.

„Schnell und keine Worte machen, die Frau wartet schon zu Hause."

Jörg wußte nicht, wie ihm geschah, als sie plötzlich wieder an seinem Hause hielten. Er trat mit dem Pächter ein. Drin war der Tisch sauber gedeckt, die Pächterskinder hatten Alles aufgeräumt im Hause und wieder an den Platz gestellt, was zur Versteigerung zusammengestellt war. Die Margarete aber stand in Gedanken versunken da.

„Nun greift zu, Ihr seid ja zu Haus bei Euch," sagte der Pächter. „Jörg, das Haus gehört wieder Euch, ich habs gekauft und Ihr könnt jetzt mein Schuldner sein und sollt keinen harten Gläubiger an mir haben."

Weiter sagte der Pächter nichts, sondern reichte dem Jörg nur die Hand. Nach einer halben Stunde waren die Pächtersleute mit ihren Kindern wieder heim gegangen und überließen die Tischlersleute ihren Gedanken.

Als sie allein waren und die Kinder ihre Spiele aufgesucht, da brach der Jörg zusammen. Laut weinend, kniete er an dem Bette nieder, das er einst selbst gezimmert und sprach ein solch' herzbewegend Gebet und bekannte rückhaltlos Alles, was und wo er gefehlt, daß Margaretens ganzes Herz mit Jubel erfüllt ward. — „Margarete," sagte er, „glaubst du, daß Gott mir noch vergeben kann! Ich bin's nicht werth. Schau, als deine Mutter selig starb, da wollt ich mich bessern, aber aus Hochmuth; ich wollt' dir zeigen, daß ich nicht so schlecht sei. 's war nichts damit, ich bin viel tiefer gefallen. Wenn Gott und du mich nicht halten, bin ich verloren für immer. Glaubst du, sag, glaubst du, daß Gott mir vergeben kann?" — Da legte die Margarete ihre Hände auf sein Haupt und sagte feierlich: „Ja, von ganzem Herzen. Sieh, der Pächter hat uns geholfen, ohne allen Vorwurf, ohne alle Bedingung und Forderung, nur daß wir's annehmen und ihm danken, — so thut Gott in Christo, unserm Heiland. Jörg, ich sag' dir: Ich glaube an eine Vergebung der Sünden! Komm, steh auf, Gott hat mein Flehen gehört. Er wird auch deines hören."

Sie zog ihn sanft vom Boden auf an ihr Herz und küßte ihn herzlich.

„Ich bins nicht werth, daß du mich küssest, Margarete, ich hab' dir weher gethan als dein ärgster Feind. Ich begreife nicht, woher du noch mich lieben kannst."

„Das laß gut sein, Jörg. Wo ich meine Kraft her habe, das weißt du, das habe ich dir mehr als einmal gesagt. Such sie dort, wo ich sie gefunden."

So wie an diesem Abend der Jörg die Kinder herzte, hatte er es seit lange nicht gethan. Früh Morgens war er schon fort. Margareten wollte bange werden, denn in der Nacht war er öfters aufgefahren und hatte laut gerufen: „Gibt's Vergebung?" Und sie machte sich allerhand Gedanken. Aber die Kinder sagten: „Vater arbeitet schon lange draußen im Garten." So gut sie's konnte, richtete sie noch den Frühimbiß aus den übrigen Brocken des vergangenen Tages. Dem Jörg fielen aber immer die Thränen mit hinein. Nach dem Frühstück nahm er die Margarete beiseite und sagte ihr: „Margaret', eine Bitte hab' ich an dich, die darfst du mir nicht weigern." „Nun, und welche?" sagte Margarete. „Ach, gib mir deinen Ring, den du am Finger hast." Da zuckte Margarete zusammen und der Jörg merkte es wohl. „Ach, Jörg," sagte sie, „verlang ihn nicht, du weißt, von wem ich ihn habe, und ich weiß allein, was dran hängt. Die Mutter hat mir's Versprechen abgenommen, ihn nie vom Finger zu geben." „Ich weiß," sagte Jörg, „du hast mir's erzählt am Hochzeitstag — ach, gib mir den Ring. Thu mir noch zu aller Liebe diese einzige noch!" — Da zog ihn Margarete zitternd vom Finger und er steckte ihn an den seinen. — „Ach, wenn er am Ende in sein Leben zurückfällt und ihn verkauft!" so dachte bange Margarete. „Nun denk an mich und bet' für mich," sagte Jörg, als er hinausging. Sie sah ihm lange nach. Er kam an des Kirchenvorstehers Haus vorbei, die alten

Digitized by Google

Gesellen standen dort, er grüßte sie — und ging vorüber. Um 10 Uhr kam ein Bedienter vom Schlosse, das unweit des Dorfes lag, und brachte einen Korb mit Speisen, und die Nachricht, daß der Jörg vor Abend nicht komme, dieweil viel Arbeit da sei. Fröhlich kam er Abends heim. „Mutter," rief er von ferne, „ich habe Arbeit auf viele Wochen oben für's Schloß." Bald mußte er mit Gesellen arbeiten, weil er es allein nicht schaffen konnte. Die Kundschaft kam wieder, alle wollten den anders gewordenen Mann sehen mit eignen Augen. Er aber blieb bescheiden und still. Nirgends sah man ihn mehr, als nur zu Hause, und oft mit Margarete und den Kindern unter der Buche. Sie konnten bald dem Pächter anfangen abzuzahlen. Dem Rößleinwirth war's aber derweil übel gegegangen, der hatte sich in allerhand Betrügereien eingelassen und war mit Schimpf und Schande aus dem Kirchenvorstand entlassen, hat sein Haus verkaufen müssen und ist dann ausgewandert, niemand weiß wohin. Zwei Jahre waren so dahin, — da, am Jahrestage ihres Wiedereinzugs, den sie mit den Pächtersleuten zusammen feierten, stand der Jörg auf und sagte: „Pachter, Ihr seid mir ein treuer Freund und Nothhelfer gewesen, — aber die mich innerlich gerettet hat, das war die, die neben mir sitzt, meine Margarete. Was sie gethan in Liebe und Geduld, das weiß Gott allein. Und nun, Margarete, — da ist dein Ring wieder. Sieh — ich hab's mir nicht zugetraut, auf eigene Kraft hin, wieder treu zu bleiben. Die Versuchungen sind im ersten Jahre furchtbar gewesen, das weiß nur der, der je in solchem Leben war wie ich, wenn man davon lassen soll. Deswegen hab ich dich um den Ring gebeten. Er hat dich einst gehalten, das weiß ich; nicht der Ring, aber das Andenken, der Rath und Trost deiner seligen Mutter. Er hat auch mich gehalten. Wenn die Versuchung kam, dann habe ich auf das Ringlein geschaut, und es hat mich so ernst und liebevoll angeschaut, und ich habe alle deine Treue, all dein Herzeleid dabei angesehen, was dieser Ring erlebt hat, und sieh, dann bin ich frei und froh wie ein König durch alle Versuchung gegangen. Jetzt brauche ich ihn nicht mehr. Mich hält jetzt mein Gott und Heiland selber, den ich durch dich gefunden. Aber einmal laß mich ihn noch küssen und segnen." — Damit küßte er den Ring und steckte ihn seiner Margarete an den Finger.

* * *

Wenn der geneigte Leser freilich meint, das Ringlein sei die Hauptsache, und wenn er oder sie nur so eins habe, wollte er's auch so hinbringen, da täuscht er sich allerdings. Denn es ist mit dem Ringlein wie bei dem Wasser der heiligen Taufe, davon Dr. Martin Luther sagt: „Wasser thut's freilich nicht." So auch hier: Das Ringlein thut's freilich nicht, aber die Treue und Liebe, das Gedächtniß so dabei ist.

Item: Man hat manch goldenen Ring aufbewahrt, den Helden einst getragen, aber unser Ringlein ist nicht minder werth, als solch einer.

Aus einem Waisenhause.

Von G. Freimuth.

III.

Ein Festtag.

Es war an einem prächtigen Sommersonntagmorgen des Jahres 1862, daß die „große Klasse" in Begleitung der Br. L. und Z. sich auf den Weg machte, Vater Hennhöfer zu hören. Daß ihnen ein Festtag bevorstehe, wußten sie alle gar wohl. Schon der mehrstündige Weg durch Dorf und Feld und Wald stimmte ja jedes Herz zu hoher Lust. Heute wurde ja auch zur Kirche gegangen, nicht in Reih und Glied dahin marschirt. Wer wüßte aber nicht, wie willkommen einem Knabenherzen auch die geringste Abwechslung in der Richtung der Zwanglosigkeit ist? Dann ging's aber, „Vater Hennhöfer" zu hören. Er war unsern Knaben schon vom „Jahresfest" her wohlbekannt. Unser Waisenknabe erinnerte sich noch wohl der Rede Vater Hennhöfer's am vorhergehenden Jahresfest. Der 126. Psalm lag zu Grunde, und über die Gefangenen Zions sagte er unter Anderm: „Es giebt viertels Christen, halbe Christen, dreiviertels Christen, beinah Christen und ganze Christen. Nur die ganzen Christen fühlen sich so recht als die Gefangenen Zions in dieser argen Welt" &c. Heute predigte V. H. in Stafforth. Dort kamen denn auch unsre Waisenknaben gerade zur Zeit an, als man „zusammen" läutete. Bald stand sie auf der Kanzel, die greise Gestalt, der Held vieler Schlachten und reicher Siege unter seines Königs Kreuzespanier. Wer, der diesen theuern Gottesmann gesehen und gehört, hätte je den gewaltigen Eindruck wieder vergessen, den derselbe auf ihn machte? Welch eine Geschichte lag doch dazumal hinter dem greisen Gotteskämpen! Aus der Finsterniß Roms hatte er sich unter unsäglichen Kämpfen herausgewunden und war zur evangelischen Kirche übergetreten. Wie es aber in den zwanziger Jahren in dieser evangelischen Kirche aussah, zeigt eine Stelle in einem Brief, den der Freiherr F. v. Gemmingen unter dem 11. Mai 1822 an Hennhöfer schrieb. Sie lautet: „Mir ist bei Ihrem Vorhaben hauptsächlich die Stellung der lutherischen Geistlichkeit und Gemeinde äußerst wichtig und Ihrer recht reiflichen Beurtheilung wohl würdig. Lebten wackere Männer, wahre Christen, und Leute, die den Heiland lieb haben, auch nur einige hier im Consistorio oder zerstreuet im Lande herum, die Ihnen zur Stütze dienen könnten, so wäre ich ohne Sorge, allein wahrhaft erweckte Leute werden wohl schwer zu finden sein, — hier (in der Residenz) ist mir einmal nichts davon bekannt, besonders von dem Amtsgrad, wodurch solche wohlthätig für Sie wirken könnten." An der Spitze der Geistlichkeit stand dazumal P. Hebel, der gemüthvolle Dichter und „nüchternste Rationalist". Er war zwar unserem V. H. freundlich gesinnt, aber was mußte dieser nicht Alles von den Amts- und Gesinnungsgenossen desselben leiden. Doch er blieb treu; sein Zeugniß von der freien

Digitized by Google

Gnade Gottes in Christo schallte trotz aller Verfolgung fort und das gehaßte „Pietistenhaupt“ behielt den Sieg. In dem Doktor-Diplom, womit ihn in den fünfziger Jahren die Universität Heidelberg beehrte, wird der Rang eines Doktors der Theologie, Aloys Henhöfer, dem muthigen Bekenner und Prediger des lautern Evangeliums und ehrwürdigem Begründer des zu unserer Zeit aufblühenden christlichen Lebens in der Kirche unsers Vaterlandes, der Ehre wegen verliehen.

Nach der Predigt wurden die Knaben in verschiedenen Bauernhäuser vertheilt und es wäre wohl schwer zu entscheiden, ob die Freude der frommen Leute, einige Waisen bewirthen zu können, oder die Freude dieser Waisen sich so reichlich bewirthet zu finden, am größten war. Hätte es den freundlichen Wirthen etwa an gesundem Appetit gefehlt, ein Blick auf die Arbeit ihrer jugendlichen Gäste würde denselben schnell gebracht haben.

Der Nachmittag fand unsre Gesellschaft drüben in Spöck in der Christenlehre. Da war dann Vater H. besonders in seinem Elemente. Sagte er einmal drüben in Stafforth: „'s giebt dreierlei Leute: Böse, die stehlen u. s. w., Brave, die Morgens und Abends beten und ordentlich sind, aber kein Leben aus Gott haben, und Wiedergeborene, die's Leben aus Gott haben; — nun du, Karline, sag mir einmal: Von welchen giebt's am meisten in Stafforth?“ Und das Kind schaute ihn an und sagte: „Von den zweiten.“ Heute zeigte er in seiner unvergleichlichen Weise, wie mit dem Unglauben immer der Aberglaube verbunden gehe. „Als ich vor fünfunddreißig Jahren nach Spöck kam, sah's da schlimm aus. Wenn meine Frau einmal vergaß die Milch vor der Betglocke zu holen, war dieselbe immer versalzen. Kein Weib ließ nach der Betglocke mehr Milch aus dem Hause gehen, ohne Salz hineingeworfen zu haben, sonst wären ihre Kühe verhext worden.“ Nach der Christenlehre gings dann hinüber in's Pfarrhaus.“ V. H. mußte doch seine Hardthauskinder sehen. Unser Waisenknabe war Tags zuvor bei Dekan S. in deutsch St. gewesen und dieser hatte ihm einige Erdbeerpflanzen für V. H. mitgegeben. Sie wurden pflichtgetreu überreicht. „Das ist Prosa,“ sagte Papa H. und rief seiner Gattin zu: „Mutter, hasch net e Schtück Brod für die Bube?“ Ob er wohl glauben mochte, daß das derbe Schtück Brod mit Zubehör unsern Buben poetisch stimmen würde? Mit herzlichem Dank und frohem Herzen nahmen sie Abschied und traten den Heimweg an.

Es war das letzte mal gewesen, daß unsre Knaben die Gelegenheit hatten V. H. zu hören. Am zweiten Adventssonntag desselben Jahres wanderten sie zwar wieder nach Spöck, aber dieses mal umstanden sie das Grab des theuren Gottesmannes. Noch sieht unser Waisenknabe den Sarg, in dem der alte Held nach treuem Kampf so sanft und friedlich lag. Wie hat's in seinem Innern gebraust, als der Chor das: „Wie sie so sanft ruhn!“ anstimmte. 's war eine große, heilige Wunde dort am Grab. Die vielen Prediger im vollen Ornat, die große Gemeinde in tiefster Trauer, die Tausende, die das Wort des Lebens von den Lippen dieses Mannes vernommen hatten; all die Schaaren, Kopf an Kopf und Schulter an Schulter, bis über die Mauern des winterlichen Kirchhofs hinaus, und Alles einstimmend in den Klageruf des Stadtpfarrers Zimmermann: „Wie sind die Helden gefallen in Israel!“ Ein Herz seufzte dort in heißem Verlangen, dem Glauben dieses entschlafenen Lehrers nachzufolgen. Es war das Herz unsers Waisenknaben.

IV.

Etwas über Erziehung.

Wenn sich unser Waisenknabe heute, nachdem er ein gut Stück Welt und Leben gesehen hat, zurückversetzt in die Erlebnisse im Waisenhaus und nach dem moralischen Zustand der Zöglinge fragt, so glaubt er unparteiisch und wahrheitsgetreu sagen zu können, daß derselbe den Vergleich mit dem einer gleichen Anzahl Kinder aus den gewöhnlichen Lebensverhältnissen wohl bestehen konnte. Nimmt er Rücksicht auf die Thatsache, daß manche der Kinder verwahrlost in die Anstalt kamen, so wundert er sich heute über die erziehende Macht, den veredelnden Einfluß, den der Geist des Hauses ausübte. Wie dieses Erziehungswerk betrieben wurde, kann er kaum schildern. Wollte man sagen, daß strenge Zucht herrschte, so war dies allerdings in soweit wahr, als ein Jedes wußte, daß der Uebertretung sichere Strafe folgen würde. Andrerseits ist's aber ebenso wahr, daß schärfere Züchtigung oder auch nur Drohen viel seltener war, als in den meisten Familien von gewöhnlichem Umfang, in denen überhaupt Zucht geübt wird. Dann war's ein Glück für die Kinder, daß ihnen die Erziehung im Waisenhause ward? Im Allgemeinen gewißlich: Ja. Es waren wohl Wenige, die dasselbe nicht besser verließen, als sie betreten hatten. Ihre Schattenseiten hat diese Erziehung aber auch. Es mußte doch, der Natur der Sache nach, mehr eine Erziehung im Ganzen sein. Das Eingehen in die einzelne Persönlichkeit war in dem Maße nicht möglich, als es wünschenswerth gewesen wäre. So wars seitens der Zöglinge doch mehr Ehrfurcht und Scheu als vertrauensvolle Liebe, die zum Gehorsam gegen die Vorgesetzten bewog. Wie oft brannte unserm Waisenknaben das Herz unter den Ermahnungen des Hausvaters, wie oft trieb es ihn zu dem theuern Mann zu gehen und ihn um Rath und Hilfe in seinen jugendlichen Kämpfen zu bitten. Ach, hätte er's gethan, wie manchen Fehltritten hätte er entgehen können! Leider hielt aber ihn, und soweit er weiß, auch seine Mitzöglinge eine verkehrte Furcht davon ab. Zu jener Zeit mangelte es an dem geheimem, vertrauensvollen Verhältniß zwischen den Kindern und den Eltern, das eine so heilige Macht in der Erziehung ausübt. Späterhin soll es darin besser geworden sein. Ueberhaupt müssen die Hauseltern eines Waisenhauses das mühevolle Erziehungswerk noch in viel höherm Maß „auf Hoffnung“ treiben, als Eltern sonst. Erstlich muß die Hausordnung naturgemäß eine strengere sein und dann haben sie weder Mittel noch Gelegenheit, den Kindern die tausend kleinen Nebenfreuden zu gewähren, die so geschickt sind, dankbare Liebe im Kindesherz wachzurufen. Hüte sich doch ja ein Jedes, dessen Erziehung der eigenen

Kinder vielleicht mangelhaft genug ist, ein zu schnelles Urtheil über Waiseneltern zu fällen. Sie haben ein unsäglich schweres Amt zu verwalten.

Skizzen aus einem Reiseprediger-Leben.

Von Wm. Ahrens.

V.

Errette deine Seele und siehe nicht hinter dich. Lots Weib sahe hinter sich und ward zur Salzsäule. 1 Mos. 19, 17. 26.

Im Jahre 1848 trat eines Tages Br. B., Glied von meiner Gemeinde, in meine Stube mit der Botschaft: „Weißt du was Neues? in der lutherischen Kirche in Br. (ein Städtchen zwölf Meilen entfernt) soll eine große Erweckung im Gange sein; sie halten den ganzen Tag bis Abends spät kirchliche Versammlungen; Viele sollen schon bekehrt und manche Andere am Suchen sein. Ich beabsichtige hinzufahren, hast du Lust mitzufahren?"

Ich willigte mit Freuden ein. Begleitet von Elisabeth, der ältesten Tochter des Bruders B., einem jungen Mädchen von guter Bildung und echter Frömmigkeit, machten wir uns am nächsten Morgen bei Zeiten auf den Weg und begünstigt vom schönsten Wetter und guten Wegen, waren wir bald in Br. ... Und wie einst Barnabas nach Antiochien kam und die Gnade Gottes sahe und sich freuete (Apg. 11, 22. 23), so ging es auch uns. Die Wirkungen der heilsamen Gnade Gottes, welche die Menschen züchtigt zu verläugnen das ungöttliche Wesen und die weltlichen Lüste (Tit. 2, 11. 12), waren hier an allen Seiten sichtbar. Eine heilsame Aufregung hatte sich der Gemüther dermaßen bemächtigt, daß die Bewohner des (freilich kleinen) Städtchens und die Farmer der Umgegend ihre irdischen Interessen für die Zeit hintan setzten und ihre meiste Zeit auf gottesdienstliche Uebungen verwendeten. Wir selbst wurden aufs beste bewillkommt, und mit Vergnügen nahmen wir die Einladung, über Nacht zu bleiben, an.

Gegen Abend aber wurden die Gemüther durch die Schreckenskunde erregt, daß ein (in der Stadt wohlbekannter) junger Mann, der selbigen Tages im Städtchen war, auf dem Heimgange plötzlich zu Tode gekommen sei. Und nun erfuhr ich von Br. B. und seiner Tochter Folgendes:

Besagter Jüngling, der einzige Sohn einer Wittwe, von vornehmem Stande, wohnte in der Nachbarschaft von Br. B. (auf dem Lande) und war mit Elisabeth gut bekannt. Sie traf ihn im Städtchen in der Zwischenzeit der Versammlungen und von tiefem Interesse für das Heil seiner Seele, ermahnte sie ihn, sich jetzt zu bekehren; suchte ihm die Nothwendigkeit davon recht ans Herz zu legen; wies ihn hin auf die gegenwärtige herrliche Gelegenheit, und drang in ihn, dieselben doch heute noch zu benützen. Er gestand die Richtigkeit des Gesagten zu, wußte selbst, daß er bekehrt sein sollte und daß er wirklich gedenke späterhin Ernst in der Sache zu machen. Kurz, er machte keine Einwendung gegen das, was sie sagte, ausgenommen die Worte „Heute — Jetzt", und die Entschuldigung dafür war, daß er am nächsten Abend zu einem Ball eingeladen sei und versprochen habe, beizuwohnen. Und der Zweck seines Kommens zur Stadt war, die Tanzschuhe zu holen, die er bei einem dortigen Schuhmacher bestellt hatte.

Mit den Tanzschuhen in der Tasche, schwang er sich auf sein stattliches Reitpferd und ritt in Begleitung eines andern Kameraden der Heimath zu. Der Weg führte durch ein Gehölz und wie das Unglück es wollte, spornten die Beiden im jugendlichen Froh- und Leichtsinn ihre Pferde zu einem scherzhaften Wettlauf an. Da sah der Unglückliche einen Baum über den Weg hängen, und um ihm auszuweichen, bog er sich stark über nach der andern Seite, und im nächsten Augenblicke wurde sein Kopf mit solcher Gewalt gegen einen andern Baum geschleudert, daß die Hirnschale zerschmetterte und das Gehirn herausflog. Sein jugendliches Leben entfloh mit einer Schnelligkeit, die ihm nicht Zeit ließ, auch nur einen einzigen ernsten Gedanken zu fassen.

Als wir nächsten Tages wieder heimwärts fuhren, begegnete uns sein Leichenzug. An dem Platze des Unfalls stiegen wir vom Wagen und betrachteten den Baum, an welcher er seinen Tod gefunden und welcher noch die Spuren seines blutigen Gehirns trug; unser Geist aber sah darin die Predigt: „Eile, rette deine Seele, bevor es zu spät ist."

Lohn einer guten That.

Von C. Weber.

In den Vierziger Jahren des vorigen Jam eines Tages ein Scheerenschleifer in ein Dorf in der Gegend von Küstrin a. d. Oder. Das erste Häuschen im Orte sah sehr verfallen aus, dennoch wollte der Mann nicht vorübergehen, ohne seine übliche Frage zu thun, ob es nichts scharf zu machen gebe. Als aber die Thüre zu der niedrigen Stube geöffnet und einen Blick auf die bleiche Frau und ihren barfüßigen Jungen hinten am Tische und ihre gar ärmliche Umgebung geworfen, da sagte er sich, daß hier schwerlich etwas zu verdienen sein werde, und er würde davon überzeugt gewesen sein, auch wenn die Frau nicht mit schwachen Worten gesagt hätte: „Hab' nichts für Euch zu thun."

„Ihr scheint mir krank gewesen zu sein, gute Frau," bemerkte der Schleifer, der auf seinen Wanderungen ein theilnehmendes Herz bewahrt hatte.

„Ach ja," seufzte die Frau; „ich habe vier Wochen am Fieber gelegen und kann noch gar nicht wieder zu Kräften kommen."

„Und dabei habt Ihr's so kalt hier," fuhr der Mann fort, „daß nicht einmal jetzt um die Mittagszeit Eure Fenster abgethaut sind. Da könnt Ihr schwerlich völlig wieder gesund werden."

Wirklich war in der Stube eine eisige Kälte; stand

Digitized by Google

man doch gerade in der härtesten Winterzeit, und im Ofen war kein Fünkchen Feuer.

„Ueber die Kälte wollten wir noch nicht klagen," war die Antwort, „aber der Hunger quält uns so sehr; seit gestern haben wir keinen Bissen Brod über unsere Zungen gebracht."

„Ihr Armen," sprach der Schleifer bedauernd, „kann Euch Niemand im Orte beistehen?"

„Ach," sagte die Frau, „es giebt diesen Winter noch viele andere Nothleidende im Dorfe und — wir sind nicht gewohnt zu betteln."

„Aber sagt mir doch, wovon habt Ihr denn in der letzten Zeit das Leben gefristet?"

„Da ist der Ascher, der Jude aus Frankfurt, von Zeit zu Zeit gekommen," berichtete die Frau weiter. „Dem habe ich von unseren geringen Habseligkeiten eines nach dem anderen verkauft. Seit drei Wochen hat er sich auch nicht mehr sehen lassen. Wahrscheinlich meint er, es sei an dem wenigen Kram, den ich ihm noch hingeben könnte, nicht viel mehr zu verdienen."

„Dabei mag er wohl recht haben," dachte der Schleifer, als er seine Blicke noch einmal durch den Raum schweifen ließ. „Der liebe Gott wird schon helfen, Frau; verlaßt Euch nur auf ihn; lebt wohl!" sprach er dann, wandte sich um und schritt wieder zur Thür hinaus.

„Das ist ganz schön geredet," dachte die arme Kranke. „Was nützen aber die freundlichen Worte allein?"

So saß sie stumm vor sich hinbrütend. Ihrem Knaben Ferdinand wurde es dabei recht bange um das Herz; er kauerte an die Seite der Mutter nieder, faßte ihre Rechte, suchte sie warm zu hauchen und fragte schüchtern, ob er nicht zu dem Sattelbauer gehen dürfe, ein paar Rüben von ihm zu erbitten.

„Geh nach dem Dunkelwerden," sprach die Mutter, „daß dich Niemand ansprechen sieht."

Wieder hatten sie eine Weile still neben einander gesessen, als die Thür auf's neue geöffnet wurde. Mit Verwunderung sahen die Beiden den Schleifer zum zweitenmale hereintreten. Diesmal hatte er ein Brod in der Hand, schob dasselbe mit gewinnender Freundlichkeit der überraschten Frau zu und sprach: „So! Das für's Erste, damit Ihr wenigstens den Hunger stillen könnt. — Sprecht nicht davon, es ist ja nicht der Mühe werth," setzte er abwährend hinzu, als die Frau Dankesworte stammelte. „Ich habe auch Weib und Kinder zu Hause, die da wissen, daß Hunger wehe thut. Wenn Ihr Euch bedanken wollt, so thut es beim ersten Bauer im Oberdorfe; der wird Euch auf meine Fürsprache auch heute Abend eine Tracht Brennholz schicken, damit Ihr ein warmes Stübchen haben könnt."

„Ach, wenn ich doch wüßte, was ich Euch für Eure Wohlthat zu Liebe thun könnte!" sprach die Frau.

„Macht doch kein solches Aufhebens von der Sache!" erwiderte der Schleifer. „Wenn ich nicht selber ein armer Mann wäre, wollte ich Euch anders beistehen."

„Nur ein Andenken nehmt von uns mit, guter Freund," fing die Frau immer wieder an. „Flink! Ferdinand, nimm die Bank und lange auf das Wandbrett beim Ofen. Da in dem Holzkästchen liegt die Uhrkette vom verstorbenen Vetter Christoph."

Der Knabe brachte das genannte Familienstück herzu und die Frau drang es dem Schleifer ordentlich auf. „Die Kette ist nicht viel werth, aber sie soll Euch an Eure Wohlthat erinnern, und das wird Euch fröhlich erhalten," sprach sie.

Da der Mann sah, daß er mit der Kette keine Kostbarkeit fortnehmen werde, — denn sie war aus brauner Seide geflochten und trug ein Herzchen aus rothem Kupfer, und der Jude würde keinen Heller dafür gegeben haben — so ließ er sich bewegen, das kleine Gegengeschenk anzunehmen. Er that es hauptsächlich, damit der Frau, deren zarten Sinn er ehrte, das geschenkte Brod um so besser munden möge; dann verabschiedete er sich zum zweitenmale.

Die arme Frau erfuhr bald, daß der Fremde, nach dessen Namen und Heimath sie nicht einmal gefragt hatte, ein rechter barmherziger Samariter sei, denn schon am nächsten Tage kam der Pfarrer aus dem Nachbardorfe, wohin sie sonst zur Kirche gegangen, erkundigte sich nach ihrem Zustande und stellte fernere Hilfe in Aussicht. Die Frau genas allmählig und wurde wieder fähig, durch Arbeit ihren Unterhalt verdienen zu können. Außerdem hatte sie die Freude, daß ihr Sohn, in welchem der Herr Pfarrer einen offenen Kopf erkannt hatte, auf Verwendung in einem Waisenhause untergebracht wurde.

Ferdinand gehörte hier bald zu den bravsten, tüchtigsten Schülern; als er das nöthige Alter erreicht hatte, wurde er, wie früher sein Vater auch, Soldat, und als der alte Fritz seine Krieger in den siebenjährigen Krieg führte, marschirte Ferdinand als Unteroffizier mit nach Böhmen. Bei Prag war er unter den Grenadieren, welche die am Rande steiler Anhöhen aufgepflanzten feindlichen Kanonen erstürmten, einer der unerschrockensten und tapfersten gewesen, so daß sein König ihn nach der Schlacht zum Offizier ernannte.

„Wer hätte," schrieb Ferdinand in dem Briefe, worin er seiner Mutter diese Beförderung meldete, „ein solches Glück vermuthet, als wir vor zwölf Jahren, du krank, wir beide hungernd und frierend in der Stube zusammen saßen? Gott hat Großes an uns gethan. Wie mag es dem braven Manne ergehen, der sich zuerst unserer annahm, und dem wir nach Gott vornehmlich Dank schuldig sind?"

Ferdinand sollte bald darauf von dem Manne zu einer Zeit und auf eine Art erfahren, wie er es am wenigsten vermeinte.

Das preußische Heer befand sich auf dem Marsche gegen Kollin, wo Friedrich dem Großen bald darnach die bei Prag errungenen Vortheile durch Daun wieder entrissen wurden. Da stöberten einige Soldaten des Regiments, bei dem Ferdinand stand, einen österreichischen Spion auf. Da sie wußten, daß in den letzten Tagen den Feinden wiederholt wichtige Maßnahmen verrathen worden waren, so gaben sie sich alle Mühe, des Burschen habhaft zu werden, aber die nachgeschickten Schüsse gingen fehl, und der Verfolgte entwischte glücklich in ein am Wege liegendes Gebüsch.

„Der nächste dieser Galgenvögel, den ihr erwischt, soll ohne Weiteres füsilirt (erschossen) werden," sagte der Oberst, als ihm von dem Vorfalle Meldung gemacht wurde.

„Habt ein wachsames Auge auf den schwarzhaarigen Kerl," sprach der alte graubärtige Feld-

Digitized by Google

webel in Ferdinands Compagnie zu seinen Leuten. „Vielleicht juckt ihn seine Spürnase noch einmal."

„Und ich will Spießruthen laufen, wenn ich den Burschen nicht kenne," ließ sich einer der Grenadiere vernehmen, der mit bei der Hetze gewesen war. „Vor zwei Jahren, da ich hier zu Lande in Josephstadt als Schustergesell arbeitete, habe ich einen dem ganz ähnlichen Menschen gesehen. Das war der Wenzel Jannascheck, der Wirthssohn vom Libussahofe, welcher sich durch die Spionage gewiß „a Gnadenkettel" von seiner Kaiserin verdienen will."

Zu Kriegszeiten wechseln die Eindrücke und Bilder schnell, und das kleine Vorkommniß war bald vergessen; aber am übernächsten Tage, als das Regiment, welches mit den übrigen Truppen während einer schönen Juninacht im Freien campirt hatte, sich morgens zum Aufbruch rüstete, da entstand plötzlich ein Tumult. Eine Patrouille brachte einen fremden Menschen, den die Vorposten aufgegriffen, weil er sich auf verdächtige Weise in der Nähe des Lagers herumgetrieben habe.

„Potz Bärenmütz' und Ladestock! Da ist der Schwarze wieder!" rief der alte Feldwebel aus, als er des Gefangenen ansichtig wurde.

Und der ehemalige Schustergesell, der wie häufig der Feldflasche mehr als billig zugesprochen, drängte sich an denselben, gab ihm einen Seitenstoß und höhnte: „Sieh, sieh, Wenzel Jannascheck, dein neues Handwerk hat schnell den Boden verloren. Laß dir nur die blauen Bohnen schmecken, die du jetzt zu kosten kriegen wirst."

Der also Angeredete bot ein Bild des Jammers. Ueber sein fahles Gesicht, das um so blässer erschien, weil es von schwarzen Haaren und eben solchem Barte eingerahmt war, floß der Angstschweiß in dicken Tropfen. Er ging wie betäubt einher; seine Kniee zitterten; von den Soldaten mit den Gewehrkolben unsanft vorwärts gestoßen, sank er fast zusammen. Er schien erst einigermaßen zur Besinnung zu kommen, als er nun vor dem Obersten stand und vernahm, daß er wegen Spionage gefangen sei.

„Kein Federlesens mit dem Burschen!" rief der Oberst grimmig, als der Gefangene reden wollte. „Stellt ihn an den nächsten Baum und thut eure Pflicht! Lieutenant Steinau, vollziehen Sie die Execution!" commandirte er hierauf, indem er sich an unseren Freund Ferdinand wandte.

Der fremde Mensch sank in die Kniee. „Um Gotteswillen!" schrie er, „ich bin kein Spion."

„Das sagen die Schurken alle," sagte der Oberst, fuhr aber gleich darauf mit einer milderen Regung fort: „Womit willst du deine Unschuld beweisen?"

„Ich bin ein Lausitzer und aus dem Städtchen Ostritz gebürtig und habe lange in den bömischen Glashütten gearbeitet. Da die des Kriegs wegen jetzt feiern, wollte ich nach Hause wandern. Was sollte ich für Ursache haben, einen Spion abzugeben?"

„Verzeihen der Herr Oberst," fiel der alte Feldwebel ihm in's Wort, „der Kerl lügt das Blaue vom Himmel herunter. Ein Böhme ist's und aus Josephstadt und der Sohn eines Schankwirths. Der Grenadier da" — und er zeigte auf den Ritter von der Schuhahle — „kennt ihn genau."

„Zu Befehl, Herr Oberst," sprach dieser, indem er sich in Positur stellte, mit einem Gesichte, das seine sichere Rede Lügen strafte: „Ich kenne den Wenzel Jannascheck."

„Also vorwärts!" befahl der Oberst und wandte sich ab, und Ferdinand führte den Fremden mit acht Mann bei Seite, wo ein wilder Apfelbaum im Felde stand.

Als der angebliche Spion sah, daß alle Hoffnung auf Rettung umsonst sei, folgte er ohne Widerstand, aber im Vorwärtsschreiten nestelte er den Hemdenkragen auf und zog eine geflochtene, braune Uhrkette, an der ein blankes Metallschildchen hing, über Hals und Kopf. Eben war man bei dem Baume angelangt. Da fiel der Unglückliche vor Ferdinand auf die Kniee.

„Herr Offizier," rief er jammernd, „wenn Ihr noch einen Vater oder eine Mutter habt, so werdet Ihr mir meine letzte Bitte nicht abschlagen. Als ich in die Fremde ging, hing mein alter Vater mir diese Kette um. Sie erinnert an ein gutes Werk, sagte er. Verbirg sie als Schutz und Schirm gegen böse Gedanken an deinem Halse. Habt Erbarmen, übernehmt die Kette und sucht sie, wenn Euer Marsch durch die Lausitz gehen sollte, durch einen Eurer Leute an den alten Jonas in Ostritz zu bringen. Sie wird ihm ein Zeichen sein, daß ich unschuldig den Tod erlitten. Ihr werdet die letzte Bitte eines Sterbenden nicht zurückweisen."

Ferdinand durchzuckte es bei dem Anblicke des Kettchens wie ein Blitz. Er griff hastig nach dem unscheinbaren Ding und rief, während eine sonderbare Ahnung durch seine Seele fuhr: „Was ist dein Vater? Und wo hat er die Kette her?"

„Er ist Schleifer, und er hat sie nach seiner Erzählung von einer armen Wittwe zum Andenken erhalten."

„Deine Hand, Freund!" rief Ferdinand gerührt. „Ich danke Gott, daß du mir dies Kettchen gezeigt. Es erweist die Wahrheit deiner vorigen Aussage und wird dich retten," und der Offizier drückte zum Staunen seiner Soldaten das Kupferschildchen, worin ein Kreuz, ein flammendes Herz und ein Anker gravirt waren, an die Lippen, commandirte „Rechtsum!" ließ den Fremden neben sich herschreiten und ging mit ihm vor den Oberst, der höchst befremdet dreinschaute, als sein Lieutenant den vermeintlichen Spion jetzt an der Hand zu ihm geführt brachte.

Die Aufklärung war bald gegeben und der Oberst von der Schuldlosigkeit des Glasmachers überzeugt. „Du hast deine Rettung nur der guten That deines Vaters zu danken," sagte er.

Durch den Oberst mit einem Passirschein versehen, von Ferdinand reichlich mit Geld beschenkt und mit Grüßen an den alten Vater beauftragt, zog der Glasmacher nach der überstandenen Angst fröhlich von dannen.

Spruch.

Mußt du entfernt von wahren Christen leben?
O desto mehr dich Christo hingegeben!
Er will und wird allein
Dir Umgang, Freund und Bruder sein.


Digitized by Google

Ein Märtyrer aus unseren Tagen.

Dem Holländischen nacherzählt von J. Verhagen jr.

(Schluß.)

Viertes Kapitel.

Als ich wieder zu mir kam, stand die Sonne bereits sehr hoch am Himmel, und ich lag in einem Bauernhause auf einem weichen Lager.

Vor dem Bette stand eine flinke Bäuerin, die, sobald ich die Augen aufschlug, rief:

„Jaap! er ist aufgewacht!"

„So!" entgegnete der Gerufene, der niemand anders war als ihr Ehemann. — „So, er ist also wieder aufgewacht? Hab's mir wohl gedacht, daß er wieder zu sich kommen würde. — Wie konnten Sie bei solchem Wetter ausgehen, junger Herr? Ich fand Sie durchnäßt auf dem Wege liegend; hätte ich Sie nicht in meinem Wagen mitgenommen, so würden Sie wahrscheinlich umgekommen sein."

„In Gottes Namen," sagte ich zu ihm, seine beiden Hände ergreifend, „sagt mir, bin ich bei Freunden oder Feinden?"

„Aber ich kenne Sie ja nicht," gab der Bauer zur Antwort, „und weiß daher nicht, wer Ihre Freunde oder Feinde sind."

„Sagt mir einfach, ob Ihr katholisch oder protestantisch seid," sprach ich beschwörend.

„Katholisch? nein, zum Glück nicht. Wir haben eine Abneigung gegen die Päpstlichen, weil sie vormals unsere Vorväter gefangen und verbrannt haben. Von Geschlecht zu Geschlecht sind wir protestantisch."

„Sie haben mir auch ein Leid gethan," sagte ich, und erzählte meine Geschichte, indem ich meine Angst nicht verhehlte, wieder in die Gewalt meines Beichtvaters zu fallen.

„Laßt sie nur kommen!" sagte er, als ich meine Erzählung beendigt hatte. „Laßt sie nur kommen, ich werde sie schon sie zur Thür heraus werfen, so wahr ich Jaap Kleinweg heiße. Sie können die ersten paar Tage hier bei mir bleiben."

Ich dankte Gott für meine Rettung und blieb drei Wochen im Hause der guten Leute. Da ich nur wenig Geld besaß und nicht gerne das Gnadenbrod essen wollte, nahm ich Abschied von meinen freundlichen Gastgebern und zog von dannen.

Wohin aber?

Zu meinen Eltern? Nicht um alles; denn dann erwarteten mich neue Qualen, ich würde als ein Irrsinniger behandelt und vielleicht mit der Polizei nach Brabant geschafft werden, oder das Elternhaus würde sich vor mir, dem Ketzer, schließen.

Ich begab mich also ohne Zweck und Ziel zu Fuß auf die Reise. Die erste Nacht wurde mir eine Schlafstelle in einem Heuschober bewilligt. O, wie sanft ruhte da mein Haupt, wie inbrünstig dankte ich Gott beim Erwachen! Ja, besser als im Seminar, besser selbst als in der Wohnung meiner Eltern, hatte ich die Nacht zugebracht; denn ich fühlte, daß Gott mit mir war und wußte, daß er gesagt hatte: „Selig seid ihr, die ihr um meinetwillen leidet!"

Früh am Morgen machte ich mich wieder auf und kam gegen Mittag an eine Herberge, wo ich mir eine Tasse Kaffee und ein Butterbrod geben ließ. Im Wirthszimmer hing ein großes Plakat, auf dem zu lesen stand, daß denen, die als Kolonisten in den indischen Dienst treten, ein hohes Handgeld bewilligt würde.

Das war mir eine willkommene Ankündigung. Ich konnte dann selbst für meinen Unterhalt sorgen und war meinen Feinden entrückt. Ich wußte damals noch nicht, daß in der indischen Armee so viele Laster gepflegt wurden. Ich wußte nicht, daß ein gottesfürchtiger Kolonist eine große Seltenheit sei.

Ich theilte dem Wirth meine Absicht mit; er gab mir die nöthige Auskunft; ich machte mich nach Harderwyk auf und verpflichtete mich für sechs Jahre. Einige Monate später lichtete die Barke „General de Steur" die Anker; die Segel wurden aufgehißt und das Fahrzeug trug eine große Anzahl Mannschaften nach Indien, um die dortige Armee zu verstärken. Unter ihnen befand sich auch Andries Aalders.

Fünftes Kapitel.

Sechs Jahre waren vergangen und meine Dienstzeit zu Ende. Ich hatte den Beinamen „der Feine" bekommen und konnte meinem Vorgesetzten nichts nach dem Sinne machen. Mit Freuden sahen mich Alle nach den Niederlanden zurückkehren.

Ich war in Batavia Mitglied der Reformirten Kirche geworden und hatte mich vom katholischen Glauben losgesagt.

In all dieser Zeit hatte ich weder von meinen Eltern noch von meinem Bruder etwas vernommen. Ich hatte wohl geschrieben, aber keine Antwort erhalten. Kein Wunder, daß ich, so rasch es ging, nach Amsterdam eilte.

Es war ungefähr drei Uhr Mittags, als ich die Station des holländischen Bahnhofes verließ. Ich eilte die Kaisergracht entlang nach der Liliengracht, und konnte ein Gefühl der Freude nicht unterdrücken, als ich die elterliche Wohnung von Ferne erblickte.

Doch — was sah ich? Die Läden waren geschlossen. Sollte meine liebe Mutter, die ich durch den Brief so betrübt, sollte sie . . . Nein! ich wagte nicht es auszudenken.

Ehe ich mir getraute, die Stufen zu ersteigen, ging ich einige Häuser weiter zu dem Dienstmann, der an der Ecke von der Liliengracht im Keller wohnte, um mich bei ihm zu erkundigen.

„Ist der alte Herr Aalders aus der Stadt?" fragte ich den Mann, dessen Name über der Thür

Digitized by Google

des Kellers nebst dem Zusatze zu lesen stand: „Dienstmann, reinigt und legt Teppiche und besorgt Decken nach der Walkmühle.“

„O, nein,“ entgegnete er, „der ist todt, vorige Woche haben wir ihn begraben. Ich glaube, er stand sich gut; ich habe zwar nur einen Thaler Trägergeld bekommen, und der ist sauer genug verdient bei dieser Hitze. Aber,“ unterbrach er sich, „gehörte er etwa zu Eurer Verwandtschaft? Ihr zittert ja!“

„Es ist nichts,“ entgegnete ich, „ich bin wohl etwas übermüdet.“

„Als die Frau starb,“ — hub der geschwätzige Dienstmann wieder an, „da war es besser. Das sind jetzt . . . laßt mich sehen — zwei — nein drei Jahre her; denn meine kleine Grit war eben erst geboren und die wird zur Kirmes drei Jahre. Da bekamen wir noch vier Gulden Trägerlohn, das war der Mühe noch werth. Sie war eine gute Frau, die viel an den Armen that. Traurig, daß der eine Sohn ihr so viel Kummer gemacht hat; er war der jüngste und hieß Andries. Muß das ein Ausbund gewesen sein. Er sollte Pastor werden, wurde aber seines liederlichen Betragens wegen fortgejagt. Als sein Vater ihn bestrafte, brannte er durch; zuletzt ging er nach Indien als Soldat und ist entweder todt geschossen oder aufgehangen. Und das war verdienter Lohn; denn er hat seiner guten Mutter den Tod angethan. Auf ihrem Sterbebette hörte ich sie selbst sagen, daß er ihr einen Brief geschrieben, als er noch Student war, der sie für alle Zeit unglücklich gemacht habe. — Der andere Sohn ist besser gerathen. Er ist wohl geldgierig und mürrisch und läßt mich nie was verdienen, aber was hilfts! meine Collegen müssen auch leben. Der Sohn, wollt ich noch sagen, ist verheirathet und hat zwei nette Kinder; er ist Kaufmann. Ja, ja, es geht wunderbar zu in der Welt!“

Wie Dolchstiche drangen diese Worte in mein Herz. Der Dienstmann, der da in seinem weißen Kittel vor mir stand, hatte mich gut unterrichtet. Man hielt mich für todt; meine Eltern waren nicht mehr; meine liebe Mutter hatte noch sterbend meiner gedacht.—„O, Gott!“ rief ich aus, „wie schwer ruht deine Hand auf mir! O, nimm mich doch schleunigst aus dieser bösen Welt in dein Reich!“

Ohne dem Manne für seine Auskunft zu danken, ging ich. Mit den Händen in den Hosentaschen starrte er mir lange nach; ich sah ihn noch, als ich in der Hartenstraat einbog, um nach dem Kirchhof zu gehen, auf dem meine geliebten Eltern ruhten.

Bald hatte ich den Gottesacker erreicht. Ich trat durch das eiserne Thor, welches mit dem Symbol des Todes geschmückt war. Ja, hier fand ich das Grab meiner Eltern; ein einfaches Kreuz, auf dem ihr Name stand, bezeichnete es.

Ich hätte Tausende gegeben, hätten sie beide mich nur einen Augenblick hören können. Ich wäre ihnen zu Füßen gefallen, hätte ihnen gesagt, wie falsch man mich beschuldigt, welche Auftritte dem fluchwürdigen Briefe vorhergegangen; doch—es war zu spät — für ewig zu spät!

Lange verweilte ich an den Gräbern und ließ meinen Thränen freien Lauf. Die Sonne war untergegangen, und der Wächter der Nacht leuchtete, von Millionen Sternen umgeben, am Himmelsdom, als mich der Pfortner zum Fortgehen bewog. Ich vermochte kaum zu ehen.

Die mannigfachen Aufregungen des Tages hatten mich überwältigt. Ich setzte mich im Leidener Gehölz auf eine Bank und wartete dort den Anbruch des Tages ab.

Er kam. Alles jubelte vor Freude der goldenen Sonne zu, die dort drüben aufstieg und ihre belebenden Strahlen über Alles ausbreitete, doch in mir blieb es düster und traurig. — Die gefiederten Sänger priesen ihren Schöpfer, doch ihre schönen Klänge fanden in meinem Herzen keinen Widerhall. Ich fühlte mich mehr als je unglücklich und verlassen.

Das Bild meiner lieben Mutter war mir unablässig vor Augen; ihr Bild, wie sie mich angesehen und gefragt hatte: „Andries, würdest du deine Mutter abschwören?“

O, welche entsetzliche Nacht hatte ich verbracht!

Endlich erhob ich mich. Ich wollte meinen Bruder aufsuchen, ihm die Hand drücken, seine Verzeihung erbitten und dann nie mehr den Boden betreten, auf dem ich geboren, an den so viele schmerzliche Erinnerungen sich knüpften.

Sechstes Kapitel.

„Ist Mynheer zu Hause?“ fragte ich das Dienstmädchen meines Bruders, welches die Thür öffnete.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete sie barsch, „wenn Sie betteln wollen, müssen Sie am Freitag wieder kommen.“

„Nein, ich komme nicht um zu betteln; sagen Sie Ihrem Herrn, sein eigener Bruder wünsche ihn zu sprechen.“

„Wie? Ein Bruder von Mynheer? Der hat keinen Bruder; aber ich will es bestellen.“ Achselzuckend ging sie.

In einigen Augenblicken erschien mein Bruder. Ja, ich erkannte ihn. Er war allerdings etwas gealtert, aber seine Züge waren dieselben. Meine Kniee bebten, ich wollte auf ihn zueilen, ihn umarmen, doch meine Kraft versagte, und . . .

„Was wollt Ihr?“ rief er, so wie er mich erblickte.

„Wilhelm! ich bin dein Bruder,“ gab ich zur Antwort. „O, reich mir die Hand. Ich habe eben vernommen, daß unsere lieben Eltern todt sind. Wilhelm! laß uns ihr Andenken in Ehren halten; laß uns als Brüder einander die Hand reichen; Gott will es so.“

Ich sah, er hörte mich; sah, daß ein heftiger Streit in seinem Innern tobte. Er erbleichte, preßte die Hand gegen die Stirn, schwankte einen Augenblick und hatte seinen Beschluß gefaßt.

„Bruder?“ rief er; „ich habe keinen Bruder. Ich hatte einen; doch den erkannten wir nicht an; der ist Ketzer geworden; er hat den Heiligen und der Kirche geflucht; der wahnwitzige Abtrünnige ist todt.“

„Nein, Wilhelm! er l e b t, er steht vor dir. O, sprich nicht so. Bei der Seele unserer Mutter beschwöre ich dich, ich bin dein Bruder. Zürne mir nicht, weil ich Gott mehr gehorcht als den Menschen. Bedenke, daß wir von derselben Mutter geboren, von derselben Brust genährt sind.“

Digitized by Google

„Betrüger!“ brach er jetzt los; „ich habe den Todtenschein von meinem Bruder in Händen, die Firma V. & Co. hat ihn mir übersandt. Ihr seid wohl gekommen, um zu versuchen, auf die eine oder andere Art etwas von dem Erbtheil meiner Eltern zu erschwindeln. Aber nein, Mann! Selbst wenn Ihr mein Bruder wäret, bekämet Ihr doch keinen Cent. Macht jetzt nur schleunigst, daß Ihr fortkommt!“

Ich stand wie festgebannt. War das Bruderliebe? „Ach, Wilhelm!“ schrie ich auf, „ich will ja nicht dein Geld, nur deinen Händedruck, dein Bruderherz, begehre ich, und dann gelobe ich dir, Amsterdam nie mehr zu betreten. Höre doch auf die Stimme des Blutes in dir! O, lieber Wilhelm! denke an die Zeit, wo wir noch Hand in Hand mit den Eltern spazieren gingen, im Garten mit einander spielten! Es kann dir nicht Ernst sein mit dem, was du sagst.“

„Willst du schweigen, gemeiner Lump!“ rief mein Bruder, immer heftiger werdend, „wenn du mein Bruder bist, so bist du der Mörder meiner Mutter.“ Er riß die Thüre auf und mit den Worten „Nichtswürdiger Betrüger, packe dich!“ stieß er mich hinaus.

„Was giebt es, Mynheer?“ fragte ein diensteifriger Polizist, der auf der Gracht postirt war, meinen Bruder.

„Der Kerl bettelt,“ erwiderte er, „er giebt sich für meinen Bruder aus und will mir Geld ablocken. Mit guten Worten konnte ich ihn nicht zum Hause hinaus bekommen, ich habe ihn deshalb beim Kragen genommen und hinaus geworfen.“

„Schon gut,“ sagte der Mann der Gerechtigkeit und packte mich am Arm. Ich wehrte mich, so gut es ging, doch er war stärker als ich, legte mir die Handschellen an und brachte mich, unter dem Geleite einer großen Menschenmenge, die sich inzwischen angesammelt, nach der 5ten Polizeisektion. Von dort wurde ich in das Gefängniß auf dem Heiligenweg geschafft, und wegen Bettelei verurtheilt, zwei Jahre in der Ommerschans zuzubringen. Meine Gesundheit war durch alle diese Ereignisse stark erschüttert, und die zwei Jahre, welche ich in der Bettlerkolonie zuzubringen hatte, wurden fast ausschließlich im Krankensaal verlebt.

Ich schrieb noch einige Male an meinen Bruder, erhielt jedoch keine Antwort und beschloß, nachdem ich entlassen sein würde, ihn nochmals aufzusuchen.

Bleich und abgezehrt, von einer schleichenden Krankheit ergriffen, die mich wohl bald dem Grabe zuführen wird, schleppte ich meinen kranken Körper über die Weberstraat, Amstelstraat bis auf den Buttermarkt, da konnte ich nicht weiter und mußte mich auf eine Treppenstufe setzen, um auszuruhen.

Hier fand mich mein freundlicher Wirth. Ich hatte ihn in dem Gefängniß auf dem Heiligenweg kennen gelernt, wo er wegen Uebertretung einer Polizeiverordnung zwei Tage abzubüßen hatte, und ihm meine Geschichte erzählt. Er erkannte mich sofort und hatte Mitleid mit mir. „Sie dürfen nicht wieder zu Ihrem Bruder gehen,“ sagte er; „bleiben Sie bei mir, bis Sie wieder hergestellt sind und arbeiten können, dann haben Sie den engherzigen Geldmensch nicht nöthig.“

Ich weigerte mich anfänglich, doch der gute Mann drang so lange in mich, daß ich schließlich sein gütiges Anerbieten annahm.

Ich werde jedoch diesen braven Leuten nicht mehr lange lästig fallen, — so beschloß er seine Erzählung. — Mein Leiden und Kämpfen naht seinem Ende. Noch einige Tage, und ich bin bei meinem Heilande; dann werden alle Thränen aus meinen Augen getrocknet sein. Dahin wird mich die katholische Kirche nicht verfolgen; dort wird kein Bruder mir den Rücken zuwenden; dort wird es selig sein.

Sein Schicksal hatte mich tief gerührt. Ich theilte es einigen Freunden mit, und mit ihrer Hilfe gelang es mir, den Abend seines Lebens etwas zu erquicken.

Es war mir ein Genuß, neben ihm zu sitzen und mit ihm über die Liebe Christi, die über alles Verstehen geht, zu reden.

Sein Stundenglas war bald abgelaufen. Ruhig und friedlich, ohne Angst und Todeskampf, faltete er an einem Abend, den ich nie vergessen werde, die Hände und flüsterte mit vor Freude strahlendem Antlitz:

„O, sel'ge Aussicht, die mir winkt,
Ich soll verklärt dein Antlitz schauen;
Ich darf dem ird'schen Leid entrückt,
Auf deine Huld und Lieb vertrauen.“

Dann blickte er uns noch einmal an, seufzte auf, schloß die Augen, und nach wenigen Minuten standen wir an der Leiche Andries Aalders.

Auf dem Altenbegräbnißplatz, vor dem Muiderthor, steht, wenn ihr eintretet, links eine kleine Trauerweide. Darunter schlummert Andries.

Wenn ihr den Ort betretet, weilt einige Augenblicke unter dem Schatten der niederhängenden Zweige und denkt, während ihr euch die vorstehende Geschichte ins Gedächtniß zurückruft:

Hier ruht ein Märtyrer aus unseren Tagen.

Ostergebräuche.

Von J. Sch.

Es war zu einer Zeit in der Geschichte des deutschen Volkes, als man sich um die Aufzeichnung wichtiger nationaler Begebenheiten noch wenig bekümmerte, daß die aufopfernde Arbeit der Missionare unter unsern Vorfahren, in einer Winterzeit mit einer durchgreifenden Erweckung gesegnet wurde. Das folgende Frühjahr veranstalteten die Missionare ein allgemeines Dankfest, bei welchem sie einen großen Theil der Götzen mit Feuer verbrannten und andere in den Schooß der Erde begruben.

Die Götzenbilder waren nun größtentheils verschwunden, aber von den Festlichkeiten, welche ihnen zu Ehren im Frühjahr gefeiert wurden, wollten die Germanen sich nicht trennen, deshalb veranstalteten die christlichen Lehrer schon mehrere Sonntage vor Ostern allerlei Festlichkeit, die sich zwar an die alten Gebräuche anlehnten, ihren Charakter und Richtung nach aber wieder vortheilhaft davon unterschieden. Von dem heutigen Standpunkt geläuterter religiöser Anschauungen wird man viele dieser Gebräuche belächeln, für die kindischen Vorstellungen eines aus

Digitized by Google

der Barbarei erwachenden Volkes aber hatten sie etwas Anziehendes und bildeten eine, vielleicht nöthige Uebergangsstufe.

Am Sonntag Lätäre wurde ein Auszug mit der Jugend gemacht, und statt der Götzenbilder wurde der Winter unter allerlei Scherzen hinausgetragen und verbrannt, oder begraben. Dem Zuge voran schritten Jünglinge, die zwei aufgeputzte Strohfiguren trugen, von denen die eine den Sommer, die andere den Winter vorstellte. Darauf folgten die Knaben, in der einen Hand weißgeschälte Stäbe haltend und an der Seite trugen sie hölzerne Säbel. Die Strohpuppe, welche den Winter vorstellte, wurde in ein bereit gehaltenes Grab gelegt, wobei die Kinder gar lustig sangen:

„Strich, Strah, Stroh,
Der Sommertag ist do,
Der Sommer und der Winter,
Das sind Geschwisterkinder.
Sommertag — Stab aus,
Blast dem Winter die Augen aus!
Strich, Strah, Stroh,
Der Sommertag ist do!"

Zuweilen verkleideten sich auch junge Burschen zu Winter und Sommer. Die mit Stroh bekleideten Burschen waren der Winter, die mit Laub und Blumen geschmückten der einziehende Sommer.

Nun gab es ein Spielgefecht zwischen dem Winter und dem Sommer, wobei es verabredeter Weise der Sommer den Sieg davon trug, und der Winter entfloh, indem er seine Strohkleider in ein bereitgehaltenes Feuer warf, das die Jugend fröhlich umhüpfte und heimkehrend sang

„Nun haben den Tod wir ausgetrieben,
Und bringen den lieben Sommer wieder,
Den Sommer und auch den Maien,
Der Blümlein mancherleien;
Wir kommen und bringen mit herein
Den Sommer und den Sonnenschein."

Nun ging es auf das fröhliche Palarumfest los. Ein Bild, das den Herrn Jesum vorstellen sollte, wurde auf einen zierlich geschnitzten Esel, den sogenannten Palmesel, gesetzt, und durch die Stadt und Dörfer gerollt, und da es im Norden keine Palmen giebt, streute das Volk statt der Palmzweige, die duftenden Weidkätzlein auf den Weg und überließ sich der Freude und dem Jubel.

Die Charwoche war feierliche Stille, aber da das Volk auch Handgreifliches von seiner Trauer haben wollte, so wurde die ganze Passionsgeschichte von Schullehrern, Handwerkern und Bauern aufgeführt.

Der hohe Rath der Juden, Pilatus, Joseph von Arimathia, die Mutter Jesu und die frommen Frauen, die erhabensten Momente in der Leidensgeschichte des Herrn Jesu, wurden oft mit den ungereimtesten Geberdenspielen und den profansten Worten vorgeführt.

Am Sonnabend vor Ostern wurden die Ampeln in der Kirche mit frischem Oel versehen, frische Kerzen aufgesteckt und andere Kerzen an dem großen Osterlicht durch Anzünden geweiht. Osterfladen, reichlich mit Zucker und Zimmet bestreut, wurden gebacken und die Osterfeuer angezündet. Früher loderten die Feuer zu Ehren der Göttin Ostera, jetzt zu Ehren des auferstandenen Erlösers.

Die Nacht hindurch blieb man auf und schöpfte beim Sonnenaufgang lautlos und geheimnißvoll aus der Quelle das heilende Osterwasser, aß den Osterapfel, der das Fieber auf zwölf Monate ferne hielt, badete die kranken Augen zur Heilung in den ersten Sonnenstrahlen und wartete darauf, die Sonne dreimal vor Freude hüpfen zu sehen.

Die Kinder flochten Kränze aus blauen Blümlein und hingen sie an den Bildern der heiligen Jungfrau auf, weil die Farbe ihrer Tracht blau ist.

Alles war Freude und Jubel und selbst in der Kirche durfte der Osterschwank des Geistlichen nicht fehlen, auf welchen das fröhliche Ostergelächter der Gemeinde erfolgte.

In einem alten Buche liest man mehrere solcher albernen und anstößigen „Osterschwanke", an denen die Gemeinde sich ergötzte. Da erzählt z. B. ein Priester seiner Gemeinde von der Kanzel herab, wie Petrus die Gastwirthe, welche ihn überforderten, zum Besten gehabt habe, während ein anderer Priester seinen Collegen zu übertreffen sucht, indem er allen Ernstes seinen Zuhörern erzählt, wie der Herr Jesus bei seiner Höllenfahrt einem Teufel die Nase abgebrochen habe, weil dieser sie als Thürriegel benutzt hatte, den Herrn Jesum draußen zu halten.

Nach derselben Chronik redete vor kaum 300 Jahren der Pfarrer in Eichstädt, in Mittelfranken, am Osterfeste in der Kirche seine Zuhörer also an: „Nun, lieben Leutlein, muß ich mich auch nach der Gewohnheit richten, euch zu belustigen und ein Ostermährlein erzählen. Da mir aber keines gleich einfallen will, so merkt euch dieses: Welche Frau Herr über ihren Mann ist, die hebe beide Hände auf und schreie: Juch! Gezuckt sollen viele Frauen haben mit den Händen, aber aufgehoben hat sie keine. Da nun alles mäuschenstille blieb und keine Arme sich erhoben, streckte der Prediger selbst die Arme in die Höhe und rief, daß es durch die Kirche schallte: Juch! und der Osterschwank war da, und die Gemeinde lachte laut auf. Ohne solchen Schwank und Gelächter wäre es keine vollständige Osterfeier gewesen.

Auch die Lebensmittel wurden am Ostermorgen feierlich eingesegnet, welche Sitte noch jetzt in vielen katholischen Gegenden Deutschlands besteht.

Besonders spielten die Ostereier schon in frühester Zeit eine wichtige Rolle bei der Osterfeier. Die Sitte soll folgenden Ursprung haben: Unsere heidnischen Vorfahren feierten im Frühjahr, wenn die Naturkraft sich erneuert, ein Fest zu Ehren der Göttin Ostera, welche als Göttin der Liebe und des Wiederaufblühens der Natur galt. Bei diesem Feste opferten die heidnischen Priester dieser Göttin Eier, welche als Sinnbilder der Schöpfung und Fruchtbarkeit angesehen wurden. Als nun das Christenthum eingeführt wurde, hörte zwar der Kultus der Göttin Ostera auf, aber den Brauch mit den Eiern wollten die Deutschen nicht fahren lassen, weßhalb die christlichen Priester das Ei als Sinnbild des Erlösers bezeichneten, der aus dem verschlossenen Grabe hervorging, eine neue Schöpfung anzufangen und Kräfte zum neuen Leben giebt. Zugleich sollte es ein Vorbild der Gerechten sein, deren Leiber einst aus dem Grabe hervorgehen werden, wie der Vogel aus der umschlossenen Eierschale.

Digitized by Google

Statt die Eier der Göttin zum Opfer zu bringen, brachte man sie dem Priester, der sie unter die Armen vertheilte und die Geber anwieß, sich unter einander damit zu beschenken. Mit der Zeit wurden die Eier mit goldenem Flitter, bunten Farben und schönen Reimsprüchen geschmückt.

Rings um das Ei herum liest oft ein Reim wie dieser:

„Ich, du, das Ei, das sind unser Drei;
Theilen wir das Ei, bleiben unser Zwei.
Einen wir uns zwei, bleibt's bei Einerlei."

Schon seit mehr als tausend Jahren freuen sich die Kinder über die bunten Ostereier, die ihnen der Hase gelegt haben soll, und singen aus freudigem Herzen: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Osterzeit."

Aus dunkeln Tagen.

Der Charfreitag (14. April) 1865 wird in der Geschichte der Ver. Staaten immer ein schwarz angestrichener Tag schmerzlichster Erinnerung bleiben. Der Bürgerkrieg nahte seinem Ende, die Kraft der Rebellion war gebrochen, aber dem Ende sollte eines der scheußlichsten Komplotte vorausgehen, das Schrecken, Angst, Kummer und Verzweiflung in die Herzen aller loyalen Bürger der Republik trug, ja selbst den ehrlichen Gegnern derselben Zorn und Abscheu einflößen mußte. Die Ermordung Abraham Lincolns und das gleichzeitige Attentat auf den Staatssekretär Seward erschütterten den gesammten Norden in solchem Maße, daß man für den Augenblick selbst den spannenden Vorgängen auf dem Kriegsschauplatze nur untergeordnete Beachtung schenkte. Wer die Aufregung, die damals das Land erfaßt, nicht miterlebt, dem vermag selbst die lebendigste Schilderung keinen Begriff davon zu geben. Erst nachdem die Leiche des Mörders in Washington angekommen und alle seine Mitverschworenen in den Händen der Gerechtigkeit, begannen sich die Gemüther wieder etwas zu beruhigen, obwohl auch dann noch Tag für Tag die abenteuerlichsten Gerüchte sich jagten und alle auf das blutige Drama bezüglichen Nachrichten, selbst die einen offiziellen Charakter tragenden, mit Zweifel und Mißtrauen aufgenommen wurden. Wie Viele wollten in jenen Tagen schlechterdings nicht an den Tod des Mörders glauben, sondern behaupteten steif und fest, daß derselbe lebend entkommen, die ganze Geschichte von seiner Flucht, Umzingelung und Tödtung nur erfunden worden, um das Volk zu beschwichtigen, die Regierung der Nothwendigkeit der Prozessirung und Hinrichtung des Mörders zu überheben. Erst nachdem man inne geworden, mit welcher Energie dieselbe gegen alle Schuldigen vorgegangen, wie sie vor der Aufrichtung des Galgens nicht zurückschreckte, sondern denselben unnachsichtlich sein Werk der Sühne vollbringen ließ, erst dann begann man auch an das schauerlich abenteuerliche Ende John Wilkes Booths zu glauben. Die Geschichte jener Flucht bildet den Gegenstand einer interessanten Darstellung, der wir jüngst in einem englischen Blatte begegneten, und die auch für unsere Leser des Neuen und Denkwürdigen mancherlei bieten dürfte. An einem frischen, wolkigen Märztage des Jahres 1869 — erzählt der Verfasser — hatte ich mit meinem Fuhrwerk just denselben Weg eingeschlagen, welchen Booth in jener Nacht nach der Ermordung Lincolns in wilder Flucht verfolgte. Fast vierzig Meilen weit folgte ich seiner Spur, bis zum Hause des Dr. Mudd, in der Nähe des Dorfes Beantown, St. Charles County, Maryland, wo er sich seinen, vermuthlich beim Sprung aus der Loge auf die Bühne von Fords Theater, gebrochenen Fuß hatte einrichten und verbinden lassen. Darauf hatte er mit seinem Begleiter Harold die Flucht noch sieben Meilen weiter fortgesetzt, bis sie zuletzt auf Garrits Farm eine Zuflucht fanden, welche Booth nicht mehr lebend, Harold nur als Gefangener verlassen sollte.

Was ich eigentlich beabsichtigte, war ein Besuch bei dem seiner Zeit so viel genannten Dr. Mudd, der als einer der angeblichen Mitverschworenen in dem großen Mordprozesse seine Rolle gespielt. Damals war er von den Dry Tortugas, wohin er für Lebenszeit verbannt worden, bereits wieder nach seiner Heimath zurückgekehrt, nachdem ihn Präsident Johnson nach vierjähriger Gefangenschaft begnadigt. Es war ihm im Prozeß sehr hart an den Kragen gegangen, in der That, es erschien bei der damaligen Stimmung höchst wunderbar, daß er dem Galgen entronnen; gleichwohl ist längst von allen Unbefangenen eingeräumt worden, daß Dr. Mudd mit der Ermordung Lincolns nicht das Geringste zu schaffen hatte und durchaus kein Mitglied der Booth'schen Verschwörung war. Aber die leidenschaftliche Stimmung jener Tage machte eben jede unbefangene Auffassung der Umstände unmöglich; sie verlangte eine angemessene Sühne für das abscheuliche Verbrechen, und wußte sich dieselbe selbst da zu verschaffen, wo ein auf zufällige Umstände hin rege gewordener Verdacht nicht durch thatsächliche Beweise bestätigt zu werden vermochte.

Booth hatte sich ursprünglich nicht mit Mordgedanken getragen. Er hatte den abenteuerlichen Plan gefaßt, Präsident Lincoln aus Washington zu entführen, ihn just auf demselben Wege, den er dann auf seiner Flucht eingeschlagen, nach Virginien zu schaffen und den Rebellen-Autoritäten auszuliefern, die, im Besitz einer so kostbaren Geißel, unter günstigen Bedingungen einen Friedensschluß zu erzwingen hofften. Zu diesem Ende hatte Booth in den dem Mord vorausgehenden sechs Monaten den in Begleitung des zu Entführenden einzuschlagenden Weg wohl ein Dutzendmal zurückgelegt, so daß er mit jeder Wendung desselben, jedem Hause, Baum und Fluß, den er zu passiren hatte, auf's Genaueste vertraut war. Er besuchte alle benachbarten Ortschaften und Ansiedlungen, machte den Frauen und Mädchen den Hof, trank und spielte mit den Männern, kurz, verschaffte sich eine gewisse Popularität und Beliebtheit in der ganzen Gegend. Die Annahme, daß er sich während dieser ganzen Zeit nur mit dem Gedanken an die Entführung, nicht des Mordes Lincolns getragen, wird durch viele später ermittelte Umstände unterstützt. Erst die Uebergabe General Lee's änderte seinen Plan. Die Sache des Südens dünkte ihn verloren, wenn nicht sofort eine Umgestaltung der Dinge im Norden

Digitized by Google

eintrete, wie sie, seiner Ansicht nach, nur den Tod Lincoln's im Gefolge haben mußte. Im Laufe weniger Tage reifte der grausige Mordplan in seinem überspannten Gehirn, und seine Mitverschworenen halfen ihm, denselben unverzüglich ins Werk zu setzen.

Unter Denjenigen, deren Bekanntschaft er auf seinen Kreuz- und Querzügen zwischen Washington und Virginien gemacht, befand sich auch Dr. Mudd, ein junger Arzt, der sich erst vor wenigen Jahren verheirathet und am oben angegebenen Orte niedergelassen. Ebenso wenig, wie irgend einen andern, dessen persönliche Gunst er zu erringen strebte, ließ er ihn auch nur das Geringste von seinem Vorhaben merken. Er gab sich für einen leidenschaftlichen Jäger aus, und da St. Charles County, Maryland, in der That wegen seines Reichthums an wildem Geflügel von Jagdfreunden unablässig durchstreift wird, lautete diese Angabe gewiß höchst glaublich und war durchaus nicht dazu angethan, Verdacht zu erregen. Die Bevölkerung des County's gehört fast ganz der römisch-katholischen Kirche an. Booth war mit dem Priester zu Beantown, Father Flanagan, persönlich sehr innig befreundet, und wurde von diesem allen seinen Pfarrkindern eindringlichst empfohlen. Näher nach Washington hin befindet sich ein Platz, der nur mit zwei Buchstaben, T. B., bezeichnet wird, und in der dortigen Schenke war Booth ein gern gesehener Stammgast, da er hier seine ländlichen Freunde stets freigebig bewirthete, und zu diesem Zwecke mitunter Hunderte von Dollars verausgabte.

Booth hatte bekanntlich seine Flucht aus dem Theater sorgfältig vorbereitet. Spangler, der Theaterzimmermann, hielt am hinteren Ausgang desselben sein Pferd am Zaum, einen trefflichen Vollblut-Renner. Kaum war der verhängnißvolle Schuß gefallen, so schwang sich Booth über die Logenbrüstung auf die Bühne, und stürzte von da nach jenem, ihm wohlbekannten hintern Pförtchen. Kaum drei bis vier Minuten waren seit der That verstrichen, als er bereits im Sattel saß, dem Pferde die Sporn gab, so daß dieses mit funkensteibendem Hufschlag die enge Gasse entlang jagte und in F. Straße einbog. Durch Four und a Half Straße erreichte er dann Pennsylvania Avenue, jagte am Kapitol vorüber und den untern Theil der Avenue entlang, bis zum Ostarm des Potomac, den er kreuzte, und sich nun auf dem Boden Marylands befand. Am Marine Hospital, diesseits der Brücke, hatte ihn Harold zu Pferde erwartet, um ihn durch eine List an's jenseitige Ufer zu schaffen. Während des Krieges und noch für eine Weile nachher stand nämlich jene Brücke, die den Distrikt Columbia mit Maryland verbindet, unter militärischer Bewachung, und Niemand durfte dieselbe passiren, ohne sich gehörig auszuweisen. Um dieses Hinderniß zu beseitigen und ohne Verdacht zu erregen, das jenseitige Ufer zu gewinnen, war Harold vorausgeschickt worden nach Union City, am Marylandufer, wo er bis Abends zehn Uhr verbleiben und dann über die Brücke nach dem Marine Hospital zurückkehren sollte. Auf das „Werda?“ der Schildwachen hatte er zu antworten: „Ein Bote, der einen Arzt rufen soll!“ Damit gab man sich zufrieden, und ließ ihn ungehindert passiren. Nachdem er etwa eine Viertelstunde später Booth am Marine Hospital getroffen, schlugen Beide sofort wieder den Weg nach der Brücke ein. Harold ritt voran, und auf den Anruf der Schildwachen entgegnete er abermals: „Der Bote, der den Arzt rief.“ Booth folgte dicht hinter ihm beantwortete das „Werda?“ mit: „Der gerufene Arzt“. So erreichten sie unbeanstandet das Marylander Ufer.

Die Straße wendete sich nun links und führte steil bergauf. Die Nacht war ruhig, aber ziemlich dunkel. Heftige Regengüsse hatten den Boden aufgeweicht, doch Booth schien davon keine Notiz zu nehmen. Als sie auf dem Gipfel des Hügels angelangt waren, gaben sie ihren Pferden die Sporen und jagten in vollem Galopp von dannen. Nicht eher machten sie Halt, bis sie das Oertchen T. B., sechszehn Meilen von Washington, erreicht hatten. Selbst hier wären sie wohl kaum von den Pferden gestiegen, wenn nicht in Folge des scharfen Rittes Booth's Sattelgurt gebrochen wäre. Im Wirthshause hatte man den Schaden auszubessern verstanden, und der Betreffende erinnerte sich vier Jahre später noch sehr wohl, welches mächtige Glas Whiskey Booth hinunterstürzte, ehe er wieder sein Pferd bestieg. Mit Windeseile jagte man wieder von dannen. Jenseits T. B. wird der Weg sehr einsam, die Gegend gewinnt ein ödes, einförmiges Ansehen. Fichtenwälder ziehen sich auf der einen Seite entlang, und weite Strecken Sumpfland dehnen sich auf der andern aus.

Durch diese schauerliche Oede dahinjagend, wie mußten sich bei Booth die Gedanken in wilder Hast drängen! Jeder schwankende Fichtenast zu seiner Seite mußte ihm als Arm des Rächers erscheinen, ausgestreckt, um sich des flüchtigen Mörders zu bemächtigen. Neun Meilen diesseits Beantown wendet sich der Weg links und läuft, einen ganz engen Pfad bildend, mitten durch den dichten Fichtenwald dahin. In dieser schaurigen, mitternächtigen Waldeinsamkeit, mußte da nicht die ganze Größe seines Verbrechens dem Flüchtigen klar werden, mußte er nicht empfinden, daß er seiner Strafe nicht zu entrinnen vermöge, selbst wenn er bis ans Ende der Welt fliehe? Aus dem dichten Walde gelangt man dann ins offene Feld, ein von Umzäunungen eingeschlossenes weites Gelände.

Gegen vier Uhr Morgens erreichten die Flüchtlinge das auf einer grünen Rasenfläche stehende Haus Dr. Mudd's. Hier mußte Halt gemacht werden, denn Booth's Fuß schmerzte so furchtbar, daß er sich schon seit mehreren Stunden nur mit größter Mühe im Sattel zu halten vermochte. Harold half ihm vom Pferde und öffnete dann die hölzerne Gitterthür der Umzäunung. Auf seinen Arm gestützt, hinkte Booth nach der Vorderthür des Hauses, wo man die Klingel zog. Mrs. Mudd, ein Licht in der Hand, öffnete, fuhr aber erschrocken zurück, als sie in das todtbleiche, schmerzverzerrte Gesicht Booth's blickte. „Seine Augen,“ berichtete sie, „hatten einen wilden, unnatürlichen Ausdruck, sei es vom übermäßigen Trinken, oder ungewöhnlicher, geistiger Aufregung. Sein langes Haar war verwirrt, seine Kleidung zerrissen und beschmutzt, und er schien kaum im Stande zu sein, sich aufrecht zu erhalten. Man führte ihn in das Sprechzimmer des Doktors, wo er sich auf das Sopha niederlegte.“

Dr. Mudd erschien, und war überrascht, Booth,

Digitized by Google

dessen Bekanntschaft er vor mehreren Monaten in der Nachbarschaft gemacht, der ihn dann einige Male besucht, zu dieser ungewöhnlichen Stunde vorzufinden. Dieser erzählte, daß er sich mit seinem Begleiter in einiger Entfernung in St. Charles County auf der Jagd befunden, und am vorhergegangenen Abend durch einen Sturz vom Pferde verletzt worden sei. Man habe ihn nach einem näher wohnenden Arzt schaffen wollen, er aber habe es vorgezogen, sich zu Dr. Mudd zu begeben, damit dieser seinen Fuß untersuche und den nöthigen Verband anlege. Die Geschichte klang aus dem Munde des ihm als leidenschaftlicher Jäger bekannten Patienten so natürlich, daß der Doktor nicht die geringste Veranlassung hatte, sie in Zweifel zu ziehen.

Der Fuß war heftig angeschwollen, und die Versuche, den Stiefel zu entfernen, erwiesen sich so schmerzhaft, daß es der Doktor vorzog, ihn vom Schaft bis herab zur Spanne zu durchschneiden, worauf es nicht schwer hielt, den Fuß frei zu bekommen. Mrs. Mudd brachte dann einen der wollenen Hausschuhe ihres Gatten herbei, der sich dem Verletzten sehr wohlthätig erwies. Der Doktor untersuchte den Fuß so gut es die starke Anschwellung zuließ, war aber anfangs nicht im Stande, sich über die Art der Verletzung zu entscheiden. Endlich überzeugte er sich, daß es ein völlig glatter Bruch des Unterschenkels war, für dessen Heilung die Aussichten nicht ungünstig standen. Er legte nun den angemessenen Verband an und hüllte den verletzten Fuß vom Knöchel bis fast herauf an's Knie in Pappendeckel. Den abgeschnittenen Stiefel, den er, wäre er wirklich ein Mitwisser des Mordes gewesen, sicherlich sorgfältig entfernt haben würde, so daß ihn Niemand aufgefunden, warf er achtlos in eine Ecke, wo er liegen blieb, bis man ihn bei der einige Tage später vorgenommenen Haussuchung entdeckte. Dieses corpus delicti war es, was den Doktor nahezu an den Galgen gebracht und ihm dann die Verurtheilung zur Gefangenschaft auf Lebenszeit auf den Dry Tortugas zuzog.

Weder Dr. Mudd, noch seine Gattin, hatten an jenem Morgen die leiseste Ahnung davon, was sich am vorhergegangenen Abend in Washington zugetragen, und welchen Antheil ihr Besucher an der Mordscene in Ford's Theater genommen, von der sie natürlich keine Kenntniß hatten. In dem abgelegenen Winkel des Landes, wo sie wohnten, konnten sie auch am folgenden und nächstfolgenden Tage kaum Kunde von diesem Vorgange erlangen. Booth und sein Begleiter hatten sich wohl etwas über eine Stunde im Hause des Doktors aufgehalten, während welcher Zeit ersterer mehrere Schinkenbrödchen und fast eine Flasche Whisky zu sich genommen. Dieselben erklärten darauf, daß sie nach ihrem etwa zehn Meilen entfernten Absteigequartier zurückzukehren wünschten, verabschiedeten sich und bestiegen wieder ihre Pferde. Sie schlugen den Weg nach der sieben Meilen entfernten Virginia-Ferry ein, ließen sich daselbst übersetzen, und erreichten endlich Garret's Farm, wo sie eine Unterkunft zu suchen genöthigt waren, da Booth's Fuß heftig schmerzte, und er nicht länger zu Pferde zu sitzen im Stande war. Es war an diesem Platze, wo man wenige Tage später die Flüchtigen aufspürte. Sie hatten sich in der Scheune versteckt, die von den Soldaten umzingelt wurde. Booth wollte sein Leben theuer verkaufen, und versuchte, sich mit seinem Revolver zu vertheidigen, wurde jedoch durch einen wohlgezielten Schuß von Außen niedergestreckt.

Selbst an den beiden folgenden Tagen ließ es sich Dr. Mudd nicht träumen, welche fürchterlichen Folgen der menschenfreundliche Dienst, welchen er in Ausübung seines Berufes nächtlicherweile einem Verletzten geleistet, für ihn haben sollte. Wäre er sich irgend einer Schuld bewußt gewesen, er hätte hinlängliche Zeit gehabt, nach dem Süden zu entkommen, wo er vorläufig sicher gewesen, und dann von da aus das Land zu verlassen. Aber es fiel ihm ja nicht ein, sich für bedroht zu halten, und von den Vorgängen in Washington hatte er nicht die geringste Kunde. Am nächsten Montag erschien eine der Kavallerie-Abtheilungen, welche die Grenzdistrikte nach allen Richtungen durchstreiften, um eine Spur des Mörders zu finden, den man irgendwo verborgen wähnte, vor dem Hause des Dr. Mudd. Oberst O'Beirne, der das Kommando befehligte, hegte zwar durchaus keinen speziellen Verdacht, hielt es aber doch für angemessen, das Haus durchsuchen zu lassen. Bei dieser Durchsuchung fand man den aufgeschnittenen Stiefel, und an der inneren Seite des Schafts standen die Anfangsbuchstaben des Eigenthümers: "J. W. B." Sofort gewann man die feste Ueberzeugung, daß man es in Dr. Mudd mit einem Mitschuldigen des Präsidentenmörders zu thun habe, und schritt zu seiner Verhaftung. Die Behandlung, welche man ihm angedeihen ließ, entsprach dem damaligen Kriegszustande und der allgemeinen Aufregung. Man band ihm die Hände auf den Rücken, befestigte einen Strick um seinen Hals und band das andere Ende desselben an einem Sattelknopf fest. So wurde der Gefangene im buchstäblichen Sinne des Wortes vierzig Meilen weit zu Fuße nach Washington geschleift. Seine Gattin und vier kleine Kinder blieben zurück, um das furchtbare Geschick des Gatten und Vaters zu beklagen.

Booth hatte die Entfernung von Washington bis zum Hause Dr. Mudd's auf jenem furchtbaren Parforceritt in sechs Stunden zurückgelegt. An dem erwähnten Märztage 1869 brauchte mein sehr flinkes Gespann, um denselben Weg zu machen, beinahe zehn Stunden. Der Bruch seines Sattelgurts war ein Beweis, wie toll der Mörder darauf losjagte; wäre er aber auch bis an's Ende der Welt geflohen, die Volkswuth über sein ungeheuerliches Verbrechen würde ihn ereilt und vernichtet haben.

(Bell. Jour.)

Die Auferstehung des Leibes.

Nach 1 Kor. 15, 35—44.

Von J. Schlagenhauf.

1. Die Auferstehung des Leibes beruht auf der erhaltenden schöpferischen Macht Gottes.

Gott hat einem jeglichen von den Samen seinen eigenen Leib gegeben. V. 38. Dieser Leib kann Jahrhunderte lang keimartig in dem Samen erhal-

Digitized by Google

ten bleiben, und derselbe Leib durch die Auflösung der äußeren Hülle, zu einem neuem vollkommenen Dasein empor.

Der englische Reisende, Wilkinson, fand in einer alten Mumiennische eine alte versiegelte Vase, die er an das britische Museum schickte. Der Aufseher ließ beim Auspacken das Gefäß fallen und zwischen den Scherben fand man etliche Erbsen. Diese Erbsen wurden am 4. Juni 1844 gepflanzt und wuchsen nach 30 Tagen herrlich empor, obwohl sie schon länger als 3000 Jahre in ihrem Gehäuse unter den Todten gelegen hatten.

Als der Schutt aus den alten Silberminen zu Laurium, in Griechenland, weggeräumt wurde, fand man eine Menge Samen, welcher der modernen Wissenschaft gänzlich unbekannt war. Die Samenkörner wurden gepflanzt und trugen schöne gelbe Blumen, und doch waren sie wenigstens 1500 Jahre begraben gewesen.

Wenn Gott in den Samen des Feldes eine Lebenskraft niedergelegt hat, die nach Jahrhunderten eine neue Pflanze zu treiben vermag, sollte er nicht auch in den Menschenleib eine Kraft niederzulegen vermögen, die von der Verwesung der äußeren Hülle nicht berührt wird und zu einem höheren Dasein und herrlicheren Gestaltung sich zu erheben vermag?

Die gefräßige häßliche Raupe kriecht elend im Staube. Der Augenblick, der ihrer Existenzweise und äußeren Erscheinungsform ein Ende macht, ist gekommen, sie tritt in den Zustand der Erstarrung ein und giebt kein Lebenszeichen von sich. Da zieht im Frühling der belebende Hauch des Allmächtigen durch die Natur und weckt überall die schlummernden Kräfte, und auch die häßliche Raupe fühlt den Impuls des erwachten Lebens und kriecht aus ihrer rauhen Umhüllung, in welcher sie wie in einem Grabe ruhte, als buntfarbiger, beflügelter Schmetterling hervor, der sich in den Lüften wiegt und eines höheren Daseins erfreut. Schon den Alten war er Vorbild und Symbol der Auferstehung.

Die Wissenschaft lehrt uns, die Leiblichkeit des Menschen verändere sich in einem Zeitraum von 7 bis 10 Jahren, durch Ausdünstung, Krankheit, Arbeit u. dgl. m., und doch ersetzt eine unsichtbare Kraft das Abgelegte immer wieder.

Daraus können wir den Schluß ziehen, daß Gott in dem menschlichen Leibe ein unzerstörbares Lebenselement niedergelegt habe, dessen Wirksamkeit durch das Sterben wohl suspendirt, aber nicht vernichtet werden könne. Dieses Lebenselement wird bei seinem Staube bleiben, und auf das schaffende Wort des Erlösers den neuen Leib hervorbringen, wie die Lebenskeime die neue Pflanze aus dem verwesenden Korn. „Was bei den Menschen unmöglich ist, das ist bei Gott möglich."

Von diesem Glauben und dieser Hoffnung erfüllt, nannten unsere frommen Vorfahren den Begräbnißplatz „Gottesacker", das ist der Acker Gottes, wo er die Leiber der Seinen hinlegt, bis zum Tage der Auferstehung.

„Fahr denn wohl, du Trauter unsrer Seele,
Eingewiegt von unsern Segnungen!
Schlummre ruhig in der Grabeshöhle,
Schlummre ruhig bis auf Wiedersehn!
Bis auf diesen leichenvollen Hügeln
Die allmächtige Posaune klingt,
Und nach aufgerissenen Todesriegeln
Gottes Sturmwind diese Leichen in Bewegung schwingt, —
Bis, befruchtet von Jehovahs Hauche,
Gräber kreißen — auf sein mächtig Dräun
In zerschmelzendem Planeten Rauche
Ihren Raub die Lüfte wiederkäu'n."

(Schiller.)

2. Die Auferstehung des Leibes gründet sich auf den Sieg, den Christus über den Tod errang.

Nun aber ist Christus auferstanden, und der Erstling geworden unter denen, die da schlafen. V. 20. Christus ist nicht nach kurzem Todesschlafe erwacht, um wieder zu sterben, wie die Personen, welche vor Ihm und durch Ihn auferweckt wurden, sondren Er ist auferstanden, um nie wieder zu sterben und als Sieger über Grab und Tod ewig zu herrschen.

Wie die Erstlingsgarben die Bürgschaft der gewiß nachfolgenden Ernte sind, so ist die Auferstehung Christi die Bürgschaft der allgemeinen Auferstehung. Er ist das Haupt der ganzen Menschheit und zieht Alle nach sich, die Einen zur Auferstehung des Lebens, die Andern zur Auferstehung des Gerichtes. Schon gleich nach seinem Sieg über den Tod gingen viele Leiber der Heiligen, die da schliefen, aus ihren Gräbern und kamen in die heilige Stadt und erschienen Vielen. Matth. 27, 52. 53.

Im Glauben an diesen Auferstehungssieg haben schon die Frommen des alten Bundes sich getrost zum Sterben niedergelegt, in der Hoffnung, daß auch ihre Leiber wieder aus des Grabes Nacht auferstehen werden. Aber deine Todten werden leben und mit dem Leichname auferstehen. Jes. 26, 19. Du aber, Daniel, gehe hin, bis das Ende kommt, daß du aufstehest in deinem Theil am Ende der Tage. Dan 12, 13.

Daß der Tod unsere Leiblichkeit in die Verwesung hinreißt, ist ein Zeichen unserer Ohnmacht, ein Beweis, wie tief die Sünde in unser Wesen eingedrungen ist, aber diese Ueberwindung ist nur eine vorübergehende. Wir geben den Leib dem Tode zum Raube in der gewissen freudigen Hoffnung, daß Gott uns durch Christum auferwecken und uns sammt ihm darstellen werde. „Ich bin die Auferstehung und das Leben," sagte der Erlöser am Grabe des Lazarus. Joh. 11, 25.

3. Der auferstandene Leib wird ein neuer verjüngter Leib sein.

Das du säest, ist ja nicht der Leib, der werden soll. V. 37. Du erwartest nicht dasselbe ausgestreute Korn wieder, sondern ein neues, eine Aehre, eine Blume, je nach der Gattung des ausgestreuten Samens. So wird auch dieser schwerfällige, fleischliche Leib, der in die Erde gelegt, von den Lüften und den Wassern aufgenommen wird, nicht wieder mit derselben Materie und mit derselben groben stofflichen Beschaffenheit auferstehen, denn Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht ererben. Dieser gebrechliche, grobe, verwesliche Leib wird die Grundelemente zu dem neuen, verjüngten Lichtleib der Ewigkeit hergeben, wie das Samenkorn das Material zur Aehre, zur reizenden Blume.

Der Leib des Erlösers war nach seiner Auferstehung nicht mehr der natürliche, grobstoffliche Leib, sondern ein übernatürlicher, himmlischer, seiner

Digitized by Google

Leib, der sich schnell von einem Orte zum andern bewegen und durch die verschlossenen Thüren so leicht ging, wie durch den dünnen Aether. Und doch wird die Form und Gestalt des auferstandenen Leibes dem abgelegten, verwesten Leibe entsprechen. Auf dem auferstandenen Leibe des Herrn Jesu waren noch dieselben theuren Züge, ja selbst die Nägelmale abgedrückt, die er mit ins Grab nahm.

Der Gang, die Haltung, die Bewegungen der Hände, der Blick der Augen, die Stimme, kurz alles correspondirte mit dem früheren Leibe des Herrn so genau, daß die Jünger den Herrn sogleich erkannten. Nur daß alles verjüngt, verklärt war ins Himmlische.

So werden die Leiber der Auferstandenen an Form, Gestalt und Größe den früheren Leibern entsprechen. Welcher wird unsern nichtigen Leib verklären, daß er ähnlich werde seinem verklärten Leibe. Phil. 3, 21.

Johannes sahe die Todten, beide Groß und Klein, stehen vor Gott. Offb. 20, 12. Sie standen vor dem Richterstuhle in derselben Form und Größe, die sie im Leibesleben hatten, so daß der Apostel erkennen konnte, in welcher Altersklasse sie aus diesem Leben schieden. Das entspricht auch ganz den Erwartungen eines jeden gläubigen Christenherzens, das seine im Herrn entschlafenen Lieben wieder zu haben wünscht, mit allen den besonderen Eigenschaften und Charakterzügen, nur in erhöhter reiner Potenz, in verklärter Schöne. Und diese verschiedenen Abstufungen, Schattirungen und Ausprägungen der Individualitäten unter den Auferstandenen wird die höchste Bewunderung und Freude über die Weisheit Gottes erregen, die aus allen hervorleuchtet.

4. Der auferstandene Leib wird ein unsterblicher sein.

Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. V. 42. Wäre der Mensch seiner ursprünglichen Bestimmung treu geblieben, so hätte der Geist Gottes seinen Leib auf dem Wege ruhiger, organischer Entwicklung zu immer höherer Verklärung führen können. Durch die Sünde aber kam der Tod in uns, daß unser Leben als ein fortwährendes gehemmtes Sterben anzusehen ist. Darum muß der jetzige Leib dem widernatürlichen Prozeß des Todes und der Verwesung unterworfen werden, um zur Unsterblichkeit und Verherrlichung zu gelangen. Der auferstandene Leib aber wird dem Tode nicht unterworfen sein, denn des Todes Stachel, die Sünde ist aus ihm entfernt, darum wird er in ewiger Jugendfrische blühen.

„Von keiner Sünde mehr entweiht,
Nicht mehr ein Kind der Sterblichkeit,
Nicht mehr der Mensch von Erde."

5. Der Auferstehungsleib wird ein herrlicher sein.

Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. V. 43. Der Leib des Menschen ist auch in seiner jetzigen Beschaffenheit ein Wunderwerk des Allerhöchsten, obgleich es keinen einzigen Menschen mehr giebt, dessen Körper dem Ideal vollkommen entspräche.

Durch angeerbte Schwachheiten, organische Fehler, Mißbildungen und dergl. mehr, ist der Körper geschwächt, entstellt und entehrt. Der Auferstehungsleib der Gerechten aber wird frei sein von allen Mängeln, Gebrechen und Entstellungen, ein Denkmal zum Preise Gottes, zur Verherrlichung des Erlösers und zum Ruhme des ihn mit Lebenskräften durchströmenden heiligen Geistes.

Wie der im Blüthenschmucke prangende Apfelbaum um so viel herrlicher ist, als der unansehnliche Kern, aus welchem er hervorging, so wird auch der Auferstehungsleib der Gerechten unendlich prächtiger und herrlicher sein, als der in Schwachheit und Unehre ausgesäete Leib. Verklärt zur himmlischen Schönheit, durchstrahlt von überirdischer Klarheit werden die Gerechten leuchten wie die Sonne, im Reiche des himmlischen Vaters. Während die Auferstehungsleiber alle herrlich sind, wird doch ein Unterschied sein in dem Grade und dem Glanz der Klarheit. Ein Stern übertrifft den andern an Klarheit. V. 41. Jede verklärte Leiblichkeit strahlt das Ebenbild Christi unter den verschiedensten individuellen Ausprägungen aus, aber doch werden die am hellsten leuchten, welche hienieden sich am meisten vom Geiste Christi durchdringen und verklären ließen.

„Was hier kränkelt, seufzt und fleht,
Wird dort frisch und herrlich geh'n,
Irdisch werd' ich ausgesäet,
Himmlisch werd' ich aufersteh'n,
Und die Schwachheit um und an,
Wird von mir sein abgethan."

6. Der auferstandene Leib wird ein vollkommenes Werkzeug des erlösten Geistes sein.

Es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft. V. 43. Dieser gegenwärtige Leib ist schwach und hat keine Kraft sich von den hemmenden Fesseln der Erde zu befreien. Er wird bald müde und ist ein schwerfälliges, ungefügiges Werkzeug des Geistes und paßt nicht für die Atmosphäre, Lebensgesetze und Kräfte der jenseitigen Welt.

„Dieser Leib, der muß verwesen,
Wenn er anders soll genesen
In der großen Herrlichkeit,
Die den Frommen ist bereit."

Der künftige Auferstehungsleib aber ist das willige, vollkommene, geistesartige Dienstorgan des Geistes, ausgerüstet mit einer Fülle von Kräften, daß er sich in den bestimmten Schranken, wie auf Fittigen des Windes, in Gottes Schöpfung bewegt und in der Anbetung und Erforschung der Werke Gottes nicht müde wird.

Daß der auferstandene Leib Speise genießen werde, scheint mit ziemlicher Gewißheit aus der Schrift hervorzugehen. Jesus sagte seinen Jüngern beim Genusse des Abendmahls: Ich werde von nun an nicht mehr von dem Gewächs des Weinstocks trinken, bis an den Tag, da ich es neu trinken werde, mit euch in meines Vaters Reich. Matth. 26, 29. Er selbst genoß nach seiner Auferstehung Speise in Gemeinschaft mit seinen Jüngern.

Im neuen Jerusalem, das auf die verklärte Erde herniedergelassen wird, fließt ein Strom, der ausgeht vom Stuhle Gottes, mitten durch die Straßen und auf beiden Seiten steht Holz (Lebensbäume) mit zwölferlei Frucht alle Monate, und selbst die Blätter dienen zur Gesundheit der Heiden. Offb. 22, 1—2.

Digitized by Google

An dieser Herrlichkeit und Seligkeitsgenüssen können die Gottlosen keinen Theil haben, weil sie sich hienieden durch den Geist Gottes nicht zur inneren Erleuchtung und Verklärung führen ließen. Durch die Sünde und Lüste, welche sie in sich herrschen ließen, wurden die Lebenskeime zerrüttet, der innere Mensch noch mehr ruinirt; weßhalb ihr Auferstehungsleib verunstaltet sein wird, ein Abbild ihrer inneren Zerrissenheit. Auch hier ist das tiefsinnige Wort des Apostels Pauli wahr: Was der Mensch säet, das wird er ernten.

Nur wer die Kraft der Auferstehung Christi an sich erfahren hat und im Glauben darin beharrt, kann einem freudigen Erwachen entgegenblicken und mit dem Dichter singen:

„Wieder aufzublüh'n werd' ich gesäet,
Der Herr der Ernte geht
Und sammelt Garben,
Uns ein, uns ein, die starben,
Gelobet sei Er!"

Das „papierene" Zeitalter.

Darüber lesen wir in einem Wechselblatt Folgendes, das auch unsern Lesern willkommen sein wird.

Man nimmt gewöhnlich drei Zeitalter an: 1) das goldene, 2) das silberne, 3) das eiserne Zeitalter. Im eisernen sollen wir jetzt leben, obwohl es heute mehr Silber und Gold giebt, als im goldenen und silbernen Zeitalter zusammengenommen. Ich weiß sehr wohl, daß man die Geschichte von den „Zeitaltern" gewöhnlich bildlich versteht; es mag aber heute gestattet sein, die Sache wörtlich zu nehmen.

Also im „Zeitalter des Eisens" sollen wir leben, das leuchtet jedem ein. Eisern sind unsere Fahrstraßen, oder werden es doch immer mehr, ebenso unsere Schiffe, unsere Wagen, unsere Brücken; vielfach werden auch schon Häuser von Eisen gebaut. „Eiserne Menschen" giebt es ebenfalls, obwohl sie selten sind und die Zahl der „papierenen" Menschen weit größer ist.

Hiermit nähere ich mich meinem eigentlichen Thema, obwohl es nicht die papierenen Menschen sind, von denen ich reden will, sondern vom Papier selbst und von dem neuen Zeitalter, das durch das Papier vorbereitet wird, also vom papierenen Zeitalter.

Ich nehme das wieder nicht bildlich, sondern wörtlich. Dem Papier gehört die Zukunft! Du denkst wohl, lieber Leser, ich wolle von dem vielen Papiergeld sprechen, das umläuft, oder den Werthpapieren, obwohl sie manchmal doch nur einen zweifelhaften Werth haben, oder von dem vielen Papier, was zu „geistigem Inhalt" in Zeitungen und Büchern verwendet wird — auch häufig genug von nur zweifelhaftem Werth — nein! was ich meine, ist das Papier als Grundmaterial zu allerlei Industrie- und Bauzwecken.

Wie das Eisen allmählig Holz und Stein verdrängt hat, so wird das Papier allmählig Eisen und Stahl verdrängen; denn es besitzt eine weit größere Festigkeit als diese beiden. Du lächelst ungläubig, lieber Leser, und denkst dabei an das Eintagspapier, das heute zu neun Zehnteln fabrizirt wird, und dem man gar nicht zu wünschen braucht, daß es untergehe, denn das ist höchst überflüssig. Ja, höre und staune!

Hierzuland wird eine Papiermasse von solcher Härte hergestellt, die, wenn man sie auf der Drehbank einer raschen Rotation (Drehung) unterwirft, einen dagegen gehaltenen Drehmeißel in hundert Stücke zerstiebt, ohne daß sie davon angegriffen wird.

Nur der Diamant kann diese Masse ritzen, so hart ist sie. Diese gewaltige Festigkeit erhält die Papiermasse dadurch, daß man sie einem hohen Druck durch Maschinen aussetzt. Man begreift dies, wenn man sich vergegenwärtigt, daß ein Papierhaufen von etwa fünf Fuß höhe zu einem Umfang von wenigen Zollen zusammengedrückt wird. Von solcher Härte braucht aber die Masse nicht immer zu sein. Dies richtet sich je nach dem Zweck, zu dem dieselbe verbraucht werden soll.

Eine Papierfabrik zu Louisville in Kentucky hat neulich eine Ausstellung veranstaltet, auf welcher alle möglichen Gegenstände aus Papiermasse zu finden waren, von einem vollständigen Wohnhause bis zu allen Geräthen, Geschirren und Utensilien herab, die sonst aus Holz, Stein, Eisen, Stahl 2c. hergestellt werden. Besondere Bewunderung erregten die schönen Eisenbahnwagen- und Locomotivräder, die aus einzelnen Papierringen zusammengesetzt waren; um das Ganze war schließlich ein stählerner Reifen gelegt. Ein solches Papierrad soll eine mehr denn zehnfache Dauerhaftigkeit besitzen als ein eisernes oder stählernes, es ist dabei weit billiger und kann in viel kürzerer Zeit (etwa in 29 Stunden) hergestellt werden. Ein Schiebkarren aus Papiermasse hatte eine Tragfähigkeit von über 8000 Pfund. Neben allerhand Hausgeräth, Töpfen, Tellern, Badewannen 2c. sah man sogar Kochöfen aus Papiermasse, natürlich unverbrennlich.

Die Fabrik stellt auch Druckerpressen, Typen, kurz alles zum Buchdruck Erforderliche aus Papier her. Alle diese Gegenstände haben dabei noch den Vortheil großer Leichtigkeit und geringerer Zerbrechlichkeit oder Abnutzung. Ein für die Sternwarte von West-Point im Staate New York angefertigter Dom aus Papiermasse, 30 Fuß im Durchmesser, wog nur 4000 Pfund, während ein kupferner Dom etwa 40,000 Pfund wiegen würde. Auch Kleider und Schuhwerk werden aus dieser Masse hergestellt. Man wird sie unzerreißbar machen können, sobald man das Geheimniß der Fabrik, welche das Papier für die Noten der Bank von England liefert, wird entdeckt haben.

Eine Note der englischen Bank, zu einem Strick geformt, trägt ein Gewicht von 320 Pfund. Nach alledem ist es gewiß nicht zu viel, wenn gesagt wurde, daß dem Papier die Zukunft gehöre und daß wir dem papierenen Zeitalter entgegengehen.


Digitized by Google

König Ludwigs Gebirgsidylle.

Berge sind auf und abgetragen, durchbrochen und überbrückt, um dem Könige von Baiern ein Juwel auf die Berglehne des breiten Graswangthales zu zaubern, wie es sich die Phantasie nicht schöner ausdenken kann. Auf der nächsten Berglehne vor dem Schlosse Lindenhof erhebt sich der Venustempel, während der Bergrücken hinter demselben Grotten birgt. Sie bergen in ihrem Innern einen künstlichen See, in den alle Wasseradern der Klammspitze und des Hennenkopfes, zwischen denen sich der Linderhof befindet, hineingeleitet worden sind. Sie führt im Munde des Volkes den Namen der blauen Grotte, weil in den ersten Jahren sowohl Beleuchtung als Farbe des Innern sich blau spiegelten. In der Neuzeit zeigt sie nur gelbe oder goldene Farben, da die künstliche Beleuchtung, welche, so lange der König auf dem Lindenhofe weilt, Tag und Nacht nicht erlöschen darf, besser dazu stimmt. Jetzt wiegen die schimmernden Fluthen des Sees — buntfarbige Gläser brechen das Licht — die einsame Gondel nur in goldigem Glanze. Täglich wird die Grotte geheizt, auch wenn der König sich auf Monate entfernt hat, denn der eingerichtete Heizapparat bedarf beständig Nahrung. Draußen vor ihrer Pforte im Tageslichte springen aus seltsam prächtigen Blumenrabatten riesenhohe Fontainen, durch die den stürmisch herabstürzenden Bergwassern, welche zum See gefangen wurden, ein Ausweg gegeben wird. Aber diese Riesenfontainen steigen einsam empor, einsam liegen die Gärten; nur von den Felsenhäuptern, die sie im Kreise umgeben, könnte ein kühner Blick in diese Wunderwelt dringen.

Der Tempel der Venus birgt die Idealgestalt der Göttin in seinem Innern. Sie ist aus dem seltensten, fast durchsichtigen karrarischen Marmor gebildet, ein vollendetes Meisterwerk. Vor dem Schlosse halten bairische Löwen aus Bronze Wacht. Von hier führt der Weg über breite Marmortreppen erst zur großen Fontaine an der uralten Linde vorbei. Das Schloß selbst, nach dem Muster des von Versailles gebaut, ist in seinen ungewöhnlich hohen Fenstern von einer Fülle hellgrauen Stuckwerks umgeben. Rund um das Schloß ziehen sich Laubgänge von Epheu und wildem Wein, immer wieder durch Nischen mit Marmorstatuen unterbrochen. Hier stehen die vier Welttheile, dort die vier Jahreszeiten und weitere sinnbildliche Darstellungen, während, von allegorischen Gestalten umgeben, Ludwig XIV. als Mittelpunkt sich erhebt. Die ausgesuchte Pracht des Innern des Schlosses ist im Renaissancestyl durchgeführt. Die Wände sind mit den kostbarsten Gobelins bedeckt, die Oefen aus Onyx gebildet. Die prachtvollen Möbel, in Paris angefertigt, zu schildern, will selbst denen nicht gelingen, die längere Zeit zur Betrachtung derselben hatten. Alles ist vom König selbst angeordnet.

Hier sollen sich die wunderbarsten Kostbarkeiten befinden, die jedoch nie zur öffentlichen Ausstellung kommen. Nicht so die Stickereien, in denen sich besonders der Schönheitssinn des Königs bekundet. An diesen muß jahrelang gearbeitet werden und sie können deshalb schon, ehe sie im Lindenhof abgeliefert werden, von Interessenten bewundert werden. Ein Wunderwerk der Stickerei ist ein, mit massiven Goldfäden gestickter rothsammtener Vorhang, welcher das Prachtbett des Königs umgiebt. Kenner behaupten, daß dieses Bett mit Vorhang einen Werth von anderthalb Millionen Mark repräsentire. Der eigenartige Geschmack des königlichen Architekten tritt am deutlichsten in der orientalischen Pracht des Kiosks hervor, der die Märchen von Tausend und eine Nacht hinter seinen bunten Glasfenstern birgt.

Auf der südlichen Bergwand, gerade gegenüber vom Lindenhof, liegt eine einsame Alpe, die Stockalpe genannt, völlig abgeschieden von der Welt. Hier ist eine Hütte von Holz und Rinde erbaut, selbst die Thürschlösser sind aus Rinde gefertigt; es ist die Huntingshütte, nach dem Muster der in Richard Wagner's „Walküre" geschilderten. Oberhalb der Hütte ist eine Klause von Holz und Rinde erbaut, unterhalb ein mit Blech ausgeschlagener See, um den Abfluß zu verhindern. Wenn an heißen Sommertagen der Schnee schmilzt und dadurch das Becken des Sees sich überfüllend hin- und herwogt, begiebt sich König Ludwig mit Vorliebe in diese wundersame Einsamkeit. Sein Vater Max lag hier gern der Gemsjagd ob, wie auch zwischen hier und dem Rothberge noch eine königliche Jagdhütte auf der Alpe Elmau sich befindet. Auch dort weilt König Ludwig öfters.

Chronik der Gegenwart.

Das Erziehungswerk im Süden. Am Schluß des Krieges hatte die Bisch. Meth. Kirche in den Staaten Maryland, Delaware, Virginia, Kentucky und Missouri unter den Weißen 67,804 Mitglieder und $2,330,693 in Eigenthum; unter den Negern 20,000 Mitglieder und $250,000 Eigenthum. Jetzt zählt sie im ganzen Sklavengebiet 410,899 Mitglieder und besitzt Eigenthum, das auf $8,563,416 geschätzt wird, was während den letzten 15 Jahren eine Zunahme von 20,000 Gliedern und mehr als $350,000 per Jahr ergiebt.

Das Erziehungswerk wurde hauptsächlich durch diese Gesellschaft befördert. Während ihrers 15jährigen Bestandes erhielt sie von der Kirche $987,295, welcher Ertrag zur Gründung von Anstalten, meistens für die Erziehung von Lehrern und Predigern verwandt wurde. Einundzwanzig Institute sind in den Hauptorten des Südens angelegt, in welchem

Digitized by Google

in den Jahren 1879 und 1880, 89 Lehrer beschäftigt waren und 3,138 Studenten Unterricht erhielten. Seit ihrer Gründung bewohnten im Ganzen 66,000 Studenten die verschiedenen Schulen. Obwohl der Fortschritt des Werkes drei Mal so viel betrug unter den Negern als bei den Weißen, haben doch die zuletzt Erwähnten, welche ungefähr 5,600 zählen, jetzt 15 Anstalten mit 40 Lehrern und 2000 Studenten und auf $50,000 werth Eigenthum. Diese haben bis hierher sehr wenig Hülfe von der Gesellschaft erhalten. Die letzte General-Conferenz faßte Beschlüsse, die Gesellschaft zu bevollmächtigen, nebst den Schwarzen auch diesen Weißen Hülfe zu leisten. Diese große Erziehungssache hat es mit 18,500,000, oder mehr als ein Drittel unserer Bevölkerung zu thun, welche Menge 6,000,000 Schwarze enthält. Die Wichtigkeit solch einer Unternehmung ergiebt sich, wenn wir die im Süden herrschende Unwissenheit in Betracht ziehen. Im Jahre 1870 waren 5,618,144 Personen in den Ver. Staaten über zehn Jahre alt, welche weder lesen noch schreiben konnten und von welchen 4,161,253 im Süden wohnten. Die südlichen Staaten mit bloß ein Drittel der Bevölkerung, enthalten drei Viertel der Unwissenden. Von den 2,000,000 Stimmenden in den Ver. Staaten, die ihre Zettel nicht lesen können, wohnen 1,500,000 im Süden. Ein großer Theil dieser Unwissenheit befindet sich unter den Weißen. Von ein Fünftel bis zur Hälfte der südlichen Bevölkerung können nicht lesen oder schreiben. Diese tiefe Wolke der Unwissenheit, welche ihre dunkle Schattirung über den Süden verbreitet, hat auch ihren Silberrand. Die Ansichten betreff der allgemeinen Erziehung sind heute im Süden ganz andere wie früher. Letztes Jahr besuchten 50 Prozent der weißen und beinahe 45 Prozent der schwarzen schulmäßigen Bevölkerung die allgemeine Schule. Das Resultat dieses Werkes ist in dem Zustand des südlichen Handels zu sehen. Die gegenwärtige Pflicht der Kirche ist, die Zahl der christlichen Lehrer und Prediger zu vermehren. Für's Jahr 1882 fordert die Gesellschaft $150,000 für die Sache der Erziehung im Süden.

Besser Dienstmagd als Fabrikmädchen. „Woher kommt es," sagte neulich ein Fabrikbesitzer, „daß, wenn in meinem Geschäfte eine Stelle leer wird, Dutzende und aber Dutzende von Mädchen begierig darnach haschen, willig, für zwei bis drei Dollars die Woche zu arbeiten, während ich in meinem eigenen Hause den Dienstmädchen mehr als das bezahle und sie überdies mit Kost, Licht und Wäsche versehe?"

Bei der Verfertigung von Stiefeln und Schuhen empfangen Frauen im Durchschnitt $2.60 die Woche; bei der Herstellung von Papierschachteln, $3.30; beim Verfertigen von Regenschirmen, $3; in Baumwollfabriken, dasselbe; in Wollmühlen, $3.70. Welch armselige Zahlen das! Diese Summen bezeichnen sicherlich nicht die Belohnung für geschickte Arbeit. Ich glaube aber sie zeigen, was ein unerfahrenes Mädchen als den Preis ihrer Zeit und Ungeschicklichkeit zu empfangen erwarten darf. Das Emporsteigen zu einer höheren Stelle geht aber langsam von statten und wird oft schmerzlich durch den Stand des Markts beeinflußt.

Wie viel besser ist in dieser Hinsicht die Stelle einer Dienstmagd in einer Familie? Ich hege kein Bedenken, dies letzte Wort, Dienstmagd, zu gebrauchen; es hat die beste Bestätigung. Es ist nichts Ehrenwidriges darin, wenn ein Kaufmann seinen Kunden, ein Advokat seinen Clienten, oder ein Soldat oder Staatsmann seinem Vaterlande dient; es kann daher durchaus nichts Gemeines sein, als Köchin oder Waschfrau einer einzelnen Familie zu dienen. Lautet die Benennung Dienstmagd nicht ebenso gut als „Arbeiterin" oder „Verkäuferin"?

Ein junges arbeitsuchendes Mädchen sollte die Aussicht, beim Eintritt in eine gute Familie als Kammerjungfer, Kinderwärterin, Köchin, oder selbst gewöhnliche Hausmagd, mit mehr oder weniger Intelligenz und Verfeinerung in direkte Verbindung zu treten und jedenfalls mit den übrigen Familiengliedern den Schutz und die Bequemlichkeiten eines Daheims zu genießen — reiflich erwägen und darin einen kräftigen Grund finden, einer solchen Stelle den Vorzug zu geben. Bei der Wahl einer Werkstatt oder Fabrik wird sie durch den Charakter derselben, die Arbeitsstunden und die darin befindliche Gesellschaft bestimmt. Sie hat durchaus keine so große Auswahl, als wenn sie sich eine Heimath sucht, in der sie arbeiten will.

Es giebt noch einen Umstand, der sie beeinflussen sollte. Wer auch die Herrin und was auch die Arbeit sein mag, diese wird besser bezahlt und ist selten härter als diejenigen Beschäftigungen, welche sie andernfalls wählen muß; überdies wird sie dadurch gewiß am besten vorbereitet, dereinst ihr eignes Heim zu regieren und sich dessen zu erfreuen. Dies sollte der Hauptbeweggrund sein. Wiederum ist die abwechselnde Beschäftigung eines wohlgeregelten Haushalts, wenn sie auch zu einer „endlosen Runde" wird, ihrer Gesundheit und ihrem Glücke gewiß förderlicher als das eintönige Ticktack, das Gepolter und Getöse der mehrsten Fabrikoperationen, denen die Vermehrung der Maschinen, durch weitläufige Zertheilung der Verrichtungen, jedwede Abwechselung und damit alles menschliche Interesse entzogen hat. Es werden nur so viele Muskeln der Hand oder des Fußes in Bewegung gebracht und der nächste Schritt des rastlosen Erfindungsgeistes kann auch diese willkürliche Bewegung durch ein zusätzliches Rad oder eine Schraube unnöthig machen und zur Entlastung der Arbeiterin führen.

Weit über die Verfertigung von Schuhen oder Hemden allein, weit über allen Gewerben und einträglichen Geschäften in Bedeutsamkeit und Würde, steht der Stand der Hausfrau und Hausmutter. Was auch die Arbeit sein möge, die sie für diesen hohen Beruf vorbereitet, sie ist die weiblichste und, wenn man die Belohnung nicht nur in Geld, sondern in Erfahrung, Urtheilskraft und Charakter suchen will, auch die einträglichste.

(Westbote.)

Irland. Bei den Verhältnissen, wie sie sich im Laufe der Jahre in Irland entwickelt haben, handelt es sich keineswegs vorzugsweise um eine Befreiung des kleinen bäuerlichen Grundbesitzes von irgend welchen auf demselben ruhenden Abgaben oder Gefällen, um eine Grundentlastung, wie sie in früherer Zeit in Frankreich wie in Deutschland eingetreten ist, sondern einfach um die Vertreibung der angelsächsischen "Lords of the manor", welche etwa die

Digitized by Google

Hälfte des gesammten Grundes und Bodens besitzen und großentheils nicht im Lande wohnen. Außer diesem und der damit in Verbindung stehenden Pachtwirthschaft sind die feindlichen Gegensätze der ursprünglichen keltischen Bewohner der Grünen Insel zu den Eroberern und jetzigen Herren namentlich durch die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses und manche politische Verhältnisse in immer schärferm Maße zu Tage getreten. Die Schuld liegt, wie stets in solchen Fällen, auf beiden Seiten, und wenn einerseits dem armen Pächter gewiß eine Erleichterung seines schweren Loses zu wünschen ist und jeder darauf abzielende Schritt nur mit Freuden begrüßt werden kann, so entspricht es anderseits doch gewiß nicht der Billigkeit, daß durch ein Gesetz der wohlerworbene Besitz geschädigt wird, um einem faulen, arbeitsscheuen Pöbel abzuhelfen, dessen Verlangen, statt von der Gabe befriedigt zu werden, nur in höherm Grade angestachelt wird. So wird denn die neue Landacte, die den Kern der agrarischen Frage, welcher auf die augenblicklich auf 5 Prozent der Bevölkerung beschränkte Theilnahme am Grundbesitz gerichtet ist, überhaupt nicht trifft, aller Voraussicht nach keine Besserung der anarchischen Zustände herbeiführen.

Seiten der Regierung aber wird versichert, daß seit dem Inkrafttreten der neuen Landacte die Agrarverbrechen wesentlich, nach einer Aeußerung des jüngern Mr. Gladstone im Monat November v. J. sogar um 40 Prozent, abgenommen haben. Die täglich sich wiederholenden Berichte der Zeitungen stehen mit dieser Behauptung indeß in schroffem Gegensatz. Auch nach der Verhaftung Parnell's und Dillon's übt die Landliga ihr Schreckens-Regiment. Sie ist die eigentliche Herrin im Lande, und ihre Befehle werden prompt ausgeführt, deren Nichtachtung grausam geahndet. Gewiß ist das Bild des arbeitsamen Pächters, der trotz schwerster Arbeit die ungeheure Pachtsumme nicht hat erzwingen können und nun von dem hartherzigen Besitzer ohne Rücksicht für seine darbende und frierende Familie durch die Gerichtsdiener auf die Straße gesetzt wird, ein erschütterndes; durchschnittlich entspricht solche Vorstellung aber den Thatsachen nicht. Im Gegensatz zu den vereinzelten Fällen, in welchen wirkliche Noth einer harten und ungerechten Exmission verfällt, ist es meist böser Wille, welcher die Zahlung der Pacht verweigert, und die ärgsten Greuelscenen werden berichtet gerade als Strafen für solche Pächter, welche ihren Verpflichtungen in ehrenhafter Weise nachgekommen sind. Die Agenten der Gutsherren, welche die Pachtgelder einziehen, werden aus dem Hinterhalt angefallen und verwundet, nächtlich die Wohnsitze der mißliebigen Pächter überfallen, die Häuser bis auf den Grund niedergebrannt, oder Mann und Weib gemißhandelt und getödtet. Täglich hört man von gräßlichen Morden, von entsetzlichen Verstümmelungen, von Ohren- und Nasenabschneiden, und Weiber werden mit dem Glattscheeren des Kopfes bestraft, wenn sie auf der Straße mit einem Polizisten gesprochen, oder ihre kleinen häuslichen Einkäufe bei verfehmten Persönlichkeiten besorgt haben. Gutsbesitzer werden in den Bann gethan, so daß Niemand ihnen eine Arbeit irgend welcher Art zu leisten wagt, Niemand ihnen etwas verkauft und sie gezwungen sind, das Land zu verlassen, oder nach dem Beispiel des furchtlosen Kapitäns Boycott alle Arbeiten mit Hülfe der Familienglieder selbst zu besorgen. Das Vieh wird erschlagen oder verstümmelt, und in neuerer Zeit sind Haufen von Menschen ausgezogen, um die bei dem gemeinen Irländer bislang in so hoher Gunst gestandenen Parforcejagden zu stören, die Hunde zu tödten und den reichen Wildstand massenhaft niederzumetzeln.

Der gewaltige Ausbruch des Vulkans „Manna Loa“ auf Hawai dauert nunmehr seit acht Monaten ununterbrochen fort. Aus allen Theilen der Erde sind Besucher nach der Gruppe der Sandwichsinseln geeilt, um die gigantischen Konvulsionen verborgener Naturkräfte und deren Wirkungen in Augenschein zu nehmen. Der mächtige Vulkan speit aus dem hochgelegenen Krater Mokuaweoweo einen Strom feuriger Lava, der nahe an fünfzig englische Meilen lang und an manchen Stellen volle vier englische Meilen breit ist. Diese Lavamassen drohen nicht allein der Stadt Hilo den Untergang, sondern es steht auch zu befürchten, daß der Hafen davon angefüllt werde.

Im Jahre 1859 dauerte ein Ausbruch beinahe dreizehn Monate, und es steht zu erwarten, daß der diesmalige von kaum geringerer Dauer sein wird. Die flüssige Masse hat Hilo bis auf zwei englische Meilen erreicht und ist an manchen Stellen bis zur Höhe von über 100 Fuß aufgestaut. Sollte eine solche Lavamauer bersten, was jeden Augenblick geschehen kann, so dürfte die liebliche Stadt, nebst ihrem prächtigen Hafen, der fürchterlichsten Zerstörung preisgegeben sein, und das Schicksal der einst volkreichen Städte am Fuße des Vesuvs erleiden.

Die Wärmstuben in großen Städten. Unter dem Namen „Wärmstuben“ beginnt von Wien aus ein neues Institut der Armenpflege Verbreitung zu finden. Die erste derartige Anstalt, ursprünglich für arme Angehörige des Handelsstandes bestimmt, wurde in einem ärmlich ausgestatteten, mäßig großen Lokal in einer Seitengasse der inneren Stadt von dem kaufmännischen Verein „Austria“ eingerichtet und wird auch von diesem erhalten, obgleich sie bald zum Zufluchtsort von hunderten von Armen ohne Unterschied des Standes geworden ist. Da ihnen nicht nur der Aufenthalt in einem durchwärmten Raum, sondern auch Suppe oder Thee und ein Stück Brod unentgeltlich gewährt wird, so ist es begreiflich, daß der Raum von Armen immer vollgepfropft ist und daß bald an die Errichtung einer zweiten Wärmstube gedacht wurde, welche dann auch eröffnet worden ist. Im vergangenen Winter ist man auch bereits in Graz dem Wiener Beispiele gefolgt, und hier waren es nicht blos Private und Privatvereine, welche sich die Förderung des Unternehmens angelegen sein ließen, sondern es erfreute sich von vornherein auch der Unterstützung und Mitwirkung der Behörden. Da ist es denn um so weniger zu verwundern, daß die Anregung auch bereits außerhalb Oestreichs Nachfolge fand; in Frankfurt a. M. hatte sich im verflossenen Jahr ein Committee gebildet, das bei der plötzlich eingetretenen Kälte schleunigst eine Wärmstube einrichtete; die ersten Kosten sind sofort durch Zeichnung von Beiträgen gedeckt und für weitere Erhaltung

Digitized by Google

des Instituts hat das Committee durch öffentliche Aufforderung zur Zeichnung von Beiträgen gesorgt. Auch in München hat man eine Wärmstube eingerichtet.

Gegen das Schnappstrinken, das in der Schweiz, zumal im Kanton Bern, mehr und mehr zu erschreckender Ausdehnung gelangt, hat Pfarrer Nil in Kirchberg ein Schriftchen herausgegeben unter dem Titel: „Der neue Todtentanz." Es schildert im 1. Kapitel: „Der Branntwein und der Tod" die Todesernte, welche der Branntwein unter unserm Volke hält, nicht in Phantasiestücken, sondern in wirklich geschehenen Vorfällen aus dem Leben, in Geschichten, wie sie täglich zahlreicher durch alle Blätter hin zu lesen stehen. Die Musterkarte solcher Todtenopfer des Branntweins, wie sie vorliegt, muß jedem, der unser Volk wirklich liebt, das Herz zerreißen. Das 2. Kapitel handelt: „Vom wahren Gehalt und Geist des Branntweins." Im Gegensatz zu dem schauerlichen Todtentanz, den das erste vorführt, schildert dieses 2. Kapitel das Leben, welches der Branntwein erzeugt: die Gaststube der Schnappskneipe, von kartenspielenden Hausvätern besetzt, den nutzlosen Heimruf von Frau und Kindern an den Hausvater, die nächtliche Rückkehr des Säufers in sein verstörtes Haus, die Verwahrlosung der Jugend, das Elend der Krankheit, von dem aus immer neue Kreuze den Kirchhof bevölkern. Es werden sodann im 3. Kapitel: „Es regnet Schnapps" die Quellen aufgedeckt, aus denen der Branntwein fließt und sein Elend ausgießt, und wird dargelegt, wie man leider alle Dämme und Verbauungen gegen diese Wildwasser in den Gesetzen und Verfassungen niedergerissen und dadurch die Noth gewaltig vergrößert hat. Das 4. und letzte Kapitel: „Treibet die Teufel aus!" redet von den Schutz- und Heilmitteln, die diesen furchtbaren Feind zügeln und seine Kraft brechen könnten. Hier wendet sich der Verfasser zuerst an die Hausväter und fordert sie auf, den Branntwein statt zur Regel, zur Ausnahme zu machen. Dann verlangt derselbe vom Staat, er solle durch Gesetze eingreifen, die Brennerei vermittelst bedeutend erhöhter Steuern einschränken, den Branntwein möglichst vertheuern und die Trunkenheit bestrafen. Zum Schlusse erinnert er daran, daß eine wahre innerliche Besserung nicht zu Stande kommt ohne die Rückkehr zum christlichen Glauben.

Kaiser Wilhelm soll zu den Prinzen, die ihm ihre Glückwünsche zum Jahreswechsel abstatteten, gesagt haben: Es sieht überall friedlich aus und so werden wir denn doch Frieden behalten. Ein Soldat soll das freilich nicht so laut sagen, aber der Frieden bleibt doch das Beste! Diesen Worten des alten Kaisers entspricht denn auch die Lage Europas bei Beginn des Jahres 1882. Zwar knallt es gerade in diesem Augenblick wieder ziemlich lebhaft in den Felsenschluchten der Herzegowina und auch in Egypten ziehen sich Wolken zusammen, die leicht der orientalischen Frage wieder einiges Leben verleihen könnten, aber keine Macht hat besondere Lust, sich die Finger an dieser Frage zu verbrennen, und von Berlin aus sorgt Bismarck schon dafür, daß die hie und da aufschlagenden Flammen keinen allgemeinen Brand anfachen.

Die Protestanten Oesterreichs feierten am 15. Oktober vorigen Jahres das hundertjährige Jubiläum des Toleranzediktes, durch welches sie in die ihnen entzogenen bürgerlichen und kirchlichen Rechte wieder eingesetzt wurden.

Nach einer geschichtlichen Ueberlieferung bediente sich Gott eines einfachen Werkzeuges, um den damaligen Kaiser Joseph II. zu jenem großen reformatorischen Schritt zu bestimmen: eines armen evangelischen Bauers, Senitz genannt.

Joseph II. bereiste nämlich im Frühjahr 1781 incognito Böhmen und besuchte eines Tages die kleine Stadt Lakenstein im Erzgebirge. Anhaltender Regen hatte die Straßen fast unwegsam gemacht, was den Kaiser veranlaßte, im Gasthof des Ortes zu übernachten. Der Abend war hereingebrochen, als einige Ortsbewohner dem Gastwirth berichteten, einige geheimnißvolle Wesen mit farbigen Laternen bei einer außerorts gelegenen Strohhütte gesehen zu haben. Dieses und der fremdartige Gast machte in ihnen die Befürchtung rege, ob man es hier nicht etwa mit Zauberern zu thun habe, die gegen den Ort Böses im Schilde führen.

Geneigt, Abenteuer zu machen, entschloß sich der erlauchte Reisende, der sich Graf von Falkenstein nannte, in dem Orte die „verdächtige Zusammenkunft" zu besuchen. Er klopft an die Thür, während sich seine Leute um das Haus als Schildwachen plazirten. Der Herr des Hauses öffnete und: „Wer wagt es, zu solcher Stunde einen rechtlichen Mann zu stören?" war seine Frage an den unbekannten Besucher. „Wenn Sie ein rechtlicher Mann sind," erwiderte der Kaiser, „haben Sie Nichts zu befürchten; sind Sie aber das Gegentheil, dann machen Sie sich auf eine üble Viertelstunde gefaßt!" und überschritt des Hauses Schwelle.

Im Wohnzimmer dieser ärmlichen Hütte waren etwa ein Dutzend Bauern um einen kleinen Tisch versammelt, auf welchem ein großes, geöffnetes Buch lag. Joseph setzte sich auf die Ofenbank und befahl Senitz, in seiner Vorlesung oder dem Gespräch fortzufahren. Der Bauer nahm das unterbrochene 3. Kapitel des Evangeliums Johannis wieder auf. Nach Verlauf einiger Minuten war der Kaiser durch das, was er nun sah und hörte, so tief gerührt, daß er thränenden Auges ausrief: „Zum ersten Mal in meinem ganzen Leben treffe ich hier Leute, die die Bibel lesen können."

Abschied nehmend von Senitz, lud ihn Joseph noch lebhaft ein, einen Besuch im kaiserlichen Palast in Wien zu machen und sich dort an den Grafen von Falkenstein zu wenden, der es ihm gewiß ermöglichen werde, den Regenten über die ihnen widerfahrenden Religionsbedrückungen zu sprechen. Senitz merkte sich diese Einladung. Wie groß mag aber sein Erstaunen gewesen sein, bei der Entdeckung, daß der Graf von Falkenstein kein Anderer war als der Kaiser selbst!

Bewegt drückte ihm der Kaiser die Hände; dann nahm er eine Pergamentrolle, eine Abschrift des Toleranzediktes enthaltend und überreichte sie dem Bauer. Beim Entrollen derselben fand Senitz noch einen 500 Guldenschein vor, mit der Bemerkung: „Zum Bau einer Kapelle." Noch heute trägt das protestantische Bethaus Lakensteins an der Vorderseite die Inschrift: „Kaiserliche Gabe."

Digitized by Google

Sonntagschul-Lektionen.

Zweites Vierteljahr.

Sonntag, 2. April 1882. Mark. 6, 1—13.

Die Aussendung der Zwölfe.

I. Der Lehrer (V. 1—6.) **V. 1.** Er kam in sein Vaterland, d. h. nach Nazareth. Obgleich Jesus nicht in Nazareth geboren war, hatten seine Eltern doch vor seiner Geburt daselbst gewohnt und er war daselbst erzogen worden, so daß er allgemein für einen Galiläer und Nazarener gehalten wurde. Der hier erwähnte Besuch in Nazareth war der zweite, den er in seiner Vaterstadt machte. Er hatte bei seinem ersten Besuche (Matth. 13, 54 ff.) bei seinen Landsleuten keinen Glauben gefunden, sondern war mit Geringschätzung und Verachtung von ihnen behandelt worden. Trotzdem macht er einen neuen Versuch zu ihrer Rettung, und giebt uns hiermit die Lehre, daß auch wir unsere Versuche, Andere für den Himmel zu gewinnen, stets wiederholen sollen, wenn wir auch ein oder das andere Mal abgewiesen worden sind.

V. 2. Die Bürger von Nazareth erkennen in dem Wirken Jesu zweierlei an, was seine göttliche Mission beweist: seine göttliche Weisheit, die er, wie sie wohl wußten, in keiner menschlichen Schule gelernt hatte, und seine göttliche Wunderkraft.

V. 3. Trotzdem hegten sie Vorurtheile gegen ihn, wegen seiner geringen Abkunft. Ist dies nicht der Zimmermann? Nach der Sitte des jüdischen Volkes lernten auch die Rabbiner ein Handwerk, wie das Beispiel des Paulus beweist. Es liegt also in der Bezeichnung Jesu als des Zimmermann's an sich nichts Verächtliches. Den Nazarenern aber ist der Zimmermann Jesus bekannt als einer, der unter ihnen aufgewachsen und so wenig wie sie in die Tiefen der rabbinischen Weisheit eingeführt worden ist. — Mit Recht schließt man aus unserer Stelle, daß Jesus vor seinem öffentlichen Auftreten das Handwerk seines Pflegevaters betrieben habe. Womit hätte er sich auch sonst während seiner dreißigjährigen Zurückgezogenheit im Elternhause beschäftigen sollen? Hierin offenbart sich eben wieder die wunderbare Selbsterniedrigung des Sohnes Gottes, daß er es nicht verschmähte, durch seiner Hände Arbeit sein Brod zu verdienen. Damit hat er das Handwerk geehrt und dem Handwerkerstande ein ermuthigendes Beispiel gegeben. Ueberhaupt hat der Herr allen menschlichen Beschäftigungen seine theilnehmende Aufmerksamkeit zugewandt. Das Fischerhandwerk, das Werk des Säemann's, sogar das Werk des Knaben, der einen Sperling vom Dache schießt und das Spiel der Kinder auf dem Markte hat er beachtet; aber in allem erblickte sein auf das Himmlische gerichteter Geist ein Abbild der Geheimnisse des Reiches Gottes. Der Sohn der Maria u. s. w. Bei der Vollständigkeit der Anführung der Familienglieder ist es auffallend, daß Joseph nicht genannt ist. Man hat hieraus geschlossen, daß dieser schon längst (zwischen dem zwölften und dreißigsten Jahre Jesu) gestorben war. Als Brüder Jesu werden auch Matth. 13, 55 Jakobus, Joses, Judas und Simon genannt. Nach gewöhnlicher Annahme waren diese „Brüder Jesu" Söhne des Kleophas, nach dessen Tod aber von Joseph, dem Pflegevater Jesu, (der nach Eusebius ein Bruder des Kleophas war) adoptirt worden. Sie wären demnach nur Adoptivbrüder des Herrn gewesen. Die hier erwähnten Schwestern Jesu scheinen in Nazareth verheirathet gewesen zu sein und darum nicht an der Uebersiedlung der Familie nach Kapernaum Theil genommen zu haben. Sie ärgerten sich an ihm aus kleinstädtischem, neidischem Unglauben, welcher das Große als das Nahe, menschlich Vertrauliche nicht zu fassen vermag.

V. 4. Das Sprüchwort: Ein Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterlande, bezieht sich auf das Vorurtheil des gemeinen Menschensinnes, daß aus der Nähe, aus der Heimath, am Ende aus der Menschheit selbst nichts Gutes kommen könne. Dieses Vorurtheil hat zu allen jenen Systemen geführt, welche einerseits den Gottmenschen entmenschlichten, andererseits ihn entgöttlichten.

V. 5. Er konnte daselbst kein Wunder thun. Das Wunderthun Jesu setzt den Glauben oder das Bedürfniß des Glaubens voraus. Und obschon Christus selbst dieses Bedürfniß erweckt, so setzt dasselbe doch Empfänglichkeit voraus, eine gewisse Aufrichtigkeit und Hingebung, welche den Menschen vor der Verhärtung im Unglauben bewahrt. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die Matth. 17, 14—21 berichtete Geschichte der Heilung jenes mondsüchtigen Knaben, welchen der Herr erst dann gesund machen konnte, als es ihm gelungen war, den zweifelnden Vater zum Glauben oder wenigstens zum ernsten Glaubenwollen zu führen. Wie viel verloren diese Nazarener durch ihr unglückliches Vorurtheil gegen Jesum! Wie viele Kranke hätte er unter ihnen heilen, wie viele Herzen beglücken können, wenn sie ihn besser aufgenommen hätten. So aber konnte er nur wenige Kranke gesund machen, welche im Glauben bei ihm Hülfe suchten; denn sie sollten das Unrecht, das ihm von ihren Mitbürgern zugefügt wurde, nicht entgelten.

V. 6. Er verwunderte sich. In Kapernaum verwundert er sich über den Glauben eines heidnischen Hauptmann's; hier über den Unglauben seiner Landsleute. Dort freut er sich über den Glauben, hier trauert er über den Unglauben der Menschen. Daß der Herr sich überhaupt über Ereignisse, die ihm in seinem Leben begegnen, verwundert, steht mit seiner Gottheit in keinem Widerspruch, wenn wir nur den rechten Begriff von der Menschwerdung haben.

II. Die Zwölfe. (V. 7—13.) **V. 7.** Und er rief die Zwölfe zu sich u. s. w. Die hier er-

Digitized by Google

wähnte Aussendung der zwölf Apostel ist dieselbe, welche Matth. 10 ausführlicher geschildert wird. Bisher hatten die Jünger die Lehre Jesu gehört und seine Wunder gesehen; sie hatten empfangen, damit sie wieder geben sollten, sie hatten gelernt, um wieder lehren zu können. Der Herr sendet je zwei und zwei. Dies geschah, damit sie einander gegenseitig aufmuntern und stärken könnten (vergl. Pred. 4, 9) und damit alle Sache auf zweier Zeugen Munde beruhe. So sollen sich auch in unseren Tagen die Prediger des Evangeliums an einander anschließen zum gegenseitigen Geben und Nehmen. Die eigentliche Lebensaufgabe der Jünger Jesu war die Zerstörung der Werke des Teufels; daher wird schon hier die Teufelaustreibung besonders hervorgehoben als Beweis dafür, daß den Jüngern die Kraft zur Ausführung ihres Berufes nicht fehlen solle.

V. 8 und 9. Der eigentliche Inhalt des in diesen Versen enthaltenen Gebotes, dessen einzelne Bestimmungen in Matthäus und Lukas etwas verschieden lauten, ist der Gedanke: sie sollen sich nicht mit Unnöthigem beschweren, sondern ihre Mission antreten, wie sie gehen und stehen. Der verbotene Vorrath schließt: Geld, Speise und Kleidung in sich; die drei in gewöhnlichen Fällen nothwendigsten Reisebedürfnisse. So stellte der Erlöser, der selbst nicht hatte, wo er sein Haupt hinlegte, seine Jünger auf den Standpunkt des reinen Glaubens. Als Arbeiter Gottes haben sie von ihm ihre Leibesnothdurft zu erwarten. Die Absicht des Herrn war dabei: a) daß die Jünger schon zu seinen Lebzeiten an die Ertragung der Strapazen gewöhnt werden sollten, welche sie später in der Ausübung ihres Apostelamtes durchzumachen hatten; b) daß ihr Glaube und ihr Vertrauen auf die Vorsehung Gottes gestärkt werden sollte.

V. 10 und 11. Der Herr erwartet, daß seine Jünger überall Leute finden, welche sie willkommen heißen. Er versprach einen Prophetenlohn dem, der einen Propheten aufnimmt und sichert denen seine Gunst zu, die den Seinen auch nur einen Becher kalten Wassers reichen. Die Verwerfung des Evangeliums aber und die Ausstoßung der Boten desselben bringt zeitliches und ewiges Weh. Das Evangelium bietet ein ewiges Leben an. Ist dieses verloren, so ist alles verloren. Der Befehl an die Jünger, an Orten, wo sie keine Aufnahme fanden, den Staub von ihren Füßen abzuschütteln, enthält eine Anspielung auf einen bekannten Gebrauch der Juden, welche zum Zeichen der Verachtung der Heiden, den Staub von ihren Füßen schüttelten, wenn sie aus der Heiden Grenzen kamen. Die Apostel bezeichneten demnach mit dieser symbolischen Handlung die Orte, welche das Evangelium nicht annahmen, als nicht mehr zu Israel gehörig. Zur selben Zeit gaben sie das Zeugniß: 1) wir nehmen nichts mit von euch, brechen die Gemeinschaft ab; 2) wir haben nichts von euch begehrt, nicht das Eure, sondern euch selbst gesucht; 3) wir sind rein an eurem Blute. Ihr selbst seid Schuld an eurem Verderben.

Es wird Sodom und Gomorrha erträglicher ergehen. Je größer die verschmähte Heilsoffenbarung, desto größer auch die Sünde. Das Land der Sodomer hatte nur das schwache Zeugniß Lots kennen gelernt; aber hier ist mehr denn Lot. Mit der Verschmähung des Evangeliums erreicht die Schuld den höchsten Gipfel (Matth. 11, 20; Luk. 12, 47). Welch ein furchtbares Gericht wird einst über die todten Christen ergehen, die, im hellsten Lichte des Evangeliums wandelnd, dennoch Christum und seine Erlösung verwerfen!

V. 12 und 13. Sie predigten, daß u.s.w. Sie predigten nicht nur die Lehre von der Buße, sondern ihre ganze Predigt vom Himmelreich hatte den Zweck, bei ihren Zuhörern Buße, d. i. Sinnesänderung, hervorzurufen. Nur den Bußfertigen wird die Seligkeit verheißen, blos an denen, welche über ihre Sünden göttlich betrübt sind, kann der Erlöser sich als Arzt erweisen. Die Salbung mit Oel war bei den Krankenheilungen, welche die Apostel vollbrachten, nicht das Mittel der Genesung, sondern nur ein äußerliches Zeichen; denn da die Genesung der Kranken nicht erst nach und nach, sondern alsobald erfolgte, so war es leicht zu erkennen, daß die Wirkung nicht vom Oel herkomme. Die Oelsalbung sollte sinnbildlich die Heilkraft des Gebetes darstellen.

Disposition. Die Aussendung der Zwölfe.

1. Ihr Zweck: Zerstörung des Satansreiches. Vers 7.

2. Die Ausrüstung der Jünger: Kein Geld, kein Brod; dagegen eine Anweisung auf ihren reichen Vater im Himmel. V. 9. 10.

3. Verhaltungsmaßregeln: Bleibet, wo das Evangelium Aufnahme findet; wo dasselbe verworfen wird, brechet die Gemeinschaft ab und überlasset die Unbußfertigen dem Gerichte Gottes. V. 11.

4. Der Erfolg der Jünger. V. 12. 13.

Sonntag, 9. April 1882. Mark. 6, 14—29.

Der Tod Johannis, des Täufers.

I. Der Eindruck der Wirksamkeit Jesu auf Herodes (V. 14—16). Herodes der Große, der Mörder der bethlehemitischen Kinder, hatte von seinen 10 Weibern folgende Kinder: 1) Herodes Phillippus, Gemahl der Herodias, die ihm sein Halbbruder Herodes Antipas entführte (Matth. 14, 3). Er lebte als reicher Privatmann. 2) Archelaus, nach seines Vaters Tod Ethnarch von Judäa und Samaria. 3) Herodes Antipas, oder Herodes II., Tetrarch von Galiläa und Peräa, wurde im Jahre 39 abgesetzt und mit der Herodias des Landes verwiesen. 4) Philippus, Tetrarch von Gaulonitis, Trachonitis, Batanäa und Panias. 5) Aristobulus. Der in unserer Lektion erwähnte König Herodes ist Herodes Antipas. Den Titel König gebraucht Markus nach Art der Juden, während die Römer die Bezeichnung Tetrarch, d. h. Vierfürst, brauchten.

V. 14. Die Wirksamkeit der Apostel, welche Jesus ausgesandt hatte und welche nicht nur predigten, sondern auch mancherlei Wunder thaten, mußte den Ruf Christi außerordentlich vermehren und die Aufmerksamkeit auch der ferner Stehenden auf den Herrn hinrichten. Die Enthauptung des Johannes war vorgefallen, während die Apostel

Digitized by Google

auf ihrer ersten Missionsreise begriffen waren. Der Herold des Messiasreiches trat vom Schauplatze ab, gerade als Jesus seine Wirksamkeit erweiterte.

V. 15. Das Volk erklärte Jesum für Elias, welcher nach den Erwartungen der jüdischen Schriftgelehrten (vgl. Matth. 17, 10) vor der Aufrichtung des messianischen Reiches wieder auftreten sollte. Andere sagten: er seie irgend ein Anderer der Propheten. Immerhin aber hielten sie ihn für einen Propheten, was schon nichts Geringes war, da die Gabe der Weissagung seit 400 Jahren unter Israel nicht mehr vorhanden gewesen war, und das Wiederauftreten eines Propheten daher den Anbruch einer neuen, der messianischen Zeit anzeigte. Uebrigens scheint doch in der Meinung des Volkes über die Person Jesu bereits eine Herabstimmung eingetreten zu sein; denn am Anfang hielten ihn Viele für den Messias selbst.

V. 16. Herodes erklärt auf die Kunde von dem Wirken Christi: Es ist Johannes u. s. w. Es ist das böse Gewissen, das aus dem Vierfürsten redet. Seine Anklagen und Beschuldigungen wecken in ihm den Gedanken, Jesus sei kein Anderer, als der Täufer, den er enthauptet habe, und der nun mit göttlicher Wundermacht ausgerüstet, wieder von den Todten auferstanden sei — vielleicht, um jetzt auch auf sein schuldiges Haupt die verdiente Strafe zu bringen. Er hatte den Täufer gefürchtet, so lange derselbe noch lebte, weil er furchtlos wie ein verkörpertes Gewissen seine Sünden gerügt hatte, und nun fürchtete er sich noch mehr vor dem Todten. Wer den Frieden seines Herzens bewahren will, muß sein Gewissen unbefleckt erhalten (Apg. 24, 16). Uebrigens zeigt uns das Beispiel des Herodes, daß Gewissensnoth und Gewissensschrecken noch keineswegs nothwendig eine wahre Bekehrung zur Folge haben.

II. Johannes im Gefängniß. (V. 17—20). In dem nun folgenden Abschnitt berichtet der Evangelist nachträglich über die Gefangennehmung und Hinrichtung des Täufers durch Herodes, um zu zeigen, warum Herodes den Herrn für den auferstandenen Johannes erklärte.

V. 17—19. Die oben erwähnte Entführung der Herodias war die Veranlassung zur Gefangensetzung des Täufers. Der treue Bußprediger stellte dem Vierfürsten seine Sünde unter Augen. Es war dies kein geringes Wagstück. Johannes konnte nichts Anderes erwarten, als daß er durch seine Strafpredigt den Zorn des Herodes und die Rache der Herodias auf sich herabrufe. Aber er trotzt lieber jeder Gefahr, als daß er seiner Pflicht untreu wird — ein nachahmungswerthes Vorbild für alle Diener des göttlichen Wortes!

Die Strafe des erzürnten Fürsten folgt der Kühnheit des Bußpredigers auf dem Fuße. Herodes läßt ihn fesseln und in's Gefängniß werfen. In der Felsenfeste Machärus, nahe bei der Mündung des Jordans in's todte Meer war es, wo der treue Herold des Messiasreiches nun im Kerker lag.

V. 20. Herodias war der böse Geist, der dem Vierfürsten unablässig in den Ohren lag mit der Forderung, an dem lästigen Prediger blutige Rache zu nehmen. Aber Herodes fürchtete den Johannes, er besorgte, daß dieser heilige Mann, wenn er ihn tödten ließe, Unglück über ihn bringen möchte. Daher verwahrte er ihn vor den Anschlägen der Herodias, daß sie ihn nicht tödten konnte (V. 19). Die unversöhnliche Härte dieses ehebrecherischen Weibes erklärt sich leicht. Einestheils trieb sie das Gefühl der Rache, anderntheils aber die Furcht, ihr nunmehriger Gemahl möchte doch in Folge der Ermahnungen des Johannes anderen Sinnes werden und sich von ihr trennen. Diese Befürchtung war um so natürlicher, da der gerechte und heilige Mann offenbar einen tiefen Eindruck auf den Vierfürsten machte. Wahre Charaktergröße imponirt auch den Charakterlosen und gerade diesen am meisten. Herodes konnte dem Täufer seine Hochachtung nicht versagen, er hörte ihn gerne, ließ sich manches von ihm sagen und folgte ihm sogar in vielen Dingen. Aber seine Hauptsünde läßt er nicht und will er nicht lassen. Und diese Sünde ist die Kette, an welcher ihn der Satan gebunden hält und unaufhaltsam vorwärts reißt, erst zum Mord des heiligen Gottesmannes und dann in den Abgrund der Verdammniß. Der Mensch kann in „Vielen Dingen" dem Worte Gottes gehorchen und doch verloren gehen. „Wer nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein."

III. Johannes Tod. (V. 21—29.) **V. 21.** Das Geburtsfest des Herodes, an welchem dieser seinen Großen (Hofleuten) und den Feldobersten und Vornehmen des galiläischen Landes ein Gastmahl gab, bot der Herodias eine günstige Gelegenheit (günstigen Tag) zur Ausführung ihrer Absichten gegen den Täufer.

V. 22 und 23. Wahrscheinlich hatte Herodias selbst den Tanz des Mädchens veranlaßt, um damit die Anwesenden zu überraschen und den günstigen Augenblick des erwarteten Beifalls zur Erreichung ihrer blutigen Absicht zu benutzen. Dies gelang ihr nur zu wohl. Das Versprechen des Herodes war nicht nur ein unüberlegtes und unbesonnenes, sondern auch ein höchst übermüthiges und prahlerisches, da er als Vasall des römischen Kaisers, der nur Statthalter über zwei Provinzen Judäas war, kein halbes Königreich verschenken konnte.

V. 24 und 25. Von der rachgierigen Mutter dazu angestiftet, fordert das Mädchen das Haupt Johannis des Täufers. Sie ging alsbald hinein mit Eile. Die Hast, mit welcher das Mädchen die Gewährung ihrer Bitte fordert, zeigt, daß sie nicht besser war, als ihre Mutter.

V. 26—29. Um des Eides willen. Der skrupulösen Achtung vor seinen gottlosen Betheuerungen lag nicht die Furcht Gottes, sondern sein Herrscherstolz zu Grunde. Ein Eid, welcher die Begehung eines Verbrechens versprochen hat, kann in Gottes Augen nicht verbindlich sein. Der Mensch macht sich noch strafbarer, wenn er ein solches Versprechen hält, als wenn er es bricht. Und derer, die am Tische saßen. Herodes fürchtete, von ihnen ein Schwächling oder Feigling genannt zu werden, und seine falschen Begriffe von Ehre hielten ihn ab, den Mord zu verhindern. So fiel Johannes der Rache der ehebrecherischen Herodias zum Opfer. Sein Leichnam aber wurde, wie es scheint, ohne Widerspruch seinen Jüngern zur Bestattung überlassen. — Die ganze Lektion legt uns noch folgende Gedanken nahe: 1) Herodes war ein Vorläufer und Genosse des Pilatus darin, daß er die Unschuld und Würde des Johannes erkennt und

Digitized by Google

doch nicht den Muth hat, ihn frei zu geben. 2) Herodias, die intriguante Buhlerin am Fürstenhof — ein weltgeschichtliches Lebensbild. So auch die Tänzerin. 3) Die satanische Macht des Bösen spiegelt sich hier in einem furchtbaren Kontrast: Das Haupt des größten Bußpredigers der alten Welt wird von einem israelitischen Fürsten einer Jüdin, die an einem israelitischen Hofe nach griechischer Weise tanzt, zum Honorar gegeben!

Disposition. Die Macht und die Ohnmacht des Gewissens.

I. Die Macht: 1) Es erinnert treu an das verübte Böse, 2) fällt ein getreues Urtheil darüber, 3) bestraft es strenge.

II. Die Ohnmacht: Es ist außer Stande 1) das Vergangene ungeschehen zu machen, 2) dem Menschen den Sieg über die erkannte Sünde zu geben, 3) ihn vor neuen noch größeren Sünden zu bewahren.

Sonntag, 16. April 1882. Mark. 6, 30—44.

Die Speisung der Fünftausend.

I. Der Ort. (V. 30—32.) **V. 30.** Die Apostel versammelten sich, von ihrer Mission zurückkehrend, wieder um den Herrn und verkündigten ihm, was sie gethan und gelehrt hatten. Prediger des Evangeliums sind ihrem Herrn verantwortlich für ihre Handlungen wie für ihre Lehre. Sie sollten daher wohl Acht haben, daß sie nichts thun oder lehren, was wider ihres Meisters Willen ist.

V. 31. Um den soeben von ihrer ersten Missionsreise zurückgekehrten Jüngern etwas Ruhe zu gönnen, führte sie der Herr in die Wüste; denn der Zudrang des Volkes war so groß, daß die Jünger nicht einmal Zeit fanden zu essen. Kein Mensch ist lange einer ununterbrochenen, anstrengenden Arbeit fähig; gebieterisch stellt sich zuletzt das Bedürfniß der Ruhe und Erholung ein. Der Herr erkennt dieses Bedürfniß an; er führt seine Jünger in eine Wüste. Eine Wüste war die einzige Ruhestätte, welche Jesus für sich und seine Jünger hatte! — Wie es scheint, wurde auch gerade um diese Zeit dem Herrn die traurige Nachricht von dem Tode des Täufers überbracht, eine Nachricht, welche ihn mitbestimmen mochte, auf eine Zeitlang sich in die Einsamkeit zurückzuziehen. Die „Wüste", in welcher die Speisung stattfand, war eine unbewohnte einsame Gegend am Ufer des galiläischen Meeres, wohin sich der Herr mit seinen Jüngern zu Schiff begab.

II. Das Volk. (V. 33 und 34.) Die Volkshaufen, welche den Herrn vom Lande abfahren sahen, erriethen das Ziel seiner Fahrt, und eilten unaufgefordert ihm voran nach dem einsamen Orte am Seeufer. Bei seiner Landung findet daher der Herr schon wieder eine große Menge Volks, das sehnsüchtig seiner harrte. Und es jammerte ihn derselben. Dies bezieht sich nicht blos auf die Kranken, sondern auf die Menge überhaupt, wie aus dem Zusatz hervorgeht: denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Allerdings erregten schon die mitgebrachten Kranken (Matth. 14, 14) das Mitgefühl Jesu; aber mehr noch ergriff ihn die Begierde der Menge nach dem Worte Gottes und die große geistige Verkommenheit der Unglücklichen. Deßhalb ließ er sie zu sich, anstatt seiner anfänglichen Absicht gemäß sich in die Einsamkeit zurückzuziehen, heilte ihre Kranken (Matth. 14, 14) und predigte ihnen das Wort vom Reiche Gottes.

III. Die wunderbare Speisung. (V. 35—44). Durch das Wunder der Speisung der Fünftausend beweist der Herr seine vollkommene Herrschaft über die Natur, was mit zum Erweise seiner wahrhaftigen Gottheit gehört. Es sind mancherlei Versuche gemacht worden, dieses Wunder natürlich zu erklären. Nach dem Heidelberger Professor Paulus soll das ganze Wunder darauf zurückzuführen sein, daß Jesus durch sein gastfreundliches Beispiel die Gelagerten veranlaßt hätte, ebenfalls ihre mitgebrachten Vorräthe preiszugeben. Andere haben die Erzählung aus einer ursprünglichen Parabel abgeleitet, wieder andere haben sie symbolisch gefaßt und endlich ist sie zur Sage (Mythus) gestempelt und aus alttestamentlichen Vorbildern (2. Mos. 16, 1; 2. Kön. 4, 42 ff.) und messianischen Volksvorstellungen hergeleitet worden (Strauß). Alle diese Erklärungen beruhen auf der Voraussetzung der Unmöglichkeit einer schöpferischen Einwirkung auf todte Stoffe, eine Voraussetzung, welche für den, der an einen allmächtigen persönlichen Gott und an die wahre Gottheit Christi glaubt, keine Geltung hat. Schon im alten Testament werden ähnliche Wunder erzählt. Elisa speist mit 20 Broden hundert Menschen (2. Kön. 4, 42). Der Wittwe zu Sarepta wuchs Oel und Mehl zu (2. Kön. 4, 1 ff. vgl. 1. Kön. 17 ff.); Manna und Wachteln nährten die Israeliten in der Wüste. Was dort der himmlische ferne Gott that, das wirkte hier der sichtbare nahe Gott.

V. 35—38. Die Speisung der hungernden Menge gestaltete sich für die Jünger zu einer Liebes- und Glaubensprobe. Die erstere bestanden sie besser als die letztere. Aus Mitleid mit dem Volk fordern sie den Herrn gegen Abend auf, die Versammelten zu entlassen, damit sie in die Märkte gehen und sich Speise kaufen könnten. Er aber spricht zu ihnen: Gebet ihr ihnen zu essen. Durch diese Worte wollte der Herr die Erwartung eines Wunders bei den Jüngern erwecken. Oft scheint der Wille Gottes dem Menschen ganz befremdend und unausführbar; aber Gott hat im Voraus schon für alles gesorgt und hilft selbst mit; ja er thut die Hauptsache. So hier. Sollen wir denn hingehen. Der Befehl des Herrn befremdet die Jünger. Sie können nicht begreifen, wie der großen Menge mit dem Wenigen, was sie zu geben vermögen, geholfen werden soll; daher die Frage. Aber es sollte noch ganz anders kommen. Nicht zweihundert Groschen werth Brod, nein der geringe Speisevorrath von fünf Broden und zwei Fischen soll zur Sättigung des Volkes ausreichen.

V. 39 und 40. Dem äußeren Ansehen nach hatten die Jünger Recht. Ihre Haushaltung war nur für 12 Personen eingerichtet, und nun kamen fünftausend Leute. Ja, ja, sagte der Heiland, laßt sie nur sich setzen. Sie waren gewohnt, dem Herrn zu folgen, wenn sie ihn gleich nicht verstanden und nicht wußten, was er wollte. Sie mußten

Digitized by Google

sich drein finden, mußten die Leute niedersitzen lassen und ihnen zu essen geben dadurch, daß sich das Volk in verschiedenen Gruppen lagerte, wurde bei der Austheilung der Speise alle Verwirrung verhütet.

V. 41. Er dankte und brach die Brode. Nach jüdischer Gewohnheit wurde vor dem Anfang der Mahlzeit ein Dankgebet gesprochen. Christus vertritt hier die Stelle des Hausvaters und sein Gebet ist im vollsten Sinn des Wortes ein Wundersegen, durch welchen die Liebesthat der göttlichen Allmacht vermittelt wird. Wie der Herr hier die Speise durch ein Dankgebet weiht, so sollen auch seine Jünger thun durch das Tischgebet, eingedenk dessen, der nach seiner Güte alles, was da lebet, sättiget mit Wohlgefallen. Nur das vernunftlose Thier und der Heide, der seinen Gott und Versorger nicht kennt, mögen ohne Danksagung genießen, was der Herr beschert; aber nie sollten Christen so strafbarer Ungerechtigkeit sich schuldig machen! Man hat die Frage aufgeworfen, ob die Nahrung sich in den Händen Jesu oder der Jünger vermehrt habe. Einige Schriftausleger sind der Ansicht, daß Jesus von den Broden ohne Unterlaß brach und das Abgebrochene sich wieder ersetzte. Dagegen ist jedoch mit Recht eingewandt worden, daß in diesem Falle die Zeit zur Ausgabe von Brodstücken und Fischtheilen für weit mehr als 5000 Menschen für Jesum viel zu kurz gewesen wäre. Wir haben uns daher den Hergang wohl folgendermaßen zu denken: Der Herr segnete und gab die Brode und Fische den Jüngern, wie sie waren, und dann, während der Austheilung derselben, fand die wunderbare Vermehrung statt, so daß sie für alle genug brechen und austheilen konnten. Es war solches den Jüngern auch ein Vorspiel ihres künftigen Dienstes (Apg. 4, 35), und nicht allein sie, sondern alle Anwesenden konnten Zeugen der wunderbaren Vermehrung sein. Kein Wunder konnte gewirkt werden mit größerer Oeffentlichkeit und unter Umständen, welche die Möglichkeit eines Betruges vollständiger ausschlossen.

V. 42. Sie aßen alle und wurden satt. Mit diesen Worten ist jeder Gedanke an eine bloße Scheinsättigung ausgeschlossen. Jeder genoß nach Bedürfniß. Christus sorgt auch für die leiblichen Bedürfnisse der Seinigen. Man braucht nicht von ihm wegzugehen. Auch in der Wüste kann er Brod schaffen. Das hat nicht nur seiner Zeit das Volk Israel erfahren, dem er Brod vom Himmel gab, sondern auch heute noch erfahren das Tausende von Gotteskindern fast täglich. Er, der die Vögel unter dem Himmel nährt und die Lilien auf dem Felde kleidet, kann ja unmöglich die Seinen darben lassen, die ihm vertrauen. Wie das Volk hier von Jesu, aber aus der Jünger Hand die Speise empfing, so fließen auch uns die Gaben Gottes, die himmlischen wie die irdischen, durch Menschen zu; und es gebührt uns daher, sowohl dem unsichtbaren Geber, als auch der sichtbaren Hand, die Gottes Werkzeug ist, dankbar zu sein. Hierauf beruht die Verpflichtung zur Dankbarkeit gegen Eltern, Lehrer, Wohlthäter. Bei der Vertheilung göttlicher Gaben, Mittelsperson sein zu dürfen, wie hier die Jünger, ist eine hohe Ehre und Gnade.

V. 43 und 44. Wie das Uebrigbleiben Beweis der Sättigung und somit der Vollständigkeit des Wunders war, so lehrt der Herr hier durch das Sammeln der Brocken die Tugend der Sparsamkeit. Die gesammelten Brocken überstiegen den ersten Vorrath bei Weitem. So erschöpft sich die Liebe nicht durch Lieben, sondern wächst vielmehr, indem sie giebt. Wie die hungernde Menge in der Wüste ein Sinnbild des Menschengeschlechts ist, so die wunderbare Speisung ein Symbol der Hinlänglichkeit des Evangeliums zur Befriedigung aller Bedürfnisse der Menschheit. Christus ist das Brod, das allein den Hunger der Seele stillen kann, obschon er den natürlichen Menschen so ungenügend scheint, wie die fünf Brode und zwei Fische zur Sättigung der großen Volksmenge.

Disposition. Die Speisung des Volkes eine Hülfe in der Noth.

I. Das große Volk in der Wüste ohne Nahrung.
II. Wo die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten.
III. Das Dankgebet ist die Kraft, die den Segen bringt.
IV. Die Sättigung des Volkes.
V. Die übrigen Brocken.

Sonntag, 23. April 1882. Mark. 6, 45—56.

Das Wandeln Jesu auf dem Meere.

Der Hergang, der in unserer Lektion erzählten Begebenheit ist am besten folgendermaßen zu verstehen. Die Jünger sollten nicht direkt über den See fahren nach Kapernaum, welches allerdings nach Johannes das letzte Ziel der Fahrt war, sondern sie sollten dem Herrn voraufahren an der Küste hin bis nach dem nahe gelegenen Bethsaida Julias (oberhalb der Mündung des Jordan), woselbst sie ihn ins Schiff aufnehmen sollten. Als er nun nach Sonnenuntergang das Volk entlassen und den Berg erstiegen hatte, befand sich das Schiff schon mitten im See, wider den Willen der Jünger dahin verschlagen, ein Spiel der Winde und Wellen, weil ihnen der Wind zuwider war. Die Jünger arbeiteten nun vergebens drei Nachtwachen hindurch (also bis nach drei Uhr Morgens) das Schiff wieder an die östliche Küste zu bringen, nach dem bezeichneten Landungsplatz bei Bethsaida. Aber alle ihre Anstrengungen waren vergeblich. Sie wurden immer weiter von dem Vereinigungspunkte fortgetrieben, während der Herr ihrer am östlichen Ufer harrte. Dies war die Noth, welche ihn drängte, seine Wundermacht zu offenbaren. Das Mitleid mit den ringenden Männern, die Erhebung seines Gefühls über das empörte Meer, welches ihn von seinen Geliebten scheiden will, treibt ihn hinaus über die Wogen. So wird das Bild lebendig ergreifend und das Wunder des Herrn ist ebensowenig ein müssiges Schauwunder wie irgend eines seiner Noth- und Liebeswerke.

I. Auf dem Berge (V. 45—48). **V. 45.** Die Speisung der Fünftausend hatte auf das Volk einen außerordentlichen Eindruck gemacht, so daß es ihn, nach Joh. 6, 15, zum König machen, d. h. als Messias ausrufen wollte. Jesus hatte daher, wie öfter, große Mühe, sich dem Volke zu entziehen.

Digitized by Google

Daß er zunächst seine Jünger entfernte, hatte wohl seinen Grund in ihrer Sympathie für die Begeisterung des Volkes. Diese bildete wahrscheinlich einen bewußten Widerspruch zu der Greuelthat des Herodes (der Hinrichtung des Täufers) und war daher um so gefährlicher.

V. 46. Nachdem Jesus seine Jünger entlassen hatte, stieg er auf einen Berg (nördlich von Bethsaida Julias) allein, daß er betete. Unter den vielen lieblichen Momenten in dem Leben Jesu gehören gewiß diejenigen mit zu den lieblichsten, in welchen wir ihn auf einsamem Berge und in stiller Nacht im Gebete erblicken, wo er mit Gott ringt um das Heil derer, die an ihn glaubten und der Menge, welcher er das Wort der Wahrheit verkündigte. Auch diesmal waren gewiß das irrende Volk, das ihn zum König machen wollte, und seine Jünger, welche sich immer noch nicht von den fleischlichen Messiashoffnungen ihres Volkes losmachen konnten, der Gegenstand seines Gebets. Welche mächtige Aufforderung zum fleißigen Gebet im Verborgenen liegt in diesem Vorbilde Jesu! Wenn selbst Jesus die Stille der Nacht sucht, um beten und mit seinem himmlischen Vater umgehen zu können; wer bist du, daß du dieses alles nicht nöthig zu haben glaubst?

V. 47 und 48. Er sah, daß sie Noth litten. Wenn Jesus noch so weit entfernt, auf unübersteiglichen Bergen zu sein scheint, so ist sein Auge doch liebevoll auf die Seinen gerichtet. Er sieht es, wenn sie Noth leiden, und sein zartes Mitgefühl läßt sie nicht versuchen über ihr Vermögen. Gehen ihnen die Wasser an die Seele, ist es ihnen, als müßten sie der Noth erliegen, dann greift er helfend und rettend ein. Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten. Um die vierte Nachtwache (die Zeit von 3—6 Uhr Morgens) kommt er zu ihnen wandelnd auf dem Meere. Er hätte seinen Jüngern einen rettenden Engel senden, oder dem Winde gebieten können, daß er sich lege; aber er that es nicht, er selbst wollte ihnen Rettung bringen. Die Liebe trieb ihn hinaus auf die schäumenden Wogen, hinaus in den Sturm zu den geängsteten Jüngern, die wohl gerade jetzt mit besonderer Sehnsucht nach ihm verlangten. Aber er kam erst gegen Morgen, als ihre Noth auf's Höchste gestiegen war; dann aber kam er. Darum verzage nicht, wenn die Hülfe des Herrn einmal verzieht, vertraue ihm nur, er wird dich nie verlassen, wenn du sein bedarfst und nach ihm verlangst.

II. Auf dem Meere. (V. 49—52.) **V. 49.** Der Herr wandelt auf den Wogen des Meeres; aber er scheint an seinen Jüngern vorübergehen zu wollen. Dies geschah, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen, wohl auch um ihren Glauben zu prüfen. Die Jünger meinten, er wolle vorübergehen, wir aber wissen, daß er nicht an ihnen vorübergegangen wäre; denn, um ihnen zu helfen, war er ja gekommen. Der Anblick der erhabenen Gestalt auf den Meereswogen erfüllte die Jünger mit Angst und Schrecken, so daß sie laut aufschrieen. Sie erkannten den geliebten Meister nicht, sondern hielten ihn für ein Gespenst. Dies erklärt sich einerseits aus der Dunkelheit der Nacht, andererseits daraus, daß Jesus auf den Wogen des Meeres wandelte, was einem Menschen mit Fleisch und Bein ja sonst unmöglich ist. Die Furcht der Jünger beweist übrigens, daß die Juden im Allgemeinen an eine Geisterwelt und an die Fortdauer der Menschen nach dem Tode glaubten. Die Frage, ob es Gespenster gebe, d. h. ob Verstorbene noch auf Erden den Menschen als Geister erscheinen können, gehört eigentlich nicht hierher. Doch möchten wir darauf hinweisen, daß Christus sich durchaus nicht bemüht, den Gespensterglauben seiner Jünger zu zerstören, sondern vielmehr Luk. 24, 39 von Geistern als etwas Wirklichem redet. (Man vergleiche auch 1 Sam. 28, 15).

V. 50. Sie sahen ihn alle und erschraken. So erschrecken oft auch wir, wenn der Herr uns im Leben entgegentritt und durch die wunderbaren Wege seiner Vorsehung uns näher zu sich ziehen will. Alsbald redete er mit ihnen. Der mitleidsvolle Meister läßt seine Jünger nicht lange in ihrer Furcht. Mit seiner wohlbekannten, vertrauenerweckenden Stimme spricht er: Seid getrost u. s. w. Wir erkennen Christum nicht, bis er sich uns offenbart, bis er uns zuruft: Ich bin's, euer Freund, euer Erlöser, euer Seligmacher! Wissen wir dann, daß er bei uns ist, so schwindet die Furcht und wir können getrost hinausblicken auf die Stürme der Leiden und Anfechtungen, welche uns umtoben. Wie verschieden ist doch die Wirkung der Worte: Ich bin's! aus dem Munde des Herrn. Jene Häscher, welche ihn im Garten Gethsemane ergreifen sollten, fielen auf die Erde nieder, als er ihnen entgegentrat und sprach: Ich bin's! Die Jünger aber, die an ihn glauben, erfüllt dasselbe Wort mit Trost und Freude. So wird es auch einstmals sein am Tage seiner Zukunft zum Gericht. Die Gottlosen werden zittern und beben, aber die Frommen werden jauchzen und frohlocken, wenn er sprechen wird: Ich bin Jesus, euer Bruder!

V. 51 und 52. Den von Matthäus berichteten Versuch Petri, gleich seinem Meister auf dem Wasser zu wandeln (Matth. 14, 28—31), übergeht Markus. — Christi Eintritt in das Schiff war der Jünger Rettung. Der Wind legte sich plötzlich und auf übernatürliche Weise. Auch die beiden unbezwingbarsten Elemente der Natur, Wind und Wellen, müssen dem Herrn gehorchen. Der Eindruck, den dieses Wunder auf die Jünger machte, war darum auch ein außerordentlicher. Markus sagt zwar bloß: sie entsetzten und verwunderten sich über die Maßen; Matthäus aber setzt hinzu: „Sie fielen vor ihm nieder und sprachen: Du bist wahrlich Gottes Sohn." Damit scheint nun freilich nicht recht zu stimmen, was Mark. V. 52 sagt: Sie waren noch nicht zur Einsicht gekommen u. s. w. Trotz ihrem Bekenntniß haben sie eben doch die hohe Würde Jesu noch nicht vollkommen begriffen, sonst würden sie sich über seine Wunder nicht mehr wundern.

III. Am Lande. (V. 53—56.) **V. 53.** Das Land Genezareth liegt zwischen Bethsaida und Kapernaum. Hier landete Jesus mit seinen Jüngern.

V. 54 und 55. Da inzwischen die Morgendämmerung angebrochen war, befanden sich bereits Leute auf dem Felde. Diese erkannten Jesum, denn er hielt sich viel in jener Gegend auf. Erfreut über seine Rückkehr sandten sie nun überall umher Boten, die Kranken herbeizubringen. So begann die Arbeit für Jesum auf's Neue, und er entzieht sich den

armen Leidenden nicht, obgleich er von dem Tagewerk des vorigen Tages und der Nacht, die er schlaflos verbracht hatte, gewiß ermüdet war.

V. 56. Wie die Leute im Lande Genezareth ihre Kranken, so sollen auch wir alle um uns her zu Jesu bringen, damit sie mit ihm bekannt, durch ihn geheilt und von Sünden erlöst werden. Deßhalb sollen wir sie einladen, Theil zu nehmen an den Segnungen des Evangeliums. In unserer Lektion ist freilich nur davon die Rede, daß die Leute ihre Kranken von Jesu heilen ließen. Wenn die Knechte Christi heute die leiblichen Krankheiten der Leute heilen könnten, wie Viele würden ihnen dann zuströmen! Es ist betrübend, daran zu denken, wie viel mehr die Menschen um ihren Leib, als um ihre Seele besorgt sind. Trotzdem ist es eine Liebespflicht, daß wir auch der leiblich Armen und Kranken uns nach Kräften annehmen; denn auch Jesus hat Viele leiblich geheilt, die sich nicht geistlich heilen ließen. Man denke nur an die zehn Aussätzigen.

Disposition. Das Wunder des Wandelns Jesu über den See, nach seinen Beweggründen.

I. Jesus zieht sich auf den Berg zurück, um dem revolutionären Andrang des Volkes zu entgehen. 1) als der messianische König, der seine Würde nicht der Laune einer unbeständigen Menge verdankt, 2) als der hohepriesterliche Fürsprecher, 3) als der alles überschauende Lenker des Weltlaufs.

II. Er treibt seine Jünger in das Schiff. 1) um sie von dem Volke zu scheiden und vor Versuchung zu bewahren, 2) sie erkennen zu lassen, wie sehr sie seiner bedürfen, 3) ihnen zu zeigen, daß er sie nie aus dem Auge verliert, sondern ihnen aus aller Noth hilft. Die Gespenster und Schreckbilder eitler Furcht verschwinden vor der herrlichen Offenbarung Christi.

Sonntag, 30. April 1882. Mark. 7, 1—23.

Menschensatzungen.

I. Die Anklage der Schriftgelehrten. (V. 1—5.)

V. 1. Zur Zeit des in unserer Lektion berichteten Vorfalls ist die Verbindung der feindseligen Pharisäer von Galiläa und Judäa gegen den Herrn bereits eingetreten. Sie fangen an, ihm allerlei Schwierigkeiten in den Weg zu legen. So scheinen auch die Pharisäer und Schriftgelehrten, welche in unserer Lektion den Herrn zur Rede stellen, speziell dazu an ihn abgeordnet zu sein. Der hohe Rath stand nämlich mit den Synagogen der Provinzen und selbst des Auslandes in stetem Verkehr (Apg. 9, 2). Es besuchten daher einzelne Abgeordnete jener Behörde die Provinzen fleißig und achteten darauf, daß überall die Grundsätze des Pharisäismus beobachtet wurden. Solche Abgeordneten waren vermuthlich die Schriftgelehrten, die von Jerusalem gekommen waren.

V. 2. Recht anschaulich leuchtet der pharisäische Geist hervor aus der kleinlichen Ueberwachung der Jünger bei ihren Mahlzeiten. Wie zur Zeit Jesu, so fehlt es auch heute nicht an Leuten, welche den Frommen aufpassen, und eine wahrhaft satanische Freude daran finden, ihre wirklichen oder vermeintlichen Fehler aufzusuchen und auszuposaunen.

V. 3—4. Nach den Satzungen der Schriftgelehrten mußten die Juden gar häufig ihre Hände waschen, besonders ehe sie das Brod aßen, d. h. sich zur Mahlzeit niederließen, und nach vollendeter Mahlzeit. Auch wenn sie von der Straße oder von einem Versammlungsorte kamen, wo sie mit allerlei Leuten zusammentrafen, mußten sie sich sofort nach ihrem Eintritt in's Haus waschen, weil sie möglicher Weise mit Heiden oder levitisch Unreinen in Berührung gekommen und dadurch selbst unrein geworden sein mochten. Dazu kamen dann noch allerlei andere Waschungen, welche an Bechern und Krügen, ehernen Gefäßen und Tischen vorgenommen werden mußten. Allerdings hatte Mose (3. Mos. Kap. 12—15) verschiedene ceremonielle Waschungen angeordnet; aber die Schriftgelehrten hatten diese Gesetze verschärft und auf das engere Privatleben und gewöhnliche Hausgeräthe ausgedehnt. Beiläufig sei hier bemerkt, daß das Wort (Baptismos), mit welchem der griechische Text hier die Waschungen der Tische u. s. w. bezeichnet, dasselbe ist, von welchem die Baptisten behaupten, es dürfe nur „Untertauchung" übersetzt werden.

V. 5. Sie essen das Brod mit gemeinen, d. h. mit ungewaschenen Händen. Das Gebot, sich vor dem Essen die Hände zu waschen, findet sich nicht im A. Testament, obschon Waschungen für Verunreinigte vorgeschrieben sind (3 Mos. 15). Die Schriftgelehrten können daher auch nur von einer Uebertretung der Satzung der Aeltesten reden.

II. Die Vertheidigung des Herrn. (V. 6—13).

V. 6—7. Der Herr leugnet keineswegs, daß seine Jünger die Satzungen der Aeltesten übertreten; er sieht in diesen Satzungen eben keine Gebote Gottes, sondern nur Menschengebote, die geradezu verwerflich werden, wo man sie den Geboten Gottes gleichstellt oder ihnen gar überordnet. Dies thaten die Pharisäer, darum wendet er den Spruch des Jesajas auf sie an: Dies Volk ehret mich u. s. w. Der Sinn dieses Prophetenwortes ist: sie sind pünktlich in der äußerlichen Beobachtung des Gesetzes, eifern mit Worten um das Haus des Herrn; aber ihr Inneres ist voller Selbstsucht. Ihr Herz ist ferne von mir. Gott fordert das Herz, und das haben sie ihm nicht gegeben. Aber vergeblich dienen sie mir u. s. w. Mit diesen Worten ist der Dienst des heuchlerischen Formwesens gerichtet. Und doch, wie häufig ist noch heute die heuchlerische Scheinheiligkeit dieses Formwesens! Gottes Wort ist die einzige untrügliche Richtschnur unseres Lebens; die Heuchler aber wollen etwas Uebriges thun. Sie legen dem Gewissen Lasten auf, die Gott nicht geboten hat, und glauben sich dadurch entschädigt, wenn sie die heiligsten Forderungen des göttlichen Gesetzes verletzen.

V. 8—9. Nicht nur unbewußt, sondern mit dem bestimmtesten Bewußtsein erhoben die Rabbiner ihre Satzungen über das Gesetz Mosis. Im Talmud heißt es: Die Worte der Schriftgelehrten sind herrlicher, als die Worte des Gesetzes, denn die Worte des Gesetzes sind schwer und leicht. Die Worte der Schriftgelehrten aber sind alle leicht (faßlich). Zu jeder Zeit ist der Eifer für äußere Satzun-

Digitized by Google

gen mit den ewigen Grundgeboten Gottes und der Humanität in Konflikt gerathen. Bemerkenswerth ist, wie die Juden bei ihren Sabbathsatzungen der ewigen Unruhe, bei ihren Reinigungsgesetzen der sittlichen Unreinigkeit, bei ihren vielen äußerlichen Taufen dem Mangel der Geistestaufe, bei ihrem Separatismus der Zerstreuung in alle Welt verfielen.

V. 10. Denn Mose hat gesagt. Der Herr wählte dieses Gebot offenbar, weil die Liebe und Achtung der Kinder gegen die Eltern eine von Allen zugestandene Verpflichtung ist. Wer dieses Gebot antastet, der hat gewiß Gottes Ordnung im Kerne verletzt. Das Ehren der Eltern hat in der heiligen Schrift eine weitreichende Bedeutung und schließt nicht bloß Achtung und Unterwerfung ein, sondern auch liebevolle Versorgung, den thatsächlichen Erweis der Ehrfurcht durch Wohlthaten, welche den Eltern erzeigt werden. Das mit Fluchen übersetzte Wort schließt in sich: jeglichen Ungehorsam gegen Eltern, böses Denken, Reden und Thun, sie lästern und ihnen Unglück anwünschen. Kein Gebot des Dekalogs wird in der heiligen Schrift eindringlicher eingeschärft als dieses. Wahrhaft schauerlich ist die Drohung, welche Spr. 30, 17 über die Uebertreter desselben ausgesprochen wird: „Ein Auge, das den Vater verspottet und verachtet, der Mutter zu gehorchen, das müssen die Raben am Bach aushacken und die jungen Adler fressen.“

V. 11—12. Korban (eigentl. Gabe) bezeichnet hier einen Gott geweihten Gegenstand; denn die Juden gebrauchten in der Weiheformel: „Das ist eine Gabe für Gott, ihm geweiht,“ gerade dieses Wort. Nach dem Gesetze war nun allerdings der Israelit gebunden, den so geweihten Gegenstand auch wirklich Gott zu heiligen. „Bezahle dem Höchsten deine Gelübde“ (Ps. 76, 11). Die Rabbiner aber bildeten die Lehre von den Gelübdeopfern dahin aus, daß die Weihe des Korban auch dann unverbrüchlich gelten sollte, wenn der geweihte Gegenstand nicht als Tempelgabe dargebracht wurde. Wenn dann bedürftige Eltern ihre Kinder um Unterstützung ansprachen und diese sagten: „Korban, es sei Gott geopfert,“ so konnte dasselbe nicht widerrufen werden und die Eltern erhielten nichts. Ja, die Rabbiner lehrten sogar, daß Kinder frei von Schuld seien, wenn sie im Zorne zu ihren Eltern sagten: „Alles, was wir haben und womit wir euch nützen könnten, soll Gott geweiht sein.“ Ueberhaupt erklärten sie es für wichtiger und Gott wohlgefälliger, wenn man Gott seine Gaben weihe, als wenn man seine Eltern unterstütze. So wurde durch einen Schein von Frömmigkeit das Gesetz Gottes aufgehoben.

V. 13. Wie einfach, klar und unwiderleglich hat der Herr hier die pharisäische Heuchelei bloßgestellt an dem einen Gebot der Liebe zu den Eltern. Mit dem Ausdruck „und desgleichen thut ihr viel,“ deutet er aber an, daß dieselbe Heuchelei auch an vielen anderen Geboten Gottes nachgewiesen werden könnte. — Allerdings wollte der Herr die sonst löbliche Sitte von Schenkungen für kirchliche oder philanthropische Anstalten u. dgl. nicht tadeln; wohl aber spricht er deutlich aus, daß dieselben nie mit Umgehung der Verpflichtungen gegen dürftige Eltern oder Verwandte gemacht werden sollen.

III. Die Belehrung. (V. 14—23). **V. 14—16.** Der Herr redet hier nicht von der gesetzlichen, sondern von der sittlichen Verunreinigung. Er will die Gültigkeit der mosaischen Speisegesetze nicht aufheben, deutet aber trotzdem an, daß dieselben, die ja nur eine leibliche Reinigkeit (Hebr. 9, 13) forderten und bewirkten, bloß der inneren Reinheit des neutestamentlichen Gottesvolkes zum Vorbild und zur Vorbereitung dienen sollten. Nicht gewisse Speisen, die zum Munde eingehen, verunreinigen den Menschen sittlich und schließen ihn von dem geistlichen Israel aus, sondern, was zum Munde ausgehet, d. i. was aus einem verderbten, widerspenstigen Willen und aus unreinen Leidenschaften entspringt, das befleckt Sinn und Wandel und raubt dem Menschen das Wohlgefallen Gottes. Die Worte: Wer Ohren hat u. s. w. sollen die vorhergegangene Belehrung tief in die Herzen der Zuhörer einprägen.

V. 17. Seine Jünger fragten ihn. Daß der Herr hier in so offenen Widerspruch mit der Lehre der Pharisäer trat, befremdete die Jünger, um so mehr da sie den eigentlichen Sinn seiner Worte nicht vollkommen verstanden hatten. Sie bitten ihn daher um weitere Erklärung. Diese giebt ihnen der Herr in den folgenden Versen.

V. 18—23. Nie ist ein demüthigenderes Bild von der Verderbtheit der menschlichen Natur gezeichnet worden als das, welches der Herr hier giebt. Welcher Art auch immer die Sünde sei, das Herz ist die Werkstätte, aus welcher sie hervorgeht. Was daraus kommt, das hat sittlich verunreinigende Wirkung. Da der Herr hier nicht von dem Herzen einzelner verkommener Menschen, sondern von dem Herzen der Menschen im Allgemeinen redet, so spricht er hier auf's Bestimmteste die Thatsache der allgemeinen Sündhaftigkeit aus. Die **V. 21** und **V. 22** aufgezählten Sünden sollen kein vollständiges Verzeichniß all des Bösen sein, welches aus dem Menschenherzen aufsteigt, sondern nur anschaulich machen, daß das unerneuerte Herz der Born des Verderbens und der Sünde ist. Nur durch die Wiedergeburt kann dieser Uebelstand beseitigt werden, und dazu bedarf es göttlicher Kraft. Aeußerliche Reinigungen vermögen dies nicht zu bewirken. Ist das Herz die Quelle des Bösen, so muß es unsere ernste Sorge sein, über dasselbe zu wachen, damit es uns nicht in Schuld und Schande stürzt.

Disposition. Die pharisäische Frömmigkeit.

I. Wie die Pharisäer vor Menschen erscheinen. 1) Der Buchstabe wird über den Geist erhoben, die äußere Form, allerlei Gebräuche und Satzungen an die Stelle des eigentlichen Wesens der Religion gesetzt (V. 3 und 4). 2) Sie sind voll Tadelsucht (V. 2 und 5). 3) Sie offenbaren einen Geist frecher Anmaßung. Sie fragen, als ob sie die Richter Aller wären und über das Schicksal Anderer zu entscheiden hätten (V. 5).

II. Wie sie Gott gegenüber sind. 1) Sie sind unredlich vor Gott, obwohl sie vor den Menschen im Gewande der Aufrichtigkeit erscheinen (V. 9—13). 2) Sie erscheinen vor der Welt als die Frömmsten, aber ihre Herzen sind ferne von Gott. Wenn das Herz nicht Gott geheiligt ist, so ist alles vergeblich: der schriftmäßigste Glaube, die beste Kirchenzucht, der schönste Gesang, der pünklichste Besuch der Gottesdienste, die größte Andacht.

Digitized by Google

Am Kamin.

In den April schicken. Der erste April ist der Tag, an welchem gute und schlechte Witze, edle und unedle Scherze, unschuldige Neckereien und häßliche Narrheiten par Excellenze begangen werden. Das ist der Thorentag, an welchem Jeder meint ein Privilegium zu haben, den Andern zu foppen, zu narren, anzulügen und nachher auszulachen, und davor schützt weder Alter noch Stand, weder Reichthum noch Armuth.

Woher diese lächerliche Sitte, bei der alles lacht, selbst die, welche ausgelacht werden?

Man hat den April selbst zum Urheber dieser Neckereien gemacht. Das bürgerliche Sommerjahr begann bei den alten Deutschen am ersten April und mit demselben nach der langen Winterruhe die Feldarbeit, das Waidegeschäft und der Fischfang. Für den ausrückenden Krieger, Landmann und Jäger war es ein festlicher Tag, der seine Festschmäuse, Scherze und Ergötzungen mit sich brachte, die um so leichter in Neckereien und Narrheiten ausarteten, als der April selbst ein neckischer, launischer Geselle ist, der die Menschenkinder gar oft derbe anführt, indem er sie des Morgens mit dem schönsten Sonnenschein in's Feld lockt, um sie in ein paar Stunden mit dichten Schneeflocken auszulachen.

Die „Aprilschicker" thun also nur, was ihnen der April vormacht.

Andere meinen, das „in den April schicken" habe einen christlichen Ursprung, und sei wie die „Osterschwänke" aus dem volksthümlichen Scherze entstanden.

Der Aprilscherz sei nämlich eine Verspottung der Pharisäer und der Hüter, die den Herrn Jesum im Grabe behalten wollten, welches als Narrheit aller Narrheiten gehöre verspottet zu werden.

Es würde demnach damit die Thorheit der Menschen verspottet, welche Christum unter den Todten halten wollen.

Eine andere plausible Erklärung von der Narrensitte des „Aprilschickens" scheint folgende zu sein:

Als im Jahre 1530 der Reichstag in Augsburg tagte, wollte man auf demselben neben den Religionsstreitigkeiten auch noch das Münzwesen reguliren. Da aber der Reichstag von den religiösen Streitigkeiten zu sehr in Anspruch genommen wurde, fand man keine Zeit sich mit dem Münzwesen zu befassen, und es wurde ein besonderer Münztag auf den 1. April ausgeschrieben.

Nun fingen die Geldmänner an, in allen erdenklichen finanziellen Operationen und Spekulationen sich zu ergehen, die aber gänzlich fehlschlugen, da wohl der erste April kam, aber der verkündigte Münztag ausblieb.

Die getäuschten Spekulanten hatten den Schaden und wurden tüchtig ausgelacht. Seitdem soll es üblich sein, leichtgläubige Menschen am 1. April zu narren und nachher auszulachen.

Selbsterziehung. Zweierlei Art ist unsere Erziehung; die eine empfangen wir von Anderen, die zweite geben wir uns selbst, und diese ist nicht minder wichtig, denn sie allein bestimmt unsere geistige Bedeutung für die menschliche Gesellschaft und unseren wahren Werth für das Leben.

Alle Lehrer und Erzieher der Welt vermögen uns nicht zu weisen und guten Menschen zu machen, wenn wir nicht unsererseits dazu mitwirken. Sind wir aber selbst entschlossen, gut zu werden und Tüchtiges zu leisten, so werden wir es auch trotz mangelnder Anleitung durch Andere erreichen.

Du weintest einst, als du die Welt begrüßt,
Doch Aller Lächeln grüßte dein Erscheinen.
Gott gebe, daß, wenn sich dein Aug' einst schließt,
Dein Antlitz lächelt, während Alle weinen.

Ein altes moralisches Recept. Erstlich nimm 5 Loth Traurigkeit, 10 Loth Geduld, 15 Loth Mäßigkeit, 20 Loth Keuschheit, 25 Loth Demuth und 30 Loth Freigebigkeit. Diese Ingredienzien stoße wohl durch einander in dem Mörser des Glaubens mittelst des Stempels der Stärke. Alsdann gieße darauf ein Viertheil Hoffnung, siede es in der Pfanne der Gerechtigkeit bei dem Feuer der christlichen Liebe, rühre es oft um mit einem andächtigen Gebet, und bewahre es dann in dem Geschirr der Beständigkeit, auf daß der Schimmel der Eitelkeit nicht dazu komme. Mit dieser Salbe salbe dich dann täglich Morgens und Abends. Es hilft wider die Hölle. Probatum est!

Wie ein König einem Zeitungsmanne nachstehen mußte. Als Herr Thiers Minister-Präsident war, arbeitete er eines Tages mit dem Könige Louis Philipp in Neuilly. Am Schlusse der Berathung sagte der König: „Wollen Sie nicht mit mir diniren? Wir könnten nach dem Diner die Arbeit fortsetzen." — „Ich danke Euer Majestät, ich werde von meiner Frau in Paris erwartet." — „Nun," sagte der König, „ich werde nach Paris schicken, um Frau Thiers in Kenntniß zu setzen, daß Sie mit mir speisen." — „Majestät setzen mich in Verlegenheit. Ich erwarte heute Gäste." — „Die Gäste, und wer diese auch immer sein mögen, werden begreifen, daß Sie nicht nach Paris kommen können, wenn Sie hier durch Staatsgeschäfte zurückgehalten werden." — „Majestät! Ich muß Ihnen mittheilen, daß ich heute Herrn Chambolle, Director des Siècle, zum Speisen geladen habe." — „Herrn Chambolle!" rief der König. „Ah, das ist etwas Anderes! Ich wage es nicht, Sie zurückzuhalten," und der Minister-Präsident verließ den König, um mit Herrn Chambolle zu speisen.

Der Seehandel der ganzen Welt mag jetzt das Vierzigfache von dem Umfange vor 200 Jahren haben. Die Tonnenzahl der Schiffe verdoppelte sich im Laufe des 17. Jahrhunderts. Im 18. Jahrhundert ist sie zehnmal größer geworden; allein in den letzten 25 Jahren ist sie verdoppelt. Sie mißt jetzt 20,000,000 Tons. Daneben ist die Raschheit

Digitized by Google

der Reisen gewiß viermal so groß als um 1680. Wenn also die Tonnenzahl verzehnfacht, die Geschwindigkeit vervierfacht ist, so hat sich der ganze Seehandel auf das Vierzigfache gehoben. Davon hat England den Löwenantheil mehr als je. Seit 1874 hat der britische Handel mit Nordamerika sich um 84 Prozent vermehrt, während die Ausklarirungen aller übrigen Staaten zusammen unverändert geblieben sind. Großbritannien klarirte allein in Dampfern nach Nordamerika im Jahre 1875 1,445,000 Tons und in 1879 2,448,000 Tons.

Postkarten. Der Verbrauch an Postkarten hat in der kurzen Zeit des Bestehens dieses Verkehrsmittels einen außerordentlichen Umfang angenommen. Im Jahre 1878 sind allein in Europa 342 Millionen Stück abgesandt worden. Davon entfallen 111,445,000 auf Großbritannien, hiernächst folgt Deutschland mit 108,741,000 und dann Frankreich mit 30,522,000 Stück. Diese Zahlen, so groß sie sind, werden bei weitem übertroffen von dem entsprechenden Verkehr in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Postkarten erst seit 6 Jahren eingeführt sind. Im vergangenen Jahre hat der Postkartenverbrauch daselbst über 246 Millionen Stück betragen und für das Etatsjahr 1880—1881 berechnet die nordamerikanische Postverwaltung den Bedarf auf mehr als 300 Millionen Stück. Den Jahresverbrauch in allen Ländern des Weltpostvereins kann man, bei mäßiger Schätzung, auf mehr als 700 Millionen Postkarten annehmen, täglich also 2 Millionen.

Humoristisches.

Der berühmte Commentator Dr. John Brown hatte seinen vollen Theil des Glückswechsels in diesem Leben. Als er in Dunsee lebte, war die Baarschaft seiner Kasse so zusammengeschmolzen, daß er eines Tages in einen Laden ging, um einen halben Pfennig werth Käse, den er leidenschaftlich gern aß, zu kaufen. Der Wirth aber erklärte ihm, er könne unmöglich so wenig Käse zum Verkauf abwägen. „Nun," frug der gelehrte Herr Doktor, „wie wenig Käse können Sie denn eigentlich zum Verkauf abwägen?" „Einen Pfennig werth," war die Antwort. „Dann wägen Sie gefälligst einen Pfennig werth Käse ab." Schnell war der Wirth bereit, dem Wort des Doktors Folge zu leisten, in der Erwartung, daß derselbe für einen Pfennig Käse kaufen würde. Allein nach der Abwägung legte der Herr Doktor seinen halben Pfennig hin, nahm das Messer des Wirthes in die Hand mit den Worten: „Sehen Sie, ich will Ihnen Unterricht ertheilen, wie man einen halben Pfennig werth Käse verkaufen kann." Damit schnitt er das Stück Käse mitten entzwei und entfernte sich mit der einen Hälfte desselben.

Auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil. Ein vornehmer Herr, dem man aber keine feinen Umgangsformen nachweisen konnte, hatte einst den berühmten Professor Friedrich Taubmann (1565 bis 1616) in Wittenberg zu sich geladen. Als Taubmann nun ankam und seinem Gastgeber die Hand zum Gruße reichte, hielt sie dieser fest und bemerkte: „Herr Professor, was treibt Ihr doch daheim, daß Ihr so grobe und harte Hände habt? Ich glaube gar, Ihr seid ein Drescher." — „Errathen," warf jetzt Taubmann ein, „den Flegel habe ich eben in der Hand."

Verschiedene Orthographie.

Ja, ja! es ist die Weißheit
Bei Euch hoch angeschrieben;
Doch ist dafür die Weisheit
Bei Euch auch weggeblieben.

Ein aufrichtiger Vater. „Also Sie wollen meine Tochter heirathen?"—„Es ist mein höchster Wunsch." — „Können Sie kochen?" — „Ich? Nein." — „Können Sie waschen, bügeln, Kinder warten, Strümpfe stopfen, mit einem Worte, können Sie die Haushaltung besorgen?" — „Gewiß nicht!" — „Das müssen Sie aber alles können, denn meine Tochter kann es nicht!"

Witziger Trost. Als die deutschen Truppen unter General Werder dem Feinde gegenüberstanden, suchten sie einander in der grimmigen Kälte oft in merkwürdiger Weise zu trösten. Einer rief: „Hurrah, was müssen die Franzosen da drüben frieren!" — Das war ein Stichwort, welches da und dort gute Laune gab. Aber am kräftigsten übertrumpfte ein Pommer in Südelsaß den Winterfrost. Als ein Eingeborener sich über die Kälte bitter beklagte, sagte er stolz: „So ein frostiges Land! — Bei uns zu Lande thaut es noch bei solchem Wetter."

Der englische Schönheitsapostel Oscar Wilde beklagte sich bei der gescheuten Frau des Senators Pendleton darüber, „daß es in diesem Lande keine Ruinen und keine Naturmerkwürdigkeiten gebe." Die Behauptung betreffs der Naturmerkwürdigkeiten ist ein riesiger Blödsinn, da es ja in vielen Theilen des Landes von solchen Merkwürdigkeiten wimmelt. So direkt rieb jedoch die höfliche Frau Pendleton dem Wilde seine Unwissenheit nicht unter die Nase, sondern sie erwiderte auf seinen obigen Ausspruch folgendes: „Unsere Ruinen werden bald genug kommen, und was die Merkwürdigkeiten betrifft, so importiren wir sie vom Auslande." Der Ton, in welchem die Dame dies sagte, belehrte den eitlen Narren, daß Frau Pendleton durchaus keine Schmeichelei für ihn im Sinne hatte.

Ausnahmen.

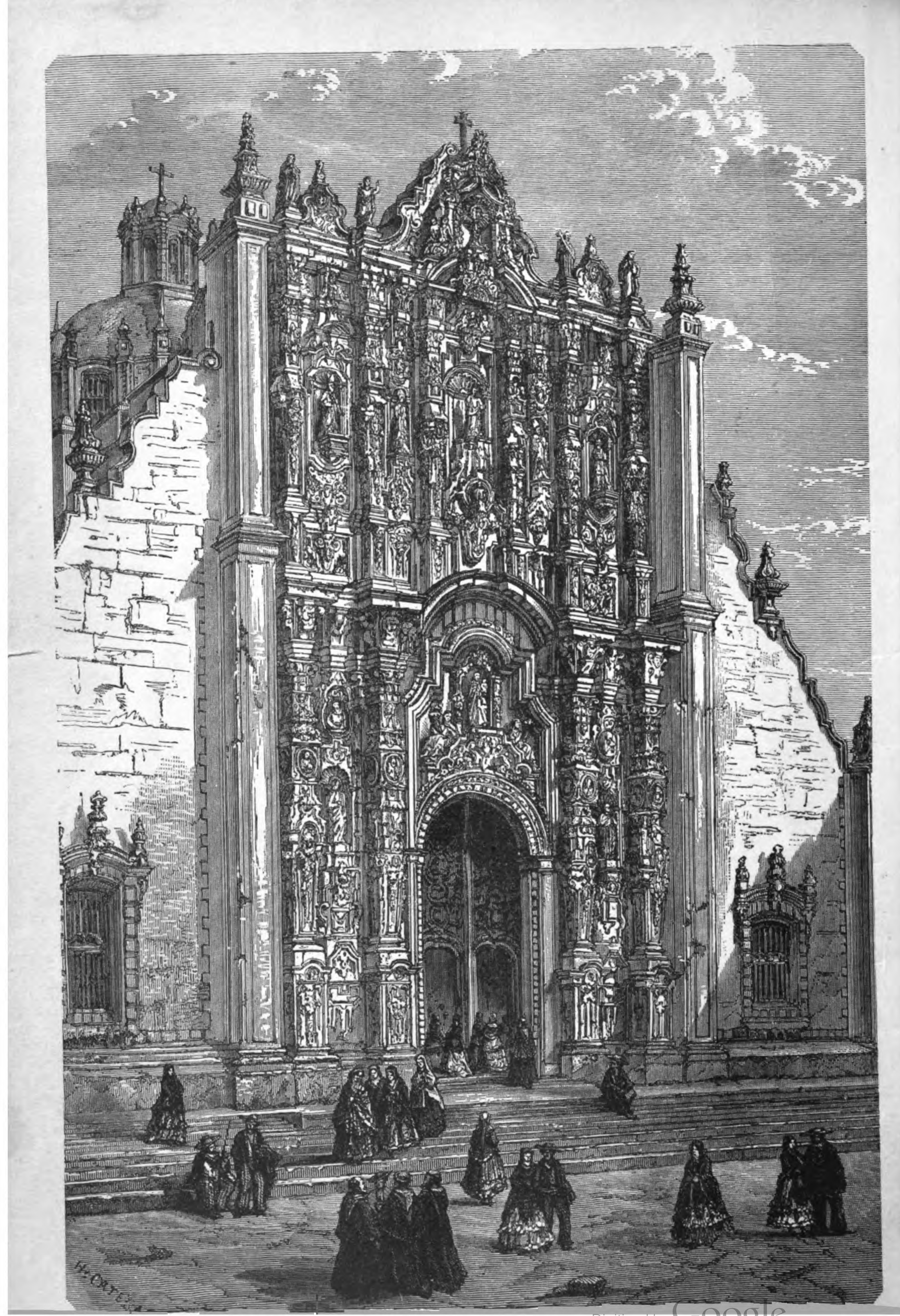
Nicht alle Witze sind
Zum Lachen, sollt' ich meinen;
Denn unter ihnen find't
Sich mancher auch zum — Weinen.

Stadien der Civilisation. In Boston beklagt man, in Newark verklagt, in Atlanta verfolgt und in Kansas hängt man die Kassenschwindler, falls sie ihren Raub nicht herausgeben.

Sparsam. Gast: „Kellner, was kostet ein gebratenes Huhn?" Kellner: „1 Mark 50!" Gast: „Und die Sauce?" Kellner: „Die Sauce kostet gar nichts." Gast: „Dann bringen Sie mir eine Portion Sauce!"

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. Mai 1882. Fünftes Heft.

Mexiko, einst und jetzt.

Von J. H. Schimmelpfennig.

Mexiko hat, unter allen Ländern auf Erden, die seltsamste Geschichte hinter sich. Wie die Urbewohner des Landes und überhaupt des ganzen westlichen Continents hierher gelangten, ist noch immer ein Räthsel der Geschichte, aber eigenthümlich und interessant ist es, daß Mexiko, trotz seinen unbequemen Felsen und Gebirgsketten, von jeher das Centrum der Kultur für diesen Theil der Welt bildete, bis zur Zeit der europäischen Eroberung.

Die Tolteken, die ältesten Bewohner, von denen wir einigermaßen sichere Thatsachen ermitteln können, kamen um die Mitte des siebenten Jahrhunderts aus Tlapallan, welches wahrscheinlich im fernen Nordwesten liegt, nach Mexiko. Schon sie hatten sich weit emporgeschwungen aus dem rohen, barbarischen Zustand, in dem sich die übrigen Völker Nordamerikas befanden. Sie hatten ihre medizinischen und astronomischen Kenntnisse zu einer bedeutenden Vollkommenheit gebracht. „Einen Kalender hatten sie," wie uns Schroot sagt, „welcher nicht nur die Kalender der gleichzeitigen europäischen und asiatischen Kulturvölker, sondern auch den gregorianischen, in genauer Annäherung an das wirkliche Sonnenjahr, übertrifft." In den Künsten waren sie nicht so weit voran. Die Bildermalerei hatte unter ihnen große Bedeutung gewonnen, da sie sich in der Aufzeichnung geschichtlicher Ereignisse einer Bilderschrift bedienten, die zwar schön und brillant genannt werden muß, doch ohne Rücksicht auf Schattirung und die Gesetze der Perspective angefertigt wurde, und somit gerade das, was wir bei einem Kunstwerk zuerst suchen, entbehrt. Sie verstanden es ferner, große Steinbauten zu errichten, die edlen Metalle zu bearbeiten und dergl. mehr. Um die Mitte des elften Jahrhunderts zerstreuten sie sich und zogen weiter südlich.

Doch haben sie das Gepräge ihres Geistes in Religion, Wissenschaft, Kunst und Ackerbau hinterlassen und als die Azteken zwei Jahrhunderte später in Mexiko einzogen, fanden sie manche Einrichtungen vor, wodurch auch sie in ihren Kulturanfängen nur befördert werden konnten.

Nach mächtigen Kriegen befreiten sich nun die Azteken gänzlich von fremder Abhängigkeit und errichteten ein eigenes Königthum, unter dem sie sich immer weiter ausbreiteten. Frei von europäischem Einfluß entfalteten sie auf allen Gebieten des Lebens eine rege Thätigkeit und eine Liebe zur Ordnung, wie man sie von einem so abgeschlossenen Volke nicht erwartet hätte. In Ackerbau, Handel, Gewerbe, Kunst, Politik und Religion gingen sie nach bestimmten Gesetzen und Regeln zu Werke, wodurch sie sich über die wilden Nationen beider Continente dermaßen erhoben, daß wir nur mit Bewunderung auf ihre selbstständige und selbstentwickelte Civilisation zurückblicken können. „Das mexikanische Volk lebte unter einer despotischen Regierung, aber seine Rechte wurden durch eine Reihe von Gerichten bewahrt, deren Richter, theils vom König ernannt, theils auch vom Volke selbst erwählt wurden. Zeugniß wurde unter Eid abgelegt; und regelmäßige Protokolle von den Gerichtsverhandlungen geführt. Trauungen wurden nur unter der Weihe der Religion vollzogen und Ehescheidungen wurden nach sorgfältiger Untersuchung durch ein eigens dazu aufgestelltes Tribunal bewilligt. Obwohl Sklaverei unter ihnen bestand, so war sie doch nicht erblich; alle Mexikaner waren frei geboren. Steuern wurden nach gewissen festgestellten Raten auferlegt und ein dazu angestellter Beamter hielt genaue Rechnung darüber. Die Mexikaner hatten einen nicht unbedeutenden Fortschritt in den Gewerben gemacht; sie erzeugten Baumwollenzeug von sehr feinem Gewebe und schmückten sie mit Federstickerei von außerordentlicher Schönheit. Sie fabrizirten Papier von den Blättern der mexikanischen Aloe und Zucker aus den Stengeln des ameri-

Digitized by Google

kanischen Mais. Aus Gold und Silber verfertigten sie schöne und kunstreich geschmückte Gefäße. Die Bearbeitung des Eisens kannten sie nicht, aber sie verstanden es, Kupfer mit Zinn so zu vermengen, daß sie es zu Kriegs- und Handwerkszeugen gut verwenden konnten. Landbau war ihre geachtetste Beschäftigung, mit Ausnahme des Adels und der Krieger gab sich das ganze Volk demselben hin. Zur Beförderung desselben waren künstliche Wasserleitungen zur Befeuchtung des Landes angebracht; man ließ die Felder manchmal brach liegen, damit sie ihre ausgenützten Kräfte wieder sammelten; Gesetze zur Erhaltung der Wälder waren eingeführt. Die besseren Häuser in den Städten waren aus Stein und Kalk gebaut; die Stra-



Brunnen und Wasserleitung in der Stadt.

ßen waren solid gepflastert und die öffentliche Sicherheit wurde durch ein erfolgreiches polizeiliches System erhalten." (Mackenzy Amerika.) Die Stadt Mexiko wurde durch zwei steinerne Wasserleitungen mit frischem Wasser versehen; noch erhaltene Gebäude und Ruinen legen beredtes Zeugniß ab für die Fertigkeit und Festigkeit ihrer Baukunst.

Dies war das Volk, auf das im Anfang des 16ten Jahrhunderts mit schrecklicher Schnelligkeit die Zerstörungswuth der spanischen Eroberung fiel. Nehmen wir auch in Betracht, daß in gesellschaftlicher Beziehung noch gar manches Unvollkommene, ja sogar Greuliche und Erniedrigende bei den Mexikanern sich vorfand, daß sie zahlreiche Menschenopfer ihren Göttern darbrachten, daß sie im krassesten Aberglauben befangen waren, so kann all die Greuel, die im Gefolge der spanischen Eroberung über das Land kamen, doch nicht rechtfertigen. Als Cortez nach Mexiko kam und sein Werk begann, gab er als einen Hauptgrund seines Kommens die Civilisirung und Christianisirung der Mexikaner an, denn jeder, selbst der gottloseste Mensch, sucht den Mantel der Gerechtigkeit oder Heiligkeit um sich und sein Werk zu hängen, — aber doch hielt er immer Aug und Ohr offen für alle Zeichen von Gold und Silber, die er finden konnte. Gold forderte er von dem König des Landes und Montezuma beschenkte ihn reichlich; da nahm er ihm auch sein Königreich; Gold wollte er von den Einwohnern des Landes und als ihm diese keins mehr geben konnten, nahm er ihnen Land und Freiheit; Gold suchten die spanischen Abenteurer, die in seinem Gefolge herüberkamen und ließen sich auf den wunden Nacken und striemenden Schultern der Eingeborenen über die Berge tragen. Gold war das Motiv ihres Heldenmuthes, aber auch ihrer Greuelthaten. Zu dieser Goldsucht wurden sie von der Heimath aus angespornt. Die spanische Krone forderte als ihren gerechten Antheil zwei Drittel von allem Gold und Silber, das erobert wurde. Um recht viel Gold zu erhalten, wurde das arme Volk auf alle Weise unterdrückt.

Cortez ließ überall Kirchen bauen und theilte

Digitized by Google



Mexikanischer Mönch.

das Land in Kirchsprengel ein; dann überließ er die Bekehrung des Volks den Franziskanern und Dominikanern, während er sich der weltlicheren Beschäftigung des Herrschens und Gelderpressens hingab. Unter den Priestern und Mönchen, die Mexiko überflutheten, befanden sich manche, die sich das Wohl der Einwohner angelegen sein ließen. Die plötzliche Kunde von Millionen Heiden, deren Dasein kaum geahnt war, erweckte in den spanischen Klöstern ein starkes Verlangen nach missionirender Thätigkeit. Viele kamen herüber, deren reine Absichten, gänzliche Selbstverläugnung, heroischer Muth und Ausdauer einer reineren Kirche Ehre angethan haben würde. Aber neben diesen kam ein ganzes Heer von Priestern vom gemeinsten Charakter, deren Lebenswandel geradezu schmählich war. Unter dem Schutz der spanischen Regierung erwarb sich die römische Kirche einen unermeßlichen Reichthum.

Missionar Butler sagt: Vor 20 Jahren war die katholische Kirche in Mexiko die reichste Kirche in der ganzen Welt, und dabei ist das mexikanische Volk heute in einem übleren Zustand als zur Zeit da Cortez Mexiko entdeckte. Neun Bischöfe erhielten zusammen ein Einkommen von $725,000 jährlich und davon bekam der Erzbischof $135,000 jährlich. Das Einkommen der Kirche von ihrem Eigenthum und vom Zehnten belief sich auf 25 Millionen jährlich, dabei war die Kirche steuerfrei.

In den letzten fünfzehn Jahren hat sich in Mexiko manches verändert. Nach manchen Kriegsstürmen und inneren Revolutionen erlangten die Republikaner die Oberhand. Maximilian, der letzte ausländische Beherrscher Mexikos, wurde am 13. Juni 1867 erschossen. Juarez wurde wieder zum Präsidenten erwählt. Unter seiner Administration wurden Mönche, Nonnen und Jesuiten vertrieben und die Rechte der Kirche eingeschränkt. Doch behält die clerikale Partei noch immer einen Theil ihrer früheren Macht. Anderen Kirchen bietet das erneuerte Mexiko ein weites und ergiebiges Feld christlicher Thätigkeit. Protestantische Missionsstationen sind in allen Theilen des Landes gegründet worden und die Bibel wird unter dem Volk verbreitet und dieser göttliche Same trägt dort wie überall segensreiche Frucht.

Das Land ist unermeßlich reich, aber seine Entwicklung wird durch die Schwierigkeit des Verkehrs gehindert. In den letzten 20 Jahren sind Eisenbahnen gebaut worden; die wichtigste unter ihnen ist die zwischen Vera Cruz und Mexiko, aber außer dem Bereich dieser Bahnen findet man nur schlechte Fahrwege oder, was noch schlimmer ist, man muß sich per Esel transportiren lassen; ja es kommt sogar vor, daß die einzige Verbindung zwischen mehreren Städten in einem sogenannten camino de pa-



Mexikanischer Priester.

Digitized by Google

jeros (Vogelweg) besteht, d. h. Pfade, die so eng sind, daß man nur Esel zum Transport gebrauchen kann.

An Silber wird aus den Minen Mexikos ungefähr fünfzehn Millionen Dollars werth jährlich genommen. Die Ausfuhr des Landes beträgt ungefähr zehn Millionen und besteht aus Cochinnal, Indigo, Häuten und Mahagoniholz.

Das Klima läßt sich gar nicht beschreiben, da man im wärmsten Sommer auf den hochgelegenen Plateaus angenehm kühl, ja sogar kalt, und im Winter in den niederen Ebenen warm sein kann.

Im alten Vaterlande.

Heimstätten der inneren Mission.

Vom Editor.

III.

Die Rettungsanstalten Deutschlands.

Verwahrloste Kinder giebt es immer und überall, so auch in Deutschland. Aber es gab und giebt noch immer edele Menschen, die sich dieser Armen annahmen. Pestalozzi war eine dieser Edelmannsnaturen, H. Zeller von Beuggen eine andere, Fellenberg in der Schweiz eine dritte und Johannes Falk von Weimar, der Dichter des Liedes „O, du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit," darf als der Bahnbrecher des Werkes zur Rettung verwahrloster Kinder in Deutschland betrachtet werden.

Jedoch — wir sind ja in Hamburg, ganz nahe bei Horn, wo das Rauhe Haus, die einflußreichste aller Rettungsanstalten Deutschlands besteht. Weshalb nicht hinausgehen? Gesagt, gethan. Die Strecke ist keine bedeutende und bald stehen wir vor der Anstalt. Der edle Gründer derselben — Dr. Wichern — ist zwar zu den Vätern versammelt, wir fanden uns jedoch recht gut zurecht und haben die Anstalt ohne viel Aufhebens zu machen, inspizirt.

Vor allem finden wir nicht etwa ein Haus, sondern viele Häuser und Häuschen, die gar nicht rauh, sondern recht lieblich und einladend aussehen — erfahren, daß das ursprüngliche, erste Haus der Anstalt einem Gärtner Namens „Ruge" gehörte, und in der ganzen Umgegend unter dem Namen „Ruge Huus" bekannt war, woraus man dann ohne Weiteres im Hochdeutschen „Rauhes Haus" machte.

Es ist ein kleines nettes aus 20 bis 30 Häusern und Häuschen bestehendes Dörfchen, in das wir treten. Manche dieser Gebäude sehen recht stattlich d'rein, wie z. B. die Agentur und Buchhandlung und das Schulhaus. Andere sind bescheiden zu nennen. Alle aber sind in gut erhaltenem Zustande und manche sehen sogar malerisch aus, wie z. B. die Buchdruckerei, die wir eher für ein Schweizerhaus als für ein Fabrikgebäude gehalten hätten.

Ebenso mannigfaltig wie die Gebäulichkeiten sind auch die Abtheilungen des Rauhen Hauses, das man mit Recht einen Cyklus von Anstalten genannt hat. Da ist die Knaben-Kinderanstalt; die Mädchenanstalt; das Pensionat; die Lehrlingsanstalt; die Brüderanstalt; die Buchdruckerei; die Agentur u. s. w. Ursprünglich war das Rauhe Haus nichts als eine Kinderrettungsanstalt, und das ist es der Hauptsache nach auch jetzt noch.

Zwischen 1000 und 2000 Kinder haben hier Zuflucht gefunden, und werden nicht in kasernenartigem Zusammenwohnen, sondern mittelst des Gruppensystems gut erzogen. Dr. Wichern hielt nämlich an dem Grundsatz fest, daß auch in der Rettungsanstalt die Familie als Bewahrerin des Herzens so viel als möglich dargestellt und verwirklicht werden müsse. Zwölf bis fünfzehn Kinder wohnen deshalb unter Aufsicht in einem Häuschen beisammen und bilden eine Familie. Jedes Häuschen hat ein Gärtchen und jedes Kind ein Beet, und alles zusammen ist so reinlich und hübsch und geordnet, wie die Pfeifen einer gut gehaltenen Orgel. Und singen können sie in diesem Rauhen Hause, daß es eine Lust ist, nicht etwa nur einstimmig, sondern zwei-, drei-, vier- und fünfstimmig.

Die Erziehung ist auf die drei Ecksteine — Bibel, Unterricht, Arbeit — gegründet. Das Wort unseres Gottes gilt als Fußes Leuchte, das kann man allüberall im Rauhen Haus erkennen. Dazu kommt tüchtiger Schulunterricht von 24 bis 34 Stunden per Woche und fröhliche Arbeit, denn jede Familie besorgt ihre häuslichen Arbeiten, das Kochen ausgenommen, welches in der von Mädchen betriebenen Anstaltsküche geschieht. Rings um die Anstalt her aber liegt ein recht ansehnliches Bauerngut, das auch bearbeitet sein will. Somit giebt es für alle Hände vollauf zu thun. Die Knaben haben

Digitized by Google

Handwerk- und Feldarbeit zu leisten; die Mädchen außer den schon genannten Arbeiten die ganze Anstaltswäsche zu besorgen, ebenso die Näh-, Flick- und Stopfarbeit.

In das Pensionat werden Knaben gegen Kostgeld aufgenommen, und zwar namentlich solche, welche „besonders guter Aufsicht" bedürfen; man findet also Jungens daselbst, welche zu Hause gerade nicht die folgsamsten waren, aber in der Luft des Rauhen Hauses lernen, was das Gehorchen meint.

Im Lehrlingshaus wohnt die confirmirte Jugend, welche allerlei Handwerke im Rauhen Hause erlernt. Es bestehen nämlich in der Anstalt außer der Druckerei auch Schuhmacher-, Schneider- und Tischlerwerkstätten, wo die Lehrlinge, wie in dem Lehrlingshaus wohnen, ausgebildet werden, und zwar nicht allein Knaben, welche in der Anstalt erzogen wurden, sondern es kommen auch Viele, welche sich bis zur Confirmation sonst wo aufhielten.

Die Brüderanstalt bildet Arbeiter für die innere Mission aus, nämlich: Stadtmissionäre, Hausväter für allerlei Anstalten, Lehrer, Krankenpfleger u. s. f. Kurz — in diesem Rauhen Hause sind so viele Faktoren der rettenden Arbeit der inneren Mission vereinigt, daß ich jedem Freunde des Reiches Gottes, welcher in die Nähe Hamburgs kommt, anempfehle, wenigstens einen halben Tag für's Rauhe Haus zu verwenden.

So großartig und bedeutend aber diese Anstalt ist, so steht sie in Deutschland gottlob nicht allein da. Wir zählen nämlich im alten Vaterlande etwa 500 Rettungshäuser mit 13,000 Kindern, für deren Unterhaltung und Erziehung jährlich $600,000 aufgebracht werden.

Hand in Hand mit diesen Rettungshäusern wirken gegen 60 sogenannte Erziehungsvereine im alten Vaterlande, welche nahezu 2000 Kinder unter ihrer Pflege haben. Diese Erziehungs-Vereine setzen sich — wie etwa die Gesellschaft in New York — zum Ziele, Waisen oder verwahrloste Kinder in guten Familien unterzubringen, und stehen die Pflegebefohlenen bis zum vollendeten 18. oder 20. Jahre unter der Leitung und Aufsicht des Vereins. Ein einziger derselben — der Neukirchener — hat schon mehr als sechshundert Kindern den Segen eines christlichen Familienlebens zugeführt.

IV.

Die Arbeit an den Schwachsinnigen

ist auch eine Rettungsarbeit und wird von den Gläubigen im alten Vaterlande mit großer Bevorzugung gepflegt. Zwar giebt es heutzutage nicht mehr so viele Blödsinnige wie in früheren Jahrhunderten, jedoch zählt die letzte Statistik des deutschen Reiches deren immer noch 54,000 auf. Da ist denn die rettende Liebe eingetreten, um diesen Armen ein Asyl zu bieten, wo sie nicht Spott und Mißhandlung, wohl aber Freundlichkeit und Erbarmen erfahren, und womöglich erzogen werden sollen. „Diese Zierde der inneren Missionsthätigkeit," wie ein Fachschriftsteller die Sorge für die Kretinen nennt, hat Deutschland zuerst angefaßt und ausgebildet, indem bereits 1835 der württembergische Pfarrer Haldenweg zu Wildbad im Schwarzwald eine Idiotenanstalt in seinem Hause errichtete. Jetzt bestehen im alten Vaterlande 33 Anstalten für Blödsinnige und darunter nur eine Staatsanstalt; während die andern 32 von der Liebe und Wohlthätigkeit liebender Mitmenschen unterhalten werden.

Auch für die Fallsüchtigen (Epileptischen) hat die christliche Liebe in Deutschland gesorgt. Mehr als 40,000 dieser Armen leben im deutschen Reiche. Bis 1867 wurde keinerlei Versuch gemacht, durch Anstalten einigermaßen Abhülfe zu schaffen. Zu jener Zeit aber eröffnete Herr Freiherr von Bodelschwingh in einem kleinen Bauernhaus eine Anstalt für Fallsüchtige. Jetzt ist dieselbe zu einer kleinen aus 30 bis 40 Häusern bestehenden Kolonie geworden, und wenn der Leser einmal in die Gegend von Elberfeld kommt, so gehe er hinaus und schaue sich „Bethel" an. Aber dies ist nicht die einzige Anstalt dieser Art. Wir finden solche vielmehr in allen Gegenden des alten Vaterlandes.

V.

Die Trunksucht

bekämpft die innere Mission Deutschlands auf verschiedene Weise, obwohl Temperenzvereine im amerikanischen Sinne des Wortes daselbst kaum bestehen dürften. Aber die Verwüstungen des Alkoholismus werden erkannt und man zieht dagegen zu Felde, wenn auch nicht mit dem Ernste und der Gründlichkeit, welche wünschenswerth wären. „Die Trunksucht," sagt ein Fachschriftsteller in Deutschland, „greift den innersten Kern des Menschen an, sie stumpft das Gewissen mit seinen Mahnungen und Warnungen an Gericht und Ewigkeit ab, und vernichtet damit die Empfänglichkeit des Menschen für das Evangelium von der Erlösung, die Erlösungsfähigkeit. Von der Schrift wird denn auch die Trunkenheit geradezu als Ursache der Unrettbarkeit bezeichnet in der Stelle Eph. 5, 18: „Berauschet euch nicht mit Wein, darin ist Unrettbarkeit!" Weil die Trunkfälligen durch die fortgesetzte Abstumpfung des Gewissens, des Ewigkeitsbewußtseins, das, was sie vorher noch hatten, nämlich die Erlösungsfähigkeit, verlieren und so unrettbar werden, darum kann die Schrift

Digitized by Google

Gal. 5, 21 von ihnen sagen, daß sie das Reich Gottes nicht ererben werden."

An Schriften mit solch ernsten Warnungen gegen die Trunksucht fehlt es in Deutschland nicht, seltener dringt man auf Enthaltsamkeit; so weit hat man es drüben noch nicht gebracht.

Die erste Anregung zu Mäßigkeitsvereinen im alten Vaterlande ging 1832 von einem Fürstenkinde, dem damaligen Kronprinzen von Sachsen aus. Auch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen betheiligte sich mehrere Jahre darnach an der Mäßigkeitssache, weil er wahrnehmen mußte, wie die Trunksucht in seinen Staaten zunahm, und selbst viele Beamte wegen Trunksucht entlassen wurden. Die Wirthe, Brenner und Trinker suchten die ersten Vereine mit Spott und Hohn, ja selbst mit roher Gewalt zu unterdrücken. Jedoch — das Werk war von Gott, weshalb es bestand und bestehen wird. Die dazumal in Deutschland angeregte Mäßigkeitsbewegung brachte außerordentlich gute Früchte. Schon 1840 bestanden in Preußen 433 Mäßigkeitsvereine mit 50,000 Mitgliedern, welche das Gelübde der Mäßigkeit oder völligen Enthaltsamkeit von dem Genuß aller berauschenden Getränke abgelegt hatten. In Schlesien konnte ein noch durchschlagenderer Erfolg berichtet werden, indem innerhalb weniger Monate 500,000 Männer und Weiber dem Branntweintrinken entsagt, und in kurzer Zeit 50,000 Säufer nüchterne Menschen geworden. Im Jahr 1845 zählten die Vereine in Norddeutschland 477,000 Mitglieder.

Freilich säte der Feind auch hier, wie überall, Unkraut unter den Weizen und namentlich machte das Sturmjahr 1848 einen Strich durch viele Hoffnungen. Die gesetzlichen Maßregeln gegen die Völlerei und Trunksucht wurden als Polizeiwillkür abgeschafft und vergessen, und der Kampf mußte auf's Neue ohne polizeiliche Hülfe aufgenommen werden.

Zu Erfolgen wie in den 40ger Jahren hat es die Mäßigkeitsbewegung in Deutschland nie wieder gebracht. Jedoch bestehen in allen größeren Städten Mäßigkeitsvereine, während christliche Liebe Asyle zur Heilung der Trunkenbolde gegründet hat — Im Ganzen aber ist Deutschland in diesem Zweig der inneren Mission noch am meisten zurück.

VI.

An den Gefangenen und Verworfenen

hat die Barmherzigkeit in Deutschland ebenfalls Thaten vollbracht. Freilich nur von denen, die etwas erfahren haben von dem Worte: „Mir ist Erbarmung widerfahren, Erbarmung deren ich nicht werth", sind d i e s e Werke zu erwarten, denn die falsche Aufklärung unserer Zeit treibt nicht dazu an, die Verbrecher in den Gefängnissen aufzusuchen und sich um die Wiederherstellung dieser und anderer Verworfener zu bemühen.

Eine Elisabetha Fry hat Deutschland zwar nicht aufzuweisen, aber doch einen Pastor Fliedner, der kräftig in ihre Fußstapfen trat und 1826 die erste Gefängnißgesellschaft im alten Vaterlande gründete. Ein preußischer Prinz übernahm das Protektorat und Freiherr von Stein war ein eifriger Beförderer des Werkes, welches heute noch besteht und ernstlich betrieben wird. Die meisten der von den Regierungen eingeführten Verbesserungen, z. B. Klassifikation der Gefangenen nach Geschlecht, Alter, Grad und Art der sittlichen Verdorbenheit und Isolirung, allseitige leibliche Beschäftigung 2c. sind Erfolge dieser Gesellschaft. Sie sorgt für die aus der Haft Entlassenen durch geeignete Unterbringung, Beschäftigung und Beaufsichtigung, und giebt sich überhaupt viele Mühe, um die armen Verbrecher, obwohl ihre Hilfsmittel lange nicht so bedeutend sind wie der ähnlichen Vereine in den Ver. Staaten.

Ich könnte noch von manchen andern Liebeswerken der inneren Mission des alten Vaterlandes reden. Es möge jedoch das Mitgetheilte genügen, um darzuthun, daß neben Unglaube, Bier und Tabacksqualm noch gar viel Gutes in Deutschland „getrieben" wird. Sind manche der dortigen Anstalten nicht so großartig und ist die Wirksamkeit der Gesellschaften eine nicht so ausgedehnte wie hier zu Land, so darf einerseits nicht vergessen werden, daß man im alten Vaterlande verhältnißmäßig noch nicht so viele Jünger Christi zählt als in den Ver. Staaten, und daß drüben das Geld lange nicht so reichlich vorhanden ist wie bei uns. Aber mit den zu Gebote stehenden Mitteln wird mehr ausgerichtet als hier, weil man drüben das „Sparen" besser versteht, und wer ein Herz für's Reich Gottes hat, wird sich freuen über die Werke, die Erfolge, die Heimstätten der inneren Mission Deutschlands. Freilich gehört auch dazu ein offenes Auge. Wenn Jemand nur durch Deutschland reist, um die Natur, die Kunstgallerien und die Theater 2c. anzustaunen, oder in Einseitigkeit nur die eine oder andere Arbeit im Reich des Herrn betrachtet, so wird er wahrscheinlich von diesem mannigfaltigen Getriebe der inneren Mission wenig oder nichts sehen. Es ergeht ihm etwa wie jenem Deutschen bezüglich der Stadt New York. Als man ihn um die Charakteristik jener Stadt befrug, kennzeichnete er dieselbe als einen Ort, wo es n u r Schmutz, Laster und flotte Leute gäbe. Als man ihn jedoch fragte, wann und wo er denn in New York gewesen, antwortete er — im Frühjahr

Digitized by Google

war ich dort, habe den Broadway durchwandert und bin im Hotel und Theater gesessen. Er hatte seine Augen nicht aufgethan, um sich die tausende von Kirchen, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten New Yorks anzuschauen, und sah das, wofür er ein Auge hatte. So wird auch der geneigte Leser, sollte er einmal nach Deutschland kommen, die Werke der inneren Mission im alten Vaterlande nicht sehen, wenn er — kein Auge dafür hat.



Der Winter starb.



Am Bache liegt der Winter todt;
Der Held, der ihn bekriegte,
Erließ im Reich sein Aufgebot
Und kam, und sah, und siegte.

Nun liegt bedeckt mit Blüth' und Laub,
Der alte Freudenhasser,
Und wird sein Leib auch nicht zu Staub,
So wird er doch zu Wasser.

Wir aber winden voller Lust
Ums Haupt uns duft'ge Kränze,
Und jauchzen zu aus voller Brust
Ein jubelnd Hoch dem Lenze.

Ein Opfer der Mission in Mexiko.

Frei nach dem Englischen von F. L. N.

Wir leben nicht in einer Zeit, da man die wahren Jünger Jesu grausam verfolgt, wie dieses in früheren Jahrhunderten der Fall war. Und doch ist die Zeit der Märtyrer noch nicht vorbei. Auch jetzt noch muß hie und da ein treuer Zeuge Jesu seinen Glauben mit seinem Blute versiegeln. Ein solcher Märtyrer unserer Zeit war Epigmenio Monroy, ein eingeborner Missionar der Methodistenkirche in Mexiko, der am 8. April 1881 nach dem Schlusse eines Abendgottesdienstes auf dem Heimwege von einem Pöbelhaufen überfallen und so mißhandelt wurde, daß er den folgenden Tag an seinen Wunden starb.

Epigmenio Monroy, dessen Bild wir den werthen Lesern von Haus und Herd hiermit bieten, wurde am 24. März 1846 zu Real del Monte, Mexiko, geboren. Seine Eltern

Digitized by Google

gehörten der Röm. Kath. Kirche an, und es war ihr Bestreben, auch ihren Sohn in den Lehren und Gebräuchen dieser Kirche zu erziehen. Obwohl der junge Epigmenio große Neigung zur Kirche und eine zarte Empfänglichkeit für religiöse Wahrheiten an den Tag legte, so bemerkte er doch Manches in dieser Kirche, das ihm nicht blos bedenklich schien, sondern sogar abstieß.

Als er deßhalb zum ersten Male aus dem Munde eines Missionars das Evangelium in seiner einfachen Lauterkeit verkündigen hörte, machte es einen gewaltigen Eindruck auf sein Gemüth; sein Herz war wie ein guter Acker für den Samen der göttlichen Wahrheit vorbereitet, derselbe ging bald auf und faßte auch tiefe Wurzeln in demselben. Er wurde ein eifriges Mitglied der Gemeinde zu Pachuca. Es währte aber nicht lange, so fühlte er sich gedrungen, das große Heil, das er im Glauben an den Herrn Jesum gefunden hatte, auch seinen in der Finsterniß des Irrthums und der Unwissenheit sitzenden Landsleuten zu verkündigen. Wie Paulus befragte er sich nicht lange mit Fleisch und Blut, sondern ging sogleich an's Werk, und zwar gerade in seiner Geburtsstadt und Heimath, Real del Monte. Bald hatte er ein kleines Häuflein wahrer Jünger Jesu um sich gesammelt, die mit ihm denselben theuren Glauben empfingen.



Epigmenio Monroy.

Im Monat Januar 1881 trat Monroy in die Reihen der Methodisten-Missionare, und wurde als solcher nach Apizaco gesandt, einer Stadt, ungefähr 80 Meilen von der Hauptstadt Mexico entfernt. Er reiste sogleich nach seinem neuen Arbeitsfelde, und es währte nicht lange, so hatte er sich viele Freunde erworben. Ja, so zuvorkommend war er gegen Jedermann und so unbescholten in seinem alltäglichen Wandel, daß er sich die Achtung und Liebe selbst vieler Katholiken gewann.

Er ging sogleich daran, eine Schule zu gründen, und in kurzer Zeit hatte er zwanzig Kinder beisammen. Seine wenigen Mußestunden brachte er damit zu, indem er mit eigener Hand die kleine Kapelle verbesserte, und die Anlagen um das Missions-Eigenthum verschönerte. Er beschränkte aber seine Arbeit nicht auf die Stadt, in welche er gesandt war, sondern er suchte das Werk auszudehnen und besuchte die umliegenden Dörfer, um auch dort die frohe Botschaft des Heils zu verkündigen. In einem dieser Dörfer, Santa Anita mit Namen, sammelte er einige Anhänger, die aber bald zu einer solchen Zahl heranwuchsen, daß sie sich zu einer Gemeinde zu organisiren begehrten. Auch Monroy war dieser Ansicht. Er legte die Angelegenheit dem Missionar, der die Aufsicht über das ganze Werk hatte, vor, und erhielt die Erlaubniß, das begonnene Werk sogleich zu vollenden, und eine Gemeinde zu organisiren.

Mit Muth und Eifer ging er ans Werk; aber es sollte dieses seine letzte Arbeit im Weinberge seines Herrn sein.

Freitag Abend, den 8. April 1881, verließ Monroy munter und wohl seine Familie und begab sich auf den Weg nach Santa Anita. Nach einem kurzen, aber gesegneten Gottesdienst wurde die kleine Gemeinde organisirt; dann trat der Missionar wieder seinen Heimweg an. Die Entfernung war blos drei Meilen. Zwei Mitglieder der neuen Gemeinde begleiteten ihn. Die drei einsamen Wanderer hatten, ohne die geringste Gefahr zu ahnen, ungefähr die Hälfte ihres Weges zurückgelegt, da stürmten plötzlich

Digitized by Google

14 mit Schwertern und Prügeln bewaffnete Männer auf sie ein und schlugen sie nieder. Es war hauptsächlich auf den Missionar abgesehen, und er wurde schrecklich zugerichtet, während seine Begleiter mit weniger gefährlichen Wunden davonkamen. Die fanatischen Verfolger warfen Monroy auf die Seite des Weges und deckten ihn mit einem Haufen von altem Stroh zu, das in der Nähe war; dann eilten sie davon.

Einer der Begleiter war nicht so sehr verwundet, so daß er Apizaco erreichen konnte, um von dem traurigen Vorfall zu berichten. Die Aufregung und Entrüstung war groß.

Einige Freunde eilten sogleich hinaus an den Schreckensort, während andere in's Haus des Missionärs gingen, um die Missionärin und ihre Kinder zu trösten so gut sie konnten. Die Freunde fanden den armen Missionär in seinem Blute liegend, aber noch am Leben. Man brachte den armen Mann in seine Heimath, die er einige Stunden zuvor so wohlgemuth verlassen hatte, und legte ihn auf sein Bett, von welchem er aber nie wieder aufstehen sollte. Für die treue Gattin und die lieben Kinder war dieses eine traurige Heimkehr des Vaters. Kein Auge blieb trocken, als sich die Missionärin in Thränen über das blasse Angesicht ihres Mannes beugte, und die Kinder jammernd am Bett des lieben Vaters knieten.

Der Missionar litt große Schmerzen, denn ein Bein war oberhalb des Knies gebrochen und ein Arm an zwei verschiedenen Stellen; oben auf dem Kopfe war ein klaffender Schnitt, wahrscheinlich durch einen Schwerthieb verursacht, und sein ganzer Rücken mit Wunden bedeckt. Doch behielt er sein volles Bewußtsein, und sagte zu seiner Gattin, sie solle nicht um seinetwillen weinen, sondern um derer willen, welche in ihrer fanatischen Blindheit das Werk des Erlösers in Santa Anita vereiteln wollten, indem sie ihn zu tödten suchten.

Den folgenden Tag wurde er, obwohl sehr schwach und leidend, sehr ermuntert durch ein Telegramm von Puebla, in welchem es hieß, daß auf dem Zuge, der in der Nacht um 2 Uhr eintreffen sollte, ein Arzt und ein eingeborener Missionar ankommen würden, um ihm zu helfen. Als Mitternacht langsam herannahte, frug Monroy öfter, welche Zeit es sei. Um Mitternacht frug er wieder. Seine Gattin antwortete ihm, es sei 12 Uhr. „Nun, laß gut sein," sagte er mit schwacher Stimme, „ich fühle, ich kann nicht leben bis 2 Uhr; aber sage den Brüdern, wenn sie kommen, was mich persönlich anbelangt, so ist alles wohl. Es ist alles wohl, ich bin glücklich!"

Eine halbe Stunde nachdem er dieses gesagt, hatte er ausgelitten und war eingegangen zu seines Herrn Freude, um sich der großen Schaar der Märtyrer vor dem Throne anzuschließen.

Eine Stunde später traf Gamboa, der andere Missionar ein. Er war tief betrübt, seinen Mitarbeiter im Reiche Gottes nicht mehr am Leben zu finden. Am folgenden Tage schrieb er einen Brief an den Superintendenten, dem wir folgenden Auszug entnehmen: „Armer Senor Monroy! Er war ein wirklicher Märtyrer, ein anderer Stephanus, mit dem Unterschiede, daß man ihn mit Schwertern und Prügeln erschlug, anstatt mit Steinen. Und wie Christus Angesichts seiner Feinde betete: 'Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun', so betete auch Bruder Monroy Angesichts der seinigen. Und so war es auch. Diese Menschen haben einem Manne das Leben geraubt, der sie so innig liebte, sich für sie aufopferte, und von welchem sie und ihre Kinder noch viel Gutes empfangen sollten. Indem sie ihn tödteten, dämpften sie das Licht, das begonnen hatte die Finsterniß ihrer Unwissenheit zu verscheuchen; sie wußten nicht, was sie thaten. Arme kleine Kinder sind zu Waisen geworden, und eine treue Gattin zu einer Wittwe; wirklich ein trauriges Bild, das auch das härteste Herz mit Wehmuth erfüllt. Wenn, indem ich diese Zeilen schreibe, eine Thräne in meinen Augen erglänzt, so ist sie ein treuer Zeuge der tiefgefühlten Trauer, die mein Herz erfüllt."

Das ältere der hinterlassenen Kinder, ein munterer Knabe von ungefähr sieben Jahren, befindet sich gegenwärtig in dem Waisenhause zu Puebla. Möge ihn Gott in seiner Jugend bekehren, und möge er in die Fußtapfen seines seligen Vaters treten!

Das jüngere Kind, ein Mädchen von vier Jahren befindet sich bei ihrer Mutter, und besucht regelmäßig die Gottesdienste mit derselben. Sie sitzt ruhig an ihrer Seite und schaut oft gedankenvoll in das mit Thränen benetzte Antlitz der lieben Mutter. Und wer wollte dieser Mutter in der stillen Feierlichkeit des Hauses Gottes die Thränen verwehren? War es doch erst vor kurzer Zeit, daß ihr geliebter Gatte daselbst das Evangelium verkündigte, und nun ruht sein Leib in der kühlen Erde. Aber die Wittwe weiß auch, daß sein Geist entflohen ist zu jenen oberen Regionen des Lichtes, wo auch ihre Hoffnung einen festen Ankergrund gefunden hat. So vergießt sie wohl Thränen, aber nicht wie Eine, die keine Hoffnung hat.

Wie wunderbar sind doch die Wege der Vorsehung Gottes! Neun Tage nach dem Tode Monroy's, und ehe der Missionsboard der Bisch. Meth. Kirche von dem traurigen Vorfall unterrichtet war, bewilligte derselbe die Summe von fünfhundert Dollars, um eine Kirche in Real del Monte, Monroy's Geburtsort, und wo er

Digitized by Google

zuerst eine Gemeinde gründete, zu bauen. Dieser Ort, wo man gegenwärtig im Bau dieser Kirche begriffen ist, liegt 8500 Fuß über dem Meeresspiegel, ist also einer der höchsten Punkte der Erde, wo eine christliche Kirche steht. Möge diese Kirche diesen Ort zu einem solchen machen, der wie eine Stadt ist, die auf einem Berge steht, die nicht verborgeu sein kann.

"Recht muß doch Recht bleiben."

Nach deutschen Quellen für Haus und Herd bearbeitet

Von Paul Eugen.

I.

Das Erbe.

Eine Straßburger Familien-Geschichte aus der Zeit der Reformation.

1. Der Pfeifertag.

Das Fest Mariä Himmelfahrt — der fünfzehnte August anno Domini 1523 — fand die Einwohner der alten und freien Reichsstadt Straßburg schon frühzeitig auf den Beinen, und in Gassen und auf Plätzen drängte sich ein fröhlicher Menschenschwarm. Der Lebensmuth dieses leicht beweglichen Völkchens hatte siegreich Stand gehalten, trotz der Nachwehen der Pest, welche im Reiche gewüthet, und trotz der tiefernsten Zeit mit ihren kirchlichen und politischen Wirren, in denen man sich jetzt befand. Was Alt und Jung heute durch die Straßen dem ehrwürdigen Münster zu trieb, war indessen nicht das kirchliche Fest, welches dort gefeiert werden sollte, sondern ein sehr weltlicher Aufzug, dessen Erscheinen man sehnsüchtig erwartete; und zwar gehörten die Theilnehmer ausschließlich der edlen Pfeiferzunft an, welche heute ihren Gerichtstag ausnahmsweise in Straßburg abhielt.

Alle Jahre einmal hatten sich nämlich alle sogenannten „fahrenden Leute", Gaukler, Possenreißer, Spielleute u. s. w., die seit dem Ende des Mittelalters eine eigene Zunft, die „Pfeiferzunft" bildeten, zu einem solchen „Gerichtstag" unter dem vom deutschen Kaiser ausdrücklich für sie bestellten „Oberspielgrafenamt" einzufinden, dessen oberste Behörde ihren Sitz in Wien hatte. Für die einzelnen Provinzen und Gaue des großen deutschen Reiches gab es aber wieder besondere Untervorsteher, die den Namen Pfeiferkönige führten und meistens aus Mitgliedern der adeligen Geschlechter bestanden. Für das Elsaß waren die Grafen von Rappoltstein dazu gewählt worden, das Schutz- und Aufsichtsamt über die verschiedenen Innungen dieser fahrenden Sänger und Musikanten zu führen und mit dem „Pfeiferkönig", dem Schultheiß, vier Meistern, zwölf Beisitzern und dem sogenannten „Waibel" oder Rathsdiener, welche zusammen den „Gerichtshof" oder das „Pfeifergericht" bildeten, den jährlichen Gerichtstag oder Pfeifertag abzuhalten.

Mischen wir uns unter die neugierige Zuschauermenge.

„Ueber dreihundert Pfeifer will der Wirth in der Freyberger-Stub' gezählt haben," äußerte ein wohlbeleibter Bürgersmann zu seinem neben ihm stehenden Gevatter. „Es soll heut' gar glänzend werden."

„Schwätz' nit so dumm, Peter," antwortete mürrisch der hagere Verwandte. „Du weißt so gut wie ich, daß es mit Glanz und Pomp vorbei ist, seitdem der alte Ratbod, der vorletzte Pfeiferkönig, das Zeitliche gesegnet hat. Er konnte auch was d'ransetzen, denn er war reich, wie nur Einer."

„Da hast du allerdings Recht," nickte Peter Schwarber, der Oberherr der Gärtnerzunft von St. Aurelien. „Und sein Sohn, der Michael, wiegt womöglich noch schwerer als der Alte." Bei diesen Worten machte der Sprecher die Geste des Geldzählens.

„Ist auch um ein gut Theil stolzer," fügte der Gevatter hinzu. „Möcht' sein Mädel, die Philippine, womöglich nur an einen Adeligen verheirathen. Ich glaub', er schämt sich seines todten Vaters, da er ja nur ein simpler Pfeifer war."

„O, glaub' das nit, Gevatter," widersprach Schwarber. „Der Michael Ratbod ist eher stolz auf seinen Vater, der ein gar großer Virtuos gewesen sein und die Viola gestrichen haben soll, daß er Kaiser und Fürsten gerührt und hingerissen hat. Dafür bekam er aber auch immer einen hübschen Klumpen Geld. Nein, Gevatter, der Michael Ratbod bildet sich auf das Pfeiferkönigthum seines Alten 'was ein, und er hat auch heute sich bedungen, daß der Nachfolger seines Vaters bei ihm, als dem fürnehmen Kauf- und Handelsherrn den Willkommtrunk nimmt."

„Wahrhaftig," rief jetzt der Gevatter Knobloch aus, „aber siehst du dort drüben, am Eck' von der Spiesgaß, nit die beiden Hohenheg's gehen!" Er deutete mit der Hand vorwärts und Schwarbers Augen folgten der Richtung. „Wahrlich, es ist Vater und Sohn," bestätigte nach kurzer Pause der Oberherr der Gärtner-Zunft, „ha, und dicht hinter ihnen stolpert Mürnhart von Böcklinsau! Was mögen die Gesellen in unserer Stadt wollen? Giebt's für

sie auf der Hohenheg, ihrem alten Stammschloß, keine Händel mehr?"

„Nein, Meister Schwarber," ließ sich jetzt eine mächtige Baßstimme dicht hinter den beiden Gevattern vernehmen. „Mit dem Raufen hat's ein End', denn die Burg ist an die Zorn's von Reinach verpfändet."

„Ah, sieh' da, Freund Brandhoffer," versetzte der Oberherr in freundlichem Tone, nachdem er den Fremden erkannt, welcher bei dem neuen evangelischen Prediger Matthäus Zell von Kaisersbach, gewöhnlich nur „Meister Mathis" genannt, das Amt eines Küsters versah. „Hab' ich geträumt oder recht gehört, — Burg Hohenheg ist verpfändet?"

Der Küster wollte antworten, aber unter dem versammelten Volke entstand jetzt ein Drängen, Stoßen und Puffen, veranlaßt durch das allgemeine Geschrei: „Hurrah, die Pfeifer kommen!"

Und in der That währte es nicht lange, so tauchte Ausgangs der auf den Münsterplatz mündenden Spießgasse der stattliche Zug auf.

Er wurde eröffnet von vier Trompetern und einem Pauker zu Pferde. Diesen folgte ein Herold in pfalzgräflicher Livree, und dicht hinter diesem schritt gravitätisch und seiner Würde sich bewußt der Pfeiferkönig, mit einem langen, wallenden Mantel und der auf dem Barett befestigten Krone.

In langsamem, feierlichem Schritt umkreiste der aus mehreren hundert Personen bestehende Zug den großen Münsterplatz. An der Krämergasse anlangend, machte er jedoch Halt, denn dort erhob sich das Haus des Kaufherrn Michael Ratbod, dessen verstorbener Vater dereinst als Pfeiferkönig berühmt gewesen.

Die Trompeter sammt dem Pauker bliesen und wirbelten einen Tusch, worauf der neugewählte „Pfeiferkönig" aus der Reihe trat, begrüßt von einem hohen, stattlichen Greis mit edeln intelligenten Gesichtszügen. Es war Michael Ratbod, welcher den Zug vor der Thüre seines Hauses erwartet hatte. Er schritt auf den Pfeiferkönig zu, ergriff dessen Hand und begann mit weithin vernehmbarer Stimme:

„Empfanget Gruß und Handschlag, vieledler Meister und Herr, und möge es Euch belieben, beim Antritt Eures ehrenwerthen Amtes den Willkommtrunk aus dem Becher zu leeren, den mein seliger Herr Vater dereinst zu Worms vom Kaiser Maximilian erhielt, da er dem ritterlichen Herrn in seiner Pfalz ein gutes Stück aufgespielt."

Nach diesen Worten gab der Greis einen Wink und aus der Thüre trat eine festlich gekleidete Jungfrau, und näherte sich dem Pfeiferkönig, in der Hand den gefüllten silbernen Becher haltend, welcher, statt des Fußes, in eine mit Arabesken verzierten Weinranke auslief.

Unter einer höflichen Verbeugung nahm der Pfeiferkönig ihn entgegen und leerte ihn. Dann trat er an seinen alten Platz zurück, die Instrumente der Spielleute begannen von Neuem ihre lärmende Musik, und der Zug bewegte sich dem Münster zu, um — nach altem Gebrauch — daselbst der Messe beizuwohnen und das übliche Geldopfer zu bringen.

Die Zuschauermasse wogte nach und bald lag der große Platz vor dem Dome öde und einsam da. Noch aber waren keine zehn Minuten verflossen, als zwei Männer aus dem Münster traten und langsam der Krämergasse zuschritten. Der Jüngere — ein finster aussehender Geselle mit einem bösartigen Blick — trug die Tracht eines Kriegsknechts, während die Kleidung des Aeltern sofort den Edelmann verrieth. Aber trotz des großen Standesunterschieds plauderten beide Männer sehr vertraulich mit einander, ja, der Kriegsknecht fuchtelte zum Oeftern mit seiner Rechten höchst respektwidrig in der Luft herum, namentlich jetzt, als er sagte:

„Den Zorn's von Reinach will ich's gedenken und nit eher ruhen, als bis ich ihnen ihre Niedertracht heimgezahlt habe, denn sie allein tragen die Schuld, daß man meine Bewerbung, unter die Landsknechte aufgenommen zu werden, zurückwies, und ich jetzt am Hungertuch nage!"

„Sei ruhig, Sebald," entgegnete der Rittersmann. „Ich verfüge jetzt zwar über keinerlei Reichthümer, denn Zorn von Reinach hat mich ausgeplündert, — soviel besitze ich aber immer noch, um einen Getreuen, wie dich, vor Hunger zu schützen."

Der Kriegsknecht stammelte Dankesworte, der Andere aber fuhr fort:

„Ich habe triftige Gründe, dem Kaufherrn Michael Ratbod einen Besuch zu machen, obschon er mir völlig fremd ist. Du bist sicherlich auch über ihn unterrichtet; was ist es für ein Mann?"

Sebald zog die struppigen Brauen in die Höhe und zuckte die Achseln; dann antwortete er:

„Er ist nicht Fisch, nicht Fleisch, — nicht adelig und nicht bürgerlich. Ehre und Ansehen gehen ihm über Alles, darum schließt er auch mit Jedem gern Freundschaft, der ihm zu dem einen oder andern verhilft."

„Ah, dann ist er der Mann, wie ich ihn brauche und suche," versetzte Herr Waldner von Hohenheg befriedigt. „Bestätigt sich der Ruf seines Reichthums?"

„Will's meinen," grinste Sebald und eilte dem bezeichneten Hause zu, um den Ritter dort zu melden.

Dasselbe zeichnete sich — trotz des Reichthums seines Besitzers — in keiner Weise vor den nachbarlichen Gebäuden aus. Gleich diesen hatte es eine Reihe Fenster, welche innerhalb einer

Digitized by Google

außen an der Mauer angebrachten Holzfassung beliebig hin und her geschoben werden konnten. Die breiten, in einem Bogen auslaufenden Fenster des Erdgeschosses waren mit starken Eisengittern versehen, die zur Fürsorge Nachts noch mit festen Holzläden verschlossen wurden. Links und rechts von der schmalen Hausthür erhoben sich steinerne Bänke, auf denen an warmen Sommerabenden der reiche Kaufherr mit guten Freunden und Nachbarn sich niederließ, zu einem behaglichen Plauderstündchen.

Von einem dieser Steinsitze nahm jetzt Waldner von Hohenheg Besitz, auf die Rückkehr des entsendeten Boten wartend. Ehe Sebald aber wiederkehrte, tauchten auf dem Münsterplatz zwei jüngere Männer auf, denen der graubärtige Ritter ein Zeichen gab, ihre Schritte zu beschleunigen. Es war der Junker Wolfgang, der zweiundzwanzigjährige Sprößling des alten Adelsgeschlechts der Hohenheg, und sein etwas älterer Vetter Daniel, Mürnhart von Böcklinsau genannt. Letzterer hatte seit seinem achten Jahre auf dem Stammschloß seiner Verwandten gelebt, da er Vater und Mutter frühzeitig verloren und außerdem keinerlei Vermögen besaß, um für sich selbst sorgen zu können. Ueber schlechte Behandlung von Seiten seines Oheims, des Bruders seiner verstorbenen Mutter, hatte er nicht zu klagen gehabt; um so härter dagegen zeigte sich ihm die Tante, Freifrau Charitas von Hohenheg, deren Geiz sprichwörtlich war. Wahrscheinlich war dies die Ursache, daß er sich einer übergroßen Schlankheit erfreute und jetzt, als ein fünfundzwanzigjähriger Mann, den Ritter „von der traurigen Gestalt" spielte und dem Spott und Hohn des Volkes zur Zielscheibe diente; und in der That konnte man sich kaum eine knöchernere Figur denken, als den armen Daniel Mürnhart von Böcklinsau, und da er außerdem beständig hin und her wankte, so gab ihm der Volkswitz den Beinamen: „Ritter Wackel von Schlottersheim".

Die beiden jungen Männer hatten eben an der Seite Waldners von Hohenheg Platz genommen, als Sebald in der Hausthüre erschien. Er schnitt ein hämisches Gesicht und rieb sich die Hände, ohne auch nur ein Wort zu sprechen. Erst nachdem er von seinem Herrn wiederholt dazu aufgefordert worden war, öffnete er den breiten Mund und begann:

„Was hab' ich Euch gesagt, Herr? Der Ratbod ist ein mißtrauischer Filz. Als ich meine Meldung vorgebracht, zog er sich, gleich einem Igel, in sein Innerstes zurück und rief mir sodann zu: 'Ich mache keine Geldgeschäfte, sag' das Deinem Herrn. Darum möge er mit seinem Junker nur kommen, wenn er eine edle Absicht hat.'"

Waldner von Hohenheg blickte eine Weile finster vor sich hin, dann erhob er sich mit einem gewaltigen Rucke von der steinernen Bank und sagte: „Wir gehen doch zu dem hochmüthigen Kaufherrn. Wolf begleitet mich. Du dagegen, Daniel, erwartest mich zu Hause."

Nach diesen Worten verschwanden Vater und Sohn in der Hausthüre, während die beiden Andern mißvergnügt ihren Weg fortsetzten, d. h. sich der aus dem Münster zurückkehrenden Volksmenge anschlossen; denn die feierliche Messe war vorüber und die Pfeifer zogen mit ihrem Könige nunmehr in's Rathhaus. Dieses stand am Fischmarkt, und da der feierliche Zug die Krämergasse passiren mußte, um dahin zu gelangen, so war es natürlich, daß die Blicke Aller sich dem Hause Ratbods zuwendeten, in der festen Ueberzeugung, der reiche Erbe des Pfeiferkönigs werde jetzt abermals zum Vorschein kommen. Allein die guten Leute hatten sich verrechnet; Thür und Fenster blieben verschlossen und das Haus lag wie ausgestorben da. Hie und da wurde in der Volksmenge ein Murren laut, das Geschmetter der Instrumente übertönte es jedoch und bald kehrte die alte Lustigkeit zurück.

Am Nachmittag ging es auf dem Fischmarkt toll zu. An einem Tisch, woselbst sich eine Anzahl älterer Herren niedergelassen, finden wir unsere alten Bekannten: Peter Schwarber, den Oberherrn, und seinen Gevatter Knobloch wieder.

„Da kommt Freund Brandhoffer!" unterbrach Schwarber das Gespräch. „Jetzt rückt zusammen, Gevattern, damit ich ihm ein bequemes Plätzlein an meiner Seite bieten kann." Mit dem Küster war ein Kriegsknecht eingetreten, welcher sich, nachdem er die Erlaubniß des Wirthes eingeholt, auf einer Bank in der Nähe niederließ.

„Und nun, Küster, erzählet," fuhr der neugierige Schwarber fort, „wie's gekommen ist, daß — na, Ihr wißt ja, was Ihr mir heute, eh' der Zug der Pfeifer erschien, in's Ohr geraunt." „Ah, Ihr meint die Geschichte mit Burg Hohenheg?" fragte der Küster. Schwarber nickte schmunzelnd.

„Nun wohl, so will ich Euch die Mähr zum Besten geben," entgegnete der Küster. „Es sind jetzt fünf Jahre her, da erstanden die Zorn's von Reinach die Herrschaft Marley sammt der Cronenburg um zweiundfünfzigtausend Gulden, denn es war ein großes Nothjahr und Jedermann brauchte Geld. Am St. Matthäustag zogen die neuen Herren ein und empfingen von den Unterthanen die Huldigung. Mittlerweile kam der September heran. Zu Michaeli pflegt man alljährlich zu Marley, hinter der Cronenburg, einen Jahrmarkt und Tanz zu halten; in diesem Jahr war der Junker Hans von Reinach dabei und mischte sich unter das lustige Volk.

Digitized by Google

Da erscheint plötzlich der Voigt von Hohenheg auf dem Platz, und hinter ihm kommt ein riesiger Knecht, gerüstet, mit fünf Hakenschützen. Alle pflanzten sich auf, und als Junker Hans darüber seine Verwunderung aussprach, erhielt er vom Voigt die Antwort: seine Herrschaft habe ihn daher geschickt, um den Platz zu halten, denn die hohe Obrigkeit gehöre dem Grafen von Hohenheg zu. Dem hat natürlich der Junker ganz entschieden widersprochen. Darauf ist der Voigt mit der Drohung fortgeritten, er wolle bald in anderer Gestalt zurücke kehren, — und richtig, eine halbe Stunde später stürmten die Gräflichen mit vierzig Pferden und dreihundert Knechten heran, stachen und schossen, drangen bis zu den Schranken des Marktes vor und schlossen mit Gewalt das Thor."

„Solch' ein Spitzbube!" riefen die beiden Gevattern wie aus einem Munde. Glücklicher Weise entgingen ihnen die giftigen Blicke, welche der hinter ihrem Rücken auf der Bank sitzende fremde Kriegsknecht den drei Freunden zuwarf; sie würden sonst sicherlich weniger laut gewesen sein.

„Nunmehr war es natürlich mit der Geduld des alten Zorn von Reinach vorbei," schloß der Küster seine Mittheilung. „Er erhob beim Reichskammergericht Klage gegen den Ruhestörer, sowie Anspruch auf Schadenersatz. Der Prozeß währte eine lange Zeit; endlich kam aber doch das Urtheil, wonach der Graf von Hohenheg an Zorn von Reinach vierzigtausend, und an die Kaiserliche Majestät zwanzigtausend Gulden Schadenersatz und Bußgeld, wegen Landfriedensbruch, zu zahlen hatte."

„Das nenn' ich einen gerechten Spruch!" rief Schwarber beifällig, sah sich aber nach dem fremden Kriegsknecht um, da es ihm vorkam, als habe derselbe einen Fluch ausgestoßen.

„Das richterliche Urtheil brachte Waldner von Hohenheg in schwere Verlegenheit," ergänzte der Küster, „denn Kaiser Maximilian hatte durch die Einführung des ewigen Landfriedens ihm und vielen seiner adeligen Genossen den Hauptnahrungszweig — das Rauben und Plündern auf offener Straße — entzogen. Die Kassen der Herren Raubritter waren leer geworden, und so sah sich denn auch Herr Waldner außer Stande, die hohe Strafsumme aufzubringen. Dessentwegen nahm das Reichskammergericht Burg Hohenheg in Pfand. Sechs Jahre steht Herrn Waldner das Einlösungsrecht zu; mit Ablauf der Frist verfällt das alte Stammschloß für alle Zeiten dem Reich."

„Hurrah!" ... „Hoch!" ertönte es jetzt an einem anderen Tische, wo das junge Volk Platz genommen, und gleich darauf stürmten Alle einem Jüngling entgegen, welcher soeben angekommen war. Ihm auf dem Fuße folgte ein ernster, und dennoch freundlich aussehender Mann, dessen Erscheinen gleichfalls mit großem Jubel aufgenommen wurde. „Wahrhaftig," rief der Gevatter Knobloch, sich gleichzeitig von seinem Platz erhebend, „das ist der Johannes Ratbod von der Schlettstadter Schule und der Herr Nicolaus Gerbel, unser geliebter Lutherfreund!" „Laßt uns Beide begrüßen," forderte Schwarber auf und trat mit dem Gevatter und Küster an die Ankömmlinge heran.

Nachdem sich der erste Sturm der Begrüßung gelegt, ergriff er des Jünglings Hand und begann: „Gott zum Gruß, Johannes; was treibt dich denn nach unserer Stadt? Hast du die lateinische Schule satt bekommen? Willst du dich des Vaters Willen fügen und ein Handelsmann werden?"

„Nichts von alledem, lieber Herr Pathe," lautete die Antwort. „Ihr sollt Alles wissen, — setzt Euch nur ein wenig zu uns jungem Volk." Der bedächtige Oberherr der Gärtner-Zunft zog ob dieses Ansinnens die Stirn kraus, doch scheuchte Johannes alle Bedenken durch die Worte hinweg: „Ei, Ihr dürft's schon wagen, Herr Pathe, setzt sich ja doch der ehrenwerthe fromme Herr Gerbel auch mit an unsern Tisch."

Ehe Peter Schwarber sich im Kreise der jungen Burschen niederließ, winkte er dem Gevatter Knobloch und seinem Freunde Brandhoffer, welche mit einem verlegenen Lächeln der Einladung folgten. Noch hatten sie sich an dem neuen Tische nicht niedergelassen, als der fremde Kriegsknecht bereits in dichter Nähe auf einer Bank im Winkel saß. Doch achtete jetzt Niemand auf ihn, zumal Alle auf die Entgegnung neugierig waren, welche Johannes dem Herrn Pathen verheißen. Er ließ nicht lange damit warten, sondern begann: „Ihr wißt, Herr Pathe, daß mein guter Vater ein gar gottesfürchtiger Mann ist, daß er aber trotzdem scheelen Auges auf den geistlichen Stand blickt, weil er einen Greuel an dem ungöttlichen Leben der Priester hat, das er bisher täglich mit angesehen. Ihr könnt daher seinen Zorn ermessen, als ich heute ganz plötzlich aus Schlettstadt hier eintraf und ihm kurz und bündig erklärte, daß ich geistlich werden wolle."

„Du trägst die Lehre Luther's im Herzen und willst in ein Kloster gehen?" rief Schwarber unwirsch.

„Bewahre mich Gott davor," protestirte der Jüngling. „Ich wandere nach Basel und beziehe dort die Hochschule."

„Ah, so lass' ich mir's gefallen," nickte der Herr Pathe, zufrieden gestellt.

Die Gemüther waren eben zu jener Zeit in hohem Grade erregt. Es hatte nur eines Anstoßes bedurft, um die vielen, mit der Kirche zerfallenen Glieder zu einem mächtigen Wider-

Digitized by Google

stand zu vereinigen, — und diesen Anstoß gab Papst Leo X. durch seinen Ablaßkram, worin dem Käufer Vergebung der Sünden, Wiedererlangung der Gnade Gottes und Befreiung von den Strafen des Fegefeuers zugesichert wurde.

Als die Ruhe am Tisch der jungen Leute wieder hergestellt, erhob sich Johannes, und begann:

„Wir haben ein Hoch auf unsern großen Gottesmann ausgebracht. Jetzt laßt uns auch dessen gedenken, welcher dafür gesorgt, daß Luther's Schriften auch im Westen des deutschen Reichs und in der Schweiz eine rasche Verbreitung gefunden und dadurch der guten Sache des Evangeliums unberechenbare Dienste geleistet hat — Nicolaus Gerbel hoch!"

„Hoch! Hoch!" erscholl es im kräftigem Chor, denn auch die Gäste an andern Tischen stimmten ein. „Ich muß jetzt aufbrechen," äußerte der Küster, sich erhebend, zu seinem Freund Schwarber. „Ei, wie schade," versetzte dieser bedauernd, „jetzt wird's erst hübsch!"

Indessen der Küster ließ sich nicht länger zurückhalten, er bot der Gesellschaft eine geruhsame Nacht und schritt der Thüre zu. Dieselbe hatte kurz vorher der fremde Kriegsknecht passirt, ohne daß es von einem der Gäste bemerkt worden war.

Zehn Minuten waren seitdem verflossen, da vernahm man plötzlich in der Ferne einen Hilfeschrei, dem schnell noch mehrere folgten. Alle horchten auf, zumal es ihnen bei der musterhaften Ordnung, welche in der alten Reichsstadt vorwaltete und Jedermann vor Gewaltthat schützte, unbegreiflich schien, daß irgend ein nächtlicher Ueberfall stattfinden könne. Das andauernde Hilferufen ließ sie jedoch schnell ihre Meinung ändern und die Mehrzahl eilte in die mondhelle Nacht hinaus. An der nächsten Straßenecke trafen sie auf den Küster von St. Lorenz, welcher jämmerlich hinkte und keuchend die Worte rief:

„O, mein armer Meister! Mein armer Meister!" — Eben zur rechten Zeit kam Johannes mit seinen ihm treu gebliebenen Kameraden an. „Wo befindet sich Meister Mathis? Herr Küster, sagt's schnell, denn Eile thut hier noth." Der arme Brandhoffer hatte, am ganzen Körper zitternd, sein Haupt in den langen Mantel gehüllt und deutete mit der Rechten, ächzend, nach dem Ende der Gasse. Ohne sich länger aufzuhalten, eilte Johannes mit seiner kleinen Schaar in dieser Richtung vorwärts. Noch waren sie jedoch keine dreißig Schritt weit gekommen, als ein Mann ihnen entgegen gestürzt kam und athemlos ausrief: „Man verfolgt mich — gewährt mir Euern Schutz — ich bin Matthäus Zell, der Leutpriester von St. Lorenzen!"

In dem nämlichen Augenblick tauchte eine andere Gestalt auf, die in der Rechten einen Prügel schwang, mit welchem sie dem flüchtigen Meister Mathis ohne Aufhören drohte. Als sie sich aber bedroht sah, wandte sie sich rasch um und gab Fersengeld. Bald aber machte sie wieder Halt, denn ihr entgegen kam eine ansehnliche Zahl von „Fausthämmern" — wie zu jener Zeit die Polizeidiener genannt wurden. Dieselben hatten die Hilferufe gleichfalls vernommen und sich gesammelt, und waren in der Richtung der Unterwagnerstraß' vorwärts geeilt.

Der von zwei Seiten Bedrängte wehrte sich verzweifelnd und vollführte einen wahren Höllenlärm. Seine Verfolger ließen sich aber in keiner Weise schrecken, sondern umzingelten ihn; er ward gefangen genommen und der Obhut der Fausthämmer übergeben.

„Ein Kriegsknecht," riefen Alle verwundert und der inzwischen gleichfalls herbeigeilte Schwarber erkannte jenen unheimlichen Gesellen, der ihm schon den ganzen Abend aufgefallen war. Der Gefangene ward geknebelt und von den Fausthämmern — welche inzwischen den näheren Sachverhalt aus Meister Mathis Mund vernommen — auf die Stadtwache verbracht. Johannes und die Uebrigen dagegen schlossen sich dem ehrwürdigen Leutpriester an, um ihn nach seiner Wohnung zu geleiten, wo er mit ihnen auf seine Kniee niederfiel, um Gott im brünstigen Gebet für seine gnädige Rettung aus den Händen des ruchlosen Meuchelmörders zu danken, der kein Anderer, als der rachsüchtige Sebad gewesen war.

2. Kaufherr und Pfarrer.

So unscheinbar auch das Aeußere des Ratbod'schen Hauses war, so behaglich sah es doch in den inneren Räumen aus, wenigstens behaglich nach den damaligen Begriffen. Einen besonders guten Eindruck machte das geräumige Wohnzimmer. Sämmtliche Wände waren mit Holzvertäfelung bekleidet und in architectonisch gegliederte und verzierte Felder eingetheilt, welche mit den gemusterten und bunt glasirten Thonplatten des Fußbodens harmonirten.

Die Holzvertäfelung reichte indessen nicht bis zur Decke, sondern schloß dicht oberhalb der beiden Zimmerthüren mit einem vorstehenden Gesims ab, auf welchem, außer verschiedenen Humpen und Krügen, eine Anzahl von Bildern thronte, die dem künstlerischen Geschmack ihres Besitzers alle Ehre machten. Nur nach bequemen Stühlen sah sich das Auge des Beschauers vergebens um, einen einzigen thronartigen Sessel mit hoher Rücklehne ausgenommen, welcher dem Hausherrn als Ehrenplatz diente und zur Seite des massiven Eichentisches stand. Sonst gab es nur Bänke, die längs der Wand liefen und in

Digitized by Google

der Fensternische derart aufgemauert waren, daß zwei Personen einander gegenüber sitzenkonnten.

Der alte Ratbod saß in jenem Ehrenstuhl und las in einer der lutherischen Flugschriften, die ihm wenige Stunden zuvor von Freund Gerbel überbracht worden waren. Obgleich die Lesefertigkeit des Handelsherrn viel zu wünschen übrig ließ und er nur langsam vorwärts zu kommen vermochte, schien ihn die Lectüre doch sehr zu interessiren, denn sie handelte „von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche" — „von des christlichen Standes Besserung" und „von der Freiheit eines Christenmenschen." Er war mit dem Lesen dieser neuesten lutherischen Flugschriften eben zu Ende gekommen, dann schritt er auf einen der mit gothischem Schnitzwerk verzierten Schreine zu, der zur Aufbewahrung von Kleinodien diente, und schloß die breite Doppelthüre auf.

Hell blitzte es ihm aus dem dunkeln Raum entgegen, denn eine ansehnliche Zahl von Edelsteinen, in güldene Ketten gefaßt, waren dort aufgespeichert. Michal Ratbod ergötzte sich gern an dem farbigem Feuer der Diamanten, Rubine, Smaragde, Amethyste, Topase, und wie die kostbaren Steine alle heißen mochten; den größten Werth hatte indessen für ihn eine einfache Goldkette mit einem von Granaten eingefaßten Medaillon. Dasselbe enthielt das Bild des verstorbenen Grafen von Rappoltstein, welcher als Vorstand des Oberspielgrafenamts der Patron von Ratbods Vater, dem Pfeiferkönige, gewesen war und die güldene Kette dem letzteren bei dessen fünfzigjährigem Musikantenjubiläum verehrt hatte. Michael blickte von jeher mit Stolz auf diese Auszeichnung, welche nur hochverdienten Personen zu Theil wurde; und auch heute zeigte sich ein zufriedenes Lächeln um seine Lippen, als er die Kette durch seine Hände gleiten ließ. Doch hatte er den Schrein zu einem andern Zweck geöffnet, denn er schob das Geschmeide bei Seite und holte aus einer Kapsel ein Pergament hervor, das er entfaltete. Es war sein Testament, in welchem er all' sein Hab und Gut zu gleichen Theilen seinen beiden lebenden Kindern, J o h a n n e s und seiner einigen noch etwas jüngeren Schwester P h i l i p p i n e, vermachte.

Michael Ratbod hatte sich mit dieser Urkunde soeben an den breiten, eichenen Tisch gesetzt, als es an die Zimmerthüre pochte und eine schlotterige, magere Gestalt eintrat, die sich vor dem reichen Handelsherrn tief verneigte und alsbald begann: „Ich bin Daniel Mürnhart von Böcklinsau, und von meinem Ohm, dem Grafen Hohenheg, gesandt, um Euch dieses Schreiben einzuhändigen." „Nehmt Platz derweilen," entgegnete Ratbod, indem er den Brief entgegennahm und langsam auseinander faltete.

Während Mürnhart das Gemach nach allen Zeiten hin musterte, schielte der alte Mann zum Oeftern nach ihm, und es zeigte sich dann stets eine Art von Mitleid in des ersteren Miene. Endlich faltete Ratbod das Schreiben wieder zusammen und sagte:

„Euer Ohm rühmt mir Eure Zuverlässigkeit und Treue; ich werde Euch deshalb zu meinem Sendboten erwählen, zumal ich mit der Feder nicht recht umzugehen vermag."

„Ich werde Euer Vertrauen zu ehren wissen, alter Herr," versetzte der arme Junker, „denn ich bin verschwiegen, wie das Grab."

„Hm," räusperte sich Ratbod, „unsere Unterredung wird aber längere Zeit dauern und daher dürfte es räthlich sein, Euch zuvor einen kleinen Imbiß anzubieten, denn — nehmt mir's nicht übel — Ihr seht entsetzlich hungrig aus und ich habe Angst, daß Ihr mir gar am Ende ohnmächtig werden könntet."

„Hungrig bin ich allerdings, lieber alter Herr," erwiderte Ritter Wackel von Schlottersheim, „ich bin überhaupt immer hungrig."

„Ihr seid ein offenherziger Gesell," lachte der alte Mann, „und darum gefallt ihr mir. Die Geschichte Eures jungen Lebens gebt Ihr mir gelegentlich kund, für heute wollen wir uns auf das rein Geschäftliche beschränken, zuvor jedoch mögt Ihr Euern Hunger stillen."

Es war ein außerordentlich dankbarer Blick, den der arme Junker dem Sprecher zuwarf, welcher jetzt der Thüre zuschritt, die Magd herbei rief und derselben insgeheim einen Auftrag gab.

Wie glänzten Mürnharts Augen, als bald nachher die Aufwärterin mit einem trefflichen und reichlichen Mahle erschien. Sie setzte das Alles vor den Junker auf den Tisch, worauf sie sich wieder entfernte. „Greift zu, Geselle," lud Ratbod ein, „genirt Euch nicht, sondern laßt Euch's schmecken."

Mürnhart willfahrte mit Vergnügen und es währte gar nicht lange, so war fast Alles verschwunden. „So," schnalzte er behaglich mit den Lippen, „und jetzt zu unserm Geschäft. Was soll ich meinem Herrn Ohm ausrichten?"

„Sagt ihm," begann Ratbod, den Ton seiner Stimme dämpfend, „daß ich meiner Tochter von dem Junker Wolf gesprochen habe, daß sie ihn gesehen hat, als er gestern und heut auf der Gasse unten hin- und herspazierte, und daß er ihr zu gefallen scheint. Was nun die Mitgift anlangt, so theilt Eurem Ohm mit, daß mein Erbe dereinst zu gleichen Theilen an meine Tochter und meinen Sohn übergeht. Vorerst bringt Philippine ihrem Bräutigam eine stattliche Aussteuer und in Baarem die runde Summe von dreißigtausend Gülden zu. Nun, ist dies etwa wenig, Gesell?" fügte der alte Mann hinzu, da er seinen Gast spöttisch lächeln sah.

Digitized by Google

„Für mich wär's mehr als genug," lautete die Antwort Mürnharts, „für die Hohenhegs dagegen ist es nur ein Tropfen in's Meer. Ihr werdet wohl noch weiter herausrücken müssen, alter Herr, denn der Name eines Grafen wiegt gar viele Pfunde Silber und Gold, ganz besonders aber, wenn ein so hoher Herr sich zu einem schlichten Bürgermädchen herabläßt."

Die wohlwollende Miene, welche Ratbod bisher seinem Gaste gezeigt, verschwand und machte einem zornigen Ausdrucke Platz. „Darüber zu bestimmen," fiel Ratbod hitzig ein, „kommt mir allein, nicht Euch zu. Richtet Euerm Ohm aus, was ich Euch aufgetragen, — im Uebrigen aber kümmert Euch um nichts, wenn wir gute Freunde bleiben wollen."

„Recht so, alter Herr," nickte Mürnhart, sich von seinem Platz erhebend. „Haltet nur immer einen guten Bissen bereit, wenn ich als Abgesandter meines Ohms in Euerm Hause erscheine, und es wird sich alles machen. Ihr seid ja ein Handelsherr und werdet deshalb mit Euch auch handeln lassen, denn die Aussicht, der Schwäher eines Grafen zu werden, hat etwas gar zu Verlockendes. Ihr könntet's freilich auch billiger haben," fuhr der kecke Sprecher fort, da er die Zornesfalten auf der Stirn Ratbods verschwinden sah, „mein Stammbaum z. B. enthält gleichfalls gräfliches Blut und ich würde Euch sofort zu meinem Schwiegervater erheben, wenn Ihr mir den Säckel mit dreißigtausend Gülden fülltet."

„Bin's überzeugt," lachte Ratbod, „für einen so hungerigen Ritter, wie Ihr seid, giebt's indessen keine Philippinen, — und nun macht, daß Ihr fort kommt." Mürnhardt schob sich endlich zur Thüre hinaus und stieß, auf der Straße angelangt, mit Waldner von Hohenheg zusammen, der ungeduldig auf seine Rückkehr gewartet zu haben schien. Indessen mußte der hohe Herr seine Neugier bezwingen, da sich ihm kurz zuvor ein Mönch angeschlossen hatte, dessen aschfarbene lange Kutte, welche durch einen weißen Knotenstrick zusammengehalten wurde, den Orden der Franziskaner kennzeichnete. Mit einem frommen: „Gott zum Gruß, mein Sohn," wandte sich dieser jetzt dem herantretenden Mürnhart zu, welcher seine Hand ehrfurchtsvoll küßte. „Schau, schau, du siehst ja prächtig aus — kein Wunder, denn du bist ein Glückskind, das in die vollen Schüsseln seines Ohms tüchtig einhauen darf."

Die Folge davon war, daß Oheim und Neffe verlegene Blicke mit einander tauschten, zum geheimen Vergnügen des bissigen Franziskanermönchs, der nach kurzer Pause dem jungen Mürnhart wohlwollend auf die Schulter schlug und zu ihm äußerte:

„Ich trete dieser Tage eine Wanderung nach dem heiligen Forst an und spreche auch im Kloster Walburg vor. Wie ist's, soll ich denn hochwürdigen Prior Uto von dir grüßen?"

„Oh, thut das ja," rief Mürnhart freudig, „ist er mir doch immer freundlich gesinnt gewesen. Sagt ihm auch, ehrwürdiger Vater, daß ich mich dankbar der Wochen erinnere, wo es mir vergönnt gewesen, bei ihm im stillen Kloster auf Besuch zu verweilen."

„Will's meinem alten Freunde ausrichten," nickte der Mönch, „denn es ist dir doch darum zu thun, eine neue Einladung nach Walburg zu erhalten, — von wegen der egyptischen Fleischtöpfe," fügte er flüsternd hinzu.

Während dieses Gesprächs waren die drei Männer in die Bruderhofsgasse gelangt, woselbst das Pfarrhaus vom Münster stand.

Hohenheg hob drohend die Faust und sagte, nach dem obern Stockwerk deutend: „Da ist die Studirstube unseres gemeinschaftlichen Feindes, der sich hier breit machen darf, während mein armer Sebald aus der Stadt verbannt wurde."

Der Pfarrherr vernahm glücklicherweise diese drohenden Worte nicht. Er saß bevor seinem bescheidenen Schreibtische und beendete soeben einen Brief an einen ehemaligen Studiengenossen, der ihm seine neue Art zu predigen mehrfach vorgeworfen hatte und zu den Gegnern des Wittenberger Reformators gehörte. Meister Mathis ließ sich aber dadurch nicht stören, sondern fuhr fort, auf der eingeschlagenen Bahn zu wandeln, und predigte das Evangelium unbekümmert um Menschengunst und Menschenfurcht, zum großen Aergerniß des Bischofs, welcher deshalb alsbald ein Schreiben an den Rath der Stadt Straßburg schickte, dessen Inhalt lautete: „er habe, päpstlichen und kaiserlichen Befehlen gemäß, seinen Beamten beauftragt, alle ungehorsamen Priester zu strafen, und so insbesondere den Leutpriester zu St. Lorenz; aber an des letztern Haus seien zwei Schriften angeschlagen worden, worin seine Pfarrkinder erklären, daß sie ihren Meister Mathis nit verlassen würden. Der Rath möge des Bischofs Beamten, den Fiskal, daher gegen Mißhandlung schützen, wenn er einschreite." Die Antwort des Rathes lautete folgendermaßen:

„Es sei seine Pflicht, die Bürger in Frieden zu erhalten, allein Meister Mathis habe bisher nichts anders, denn Gottes Wort und die heilige Schrift gepredigt und sich stets erboten, aus der heiligen Schrift sich eines Bessern belehren zu lassen. Darum müsse dem Domstift angekündigt werden, daß es den Zell an seiner Stelle zu erhalten habe und dafür Sorge tragen möge, daß er das Wort Gottes ungehindert seinen Zuhörern vortragen könne, denn des Rathes fester Wille sei, denselben bei dem Worte Gottes und der Wahrheit zu schützen und zu schirmen."

Digitized by Google

Der Bischof, als er sah, daß er auf diesem Wege sein Ziel nicht erreiche, hatte Zell nochmals vor das Domkapitel laden und denselben von den hohen Stiftsherren in's Verhör nehmen lassen. Dieses hatte am heutigen Vormittage stattgefunden, und der muthige Reformator, den wir vorhin am Schreibtisch fanden, war erst kurz vorher in seine Wohnung zurückgekehrt. Der Bischof hatte Zells Absetzung begehrt, allein die Mitglieder des Domstifts, deren Ansichten getheilt waren, und welche außerdem wußten, daß die Mehrzahl der Bürger auf Meister Mathis Seite stand, gestatteten ihm, noch ein Jahr Leutpriester zu St. Lorenz zu bleiben, ermahnten ihn aber zu größerer Vorsicht.

Beim Abschiede rief ihm einer der Herren, der Kanonikus Wolfgang Kapito, zu: „Wollt Ihr es denn allein aufnehmen gegen den Bischof und so großen Fürsten und ein so mächtiges Kapitel?"

Darauf gab Zell die glaubensmuthige, von einer prophetischen Ahnung erfüllte Antwort: „Es ist wahr, einer allein kann nit viel ausrichten, aber die Sach' ist Gottes, und meine Arbeit ist die Arbeit in seinem Weingarten; da weiß ich nun gewiß, daß der Hausvater bald wird mehr Arbeiter bestellen, daß ich Gesellen in dieser Pflanzung haben werd'! Er ist schon ausgegangen zu bestellen, — was gilts! Ihr meinet," fuhr er in gehobenem Tone fort, „die Reformation sei ein Menschenwerk, und darin bestand eben Euer Irrthum; denn wäre sie in Wahrheit ein solches, so hätten die Kardinäle, Bischöfe und Prälaten dieselbe allein zu Stande gebracht, — aber dadurch, daß sich der Herr der Kirche, Jesus Christus, eines geringen Mönches als seines Werkzeugs bediente, offenbarte er der erstaunten Welt: die Reformation sei ein Werk Gottes!"

Diese ehernen Worte drangen wie scharfe Pfeile in Kapito's Seele, er erhob sich von seinem Platze, zog Meister Mathis an seine Brust und rief: „Ihr seid in Wahrheit ein Mann Gottes! An seinem Segen kann und wird's Euch nit fehlen und einen muthigen Kampfgenossen hat er Euch in dieser Stunde finden lassen; hier ist meine Hand, Bruder Matthäus, ich bin Euer treuer Verbündeter im Leben und im Tode!" Wolfgang Kapito hielt Wort und trat von Stunde an als Zells Mitarbeiter in Straßburg auf. Zum Oeftern bestieg er die Kanzel zu St. Thomä und predigte das Evangelium, zum Erstaunen seiner Zuhörer, denn zu jener Zeit war es etwas Unerhörtes, daß ein Kanonikus predigte.

Die Gewißheit, einen treuen Bundesgenossen erhalten zu haben, rief an jenem Nachmittage im Herzen des Meister Mathis eine geradezu selige Stimmung hervor. Sein Muth, welcher durch den nächtlichen Ueberfall einigermaßen erschüttert worden war, kehrte zurück und er gelobte sich von Neuem, kühn und unbeirrt auf dem neuen Wege, den Luther angebahnt, vorwärts zu schreiten. „Ist Gott für mich," sprach er zu sich selber, „wer mag dann wider mich sein? Ich steh' in Gottes Hand, und wenn ich meuchlings falle, was thut's, der Samen ist ja gestreut und ein neuer Säemann da: Freund Kapito, der die aufschießende Frucht nit wird verdorren lassen."

Der Abend kam. Küster Brandhoffer war ausgegangen, und die Magd hatte sich zu einer kranken Freundin in der Nachbarschaft begeben. Somit befand sich der Meister Mathis in dem geräumigen Pfarrhause allein. Eben verkündete die große Münsterglocke die neunte Abendstunde, da klopfte es an die Hausthüre laut und vernehmlich an. Matthäus Zell war kein Feigling, dennoch gedachte er unwillkürlich jenes nächtlichen Ueberfalls und hielt einen solchen auch jetzt für möglich, zumal seine Feinde sehr leicht wissen konnten, daß er sich allein im Pfarrhause befand. Trotz alledem nahm er die Wachskerze vom Schreibtisch und schritt in die Hausflur hinab, während es an die Thüre von Neuem pochte. „Wer ist draußen?" fragte der Pfarrherr.

„Gelobt sei Jesus Christus," tönte es zurück und Meister Mathis schloß andächtig: „In Ewigkeit. Amen." „Zwei arme Flüchtlinge suchen Schutz bei Euch," begann die Stimme vor der Thüre auf's Neue. „Und zwar ist's ein vertriebener Prediger, der mit seinem armen Weib von Weißenburg kommt, und sich Martin Butzer nennt." „Dieser Name ist mir nicht unbekannt," gab Meister Mathis zurück. „Gott segne Euern Eingang!" Mit diesen Worten schloß der gastfreundliche Zell die Thüre auf und ließ die beiden Ehegatten ein.

Frau Elisabeth war sehr erschöpft und sank, nachdem sie kaum das Studirzimmer des Pfarrherrn betreten, auf die Bank in der Nähe der Thüre nieder, während sich der besorgte Gatte emsig mit ihr beschäftigte. Er wollte sich wegen seines eigenthümlichen Eindringens in das Pfarrhaus vom Münster entschuldigen, allein der Meister Mathis schnitt ihm die Rede ab, indem er sagte: „Der Abend ist noch lang, lieber Amtsbruder. Jetzt ist die Hauptsach, daß wir Euerm erschöpften Weibe einen stärkenden Tropfen Wein und etwas Nahrung reichen, und ich glaube, auch Ihr werdet einen kleinen Imbiß nicht verschmähen." Butzer nickte dem freundlichen Wirthe dankbar zu, welcher sich beeilte, trotz der Abwesenheit der Magd, herbei zu schaffen, was Küche und Keller darboten.

Eine halbe Stunde später ruhte die erschöpfte Frau Elisabeth in einem weichen Himmelbett,

Digitized by Google

wie sie damals durchgängig Mode waren; die beiden Männer dagegen saßen in der Studirstube bei einander und Meister Mathis äußerte zu seinem Gast: „Jetzt, mein Freund, könnt Ihr auskramen nach Herzenslust, und ich will Euch nur gestehen, daß ich selbst gespannt auf Eure Mittheilungen bin. Und nun theilt mir mit, wie es gekommen, daß Ihr flüchtig wurdet."

„Ich stamme aus Schlettstadt, woselbst ich als Knabe die berühmte lateinische Schule besuchte. Da mein Vater die Mittel nit besaß, mich studiren zu lassen, so trat ich mit meinem fünfzehnten Jahre in's Dominikanerkloster, in der Hoffnung, daselbst ein beschauliches, Gott wohlgefälliges Leben führen und meinen lieben Büchern mich gänzlich widmen zu können. Allein wie bitter ward ich enttäuscht! Der sonst so erleuchtete Orden hatte sich in einen unwissenden verwandelt, der Bildung und Wissenschaft haßte. In tiefer Verborgenheit mußte ich mein Latein und Griechisch studiren. Ich fühlte mich wie im Gefängniß und athmete erst frei wieder auf, als man mich später, zu meiner weitern Ausbildung, nach Heidelberg schickte. Dort traf ich mit jenem Manne zusammen, dessen großer Geist mir die tiefen Lehren des Evangeliums erschloß, und mir den Weg zeigte, auf dem ich Frieden mit Gott fand."

„So vermag nur ein Einziger zu wirken," fiel Mathis bewegt ein, „er heißt Martin Luther."

„Martin Luther!" wiederholte Butzer begeistert. „Ihr habt's getroffen! Er war nach Heidelberg gesandt worden, um dem allgemeinen Konvent der Augustiner beizuwohnen. Er hielt eine öffentliche Disputation, in welcher er sich nur auf die heilige Schrift berief und durch seine gründliche Kenntniß alle Zuhörer in Erstaunen setzte. Ich war von seiner Erscheinung ganz hingerissen und glückselig, als ich am folgenden Tage eine vertraute Unterredung mit ihm hatte. Von dieser Zeit an sehnte ich mich nach der Freiheit des Evangeliums und ich hielt nit damit zurück. Die Folge davon war, daß man mich anfeindete, ja, man trachtete mir sogar nach Freiheit und Leben, und ich dankte meinem Gott, als ich auf der Burg des Ritters Franz von Sickingen eine Zufluchtsstätte fand. Dort verlebte ich meine glückseligste Zeit, denn alsbald übertrug mir der edle Sickingen das Amt eines Pfarrers in Landstuhl, das am Fuße des Burgberges liegt. Dort war es auch, wo ich mit Elisabeth in den Stand der heiligen Ehe trat. Allein mein Stillleben sollte nur wenige Monde dauern, denn Sickingen hatte mit dem Churfürsten von Trier einen unseligen Krieg angefangen; der Feind zog mit einer großen Heeresmacht an und nach einer kurzen verzweifelten Gegenwehr ward die Burg erobert. Wir flüchteten nach Weißenburg und fanden daselbst eine freundliche Unterkunft. Ich ward Hilfsprediger an der Kirche zu St. Johann und erfreute mich einer zahlreichen andächtigen Gemeinde. Aber die Mönche der Stadt ruhten nit eher, als bis der Bischof von Speyer den Bann über mich aussprach. In einer dunkeln Nacht verließ ich mit meiner Frau leise und geräuschlos das Städtchen, und nun bin ich hier, in Eurem Hause, mein Bruder, und hebe die Hände flehend zu Euch empor und rufe: Schützet den mit Bann beladenen Priester, dessen Auslieferung das bischöfliche Gericht begehrt!"

Meister Mathis erhob sich und rief mit tief bewegter Stimme: „Christus spricht: Kommet her zu mir, Alle, die Ihr mühselig und beladen seid, ich will Euch erquicken. Nach seinen Worten und Geboten sollen wir handeln, erst dann verdienen wir den Namen Christen. Ich bin gewiß, daß der Rath unserer Stadt Euch in seinen Schutz und Schirm aufnehmen wird, denn eine innere Stimme ruft mir zu: Martinus heißt der treue Mitgenoß, den der Herr der Ernte seinem gehorsamen Knechte, Matthäus Zell, zugesandt hat!"

Damit zog er den verfolgten Amtsbruder an seine Brust und die beiden Männer hielten sich innig umschlungen. Die innere Stimme hatte dem Meister Mathis recht prophezeit, denn seine Befürwortung, Martin Butzer in den Schutz und Schirm der Stadt aufzunehmen, fand bei dem Rathe ein williges Gehör; ja, es ward dem Heimathlosen sogar gestattet, abwechselnd mit Zell im Münster zu predigen, womit die Domherren freilich nicht zufrieden waren.

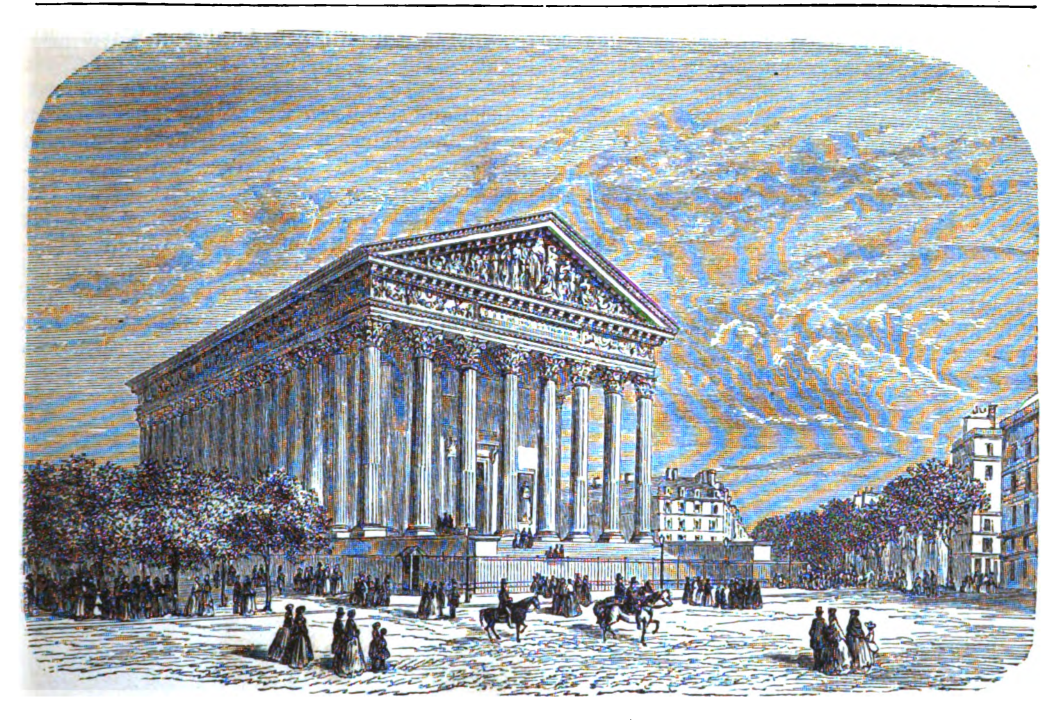
(Fortsetzung folgt.)

Das neue Paris.

Von Dr. A. Sulzberger in Frankfurt a. M.

Hatte schon das alte Paris für die Touristenwelt einen guten Klang, so hat das aus den Verheerungen des Krieges und der Revolution neuerstandene nur um so mehr an Ansehen und Bedeutung gewonnen. Welche Umwandlungen erfuhr doch diese alte Stadt, bis sie sich zur Millionenstadt der dritten Republik erhoben, die in ihrer verjüngten und vermehrten Pracht die größten Touristen zum Besuch einladen darf, und ihnen einen Kunstgenuß zu bieten vermag, wie er in der That nur selten zu finden ist. Während der Ruhm des heutigen Rom in seiner großen Vergangenheit besteht, so vereinigen sich die Werke der vorigen Jahrhunderte mit denen der Gegenwart, das neue Paris zu einer der schönsten Städte der Welt zu

Digitized by Google

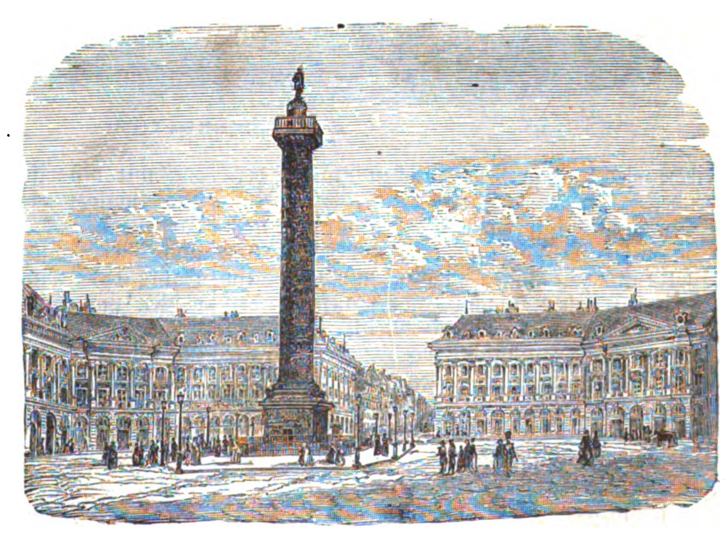


Magdalenen-Kirche.

machen. So groß meine Erwartungen waren, mit denen ich vor einiger Zeit diesem Ort, den Inbegriff moderner Schönheit und Eleganz, entgegen reiste, so sehr wurde ich darin übertroffen von dem, was ich hier sah.

In einer so großen Stadt wie Paris ist es sehr rathsam, einen der frequentesten Plätze sich zum Orientirungspunkt zu wählen, ein solcher ist die Sainte Madeleine. Zu diesem Gebäude legte Ludwig XV. im Jahre 1764 den Grund. Der Bau erlitt mehrere Unterbrechungen, so daß er erst im Jahre 1862 vollendet wurde, wobei aber die verschiedenen Baumeister im Wesentlichen den Plan von 1777 beibehielten. Das ganz in Stein aufgeführte, fensterlose Gebäude erhält sein Licht von Oeffnungen in der kuppelartig gewölbten Decke. Die mit einer imposanten Säulenhalle von 60 korinthischen, 15 Meter hohen Säulen umgebene St. Madeleine sieht in diesem Styl eher einem griechischen Tempel, als einer christlichen Kirche gleich, und das Innere ist mit reichen Verzierungen so überladen, daß man eher, wie mein Freund zu mir sagte, in einem Boudoir, als in einem christlichen Gotteshause zu sein glaubt.

Durch ein Decret von Napoleon I. wurde diese Kirche 1806 in einen Tempel des Ruhmes verwandelt. An dem Jahrestage der Schlacht



Vendôme-Platz.

von Austerlitz und Jena wurde derselbe nach des Kaisers Verordnung illuminirt und dem darin veranstalteten Conzert ging eine Rede über die dem Soldaten nöthigen Tugenden voraus und wurden in derselben diejenigen hoch gepriesen, welche auf dem Schlachtfelde den Tod fürs Vaterland starben. Weder in der Rede noch in einer Ode durfte nach dem ausdrücklichen Verbot des Kaisers seiner erwähnt werden. Welche Bescheidenheit vom großen Napoleon, wirst du sagen; ja, wenn er sich durch diese Anordnung nur nicht auf eine ganz berechnete Weise noch mehr verherrlicht hätte. Seit 1832 wird die



Concordienplatz mit dem Obelisk.

Kirche wieder zu gottesdienstlichen Zwecken verwendet.

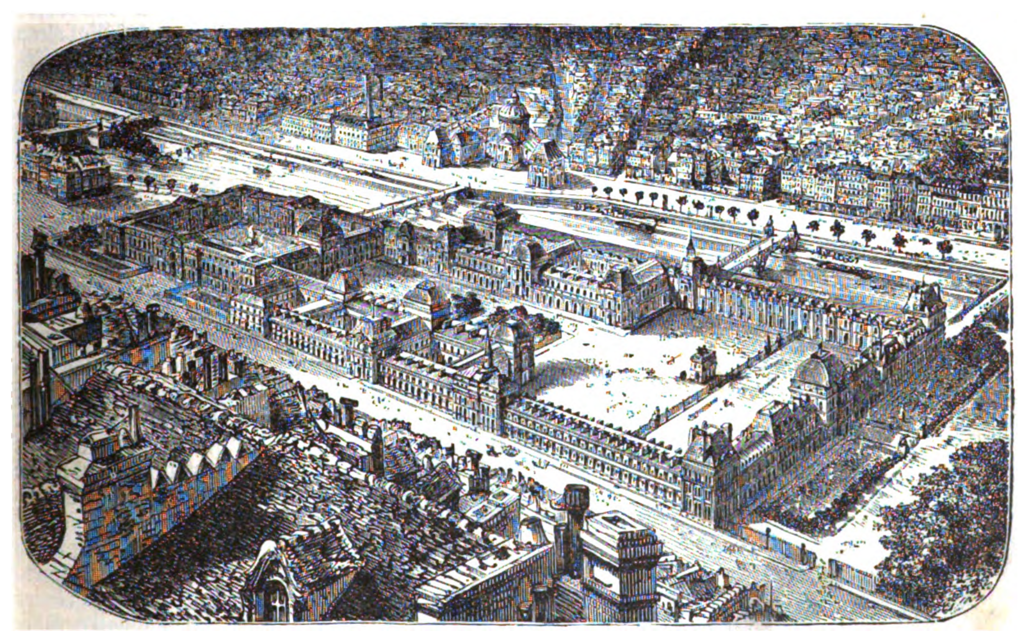
Von der St. Madeleine begeben wir uns nach dem neuen Opernhaus: Obwohl wir dasselbe nur von Außen flüchtig in Augenschein genommen haben, machte es doch auf uns den Eindruck, daß dieses Haus ein Meisterstück ersten Ranges von französischer Architektur ist, für dessen Herstellung keine Kosten gescheut wurden. Um den nöthigen Raum für das Gebäude und seine Umgebung zu gewinnen, mußten 4—500 Häuser niedergerissen werden, so daß der Bauplatz allein 10½ Millionen Franken und der Bau selbst über 35½ Millionen Franken gekostet haben soll. Wahrlich eine Opferfähigkeit, welche eines besseren Zweckes würdig wäre.

Von diesem im besten Theil von Paris gelegenen Platz nehmen wir unsern Weg nach der Vendôme-Säule. Hier stehen wir vor einem aus erbeuteten Kanonenmetall errichteten Schlachtdenkmal, welches als eine Nachahmung der Trajanussäule in Rom die von Napoleon I. über die Russen und Oesterreicher errungene Siege verherrlichen soll. Auf einer 135 Fuß hohen Säule steht Napoleon als römischer Imperator. Welche Opfer es gekostet, ihn auf solche Ruhmeshöhe zu heben, kann der Beschauer an dem langen Basrelief ermessen, welches die Säule spiralförmig umgiebt, den ganzen Feldzug mit historischer Genauigkeit vom Auszug aus Boulogne bis zur Schlacht von Austerlitz darstellend. Der Unterbau ist mit russischen und österreichischen Waffen geschmückt. Im Jahre 1871 wurde die Säule von den Insurgenten umgestürzt und das frühere Standbild des Kaisers im Ueberrock und dreieckigen Hut, schon seit 1863 durch Napoleon III. in einer Avenue aufgestellt, von ihnen in die Seine geworfen. Da sämmtliche Bruchstücke von der zerstörten Säule noch vorhanden waren, so konnte dieselbe im Jahr 1875 sammt dem Standbild wieder aufgestellt worden. Von diesem Siegesdenkmal sollte man eigentlich direkt an das Grab Napoleons sich begeben, um den gewaltigen Contrast zwischen diesem und jenem

Digitized by Google

Platz recht nachdrucksvoll zu empfinden, doch liegt es zu weit ab, so daß wir zuvor auf näher liegende Plätze angewiesen sind.

Von der Vendôme-Säule gelangt man durch die Rue Rivoli nach dem Platz de la Concorde (Platz der Eintracht), einer der schönsten und merkwürdigsten Plätze von Paris. Im Osten vom Tuilerien-Garten und im Westen von den Champs-Elysees begrenzt, bietet diese Stätte allerdings einen harmonischen Anblick von natürlicher und künstlicher Schönheit dar; lassen wir aber an unserm Geiste einige historische Bilder aus der Vergangenheit dieses Platzes vorüberziehen, so entrollt sich vor unsern Augen ein Schauspiel, in welchem nicht die Concordia, sondern die Furie des Hasses und der blutigen Zwietracht, der Anarchie die Hauptrolle spielt. Mit der Enthauptung Ludwigs des XVI. im Jahre 1793 begann auf diesem Platze die Guillotine, das fürchterliche Werkzeug der entfesselten Volkswuth und der politischen Parteileidenschaft, ihr verheerendes Werk; es fielen ihr die Königin Maria Antoinette, der Herzog von Orleans, Louis Philipp Joseph Egalité, die Prinzessin Elis. Maria Helene und Andere zum Opfer; zuletzt raffte das Mordinstrument seine eigenen Richter hin: Robespierre, Danton, Hebert, Desmoulins und Andere, so daß bis im Mai 1795 über 2800 Personen an dieser Stelle ihr Leben verloren. Chateaubriand sagt mit vollem Recht, daß alle Wasser der Welt den Platz nicht von dem hier vergossenen Blut zu reinigen vermöchten. Als im Jahre 1814 die Verbündeten in Paris einzogen, feierten sie in Gegenwart von Kaiser Alexander, von Kaiser Franz und von König Friedrich Wilhelm III. einen großen Trauer-Gottesdienst an dieser Stätte zur Erinnerung an Ludwig XVI., und im Jahr 1871 wüthete hier, nachdem die deutschen Truppen abgezogen waren, ein heißer Kampf zwischen den Communisten und den Versailler Truppen.



Louvre und Tuilerien.

Seit 1836 ziert ein Obelisk von Luksor den Platz. Er ist ein Geschenk von Mohammed Ali, Pascha von Egypten. Dieser Obelisk stand einst zur Zeit Ramses II., ca. 1500 v. Chr., mit der Cleopatra-Nadel, die nach London gebracht wurde, vor einem Tempel in einer Vorstadt des hundertthorigen Thebens. Dieses über 3000 Jahre alte Monument ist aus rosenrothem Granit und auf allen Seiten mit dreireihigen Hieroglyphen bedeckt. Aus seiner egyptischen Einsamkeit wurde dieser stumme Zeuge der alten Geschichte in die Mitte einer abendländischen, belebten Weltstadt versetzt und blieb trotz des um ihn tobenden Bürgerkrieges verschont. Nachdem er unter Ueberwindung der größten Schwierigkeiten von Luksor, einem egyptischen Dorfe, nach einer zweijährigen Versetzungsarbeit an Ort und Stelle gebracht war, drohte ihm bei seiner Aufrichtung die Gefahr umzustürzen und Schaden zu nehmen; es waren nämlich die Seile, mit denen der Obelisk aufgezogen wurde, zu kurz geworden. Niemand

Digitized by Google

wußte in dieser kritischen Lage Rath und das Gelingen des kostspieligen Werkes von 2 Millionen Franken wurde augenblicklich zur buchstäblich schwebenden Frage, bis ein Mann aus der Volksmenge rief: „Netzet die Seile!“ wodurch ohne Mühe nach einigen Augenblicken die Aufrichtung glücklich vollendet war. Wie oft hat doch ein Wort zur rechten Zeit schwebenden Fragen und kritischen Lagen ein Ende gemacht und zur glücklichen Lösung der Frage geholfen.

Auf der östlichen Seite liegt der Tuilerien-Garten, unter Ludwig XIV. angelegt. Betritt man denselben von der Tuilerien Straße aus, so hat man einen prächtigen Ueberblick auf den Garten, den Platz de la Concorde, den Obelisken und den Arc de Triomphe im Hintergrund. Von der Südterrasse des westlichen Theiles des Gartens genießt man ebenfalls eine herrliche Aussicht; hier war ehedem der Spielplatz des Königs von Rom, des Grafen von Bordeaux und des kaiserlichen Prinzen, wo er in glänzenden Jugendträumen gewiegt, keine Ahnung hatte von seinem tragischen Ende im dunklen Welttheil. Eine Reihe von 2—300 Jahre alten Orangenbäume verbreiten hier einen herrlichen Wohlgeruch.

Triumphbogen.

Aus dem Tuilerien-Garten gelangen wir über den Platz de la Concorde nach den westlich gelegenen, weltberühmten Champs-Elysées, welche schon zur Zeit Ludwigs XIV. diesen Namen führten wegen ihrem lieblichen und erfrischenden Grün der Bäume. In diesem mit Schaubuden, Cafes und Restaurants bedeckten Park herrscht im Sommer bis in die späte Mitternachtsstunde das bunteste Treiben unter den Besuchern der verschiedenen Volksschichten von Paris. Auf der nördlichen Seite befindet sich das Palais de l'Elysée, die frühere Wohnung des berühmten und berüchtigten Marquise de Pompadour, wo sie wahrscheinlich manche ihrer schädlichen und schändlichen Pläne ausdachte. Später wurde von Napoleon I., Louis Bonaparte, der Königin Hortense und nach der Revolution von Napoleon III., als Präsidenten der Republik bezogen. Im Jahre 1871 diente das Palais den deutschen Truppen vom 1. bis 3. März zum Hauptquartier. Gegenüber liegt das Palais de l'Industrie, im Jahre 1855 erbaut. In diese Gebäude findet alljährlich eine Ausstellung moderner Gemälde und Sculpturen statt, welche auf den Ruf des Künstlers von einem entscheidenden Einfluß ist. Im letzten Krieg diente das Gebäude als Magazin und Lazareth.

Setzt man seinen Weg durch die Champs-Elysées in nördlicher Richtung fort, so gelangt man auf einer schönen Allee nach dem Arc de Triomphe de l'Etoile, dem großartigsten Triumphbogen, der auf einer kleinen Anhöhe errichtet, von allen Seiten der Stadt gesehen wird und von dem aus 12 Straßen sternförmig ausgehen, woher er auch seinen Namen hat. Wie die Vendôme-Säule, so hatte auch dieser mit noch drei anderen Triumphbögen die Bestimmung, Napoleons Siege zu verherrlichen. Der im Jahre 1806 begonnene Triumphbogen wurde erst 1836 vollendet und kostete 10 Millionen Franken. Der Bogen ist so hoch, daß das höchste Haus von Paris darunter Platz haben soll. Die Außenseiten des Monumentes sind mit schönen Reliefs aus Kriegs- und Friedenszeitungen geschmückt; unter den vier Hauptgruppen ist die den Abmarsch nach der Grenze

Digitized by Google

darstellende die schönste: dem Genius des Krieges mit erhobenem Schwerte, das Zeichen zum Kampfe gebend, folgt der begeisterte Jüngling, der Krieger, der Greis. Unter diesem mit zahllosen Schlachten- und Heldennamen bedeckten Triumph-Bogen zogen 1871 30,000 deutsche Sieger in die französische Hauptstadt, nachdem sie bei Longchamp vor ihrem greisen Heldenkaiser Wilhelm Revue passirt hatten. Dem ernsten Beter in Charlottenburg am Grabe seiner in Gott ruhenden Eltern folgte eine bessere Hülfe als dem siegesgewissen und selbstvertrauenden Franzosenkaiser.

Von hier aus schlagen wir eine südliche Richtung ein und gelangen auf der Straße du Roi de Romo nach dem Platze des Trocadéro, welcher zur Weltausstellung im Jahre 1867 angelegt wurde und auf dem 1878 zu demselben Zweck ein solides geschmackvolles Gebäude errichtet wurde. Da dasselbe ziemlich hoch über der Seine liegt, so genießt man von dessen offenen Hallen eine prachtvolle Aussicht über die Stadt, so daß es sich schon um dieser willen lohnt, das Trocadéro zu besuchen.

Die zur Erinnerung an die Schlacht bei Jena 1806—13 erbaute Brücke führt über die Seine auf das berühmte Marsfeld, wo schon in frühesten Zeiten die französischen Könige alljährlich ihr Volk versammelten, um neue Gesetze aufzustellen, neue Anordnungen zu treffen, Klagen anzuhören und Streitigkeiten zu schlichten, sowie über die versammelten Vasallen, Ritter und Kriegsknechte Heerschau zu halten. Das Feld ist über 1000 Meter lang und 500 Meter breit. Manche leiten dessen Namen vom Kriegsgott Mars ab, Andere vom Monat März, in dem die Versammlungen gehalten wurden. Sei dem wie ihm wolle, so hat das französische Marsfeld für die Franzosen jedenfalls eine besondere historische Bedeutung, namentlich auch von der Revolutionszeit her.

Im Jahre 1790 ward nämlich auf demselben das Verbrüderungsfest gefeiert. Mehrere Wochen lang arbeiteten 50—60,000 Pariser jeglichen Standes rings um das Marsfeld hohe Wälle aufzuwerfen, die mit Sitzreihen versehen wurden. Am 11. Juli, dem Jahrestage des Bastillesturmes, erschien der Bischof von Autun, Talleyrand, an der Spitze von 300 weißgekleideten Priestern, um an dem vor der Militärschule errichteten Altar die Fahnenweihe vorzunehmen. Der Präsident der Nationalversammlung, Lafayette, selbst der König Louis XVI. trat hinzu und schwur den Eid auf die neue Verfassung; die zahllose Menge sprach den Eid mit emporgehobenen Händen nach, und sogar die Königin wurde von der Begeisterung hingerissen. Das war der letzte frohe Tag der königlichen Familie. Dem Jubel folgten die Schreckenstage der verfassungslosen und treulosen Glieder des sogenannten Wohlfahrtsausschusses. Doch wollen wir ja keine Geschichte schreiben; aber alle diese klassischen Stellen reden zu laut, als daß man ihre Geschichte überhören könnte, auch sieht man dieselben mit ganz anderen Augen an, wenn man ihre Vergangenheit kennt. Da wir aber erst einen Theil unserer Rundreise vollendet haben, so gedenken wir im nächsten Artikel den andern Theil von den noch herrlicheren Sehenswürdigkeiten von Paris mitzutheilen.

Die heldenmüthige Jungfrau.

Von J. H. Horst.

Als Martin Luther, der Sohn des Mansfelder Bergmanns, vor dem Reichstage zu Worms stand, um in Gegenwart des Kaisers und der versammelten Stände die göttliche Wahrheit zu vertheidigen, da machte die Kraft seiner Rede, sein muthiges Benehmen, der Blitz seines Auges, die unerschütterliche Festigkeit, welche aus den ehrlichen Zügen seines deutschen Antlitzes leuchtete, einen tiefen Eindruck auf die Stände-Versammlung. Manche der Fürsten waren erstaunt und konnten ihre Bewunderung nicht verbergen. Selbst der Kaiser sprach: „Der Mönch redet unerschrocken, mit getrostem Muth."

Die damalige Welt hätte keine glänzendere Versammlung zusammenbringen können, als die, welche dort zu Worms beisammen war. Sie bestand aus den höchsten Würdenträgern der Kirche und des Staates. Die meisten dieser Großen haßten den geringen und doch so kühnen und dürsteten nach seinem Blute. Sein Leben hing gleichsam an einem Faden. Mancher tapfere Ritter, der auf jenem Reichstage weilte, wäre lieber in eine blutige Schlacht gezogen, als in Luthers Schuhen gestanden. Die Helden des Schwertes erkannten, daß dieser unbewaffnete Mönch ein größerer Held sei, als der Tapferste unter ihnen. Deßhalb sprach auch der heldenmüthige Feldherr Georg von Frondsberg, ihm auf die Schulter klopfend: „Mönchlein, Mönchlein, du gehst jetzt einen Gang, einen Stand zu thun, dergleichen ich und mancher Obrister auch in unsrer allerernstesten Schlachtordnung nicht gethan haben."

Der alte Krieger hatte Recht. Luthers Muth war edler als der ihrige. Er entsprang nicht aus den leider nur zu oft brutalen Motiven, welche die Krieger bewegen, sich wüthend auf einander zu stürzen. Sein Muth entsprang aus

Digitized by Google

seiner Liebe zum Herrn und aus dem Glauben an Gottes Wort. Es war jene höhere Art des Muthes, den man als moralischen Muth bezeichnet.

Dieser moralische Muth tritt oft in den niederen Lebenssphären ebenso deutlich zu Tage, wie auf Reichstagen oder vor andern wichtigen Versammlungen. Der Spielplatz der Kinder, die Schulstube oder die Küche ist häufig der Schauplatz, auf dem dieser Muth sich entwickelt. Die edle Jungfrau, von der hier erzählt werden soll, entfaltete diesen Muth in der Küche ihrer Mutter. Sie hieß Hester Anna Roe und wurde geboren vor einhundertfünfundzwanzig Jahren, also im Jahre 1756, in Macclesfield, England. An diesem Ort stand ihr Vater als Geistlicher im Dienste der englischen Hochkirche. Er war ein gottesfürchtiger Mann, der sein kleines Töchterchen sehr frühe anleitete, Gott zu lieben und dessen Gebote zu halten.

Hester war ein aufgewecktes Kind, welches schnell und leicht lernte. Als sie fünf Jahre alt war, konnte sie in der Bibel lesen. Sie betete jeden Morgen, wenn sie aufstand, und jeden Abend, ehe sie zu Bette ging. Nur ein einzig Mal hat sie das Beten vergessen. Eines Abends nämlich, als Hester sechs Jahre alt war, hatte das Kindermädchen ihr einige lustige Geschichten erzählt. Diese nahmen ihr Sinnen und Denken so in Anspruch, daß sie zu Bette ging, ohne zuvor gebetet zu haben. Erst nachdem das Kindermädchen sie verlassen hatte, dachte sie daran. Das Gewissen klagte sie an, eine große Angst bemächtigte sich ihrer. Sie fing an so laut zu schreien, daß die Eltern mit einem Lichte herbeieilten, um nachzusehen, was ihrer Hester fehle. Weinend erzählte sie ihnen, wie sie das Beten vergessen habe. Ihrem guten Vater gelang es endlich, sie zu trösten und zur Ruhe zu bringen. Dieses Ereigniß aber machte einen solch' bleibenden Eindruck auf Hester, daß sie nie wieder zu Bette ging, ohne sich dem Schutze Gottes anbefohlen zu haben.

Dieser Vorfall zeigt uns, welch ein zartes Gewissen dieses junge Kind hatte. Ach, hätte sie nur gewußt, wie barmherzig unser himmlischer Vater ist, sie würde nicht in diese große Angst gerathen sein. In ihrer kindlichen Weise hätte sie dann ihrem Vater im Himmel gesagt, wie sehr leid es ihr thue, das Beten unterlassen zu haben. Sie wäre niedergekniet und hätte das Versäumte nachgeholt. Und Gott, welcher uns mehr liebt, als Vater oder Mutter, würde seinem reuigen kleinen Kinde diese Unterlassungssünde vergeben haben. Doch Hester kannte damals die Größe der vergebenden Liebe Gottes noch nicht.

Als sie neun Jahre alt war, da erlitt sie einen großen Verlust, da lagerte sich eine schwarze Trauerwolke über ihrem jungen Haupte. Ihr guter Vater starb. Auf seinem Sterbelager war er sehr glücklich in Gott. Gern wäre er noch einige Jahre bei den lieben Seinigen auf Erden geblieben. Da er aber fühlte, Gott wolle ihn heimrufen, so ergab er sich ruhig dem göttlichen Willen. Er wußte ja, daß er selig sterben könne und daß er im Himmel ewig selig sein würde. Kurz vor seinem Ende rief er: „Hetty, Hetty!" Hester eilte an sein Bett. Er nahm ihre Hand in die seinige und sprach mit tiefem Gefühl:

„Meine liebe Hetty, ich sehe, du bist sehr betrübt. Laß dich von der Trauer um mich nicht so überwältigen. Gott hat stets für mich gesorgt, er wird auch für die Meinigen sorgen. Gott wird dich segnen, liebes Kind. Ich hoffe, du wirst dich immer befleißigen, ein gutes Kind zu sein, und dann wird es dir wohl gehen."

Dann legte er die zitternde Hand auf Hesters Haupt, hob den Blick gen Himmel und sprach:

„Ich empfehle dich der Gnade und dem Schutze Gottes. Der Herr segne dich und behüte dich; der Herr erhebe sein Angesicht über dich und gebe dir Frieden; er mache dich zu seinem Kinde und seiner treuen Dienerin bis an deines Lebens Ende."

Von dieser Anstrengung ermattet, sank der Vater auf sein Lager zurück. Hester aber, von Schmerz und Kummer überwältigt, eilte in ihr Zimmer, fiel neben einem Stuhl auf ihre Knie nieder, barg das Haupt in ihre Hände und ließ ihren Thränen freien Lauf. Jenen feierlichen Augenblick am Sterbelager ihres Vaters konnte sie nie vergessen.

Eine geraume Zeit nach ihres Vaters Tod war Hester sehr ernst und traurig gestimmt. Ihr tiefer Gram war schmerzlich anzusehen. Die Verwandten und Freunde gaben sich deßhalb Mühe, sie aufzuheitern und zu zerstreuen. Man nahm sie zum Tanz, in's Theater und ermunterte sie, Novellen und Romane zu lesen. Die Freunde meinten es wohl gut mit ihr, aber es war doch grausam, daß sie Hester zu diesen weltlichen Vergnügungen anhielten. Sie waren leider selber noch geistlich blind, und haben's nicht besser verstanden.

Hester war der Liebling ihrer reichen Taufpathin. Dieselbe versah sie mit dem nöthigen Gelde, um die weltlichen Vergnügungen mitmachen zu können. Auf diese Weise gewann sie nach und nach das Tanzen, Kartenspielen, Theatergehen, Romanlesen und die Putzsucht lieb. Doch alle diese Dinge machten sie nicht wahrhaft glücklich. In Folge der heilsamen Lehren ihres nun seligen Vaters wußte sie, daß diese Belustigungen und Zerstreuungen der Seele nur schädlich sein könnten.

Mehrere Jahre hindurch bemühte sich Hester mit einem unruhigen Gewissen, Gott und der

Digitized by Google

Welt zu dienen. Millionen vor ihr und nach ihr haben denselben thörichten Versuch gemacht, und wie Hester mußten sie Alle erfahren, daß diese zwei sich ebensowenig vereinigen und vermengen lassen, wie Oel und Wasser. Je mehr sie sich abmühte, den Dienst Gottes mit dem Dienste der Welt zu verbinden, desto weniger gelang es ihr, die innere Ruhe zu finden. So lange sie den eitlen Vergnügungen der Welt nachging und die Gesellschaft derer aufsuchte, welche den theuren Heiland nicht lieb hatten, blieb der wahre Friede ihrem Herzen fremd. Hinsichtlich ihrer Gefühle während dieser Zeit schrieb sie später: „Mitten im Tanze fühlte ich oft recht unglücklich. Meine Sündenschuld drückte mich und die Furcht vor dem Tod und der Hölle erschreckten mich.“

Sie kam nun endlich zu der Ueberzeugung, daß sie entweder dem Theater, dem Kartenspiel, dem Tanz und der eitlen Putzsucht entsagen, oder auf den Himmel, die Lebenskrone und die Seligkeit der Erlösten verzichten müsse. Als sie achtzehn Jahre alt geworden war, wurde sie unter einer Predigt des Herrn Simpson, welcher ein lieber Freund des Herrn Wesley war, so mächtig ergriffen, daß sie den guten und heilsamen Vorsatz faßte, eine wahre Christin und treue Jüngerin Jesu zu werden. In der Ausführung dieses Vorsatzes wurde Fräulein Hester eine wahre Heldin, legte sie viel moralischen Muth an den Tag, wie aus dem weiteren Verlauf dieser Erzählung erhellen wird.

Nebst den Wesleyanern gab es in jenen Tagen sehr wenig Prediger und Kirchenleute, welche wußten, daß eine mit Sündenschuld beladene Seele Vergebung ihrer Sünden durch den Glauben an unseren Heiland und Erlöser finden könne. Deshalb ging Hester, als sie eine Jüngerin Jesu werden wollte, zu den Methodisten in die Versammlung. Hier fand sie die richtige Belehrung über den Heilsweg, den sie gehen mußte, um Ruhe und Trost für ihr geängstetes Herz zu finden. Nachdem sie Vergebung ihrer Sünden gefunden hatte, hielt sie es für ihre Pflicht, sich den Wesleyanern anzuschließen, denn bei ihnen fand sie eine bessere Anleitung zu einem gottseligen Leben, als in irgend einer anderen Kirche. Als sie diesen Schritt that, brach eine Fluth von Verfolgung über sie herein. Es kostete viel heiße Gebete und schwere Kämpfe, um derselben zu widerstehen. Ihre Mutter, die Taufpathin, die nächsten Verwandten und ihre alten Freunde haßten den Methodismus. Dieser Haß hatte seine Ursache darin, daß sie den Methodismus einerseits noch nicht recht kannten, andererseits aber einem ernsten christlichen Leben, das sich mit den eitelen Vergnügungen nicht verträgt, abhold waren.

Die muthige Hester mußte leider erfahren, daß der Haß ihrer Verwandten einen giftigen Stachel habe. Ihre alten Freunde verspotteten sie, ein junger Mann, den sie sehr lieb hatte, vermied ihre Gesellschaft gänzlich und die reiche Taufpathin sagte ihr, wenn sie nicht von den Methodisten wegbleibe, werde sie ihr kein Vermögen vermachen. Das Allerschwerste aber war das, daß die eigene Mutter, an der Hester mit inniger Liebe hing, sie verfolgte. Zuerst bat die Mutter ihre Tochter dringend, doch keine Methodistin zu werden. Als aber alle ihre Bitten erfolglos blieben, griff dieselbe zu strengen Maßregeln. Sie schloß dieselbe in's Haus ein. Acht Wochen lang durfte sie dasselbe nicht verlassen. Als auch diese Strenge nicht helfen wollte, drohte dieselbe, ihre Tochter für immer aus dem Hause verstoßen zu wollen.

Inmitten all dieser Verfolgungen stand Hester fest und unbeweglich da, wie ein Fels im Wogengebrause des Meeres. Sie konnte, sie durfte nicht nachgeben. Das tiefe Pflichtgefühl ihrem theuren Heilande gegenüber machte sie stark, geduldig und beharrlich. Jesus wohnte in ihrem Herzen und seine Gnade machte sie glücklich, sanft, milde und liebreich gegen Alle, welches Leid sie ihr auch zufügen mochten. Endlich, als sie diese bittern Verfolgungen etwa sechs Monate lang erduldet hatte, sagte sie eines Tages zu ihrer Mutter:

„Liebe Mutter, ich muß mein Seelenheil ausschaffen und um dieses thun zu können, muß ich die Gnadenmittel gebrauchen. Wie schwer es mir auch wird, so bin ich doch fest entschlossen, dich zu verlassen, wenn du meinem Vorhaben noch fernerhin Schwierigkeiten entgegensetzest. Ich will lieber irgendwo als Magd dienen und mit saurer Arbeit mein Brod erwerben, als die Methodisten verlassen. Am liebsten bliebe ich bei dir als Magd, wenn du mir nur gestatten wolltest, die Versammlungen der Methodisten zu besuchen.“

In unsern Tagen, wo der Methodismus von Millionen geachtet wird, muß es uns befremden, daß eine Mutter, und noch dazu die Wittwe eines Geistlichen, so hart und bitter gegen ihre Tochter sein konnte, dieselbe als dienende Magd in die Küche zu stellen, nur weil sie eine Methodistin sein und bleiben wollte. So wurde denn die an keine schwere Arbeit gewöhnte Hester, welche bisher nur in der besten Gesellschaft sich bewegt hatte, eine Dienstmagd in dem Hause ihrer Mutter. Die ganze Last häuslicher Arbeit wurde ihr aufgebürdet.

Doch der Herr segnete und stärkte diese edle Jungfrau, daß sie auch bei ihrer schweren Arbeit recht glücklich war. Die Liebe Jesu war ihre Speise und ihr Trank. Diese Liebe überfluthete ihre Seele so, daß ihre Freude und Wonne während ihrer achtmonatlichen Dienstzeit als Magd

Digitized by Google

keine Unterbrechung erlitt. Jesus machte sie unaussprechlich glücklich, weil sie ihr hartes Loos um seinetwillen mit stiller Ergebung ertrug. Welch' eine heldenmüthige Jungfrau war sie! Obgleich nur ein schwaches Mädchen, so entfaltete sie doch in ihrer Treue gegen den Herrn Jesum in der Küche ihrer Mutter einen Muth, der ebenso bewunderungswürdig ist, wie der Muth jenes Mönches auf dem Reichstage zu Worms.

Endlich erkrankte Hesters verblendete Mutter an einem bösartigen Fieber. Auf's Liebevollste pflegte das verfolgte Kind die Kranke und vergalt ihr auf diese Weise Böses mit Gutem. So treu war Hester in der Verpflegung ihrer Mutter, daß ihre eigene Gesundheit darunter litt. Der Arzt erklärte endlich, es werde der Jungfrau das Leben kosten, wenn sie noch länger die Arbeit einer Magd zu thun gezwungen wäre. Als die Taufpathin zum Besuche kam, da erschrak sie über das leidende Aussehen Hesters, und bestand darauf, daß dieselbe augenblicklich die schwere Arbeit einstelle. Hester nahm nun wieder die ihr gebührende Stellung in der Familie ein. Es war aber beinahe schon zu spät; denn während dieser schweren Arbeitszeit war ihre Gesundheit so untergraben worden, daß dieselbe erst nach Jahren wiederhergestellt wurde.

Aus diesen Beweisen der Treue dürfen die Leser wohl schließen, daß Hester ihrem Herrn und Heilande nicht leichtsinnig, sondern ernstlich und von ganzem Herzen diente. Jesus gab ihr den Sieg über alle sündigen Gedanken und Gefühle und erfüllte sie mit Strömen des Friedens und der Freude. Sie wurde eine sehr nützliche Person in der Kirche. Gott spricht: „Wer mich ehret, den will ich auch ehren." Dieses Wort bewahrheitete sich auch an Hester. Sie war ein solch' leuchtendes Licht, eine so erfahrene, tiefgegründete Christin, daß viele heilsverlangende Menschen um Belehrung über den Heilsweg zu ihr kamen. Freudig unterwies sie dieselben und wurde ihnen zum großen Segen. Sie diente der Kirche als Klaßführerin und es gelang ihr im Laufe ihres kurzen Lebens Tausende zu Christus zu führen.

Als sie achtundzwanzig Jahre alt war, wurde sie die geliebte Gattin des Herrn Rogers, eines Wesleyanischen Predigers, welcher die hohe Achtung des Herrn Wesley genoß. Ihrem Manne war sie in jeder Beziehung eine „Gehülfin". Sie begleitete ihn zuerst nach Dublin, dann nach Cork und endlich zur Wiege des Methodismus, zur City Road Kapelle in London. Die Pfarr-Wohnung jener Kapelle war Wesley's Heimath. Er betrachtete Frau Rogers als eine Tochter und sie blickte auf zu ihm als zu einem theuren Vater in Christo. Sie war Augenzeuge seines seligen Endes und schreibt darüber: „Keine Sprache kann schildern, was sein Antlitz ausdrückte. Je länger wir es betrachteten, desto mehr sahen wir, wie das Unaussprechliche des Himmels sich darin spiegelte. Nicht die geringste Spur des Schmerzes konnte man sehen, nur unaussprechliche Wonne war über dasselbe ausgegossen."

In 1794 und im 39. Jahre ihres Lebens, nachdem sie zwanzig Jahre Gott und der Kirche gedient hatte, rief der Herr seine treue Magd aus der streitenden Kirche auf Erden zur triumphirenden Kirche im Himmel. Kurz vor ihrem Ende nahm sie ihres Mannes Hand in die ihrige und sagte: „Mein lieber Gatte, der Herr war sehr gütig gegen uns. O, Er ist gut, Er ist gut!" Bald darauf legte sie ihr mit kaltem Schweiß bedecktes Haupt an ihres Mannes Brust und flüsterte: „Ich gehe jetzt," dann mit bebenden Lippen ihn noch küssend, brachen ihre Augen im Tode. Ihre befreite Seele aber, von Engeln begleitet, stieg empor zur Heimath der Seligen im Licht.

Das Wachsthum der Ozean-Dampfer.

Wohl ist in den letzten Jahren kein Dampfer mehr entstanden, der sich an Größe und Tonnengehalt mit dem „Great Eastern" messen könnte, aber dennoch nimmt die Größe der transatlantischen Dampfer mit jedem Jahre zu. Niemals wurden so zahlreiche und so große Schiffe gebaut, wie gerade in den letzten drei Jahren. Selbst der kleinste See-Dampfer des Norddeutschen Lloyd ist mindestens dreißig Mal größer, als es das Admiralschiff „Santa Maria" jenes Geschwaders war, mit welchem Columbus die neue Welt entdeckte, und so kleine Schiffe kommen heute in der sogenannten „langen Fahrt" nur ganz ausnahmsweise vor.

Von dem Dutzend transatlantischer Dampfer-Linien, welche heute Europa und Amerika verbinden, dürfte keine einzige einen Passagier-Dampfer unter zweitausend Tonnen Gehalt besitzen. Die große Mehrzahl der atlantischen Dampfer sind über dreitausendfünfhundert Tonnen groß, ja viele haben viertausend Tonnen (80,000 Zentner) und darüber Gehalt.

So große Schiffe sind heute zur Regel geworden, während sie noch vor kaum zehn Jahren als Kuriosa unser Staunen erweckten. Damals betrachtete man diese Kolosse als das Höchste der Schiffs-Baukunst, und glaubte, eine noch weitere Vergrößerung der See-Dampfer wäre unthun-

Digitized by Google

lich oder doch ohne besondere Vortheile. Diese Riesen-Dampfer hatten auch bis auf die letzten Jahre nur selten volle Hin- und Rückfracht, und schwammen besonders im Winter leicht und hoch, wie riesige Korkballen, auf dem Meere.

Aber Amerika wuchs über alle Erwartung rasch. Mit jedem Jahre nahm der transatlantische Continent um ein Million Menschen zu; (Bevölkerung 1870: 40 Millionen, 1880: 50 Millionen); mit jedem Jahre wurde eine Domäne von zwanzig bis fünfundzwanzigtausend Quadratmeilen Flächenraum den Emigranten im fernen Westen übergeben, und damit dem Ackerbau erschlossen. Die Bedürfnisse drüben und der Export der Lebensmittel und Baumwolle von Amerika wuchs mit jedem Jahre, und die Schiffe, die noch vor einem Jahrzehnt im Vergleich zum Verkehr etwa so waren, wie ein großer Schuh für einen kleinen Jungen, sind für das Riesen-Baby Amerika längst zu klein worden.

Wer den Aufschwung Amerikas oder richtiger gesagt, der Ver. Staaten, und die Zunahme der Emigration aus allen Ländern Europas dahin verfolgt hat, der wird sich deshalb kaum mehr wundern, daß man gegenwärtig an dem Bau noch größerer Dampfer nicht nur denkt, sondern dieselben schon in Angriff genommen hat.

Nach den Mittheilungen des Londoner „Globe" sind gegenwärtig in den großen Schiffsbau-Werkstätten Schottlands fünf Passagier-Dampfer im Bau begriffen, welche Alles bis jetzt Dagewesene (mit Ausnahme des Great Eastern) in den Schatten stellen. Der größte darunter ist der für die Inman-Linie bestimmte Dampfer „City of Rome", der in den Werften von Barrowin Furneß gebaut wird. Bei einer Länge von 600, einer Breite von 52½ Fuß und einem Gehalt von 8000 Tonnen, wird er nur von dem „Great Eastern" übertroffen, der 692 Fuß lang ist, und einen Gehalt von 12,000 Tonnen besitzt. Man wird sich von der Größe dieses Colosses erst einen Begriff machen können, wenn man erfährt, daß der Kölner Dom beispielsweise in seinem Mittelschiffe um etwa 10 Fuß erweitert und um 235 Fuß, d. h. um zwei Drittheile seiner ganzen Länge verlängert werden müßte, damit die „City of Rome„ darin Platz fände!

Das nächstgrößte, im Bau begriffene, Dampfschiff, die „Servia", liegt in den Werften der Clyde, und wird von den Herren Thompson für die Cunard-Linie gebaut. Die „Servia" ist 510 Fuß lang, 52 Fuß breit, und soll 7500 Tonnen, also um 500 Tonnen weniger als die „City of Rome", besitzen. Eine andere Clyde-Firma, die Herren Elder und Co., die kürzlich die kaiserliche russische Yacht „Livadia" von Stapel gelassen, baut an dem Dampfer „Alaska" für die Guion-Linie. Er wird nur um 10 Fuß kürzer werden und 1100 Tonnen weniger enthalten, als sein Nachbar von der Cunard-Linie. Dieselbe Schiffsbau-Firma arbeitet auch gleichzeitig an zwei andern Riesen-Dampfern, von denen einer für den Norddeutschen Lloyd, der andere für die englische „Orient Steam Navigation Company" bestimmt ist, und deren jeder 5500 Tonnen Tragkraft besitzen soll. Und nicht genug damit, — auch das größte Schiff der Welt, der Great Eastern", dessen Carriere seit seiner Erbauung im Jahre 1859, wegen seiner gigantischen Größe, nicht gerade glänzend war, kommt jetzt wieder zur Verwendung. Er wird eben renovirt und zum amerikanischen Vieh-Transport verwendet werden.

Mit diesen erwähnten fünf Dampfern werden also schon in der nächsten Zeit Colosse in den regelmäßigen Seeverkehr eintreten, denen man nicht nur die Bezeichnung „schwimmende Paläste" wird beilegen können, sondern die den größten Bauten der Welt überhaupt beizuzählen sind. Man wäre abermals geneigt, zu glauben, daß damit der Seeverkehr die Grenzen des Möglichen erreicht hätte. Wir sind jedoch nicht dieser Ansicht. Es wird, bei dem voraussichtlich stetigen Wachsthum des amerikanischen Continents und den fortwährend steigenden Beziehungen zwischen den beiden Welten, auch die Größe der Dampfer zunehmen, und dabei hauptsächlich ihre Einrichtung mancherlei Veränderung erleiden, denn bei all' ihrer Größe sind die transatlantischen Dampfer noch immer nichts weniger als bequem.

Mehr noch als die Passagier-Dampfer sind in der letzten Zeit die Kriegs-Dampfer, — zunächst die Panzerschiffe, — gewachsen. Sie haben schon längst selbst den größten schwimmenden Coloß, den „Great Eastern", überholt. Erst Ende September wurde von den Werften von Castellamare bei Neapel ein derartiges Panzerschiff, die „Italia", vom Stapel gelassen. Zu seiner Erbauung waren vier Jahre und zwei Monate Zeit erforderlich. Bei 15,000 Tonnen hat die „Italia" eine Länge von 440, eine Breite von 81 und eine Tiefe von 35 Fuß. Sie ist ganz aus Gußstahl gebaut, und besitzt vier Dampfmaschinen von zusammen 18,000 Pferdekräften!

Und nun vergleiche man diesen Giganten von 15,000 Tonnen mit jenen Schiffen, auf welchen die größten Seefahrer aller Zeiten neue Welten entdeckten, neue Länder eroberten! Man betrachte nur die drei kleinen Schiffchen, mit denen Columbus seine glorreiche Auffindung Amerikas ausführte, — das eine, wie bemerkt, von 90 Tonnen Tragkraft, die beiden andern hingegen, die „Pinta" und „Nina" kaum größer als eine Barke und nur zur Hälfte mit Deck

Digitized by Google

versehen! Sir Francis Drake führte mit drei kleinen Fahrzeugen von 70 und 25 Tonnen siegreichen Krieg. "The golden Hind", auf welcher Drake zum ersten Mal die englische Flagge um die Erde führte, hatte nicht mehr als 100 Tonnen, und Franz Magellan umschiffte die Erdkugel auf einem Schiffe von 120 Tonnen! Erst Derjenige, der die Gefahren kennen gelernt, denen selbst die größten Seedampfer heute noch ausgesetzt sind, wird den Heldenmuth und die Tollkühnheit jener Seefahrer zu würdigen wissen und ihnen das richtige Maß von Bewunderung zollen. Damals kehrten von den Flotten, die, sei es zum Kriege, sei es zu Entdeckungen, auszogen, selten mehr als die Hälfte zurück. Je größer die Schiffe gebaut wurden, desto besser konnten sie den Gefahren des Meeres trotzen, und die Statistik hat längst bewiesen, daß mit der Größe auch die Sicherheit in ähnlichem Verhältnisse wachse. Der Bau der oben besprochenen Dampfercolosse kann also nicht nur als ein erfreuliches Zeichen der größeren Handelsbeziehungen gelten, sondern muß uns auch in Bezug auf die größere Sicherheit auf Ozeanfahrten willkommen sein. (Bell. Jour.)

Aus einem Waisenhause.

Von G. Freimuth.

V.

Einige Schattenbilder.

Daß es auch solche in einem Zusammenleben von 75 Kindern gab, ist so selbstverständlich, daß Bilder aus dem Waisenhaus mit Verschweigen derselben den Eindruck des Unwahren machen würden. Daß gröbere Ausbrüche der Bosheit höchst selten waren, dürfte vielleicht weniger der Güte des Herzens als dem Umstand zugeschrieben werden, daß unsere Waisenkinder sich beinahe beständig unter Aufsicht befanden. Eines solchen Ausbruchs, der zugleich auch des Komischen sehr viel enthielt, erinnert sich unser Waisenknabe noch sehr lebhaft. Nebst dem großen Keller unter der Scheune befand sich auch ein Keller unter dem Frontgebäude, nur „der vordere Keller" genannt. Ein Theil dieses „vorderen Kellers" war durch eine Lattengitter von dem übrigen getrennt. Dort hinein drangen sehnsuchtsvolle Blicke, so oft Arbeit einen Knaben hinab führte. Lag doch dort auf Brettern das liebe Brod, Laib an Laib in schönster Ordnung. Nun war ja kein Verbot gegen die entzückende Augenweide, die sich da bot und Weiteres machte das düstere Hängeschloß an der Thüre unmöglich. So dachte man wenigstens allgemein. Einer der kleinen Knaben beschäftigte sich aber eingehender mit diesem Problem und sein scharfer Geist entdeckte die Thatsache, daß auch da im „Kampf um's Dasein" der Stärkere siegen würde. Er berechnete die Widerstandskraft des Nagels, der die Latte dort in ihrem Ort hielt, und kam zu dem Schluß, daß die vereinte Kraft eines Axtstiels und zweier Knabenarme bewegend auf den Nagel einwirken würde. Gedacht, gethan! Ein Messer besaß er nicht, was er aber besaß, war ein fast unbegrenztes Vertrauen in seine Brodvertilgungskraft. Mit einem der duftenden Brodlaibe beladen, zieht er den Rückzug an, setzt sich außen auf einen Haufen Kartoffeln und beginnt sein Vertilgungswerk. Schon hat er einen guten Theil des Laibes verschlungen, da steigert sich sein Wonnegefühl zu jenen Höhen, auf denen man alles Weh der Erde vergißt und in süßen Schlummer sinkt. Droben aber auf der Oberwelt sinkt mittlerweile die Sonne aus dem Horizont. Die Glocke wird geläutet und von der Arbeit sammelt sich jedes Kind zu seinem Platz, um eine Stunde mit Lernen zuzubringen. Der Platz unsers Schläfers ist leer und große Aufregung herrscht über sein Verbleiben. Alles wird durchsucht und endlich geht auch Einer in „den vorderen Keller". Da sitzt der Schläfer auf dem Kartoffelhaufen, wie ein König auf seinem Thron, unbekümmert um all das wirre Treiben der Welt. Da aber bekanntlich ein mehrstündiges Schlafen in feuchter Kellerluft selbst tödtliche Folgen haben mag, so galt es ihm schleunig ein Gegengift beizubringen. Dies wurde ihm denn auch ohne Säumen verabreicht und zwar in Gestalt einer alleopathischen Dosis von ungebrannter Asche.

Fast die einzige Zeit, in welcher die Zöglinge nicht unter direkter Aufsicht waren, waren die Abendstunden von 9—10 oder auch 11 zuweilen. Waren die Kinder zu Bett gebracht, was immer um 9 Uhr geschah, so gingen die „Brüder" wieder aus dem Schlafsaal auch eine Stunde für sich zu haben. Nun bestand aber die Regel, daß nachdem einmal das Licht aus dem Zimmer war, kein Wort mehr geredet werden sollte. Wenn gegen ein Gebot des Hauses gesündigt wurde, so gegen dieses, wenigstens auf der Knabenseite. Drüben im Mädchenflügel wurde vielleicht nach neun Uhr nicht mehr gesprochen— unser Waisenknabe weiß es nicht. Man denke sich aber zwölf bis fünfzehn gesunde Knaben in einem Zimmer — seit frühem Morgen zum ersten mal ohne Aufsicht, und die sollten mäus-

Digitized by Google

chenstille sein. Wenn das Gebot in so entschiedener Schärfe gestellt war, weil es unmöglich gewesen wäre, der muntern Knabenschaar die Grenzen zwischen einer ruhigen Unterhaltung und störendem Lärm klar zu machen, so hat es seinen Zweck allerdings in soweit erfüllt, daß jene Abendunterhaltungen stets in gedämpften Ton geführt wurden. Doch: Keine Regel ohne Ausnahme. Eine solche Ausnahme steht unserm Waisenknaben desto lebendiger in der Erinnerung, als er selbst eine Hauptrolle dabei spielte. Der Schlafsaal der großen Klasse war der erste im zweiten Stock des Knabenflügels. In der einen Ecke befand sich das durch einen Vorhang abgegrenzte Zimmerchen des Br. L. Sein Bett, ein Kleiderschrank, ein kleiner Tisch und ein Stuhl bildete das Meublement desselben. Das Bett unmittelbar neben dem Vorhang war das unsers Waisenknaben. Dann folgte eine Reihe von Betten und das letzte derselben diente seinem Freund J. Sch. zum Ruhelager. 's war ein Abend im Februar 1863. Br. L. hatte seine Knaben zu Bett gebracht und war mit seinem freundlichen: „Gute Nacht" verschwunden. Wenn aber eine „gute Nacht" sanften Schlaf in sich birgt, so wollte sein freundlicher Wunsch gerade heute nicht in Erfüllung gehen. Bald entspann sich etwa folgendes Zwiegespräch:

„Du, Sch. m...n!"

„Ja."

„Weißt nicht was anzufangen?"

„Nein."

„Ich hab einen ausgezeichneten Plan! Br. L. hat da drinn einen mächtigen Kürbis auf seinem Schrank. In der Schublade seines Tisches liegt ein Knäul Bindfaden."

„Aha."

„Wenn wir den Bindfaden an dem Stiel vom Kürbis befestigen würden und dann unter den Betten durchgehen ließen —"

„Dann könnten wir wachen, bis Br. L. im Bett wäre, du könntest horchen, wenn er schläft und einer könnte ziehen und der Kürbis käm auf ihn herunter." Unterdrücktes Gelächter in jedem Winkel.

„Du, W..r!"

„Ja."

„Wenn du den Bindfaden anbindest, zieh ich den Kürbis runter."

Jetzt wollte unserm Waisenknaben sein spaßiger Plan doch zu Ernst werden. Aber bald fand der Vorschlag so allgemeinen Beifall, daß es auch bei ihm hieß: „Die Geister, die ich 'rauf beschwor, die kann ich nicht mehr bannen." Von allen Seiten ermuntert, ging er an's Werk. Kaum aber hatte sein Genosse den Knäul in der Hand, da durchzuckte ihn die brennende Lust, die Sache zu probiren. Ein kräftiger Ruck und mit donnerndem Getöse kam der Kürbis zwischen Kleiderschrank und Bett auf den Boden, wo er, der altersmorsche, fürchterlicher Zerstörung anheimfiel. Heute noch ist's unserm Waisenknaben unbegreiflich, in wie kurzer Zeit der Hausvater, dessen Wohnzimmer sich fast unmittelbar unter dem Schlafsaal befand, in demselben stand. Ein Blick hinter Br. L.'s Vorhang, wohin man ihn wies, genügte. „Wir werden euch morgen finden," sagte er und ging. Wir wollen mit der Versicherung, daß die rechten Leute schleunig gefunden wurden, den Vorhang über dieses „Nachtstück" fallen lassen.

„H..f...n und W..r, ihr geht heute Abend nach M. und holt Theer," so sagte an einem schönen Sommer-Nachmittag Br. Z. zu unserm Waisenknaben und einem seiner Kameraden. Droben auf dem „Stockstück" war ein Acker mit Stockrüben bepflanzt worden. Die Blätter der jungen Pflanzen schienen aber besondern Reiz für die Hasen zu haben. Wenigstens statteten einige derselben dem Acker allnächtlich einen Besuch ab. Dem sollte nun ein Ende gemacht werden. Zu dem Ende mußten unsere beiden Knaben nach dem Abendessen in M. eine Kanne Theer holen. Br. Z. ging mit einigen Knaben, als die Nacht hereingebrochen war, hinaus auf den Acker. An jeder Ecke desselben wurde ein kleiner Pfahl in den Boden getrieben und als der Theer gebracht wurde, zog man eine starke Schnur durch denselben. Mit dieser theergetränkten Schnur wurde dann der ganze Acker umspannt und man hatte Ruhe vor den Hasen. War aber der Theergeruch dem Geruchssinn der Hasen zuwider, so übte er auch keinen besonderen Reiz auf die Nasen unsrer Knaben aus. Es galt denselben zu neutralisiren und der in solchen Dingen immer schlagfertige K. H..f...n wußte bald Rath. Wunderbarerweise hatten sie einen Kreuzer im Besitz. Dafür bekam man in M. zwei Cigarren von der Sorte, deren Aroma auch selbst Theergeruch unschädlich machte. Vor dem Ort angekommen, wurde dann „angesteckt" und im unbeschreiblichen Siegesgefühl mit einem Schlag „Männer" geworden zu sein, schritten die zwei dahin, die Theerkanne in der Mitte. Br. Z. mochte vielleicht bei ihrem Erscheinen denken, der Theer rieche heute besonders widerlich, sagte jedoch nichts. Was die Beiden angestellt hatten, hätte er ja auch kaum für möglich gehalten, hätte man es ihm auch gesagt. Unsern Waisenknaben sollte aber doch die Strafe treffen. Als der Theerungsprozeß vorüber und die kleine Gesellschaft zu Haus angekommen war, brachen Alle, bis auf ihn, in helles Gelächter aus. Er hatte scheinbar sein Gesicht mit der Schnur ver-

Digitized by Google

wechselt und den Theer da ziemlich stark aufgetragen. Bis er sich mit dem kalten Brunnenwasser gewaschen hatte, war der Theer gut in die Poren eingerieben. Als er eine halbe Stunde später im Bette lag, brannte sein Gesicht wie Feuer und das böse Gewissen setzte den Schmerz in Verbindung mit der Cigarre. Heute noch erinnert er sich, was er jene Nacht und den folgenden Tag an körperlichen Schmerzen und Gewissensbissen aushielt.

Wie viel ist schon geredet worden über die grenzenlose Thorheit des Menschenherzens, wie sie sich z. B. im Duell kundgiebt. Aus sogenanntem „Ehrgefühl" wird man da zum Mörder, oder opfert das eigene Leben hin. Aehnliche Thorheit steckt oft schon im Knabenherzen, und das Zusammenleben vieler Kinder bringt manches davon an den Tag. Unser Waisenknabe nahm Theil an manchem Ungehorsam, nur aus Furcht, im Fall der Weigerung den Spott seiner Kameraden erdulden zu müssen. Es waren überhaupt vielleicht Wenige, denen es nicht ebenso erging. Wo Gottes Wort so reichlich getrieben wird, kann es ja nicht fehlen, daß die Gewissen geschärft werden. Da schämt sich aber oft Einer vor dem Andern, wenn es gilt, dem Bösen entgegenzutreten und am Ende siegen die entschiedeneren Charaktere, die leider nicht so oft auf der Seite des Rechtes stehen, als zu wünschen wäre. Nichts hätte unserm Waisenknaben besser entsprechen können, als seine Anstellung zum Gehülfen des Lehrers W. Er sollte helfen beim Unterricht der Kleinen, während seine Kameraden an der Arbeit waren. Ob das nun eine Prüfung sein sollte, wie viel Lehrtalent in ihm stecke, weiß er allerdings nicht zu sagen. Möglich wäre es jedenfalls. Kaum aber kam er aus dem Schulzimmer, als er von allen Seiten mit: „Herr Lehrer" begrüßt wurde. Das war für seinen dummen Stolz zu viel. Er mußte seine Kameraden überzeugen, daß er so bös sei, als sie selbst. Sein Betragen in der Schule war hinfort derart, daß ihm gar bald Abschied gegeben wurde. Heute aber schämt er sich seiner Thorheit und Feigheit und beklagt, daß sie ihn um die Bildung gebracht, die ihm sonst vielleicht geworden wäre.

Auch ein Zeichen der Zeit. Als der nach Eberswalde übersiedelnde Prediger zu Rixdorf in Deutschland, seine Abschiedspredigt hielt, erbot er sich, sämmtliche Taufen an dem Sonntag unentgeltlich vorzunehmen. Was geschah? Es stellten sich fünfzig Täuflinge ein, von denen einige bereits auf eigenen Füßen den Gang nach der Kirche zurückzulegen im Stande waren!

Heimwärts.

Von B. C.

Harre, meine Seele,
Harre des Herrn,
Alles ihm befehle,
Hilft er doch so gern!

So klang es durch das halbgeöffnete Fenster in den Septemberabend hinaus. Aus einer frommen Mädchenbrust kamen die theuren, innigen Worte. Mit Näharbeit beschäftigt saß Anna, die Sängerin, am Fenster, durch welches die zur Rüste gehende Sonne ihre Strahlen warm und golden in Mutter Saras Wittwenstübchen warf. Die Alte saß im Lehnstuhl, der so gestellt war, daß man zwischen dem Laubwerk hindurch, welches außen das kleine Fenster umrankte, einen freien Blick auf den Abendhimmel hatte.

Sie liebte den Abendhimmel. „Die scheidende Sonne," pflegte sie zu sagen, „erinnert mich an meinen Heimgang und an den Vers: „Wenn ich einmal soll scheiden, dann scheide nicht von mir." Und wenn manchmal das Abendroth die zackigen Wolken goldig färbte, daß sie wie blanke Thurmspitzen aussahen, dann richtete sie sich in ihrem Lehnstuhl hoch auf und, beide Hände auf dem Krückstock gefaltet, konnte sie lange unverwandt in die seltsamen Wolkengebilde hineinblicken. Auf ihrem Antlitz lag dann ein geheimnißvoller Glanz, und wenn sie nach solchem Anschauen in ihren Sessel zurücksank, dann stand in den stillen Zügen zu lesen:

Ich bin zufrieden,
Daß ich die Stadt geseh'n,
Und ohn' Ermüden
Will ich ihr näher geh'n.

Ja, Mutter Sara hatte Heimweh. Das war nicht immer so gewesen. Vor 43 Jahren, als sie, den Brautkranz im Haar, von ihrem Jakob geführt, vor den Traualtar trat, da war ihr Herz voll Lust und Leben gewesen, und die Welt war ihr damals so einzigschön vorgekommen, daß wären ihr Erde und Himmel zur Wahl gestellt worden, sie die Erde dem Himmel schier vorgezogen hätte.

Aber der Herr weiß seinen Menschenkindern die Dinge zurechtzustellen. Dreimal hatte er in besonderem Anlaß bei Mutter Sara vorgesprochen. Das erste Mal war's zwei Jahre nach der Hochzeit gewesen, wo sie ein blühendes Bübchen auf ihrem Schooß gewiegt. Drei Tage darauf hatten die Nachbarfrauen den kleinen Liebling in den Sarg gelegt. Sie hatte still, aber mit blutendem Herzen dabei gestanden. 23 Jahre später war zu dem kleinen Grabhügel auf dem Kirchhof ein großer gekommen, und

Digitized by Google

darunter schlief ihr Jakob, der Mann ihres Herzens. Sieben Monate hatte sie mit unsäglicher Liebe und fast unmenschlicher Anstrengung den Kranken gepflegt, und manches heiße Gebet, daß der theure Mann nicht sterben möge, war aus der Krankenstube hinaufgestiegen zum Herrn. Es wollte ihr nicht aus dem Herzen und über die Lippen, das saure Wort: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe! Aber gelernt hat sie's doch. Und als es mit ihrem Jakob zum Sterben ging, da hat sie ihm fest die Hand gehalten und mit sicherer Stimme in's Ohr gesagt: Christus ist mein Leben und Sterben ist mein Gewinn. Dann hat sie ihm sanft die gebrochenen Augen zugedrückt und sich still neben die Leiche gesetzt und Todtenwacht gehalten. Aber in ihren Zügen stand seitdem eine andere Schrift als am Hochzeitsmorgen, und wer sich auf solche Schrift versteht, der konnte lesen:

Nein, nein, hier ist sie nicht,
Die Heimath der Seele ist droben im Licht!

Und das dritte Mal? Ja, das ist eine Geschichte für sich. Da drüben, jenseits des Rheines auf dem weiten Schlachtfeld von Gravelotte, liegt an dem Fuße eines Hügels ein großes Grab. 756 deutsche Krieger schließt es ein, welche bei der Erstürmung des Hügels den Heldentod starben. Es war ein grausiges Ringen! Dreimal stürmten die Deutschen todesmuthig gegen die von feindlicher Artillerie besetzte Anhöhe vor, und dreimal trieb sie das vernichtende Kartätschenfeuer des Feindes wieder zurück. Der Boden war mit Leichen übersät. Es schien ein vergebliches Stück Arbeit, die feindliche Position zu nehmen. Da giebt die Trompete zum vierten Mal das Zeichen zum Sturm, und wieder geht das furchtbar decimirte Bataillon mit gefälltem Bajonnet in grimmer Todesverachtung gegen die Hügelspitze vor. Wohl reißen auch diesmal Kartätschen breite Lücken in die Reihen der Stürmenden, wohl fallen auch diesmal wie Fliegen rechts und links die braven Soldaten. Doch ein Aufhalten giebt es nicht mehr; rastlos geht es vorwärts über die Leichen der Vordermänner, bis die Anhöhe erklommen ist. Ein blutjunger Fähnrich ist der erste. Victoria! ruft er und stößt den Fahnenschaft in den Boden. Da trifft ihn die feindliche Kugel, und lautlos sinkt er neben seiner Fahne nieder.

In Mutter Saras Wittwenstübchen ist die Kunde von dem Fähnrich auch gedrungen und hat zwei Herzen zum Tode betrübt gemacht. Das eine war Mutter Saras Herz, denn der junge Krieger war ihr Friedrich, ihr einziges Kind. Den hatte sie geliebt und gehütet wie ihren Augapfel. Frühe schon, als er den Mutternamen zu lallen anfing, hat sie die kleinen Händchen ineinandergelegt und ihr herziges Bübchen beten gelehrt. Das hat er auch herrlich begriffen und nie vergessen, und es ist ihm die köstlichste Mitgabe geworden für's Leben. Oft hat er der Mutter aus der Fremde geschrieben: „O Mutter, herzliebe Mutter! daß du mich beten gelehrt, das ist das Beste, was ich von dir hab'." Und als die deutschen Heere in Frankreich standen, und das blutige Ringen begann, da hat der brave Sohn, obgleich oftmals todtmüde von der sauren Arbeit, manchen Abend seine knappe Ruhezeit noch verkürzt, um seinem besorgten Mütterchen einige Zeilen zu senden, die er dann meistens mit den Worten schloß: „Nun Gott befohlen und nicht gesorgt, lieb' Mütterchen! Verstehst ja das Beten, und ich versteh's auch, dafür segnet und küßt dich dein Friedrich." Und noch am Vorabend der Schlacht bei Gravelotte hatte er ihr eine Karte geschrieben, es war die letzte von seiner Hand. Darauf standen mit Bleistift die Worte: „Mutter, morgen giebt's heißen Kampf. Sterb' ich, — des Herrn Wille geschehe! Es ist nichts zwischen ihm und mir. Herzliebe Mutter, i c h k a n n b e t e n. Gott befohlen. Gruß dir und i h r!"

Ja, i h r! Und sie hatte wohl Anspruch auf solchen Gruß, die treue Anna. Mit unsagbarer Liebe hing ihr Herz an ihrem Friedrich. Seit ihrem vierten Jahre, wo sie als arme Waise zusammen mit ihrem neunjährigen Bruder Daniel in Mutter Saras Häuschen gekommen, war sie Friedrichs Gespielin gewesen, hatte die Freuden der Kindheit mit ihm durchlebt, und lange betrachteten sich beide als Geschwister. Mutter Sara vermied es, zu den Kindern oder zu andern über Vergangenheit und Herkunft der beiden Waisen zu sprechen, aber die Dorfleute wußten es, daß hier ein Werk selbstloser Samariterliebe geübt wurde. Als aber der Tag der Confirmation zuerst für Daniel, dann für Friedrich und endlich auch für Anna gekommen war, und die jungen Herzen es inne wurden, daß auf die Jahre des Zusammenseins nun Jahre der Trennung folgen sollten, — als mehrere Jahre stets Kommen und Gehen, Trennungen und Wiedersehn in Mutter Saras Stübchen mit einander gewechselt hatten, da sah man an einem wonnigen Juniabend zwei glückliche Menschen selig langsam den Fußsteig von Mutter Saras Häuschen zur großen Linde hinwandeln, welche drüben auf der kleinen Anhöhe stand. Sie sprachen nicht viel, aber in ihren Augen strahlte der Himmel, — sie waren „am Brauttag."

Und es war ein gesegneter Brauttag, den diese beiden jungen Herzen begingen, denn sie waren auch eins mit einander in der Liebe zu dem, der sich auf Golgatha für uns zu Tode geliebt. Da ist's denn kein Wunder, daß auf diesen ersten Brauttag viele andere, nicht minder glückliche folgten. Wo sich in der Liebe Christi

zwei Herzen für dieses Leben verbinden und lieben, da wird ihnen jeder Tag zum Brauttag.

Da kam aber der Tag von Gravelotte, und mit dem Brauttag war's zu Ende. Auf das „himmelhoch Jauchzen" folgte ein „zum Tode betrübt". Aber obgleich mit dem Herzblut manche heiße Thräne in den Erdenstaub fiel, dennoch hatte Anna es gelernt, die Hand ihres Erlösers zu küssen und zu sprechen: Dennoch bleibe ich stets an dir! Sie dachte nicht wie jene Braut am Sarge ihres Heldenjünglings:

Was ist das Leben ohne Liebesglanz?
Ich werf' es hin, da sein Gehalt verschwunden.

Wohl war Friedrichs Lorbeerkranz für Annas Liebe zur Dornenkrone geworden, aber sie warf ihr Leben nicht hin, denn mit dem irdischen Liebesglück war ihr des Lebens Gehalt nicht entschwunden. Christus war der Inhalt ihres Lebens, ihn umschlang sie mit der ganzen Kraft und Innigkeit ihres jungen, liebedürftigen Herzens, und er ging zu ihr ein in das offene, entleerte Herz und machte es voll und selig und satt.

„Daß Daniel noch immer nicht hier ist; er wollte doch heute kommen," hob, als Annas Gesang schwieg, Mutter Sara an; „blick' mal aus, liebes Kind, ob du ihn noch nicht kommen siehst."

Anna gehorchte, und ein einziger Blick ihres Auges ließ sie unter der großen Linde am nahen Hügel eine männliche Gestalt erkennen, welche unverwandt nach Mutter Saras Häuschen herüberschaute.

„Ohne Zweifel ist es Daniel, der dort unter der Linde steht," sagte Anna, „wollen wir nicht hinaustreten und ihn begrüßen?"

Mutter Sara nickte und trat, auf Annas Arm gestützt, den Krückstock in der Linken, vor die kleine Thür ihres Hüttchens. Sie spähte in der von Anna bezeichneten Richtung, ob sie den Ankömmling nicht auch erblicken könne; allein ihre blöden Augen sahen nichts als das dunkle Blätterdach der Linde. Wohl waren die Herzen der beiden froh bewegt in der Erwartung des nahen Wiedersehens, aber in ihrem Angesichte blieb der eigenthümliche Ernst. Sie freuten sich wie Leute, die den Schwerpunkt ihres Lebens nicht mehr im Irdischen suchen und haben, sondern im Himmlischen und Ewigen.

Ein halbes Stündchen später saßen drei in dem Herrn vergnügte Menschen um den kleinen Tisch in Mutter Saras Wittwenstübchen. Sie hatten sich viel zu erzählen und viel zu fragen. Frankreichs Schlachtfelder wurden im Geist noch einmal betreten, und mit gefalteten Händen lauschten die beiden Frauen der Erzählung des Landwehrmannes. Oft seufzten sie tief, wenn er über den Tod lieber Kameraden berichtete, wie sie sterbend ihm Grüße aufgetragen an die Lieben daheim. Und als Daniel endlich schwieg, da haben auch die Frauen gesprochen. Die wußten manches zu sagen von Gebet und Weinen, von Herzeleid und Gottestrost. Und obwohl während der Rede das Auge noch feucht und das Herz noch schwer wurde, so klang doch durch alle ihre Worte der Gedanke voll Dank und Anbetung hindurch:

So führst du doch recht selig, Herr, die Deinen,
Ja selig, wenn auch wunderlich!

(Nachbar.)

Lange und kurze Schläfer.

Daß Seeleute und Matrosen durch Gewohnheit im Stande sind je nach ihrem Willen einzuschlafen und zu erwachen, dürfte vielen Lesern bekannt sein. Als Kapitän Barclay es unternahm in ein tausend aufeinander folgenden Stunden eben so viele Meilen zurückzulegen, hatte er eine solche Beherrschung seiner selbst, daß er in derselben Minute, in welcher er sich niederlegte, auch einschlafen konnte. Die Fähigkeit, eine geraume Zeit im Schlafe zu verharren, besaßen einzelne Personen bis zu einem hohen Grade. So wird z. B. erzählt von einem berühmten Spieler Namens Quine, daß er vierundzwanzig Stunden fortschlummern konnte. Elisabeth Orvin brachte drei Viertheile ihres Lebens schlafend zu. Elisabeth Perkins soll eine, ja sogar zwei Wochen geschlafen haben, ohne erwacht zu sein. Dasselbe wird von Mary Lyell erzählt. Man hat aber auch Phänomene auf der entgegengesetzten Seite wahrgenommen. Es ist höchst auffallend, mit wie wenig Schlaf einige Menschen bestehen konnten. Der berühmte General Elliott lieferte hievon ein Beispiel. Er schlief nie mehr als vier Stunden aus den vierundzwanzig Stunden des Tages. Er lebte überhaupt sehr mäßig, indem seine Nahrung ausschließlich aus Brod, Wasser und Gemüse bestand. In einem Briefe des Squire John Gordon zu Swine, an Sir John Sinclair wird des John Mackey Erwähnung gethan, welcher im Jahr 1797 in einem Alter von 91 Jahren starb. Sein durchschnittlicher Schlaf war vier Stunden des Tages; er war ein sehr gesunder und kräftiger Mann. Friedrich der Große und John Hunter, ein berühmter Wundarzt, schliefen durchschnittlich fünf Stunden aus vierundzwanzig, und der berühmte französische General Pichegru theilte dem Sir Gilbert Blaine mit, daß er während einem Feldzuge, welcher ein ganzes Jahr dauerte, nicht über eine Stunde aus den vierundzwanzig durchschnittlich im Schlafe zuzubringen sich erlaubt habe.

Digitized by Google

Aus dem Soldatenleben in Montana.

Nach Mittheilungen von **Joseph Görner** an seine Mutter.

Fort Assiniboine, 27. Jan. 1882.

Wie oft habe ich als Knabe mit Begeisterung von den Prairieen, ihren Indianern und Büffeln gelesen, und von den weißen Jägern, von welchen einer im Stande war zwanzig bis dreißig „Rothhäute" mit seiner nie fehlenden Büchse im Schach zu halten! Poesie und Wirklichkeit! Damals wäre ich unendlich glücklich gewesen hierher gehen zu dürfen — jetzt — ich wollte der Tag wäre da, wo ich wieder in civilisirte Verhältnisse zurückkehren könnte, sicher würde ich nie wieder zu den Jagdgründen des „rothen Mannes" zurückkehren!

Unser Territorium Montana ist 143,778 Quadratmeilen groß. Ueber diese Fläche sind 50,000 Einwohner, nämlich 39,000 Weiße und und 21,000 Indianer ausgebreitet. Das Territorium ist nur zum kleinsten Theile der Ansiedlung geöffnet. Die etwas über 3000 Einwohner zählende Stadt Helena, die größe des Territoriums, liegt in dessen südwestlichem Theile, nahe der zukünftigen nördlichen Pacific-Eisenbahn. Von den übrigen Städtchen des Landes erreicht keines 1000 Einwohner, selbst nicht die Hauptstadt Deer Lodge City, welche südwestlich von Helena liegt. Feste Besatzungen finden sich in vier Forts des Territoriums; unter denselben ist das erst in den Jahren 1879 und 1880 erbaute Fort Assiniboine das größte und schönste.

Montana ist ein rauhes wildromantisches Land, namentlich in dem gebirgigen Theile, in den wilden öden mit Tannen bewachsenen Rocky Mountains, die sich durch das ganze Territorium hindurch erstrecken. Ein Ausläufer derselben sind die Bears Paw Mountains, an deren nördlichem Fuße sich unser Fort befindet. Der in den Felsengebirgen entspringende Missouri durchfließt Montana erst in nördlicher, dann in östlicher Richtung; er ist von Ende Mai bis Mitte Oktober für die eigens zu diesem Zwecke erbauten flachen Flußdampfer bis Fort Benton hinauf schiffbar. Der nächste Anlegepunkt, die Coalbanks, ist etwa 45 Meilen von hier entfernt. Im Sommer kommt uns die Post auf diesem Wege zu, und jede Woche wird dann eine Abtheilung von fünfzehn Mann mit einem Offizier nach den Coalbanks gesendet, um sie in Empfang zu nehmen. Ich habe diesen Weg manches Mal gemacht. Im Winter kommt die Post über Land von Helena, was mit großen Schwierigkeiten verbunden ist — es sind in gerader Linie 175 Meilen —, namentlich wenn der Wind bei „sibirischer Kälte" den Schnee durch die Prairie fegt und das Auffinden des Weges unmöglich macht. Da sind wir oft für lange Zeit ohne Nachrichten, augenblicklich schon seit zwei Monaten. Heute Abend erwarten wir die Post, da das Wetter seit acht Tagen klar ist, wenn auch eine wahrhaft schreckliche Kälte herrscht. Der Ozean ist furchtbar im Sturm, aber noch fürchterlicher vielleicht ist die Prairie im Winter im Schneesturm! Der Ozean verschlingt seine Opfer, die Prairie zeigt sie auf! Es ist durchaus nichts Ungewöhnliches und namentlich für den Neuling schrecklich im Sommer auf menschliche Skelette zu stoßen, noch öfter auf Gerippe von Pferden und Mauleseln, die da draußen im Winter ein kaltes Grab im Schnee gefunden haben. Wer im Winter sein sicheres Lager oder den Posten verläßt, läuft stets Gefahr in einen Schneesturm zu gerathen und nie wieder zurückzukehren.

Nun ein paar Worte von den Eingeborenen des Landes, den Indianern, deren Zahl, wie oben angegeben verhältnißmäßig noch sehr bedeutend ist. So lange das Land für die Ansiedlung nicht geöffnet ist, lebt der rothe Mann darin ziemlich unbehelligt, wenn er nur seine weißen Brüder in den Nachbargebieten in Ruhe läßt. Um aber das Land der Ansiedlung zu eröffnen, muß man zunächst mit den Indianern in Ordnung sein. Das Land wird der Ansiedlung erst dann eröffnet, wenn die größte Schwierigkeit mit den Indianern beseitigt ist; freilich werden auch die Ansiedler noch manchen Strauß mit den Indianern auszufechten haben, ehe sie ihres Besitzes so ruhig erfreuen können, wie die Bewohner des Ostens. Wahr ist also, was ich neulich in einer Zeitung las: „Der Soldat ist der eigentliche Pionier des Westens. Er ist es, der in das Land, das sich im ausschließlichen Besitze der Indianer befindet, zuerst eindringt, der die Indianer mehr und mehr zurückdrängt, der das Land durchstreift und erforscht und Wege findet durch die Prairie und die Berge, die in einigen Menschenaltern vielleicht Straßen einer Stadt und Landstraßen sind."

Um nun das Land von den Indianern gewinnen zu können, hat die amerikanische Regierung zwei Wege: einen friedlichen und einen gewaltsamen. Bei dem friedlichen Verfahren verlangt die Regierung von den Indianern vollkommene Unterwerfung und Ablieferung der Waffen. Dafür weist sie jedem einzelnen Stamm eine sogenannte Reservation an, die derselbe nicht verlassen darf. Die kleinste Reservation ist in unserm Territorium die Assini-

Digitized by Google

boine-Reservation für die Assiniboine-Indianer, nach denen unser Posten benannt ist. Dieselbe ist erst im vorigen Jahre (1880) abgemessen und ist 100 Quadratmeilen groß. In jeder Reservation befindet sich eine Agentur (agency) mit einem von der Regierung bestimmten Agenten, durch welchen die Regierung ihrer Verpflichtung, den auf die Reservation beschränkten Indianern vollständigen Unterhalt zu gewähren, nachkommen soll. Die Indianer erhalten Rationen nach der Kopfzahl, wobei ein Indianer von zehn Jahren aufwärts als erwachsen angesehen wird; Kinder unter zehn Jahren erhalten die halbe Ration. Diese Rationen, bestehend in Kaffee, Zucker, Salz, Thee, Mehl, Bohnen, Reis und Seife, sowie Decken (blankets) zur Bekleidung, werden den Indianern alle Monate in der Agentur verabfolgt. Dazu kommen Pulver, Blei, Messer, Beile und Gewehre, letztere in dem Falle, daß ein Gewehr unbrauchbar geworden ist und eingeliefert wird.

In unserm Territorium sind allen Indianern solche Reservationen zugewiesen, nur der bei weitem mächtigste, stärkste, tapferste und bestbewaffnete Stamm, der der Sioux, befindet sich noch auf dem Kriegsfuße mit den Vereinigten Staaten und wird es auch bleiben, bis man von dem letzten Sioux, wie von dem letzten Mohikaner spricht. Die übrigen Stämme, die Assiniboines, die Crows, die Gros Ventres, die Blackfeet u. s. w. sind zwar friedlich, man kann ihnen aber nie trauen; die erste Gelegenheit loszubrechen, ist ihnen willkommen, und dann ist der Indianeragent derjenige, der zuerst daran glauben muß, da man auf den Agenturen keine Truppen hält, um nicht Mißtrauen zu erregen.

Die Indianer sind fast alle mittlerer oder etwas über mittlerer Größe, mager, sehnig und schmutzig. Was einem zuerst auffällt, ist, daß einer fast ebenso aussieht, wie der andere. Dasselbe hagere Gesicht, die scharfen Züge, die ziemlich große gebogene Nase und die schwarzen, kleinen, stechenden Augen. Die dichten kohlschwarzen Haare sind bei den verschiedenen Stämmen verschieden geordnet; die Sioux tragen es in der Mitte glatt gescheitelt. Der Scheitel selbst ist bei allen Stämmen roth gefärbt. Für gewöhnlich ist der Indianer nicht bemalt, nur bei besonderen Gelegenheiten und namentlich wenn er sich auf dem Kriegspfade befindet. Zunächst werden dann Gesicht und Hände roth bemalt; darüber kommen schwarze, weiße oder graue Punkte, Striche oder Kreise. Bei dieser Gelegenheit steckt er sich die langen schwarzen Haare auch voll allerlei Zierrathen, ganz einerlei was es ist, wenn es nur blank ist. Das Haar ist auf jeder Seite in einen dünnen Zopf geflochten, in der Mitte hängt es wild über die Schultern hinab. Bei vielen sieht man Adlerfedern in den Haaren, eine bis zwanzig oder dreißig. Jede Feder bedeutet einen im Gefecht getödteten Feind, gleichviel ob Weißer oder Indianer, denn die Indianer führen ja auch untereinander erbitterte Kämpfe. Außerdem kann man die wunderbarsten Zierrathen an den Indianern bemerken; namentlich sind Halsbänder aus leeren kupfernen Patronenhülsen unter ihnen sehr geschätzt. Die meisten Indianer sind gut bewaffnet und haben stets mehr und bessere Gewehre, als die Agentur ihnen liefert; manche Stämme, wie z. B. die Assiniboines, sind sehr arm; die meisten von ihnen haben nur Bogen und Pfeile, ihre wenigen Gewehre sind alte Feuerschloßbüchsen.

Die Indianerinnen sind klein und zierlich und haben sehr kleine Hände, ebenso kleine Füße, prachtvolle Zähne und Augen. Aber schmutzig, schmutzig. Selten sieht man eine Indianerin ohne ein kleines Kind, das sie auf dem Rücken trägt oder in einem sehr urwüchsigen Kinderwagen hinter sich herzieht. Dieser Wagen besteht aus zwei Stöcken, die kreuzweis zusammengebunden sind, so daß sie zwei spitze Winkel bilden über deren einem dann eine Art Netz befestigt ist, in welches das Kind ohne Umstände hineingesetzt wird; die Mutter erfaßt dann die beiden andern Enden, und nun kann die Reise losgehen. Fällt das kleine Ding hinaus, so wird es wieder hineingepflanzt. Anstatt der Mutter zieht auf längeren Reisen ein Hund oder auch ein kleiner Pony diese Karrosse.

Eins gefällt mir an den Männern wie an den Frauen nicht, das ist die gebeugte Haltung und der schleppende Gang mit gebeugten Knien.

Die Bekleidung ist bei beiden Geschlechtern dieselbe: Mokassins, von unten bis über die Knie reichende Gamaschen mit langen Fransen, Hüftbinde und über dem Oberkörper eine weite Decke. Wollen sie ihre Arme gebrauchen, so werfen sie diese Decke ab. Im Winter wird statt der Decke ein Büffelfell getragen.

Soviel ich bemerkt habe, sind die Indianer wohl zudringlich und bettelhaft, aber auch gutmüthig und gastfrei. Kommt man zu einem Indianerlager in der Prairie und ist hungrig und durstig, so kann man sicher sein, etwas zu bekommen, wenn es auch nicht sehr appetitlich ist. Freilich betrachten die Indianer einen zuerst mit Mißtrauen, sie glauben, man habe selbst etwas; man muß ja nichts zeigen, auch nicht eine Pfeife, Tabak, ein Messer oder sonst etwas. Sie ruhen dann nicht, bevor sie es nicht haben. Bleibt man fest, man habe nichts, so führen sie einen in's Zelt, stopfen schweigend eine Pfeife, thun zwei bis drei Züge und reichen sie einem hin. Man thut ebenfalls zwei bis drei Züge und giebt sie dann dem Nächsten. Von diesem Augenblick an ist man „all right". Jetzt kann

Digitized by Google

man so lange man will sicher im Zelte bleiben. Das Essen, das einem dann verabfolgt wird, besteht in einem großen Stück Büffel- oder sonstigem Wildfleisch, das man sich selbst im Feuer brät, d. h. man legt es direkt in's Feuer, läßt es fünf bis zehn Minuten darin, bläst, nachdem man es herausgenommen hat, die Asche ab, und verzehrt es. Mitunter giebt es auch eine Art Pfannkuchen, aus Maismehl, Salz und Wasser bestehend; das ist dann etwas ganz Besonderes.

Um nun diese Indianergesellschaft im Zaume d. h. auf den Reservationen zu halten, sie zu überwachen und die feindlichen Sioux aus dem Lande zu halten und zu bekämpfen, dazu hält der Staat hier Truppen. Hier in Montana sind auf vier Posten etwa 12- bis 1400 Mann stationirt, 3- bis 400 auf jedem Posten. Assiniboine ist, wie gesagt, der größte mit 400 Mann, 250 Mann Infanterie und 150 Mann Kavallerie.

Die Gebäude unseres Forts sind geräumig, luftig und schön gebaut; jeder Soldat hat einen großen Platz für sein Bett, ein Zeugreck, einen Tisch und einen Stuhl. Der Eßraum ist im Erdgeschoß, die Quartiere im ersten Stock. Außerdem hat jedes Gebäude ein Waschzimmer mit Ofen, Badewanne und Abfluß für das schmutzige Wasser. Auch befindet sich nicht die ganze Kompanie in einem Zimmer, sondern in dreien, und da die Kompagnie nur dreißig bis vierzig Mann hat, so ist es sehr bequem für jeden. In meinem Raum befinden sich z. B. nur acht Mann.

So hart der Soldat es im Felde hat, so gut hat er es hier auf dem Posten. Morgens mit Sonnenaufgang wird ein Kanonenschuß abgefeuert, zugleich wird Reveille durch den Posten geblasen. Fünfzehn Minuten später wird angetreten und werden die Namen verlesen. Dann steht das Frühstück auf dem Tisch, bestehend aus Kaffee, Brod und Beefsteak mit Kartoffeln oder gebratenem Schweinefleisch und Kartoffeln oder dem beliebten hash. Um neun Uhr ist Wachtparade, d. h. die neue Wache löst die alte ab; um zwölf Uhr ist Mittag. Um fünf Uhr (jetzt Sonnenuntergang) wird wieder ein Kanonenschuß abgefeuert, zum Zeichen, daß der offizielle Tag zu Ende ist. Es wird wieder angetreten, Verlesung der Namen vorgenommen und dann geht es zum Abendbrod, welches aus Thee, Brot und Käse oder Fleisch besteht. Um acht Uhr wieder Namenverlesung. Das ist nun allerdings ein Tag im tiefsten Frieden. Gedrillt wird nur ein wenig im Sommer, und sehr wenig Gewicht darauf gelegt. Die Hauptsache ist Schießen, deßhalb schießen wir jeden Tag nach der Scheibe.

Nun aber der „Dienst“. Da sind zunächst als Hauptsache die Streifzüge gegen Indianer, Unruhen auf der Agentur, regelrechte Feldzüge gegen die Sioux, und dann die Begleitung der Post, des Zahlmeisters, der Wagenzüge mit Waaren, Holz, Getreide, Heu u. s. w., alles Sachen, die gut genug im Sommer, entsetzlich im Winter sind, wenn wir, wie z. B. in der Nacht vom 28. zum 29. Dezember, wo ich mich mit acht Mann auf einem Jagdzuge befand, 45° C. unter Null haben! Weiter unten will ich über diesen Zug ausführlicher berichten.

Wie es kommt, daß auch die „friedlichen“ Indianer uns zu schaffen machen, obgleich sie von der Regierung gefüttert und gekleidet werden, läßt sich mit wenigen Worten erklären. Freilich wird man in amerikanischen Zeitungen meist vergeblich nach Aufklärung darüber suchen. Die Sache ist die, daß zu Viele sozusagen „von den Indianern“, d. h. von den vom Staate für dieselben gezahlten Summen leben, von dem höchsten Beamten bis herab zum Schreiber des Indianeragenten, daß also die Sache ein großer Schwindel ist. Am schnellsten werden die Agenten reich. Allerdings müssen sie ein nicht unbedeutendes Kapital in Washington und bei den verschiedenen kommandirenden Offizieren opfern, um eine solche Stelle zu erhalten; sind sie aber einmal da, so beginnen sie sofort ihr unverschämtes Blutsaugersystem auf Kosten der Indianer, um so schnell wie möglich reich zu werden, und in vier bis fünf Jahren haben sie ihren Zweck erreicht, falls nicht — die Indianer vorher der Sache müde geworden sind und eines schönen Tages einen Kriegstanz um ihren Skalp aufführen. Von dem, was die Regierung den Indianern versprochen hat und den Agenten liefert, erhalten sie nur etwa den zehnten Theil, wollen sie mehr, so haben sie es zu kaufen oder vielmehr einzutauschen, für Felle u. s. w. Obgleich „Onkel Sam“ den rothen Leuten genug bewilligt hat, daß sie ruhig und ungestört leben können, müssen sie doch Winter und Sommer jagen, um sich nur am Leben zu erhalten. Und wie werden sie betrogen, wenn sie mit ihren Fellen zum Händler (Agenten) kommen! Oft genug habe ich es mit eignen Augen gesehen. Ein Büffelfell z. B. ist im Herbst in den Staaten etwa zehn Dollars werth. Für den Agenten und Händler ist es nach Abzug der Kosten für Transport und Reinigung etwa acht Dollars werth, oft mehr, selten weniger. Und was giebt er ihnen dafür? Etwa ein Viertel Pfund Zucker oder Kaffee oder ein Pfund Salz! Und so betrügen und berauben die Agenten die Rothhäute in jeder Hinsicht; kein Wunder, daß sie nach einigen Jahren sich nach den Staaten zurückziehen und wie Prinzen leben. Allerdings gehört Geld und Einfluß dazu, um eine solche Goldquelle zu erhalten. Die Offiziere schweigen; sie haben ihre guten Gründe! Was bleibt da schließlich den Indianern übrig, als sich selbst ihr Recht zu verschaffen? Thun

Digitized by Google

sie es aber, dann ist großes Geschrei in den Staaten über die rothen Mörder, und man fordert ihre energische Bestrafung, und an uns werden Patronen ausgetheilt, um die Mörder zu bestrafen! Das ist der wahre Sachverhalt, kurz dargestellt!

Nun will ich dir noch erzählen, wo und wie ich meine Weihnacht und meine Neujahrsnacht verlebt habe.

Am 20. Dezember kam der erste Sergeant herauf in unser Zimmer und theilte mir mit, daß ich mich bereit machen sollte, mit einer Jagdpartie nach dem Cow Creek hinunterzugehen. Der Cow Creek ist etwa 100 Meilen von hier; das Wetter war grimmig kalt, ich machte ein langes Gesicht, aber der Sergeant (ein Däne) theilte mir mit, es sei von jeder Kompagnie einer beordert, und der kommandirende Offizier habe ihm aufgetragen, mich zu wählen. Da half kein Widerstreben, und ich machte mich bereit. Um zwölf Uhr sollten wir aufbrechen, zwei Offiziere und neun Mann. Ich rollte meine Decken zusammen, empfing 400 Patronen und war um zwölf Uhr fertig. Jedem Mann waren ein Büffelüberzieher und Büffeloberschuhe geliefert worden. Pelzhandschuhe und Kappen hatte man uns schon früher gegeben. Nach und nach söhnte ich mich mit dem Gedanken aus, Weihnacht und Neujahr in der Prairie zuzubringen, da ich hoffte gutes Jagen zu haben. Wir erhielten Rationen für acht Tage, bestehend aus Kaffee, Schweinefleisch und Schiffszwieback. Dann ging also die kleine Expedition los, zwei leere Wagen mit sechs Mauleseln für das zu erlegende Wild, drei Packesel und wir zu Pferde. Es war entsetzlich kalt und schneite. Den ersten Tag kamen wir nicht weit, um vier Uhr lagerten wir. Hier begannen schon unsere Leiden. Das feuchte Baumwollenholz wollte in dem kleinen Ofen im Zelt nicht brennen, so mußten wir ein Feuer außerhalb anzünden und saßen da herum die lange, lange Winternacht, ohne an Schlaf denken zu können, denn wer eingeschlafen wäre, hätte sich Hände oder Füße erfroren. Wir mußten abwechselnd Rücken und Brust wärmen, um nicht zu erfrieren. Obgleich müde und abgespannt, waren wir doch froh, als wir mit dem ersten Tagesgrauen wieder unsere Pferde besteigen konnten. Es schneite noch immer, diesen Morgen stärker als am vorigen Tage. In sehr schlechter Laune, das Gesicht tief in den Mantelkragen versenkt, ritten wir weiter in die öde Prairie hinaus. Der Schneesturm wurde so heftig, daß wir kaum hundert Schritte weit sehen konnten. Unter diesen Umständen konnten wir nicht weiter vorrücken; wir waren froh, als wir am Eagle Creek ankamen, wo wir Holz fanden. Unser Schweinefleisch war so hart gefroren, daß wir Stücke mit der Axt abschlagen mußten; unser Schiffszwieback mußte erst eine Zeitlang in kochendem Wasser liegen, ehe es möglich war, ihn zu genießen. Die Nacht brach an; wir hatten zwar Holz für unseren Ofen, aber da das Zelt oben offen ist, um den Rauch hinaus zu lassen, und da die Kälte schneidend war, so war es doch nicht gerade sehr behaglich; dazu wehte noch der Sturm den Rauch in's Zelt zurück, so daß wir beinahe erstickten. Aber das war noch nicht alles. Der Boden war hart gefroren wie ein Felsen, und obgleich wir den meisten Schnee fortgeschaufelt hatten, so war doch noch genug zurückgeblieben, um das Lager recht unangenehm zu machen. Zwei Mann mußten Wache halten, einer außerhalb des Zeltes, um die Wölfe abzuhalten (von Indianern war hier kaum einige Gefahr), ein anderer im Zelte, um das Feuer zu unterhalten. Dann legten wir uns nieder, doch habe ich nicht mehr als höchstens eine Stunde geschlafen.

Ueber unsere weitere Reise bis nach dem Cow Creek will ich kurz hinweggehen; es war ein Marsch, den ich so leicht nicht vergessen werde. Alle Augenblicke sanken Pferde oder Wagen tief in den Schnee ein, und es nahm uns eine lange Zeit, sie wieder herauszuschaufeln. An einigen steilen Stellen mußten wir die Maulesel ausspannen und die Wagen langsam hinunterlassen. Mit zerbrochenem Wagen, zerissenem Geschirr und selbst halb erfroren kamen wir am Abend des sechsten Tages am Cow Creek an. Am Morgen des 28. war der Schneesturm vorüber, die Sonne schien klar und hell, aber es war schrecklich kalt. Nachdem wir unsere Geschirre so gut es ging ausgebessert und uns etwas erholt hatten, wurde auch vom Jagen gesprochen. Wir hatten Massen von Wild — Büffel und Antilopen — gesehen, und hofften eine gute Beute zu haben. Lieutenant Connert rieth davon ab, jagen zu gehen, da die Kälte zu grimmig und die Gefahr umzukommen groß war. Ich äußerte, daß kaum Gefahr vorhanden sei, wenn man sich nur nicht vom Creek entfernte und sich genau merkte, wie oft man ihn kreuze, damit man wisse, wo das Lager sich befinde. Die Andern waren derselben Meinung, und so wurde denn beschlossen aufzubrechen.

Ich will an dieser Stelle einschalten, daß hier das Verhältniß des Soldaten zum Offizier von demjenigen in Deutschland so verschieden wie möglich ist. Allerdings führt der Offizier den Befehl und hat als solcher das entscheidende Wort zu sprechen, aber doch kann jeder frei seine Meinung sagen; wer nicht gewußt hätte, daß Offiziere bei unserer Abtheilung waren, würde es nicht bemerkt haben; keine Spur von der demüthigen Unterwürfigkeit, die den deutschen Soldaten seinem Vorgesetzten gegenüber kennzeichnet. Die beiden Offiziere schliefen mit uns

Digitized by Google

in demselben Zelt, aßen dieselben kleinen Rationen (unser Vorrath schmolz schon zusammen und es gab nur zweimal täglich zu essen) und sie hatten keinen besseren Platz am Feuer als jeder Andere.

Die Offiziere wollten ihr Glück an Büffeln versuchen, ebenso drei Andere; ich beschloß den Creek hinunterzugehen und zu versuchen, in den Hügeln eine Antilope zu schießen; ich ließ daher mein Pferd im Lager. Mit mir gingen noch drei Mann, ein Böhme, ein Irländer und ein Amerikaner. Zehn Minuten vom Lager trennten wir uns, ich ging rechts, die Anderen links am Creek entlang. Ich verlor sie bald aus den Augen. Der Schnee war ziemlich tief, die Spur war deutlich; da der Schnee nicht trieb, war keine Gefahr, sich zu verirren. Ich folgte dem Creek eine Strecke weit und bog dann rechts ab in die Berge. Etwa eine halbe Stunde später schoß ich eine große Antilope. Ich wollte sie abhäuten und die Hinterviertel abschneiden, doch war es unmöglich; ich konnte die Handschuhe nicht abziehen, ohne Gefahr zu laufen, meine Hände zu erfrieren; so ließ ich sie liegen, um sie später mit einem Packesel zu holen. Nach langem Umherstreifen, wobei ich auf eine Herde Büffel stieß, in welche ich sechs Schüsse hinein feuerte, ohne einen zu tödten (ein Büffel kümmert sich nicht um ein paar Kugeln, wenn dieselben nicht den rechten Fleck treffen), beschloß ich umzukehren. Ich kam von meiner alten Spur ab, kam aber zum Creek hinunter und fand mich ohne Schwierigkeit zum Lager zurück. Es war etwa vier Uhr, als ich zurückkam, und begann zu dämmern. Meine Begleiter waren noch nicht zurück. Die andere Abtheilung hatte zwei Büffel geschossen und die Hinterviertel mitgebracht. Wir rösteten uns jeder ein Stück auf indianische Art und verschlangen es förmlich, so hungrig waren wir. Mittlerweile wurde es dunkler und die drei Mann waren immer noch nicht zurück. Wir begannen unruhig zu werden und beschlossen auf einen nahen Hügel zu steigen und einige Salven abzufeuern. Wir thaten es, ohne eine Antwort zu erhalten. Dann legten wir Feuer an einen großen Baumwollenbaum und sorgten dafür, daß das Feuer die Nacht hindurch hell brannte. Diese Nacht vom 28. auf den 29. Dezember war schrecklich. Die Kälte war so grimmig, daß wir keinen Schritt vom Feuer weggehen konnten; an niederlegen und schlafen war nicht zu denken. Schweigend saßen wir um das große Feuer draußen; im Zelt war es nicht auszuhalten, der kleine Ofen war nicht im Stande, uns warm zu halten. Die Aussicht, unsere Genossen wiederzusehen, war sehr gering; doch hoffte ich noch immer, sie hätten sich nicht getrennt und wären vernünftig genug gewesen, ein Feuer zu machen und zu bleiben, wo sie sich gerade befanden, statt vergeblich Nachts das Lager zu suchen. Am nächsten Tag gingen wir aus sie zu suchen, aber ohne Erfolg; der Wind, der in der Nacht aufgekommen war, hatte ihre Spuren verweht. Den zweiten Tag fanden der eine Lieutenant und zwei Mann den Böhmen und den Irländer, 200 Schritt von einander entfernt, steif und todt im Schnee liegen. Sie legten sie über den Sattel und brachten ihre traurige Last in's Lager zurück. Den dritten Tag gingen wir wieder aus, je zwei zusammen. Ich trennte mich von meinem Genossen und etwa eine Stunde später fand ich den Amerikaner. Er lag auf dem Rücken gerade ausgestreckt, hatte kein Gewehr bei sich und etwa die Hälfte seiner Patronen waren verschossen. Seine Pelzmütze war tief über das Gesicht gezogen, seine Hände in den Pelzhandschuhen geballt. Ich starrte eine Minute auf das traurige Bild, dann stieg ich ab, legte mit vieler Anstrengung die Leiche quer vor dem Sattel über das Pferd, stieg selbst, nachdem ich sie festgebunden, auf und ritt in's Lager zurück.

Am nächsten Morgen traten wir mit unserer traurigen Last unseren Rückweg an. Der Rückweg dauerte sieben Tage und war mit Beschwerden und Mühseligkeiten aller Art verbunden, von denen nicht die kleinste die war, daß wir nur *sehr wenig* zu essen hatten. Endlich am Ende des siebenten Tages trafen wir mit unseren Leichen im Fort wieder ein. Wir ritten zuerst zu dem kommandirenden Offizier und berichteten ihm. Er war sehr erschüttert. Im Augenblick war auch die Garnison um uns versammelt. Wir sahen nicht besonders schön aus. Die Luft und namentlich der Rauch der Lagerfeuer hatten unsere Gesichter geschwärzt, so daß wir wie Neger aussahen. Wir brachten die Leichen nach dem Hospital; am folgenden Tage wurden sie begraben. Wir, die wir mit ihnen gewesen waren, feuerten über den Gräbern unsere Gewehre ab, der Priester hielt eine kurze Rede, dann trat ein Trompeter an die Gräber und blies Zapfenstreich — den letzten Zapfenstreich, zur ewigen Ruhe!

So verbrachte ich Weihnacht und Neujahr!

Als ich mich bei meinem Kapitän meldete, schüttelte er mir die Hand, hocherfreut mich wohlbehalten wiederzusehen. Dann mußte ich ihm unsere Abenteuer ausführlich erzählen. Er befreite mich für die ganze nächste Woche von jeglichem Dienst. (Abendschule.)

Auf einem Rückenkissen mit Luthers bekanntem Wappen:

Des Christen Herz auf Rosen geht,
Wenn's mitten unter Dornen steht.

Digitized by Google

Der Vater und sein Kind.

Vor achtzig Jahren lebte in Schlesien ein adelicher Landrath in einer so tiefen sittlichen Versunkenheit, daß der Gedanke an Gott und an die Ewigkeit ganz aus seiner Seele gewichen war. Er hielt nichts von öffentlicher und häuslicher Gottesverehrung. Seine Absicht ging dahin, auch seine Kinder, zwei Mädchen von 9 und 7 Jahren, ohne Unterricht in göttlichen Dingen, und besonders ohne Anleitung zum Gebet aufwachsen zu lassen. Seine fromme Gattin weinte oft herzlich darüber im Verborgenen. Sie benutzte die oftmaligen Reisen des Vaters, ihren Kindern etwas von der Liebe Gottes in Christo Jesu zu erzählen und ihren zarten Seelen den Namen Jesus lieb und theuer zu machen. Der Vater suchte zwar, wann und wie er konnte, das wieder niederzureißen, was die christliche Muttersorgfalt aufgebaut hatte; allein er sah zu seinem großen Verdruß, daß er seinen Zweck nicht erreichte. Er ergab sich endlich darein, in der Hoffnung, daß er den Kindern, wenn sie älter sein würden, dennoch seine, wie er meinte, vernünftigeren Begriffe würde beibringen können.

Eines Tages fuhr er mit seinen Kindern zu einem seiner Verwandten in der Nachbarschaft. Auf dem Rückwege, in später finsterer Nacht, fiel der Wagen um. Die Kinder blieben unbeschädigt, der Vater aber brach einen Arm und verletzte sich sehr schwer am Kopfe. Vor Schmerz und Schrecken schrie er: „O Jesus, erbarme dich meiner!" — Das siebenjährige Kind, voll Angst und Thränen, sprach: „Siehst du, Vater! nun rufst du doch den Herrn Jesus an, den du doch nicht leiden kannst! Er wird dir gewiß helfen. Aber habe ihn doch auch lieb!"

Der Vater antwortete nichts, aber die kindliche Ermahnung prägte sich tief in seine Seele. Nach seiner Rückkehr ließ er unverzüglich den Wundarzt holen. Dieser zuckte die Achseln und ließ den Kranken merken, daß die Sache gefährlich sei. Die Heilung des gebrochenen Armes gelang, aber die Verletzung am Kopfe machte dem Arzte viele Mühe und dem Kranken lang anhaltende Schmerzen. Während seiner Krankheit sah er sein Töchterchen immer mit besonderer Zärtlichkeit an und konnte, so oft es ihn besuchte, der Thränen sich nicht enthalten. Einmal küßte er das Kind mit thränenden Augen und fragte es: „Mein liebes Kind! hast du denn den Herrn Jesus lieb?"

Kind: „Ja, Vater! ich habe ihn sehr lieb."

Vater: „Warum denn?"

Kind: „Er hat ja die Menschen, besonders die Kinder so lieb."

Vater: „Woher weißt du das?"

Kind: „Eine Frau, die manchmal zur Mutter kommt, wenn du verreist bist, hat uns oft von dem Herrn Jesus erzählt und aus einem Buche von ihm vorgelesen."

Vater: „Die Mutter hat dir wohl gesagt, daß du zu ihm beten sollst?"

Kind: „Ja, das hat sie."

Vater: „Betest du denn zu ihm?"

Kind: „Ja, ich thue es, lieber Vater, alle Tage."

Vater: „Was betest du denn?"

Kind: „Daß er mir und dir und der Mutter und meiner Schwester und allen Menschen recht gnädig sein und uns Alle besser machen möge. Die Mutter hat schon ein recht gutes Herz bekommen und Jesus gefunden."

Der Vater küßte das Kind und hieß es wieder zur Schwester gehen. Er gedachte jetzt darüber nach: „Du hast noch nie für deine Kinder gebetet, und lachst über das Gebet deines Kindes. Und das Kind betet für seinen Vater und fühlt sich so selig dabei! Und das Kind muß seinem Vater eine Strafpredigerin sein? Mein Gott! willst du mich vielleicht durch das Kind zu dir rufen? Ach, ich bin den Weg der Gottlosen gegangen! Aber kannst du, so vergieb mir und bekehre mich, barmherziger Gott und Heiland Jesus Christus."

Da der Arzt den Zustand des Kranken immer noch für gefährlich erklärte, so fühlte dieser zum ersten male eine quälende Angst bei dem Gedanken an Tod und Gericht. Vormals hatte er sich geäußert: Furcht vor dem Tode beweise eine weibische Feigherzigkeit; Furcht vor dem Gerichte zeuge von einem bösen Gewissen. Ein Mann müsse ein Mann sein und als ein rechtschaffener Mann Gott und den Menschen getrost unter die Augen treten können. — Nicht so redete er jetzt. Ohne Worte sprachen seine Mienen und Geberden eine geheime Angst aus, die sein Innerstes zernagte. Seine Gattin, die ihn mit zärtlicher Sorgfalt pflegte und bediente, so deutlich sie auch in seiner Seele zu lesen glaubte, wagte es doch nicht, ihn zu fragen; sie betete nur still und unabläßig für ihn. Die Kinder besuchten den kranken Vater oft und erheiterten ihn durch ihre kindlichen Fragen.

Das engelfreundliche, siebenjährige Mädchen kam eines Vormittags zum Vater gelaufen und sagte: „Mein lieber Vater! ich habe von dir geträumt."

„Was denn, mein liebes Kind?"

„Was recht schönes. Höre, mein lieber Vater! mir träumte, du gingst mit mir in dem großen Laubengange spazieren. Auf einmal, beinahe schon am Ende des Ganges, fielst du


Digitized by Google

um und warst schon ganz todt. Ich schrie überlaut, aber Niemand hörte es; es war gerade kein Mensch im Garten. Ich schrie immer lauter: Ach, lieber Gott, liebster Herr Jesus, hilf meinem Vater! Auf einmal sah ich einen erstaunlich freundlichen, sehr schönen Mann kommen; sein Gesicht und sein goldenes Kleid, das er hatte, glänzte unbeschreiblich hell. Er nahm mich bei der Hand, küßte mich und sagte: Mein Kind, weine nicht, ich werde deinem Vater helfen. Fasse du ihn jetzt bei der Hand, da wird er aufwachen und wieder aufstehen. Ich nahm gleich deine Hand und in dem Augenblicke machtest du die Augen auf und warst wieder lebendig und ganz gesund. O, mein lieber Vater! du glaubst nicht, wie ich mich da gefreut habe. Du wirst gewiß wieder gesund werden, weil ich so schön von dir geträumt habe und weil der Herr Jesus dich so lieb hat."

Der Vater weinte vor Freuden über das liebe Kind. „Gott segne dich, du Engelkind!" sagte er, indem er es an sein Herz drückte, „wenn Gott mich gesund macht, so thut er es aus Liebe zu dir."

Er behielt und bewahrte die Worte des Kindes. Er fand so viel Lehrreiches und Bestrafendes in dem Traume, daß sein Gemüth sich fortwährend damit beschäftigte. Nach einigen Tagen ließ er seinen Dorfprediger, dessen Besuch er bis jetzt immer abgelehnt hatte, zu sich bitten. „Herr Pastor!" redete er ihn an, „ich fühle zum ersten male ein Bedürfniß, mich mit Ihnen zu unterhalten. Ich bin, wie Sie sehen, krank, und wie die Aerzte glauben, sehr bedenklich krank. Ich fühle selbst in meinem Körper ein Etwas, das mir meine Gefahr anzeigt. Ich fühle aber auch in meinem Gemüthe ganz andere Empfindungen als in meinen gesunden Tagen. Damals lachte ich über die Furcht vor Tod und Ewigkeit. Ach, ich weiß jetzt, was die Furcht ist. Ich habe nie beten wollen. Ach, wenn ich jetzt nur beten könnte! Aber was würde mir auch das Gebet nunmehr nützen? Würde es Gott nicht für Spott von mir ansehen, da ich es vormals als unnütz und als Schwachheit verlacht habe? Beten Sie doch für mich, lieber Pastor! Auf Ihr frommes Gebet wird Gott hören und mich annehmen."

Verlegen, aber durch die Rede des Kranken dennoch etwas aufgemuntert, erwiederte der Prediger: „Herr Landrath! Ob unsere Sünden noch so viel wären, bei Gott ist viel mehr Gnade. Erkennen Sie Ihr Spotten über das Gebet für Sünde; o so beten Sie jetzt zuerst, daß Ihnen diese Sünde vergeben werde!" Der Prediger fiel dann auf die Kniee und that ein inbrünstiges gläubiges Gebet, mehrere male von seinen und des Kranken Thränen unterbrochen.

Der Kranke zerfloß jetzt in bittere Bußthränen. Er faßte die Hand des Predigers, drückte sie, und bat ihn um recht baldigen Wiederbesuch. Am nächsten Vormittage ließ dieser Prediger sich anmelden. „Laßt den lieben Mann gleich herein!" rief der Kranke zur Verwunderung des Bedienten. Er bewillkommte den Prediger mit freundlichem Blicke. „Lieber, guter Prediger!" redete er ihn an, „Sie sind ein wahrer Seelenhirte, daß Sie mich nicht verlassen, wie Sie wohl hätten thun können. Diese Nacht ist viel in mir vorgegangen; ich sehe jetzt meinen Irrweg und den Abgrund ein, an dem ich gestanden bin. Ich habe es gewagt, mich an den Sünderheiland zu wenden und es war mir ganz so, als spräche eine Stimme in meinem Innern: Stehe auf, deine Sünden sind dir vergeben! Bald darauf aber war es einige male, als spräche eine andere Stimme in mir: Du täuschest dich! Gott ist viel zu weit von dir, als daß er dich hören könnte. Bei dieser letzten Stimme fühlte ich jedesmal einen Schauer. Sagen Sie mir, mein lieber Herr Pastor, was soll ich dabei thun?"

Der Prediger sagte: „Jesus hat Keinen, der zu ihm kam, getäuscht. Hören Sie daher auf ihn! Er ist derselbe gestern und heute und in Ewigkeit. Keiner ist je zu Schanden geworden, der auf ihn getrauet und auf seine Güte gehoffet hat."

„Ich danke Ihnen tausendmal," sprach der Kranke, „ich glaube und fühle es, daß Ihre Worte Wahrheit sind." Von diesem Tage an war die gründliche Veränderung seines Herzens mit dem Kranken vorgegangen. Er diente jetzt Gott und seine Gattin freute sich.

Die kleine Tochter sprach eines Tages zum Vater: „Vater, du siehst jetzt so froh und vergnügt aus. Nicht wahr, du hast den Herrn Jesus jetzt auch lieb und wirst wieder gesund?" Der Vater weinte, umarmte das liebe Kind und sagte: „Ja mein Herzenskind, ich habe ihn sehr lieb, er hat mir alle meine Sünden vergeben und wird mich wieder gesund machen. Da wollen die Mutter und deine andere Schwester und du und ich um die Wette Jesus lieb haben." Das Kind lief vor Freude zur Mutter und erzählte ihr, was der Vater gesagt hatte. Die Mutter beugte ihre Kniee, dankte Gott durch Jesum Christum, daß ihre Gebete erhört worden sind und ihr lieber Gatte aus Gnaden selig geworden ist.

Der Kranke nahm in der Besserung über Erwarten des Arztes zu und genas nach drei Monaten völlig. Seine Bekehrung erwies sich als Wahrheit. Seine Lieblingsbeschäftigung war von da an Gebet und Unterhaltung mit seiner Gattin und Kindern von der unaussprechlichen Liebe Gottes in Christo Jesu. Der Umgang und die Predigten seines Pastors waren ihm

Digitized by Google

jetzt Bedürfniß und Segen. Das jüngste Töchterchen sah er nie anders als mit einer Art von besonderer Ehrerbietung an, und ihre Gesellschaft war Erquickung und Erheiterung nach seinen oft schweren und mißstimmenden Landraths-Geschäften, die er zu verrichten hat.

Sein Haus war jetzt ein Haus des Friedens, ein Bethaus, dem Herrn und seinem Dienst geweiht. Die heilige Schrift, das Gesangbuch und andere echte christlichen Schriften oder Bücher waren jetzt seine tägliche Lese-Bibliothek. Die beiden Kinder wuchsen dem Herrn zum Preise heran. Sie, die beiden Kinder, an christlich gesinnte Gutsbesitzer verheirathet, wurden glückliche Gattinnen, zärtliche Mütter und Wohlthäterinnen der Armen. Und noch mancher arme Sünder wurde durch sie zu Christo seinem Heilande gebracht, und hat Gnade und Friede durch Gott erlangt in Christo. Peter Gräff.

Dahomey.

Von R. F. Kunschik.

Ein recht schwarzer Flecken auf Gottes Erdboden ist doch das Königreich Dahomey. Damit meinen wir aber nicht das Land selbst, denn dieses ist ein von Natur mit Ueppigkeit gesegnetes, sondern den politischen, religiösen und sittlichen Zustand des Volkes.

Du hast, lieber Leser, wahrscheinlich schon von Dahomey gehört. Nimm einmal die Karte von Afrika zur Hand, und suche diesen Namen zwischen dem fünften und zehnten Grad nördlicher Breite und dem fünfzehnten und zwanzigsten Längengrad östlich von Ferro. Dahomey ist ein unabhängiger Staat an der Küste von Ober-Guinea. Seine Grenzen sind nicht ganz genau festgestellt. Der Voltafluß scheidet es im Westen von Ashantee und im Norden bilden die Kong-Berge eine natürliche Grenze. Der Flächenraum des Landes beträgt etwa 36,000 engl. Quadrat-Meilen. Der Boden ist großentheils eben, mit einer sanften Hebung von der Küste nach dem Kong-Gebirge zu. Ausläufer des letzteren durchziehen den nördlichen Landstrich. Mit Ausnahme des Voltaflusses, der die Westgrenze bildet, giebt es sonst keinen Fluß von Bedeutung. Trotzdem ist das Land wohl bewässert von zahlreichen Quellen und Bächen. Der Boden, ein röthlicher Thon, ist äußerst fruchtbar. Steine sind in demselben eine Seltenheit. Die Berge im Norden sind mit einem üppigen Baumwuchs bedeckt. In den Ebenen gedeihen verschiedene Arten von Tropenfrüchten, Mais, Kartoffeln, Melonen, Limonien, Orangen, Zuckerrohr, Tabak, Indigo u. a. Die Natur-Szenerie des Landes wird als reizend und wechselvoll geschildert. Die Wälder werden von Affen, Löwen, Hyänen, Riesenschlangen u.a. bewohnt.

Die gegenwärtigen Einwohner besitzen das Land seit zwei Jahrhunderten. Sie sind ein wohlgebauter, kräftiger Menschenschlag und sind den meisten ihrer Nachbarn an Intelligenz voraus. Im Ackerbau haben sie nicht unerhebliche Fortschritte gemacht. Ihre Religion ist ein grober Fetischdienst. Der König ist ein absoluter Despot, und verdient den wenig schmeichelhaften Titel eines Erzmörders. Auf seine Anordnung werden oft hunderte von Kriegsgefangenen bei religiösen oder staatlichen Festen oder den Manen des verstorbenen Königs zu Ehren grausam hingeschlachtet. Man sagt, daß des Königs Schlafgemach mit den Kinnladen erschlagener Feinde ornamentirt und dessen Fußboden mit Schädelknochen überlegt sei. Die Armee besteht aus 15,000 Mann und 2500 Amazonen. Letztere sind weibliche Krieger, die sich besonders durch ihre Wildheit und Furchtlosigkeit auszeichnen. Der sonst ertragreiche Sklavenhandel ist nun durch britische Dazwischenkunft fast gänzlich eingegangen und daher sind die sonst zahlreichen grausamen Sklavenjagden in letzterer Zeit weniger unternommen worden.

Die Hauptstadt des Landes ist Abomey mit etwa 30,000 Einwohnern. Die Stadt ist von Erdwällen und Gräben umzogen und nimmt einen bedeutenden Flächenraum ein, wovon ein Theil dem Feldbau gewidmet ist. Die Häuser sind meistens aus Thon aufgeführt und mit Stroh bedeckt. Gewöhnlich stehen sie ohne alle Ordnung in ziemlicher Entfernung von einander. Von Straßen giebt es keine Spur und der Schmutz ist sehr groß. Auf vier verschiedenen Marktplätzen wird ein Handel mit Sklaven, Palmöl, Elfenbein, Gold u. s. w. betrieben. Dieser Handel befindet sich hauptsächlich in den Händen von Mohammedanern. Abomey ist auch die Residenzstadt des Königs Gelele, der hier drei Paläste hat, die sich in nichts vor den übrigen Lehmhütten, als durch ihre bedeutendere Größe auszeichnen. Hier ist es auch, wo jährlich große Zahlen von Menschenopfern gebracht werden. So sollen einmal beim Tode eines Königs 2000 Männer und Weiber hingeschlachtet worden sein.

Schon eine Zeitlang sind Versuche gemacht worden, evangelische Missionsstationen in Dahomey zu errichten, wovon aber bisher alle an der Treulosigkeit des Königs gescheitert sind. Im Dezember 1880 machte der Rev. John Milum, ein wesleyanischer Missionar, dem König einen Besuch, von welchem wir dem Leser eine kleine Skizze geben wollen.

Digitized by Google

Am 10. Dezember langte der Missionar mit seinen Begleitern vor des Königs Palast an. Hier mußte er warten, bis seine Ankunft durch Boten angekündigt war. Mittlerweile bemerkte er einen ekelhaften Geruch und entdeckte zu beiden Seiten der Hofthüre je ein mit Erde gefülltes Gefäß, auf dem je drei Menschenköpfe mit dem Gesichte nach unten lagen. Im Inneren der Thüre befand sich noch ein siebenter Kopf und die Erde rings herum war mit Blut getränkt. Die sieben Opfer, denen diese Köpfe angehörten, waren erst in der verflossenen Nacht hingerichtet worden. Nach einigem Warten wurde man in den Hof hereingelassen. Hier saßen eine Zahl von Häuptlingen unter ihren Sonnenschirmen. Während man auf die Audienz wartete, wurde die Gesellschaft von Tänzern und Possenreißern unterhalten. Endlich erschien der König, umgeben von seinen Frauen und Amazonen. Derselbe ist ein kleiner Mann von angenehmen Manieren, obschon man ihm einen Zug der Härte und Grausamkeit ansehen kann. Ohne die Cigarre aus dem Munde zu nehmen, begrüßte er den Missionar, erkundigte sich nach seiner Gesundheit und hieß ihn, sich unter einen Sonnenschirm setzen. Nun defilirten verschiedene Prozessionen an dem König vorbei mit Sonnenschirmen, Tüchern und anderen Trophäen, die aus einem Kriege mitgebracht worden waren. Das Traurigste aber waren sechs Menschen, die auf Tragbahren gebunden, herumgetragen wurden, um nächstens geschlachtet zu werden. Alles hatte das Aussehen eines Dorfmarktes. Manche der Tänze und Gäsänge waren recht interessant, doch mußte der Anblick der Opfer die Seele des Missionars mit Abscheu und Schmerz erfüllen. Das Blut kochte in ihm voll Entrüstung, doch war er nicht mächtig, die Armen vom Tode zu retten.

Nach Sonnenuntergang erhielt man Erlaubniß sich zurückzuziehen. Der Missionar wurde von einer Escorte begleitet und auf verschiedene Umwege geführt, um nicht den Frauen des Königs zu begegnen, da dies ein grober Verstoß gegen die Landessitte wäre. Diese tragen Glocken um den Hals, damit die Vorübergehenden sie hören und ihnen weit genug aus dem Wege gehen können.

Am Sonntag erhielt Herr Marshall die Erlaubniß, einen Gottesdienst im Freien zu halten, wobei er über Joh. 3, 16 predigte. Am Dienstag wurde ein Sklavenmarkt mit verschiedenen Ceremonien eröffnet, die größtentheils in Gesängen zu Ehren des Königs bestanden. Zwanzig männliche und dreißig weibliche Sklaven waren zum Verkaufe ausgestellt. Um den Markt zu eröffnen, kaufte ein Enkel des Königs einen Knaben, und ein kleines Mädchen, welches eine Prinzessin zu sein schien, kaufte ein Mädchen. Darnach machten die Häuptlinge ihre Einkäufe.

Die Missionare hatten auch eine Zusammenkunft mit dem Prinzen, der seinem Vater durchaus unähnlich ist. Sie boten ihm etliche Geschenke an, unter denen sich auch eine Bibel befand. Letztere aber wollte er aus abergläubischer Furcht nicht annehmen. Er meinte, es wäre besser, dieselbe aufzubewahren, um die Kinder, die man nach der Missionsschule senden würde, lesen zu lehren und nachher könnten diese den Ihrigen ja Alles erklären.

Der Sklavenmarkt dauerte eine ganze Woche. Auch wurden die Menschenopfer täglich erneuert. Diese waren Kriegsgefangene, die kein anderes Verbrechen begangen hatten, als ihre Heimath zu vertheidigen. Man weigerte sich, den Europäern über die Zahl der Opfer Auskunft zu geben, doch verkündigten Trommelschläge und Musketenschüsse jeden Morgen, daß das Todeswerk vollbracht sei. Die Raubvögel versammelten sich beständig um einen Graben, in welchen die Leichname geworfen wurden.

Daß es einem civilisirten Menschen unter solchen Scheußlichkeiten übel zu Muthe war, läßt sich leicht denken. Daher verlangten denn auch die Missionare baldigst wieder ihren Abschied, indem auch andere wichtige Pflichten sie hinwegriefen.

Daß in solcher Finsterniß das Licht des Evangeliums ein dringendes Bedürfniß ist, wird jedes Christenherz einsehen. Möchte es bald die grause Nacht des Aberglaubens verscheuchen!

Der kleine Wanderer.

Was willst du hier, kleiner Taugenichts! Packe dich und laß dich nicht wieder hier sehen, wenn du nicht in's Gefängniß wandern willst, zu deinem liederlichen Vater!"

Mit diesen rauhen Worten herrschte ein gut aussehender Knabe einem andern ärmlich gekleideten Knaben an, welcher während eines heftigen Gewitters Obdach in einer Scheune gesucht hatte, und ohne weitere Umstände stieß er den armen zitternden Knaben zum Scheuerthor hinaus.

„Aber Vetterchen," sagte ein rothbackiges Mädchen, das unbemerkt in die Scheune gekommen war, „wenn das die praktische Ausführung deines Aufsatzes ist: 'Freude im Gutes thun', so würdest du ihn besser noch einmal umschreiben. Ich fürchte, Friedrich wird nicht viele Engel ohne Wissen beherbergen, wenn er Fremde auf diese Weise behandelt."

Digitized by Google

„Ach, Bäschen," sagte Friedrich, „gieb dich nicht mit diesem Buben ab, er ist es nicht werth. Ich kenne die ganze Familie. Sein Vater wurde letzte Woche wegen Diebstahls in's Gefängniß geschickt.

„Es betrübt mich," sagte Grace, „solche Redensarten von dir zu hören, Friedrich. Ich hätte doch mehr Menschlichkeit und Religion bei dir zu finden erwartet. Hast du nicht schon oft gelesen: Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters?"

So redend trat sie zu dem Kleinen, der bitterlich weinte, und frug ihn auf gewinnende Weise: „Sage mir, mein lieber Kleiner, was dir fehlt. Hast du noch Jemand?"

„Ich habe Niemand als Jesum," sagte der Kleine, „und auch er scheint mich verlassen zu haben, denn ich habe den ganzen Tag noch nichts zu essen gehabt, und er hat mir doch mein täglich Brod versprochen."

„Armes Kind," sagte Grace, während sie mit ihm weinte, „komm, der liebe Heiland hat mich gesandt, dir zu helfen." Der Knabe stand auf und folgte ihr in die Küche, wo ihm Speise zur Stillung seines Hungers gegeben wurde.

Nachdem er seine Mahlzeit beendet hatte, frug Grace: „War das dein Vater, liebes Kind, welcher letzte Woche ins Zuchthaus geschickt wurde?"

„Ach nein, Fräulein, es war der Mann, bei welchem ich mich aufhielt. Mein Vater wurde in Indien von den Sepoys ermordet. Meine Mutter ist wahrscheinlich auch todt. Ich habe sie seit jenem schrecklichen Tage nicht mehr gesehen."

„Seit welchem Tage?" frug nun Grace aufgeregt.

„Ich meine den Tag, an welchem die Rebellion in Indien ausbrach. Ich weiß noch gut, wie mein Vater so gerührt Abschied nahm und sagte, er wüßte nicht, ob er uns je wieder sehen werde. Er küßte uns alle, besonders mich, und sagte, ich sei sein lieber Bertie. Bald darauf kam ein Mann und sagte, daß alle Offiziere von den Soldaten getödtet worden seien, und auch der Papa, und hieß uns schleunigst fliehen. Da raffte die Mutter zusammen was sie zunächst ergreifen konnte, doch es war zu spät. Ein Haufe der Empörer kam, rissen mich von der Mutter los, und hätten mich umgebracht, wenn mich die alte Haushälterin nicht versteckt hätte. Endlich übergab sie mich einem Herrn, der nach Amerika reiste, und mich in einem Waisenhaus unterzubringen versprach. Im Waisenhaus wurde ich diesem Manne übergeben, der wegen Diebstahls ins Gefängniß geschickt worden ist und auch mich oft schlug, weil ich nicht stehlen wollte."

„Wie heißest du, lieber Kleiner," sagte Grace, noch aufgeregter als zuvor.

„Bertie, oder Herbert Mitchel, der Mann, bei dem ich war, nannte mich Tom."

Jetzt konnte sich Grace nicht länger enthalten, sie flog dem armen Jungen um den Hals und rief: „Bertie, Bertie! mein theurer, lange verlorner und wiedergefundener Bruder! Komm zu unserer lieben Mutter, die sich um deinet willen beinahe zu Tode gegrämt hat." Als sie die Thüre an dem Zimmer der Mutter öffnete, rief sie mit voller Stimme: „Mutter, hier ist Bertie, hier ist er!" Das Auge der Mutter erkannte sogleich ihr verlorenes Kind und mit dem Ausruf: „Er ist es!" sank sie ohnmächtig zu Boden. Die angewandten Stärkungsmittel brachten sie bald wieder zum Bewußtsein, daß sie ihren Bertie herzen und pflegen konnte.

Mit Gefühlen der Dankbarkeit, wie nie zuvor, stieg das Abendopfer der Fröhlichen am Schlusse dieses für sie so glücklichen Tages zum Himmel empor; ein gedrücktes Mutterherz war erfreut und die Tage des Elends eines dem harten Loos verfallenen Kindes zu Ende. Und Friedrich, der sich so rauh angelassen hatte, bat um Verzeihung und suchte auf alle mögliche Weise das begangene Unrecht an dem lieben Engel, wie Grace ihren Bertie nannte, wieder gut zu machen. S.

Eine arabische Augenkur.

Von Dr. J. Paulus.

Kann man auch Feigen lesen von den Disteln? sagt Christus in der Bergpredigt und zeigt damit, daß damals die Gärten noch nicht mit hohen Cactushecken umzäunt waren, wie jetzt. Berühmt sind um ihrer Schönheit willen die Gärten von Jaffa am Strande des Meeres, ähnliche Gärten giebt es aber an der ganzen Meeresküste, in der Ebene Sephela, Saron und in der Akkoebene. Wenn ein solcher Garten angelegt wird, pflanzt man vor allem rings um das Stück, das ein Garten werden soll, eine Cactushecke, die in einem Viereck den Gartenraum umschließt. Ist die schnell wachsende Hecke so hoch, daß sie Schutz vor Menschen und Thieren gewährt und auch den Wind hindert, den Ufersand in den Gartenraum zu wehen, so wird erst das Stück in Gartenland verwandelt und angepflanzt. So giebts denn solcher Hecken sehr viele und diese tragen die sehr gute Cactusfeige, die die Einwohner gerne essen. So werden also von den Cactusdisteln in der That Feigen gelesen. Diese Cactus bilden mit ihren Stacheln eine sehr gute Umzäunung.

Digitized by Google

Als ich in Haifa war, am Fuße des Karmel, wo die älteste unsrer württembergischen Kolonien angelegt wurde, ritt ich einmal zwischen diesen Hecken mit einem jungen Deutschen Namens Joseph; wir begegneten einigen andern jungen jungen Kolonisten und befreundeten Arabern. Wie es nun dort manchmal geschieht, kam es bald zu einem Wettrennen, da die Araber gerne ihre Ueberlegenheit im Reiten zeigen. Während nun die Pferde in sausender Schnelle längs den Cactushecken hinflogen, begegnete Joseph, der sonst ein guter Reiter war, ein Unglück. An einer Biegung des Wegs kam nämlich plötzlich von der Seite her ein Kameel zum Vorschein, das laut zu brüllen anfing. Durch den plötzlichen Anblick und das Gebrüll wurde Josephs Pferd scheu, daß es den Reiter, der gar nicht darauf gefaßt war, flugs abwarf. Der Boden besteht aus tiefem Sand, so hätte das Herabstürzen vom Pferde nicht viel gethan, wenn Joseph nicht mitten in eine Cactushecke hineingeschleudert worden wäre. So schnell ich vermochte, hielt ich an, um nach ihm zu sehen, während die Andern weiter rannten. Mühsam raffte sich Joseph in dem Stachelmeer auf und ich half ihm vollends heraus. Er sah aus wie ein Igel, nur daß die Spitzen der Stacheln nicht nach außen, sondern nach innen gingen. Um und um staken große und kleine Cactusstacheln im Fleisch und in den Kleidern. So gut ich konnte, zog ich dem von Schmerz geplagten Genossen die Stacheln aus den Händen und dem Gesicht, über welches das Blut herablief. Das hätte nun weiter nicht viel geschadet und wäre bald wieder geheilt, wenn nicht leider auch in beide Augen Stacheln eingedrungen wären. Aber da getraute ich mir nicht viel zu machen, um am Auge nichts zu verderben, nur die größten Stacheln zog ich vorsichtig heraus. Darauf brachte ich den Patienten nach Haifa zurück, wo man nicht wußte, wie ihm zu helfen sei, da nicht nur kein Augenarzt, sondern damals überhaupt kein europäischer Doktor in Haifa war.

Endlich fiel es Joseph ein, daß in der Stadt eine heilkundige Araberin sei, die schon manchem Verletzten geholfen habe. Eine andere Hilfe war nicht vorhanden, daher brachte ich ihn auf sein Begehren zu der Heilkünstlerin, ohne jedoch viel Hoffnung zu hegen. Es war ein altes, unscheinbares Weib, das braun wie eine Zigeunerin aussah und wenig Vertrauen erweckte. Sie machte sich alsbald an's Werk, bereitete eine dicke Salbe aus allerlei Kräutern und bestrich beide Augen damit. Nach einigen Stunden wusch sie die Salbe wieder weg und als ich nun die Augen ansah, erkannte ich zu meiner Verwunderung, daß in der That alle größeren Stacheln glücklich herausgebracht waren, auch hatte die Salbe die Schmerzen in den Augen wesentlich gemildert, aber doch waren ganz kleine Stacheln, die man kaum sehen konnte, noch immer in den Augen und ich verzweifelte schon daran, daß auch diese ohne feine Instrumente entfernt werden könnten. Die Frau aber wußte Rath, sie hatte das nöthige Werkzeug bei sich. Nachdem sie die Augen noch einmal gewaschen, sagte sie: Mach die Augen weit auf. Joseph sperrte sie auf, so gut er konnte. Insch Allah! (Gefällt es Gott!) rief nun die Frau und begann die Operation. Sie streckte nämlich ihre lange, spitzige Zunge heraus und fuhr ihm damit in den Augen herum, und so oft sie an einem Auge ein wenig herumschleckte, blieben einige Stacheln an der rauhen, klebrigen Zunge hängen. In Kurzem waren durch diese einfache, ungefährliche Operation alle, auch die kleinsten, fast unsichtbaren Stacheln aus beiden Augen gezogen, und ich ging mit Joseph froh wieder aus dem Hause der heilkundigen, zungenfertigen Araberin, deren Kunst und Geschick Joseph die Rettung und schnelle Heilung seiner Augen verdankte.

Skizzen aus einem Reiseprediger-Leben.

Von Wm. Ahrens.

VI.

„Gehe aus auf die Straßen und Gassen der Stadt und führe die Armen, Krüppel, Lahmen und Blinden herein." (Luc. 14, 21.)

Die treue Verwaltung der Sacramente, das öffentliche Predigen des Evangeliums, sei es auch noch so oft, noch so deutlich, noch so gewissenhaft, ist noch nicht die ganze Erfüllung des Berufs eines Knechts Christi, er muß auch mit aller Treue Seelen zu retten suchen, im privaten und persönlichen Verkehr: er muß die oben Bezeichneten einzeln aufsuchen und sich um ihr Heil bemühen. Zum Preise des Herrn und vielleicht zur Aufmunterung Anderer, will ich etliche Exempel aus meiner eigenen Erfahrung in dieser Arbeit mittheilen.

Es war während meiner zweiten Dienstzeit an der Racestr. Kirche in Cincinnati, daß ich eines Tages die obere Mainstraße herabkam und dicht vor mir einen Mann gewahrte, dessen Benehmen mir auffiel. Mit gesenktem Haupte und langsamen Schrittes ging er geradesweges vor sich hin, ohne sich darum zu bekümmern, wer ihm in den Weg kam; er wich Niemanden aus, schon aus der Ursache, weil sein zum Boden ge-

senkter Blick Niemanden sah. Ueberhaupt schien er, obgleich die Straße voll Leute war, gar nicht zu merken, daß außer ihm noch Jemand in der Welt war. Ich konnte deshalb leicht neben ihm einhergehen und ihn von der Seite betrachten, ohne von ihm beachtet zu werden. Mein Seitenblick bestätigte mir die Muthmaßung, daß ein schwerer Druck auf seinem Gemüthe laste, und aus dem kurzen Gespräche, das ich mit ihm anknüpfte, lernte ich hinreichend, daß er in Noth war. Ich erkundigte mich nach seiner Wohnung, sagte ihm, wo meine Kirche sei, lud ihn ein dieselbe zu besuchen und schied von ihm.

Sobald als möglich suchte ich seine Wohnung auf, fand die Frau auf dem Krankenlager und auf ihrem bleichen Angesichte die Merkmale inneren Kummers, während die bleichen Angesichter kleiner Kinder verwundert zu dem fremden Manne aufschauten. Das Zimmer war sauber und in guter Ordnung; im Uebrigen aber war es nur zu deutlich, daß Armuth hier ihr Heim aufgeschlagen hatte und pecuniäre Hülfe noth sei, zumal der Mann keine Arbeit hatte. Aber Trost war nicht weniger nothwendig, und Gott Lob, daß dem Seelsorger die reiche Schatzkammer göttlichen Trostes immer offen steht, daraus zu nehmen und zu spenden. Der Mann kniete dann mit mir am Bette seiner Frau nieder, wo wir uns betend der Fürsorge Gottes und seiner Gnade in Christo Jesu empfahlen.

Der Mann kam von da an regelmäßig zu unseren Versammlungen, und während der leiblichen Noth abgeholfen wurde, und er auch bald Arbeit bekam, die Frau auch wieder von ihrer Krankheit genaß, suchte und fand er die „köstliche Perle“: „Gerechtigkeit, Friede und Freude im heiligen Geiste.“ Beide schlossen sich meiner Gemeinde an.

Nach seiner Bekehrung machte er mir folgendes Geständniß: „Ich war ohne Arbeit und so wurde unser kurzer Vorrath bald erschöpft. Meine Frau wurde krank und es fehlte an Pflege und bald sogar am täglichen Brode. Alle meine Bemühungen, Arbeit und Verdienst zu finden, waren fruchtlos. Da ergriff mich die Verzweiflung; und als du an jenem Tage auf der Mainstraße zu mir kamst, war ich auf dem Wege nach dem Ohioflusse, um meinem qualvollen Leben ein Ende zu machen. Hättest du mich nicht angeredet, so wäre ich als Selbstmörder in die Ewigkeit gegangen, und was wäre aus mir und meiner Familie geworden?“

Zur selbigen Zeit, als ich eines Tages im Buch-Concern war, kam ein Deutscher herein mit einer Rolle feinem Saffian-Leder für Buchbinder-Zwecke, welches er zum Verkauf anbot. Der derzeitige Vorsteher der Buchbinderei im Concern war, auf's Beste gesagt, kein Freund der Deutschen. Statt einen für's Concern vortheilhaften Kauf zu machen, was er leicht hätte thun können, wies er den Mann mit kurzen Worten in einem nicht freundlichen Tone ab. Dieser blieb eine kurze Weile auf dem Fleck stehen, wo er war, seine Augen in den leeren Raum starrend, als wolle er ein Räthsel lösen, und sein Angesicht die Spur inneren Kummers tragend. Kurz, ich sah in ihm einen Menschen, der in großer Verlegenheit und folglich in dem Zustande war, wo das Herz leicht zu erreichen ist, um ihn für Gott und den Himmel zu gewinnen, falls solches noch nicht geschehen. Ich trat deshalb zu ihm und knüpfte ein Gespräch mit ihm an, in welchem ich erfuhr, daß er erst kürzlich mit seiner Frau von Württemberg gekommen und seines Handwerks ein Buchbinder sei. Das Leder habe er mitgebracht, um es hier in seinem Handwerke zu verarbeiten; aber alle Bemühungen, Arbeit zu finden, seien bisher vergebens gewesen, und alle Hoffnung, solche zu finden, scheine ihm abgeschnitten, zumal er die englische Sprache nicht verstehe. Ueberdies sei nun seine kleine Baarschaft verzehrt, und er sei genöthigt, das Leder zu verkaufen, um Geld für Brod zu bekommen; bisher aber sei es ihm mit dem Verkauf des Leders nicht besser ergangen, wie mit dem Suchen nach Arbeit u. s. w.

Seinen inneren Zustand betreffend, war er noch ein Fremdling zum rechtfertigenden Glauben, aber, wie ich erwartete, war das Herz offen für die „heilsame Gnade Gottes.“ Ihn hinweisend auf den „Helfer in aller Noth,“ und etliche Worte der Aufmunterung sprechend, lud ich ihn ein, meine Kirche zu besuchen; nachdem ich seine Wohnung erkundet hatte, schieden wir von einander.

Sobald ich's möglich machen konnte, besuchte ich ihn in seiner Wohnung und fand sein Weibchen — eine freundliche zuvorkommende Person — eben so offen für die Wahrheit des Evangeliums wie ihn. Letzteren half ich Arbeit finden und somit war der Noth abgeholfen. Beide kamen regelmäßig zu meiner Kirche, schlossen sich bald der Gemeinde an und wurden ehelang, nach Beider Bekenntniß in die selige Freiheit der Kinder Gottes. Ein paar Jahre später starb der Bruder an der Schwindsucht, aber in der frohen Hoffnung des ewigen Lebens.

Leibliche Gebrechen haben zwar meine amtliche Thätigkeit schon seit manchen Jahren zum Schlusse gebracht; wäre das aber nicht der Fall, ich würde heute mit größerem Ernst und vermehrter Treue die private Seelsorge pflegen und mich um die Rettung Einzelner bemühen; denn wenn jetzt in stiller Einsamkeit die Vergangen-

Digitized by Google

heit wieder vor meiner Seele aufsteigt, so fühle ich doch gleichsam einen Sporn von beiden Seiten: einerseits das Bewußtsein glücklichen Erfolgs und die damit verbundene Freude, und andrerseits der Gedanke, daß mit größerer Treue, Fleiß und Gewissenhaftigkeit auch der Erfolg größer gewesen sein würde, und daher die Bangigkeit bei dem Gedanken, die Ursache zu sein, daß Seelen verloren gingen.

Eine gefrorene Hand.

Der Prediger Rowland Hill sprach einmal von der Hartherzigkeit so Mancher, die viel geben könnten, und doch oft hinter den Armen zurückbleiben. Er sagte: „Einige Leute haben fortwährend Frost in ihren Taschen; sobald sie ihre Hände hineinstecken, gefrieren sie und sind nicht im Stande, ihren Geldbeutel herauszuziehen." Eine englische Dame hat einmal durch ein treffendes Wort eine solche gefrorene Hand in eine warme verwandelt. In ihrer Stadt Bristol lebte ein alter, durch seinen Reichthum bekannter Herr, von dem man aber auch wußte, daß er nie Gaben für christliche Zwecke hatte und überhaupt vom Geben wenig hielt. Trotzdem stieg in der eifrigen Freundin der Bibelverbreitung der Gedanke auf: Warum solltest du ihm nicht auch einmal einen Besuch abstatten und ihn um einen Beitrag für die Bibelgesellschaft ansprechen? Sie konnte den Gedanken nicht los werden, und endlich entschloß sie sich, ihn auszuführen. Freunde, denen sie von ihrem Vorhaben Mittheilung machte, riethen ihr ab, den Weg zu machen, da er sicherlich vergeblich sein würde, aber sie ließ sich nicht irre machen. Sie ging und wurde vorgelassen. Sie übergab ihm nun die Ankündigungen und Aufforderungen, welche die Bibelgesellschaft hatte drucken lassen, und erzählte ihm zugleich von der Thätigkeit und von den Erfolgen der letzteren. Der Greis hörte Alles an, aber von einer Wirkung auf seinen harten Sinn war keine Rede. Er sagte, daß er so viel für sonstige Dinge auszugeben habe, daß ihm für diese Sache nichts übrig bleibe. Nach wiederholtem, aber erfolglosem Bitten fragte ich ihn endlich: „Haben Sie auch eine Bibel?"

„Ei freilich!" gab er zur Antwort.

„Nun," sprach sie weiter, „unter welchen Bedingungen wollen Sie mir dieselbe überlassen?"

„Unter keiner Bedingung!" erwiderte er.

„Gut denn," sagte sie, „es giebt aber Tausende in unserem Lande, welche das Gut entbehren, das Sie selber so hoch schätzen. Mit einem leichten Opfer von Ihrer Seite könnte einem Ihrer Brüder das Buch verschafft werden, von welchem Sie sich um keinen Preis trennen wollen." Das traf den Greis, aber er verbarg seine Bewegung und fragte im kühlen Geschäftston, wie viel er wohl geben müßte. Als die Dame ihm erklärt hatte, daß jede, auch die kleinste Gabe mit Dank angenommen werde, ging er an seinen Schreibtisch, nahm aus demselben eine Rolle Goldstücke und zählte nun ganz gemächlich: eins, zwei, drei und so fort. Die Dame meinte, der alte Herr thue das aus Unart, um sie sich auf diese Weise vom Halse zu schaffen, und wollte sich verabschieden. Da bat er aber: „Nur noch einen Augenblick!" und zählte bis auf 74 Goldstücke. Diese gab er dann der Dame mit den Worten: „Hier ist mein Beitrag, für jedes meiner Lebensjahre eine Guinee (etwa fünf Dollars).

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 7. Mai 1882. Mark. 7, 24—37.

Glaubensmacht und Wunderkraft.

Text: Der Herr ist allen gütig, und erbarmet sich aller seiner Werke. (Psalm 145, 9.)

I. Der Glaube der Kananäerin. (V. 24—30.)

V. 24. Und ging von dannen, nämlich von Kapernaum, wo Jesus sich seit Kap. 5, 21 wieder befindet und von den feindlichen Nachstellungen der dortigen Pharisäer und Schriftgelehrten, wovon der Anfang unseres Kapitels erzählt, auf Schritt und Tritt umgeben war; nicht aus Furcht vor diesen, aber doch in Folge ihrer gehässigen Verfolgungen und in der Absicht, diese nicht zu einer vorzeitigen und gewaltsamen Einschreiten gegen ihn werden zu lassen, erfolgt nun sein fluchtartiger Rückzug in das heidnische Grenzgebiet von Tyrus und Sidon, an der nordwest Seite Galiläas gelegen und zum syrischen Phönizien gehörig. Zwar war dieser Wüstenstrich ursprünglich auch zum Erbtheil Israels bestimmt (1 Mos. 49, 13; 5 Mos. 33, 14; Jos. 19, 28), aber niemals von Israel wirklich erobert worden, sondern in den Händen der ursprünglichen Bewohner, der Kananäer, geblieben, welche von Israel nicht völlig ausgerottet worden waren.

Digitized by Google

Indem Jesus absichtlich auch dieses alte Grenzgebiet von Israels Erbland betritt, thut auch er es jetzt gleichfalls noch nicht, um über jene Heiden Gericht zu halten, sondern um auch ihnen noch Gnade und Rettung anzubieten (vrgl. Joh. 3,17). Sein Aufbruch von Kapernaum ist also zwar allerdings ein absichtliches Abbrechen mit der Partei seiner Gegner, aber noch nicht mit seinem von ihnen verführten Volke selbst, daher er auch noch nicht eigentlich Israels Gebiet ganz verläßt und sich in das heidnische Land selber begiebt, sondern noch auf dem angrenzenden Landstrich von Galiläa, etwa im Gebiet des Stammes Asser, bleibt, ja gerade hier seine Bestimmung für Israel so stark hervorhebt wie sonst nie, und seine Wirksamkeit bei den Heiden vorerst nur als eine einzelne vorübergehende Ausnahme erscheinen läßt. In ein Haus, vielleicht eines stillen Anhängers daselbst, jedenfalls, um dort eine Zeitlang in der Stille zuzubringen; daher will er es auch Niemand wissen lassen, um nicht von Hülfesuchenden hier in der Heidenwelt angesprochen zu werden, während doch vielmehr sein eigentlicher, ihm vom Vater anbefohlener Wirkungskreis nur sein eigenes Volk war (V. 27), und überhaupt um nicht unnöthiges Aufsehen zu erregen. Aber es gelang nicht, denn auch hier konnte er nicht verborgen sein, und zwar nach göttlicher Fügung, welche gerade hier ein Ereigniß von hoher vorbildlicher Bedeutung für die ganze Zukunft des Reiches Gottes wollte eintreten lassen.

V. 25: sie kam, die Gelegenheit abpassend, wo er einmal in's Freie ging, denn sie hatte von ihm gehört, entweder blos von seinem Dasein, oder auch von seinen früheren Wundern; und fiel nieder, dies geschah nach Matth. 15, 25 erst später, nachdem er ihre eindringliche Bitte durch sein beharrliches Stillschweigen abgewiesen (V. 23), ja sogar die Fürbitte der Jünger abgelehnt hatte (V. 24); Markus zieht die Geschichte etwas zusammen, hebt aber dafür ihren dritten und letzten Anlauf desto kräftiger hervor (V. 27) und zeigt die Abwehr derselben durch den Herrn erst in ihrer ganzen Strenge.

V. 26: ein griechisch Weib, d. h. ein griechisch redendes, nicht eine eigentliche Griechin von Geburt, sondern vielmehr nur eine Hellenistin aus Syrophönicien, d. h. dem zur römischen Provinz Syrien gehörigen Phönizien, im Unterschied von dem zu Lybien in Nordafrika gehörigen Phönizien der alten Karthager.

V. 27: Laß zuvor, nämlich ehe die Reihe an dich und deinesgleichen kommt, die Kinder (Israel) satt werden, denn so lange diese noch am Tisch sitzen und ihre Mahlzeit vor sich haben, würde es nicht blos ihre eigene Ehre und Würde, sondern das Hausrecht selbst und jede Sitte des Anstands verletzen, das ihnen gehörige Brod den Hunden (Heiden) vorzuwerfen. Hier hat Jesus Alles, was es nur an Verachtung für die Heiden in der Sprache und den Vorurtheilen Israels gab, zusammengenommen, ja fast auf die Spitze getrieben, dennoch läßt sie sich nicht irre machen.

V. 28: Ja Herr, sie nimmt also jene demüthigende Vergleichung, die ihr ganzes Herz verwunden, ja empören mußte und geeignet war, sie völlig zu Boden zu schlagen, demüthig und ohne Einsprache an, schöpft aber doch zugleich gerade aus ihr selbst einen neuen Beweis, um den Widerstand des Herrn zu besiegen. aber doch u. s. w. Freilich hatte sie geglaubt, ein solcher Mann sei für alle Menschen da und Alle, die Hülfe brauchen, hätten ein gleiches Recht an ihn und zu ihm, nun aber hört sie das Gegentheil, daß nämlich nur die Juden allein die Kinder sind, denen das Brod des Lebens gehört, nicht aber auch die Heiden, und weil sie also kein Brod verlangen kann, so tritt sie sofort bescheiden zurück, nur von den Brosamen, die die Kinder von ihrem Ueberfluß auf den Boden fallen lassen, begehrt sie etwas, auch dies schon ist ihr genug, nur ein Wort, ein Blick, eine Berührung des Saumes.

V. 29: Um des Wortes Willen. Markus hat uns schon oft die Macht des Gotteswortes bewundern lassen, hier sollen wir auch einmal die eines Menschenwortes bewundern, das der Kananäerin, wodurch sie sich jenem Hauptmann von Kapernaum, gleichfalls einem Heiden zur Seite stellt, das einem andern ähnlichen Glaubenswort des A. T. gleichfalls aus Menschenmunde (vrgl. Jak. 5,17) zu vergleichen ist, (wie überhaupt der ganze Vorgang dem Gebetskampf Jakobs, 1 Mos. 32, 36), jenem Glaubenswort des Elias, das den Himmel öffnet und die Hülfe Gottes herniederzieht. Denn wie bei Gott selbst kein Ding unmöglich ist (Matth. 19,26), so sind dem Glauben alle Dinge möglich (Mark. 9,23). Auch dieses Wort hat Fleisch und Blut nicht geoffenbart (vrgl. Matth. 16, 17), und dem Gebote des Vaters darf der Sohn nicht ungehorsam sein. Er hat sich aber eben im Gehorsam gegen ihn eine Selbstbeschränkung seiner Liebe aufzuerlegen und sie wird ihm schwer genug gefallen sein: denn obwohl gekommen, die ganze Welt zu erlösen und also allen ohne Ausnahme ein Retter und Heiland zu werden, gehört er zunächst als Messias für seine irdische Wirksamkeit doch nur seinem Volke allein und ausschließlich an, nach dem ausdrücklichen Willen des Vaters (Matth. 15, 24), dem er sich demüthig und selbstlos unterordnet. Aber gleichwohl ist und bleibt er doch noch der Freie und sobald er wahrgenommen, wie dies Weib mit ihrem Heldenglauben alle trennenden Schranken durchbricht und dem Geiste nach eine Tochter Abrahams ist, da thut er, was er sonst nicht gethan hätte: er hilft und zwar sofort.

V. 30: Auf dem Bette liegend. Markus betont, wie das sonst tobsüchtige Kind jetzt ruhig, wenn auch erschöpft und ermattet von dem letzten heftigen Anfall des bösen Geistes, aber doch völlig genesen auf ihrem Lager gefunden wird.

II. Die Heilung des Taubstummen. (V. 31—37.) Man kann diesen Abschnitt mit dem vorigen als Gegensatz zusammenstellen: Die Kananäerin, obwohl eine Heidin, redet recht, d. h. mit Demuth und ausharrendem Glauben (V. 28) und so ward ihr die Hülfe. Recht reden aber konnte sie blos, weil sie zuvor schon recht gehört hatte, mit brünstiger Liebe und heiligem Verlangen. Dieser Sohn Israels dagegen ist unfähig zu reden, weil unfähig zu hören, und so mußte bei ihm Jesus zuerst die Ahnung von dem in seiner Person gegenwärtigen Heil und die Sehnsucht darnach wecken, — ein sprechendes Bild sowohl von dem geistigen Zustand des ganzen damaligen Israels (Matth. 13, 13 ff.), als auch vieler Seelen mitten in der Christen-

Digitized by Google

heit, die erst durch das Gefühl ihres Elends und die Erkenntniß ihrer Sünde sich müssen zu Christo treiben lassen, damit sie durch ihn selig werden; er selbst muß ihnen erst Augen und Ohr, Mund und Herz öffnen.

V. 31: Wieder ausging, weil er doch dort nicht, wie er es gewünscht hatte, verborgen bleiben konnte (V. 24), sondern vielleicht gerade diese letzte Wunderthat ruchbar geworden war. An das galiläische Meer, nämlich an dessen Ostufer in die Landschaft Gaulonitis, in das Gebiet der gleichfalls noch halbheidnischen zehn Städte (Dekapolis), deren Bezirk sich diesseits und jenseits des Jordans in einem schmalen Gürtel zwischen Galiläa und Peräa hinzog und gleichfalls dem Landpfleger oder römischen Statthalter von Syrien, gleichwie das alte Phönizien, unterstellt war, und ebenfalls eine wesentlich hellenistische Bevölkerung, Sprache und Verfassung hatte. Matthäus (15, 29—31) berichtet nur im Allgemeinen von Wunderheilungen, Markus greift aus ihnen auch hier gerade diejenigen heraus, die durch ihre Nebenumstände ein besonders deutliches Gepräge hat und wobei die Heilung in ihrer allmählichen Vorbereitung, Entwicklung und Vollendung anschaulich hervortritt, daher er das wunderbare Verfahren des Herrn nach allen einzelnen äußeren Beziehungen so umständlich schildert (vergl. 8, 22—26; 6, 13).

V. 32: Sie brachten, unter den vielen Kranken, von denen Matthäus berichtet; diese Thatsache setzt also Bekanntschaft mit Jesu und Glauben an ihn auch hier wieder voraus, wie in Syrophönizien (V. 24). Die Hand auf ihn legte, um ihm so seine Heilskraft und Wunderhilfe zu vermitteln (vergl. 6, 5; 8, 23. 25). Er that dies also öfters, woraus aber wieder nicht zu schließen ist, daß die Wunderkraft äußerlich leiblich in seiner Hand gelegen hätte (vergl. zu 5, 27 Lektion am 3. März). Ohne Zweifel wechselte er mit dem Verfahren öfters, damit man nicht meinen solle, es käme auf diese äußeren Mittel und Vorgänge an; wohl zu beachten ist auch, daß es sich hier um eine natürliche Krankheit, keine Besessenheit handelt, die er immer nur durch das geistige Mittel seines Machtwortes heilt.

V. 33 schildert anschaulich den ganzen langsamen Verlauf der Handlung; statt seine Allmacht zu zeigen durch ein göttliches Wunder, nimmt er ihn von dem Volk besonders, offenbar um seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf seinen Helfer zu lenken und seinen Glauben zu wecken; es soll zwischen Beiden eine ungestörte persönliche Beziehung und Gemeinschaft hergestellt werden und der Kranke sich in der Stille sammeln können; das Ganze war ja eine Hilfe für ihn, nicht ein Schaustück für Andere; und so auch jetzt noch, wo sich der Herr einer Seele annimmt, führt er sie vor allem in die Stille zu ernstem Besinnen in der Einsamkeit. Legte ihm die Finger u. s. w., denn diese Taubstummen kann er nur durch die Zeichensprache der Geberde zum Bewußtsein dessen bringen, was mit ihm vorgeht. Der Speichel galt im ganzen Alterthum als Heilmittel, vergl. Joh. 9, 6; berührte seine Zunge mit dem Speichel, oder vielleicht auch nur mit dem trockenen Finger, jedenfalls um aber auch diesem anderen leidenden Glied und Sitz seines Gebrechens persönlich und unmittelbar nahe zu kommen (8, 23).

V. 34: sah auf, zum Vater bittend wie Joh. 11, 41; und zugleich um auch den Kranken nach Oben zu weisen, woher allein die Hülfe kommt (Psalm 121, 1. 2); seufzete, ebensowohl als Ausdruck herzlichen Erbarmens und Mitgefühls, wie zugleich als stiller Gebetsruf zu Gott. Thue dich auf! sowohl die verschlossenen Ohren wie die gebundene Zunge, der geschlossene Mund.

V. 35: Und redete, sogleich, ohne die Zwischenstufen einer erst allmählich sich entwickelnden Sprachfertigkeit durchlaufen zu müssen, wie etwa jener Blinde 8, 24 ff.; recht = vollkommen und deutlich.

V. 36: Sie sollten es Niemand sagen, draußen, außerhalb des Kreises der mit der Sache bereits Bekannten; denn es waren schon so viele Kranke zu ihm gebracht (Matth. 15, 30), daß er seines eigentlichen Berufs (der Predigt) nicht so warten konnte, wie er gerne wollte, vergl. zu 1, 37 ff., Lekt. am 3. Jan. Auch befand er sich ja noch auf halbheidnischem Boden und mußte hier um so gewissenhafter allen falschen Auffassungen seiner Wunder entgegentreten. Zugleich soll dadurch aber auch der Geheilte selbst den rechten Gebrauch von Ohr und Zunge lernen; Das rechte Hören und Horchen ist das Gehorchen, und das rechte Reden besteht oft gerade im Schweigen, wo er uns schweigen statt reden heißt. Er will auch hier für seine Person keine Ehre, und möchte den Genesenen bewahren, durch eitles Rühmen und Prahlen mit ihm und mit seiner Erfahrung den inneren Segen wieder zu verlieren. Je mehr sie es ausbreiteten, an dem starken Verbot entzündet sich eine um so stärkere Begierde, ihm gleichwohl durch lautes und offenes Bekennen die Ehre zu geben, so hingerissen sind sie von seinen Thaten; das ist zwar ächt menschlich schön, aber in diesem Fall doch nicht recht.

V. 37: Er hat es alles wohl gemacht, weist zurück auf 1 Mos. 1, 31, denn die Erlösung ist eine Vollendung und Wiederherstellung der Schöpfung, aber auch prophetisch hinaus auf den großen Lobgesang der Ewigkeit, der den Schlußchor der ganzen Weltgeschichte bilden wird.

Disposition. „Der Herr hat alles wohl gemacht" (V. 37). Dies zeigt sich hier

1. In dem doppelten Sieg des Glaubens (V. 24—30), worin
   a) der Glaube den Herrn selbst besiegt, aber auch
   b) der Herr durch den Glauben die Noth besiegt; und
2. In der doppelten Hülfe des Herrn (V. 31—37), wie er
   a) das Ohr öffnet, und
   b) die Zunge löst. (Zur weiteren Ausführung: Ohr und Mund sind zwei edle Gottesgaben schon von Natur, für die man viel zu wenig denkt; das Eine öffnet uns die ganze Welt des Geistes, und läßt sie in Wort und Klang auf uns wirken, das Andere läßt die ganze innere Welt unsers Geistes nach außen ausströmen in Sprache und Gesang; aber auch sie werden nur durch Christi Kraft geweiht und veredelt, so daß sie das werden können, was sie sein sollen; nur er öffnet das Ohr für die Stimme

Digitized by Google

des Gewissens und des göttlichen Worts, für die Noth des Nächsten u. s. w., und den Mund zum Loben und Danken, Bekennen und Beten, Mahnen, Warnen und Trösten.

Sonntag, 14. Mai 1882. Mark. 8, 1—21.

Lebensbrod und Sauerteig.

Text: Es lief das Volk zu, und kamen etliche tausend zusammen, also daß sie sich unter einander traten. Da fing er an und sagte zu seinen Jüngern: Zum ersten, hütet euch vor dem Sauerteige der Pharisäer, welches ist die Heuchelei. (Lukas 12, 1.)

I. Die Speisung des Volkes. (V. 1—9.) **V. 1:** Zu der Zeit seiner von 7, 24 an beschriebenen fluchtartigen Wanderung durch das fast unbewohnte, weit unfruchtbare Gebirgsland (V. 4.: „Wüste") am nordost Ufer des Sees; viel Volks da war, um seine Predigt zu hören; während dieses längeren Aufenthalts (V. 2: „Drei Tage", wornach also, um das Uebernachten in Freien denkbar zu machen, das Ereigniß in den Sommer gefallen sein muß) hatten sie ihre Reisevorräthe aufgezehrt (daher nachher die leeren Körbe, V. 8), über dem Verlangen nach seiner himmlischen Speise, hatten sie die leiblichen Bedürfnisse ganz vergessen; jetzt aber klopft der Hunger an, gerade als sie sich anschicken sollten, Jesus wieder zu verlassen und sich für den Antritt des für die Meisten ziemlich langen Rückwegs noch einmal hätten recht satt essen sollen. Und sprach zu ihnen, gleichsam sie als die nächsten Vertrauten zu Rathe ziehend.

V. 4: Woher nehmen wir u.s.w. Wenn nämlich die von dir beabsichtigte Speisung auf gewöhnlichem Wege und mit natürlichen Mitteln geschehen soll. Es ist allerdings auffallend, daß sie, obwohl sie die noch nicht allzulange vorher (Mark. 6, 31 ff.) stattgefundene Speisung der Fünftausend noch ganz frisch im Gedächtniß haben mußten, eine solche Frage thun konnten; indessen konnte möglicherweise gerade diese so bestimmt an sie gerichtete Anfrage, die fast wie eine Aufforderung klang, daß sie selbst diesmal helfen sollen, sie gewissermaßen zweifelhaft machen, ob er auch hier wieder ebenso wie dort handeln wolle, ohne daß man annehmen müßte, daß sie daran zweifelten, daß er auch jetzt wieder retten könne; auch ist ja nirgends gesagt, daß sie das frühere Wunder wirklich schon ganz vergessen hatten, andererseits hatten sie auch kein Recht, seine Wiederholung nur so ohne Weiteres als selbstverständlich zu erwarten. Hatte doch nicht auch Moses schon sich eines gleichen Kleinglaubens schuldig gemacht (4 Mos. 11, 21 ff. vergl. mit Ps. 78, 19 ff.), und welcher Christ hätte nicht in seiner eigenen inneren Herzenserfahrung über ähnliche Erlebnisse zu klagen?

V. 5: Die weitere Verhandlung und Veranstaltung ist wohl absichtlich ganz dieselbe wie bei der früheren Wunderthat, um sie recht deutlich und geflissentlich daran zu erinnern; abweichend ist hier nur der Eine Zug einer doppelten Weihe der schon vorhandenen, aber unzureichenden Nahrungsmittel: der Brode allein (V. 6) und dann auch noch der Fische (V. 7). Ebenso absichtlich wird die Anzahl aller vorräthigen Brode und Fische ganz genau angegeben, offenbar, damit nachher nicht Jemand sagen könne, es sei noch heimlich eine gute Menge versteckt gewesen und die Sache gehe ganz natürlich zu.

II. Die Abweisung der Pharisäer. (V. 10—13.) **V. 10:** Dalmanutha, ein fast unbekannter unbedeutender Ort im Gebiet von Magdala (Matth. 15, 39), am südwestlichen Gestade des Sees, so daß er schräg über denselben herübergefahren sein muß. Absichtlich hatte er diese Ueberfahrt erst nach Entlassung des Volks (V. 9) und blos mit seinen Jüngern allein in möglichster Stille bewerkstelligt und war auch an dieser ganz ungewöhnlichen Stelle gelandet. Da dieselbe aber in der Nähe von Gadara, dem Schauplatz jener wunderbaren Heilung des Besessenen (Kap. 5, 1 ff.), lag, so erklärt sich's leicht, daß ihn alsbald auf seinem Zuge durch jene Gegend wieder eine ganze Menge Volks begleitete (vergl. Luk. 12, 1 ff.). Ebenso natürlich ist es aber auch, daß sofort auch seine alten Feinde sich wieder regen, die bei seiner Entweichung nach dem phönizischen Grenzland (7, 24 ff.) ihren Versuch, ihm beizukommen, wieder hatten aufgeben müssen. Jetzt nahmen sie ihn auf's Neue auf und zwar mit neuer List und Kraft, durch die entschiedene Forderung eines messianischen Zeichens, das er, wie sie vermuthen, nicht verrichten kann; dann aber ist seine Sache verloren und sie können ihn in den Augen des Volkes nicht zu Schanden machen als Einen, der sich blos für den Messias ausgiebt, aber seine falschen Ansprüche auf göttliche Ehre und Würde nicht zu legitimiren vermag und daher wegen widerrechtlicher Anmaßung derselben als Gotteslästerer sterben muß, vergl. Joh. 5, 18. Ihr Plan war also eben so schlau als gefährlich; dazu hatten sie mächtige Bundesgenossen.

V. 11: Die Pharisäer (nach Matth. 16, 1, noch durch die Sadducäer verstärkt) gingen heraus, wohl aus irgend einem Haus eines ihrer Parteigenossen, worin sie sich wie bisher wie in einem sicheren Schlupfwinkel versteckt und auf die Lauer gelegt hatten. Sich mit ihm zu befragen, d. h. durch allerlei verfängliche Fragen ihm hinterlistiger Weise Fallen zu stellen, vor allem aber ihn durch die wiederholte Forderung des ihm schon einmal abverlangten aber von ihm entschieden verweigerten messianischen Zeichens (vergl. Matth. 12, 38) in die Enge zu treiben und entweder zum Anschluß an sie selber, d. h. zur Unterordnung unter ihre Satzungen, oder zum Aufgeben seiner Sache überhaupt, oder endlich zum vollen und offenen Bruch mit der herrschenden Partei zu zwingen, in welchem Falle sein Schicksal gleichfalls besiegelt und er für ihre herrschsüchtigen Pläne unschädlich gemacht wird.

V. 12: Seufzte, nämlich über diesen fleischlichen Eigensinn und Unglauben, und aus Schmerz über ihre heuchlerische Verstocktheit und Falschheit, die auf ein Himmelszeichen dringt und doch nur seinen Tod beabsichtigt. Kein Zeichen, als das schon früher angedeutete (vergl. Matth. 12,

39 ff.) Jonaszeichen, das aber gerade kein solches ist, wie sie es begehrten (kein *himmlisches*) und ihnen auch nicht jetzt schon, sondern erst später, und nicht zu ihrem Segen, sondern ihnen zum Unsegen zu Theil wird; während er das Himmelszeichen, das er ihnen versagt und versagen *muß*, bald darauf seinen drei vertrautesten Jüngern zeigt (Kap. 9, 1 ff.)

V. 13: *Er ließ sie beschämt stehen* und weicht der gefährlichen Schlinge wiederum vorsichtig aus, denn hätte er ihnen ihre Bitte gewährt, so hätte er eben in *ihrem* falschen fleischlichen Sinn als Messias auftreten und eben damit ganz zu ihnen übergehen, sich zum Werkzeug *ihrer* Pläne machen müssen. *Fuhr herüber*, wieder nach der Nordostseite zurück, also nicht aus feiger Furcht vor ihren Mordplänen, sondern in weiser Absicht, unterwegs seine Jünger vor ihnen zu warnen und zu belehren. Zugleich war dies Fortgehen ein schreckliches Gericht für die Feinde Jesu, denn es giebt für den Menschen nichts Schlimmeres, als wenn die Wahrheit ihn ganz und gar verläßt, und er sich selbst überlassen bleibt.

III. Die Zurechtweisung der Jünger. (V. 14 bis 21.) **V. 14:** *Und sie*, natürlich die Jünger. Dieser Zug wird gleichfalls wieder nur allein von Markus ausdrücklich erwähnt, um das Mißverständniß V. 16 gleich zum Voraus zu erklären: bei der Eile der raschen und unvorhergesehenen Abfahrt haben sie versäumt, sofort nach der Landung sich für die Weiterreise mit einem größeren Mundvorrath zu versehen. Die Rückkehr geschah aber darum so schnell, weil sich nun der Herr nirgends mehr recht sicher vor seinen übermächtigen Feinden fühlte, und ihnen doch nicht in die Hände fallen wollte und sollte, damit nicht vorzeitig sein Ende herbeigeführt würde, ehe noch die Jünger auf sein Leiden, Sterben und Auferstehen recht vorbereitet und von dem auch ihnen noch anhaftenden Sauerteig des Bösen geläutert und gereinigt und ehe Israel und die Welt reif wäre sowohl für das mit seinem Opfertod beginnende Gericht über den Unglauben, als auch dargebotene Heil durch den Glauben. Diese entscheidende Stunde darf er nicht eigenmächtig beschleunigen, ehe die vom Vater verordnete Zeit erfüllt ist. Markus selber zeigt uns deutlich die Entwicklungen des Kampfes in *Galiläa* (vrgl. 2, 6; 3, 22; 7, 1), dort ist also seines Bleibens nicht länger, und noch viel weniger in *Judäa*, dem eigentlichen Herd der feindseligen Bewegungen gegen ihn, dem Sitz des Hohenraths u. s. w., wo uns Johannes ein ganz ähnliches Bild sich steigernden leidenschaftlichen Hasses gegen ihn zeigt, dessen einzelne Stufen auch hier die wiederholten und immer stürmischer und dringender werdenden Zeichenforderungen sind (Joh. 2, 18 und 6, 30). Nur noch jenseits des Jordan kann er eine Zeitlang auf freiem Fuß mit seinen Jüngern leben, um sie und sich selber zum letzten Todesgang zu rüsten; daher zieht er sich dorthin in den Nordosten des See's nach *Bethsaida* (V. 22) zurück.

V. 15: *Gebot ihnen*, die Seele noch voll von den eben gehabten Eindrücken (V. 11 ff.). Dieses ganze Gespräch findet offenbar nicht erst auf der Wanderung nach der Landung, sondern noch während der Seefahrt selbst statt; er benutzt diese Muße zu einer eindringlichen intimen Unterredung, die er ganz absichtlich auf das Schiff verlegt, weil er da allein noch ganz ungestört mit ihnen zusammen sein kann. Statt der Matth. 16, 1 erwähnten *Sadducäer*, den besonders gefährlichen, weil in Galiläa gerade sehr zahlreich vertretenen Partei, erwähnt hier Markus den *Herodes*, was kein Widerspruch ist, denn wenn auch er selber vielleicht nicht eigentlich zur sadducäischen Schule gehörte, so huldigten doch er selbst und seine Anhänger am Hofe den lockeren Grundsätzen jener genußsüchtigen weltmännischen Freigeister. *Sehet euch vor*; diese Warnung läßt darauf schließen, daß er wohl wußte, wie seine Jünger ganz unbewußt und insgeheim auch noch von dieser Denkweise angesteckt waren, somit eine ernste Mahnung dringend nothwendig hatten: es galt eine innere Sichtung und Reinigung auch des Jüngerkreises, als der Grundlage der neuen Himmelreichsgemeinde von allem Sauerteig, der bekanntlich schon im A. T. (2 Mos. 12, 15 ff.) als verunreinigend, weil dem leicht, aber nicht nothwendig mit Fäulniß endenden Gährungsprozeß angehörig, ausgefegt werden mußte, wie er denn in der Bibel fast immer als Bild von etwas Unreinem und sittlich Verwerflichem gilt (vrgl. 1 Cor. 5, 6; Gal. 5, 9). Allerdings ist dies in letzteren Stellen nur durch den Zusammenhang gegeben, oder wird es wie Luk. 12, 1 durch einen ausdrücklichen Beisatz („*der Heuchelei*") bezeichnet, denn ohne eine solche nähere Bezeichnung ist an und für sich genommen der Sauerteig selbst für sich allein nur das Bild von etwas tief Eindringendem und ganz Durchdringendem, das eine langsame, aber sichere und durchgreifende Wirkung hervorbringt, die aber an sich noch nicht nothwendig eine schlechte und verwerfliche sein *muß*, wie könnte sonst der Sauerteig, dies unentbehrliche Mittel zur Hervorbringung eines gesunden und schmackhaften Brodes, Matth. 13, 33 vom Herrn selbst auf das Himmelreich angewandt werden, um es als lebendige, Alles durchdringende, erhaltende und umgestaltende Macht zu bezeichnen, die das ihr Verwandte anzieht und sich gleich macht? Jedenfalls bezeichnet derselbe nichts blos Aeußerliches, sondern die ganze Sinnesart der Pharisäer und Sadducäer, die allerdings zunächst in ihrer *falschen Lehre* hervortritt, die darum Matth. 16, 12 auch allein genannt und besonders hervorgehoben wird, dann aber auch in Allem was aus derselben folgt: im Leben und Wandel, Dichten und Trachten, Gesinnung, Charakter, Vortrag, Werk, kurz ihrem ganzen verkehrten gottlosen Treiben.

V. 16: Das Mißverständniß der Jünger besteht darin, daß sie meinen, er wolle sie blos davor warnen, von den Genannten kein Brod zu kaufen oder anzunehmen, wenn sie nun bald durch den von ihnen verschuldeten Mangel genöthigt sein werden, fremdes Brod zu essen; sie fassen es also ganz buchstäblich, entweder als Verbot des Verkehrs mit jenen überhaupt, etwa in der Meinung, er wolle den Umgang mit ihnen als ebenso verunreinigend, wie die Berührung mit den Heiden bezeichnen, oder vielleicht gar als Andeutung der Gefahr, von ihnen vergiftet zu werden, während die Mahnung doch rein innerlich und geistig befolgt werden sollte.

V. 17: Jesus tadelt ihre unnütze Sorge durch Hinweis auf ihre eigene frühere Erfahrung, die ihnen genugsam gezeigt haben konnte, daß bei ihm *nie* Brodmangel eintreten *kann*; er nennt ihr Herz ein *verstarrtes*, verstimmtes und verstocktes, fühl-

Digitized by Google

loses: ein scharfes Wort und doch nicht zu scharf, denn ihr Schwachglaube war doch im Grunde eigentlich schon Unglauben.

V. 21: Wie? vernehmet ihr denn nichts? Er rügt den Mangel alles Verständnisses für ihn und seine Sache, ihre gänzliche Unfähigkeit, aus dem täglichen Umgang mit ihm die rechte Erkenntniß des Glaubens und die rechte praktische Folgerung unbedingten Glaubens und völliger vertrauungsvoller Hingabe an ihn zu ziehen; und doch trägt er auch noch mit ihrer obwohl großentheils selbstverschuldeten Unwissenheit Geduld; er beschämt sie wohl, aber verwirft sie nicht und weist sie nicht ganz und gar von sich. (Luther.)

Disposition. Wie zeigt unser Text uns heute den Heiland?

1. Als den Erbarmer, den es des Volkes jammert (V. 1—3);
2. Als den Erretter, der wunderbar hilft (V. 4—9);
3. Als den Herzenskundigen, der Alle durchschaut (V. 10—13);
4. Als den treuen Meister, der die Seinigen warnt (V. 14—21).

Oder kürzer: Zwei Worte aus unserer Lektion:

a) Ein Wort voll seligen Trostes: Sorget nicht! (V. 1—9);

b) Ein Wort voll heiligen Ernstes: Hütet euch! (V. 10—21).

Sonntag, 21. Mai. Mark. 8, 22—33.

Erfahrung und Bekenntniß.

Text: Da antwortete Simon Petrus und sprach: Du bist Christus, des lebendigen Gottes Sohn. (Matth. 16, 16.)

I. Die Heilung des Blinden bei Bethsaida. (V. 22—26.) Eine nur von Markus allein, von ihm aber wieder mit der ganzen ihm eigenen Ausführlichkeit erzählt.

V. 22: Bethsaida kann hier nicht das bekannte Bethsaida in Galiläa (Joh. 12, 21) unmittelbar am See, südwestlich von Kapernaum gelegen, sein, sondern es muß das im Nordosten desselben, im Gebiet des Vierfürsten Philippi befindliche Bethsaida sein, das unter seiner Herrschaft aus einem unbedeutenden Flecken sich zu einer ziemlich blühenden Stadt aufgeschwungen hatte und zu Ehren der Julia, einer Tochter des Kaisers Augustus, den Beinamen Bethsaida Julias führte; von hier aus ging der Weg dann wieder weiter nach Nordosten in der schon bei der Ueberfahrt quer über den See (V. 13) eingeschlagenen Richtung immer mehr landeinwärts bis Cäsarea Philippi (V. 27). Einen Blinden, und zwar blind gewordenen, nicht blind geborenen, denn V. 24 setzt voraus, daß er früher Menschen und Bäume gesehen hatte.

V. 23: Nahm ihn bei der Hand, um an der Stelle seiner bisherigen Leiter gleichsam des Blinden Auge zu werden; und führte ihn hinaus, der Grund hiervon ist jedenfalls nicht der, daß Jesus etwa den Platz für unwürdig hielt, um Zeuge einer so großen Wunderthat zu werden, wie man fälschlich aus V. 26 schließen wollte, und ebensowenig der, daß er seinen jetzigen, besonders erbitterten Feinden keinen Anlaß zur Verfolgung geben wollte, sondern er lag auch hier nur in der Person des Kranken selbst und seinen ganz speziellen Bedürfnissen, ganz wie 7, 33 ff. (Lektion am 7. Mai). Auch hier schildert Markus wieder sehr eingehend alle einzelnen Züge und Vorgänge bei dem ganz allmählich fortschreitenden Heilwunder, dessen erste Stufe die V. 23 berichtete Wiederherstellung der Sehkraft im Allgemeinen bildet, daher auch hier schon die Frage des Herrn möglich war, ob er etwas sähe, wenn auch vorerst nur in dunklen unbestimmten Umrissen, ohne daß man aber deshalb genöthigt ist anzunehmen, eine vollständige plötzliche Heilung mit Einemmal sei nur darum hier nicht möglich gewesen, weil es dem Mann anfänglich noch an völligem Glauben gefehlt habe, wornach also der langsame Gang der Genesung mit dem langsamen Wachsen seines Glaubens zusammenhinge.

V. 24: Er sah auf, um den ersten Versuch zu machen und wirklich sieht er wandelnde Gestalten, aber so undeutlich, daß er im Zweifel ist, ob es Bäume oder Menschen sind, sie sind so groß und unförmlich, daß er geneigt ist, sie für Bäume zu halten, nur aus der wahrgenommenen Bewegung schließt er, daß es Menschen sein müssen.

V. 25 bildet die zweite Stufe der Heilung: Stärkung der Sehkraft bis zum Empfinden und Festhalten deutlicher und klarer Gesichtsbilder, statt bloßer schwankender Eindrücke, so daß er nun alles scharf sehen konnte, ohne beim Blick in die Ferne das rechte Augenmaß zu verlieren, wie vorhin V. 24. Auch in der Anwendung auf Heilung der geistlich Blinden giebt es ähnliche allmähliche und stufenweise Vorgänge; zuweilen allerdings geht es bei der Erweckung und Bekehrung auch rasch und plötzlich, wie auf Einen Schlag, so z. B. bei Paulus vor Damaskus, dem mit Einemmal die Schuppen von den Augen fallen, wobei aber merkwürdiger Weise in demselben Augenblick, wo ihm die Decke weggenommen wird, eine zeitweilige leibliche Erblindung zu dem Zweck eintritt, ihn vorerst allen äußeren störenden Einwirkungen zu entrücken; doch ist dies nicht die Regel, sondern bildet eine Ausnahme, für gewöhnlich ist meistens eine Entwicklung des Glaubens von leisen Anfängen an zu bemerken, und man sollte denn auch bei noch schwachem Maße der Erkenntniß vorerst mit dem vom Herrn geschenkten Licht zufrieden sein, wie hier in V. 24 auch schon ganz deutlich der Ausdruck der Freude und Dankbarkeit liegt, daß er überhaupt wieder Etwas sieht, wenn auch noch nichts Klares, aber nicht voreilig sich einbilden oder gar fälschlicher Weise auch vor Anderen sich stellen, als hätte und verstünde man nun schon Alles gründlich und ganz, sondern ebenso aufrichtig, wie dieser Blinde hier bekennen, daß unser Wissen noch Stückwerk ist (1 Cor. 13, 12). Freilich genügt diese dunkle Erkenntniß dem Herrn selber noch nicht, er will weiter führen bis zum vollen Licht des Glaubens, wovon Joh. 9, 38; 2 Cor. 4, 6 die Rede ist, aber wir sollen lernen uns diese höhere Erkenntniß weder selber zuzuschreiben, ehe wir sie haben, noch sie uns selber wie einen Raub dahinnehmen wollen, sondern sie von Gott erbitten und erwarten, wie und wann er sie uns schenken will.

Digitized by Google

V. 26: Sage es auch Niemand drinnen; der Grund ist auch hier, um kein unnöthiges Aufsehen und überflüssiges Gerede zu verursachen, damit er nicht täglich von Hülfesuchenden angelaufen werde, während er doch mit seinen Jüngern allein sein muß und will; zugleich aber geschiehts auch wieder um der Genesenden selbst willen, den er hier, wie später seine Jünger V. 30 durch sein Gebot zu schweigen, von der ersten lauten Freude (V. 24) zu der stillen Freude führen möchte, die sich des neugeschenkten Lichtes nicht prahlerisch rühmt, wohl aber es in der Stille bewahrt und vermehrt; also ganz wie Kap. 7, 36, nur daß hier sein Befehl besser befolgt wird als dort.

II. Die Vorgänge in Cäsarea Philippi (V. 27 bis 33), und zwar:

a. Jesu Beurtheilung von den Leuten und das Bekenntniß des Petrus (V. 27—30). Die drei ersten Evangelisten erzählen alle die Geschichte von Petri Bekenntniß, nur daß Lukas noch besonders hervorhebt, daß es stattfand, als der Herr mit den Jüngern allein war und betete. Dagegen läßt sowohl er, als der sonst so genau berichtende Markus ohne Zweifel absichtlich die von Matthäus so stark betonte Seligpreisung des Petrus weg, jedenfalls ein starker Beweis, wie wenig Petrus selbst, unter dessen besonderem Einfluß Markus schrieb, darin eine hervorragende amtliche Stellung im Apostelkreis und dauernde Auszeichnung und Unterscheidung von den übrigen Jüngern in blinder Weise etwa nach Art der katholischen Lehre von der päpstlichen Würde des Petrus sah; statt dessen hat gerade Markus, aber auch Matthäus, die enge Verbindung unserer Geschichte mit der ersten Leidensverkündigung und dem daran geknüpften Wort des Herrn von der Kreuzesnachfolge (V. 34 ff.) in den Vordergrund gestellt.

V. 27: und seine Jünger, nach Vers 34 auch noch eine ohne Zweifel kleinere Menge Volks, eine Schaar von engeren Anhängern. Fragte er sie, absichtlich hält er sozusagen eine Prüfung mit ihnen, wie weit sie es bis jetzt schon in der Erkenntniß des wahren Wesens seiner Person gebracht haben; er will ihnen Anlaß geben, sich selbst mit ihrem eigenen Bekenntniß von dem der öffentlichen Meinung, die ihn als Messias verwarf, bestimmt zu unterscheiden und abzusondern als Kern seiner künftigen Gemeinde. Was sagen die Leute: es ist dem Herrn nicht gleichgiltig, was man von ihm redet, und darum soll es auch seinen Jüngern nicht gleichgiltig sein.

V. 28: Die Wahrheit ist nur Eine, aber der Irrthümer sind viele, darum lautet auch das Urtheil der Menge so entschieden. Den erst kurz zuvor ermordeten Johannes den Täufer hielt man am Hof des Herodes für wieder auferstanden (Kap. 6, 15), was wohl auch in die Volksmeinung übergegangen war, wenn es nicht vielleicht auch ein Zeichen davon ist, daß das Volk von diesem Gottesmann wirklich nicht glauben konnte, daß er für immer weggenommen sei. Für Elias hielt man ihn mit Bezug auf Mal. 4, 5; oder für der Propheten Einen, nach Matth. 16, 14 etwa den Elisa oder Jeremia. Für etwas Unbedeutendes sah ihn also jedenfalls Niemand an, den Gesandten Gottes, der sich durch Wort und Werk bisher schon reichlich genug legitimirt hatte, konnte man in ihm unmöglich verkennen; aber für den Messias hielt man ihn jetzt nach der großen, Joh. 6, 66, angedeuteten Scheidung nicht mehr, die Volksgunst hatte ihn längst schon verlassen, weil er den fleischlichen Messiashoffnungen Israels und ihren Erwartungen auf ein irdisches Reich nicht entsprach. Sehr gut sind in den verschiedenen Meinungen über ihn die verschiedenen Ansichten auch unserer Zeit über das Christenthum repräsentirt; daß es mit ihm überhaupt gar nichts sei, kann Angesichts der Thatbeweise der gesammten Kirchengeschichte im Ernste Niemand behaupten; Viele aber halten es entweder nur für eine untergeordnete Stufe der Vorbereitung, worauf erst noch etwas Besseres und Höheres folgen müsse („Johannes"), oder für etwas längst Veraltetes („Elias"), oder für etwas Unklares, Unbestimmtes, von dem sie selbst nicht recht wissen was es ist, irgend eine ihnen unerklärliche geistige Macht („irgend ein Prophet"), womit sie sich daher am liebsten gar nicht näher einlassen. Diesen vielen schwankenden Meinungen steht das Eine felsenfeste, in sich selbst gewisse, deutliche und einstimmige Glaubensbekenntniß aller wahren Jünger, die das, was sie von ihm erfahren haben, eben darum auch nicht aus Menschenfurcht oder Menschengefälligkeit verschweigen, sondern offen bezeugen und kund machen. Zugleich ist merkwürdig, wie dieser ganze Vorgang eine genaue Illustration zu der stufenweisen Heilung des Blinden bildet. Etwas sieht auch die Welt in Christo, freilich bleibt es nur bei ungewissen Vermuthungen; erst bei den Jüngern kommt es zufolge persönlichen Umgangs mit ihm, gleichsam beim Sehen in der Nähe, zu einer scharfen und deutlichen Erkenntniß; dort ist wohl auch schon etwas von der Wahrheit, wenigstens ihrer dämmernden Ahnung vorhanden, aber erst hier ist sie ganz da, und auch die Jünger kommen zur vollen Glaubensgewißheit nur durch stufenweisen Fortschritt, auch sie sind nur langsam und allmählich das geworden, was sie sind.

V. 29: Petrus ist auch hier der Mund der Jünger als der sich nun erst neubildenden Gemeinde, die sich jetzt mit diesem auch in ihrem Namen abgelegten feierlichen Bekenntniß, dessen vollständige Form und nachherige Anerkennung durch den Herrn, und nur Matthäus allein erzählt, gegenüber der Verkennung des Volkes als die Kirche Christi von der Welt absondert und auf den rechten festen Felsen stellt.

V. 30: Bedräuete sie u. s. w., bis sie nämlich als seine mit dem heiligen Geist erfüllte Zeugen in die Oeffentlichkeit hinaustreten können. Eine frühere Kundgebung ihres Glaubens würde unzeitig gewesen sein, denn sie wäre ja doch nicht verstanden worden; erst nach Vollendung seines Erlösungswerks kann er als Sohn Gottes und Versöhner der Welt der ganzen Menschheit gepredigt werden, denn alle Lehre ruht auf Geschichte, aller Glauben auf Erfahren wirklich vorhandener Thatsachen.

b. Jesu Verurtheilung zum Leiden und die Zurechtweisung des Petrus (V. 31—33).

V. 31: Hub an sie zu lehren, indem er damit auch zugleich auf die Zeit hinwies, bis zu deren Ablauf das eben ausgesprochene Gebot Giltigkeit behalten sollte. Er stellt nun dem Bekenntniß

Digitized by Google

seiner Jünger sein eigenes gegenüber;; zu beachten aber ist dabei wohl, daß er erst jetzt, nachdem sie zum vollen Glauben und Erkenntniß seines göttlichen Wesens gebracht waren, ihnen sein bevorstehendes Todesloos offenbart, nicht schon früher, damit sie nicht, wie die übrigen Juden, denen ein gekreuzigter Messias ein Aergerniß war und blieb (1 Cor. 1, 23), am Wort vom Kreuz sich stoßen möchten.

V. 32: Frei offenbar, so daß er gar nicht überhört oder mißverstanden werden konnte; ihm zu wehren, er solle sich doch nicht so unnöthig der schlimmsten Gefahr aussetzen; er hatte also Jesu Wort ganz richtig aufgefaßt, wußte aber dieses Bild eines leidenden Messias mit seinen vorgefaßten Meinungen von Christo nicht zu vereinigen, trotzdem, daß längst schon Jesaias (Kap. 53) von diesem leidenden Gottesknecht geweissagt hatte. Sein Einwand geschah aus fürsorglicher Liebe und war in sofern nicht zu tadeln, zeugt aber auch davon, daß diese Liebe noch eine sehr menschliche, ja fleischliche war und verdient wegen dieser noch wesentlich irdisch gerichteten Gesinnung, welche den göttlichen Heilsplan nicht verstehen und demüthig bescheiden sich ihm unterordnen will, allerdings den strengsten Verweis.

V. 33: sah seine Jünger an, die im Herzen wohl dem Petrus beipflichteten, so daß die scharfe Rüge des letzteren also auch ihnen galt; allerdings waren sie bescheidener gewesen und hatten demüthig stillgeschwiegen, nur der energische und thatkräftige, aber auch leicht vorlaute und sich selbst überschätzende Petrus fährt mit dem Wort heraus und wagt es, dem Herrn selbst geradezu zu widersprechen, vielleicht auch in falscher Anwendung der soeben empfangenen Bevorzugung, worauf seine jetzige Zurechtweisung um so empfindlicher und bitterer, freilich aber auch um so nöthiger und heilsamer ist. Gehe hinter mich, so daß du möglichst weit von mir wegkommst und mir ferne bleibend nicht mehr schaden kannst; dieses ernste, ja herbe Wort erinnert ganz an Matth. 4, 10; daher er ihn auch geradezu einen Satan, einen Verführer nennt, der ihn ganz, ebenso wie dort der Versucher in der Wüste, von dem ihm von Gott verordneten stillen und steilen Weg des leidenden Kreuzesgehorsams und der Selbstverleugnung auf einen bequemeren, leichteren und glänzenderen Weg der Selbsterhaltung weglocken möchte.

Disposition. Die Hauptmomente des Jahres lassen sich am leichtesten so zusammenfassen: er redet

1. von Christo als dem rechten Lichte (V. 22—26):
   a) ohne ihn ist's finster um uns und in uns,
   b) nur durch ihn allein wird's licht und bleibt's licht;
2. vom rechten Glauben an dieses Licht (V. 27—30):
   a) Die falschen oder doch nur halbwahren Meinungen der Welt,
   b) und dem gegenüber das volle und wahre Bekenntniß der Jünger;
3. vom rechten Wandel in diesem Licht (V. 31—33):
   a) keine falsche weichliche Schonung und Leidensscheu,
   b) sondern der Kreuzessinn des willigen sich selbst verläugnenden Gehorsams.

Sonntag, 28. Mai 1882. Mark. 8, 34—9, 1.

Verlust und Gewinn.

Text: Und er rief zu sich das Volk sammt seinen Jüngern, und sprach zu ihnen: Wer mir will nachfolgen, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich, und folge mir nach. (Mark. 8, 34.)

Einleitung. Diese Lektion ist so kurz und bildet zugleich so sehr ein in sich zusammenhängendes Ganzes, daß wir diesmal ausnahmsweise auf eine besondere Eintheilung um so mehr verzichten dürfen, als dafür fast jeder einzelne Satz dieser wenigen Verse von ebenso tiefer als vielumfassender Bedeutung ist und die Erfüllung des Abschnitts somit am besten gerade dem freilich unerschöpflich reichen, wenn auch noch so einfach klingenden Wortlaut folgt.

V. 34: Wer mir will u. s. w. Der Ausspruch des Herrn ist ein ganz allgemeiner; es gilt Allen, nicht blos den Zwölfen, wenn auch allerdings sie zunächst gemeint sind, als die schon in der Nachfolge Jesu stehenden. Wenn er aber auch noch das „Volk" herzuruft, „sammt den Jüngern", so zeigt dies, daß Jedermann, ohne Unterschied, von ihm zur Jüngerschaft berufen ist; es giebt hier keine parteiische Auswahl blos von einigen wenigen zur Seligkeit zum Voraus Bestimmten und Erlesenen, nein, er will Alle selig machen und in seinen Dienst stellen, ohne daß irgend Einer ausgeschlossen ist, er sei denn er thue es selbst. Denn allerdings kommt es auf des Menschen eigenen freien Willen an; Gott nöthigt uns nicht in sein Reich, sondern er stellt es in unsere Wahl und täuscht uns dabei auch nicht mit allerlei falschen Vorspiegelungen von irdischer Ehre und Freude, Besitz und Genuß, sondern zeigt ehrlich und aufrichtig, was die Seinen hier auf Erden erwarten, damit sie sich das in Rechnung nehmen und sich wohl darüber besinnen, was sie thun. Nur der Teufel lügt uns vor, wie gut wir es durch die Sünde bekommen (vergl. 1 Mos. 3, 4. 5); hat er uns aber einmal durch solche listige Lockungen gefangen, so hält er zwar uns, aber nicht sein Wort. Die Entscheidung aber liegt in unserer eigenen Hand, wir selbst haben sie zu treffen, Gott zieht uns wohl fort und fort, aber er zwingt uns nicht, es bleibt uns selbst überlassen, ob wir folgen wollen, oder nicht. Dieses Folgen ist aber näher ein Nachfolgen. Er zeigt nicht blos den Weg, sondern er geht ihn voran; und um zum Ziel zu gelangen, genügt es auch nicht den Weg blos zu wissen, sondern ist wirklich zu gehen, und zwar den rechten Weg, keinen falschen, der ein Abweg und Irrweg, oder doch im besten Fall ein Umweg ist, auf ihm weder stehen zu bleiben, noch abzuweichen, noch rechts und links und weder mit Seitenblicken, noch mit Seitensprüngen uns unterwegs aufzuhalten, sondern entschlossen und sorgsam genau in seinen Fußstapfen, als die einzig sicher leitenden Spuren zu treten, nur so allein kann's uns nicht fehlen (vergl. 1 Petri 2, 21). Geht er uns aber voran, so ist er der König und Herr, Gebieter und Meister, und folgen wir blos nach, so sind nur die Knechte und Diener, denen es zukommt, ganz bescheiden, demüthig und gehorsam hinten drein zu gehen, weder den Weg und das Ziel uns selbst zu

Digitized by Google

wählen, noch auch auf der von Gott bezeichneten Bahn stolz und eigenmächtig ihm voranzueilen. Daher ist Selbstverläugnung die erste Grund- und bleibende Hauptbedingung der Jüngerschaft, die auch hierin ein Nachahmen und Nachfolgen dessen ist, der sein Leben nicht lieb gehabt, und der sich selbst bis zur Knechtsgestalt, zum Leidensgehorsam, zum Kreuzestode erniedrigt hat. Darum bleibt's auch für die Seinen beim engen Weg und der schmalen Pforte. Das Wesen und der Begriff der Selbstverläugnung ist den Kindern am besten und leichtesten klar zu machen an Petri Verläugnung, der von dem Herrn nichts wissen will. Also: sich selbst oder auch die Welt verläugnen heißt, von sich selbst und seinen eigenen stolzen Gedanken, eigennützigen Plänen, eitlen Hoffnungen, sündigen Gelüsten und von der Welt mit ihrer Lust und Verführung, ihrem Reizen und Locken mit Ruhm, Reichthum und Vergnügen, Gewinn und Geld nichts mehr wissen wollen, dem allem innerlich absterben, sich davon scheiden, ihm ganz und gar und für immer den Abschied geben und den Rücken kehren. Dafür hat aber unser Rücken vielmehr eine Last zu tragen: „Und nehme sein Kreuz auf sich," d. h. den ihm von Gott zugemessenen und auferlegten Antheil des Kreuzes. Wir brauchen uns nicht selber erst ein Kreuz zu machen, Gott schickt es und dann kommt's aus seinen Vaterhänden, die nie zu schweres auferlegen, zu viel verlangen, zu hartes fordern, zu lange strafen, zu theures nehmen. Nur solches Kreuz, nicht aber das durch eigene Sünde selbstverschuldete, ist sein Kreuz, das man um seinetwillen trägt. In dem auf sich nehmen liegt nicht nur das willige und geduldige, sondern auch das demüthige, daß man sich nicht blos gern von Gott dasselbe auferlegen läßt, sondern sich auch darunter beugt als wohlverdiente, aber auch wohlgemeinte Zucht, ohne dagegen zu murren und es eigenwillig abschütteln zu wollen.

V. 35: Trotz des scheinbar schweren Standes, in den man dadurch eintritt, befindet man sich aber in Wahrheit doch in Jesu Jüngerschaft in einem ungleich besseren, ja dem allerbesten Stande im Vergleich zu denen, welche gar nicht in diese Leidens- und Todesgemeinschaft mit ihm, die aber nur die Vorbereitung zur Lebens- und Herrlichkeitsgemeinschaft ist, eintreten mögen; denn das habsüchtige Festhalten- und Schonenwollen des eigenen Ichs und seines Lebens ist nur ein stets sich verschlimmerndes und steigerndes Verlieren und Selbstzerstören derselben, während umgekehrt das opferwillige Drangeben von Allem im Dienste Gottes und seines Reiches und Wortes, das selbstlose Verzichten und Verläugnen, das scheinbar nichts als baarer Verlust ist, in Wahrheit zum herrlichsten Gewinn wird. Und zwar hier schon auf Erden durch die Fülle von göttlichen Gütern und Gaben, die Jesus den Seinen durch solche Lebens- und Liebesgemeinschaft schenkt, und wovon die Kinder dieser Welt nichts wissen, und noch vielmehr einst droben in der himmlischen Herrlichkeit und ewigen Seligkeit. Aber auch hier gilt solche Verheißung nicht jedem Hingeben und Opfern überhaupt, sondern nur dem um Christi willen; alles andere, das blos um unsertwillen aus Ehrgeiz, Werkheiligkeit, gesetzlichem Wesen und fleischlicher (wenn auch feinerer) Selbstsucht geschieht, eine unnütze Selbstquälerei ist, die ihren Lohn dahin hat, und ohne wahren inneren Segen bleibt.

V. 36 und 37: Auf beide Fragen ist natürlich zu antworten: Nichts. Den Kindern wäre hier an praktischen Beispielen aus dem Leben zu zeigen, wodurch der Mensch Schaden nimmt an der Seele. Dies läßt sich in sehr fruchtbarer und eingehender Weise so behandeln, daß man erst fragt, wodurch man leiblich Schaden nehmen kann? Entweder negativ durch Mangel an dem, was der Mensch zu seinem körperlichen Wohlsein, Wachsthum und Gedeihen, Nahrung, Stärkung und Pflege, Schutz und Bedeckung nöthig hat, oder positiv durch Zufügung von irgend einer äußeren oder inneren Beschädigung (Verwundung, Vergiftung u. s. w.), was nun möglichst anschaulich auch auf die Seele anzuwenden ist: auch sie braucht das rechte Himmelsbrod und Lebenswasser, die frische reine Gottesluft, sonst stirbt sie nach und nach ab (Seelenmord!), auch sie darf nicht den mannichfaltigen Verletzungen durch die Sünde (böses Beispiel, Verwahrlosung) preisgegeben werden u. s. w. Das Wiederlösen (eigentlich: Rückkaufen) bezieht sich auf die Gefangenschaft in der Sünde, durch welche der Teufel gewissermaßen ein Recht auf die Seele bekommt und sie in Haft hält. Auch hier wäre der Grund deutlich zu machen, warum dies unmöglich ist: weil nämlich das Lösegeld immer mindestens denselben Werth haben muß, wie die einzulösende Sache, alle Schätze der Welt aber, dieweil sie vergänglich sind, reichen nicht aus zu einem genügenden Ersatz für unsere unsterbliche Seele (daher 1 Petri 1, 18 ff.). Die Seele verlieren heißt Alles verlieren, denn im Tod müssen wir alles andere zurücklassen, nichts begleitet uns über's Grab hinüber, nichts bringen wir mit uns vor Gottes Richterstuhl, als uns selbst, unsere Seele; haben wir aber auch sie schon hienieden verloren d. h. hingegeben in den eitlen Dienst der Nichtigkeit und der vergänglichen Dinge dieser Welt, dann haben wir gar nichts mehr, und stehen vor ihm bettelarm, ja nackt und bloß. Keineswegs ist aber damit gesagt, daß eine „verlorene Seele' darum auch aufgehört habe zu existiren, so wenig als der „verlorene Sohn". Ganz und gar vernichtet werden kann sie nicht, denn sie ist ein geistiges und also „unsterbliches" d. h. unzerstörbares Wesen; nur daß freilich diese ihre „Unsterblichkeit" oder ewige Fortdauer kein eigentliches Leben im biblischen Vollsinn mehr ist, sondern genau genommen vielmehr ein fortgesetztes Sterben, weil eine dauernd gewordene Trennung von Gott ein Zustand des von ihm Geschiedenseins (der „andere Tod" oder „ewige Tod"), ein qualvolles Sterbenwollen (um ihm ganz zu entfliehen) und doch nicht Sterbenkönnen ist.

V. 38 greift auf V. 35 zurück: wer aber statt sich selbst und sein natürliches Leben um Gottes Willen zu verlieren d. h. an ihn hinzugeben in freiem Gehorsam, weil er es sich zur höchsten Ehre rechnet, sich selbst und alles was er ist und hat Gott ganz und gar zu weihen, sich vielmehr Gottes und seines Wortes, seines Reiches auf Erden und dessen Glieder schämt, als wäre es eine Schande, sein Kind zu sein, der wird es zu seinem Schaden und Schrecken erfahren müssen, daß es ein unverbrüchliches Gesetz gerechter und heiliger Vergeltung giebt. Das ehebrecherische und sündige Geschlecht sind zunächst die von Gott abgefallenen Juden, die den Bund der Gemeinschaft mit ihm gebrochen haben, dann aber überhaupt alle, die in ihrer widerspenstigen Halsstarrigkeit und Herzenshärtigkeit sich weigern, in seinen Gnadenbund einzutreten. Wenn er kommen wird, natürlich zum großen allgemeinen Weltgericht am Ende der Tage.

Kap. 9, 1 kann daher natürlich so wenig als Joh. 21, 22—23 meinen können, daß Etliche der damals Anwesenden diese sichtbare Wiederkunft Christi am jüngsten Tage selber auf Erden erleben werden, sondern nur, daß sie sein unsichtbares Kommen zum Gericht über Israel, das in der Zerstörung Jerusalems durch die Römer (im Jahr 70 nach Christo) sich verwirklichte, persönlich zu erfahren haben werden. Dann aber werden zugleich auch alle die Hindernisse beseitigt sein, die dem Kommen seines Reiches noch im Wege standen, und den Siegesgang desselben durch die Welt noch gehemmt, verzögert und aufgehalten hatten, so daß es nun erst „in Kraft" kommen kann, d. h. nicht blos wie bisher schon nur als ein innerliches ohne äußerliche Geberden, als ein Reich Gottes inwendig in den Herzen, sondern als eine eigene von Israel und der alttestamentlichen Haushaltung Gottes selbstständig sich loslösende und als solche auch äußerlich in die Erscheinung hervortretende neutestamentliche Heilsgemeinde sich darstellen wird. Jenes geistige Kommen seines Reiches ist das Unterpfand seiner dereinstigen auch sichtbaren zweiten Zukunft mit dem ewigen Reiche der Herrlichkeit, und in jenem geistigen Sinn soll überhaupt gar Keiner seiner Jünger sterben, ohne daß er sein Reich und dieses Reiches König mit Glaubensaugen gesehen (vrgl. Luk. 2, 20 und 30).

Disposition. Die Stufen der Jüngerschaft:

1. ihr entscheidungsvoller Anfang. (V. 34) „Will Jemand mein Jünger sein", und (V. 35—38) die Wahl: „Entweder — oder", „Jetzt oder nie".
2. ihr verläugnungsvoller Fortgang (V. 34—35): „Kreuztragen, Nachfolgen, Lebenverlieren".
3. ihr freudenreicher Ausgang (Kap. 9, 1): „Den Tod nicht schmecken, das Reich sehen".

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Der Widerwille gegen die chinesische Einwanderung hat die Besorgniß erregt, daß über kurz oder lang man auch gegen die Einwanderung der Europäer, der Deutschen, Irländer u. s. w. Front machen werde. Diese Befürchtung scheint uns jedoch ganz und gar unbegründet zu sein, denn

Zum Ersten brauchen die Ver. Staaten immer noch viele solcher Kräfte wie sie aus Europa hierher kommen, und würden ihrer Entwicklung durch ein allgemeines Einwanderungsverbot nur hinderlich sein.

Zum Zweiten wird der aus Europa Eingewanderte Bürger dieses Landes; er amerikanisirt sich, was beim Chinesen nicht der Fall ist. Dieser kommt hierher, treibt sein Wesen, arbeitet billig, erspart sich bei ärmlichem Leben so viel er kann und geht wieder ins himmlische Reich zurück. Somit steht der Union von der europäischen Einwanderung keine Gefahr bevor, wie die chinesische sie bietet.

Zum Dritten gehört zu diesem Amerikanisirtwerden der europäischen Einwanderung auch der Umstand, daß der von Europa kommende Arbeiter gar bald eben so viel Lohn verlangt wie der amerikanische. Es währt nicht lange, so hat sich der Europäer in die hiesigen Verhältnisse sich eingelebt. Seine Bedürfnisse vermehren sich. Er will hinter seinen eingeborenen Collegen nicht zurückstehen; und sobald er die Lehrzeit, die jeder „Grüne" durchmachen muß, hinter sich hat, sobald er leisten kann, was die Anderen leisten, erhebt er auch dieselben Ansprüche, wie diese. Der nicht mehr „grüne" Deutsche oder Irländer arbeitet in Amerika nicht billiger, als der geborene Amerikaner. In dem Bestreben seine Lage zu verbessern, giebt er letzterem nichts nach. Die Geschichte der „Strikes" hat das hinreichend gezeigt. Ist es doch eine bekannte Thatsache, daß gerade bei den Strikes, bei den Forderungen um Lohnerhöhungen in der Regel eingewanderte Arbeiter an der Spitze stehen. Somit haben ihre amerikanischen Collegen keinen Grund wegen des niederen Arbeitslohnes gehässig auf sie zu werden.

Zum Vierten üben die Eingewanderten heute doch einen ungleich größeren Einfluß aus als vor 30 Jahren, da die Knownothing-Bewegung sich fast in eben denselben Ausdrücken gegen die Europäer richtete, die jetzt im Kampfe gegen die Chinesen gebracht werden Die Einwanderung zählt jetzt in den Ver. Staaten gegen 7 Millionen, während die Gesammtzahl der chinesischen Bevölkerung nur etwas über 100,000 ausmacht. Die eingewanderten Europäer sind Bürger und besitzen die mächtige Waffe des Stimmrechts; die Chinesen nicht. So lange daher die eingewanderten Europäer nicht selbst dafür sind, die weitere Einwanderung zu verbieten, so lange wird schon aus Rücksicht auf das, in den meisten Fällen ausschlaggebende Votum der naturalisirten Bürger keine Partei es wagen, ein Einwanderungs-Verbot zu befürworten. Daß aber die eingewanderte Bevölkerung jemals selbst für das Verbot eintreten werde, ist nicht zu befürchten.

St. Gotthardtunnel. Nach einer Arbeit von 9 langen Jahren hat am Schlusse des dahingeschwundenen Jahrs 1881 der Telegraph aus erhabener Alpenwelt über Land und Meer die Siegeskunde verbreitet: der Gotthardtunnel ist vollendet! In diesen Worten feiert das 19. Jahrhundert die größte That und den größten Triumph, den mit vereinter Kraft der Menschengeist geschaffen und über die Materie errungen hat. Ein Riesenwerk, einzig in seiner Art, das den Bau des Suezkanals an Großartigkeit weit übertrifft, ist mit Eröffnung des Gotthardtunnel vollendet. Die Scheidewand ist gefallen, welche bisher die Völker von Norden und Süden trennte. Für den Norden von Europa, von England bis Schweden und Norwegen ist jetzt zu Lande die gerade und kürzeste Linie über Brindisi nach der Levante, Ostindien, Japan, China und Australien geboten. Dieselbe ist kürzer als die Monteenis-Linie. Darin liegt der Grund, daß die Hauptachse des Welthandels sich auf die Gotthard-Bahn noch im Laufe dieses Jahrs verlegen wird.

Mit dem 1. Januar 1882, an welchem Tage zum ersten mal der regelmäßige Post- und Güterverkehr durch den Gotthardtunnel befördert worden ist, hat nun auch der mit mannigfachen Gefahren und Unterbrechungen verbundene Schlittenverkehr über den Gotthardpaß aufgehört. Am 28. Dez. hat unter Theilnahme der Bundesräthe Bavier und Welti, der Gotthard-Bahndirektoren Zingg und Stoffel und des Oberingenieurs Bridel die offizielle Probefahrt durch den Tunnel stattgefunden. In Brunnen bestiegen die Herren einen Expreßzug der Gotthardbahn und fuhren mit demselben bis Amsteg. Die Fahrt längs des Urnersees ist höchst romantisch. Auf der kleinen Strecke Brunnen-Flüelen, die in 21 Minuten durchfahren wurde, befinden sich nicht weniger als 9 kleine Tunnels. In sehr mäßiger Steigung, mit wenigen Curven, führt die Bahn bis Erstfeld. Von hier an verengert sich das Thal immer mehr. Unmittelbar neben der Bahnlinie windet sich die Straße aufwärts, und tief unten tobt die Reuß. Rechts und links thürmen sich die Bergriesen zum Himmel empor, die ernst herunterschauen, als zürnten sie den Menschen, daß sie es wagten, ihre tausendjährige Zwingherrschaft zu brechen. Unter fortwährender Steigung, und nachdem man 21 Tunnels durchfahren, wird die 50 Kilomtr. lange Strecke von Brunnen bis Göschönen zurückgelegt.

Wie alljährlich zur selben Zeit, so hat auch diesmal wieder „der Vater der Ströme" seine Ufer überschritten, und das ganze Land zu beiden Seiten, auf viele tausende Quadratmeilen, unter Wasser gesetzt. Wie alljährlich, so sind auch diesmal Zucker- und Baumwoll-Plantagen, Dörfer und Städte überschwemmt; auch diesmal viele Men-

Digitized by Google

schenleben den Elementen zum Opfer gefallen. Aus allen Theilen des riesigen Mississippibeckens, von St. Louis herab bis weit unterhalb des tausend Meilen entfernten New Orleans, von West Arkansas bis in das Herz von Kentucky und Tennessee, dringt ein einziger Nothruf zu uns herüber. Alles flüchtet; die Wohnungen sind verödet; die Bevölkerung hat sich nach höher gelegenen Strecken zurückgezogen und das ganze Kulturgebiet den Fluthen überlassen.

Mit dem Mississippi haben sich alle seine gewaltigen Nebenflüsse, selbst Strömen gleich, vereinigt. Der Missouri, der Ohio, der Arkansas und Cumberland, weiter im Süden der Washita und der Red River, sie alle haben ihre weiten fruchtbaren wohlbesiedelten Thäler zu ihrem Flußbett gemacht und in einer Woche Alles zerstört, was der Fleiß der Ansiedler in einem Jahre hervorgebracht.

Der Jammer ist groß. Alles leidet. Nicht nur das Mississippithal, sondern der ganze Süden, das ganze Land. Alljährlich dieselbe Geschichte, und sie wird um so verhängnißvoller, wenn man bedenkt, daß dieselben ausgedehnten Länderstrecken, kaum daß die Fluthen abgeflossen, gewöhnlich von einer andern, gleich großen und schrecklichen Plage heimgesucht worden: vom gelben Fieber.

Wann wird endlich ordentliche Abhülfe geschafft werden? Oder sind wir wirklich so weit gekommen, dienen unsere Politiker in Washington dermaßen Selbst- und Sonderinteressen, daß man an Abhülfe nicht denkt, oder dieselbe nicht in Angriff zu nehmen getraut, weil die Befürchtung vorliegt, das ausgesetzte Geld würde meistens in Privattaschen wandern?!

Wurde der Sergeant Mason allzuschwer bestraft? Darauf antworten viele mit Nein, andere mit Ja. Acht Jahre Zuchthaus für einen Mordversuch auf den gemeinen Verbrecher Guiteau sei eine barbarische Strafe, sagt man. Und doch ist dieselbe nichts weiteres, als was das Gesetz für solches Verbrechen erlaubt. Der Spruch läßt allerdings an Strenge nichts zu wünschen übrig. Man muß aber auch bedenken, daß die Disciplin, welche in unserer Armee oft recht locker ist, aufrecht erhalten werden mußte. Das Kriegsgericht hat daher die Sache vom einzig richtigen Standpunkt aufgefaßt und dem Schuldigen eine Strafe zudiktirt, die ihren Eindruck in den Reihen der Armee wohl nicht verfehlen wird. Jedes mildere Urtheil würde die Disciplin ernstlich gefährdet und dadurch die Zuverlässigkeit unserer regulären Truppen in hohem Grade beeinträchtigt haben. Eine Armee, auf deren einzelne Glieder kein Verlaß, ist werthlos als Ganzes, und da uns jeder gemeine Soldat so theuer zu stehen kommt, wie den militärischen Organisationen der alten Welt ein höherer Offizier, so sollten wir an deren Tüchtigkeit gewiß keine geringeren, sondern eher noch höhere Anforderungen stellen. Wenn jetzt Guiteau seine Strafe zu verbüßen hat, werden wir uns wenigstens nicht den Vorwurf zu machen haben, Den, der gegen ihn gefrevelt, nachsichtiger behandelt zu haben.

Bismarck und Rom. Von Zeit zu Zeit taucht das Gerücht auf, daß Fürst Bismarck Rom in allen seinen Forderungen noch nachgeben, sich dem Papste sozusagen unterwerfen werde. Kürzlich langte sogar die Zeitungsnachricht an, daß die römische Partei selbst die Wiederherstellung des Kirchenstaates fordere!!

Allerdings mögen einige und vielleicht viele diesen Wunsch im Geheimen hegen, daß derselbe in Erfüllung gehen werde, und Bismarck oder der Kaiser und das deutsche Reich sich vor dem Papst beugen, können wir nimmermehr glauben, so sehr ihnen der Friede auch erwünscht sein mag. Bismarck hat Rom Zugeständnisse gemacht, das ist klar, sich aber nicht unterworfen. Er muß das rothe Gespenst des Sozialismus bekämpfen, muß die soziale Frage lösen und wünscht deshalb Rom im Schach zu halten, daß er freie Hand habe und hat in einigen Punkten nachgegeben. Ganz ohne Gefahr ist dies Nachgeben für Deutschland nicht, denn Rom ist schlau und zähe. So groß ist dieselbe jedoch nicht, wie man da und dort meint. Freilich schütteln viele brave Deutsche über diese Zugeständnisse den Kopf. Zum Beispiel: Der geringste protestantische Pfarrer muß dem König den Eid leisten, den neuen Bischöfen wird der Eid erlassen. Früher erklärte es Bismarck für überflüssig, beim auswärtigen Haupte einer Confession, die in Deutschland Anhänger hat, einen Gesandten zu halten: jetzt ist Kurd v. Schlözer in Rom, und eine große Summe für den Gesandtschaftsposten ist gefordert. Früher zog man dem Papste und seinen Hörigen in den Maigesetzen scharfe Grenzen: jetzt ist man dabei, sie ganz oder theilweise aufzugeben! — Aber all' das ist noch kein Unterwerfen. Gott hat bisher Deutschland geschützt; Er wird seine Hand vom alten Vaterlande nicht abziehen.

Die Indianer haben der Regierung der Vereinigten Staaten während der letzten zehn Jahre nahezu zweihundertvierundzwanzig Millionen, — genau $223,894,246, — gekostet. Das Auffallendste an dieser auffallenden Summe ist jedoch nicht so sehr ihre enorme Höhe, als vielmehr die Art und Weise, in welcher sich dieselbe zwischen die, für Indianer-Kriege und die für die reguläre Indianer-Verwaltung verausgabten, Beträge vertheilt. Während die hier in Betracht kommenden sieben Kriege, — außer verschiedenen Generälen, wie Canby 1873 im Modoc- und Custer 1876 im Sioux-Kriege, — nur etwas über fünf Millionen gekostet haben, hat die gewöhnliche Ueberwachung und Bevormundung unserer rothen Mündel die fabelhafte Summe von 218 Millionen verschlungen. Wie dies Verhältniß entsteht, darüber giebt uns ein Soldatenbrief in dieser Nummer die — „alte" Auskunft.

Auf dem Isthmus hat wieder einmal ein Erdbeben furchtbare Verwüstungen angerichtet. Hoffentlich sind die ersten Nachrichten, die von einem Verlust von mehreren Tausend Menschenleben sprechen, übertrieben; immerhin aber wird des Schreckens und Jammers genug übrig bleiben, um diese Katastrophe zu einer der furchtbarsten ihrer Gattung zu stempeln. Die am schlimmsten heimgesuchten Orte sind die beiden Städte Alajuala und Heredia, jede mit etwa 10,000 Einwohnern, und die umliegenden Ortschaften, in der Nähe der Pacificküste Costa Ricas gelegen. Costa Rica, wie überhaupt die Isthmusstaaten, ist durchaus vulkanischer Natur,

Digitized by Google

obwohl die Thätigkeit fast aller seiner Vulkane für erloschen galt. Dahingegen giebt es deren in dem nördlich angrenzenden Nicaragua noch eine große Zahl, die gelegentlich von sich hören lassen. Das letzte heftige Erdbeben auf dem Isthmus trug sich im Jahre 1873 zu San Salvador zu, doch überstieg damals die Zahl der Opfer nicht 500. Wenn die Ver. Staaten den Nicaragua-Kanal bauen, würden die um denselben entstehenden Ansiedlungen, die jedenfalls etwas unheimliche Nachbarschaft eines schlimmen Vulkannestes genießen.

Kansas. Ueber den jetzt „mündig" oder einundzwanzigjährig gewordenen Staat Kansas stellt die „Freie Presse" in Leavenworth eine Betrachtung an, der wir folgendes entnehmen: „Am Vorabend des Bürgerkrieges, am 29. Januar 1861 war es, wo die Vertreter des Territoriums Kansas ihr Gesuch um Aufnahme als Staat mit Erfolg gekrönt sahen und das junge Kansas als ein neuer Stern dem Banner der Union beigesetzt wurde. So viele herrliche Tage seitdem die Ansiedler auch erlebten, so darf man doch nicht vergessen, daß der Kelch der Freude auch seine bitteren Tropfen enthielt, welche bis zur Neige geleert werden mußten. So groß auch die Drangsale waren, welche die dürren Sommer und die unabsehbaren, alles verheerenden Heuschreckenschwärme durch Vernichtung des Fleißes der Farmer dir, o Kansas, bereitet haben, so beklommen dir auch das Herz ob dem Elend und der Noth der farbigen Bevölkerung erbebte, welche sich aus dem sonnigen Süden über deine Fluren ergoß, du hast Alles glücklich überstanden und dir an deinem 21. Geburtstage eine hervorragende, beneidenswerthe Stellung im Staatenbunde gesichert. Aus einer Wildniß haben dich die schwieligen Hände deiner fleißigen Pioniere, unter denen die 200,000 Deutschen eine nicht zu verachtende Rolle spielen, zu einem der größten Ackerbaustaaten der Union hinaufgearbeitet. Was man einst für unfruchtbare Wüste hielt, blüht heute wie ein Garten. Blühende Städte und Dörfer haben sich überall erhoben und schreiten rasch auf dem Wege der Wohlfahrt voran. Das Wachsthum der Fabrikinteressen, der Viehzucht und all' der verschiedenen Industrien, welche im Staate betrieben werden, hat mit der sich stetig steigernden Bevölkerung getreulich Schritt gehalten. Was hat Kansas an seinem 21. Geburtstag aufzuweisen? Eine Bevölkerung von einer Million fleißiger, friedlicher und im Allgemeinen wohlhabender Einwohner; über 300,000 Stück Pferde; Rindviehheerden, welche über eine Million Stück repräsentiren; eine Million Schafe; 2,000,000 Acker Weizenfelder, 4,000,000 Acker Maisfelder; allenthalben hübsche Kirchen und Schulen, Fabriken und Mühlen; kleine und größere Städte mit lebhaftestem Geschäftsverkehr, der stets im Aufschwung begriffen ist; 4000 Meilen Eisenbahn und besteuerbares Eigenthum im Werthe von über 100 Millionen Dollars."

In Rom hat die Ende vorigen Jahres geschehene Volkszählung ein eigenthümliches Resultat ergeben. Die Seelenzahl ist mit Einschluß des sog. agro Romano im Ganzen 300,292. Davon sind männlichen Geschlechts 167,327 und weiblichen Geschlechts nur 132,965. — Es giebt dort also ca. 34,000 mehr Männer als Frauen. In den letzten 10 Jahren ist die Bevölkerung sehr angewachsen, denn sie betrug 1871 nur 244,484 Seelen, und damals waren dort 139,267 Männer und 105,217 Frauen, erstere hatten also auch damals ein Plus von 34,000. Zum Theil liegt der Grund dieser auffallenden Erscheinung in der großen Zahl der dort zusammengeströmten und strömenden Priester und Mönche, zum Theil aber auch in der großen Zahl von Männern, welche als Arbeiter im Landgebiet ihren kümmerlichen Unterhalt finden und dort vielfach in Elend und Fieber verkommen und umkommen.

Die Lockungen der Panslavisten wollen im Westen nicht verfangen. Fast alle französischen, italienischen und englischen Blätter verurtheilen die pariser Brandrede des Generals Skobeleff, welcher dem Befehl zur Rückreise nach Rußland hat Folge leisten müssen. In Frankreich stützen sich die mißfälligen Besprechungen auf ziemlich offen eingestandene Zweifel an der russischen Schlagfertigkeit, sowie auf die Abneigung, sich dem übernächsten Nachbar zu Liebe in kriegerische Abenteuer zu stürzen. Selbst in Serbien und Bulgarien fallen die Hetzereien nicht durchweg auf günstigen Boden. Weit über Skobeleff hinaus ging, wenn dem radicalen magyarischen Blatt „Egyertetes" Glauben beizumessen ist, der russische Generalconsul Hitrowo in Sofia. Als bei demselben am 28. Januar eine panslawistische Abordnung vorsprach, um sich Weisungen für ihr Verhalten in Bezug auf den Aufstand der Herzegowiner zu erholen, soll Hitrowo geantwortet haben: „Auf das, was die petersburger, berliner, wiener und budapester amtlichen Blätter sagen und schreiben, gebt gar nichts. Oesterreich-Ungarns Tage sind gezählt. Seht ihr nicht, wie wir die Flächen von Odessa bis Reni (bessarabisch-rumänische Grenze) mit unsern Soldaten bevölkern? Ein Schritt, und wir sind in der Walachei, welches Land uns gehört. Freilich darf jetzt ein Slawe den Tod nicht fürchten. Oesterreich-Ungarns letzte Stunde hat geschlagen; dieses Land muß von der Karte Europas auf ewig verschwinden. Es giebt Kleingläubige, die befürchten, daß Deutschland dem verfaulten Oesterreich zu Hülfe eilen wird. Als ob Deutschland so verrückt wäre, einem andern Lande zu Hülfe zu kommen, da es im eigenen Haus genug zu thun hat. Mit Oesterreich-Ungarn aber werden wir viel früher und viel leichter fertig werden, als mit der Türkei. Denn während ich die Türkei für einen kräftigen Löwen halte, kann ich das miserable Oesterreich, als nichts anders bezeichnen als einen blutleeren Floh, zu dessen Erdrückung die Nagelspitze unsers Daumens genügt. Verkündet es laut überall, wo man slawisch spricht, daß Rußland kommt, um die armen, ihrer Freiheit beraubten slawischen Völker im Süden Europas zu befreien. Verkündet den slawischen Völkern, daß der Slawe verflucht sei, der jetzt sein Leben hoch anschlägt." — Zwei Tage darauf bat das diplomatische Corps in Sofia den russischen Generalconsul wegen dieser Rede um Aufklärungen, er soll aber dieselbe abgeleugnet und sich für einen grenzenlosen Verehrer Oesterreich-Ungarns ausgegeben haben. Auch das „Journal de St. Petersbourg" ertheilte die Versicherung, daß Hitrowo keine derartige Rede gehalten habe. In Bukarest kam die Sache in der Kammer zur Sprache, und man schien daselbst an der Wahrheit der Aeußerungen nicht zu zweifeln. Ebenso in England, wo Dilke auf eine Anfrage im Unterhaus erklärte, die Regierung habe von einer solchen Rede keine Kenntniß.

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. | Juni 1882. | Sechstes Heft.

Sonnige Stunden.

(Zum Stahlstich.)

Aus allen Keimen brichst du hervor;
Aus allen Knospen blickst du empor.
Schaust lächelnd um dich, ob man dich kennt,
Ob man dich grüßt, und dich „Frühling" nennt.

Welch' hohe Wonne, welch' sel'ge Lust
Des jungen Frühlings durchzieht die Brust!
Bliebst du doch ewig und grüntest fort
An diesem heimathlich-stillen Ort.

Ach, bald entblättert sich Baum und Flur;
Bald legt zum Schlummer sich die Natur.
Die letzte Knospe sinkt in den Staub,
Und Herbstwind weht über dürres Laub.

Doch wenn der Zeitlichkeit Band zerreißt;
Wenn alles Irdische wankt und weicht;
Wenn wir aus Mesech von dannen zieh'n:
Dann blüht ein Frühling in ew'gem Grün.

C. Röhl.



Rundschau zur Pfingstzeit.

Vom Editor.

"Es ist gar aus mit ihr," also fertigen verblendete, ungläubige Menschen die Kirche Gottes auf Erden ab, „das Christenthum ist ein veraltetes Institut, das nur noch des Herkommens wegen zusammenhält, aber gar bald dem 'Menschenthum' (?!) weichen wird." — Also sprechen sie.

„Es ist gar aus mit uns," also seufzen auch manche Christenherzen, die sich angewöhnt haben, alles um sich her in gar dunkeler Schattirung zu sehen. „Das Wort Gottes hat keine Gewalt mehr über die Menschen; die Kirche übt keinen Einfluß aus auf die Menge; die Welt wächst ihr über den Kopf, und es wird je länger, je schlimmer." — Also seufzen sie.

Das Geburtsfest der Kirche Gottes auf Erden, Pfingsten, ist wieder in's Land gekommen und veranlaßt uns, ein wenig Rundschau zu halten. Laßt sehen, was wir erschauen, ob es wahr ist, daß die Kirche Gottes keinen oder nur geringen Einfluß ausübt, ob es begründet werden kann, daß nur Unwissende, Fanatiker oder Selbstsüchtige sich zu derselben halten; ob ihr Einfluß ab- oder zunimmt, und ob das Christenthum als veraltetes Werkzeug bald ausgedient hat und den Kampf einstellen muß.

Wie gebührlich fangen wir zu Hause an, und gewahren allerdings in den Ver. Staaten sehr viel, was zum Reich der Finsterniß gehört: Offenbare und verborgene Lasterhaftigkeit aller Art, eine Schund- und Schandpresse sondergleichen, Tausende Gottesverächter, viele Vereine, deren Zweck es ist, das Reich Gottes zu untergraben und Heuchelei in allen Schattirungen.

Aber wir wissen auch, daß das Reich Gottes im Kampfe mit diesen finstern Mächten keinen Boden verloren, sondern g e w o n n e n und sich als rüstiger, lebenskräftiger Kämpe bewährt hat. Das ganze Land ist mit Gotteshäusern übersäet, so daß auch im entferntesten Winkel sich die Kraft des Evangeliums äußert. Theilt sich diese mächtige Armee auch in gar verschiedene Fähnlein, so muß es doch ein gar verbissener, bigotter Sektirer sein, der in diesem vielfältig regen kirchlichen Leben nichts sieht, als babylonische Verwirrung und das Heil nur in seiner, der einzig wahren Kirche gewahrt. Solch' armselige

Digitized by Google

Wichte werden nach Gebühr brav ausgelacht; das Reich Gottes aber gedeiht, und die Kirche hat hierzulande in den letzten fünfundzwanzig Jahren so bedeutende Fortschritte aufzuweisen, daß sie sowohl das Geschrei — sie sei ein veraltet Institut, als das Geträchze ob der heillosen Sektirerei zu Schanden macht.

Nehmen wir zum Beweise dieser Behauptung die mir zunächst liegende Statistik und lernen aus ihr folgendes: Vor 25 Jahren zählte die Bisch. Meth. Kirche 850,519 Mitglieder, heute 1,717,567. Vor 25 Jahren besaß sie 8335 Kirchen im Werthe von $15,781,310, heute 17,656 Gotteshäuser, welche zu beinahe 64 Millionen veranschlagt sind. Vor 25 Jahren gingen 706,259 Lehrer und Schüler in ihre Sonntags-Schulen, heute 1,811,324!

Ohne Zweifel haben auch die andern Kirchengemeinschaften ähnliche Fortschritte aufzuweisen, und können ebenfalls durch Zahlen darthun, daß es noch nicht gar aus ist mit dem Christenthum, sondern es die Bahn betreten hat, auf welcher das ganze Land unterthänig gemacht wird dem König aller Könige und dem Herrn aller Herren.

Frägt man aber: Wo ist denn der christliche Einfluß auf die Gesammtbevölkerung, und wo bleibt bei all diesem äußeren Erfolg die innere ächte Frömmigkeit, so ist zu antworten: Vor 25 Jahren lastete die Sklaverei auf Land und Volk, — heute sind wir frei. Vor 25 Jahren war der Branntweinkrug der Genosse in selbst christlichen Familien, heute — wird der Kampf gegen den Alkohol mit einer Entschiedenheit und solchem Erfolg geführt, daß der Sieg nicht ausbleiben wird. Vor 25 Jahren lagen christliche Literatur und Schulen noch meistens in der Wiege, heute — haben sie sich zu einer Blüthe entfaltet, welche reiche Früchte tragen wird. Wer nun betreffs dieser und anderer Erfolge von der Kirche Christi absehen und sagen will: „alles dies ist nichts anderes als das Resultat des allgemeinen Ringens und Strebens," dem steht es frei; er wird aber von jedem Unbefangenen, welcher sich über diese Kämpfe unterrichtet, ausgelacht werden. Und was die innere ächte Frömmigkeit betrifft, so findet sich allerdings neben den äußeren Errungenschaften noch gar vieles Hohle und auch Faule; aber der Herr hat auch in Millionen Herzen sein Reich aufgerichtet und seinen Tempel gebaut, so daß wir auf die Ver. Staaten schauend wohl ausrufen dürfen: „Noch ist der Herr in seiner Stadt."

Auch England ist, obgleich es viele Schattenseiten — Trunksucht, Formalismus, Ritualismus, kirchliche Ausschließlichkeit rc. rc. — aufweist, im Ganzen ein Land, in welchem der Herr Jesus Christus große Siege gefeiert und sich einen bedeutenden Theil des englischen Volkes unterthänig gemacht hat. Es finden sich dort nicht blos Achtung vor dem Worte Gottes, Heiligung des Sabbaths und thätige Evangelisation, sondern das englische Volk schreitet auch in dieser Richtung beständig vorwärts, also daß Großbritanien heute in viel ernsterem Sinne als vor zwanzig Jahren „das Land der Bibel, des Sabbaths und evangelischer Thätigkeit" ist, und es wird kaum eine größere Anzahl englischer Protestanten geben, welche den Sabbath nicht als eine göttliche Einrichtung ersten Ranges ansehen. Wir haben wenigstens während unseres Aufenthaltes in England von keinem einzigen gehört. Die innere Missionsthätigkeit, die Heidenmission, die Bibel- und Traktatverbreitung haben in den letzten zwei Jahrzehnten in England einen Aufschwung genommen, daß es trotz der Naturforscher aus Darwins Schule, trotz der Verweltlichung mancher englischen Christen und trotz der schrecklichen Trunksucht und trotz des Krämergeistes der englischen Regierung, durch welchen die Interessen des Reiches Gottes geschädigt werden, daselbst wahrlich noch nicht aussieht, als ob die Kirche Christi auf dem Kampfplatz nichts mehr auszurichten vermöge.

Weniger günstig liegen die Verhältnisse in den protestantischen Ländern des europäischen Festlandes — Deutschland, Holland, Schweiz und Skandinavien. Jedoch sind es auch dort der Anzeichen dafür gar viele, daß die Kirche Christi den Kampf mit Erfolg aufnimmt. Schon das, daß die Grenzlinie zwischen Glaube und Unglaube in Deutschland immer schärfer gezogen, darf als bedeutende Errungenschaft dargestellt werden, denn nicht nur werden hiedurch die Wankelmüthigen zur Entscheidung getrieben, sondern die Gläubigen des alten Vaterlandes sind dadurch auch veranlaßt worden, anstatt in kleinen unscheinbaren Häuflein zu kämpfen, sich zu einer starken evangelischen Partei zu formiren, welche mittelst der Presse, vieler Vereine und Gesellschaften, zahlreicher Stadtmissionäre und Colporteure auf das Volk einwirken. Ja wohl — das Reich Gottes ist heute in Deutschland viel kräftiger und mächtiger als vor 25 Jahren, wie sehr auch der dortige Kirchenliberalismus und die gegen das Christenthum gerichtete Strömung im Volksleben zu bedauern sind.

In der Schweiz und dem dieser Republik glaubensverwandten Holland ist die evangelische Partei im Kampfe mit dem Unglauben und Aberglauben oft unterlegen. Und gerade jetzt behaupten die Christusläugner das schweizerische Schlachtfeld, indem die kirchlich-liberalen in fast allen Cantonen die Oberhand haben. Wer jedoch in beiden Ländern die zurückgebliebenen „Siebentausend" aufsucht, wer da wahrnimmt, wie sie sich nach allen Seiten hin rühren, und die blühenden Stiftungen betrachtet, die sie in's

Digitized by Google

Leben gerufen; wer mit ihnen anbetet, der wird erkennen, daß der lebendige Gott auch dort noch Wunder thut.

Weniger beweglich ist das christliche Leben in Schweden, Norwegen und Dänemark Das vielfach erstarrte Kirchenthum hat dort das Reich Gottes so zu sagen überwuchert und die Liebe zum Hergebrachten sucht zwar dem zersetzenden Unglauben Thür und Thor zu verrammeln, hält sich aber auch so sehr an die äußere Form, daß frische Lebenszeichen seltener sind als in Deutschland und den reformirten Ländern. Seit mehr als zwei Jahrzehnte jedoch ist diese skandinavische Ruhe von den bösen Sekten — den Methodisten, den Baptisten und andern gestört worden, worüber die „Steifkirchlichen" zwar Mordio schreien, was aber schließlich doch zur Wiederbelebung des im Ganzen so todten skandinavischen Kirchenwesens dienlich sein wird, wie denn auch in neuerer Zeit das beinahe Unerhörte geschehen und selbst in Norwegen Missionsunternehmungen innerhalb der Landeskirche entstanden, welche nicht von oben herunter durch obrigkeitlichen Erlaß vordiktirt gewesen.

In den romanischen Ländern — Frankreich, Italien und Spanien besitzen heute noch wie früher Unglaube und Aberglaube die Uebermacht, aber nicht mehr mit der Ausschließlichkeit wie früher. Namentlich rufen in Paris einige ernste Zeugen mit aller Macht das Volk zur Buße und helfen den Verkommenen mittelst allerlei Stiftungen und Vereinen.* Finden sich im Ganzen auch nur noch 650,000 Protestanten in Frankreich, und sind viele derselben auch vom Unglauben erfaßt, so hat sich unter ihnen doch noch viele Gotteskraft erhalten, welche sich als Salz für das Volk bewähren kann. Auch in diesem, wie in allen europäischen Ländern, haben kleinere Denominationen, wie die Methodisten, die Baptisten und die Union des églises évangéliques Johannisdienste gethan und thun sie noch, indem sie die andern beständig wecken.

In Spanien, dem umnachtetsten Lande Europas, hat Gott der Herr durch Pastor Fliedner, die Episcopalen, die Methodisten, die Presbyterianer und andere ein Licht aufgesteckt, das nie wieder erlöschen wird. In Italien machen die Waldenser, die italienische Freikirche, die englischen und amerikanischen Methodisten und die Baptisten dem Papste gar warm und predigen in nächster Nähe von St. Peter das herrliche Evangelium.

Was die Missionsthätigkeit unter Juden und Heiden betrifft, so hat das Volk des Herrn Herrn eine Thatkraft entfaltet, die schlechterdings die Meinung, das Reich Gottes sei auf dem Aussterbe-Etat, zu Spott macht. Der hartnäckigste Missionsboden — die Judenmission — weist seit Anfang dieses Jahrhunderts mindestens 100,000 bekehrte Israeliten auf. Die sieben Missions-Gesellschaften der Christenheit zu Ende des letzten Jahrhunderts sind zu nicht weniger als **siebenzig** geworden. Anstatt der 170 Missionare von damals, haben wir heute 2,400 ordinirte Europäer und Amerikaner in der Heidenwelt, dazu viele hunderte ordinirte eingeborne Missionare und 24,000 eingeborne Hülfsarbeiter der Mission. Jene 170 Missionare hatten damals etwa 50,000 bekehrte Heiden in Pflege; jetzt finden sich 1,800,000 Heidenchristen auf den evangelischen Missionsstationen aller Erdtheile. Einige dieser Gesellschaften, wie z. B. die Britische, die Wesleyanische und die der Bisch. Meth. Kirche sind geradezu zu Riesenbäumen angewachsen, deren Zweige die halbe Erde umschatten.

Hand in Hand mit diesem riesigen Evangelisations- und Missionswerke, und dasselbe anbahnend und fördernd wirken die Bibelgesellschaften, aus denen die britische und amerikanische wiederum obenan stehen. Erstere allein hat seit ihrem Bestehen nahezu 86 Millionen Bibeln oder Testamente verbreitet. Im Ganzen ist die heilige Schrift jetzt in 308 Sprachen und Mundarten gedruckt; während zu Anfang dieses Jahrhunderts die Bibel in nur etwa 50 Sprachen vorhanden und wohl nicht in mehr als 5 Millionen Exemplaren verbreitet war, beträgt heute die Gesammtverbreitung der Bibel und Bibeltheile nahezu 150 Millionen Exemplare.

Laßt uns denn Pfingsten feiern mit der brünstigen Bitte, daß es mehr und mehr **Pfingsten werde in der Christenheit**; aber auch mit dem innigen tiefgefühlten Danke, **daß es Pfingsten geworden ist**, und Gott sein Volk heimgesucht mit seinem Geiste und sein ewig Reich gestiftet hat, welches die Pforten der Hölle nicht überwältigen können.

* Im nächsten Heft wird Haus und Herd einen Artikel über dieses Werk aus Dr. Sulzbergers Feder bringen.



Digitized by Google

Eine romantische Thalschlucht im Staate New York.

Dargestellt von J. W. R.



Schweizerhaus an der Watkins-Schlucht.

I.

Es giebt wohl eine schwerlich reizendere Landschaft diesseits dem Felsengebirge als die Lake-Region im Staat New York. Während das Volk längs der atlantischen Küste im Sommer nach der kühlenden Brise des Herbstes lechzt, schwelgen die Besucher der Lake Regionen in diesem Genusse. Nicht allein die größeren Gewässer, als der Ontario und der Erie, sondern selbst die Nähe des kleinen Cayuga, Oneida, Kuka und Seneca bieten dem matten Geist erfrischende Labung und Zuflucht.

Watkins Thalschlucht überragt alle andern Plätze jener Gegend an Interesse und Reiz, und wenn wir uns gerechtfertigt halten, aus unsern Grenzen ins Ausland zu reisen, um Dinge von bedeutend geringerer Sehenswürdigkeit zu schauen, als z. B. Tivoli, Velina, London, Glencoe, die Killarney Wasserfälle, das Thal von Avoca, die Dargle und Teufelsschlucht zu Wicklow, so verlohnt sichs gewiß, einen mehrtägigen Abstecher nach Watkins Thalschlucht zu machen, um diese Naturherrlichkeit zu sehen, welche Grace Greenwood „Ein Behälter der Natur von ewiger Kühlung" nennt und von welcher Bayard Taylor sagen konnte: „Auf allen meinen Reisen traf ich keine schönere und romantischere Scenerie als die, welche von dieser wundervollen Thalschlucht eingeschlossen ist."

Watkins liegt in Schuyler County nahe dem obern Ende des Seneca Sees und erhielt seinen Namen von dem Gründer des Fleckens, Dr. Samuel Watkins, einem gebornen Engländer, welcher einen Landstrich von tausenden von Ackern erwarb, welcher unmittelbar um das obere Ende des Sees liegt und welchen derselbe vor ungefähr 100 Jahren direkt von den Indianern erlangt hat. Die ganze Umgegend ist historisch und die vorkommenden Namen in der Nachbarschaft sind revolutionären und indianischen Berühmtheiten entnommen.

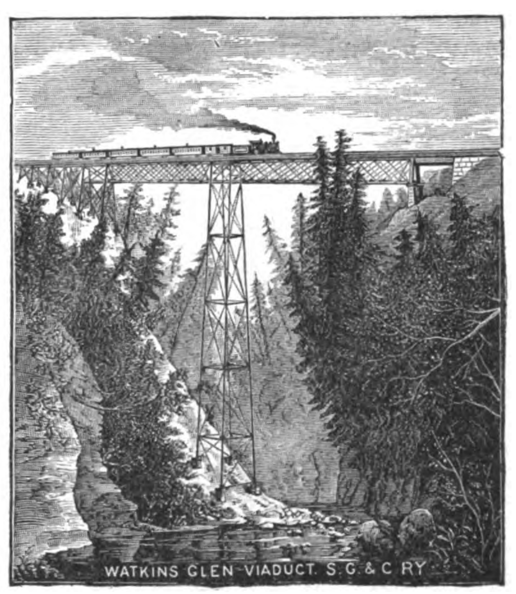
Vor zweihundert Jahren war dieser Ort der

Digitized by Google

beliebte Jagdgrund der Iroquois, deren Tapferkeit—nach Bancrofts Geschichte der Ver. St. II, 415—425—New York seine gegenwärtigen Grenzen zu verdanken hat. Es war der populäre Sammelplatz der fünf Nationen, (verstärkt in 1712 durch die Tuscaroras, als der Sechsten) die Mohawks, Oneidas, Onondagas, Cayugas; doch hatten nur die Senecas ihre Heimath hier. Die allgemein herrschende Ansicht ist, daß die Indianer sich nie in stabilen Heimstätten befunden hätten, diese Umgegend jedoch bezeugt das gerade Gegentheil.

Auch der Missionar, der am ersten diese Wilden besuchte, um sie zum Kreuz zu führen, und der Händler, der zum ersten Mal in ihr Erbgut drang, um schlechten Schnaps gegen werthvolle Pelze zu vertauschen, fand die betreffenden sechs Nationen zusammen verbunden unter dem Namen Iroquois, und im Anspruch des Landstrichs, erstreckend von den Grenzen Vermonts bis zum westlichen New York, von den Lakes bis zu den Quellen des Ohio, Susquehanna und des Delaware.

Jede Nation dieser Vereinigung war eine souveraine Republik, darnach wieder getheilt in Stämme, zwischen welchen eine kaum bemerkbare geringe Unterordnung existirte. Die Stammglieder wohnten in gesetteltem und festem Heimwesen, umgeben von Bohnen- und Maisfeldern. Jegliches Schloß bildete, ähnlich einer neuengländischen Stadt oder einem sächsischen Hundert, ein kleines Freibürgerthum. Es gab weder Sklaverei noch eine bevorzugte Kaste. Alle waren gleichberechtigt. Die Union war bestätigt durch einen ungeschriebenen Vertrag. Der Congreß der Häuptlinge besorgte alle gemeinsamen Geschäfte, ähnlich den allgemeinen Volksversammlungen der Anglo-Sachsen.



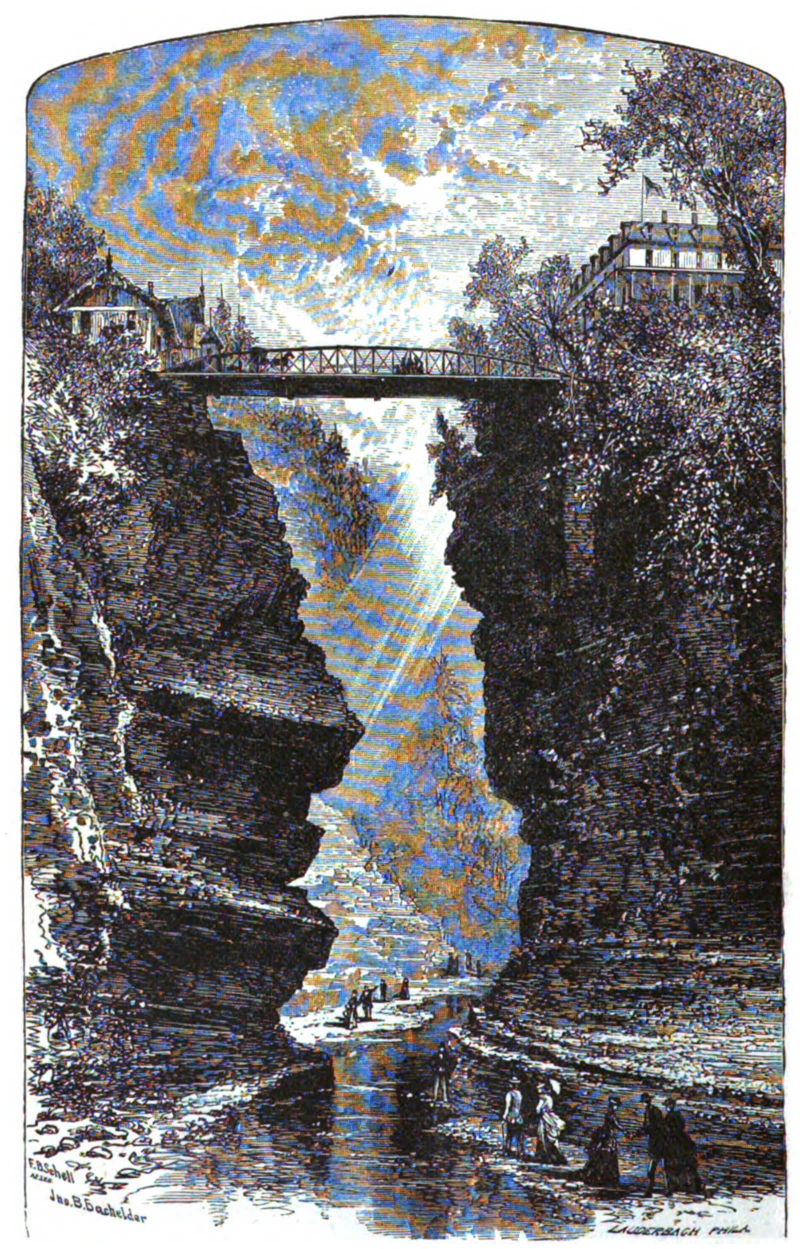
Viadukt über Watkins-Schlucht.

Der leitende Krieger wurde durch allgemeines Vertrauen in seine Tugend und sein Verhalten erwählt; Verdienst allein erhielt den Vorzug zum Amt, und die Macht war ebenso permanent, als die Hochachtung des Stammes. Hohe Stellungen brachten keinen Gewinn. Wenn ihre braven Männer in den Krieg zogen, wurden sie, statt mit kriegerischen Instrumenten, mittelst der hellen Stimmen ihrer Führer angefeuert. Auf die glatte Fläche eines Baumes, von welchem die äußere Rinde geschält war, malten sie die Thaten ihrer Tapferkeit in den einfachsten Sinnbildern. Das waren ihre Trophäen und Jahrbücher; diese und ihre Kriegsgesänge bewahrten das Andenken ihrer Heroen. Sie sahen sich stolz als die Hervorragendsten der Menschen an, als Männer, die alle Andern überragen und ein angeborener Hochmuth stachelte ihre jungen Männer zum kühnsten Muth. Als Hudson, J. Smith und Champlain zusammen in Amerika waren, da hatten die Mohawks ihre Streifzüge vom St. Lawrence bis Virginia ausgedehnt; halb Long Island


Seneca See.

Digitized by Google

mußte ihnen Tribut zahlen und einem Mohawk Häuptling wurde an der Massachusetts-Bucht Achtung gezollt. Im Osten wie im Westen vom Kennebec bis zum Mississippi, sowohl die Abenakis als auch die Miamis und die entlegenen Illinois zusammen, vermochten dem Einfall der Iroquois keine Schranken zu setzen. Erst der weiße Mann brach die Macht dieser Wilden.



Die Watkins-Schlucht und das Bergschluchthaus.

Es ist nun ein wenig über hundert Jahre (Aug. 19. 1779) seit General Sullivan an der Spitze von 3000 Mann sich in einen Kampf mit den Iroquois einließ, deren fortgesetzte Grausamkeiten alle weißen Ansiedler aus dem fruchtbaren Wyoming- und Mohawk-Thal zu vertreiben drohte. Im Anschluß weiterer tausend Mann bei Tioga, unter der Anführung des

Digitized by Google

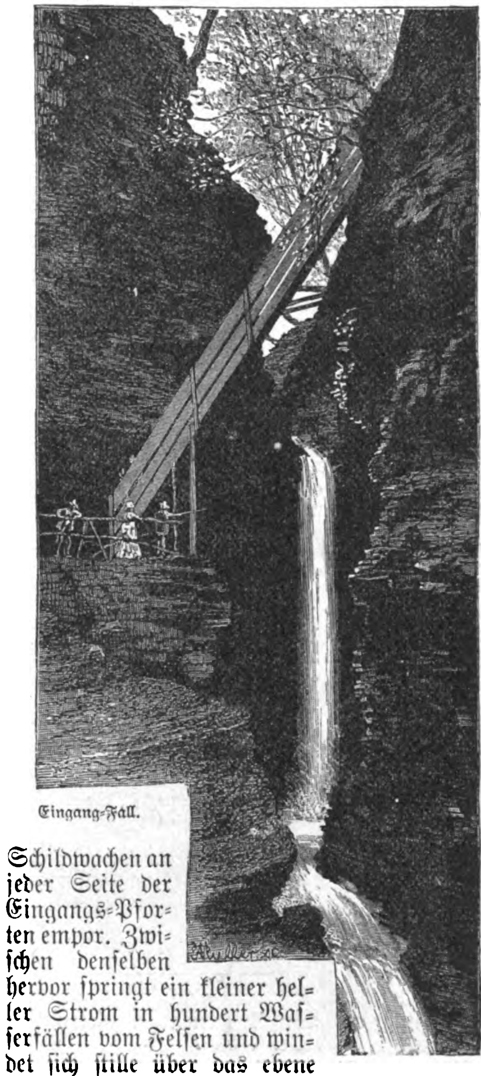
Generals Clinton, bestieg diese vereinigte Truppenmacht den Chemung (indianisch Big Horn) und lieferte, nahe einem Platz, Schweinsrücken genannt, den Wilden eine Schlacht, welche derzeit angeführt wurden von dem berühmten Indianer-Häuptling Brandt, dessen Tapferkeit in dieser unglücklichen Stunde mit seiner Niederlage hinschwand.

Die Iroquois traten nie wieder gegen die überlegene Macht des amerikanischen Militärs auf. Die Folge dieses Feldzugs war, daß Sullivans Armee ohne Widerstand in der ganzen Umgegend umher zog, vom Chemung bis zum Genesee; sie zerstörte die wogenden Maisfelder der Iroquois, ruinirte ihre Obstgärten und verbrannte ihre Dörfer. Unter den zerstörten Plätzen war Kanadaseagea, das heutige Geneva, der Hauptort der Senecas, und am nördlichen Ende des Sees gelegen; Watkins liegt am Südende und Conewawah (die Spitze einer Stange bezeichnend), nachgehends der Ort einer Niederlassung, bekannt als Newtown, nunmehr besser bekannt als die Stadt Elmira, wo die alte Erie Eisenbahn Verbindung macht mit der Northern Central Bahn, durch welche Watkins zugänglich ist.

Diesen Weg kamen wir herauf von der Stadt New York. Der Abend- oder Pacific-Expreßzug, welchem die Pullmanns Schlafwagen angehängt sind, diente uns als Reisewagen und Hotelbequemlichkeit zugleich. Jeder Reisende der Eriebahn weiß, daß nirgends eine bessere Eisenbahneinrichtung und Versorgung zu finden ist, als diese alte Compagnie bietet. Doch was den Schlafwagen betrifft, so stimmen wir vollkommen mit dem Engländer überein, welcher beim Besuch dieses Landes, nachdem er die erste Fahrt auf einem „Pullmann“ überstanden hatte, zurückschrieb nach England: „ich wüßte keinen besseren Weg eine Nacht in luxuriöserem Elend zu verbringen.“

In Watkins, dem Städtchen, so anziehend es auch sonst ist, zögerten wir nicht lange, sondern warteten im Bahnhof und nahmen den Omnibus nach dem Bergschluchthause. Dieser Gasthof liegt 300 Fuß über dem Eingang zum Thal und ungefähr ein Viertel des Wegs hinauf zur höchsten Spitze.

Nicht allein die herrliche Aussicht und die entzückende Scenerie, welche denselben umschließt, macht diesen Gasthof dem Besucher des Thals zur wünschenswerthesten Heimath. Seine Einrichtungen sind vortrefflich und seine Verwaltung den Händen der Herren Michener und Lippincott vertraut, welche beide Männer von Charakter und bewunderungswürdige Wirthe sind. Kein Liquör ist dort auf dem Grunde zu haben und der ganze Ort hat mehr Aehnlichkeit mit dem Ruhesitz eines alten bewährten Freundes als einem populären Sommeraufenthalt. Anstatt zwecklos umherzuwandern, entschlossen wir uns, gleich beim Anfang anzufangen. Wir stiegen deßhalb nahe eine halbe Meile abwärts gegen das Städtchen zum wirklichen Eingang. Jäh ansteigende Hügel ragen gleich riesigen



Eingang-Fall.

Schildwachen an jeder Seite der Eingangs-Pforten empor. Zwischen denselben hervor springt ein kleiner heller Strom in hundert Wasserfällen vom Felsen und windet sich stille über das ebene Thal dem See entgegen. Wir folgen dem kleinen Strome und kehren in den Engpaß ein, um unsre Pilgerfahrt zu eröffnen. Wir stehen in einem ausgedehnten felsigen Amphitheater, dessen Wände zu beiden Seiten nahezu zweihundert Fuß über unsre Köpfe emporsteigen, und dem Scheine nach alles Weiterdringen abzuschneiden drohen. Wir passiren unterhalb und um den Fuß überhängender Felsen, um eine der wildesten Scenen der Schlucht zu ge-

Digitized by Google

nießen, um mit Verwunderung erfüllt, ehrfurchtsvoll und bezaubert dazustehen. Aus einem Winkel der Felsen, circa sechszig Fuß in der Höhe, schießt ein schmaler Bach hervor und stürzt wild herab in einen dunklen, höhlenartigen Teich von unbekannter Tiefe. Es ist der Eingang-Fall. Zu unsern Füßen ebenfalls liegt schlummernd ein breiter, tiefer, klarer, aber unregelmäßiger Teich. Er wird der Fischweiher genannt, wegen der immensen Zahl des flossigen Geschlechts, welche sich hier sammelt während des Hochwassers aus dem Lake, im Frühling oder Anfang des Sommers.

Wir besteigen eine Treppe und erreichen durch einige Stufen, was als „Glen Alpha" (des Thales Anfang) bekannt ist, und wähnen uns am Ende des Amphitheaters, während wir plötzlich zur Linken des Engpasses eine scharfe Biegung entdecken, welche uns beim Weiterpassiren des Eingangs in die Schlucht als enge Spalte des Felsen erschien. Wir hielten thatsächlich an mancher Stelle der Schlucht inne und wunderten uns, wie es wohl möglich wäre, viel weiter vorzudringen, da der Weg unpassirbar und die Entfernung unerreichbar schien; doch bei unserem Weiterdringen bot der Pfad dem Aufsteigen immer größeres Interesse dar, als wir uns durch eigene Markirung des Weges hätten zu bieten vermocht.



Minnehaha.

Unregelmäßige Riffe von dunklem Felsen, winkelig und düster, thürmen sich auf. Sie steigen einer über dem andern empor, bis sie sich in den Wolken zu begegnen und jeden Zutritt zu verbieten scheinen. Doch wir können hier nicht weilen, darum vorwärts.

Um indessen noch eine größere Verschiedenheit zu bieten, und einen noch brillanteren Contrast in die dunkele, felsige Umgebung zu bringen, stürzt der Minnehaha, der zweite Wassersturz, schön, unregelmäßig und doch voll Anmuth hinunter, wird beim Fall öfter unterbrochen, bis er die unteren Felsen nur in Schaum und Gischt erreicht.

Mittelst des Treppengangs, welcher beinahe sich perpendikular erhebt, steigen wir nun siebenzig Fuß aufwärts. Sehr weislich hat die Verwaltung der Thalschlucht für Ruhebänke gesorgt. Doch auch Madame Natur hat unsrer geflissentlich gedacht und bietet uns einen Genuß, so seltsam, wie der andere nöthig ist. Welch' ein Bild wartete unser, als wir aus dem finstern Abgrund hervorbrachen! Kein Wunder, daß man den Anblick, den man von diesem langen Treppengange aus genießt, „Vista" nennt. Da sind silberne Wasser-Fälle, ruhige Teiche, moosumsäumte Felswände überwölbt von stattlichen Waldbäumen und dichtem Gebüsch, mit einer Fülle Licht die Ferne übergießend; und weit über uns, durch das smaragdene Laubwerk, dem Gewebe von Sommerfäden gleich, erblicken wir die wunderschöne Eisenbrücke, welche die Schlucht nahe dem Hotel und der Speisehalle überspannt, welchem Gegenstand wir nun näher rücken. Beim Aufwärtssteigen werden wir mächtig berührt von der Schönheit des Laubwerks, welches um so lichtvoller erscheint, je mehr wir aus den Tiefen der Schlucht hervordringen. Die seltsame Thatsache, von Andern erwähnt, mag hier wiederholt werden, nämlich: „Nirgends sonst auf dem amerikanischen Continent wird eine solche Fülle der Vegetation innerhalb so enger Grenzen gefunden."

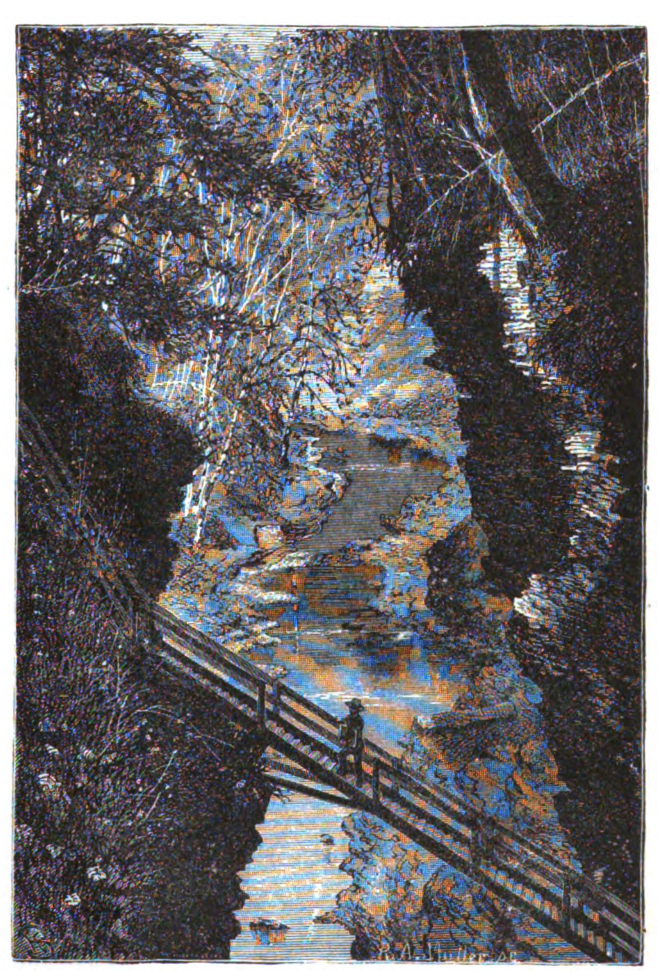
Für den Touristen, der nicht in allzugroßer Eile ist, sollte der Besuch der Schlucht am ersten Tage hier enden, und der Rest sollte für einen oder zwei weitere Tage zum Wenigsten gespart werden.

Digitized by Google

Für uns war die erste Tagesarbeit gethan. Vergnügt kehrten wir Ruhe suchend zum Gasthof zurück.

Unsere Fußtour des nächsten Tages fing von der Speisehalle an, dem sogenannten „Schweizer-Haus"; denn unsere Leser dürfen nicht vergessen, daß das „Bergschlucht-Haus" seine Gäste nicht unter demselben Dache bewirthet, sondern über der eisernen Brücke in einem speziell für diesen Zweck eingerichteten Hause. Unser Gang führt durch das Gehölz über einen schattigen Pfad, Sylvan-Schlund geheißen. Vom Gasthofe aus allerdings ist es zur Erreichung der Stromfläche ein beständiges Niedersteigen.

Wir passiren dabei eine Reihe kleiner Stromschnellen und Wasserfälle. Doch unser Zweck heute ist, die sogenannte Kathedrale zu erreichen. Dieses ist ein Meister- und Musterstück der Natur, von dessen Großartigkeit dem Leser eine Vorstellung geben zu wollen, ein müssiger Versuch wäre. Die Kathedrale ist ein unermeßlich längliches Amphitheater, nahezu von einer Achtelmeile Länge. Dieses ist nach allgemeinem Zugeständniß die überraschendste Ansicht in der Thalschlucht, welche hier weiter ist, als an irgend einer andern Stelle. Mit ihren über dreihundert Fuß sich aufthürmenden, üppig mit Moosen und Rankengewächsen geschmückten Felswänden; ihrem breiten, glatten Fliesenstein-Pflaster, ihren durchsichtigen, gläsernen Teichen; ihrer durch die bogenförmige Wölbung der Wolken gebildeten Kuppel und ihrem luftigen Wasserfall — dem Centralfall — ist dies wohl der herrlichste Theil dieser großartigen Thalschlucht.



Die Kathedrale.

Diese Kathedrale wurde auch schon des „Künstlers Traum" genannt.

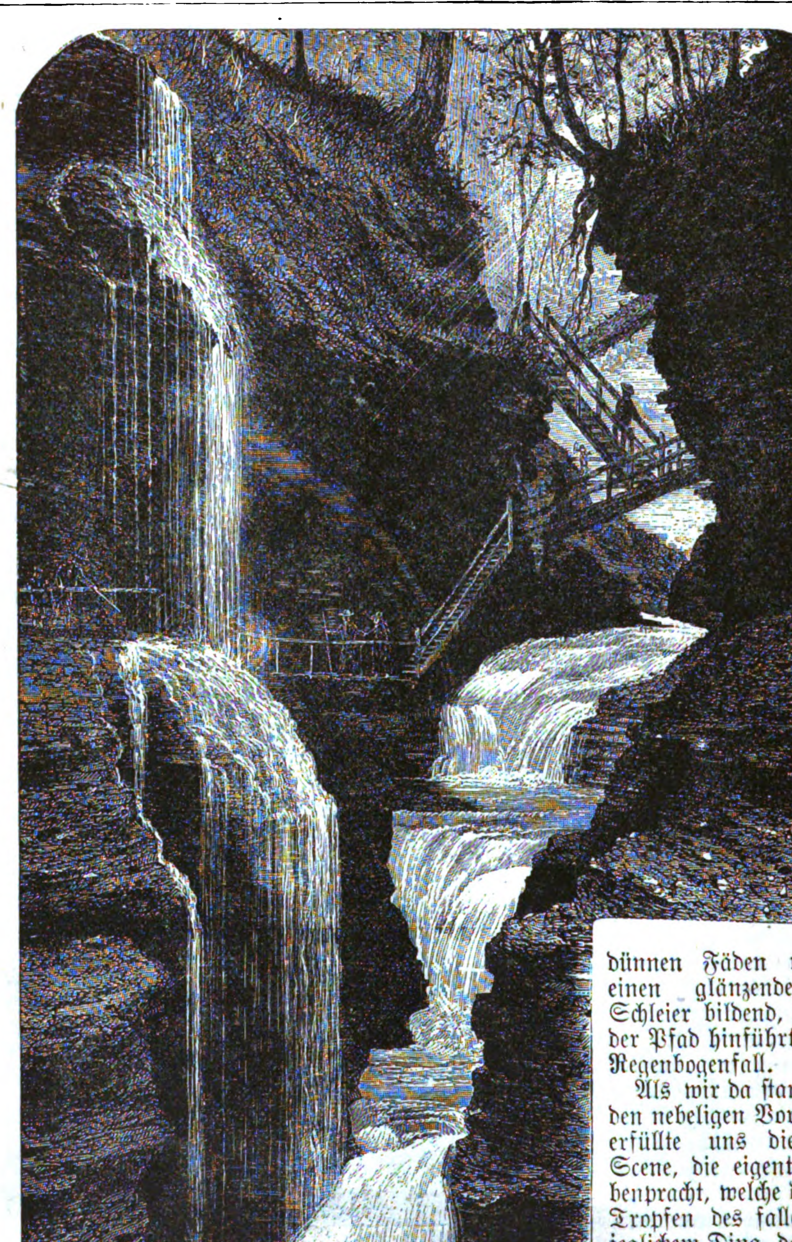
Der Haupt-Strom dieser Schlucht fällt in weniger als einer Meile vierhundert Fuß und nahe doppelt so tief in zwei Meilen und bietet beim Herabsteigen eine Perspektive von glänzenden Fällen, eine Reihenfolge von kreisförmigen Teichen, sich in tiefen Steinbecken oder Behältern vereinigend, welche ausgehöhlt und polirt sind, gleich fein bearbeitetem Marmor.

Zu beiden Seiten erheben sich die Klippen zur thurmartigen Höhe, ein felsiges Gebälk mit Querbalken, Verzierungen und Gesimsen darstellend, so ausdrucksvoll gehauen und wohl proportionirt, als jene eines griechischen Tempels.

Ueber dieses ergießt sich verwegen der kleine Strom von der oberen Welt, gleich einem Schauer von Licht, wässerige Meteore stürzen abwärts in die schauerliche Düsterheit.

Jedoch wir gehen nach dem südlichen Ufer und erreichen den Treppengang, in dessen Nähe die dreifache Cascade herabrollt, darum so genannt, weil der Fall eigentlich aus drei Fällen besteht. Indessen bilden diese drei zusammen eine herrliche Kombination. Dieses jedoch ist nicht die spezielle Anziehung der Umgebung. Drüben auf der Nordseite des Trippelfalls springt ein kleiner Bach über die Stirne einer großen und hohen Felsenklippe hinab in die Schlucht, über die unregelmäßige Oberfläche des Gesteins rieselnd, bis er die Stelle, zwölf bis fünfzehn Fuß

Digitized by Google


Regenbogenfall und dreifache Cascade.

über dem Fußsteig erreicht, wo er über ein vorspringendes Gesims fällt, dessen äußere Kante halbmondförmig ausgekurvt ist.

Das Wasser stürzt nicht in einer glattschichtigen Tafel hinab, sondern in Myriaden von dünnen Fäden und Tropfen, einen glänzenden krystallnen Schleier bildend, hinter welchem der Pfad hinführt. Das ist der Regenbogenfall.

Als wir da standen und durch den nebeligen Vorhang schauten, erfüllte uns die Neuheit der Scene, die eigenthümliche Farbenpracht, welche die strahlenden Tropfen des fallenden Wassers jeglichem Ding, das wir durch sie erblickten, mittheilten, mit Verwunderung. Während der ganzen Saison von Juni bis September, wenn das Wetter schön ist, und die Sonnenstrahlen vom Westen in die Engpässe fallen, und der entzückte Besucher durch den Schleier blickt, gewahrt er zwei prächtige Regenbogen, einen primären und secundären, eine Ansicht, die einmal genossen, nie wieder vergessen wird.

Digitized by Google

Der Lieblingsdichter des amerikanischen Volkes.

Von Opusculum.

Henry Wadsworth Longfellow, der Lieblingsdichter des amerikanischen Volkes, ist nicht mehr auf Erden, und das amerikanische Volk, welches die Produkte seiner Poesie mit so großem Enthusiasmus aufgenommen, schaut mit tiefgefühlter Trauer in seine Gruft.

Was Genie und großartige Originalität anbetrifft, wurde er vielleicht von einigen seiner amerikanischen Kollegen übertroffen. Trotzdem aber ist er bis jetzt unbestritten der populärste amerikanische Dichter und verdient ohne Zweifel diesen Ruhm.

Weshalb? Weil er sozusagen mehr Herz, mehr Gemüth, mehr tiefes Gefühl hat, als irgend ein anderer amerikanischer Dichter. Mittelst dieser Eigenschaften fühlte er sich in sympathetischer Liebe zu seinem Volke hingezogen, die als höchsten Lohn dessen Gegenliebe anstrebte, welche ihm auch in reichstem Maße zu Theil ward.

Sodann findet sich in Longfellow nichts Kleines noch Gemeines. Er strebt nach dem Hehreren, Idealen; es weht uns aus allen seinen Dichtungen ein weihevoller Ernst an; das Heilige, die Religion, das Christenthum sind ihm heilig. Mit richtigem Verständniß faßt er den Beruf des Dichters als den eines Lehrers, Erziehers und Veredlers des Volkes auf, und sucht in seinen Werken hebend und veredelnd auf den Geist und das Gemüth desselben einzuwirken, eine Auffassung, die er in wahrhaft künstlerischer Weise in dem Gedichte „Die Sänger" zum Ausdruck bringt, welches hier in deutschem Gewande folgt:

„Drei Sänger sandte Gott hernieder,
Zu singen Freud- und Trauerlieder,
Daß sie damit der Menschen Sinn
Zum Himmel wieder lenkten hin.

Der Erste, in der Jugend Feuer,
Durchwandelte mit gold'ner Leier
Die Fluren und des Waldes Raum
Und sang, was uns bewegt im Traum.

Der Zweite, mit gebräunten Wangen,
Kam singend auf den Markt gegangen
Und rührt mit ernstem Saitenspiel
Die Herzen Aller im Gewühl.

Ein Greis im Silberhaar, der Dritte,
Stand singend in des Domes Mitte
Und predigt' Buße tief und lang
Beim vollen, hehren Orgelklang.

Die Menge, die sie singen hörte,
Stritt, wem die Krone wohl gebührte;
Ob Jeder einzeln auch gefiel,
Schien widerstrebend doch ihr Spiel.

Da sprach jedoch der große Meister:
„Was streitet ihr euch um die Geister?
Verschied'ne Gabe Jedem ward, —
Derselbe Zweck, nur and're Art.

„Begeistern, Spornen und Ermahnen
Soll euch den Pfad zum Himmel bahnen;
Und Der, deß Ohr nur recht gestimmt,
Vollkomm'ne Harmonie vernimmt."

Also lautet der Grundton in allen seinen Gesängen. Sie streben sämmtlich an, den Menschen zu bessern und zum Himmel zu führen, ohne daß der Dichter in den trockenen Lehrton der diktaktischen Poesie verfällt.

War Longfellow auch kein bahnbrechendes Dichter-Genie, so hat er doch in der Kunst, das von Außen her Empfangene geschickt zu verarbeiten, die Bahn zu ebnen und zu zieren, Ausgezeichnetes, ja geradezu Unübertreffliches geleistet.

Schon als Student schuf er recht hübsche Gedichte für ein Journal in Boston; später als Professor "A Pilgrimage beyond the Sea", und seinen Roman "Hyperion". Aber erst im Jahr 1839, in welchem er eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Namen "Voices of the Night" herausgab, wurde er in weiteren Kreisen bekannt.

Nun folgten rasch aufeinander seine "Ballads and other Poems"; "The Spanish Student"; "Poems on Slavery" u. s. w., welche seinen Ruf steigerten und ihm auch im Ausland solch hohes Ansehen verschafften, daß bald zahlreiche Uebersetzungen erschienen, und Europa in Longfellow den ersten Dichter Amerikas erblickte.

Seine größten, weitverbreitetsten Dichtungen, die seinen Ruhm über allen Zweifel feststellten, sind: "Evangeline"; "The Golden Legend"; "Hiawatha"; "Talls of a Wayside, Inn"; "Christ, a Tragedy" u. s. w.

Die berühmtesten dieser längeren Originaldichtungen sind "Evangeline" und "Hiawatha". Erstere behandelt in hochpoetischer Weise eine romantische Episode aus den Tagen der französischen Ansiedler in Canada. Die vollendetste seiner Dichtungen aber ist "The Song of Hiawatha", von welcher binnen drei Monaten nach ihrer Erscheinung in den Ver. Staaten allein 20,000 Exemplare abgesetzt wurden. Wir halten dieses Werk für den gelungensten Versuch, der jemals gemacht wurde, die Ueberlieferungen und Sagen der Indianer in poetisches Gewand zu kleiden.

Digitized by Google

Auch durch seine poetischen Uebersetzungen hat sich Longfellow einen bedeutenden Ruf erworben, und seine umfangreichste Arbeit auf diesem Gebiete ist seine Uebersetzung von Dante's "Divina Comedia".

Dem Dichter wurde, ungleich vielen seiner Collegen, ein sorgenfreies Erdenloos zu Theil. Frei von dem Kampfe um's liebe Brod, im Schooße einer angesehenen, mit irdischen Glücksgütern gesegneten Familie geboren und erzogen, schon als Jüngling von hochgestellten Gönnern begünstigt und in seinem Streben gefördert, im Mannesalter von einer liebenden Familie, von Freunden und Bewunderern umringt, im Genuß alles dessen, was das Leben schön und angenehm machen kann, — hat Longfellow nie die dunkeln Seiten einer Dichterlaufbahn aus eigner Erfahrung kennen gelernt. Und dennoch blieb auch ihm der bittre Kelch des Leidens nicht erspart. Er verlor während seines Aufenthalts in Heidelberg seine erste Gattin durch den Tod. Etliche Jahre darauf verheirathete er sich wieder, allein ein entsetzlicher Unglücksfall beraubte ihn auch seiner zweiten Lebensgefährtin. An einem kalten Winterabend hatte er mit ihr die Oper besucht. Zu Hause angelangt, wollte sie sich an dem offnen Kaminfeuer wärmen, gerieth demselben aber mit ihren Kleidern zu nahe, und in einem einzigen Moment war sie von Flammen eingehüllt. Vergeblich waren die Anstrengungen ihres Gatten, sie zu retten, denn schon nach wenigen Stunden erlag sie den furchtbaren Brandwunden, die sie erhalten hatte.

Seit dem Tode seines intimsten Freundes, des berühmten Naturforschers Agassiz, fühlte sich der Dichter vollends sehr vereinsamt und sehnte sich nach der ewigen Ruhe, in die er nun eingegangen ist.

Henry Wadsworth Longfellow war am 27. Februar 1807 zu Portland, im Staate Maine, geboren, wo sein Vater, Stephan Longfellow, sich des Rufes eines ausgezeichneten Juristen erfreute. In seinem vierzehnten Jahre bezog er das Bowdoin College zu Brunswick in genanntem Staate, wo er 1825 mit jener berühmten Klasse graduirte, die Nathaniel Hawthorne, John Abbott, George B. Cheever und noch mehrere Andre, die später zu Berühmtheit gelangten, als Mitglieder zählte. Unter der Leitung seines Vaters widmete er sich zuerst dem Studium der Rechte, fand sich aber wenig von diesem trocknen Berufszweig angesprochen, und nahm daher freudig einen Ruf als Professor der neueren Sprachen im Bowdoin College an, um so mehr, da ihm eine dreijährige Frist gegeben wurde, um sich durch Reisen in Europa auf die Pflichten seiner Stellung vorzubereiten. Er segelte im Jahr 1826 ab, hielt sich der Reihe nach in Frankreich, Spanien, Italien, Deutschland, Holland und England auf. Nach seiner Rückkehr trat er seine Professur an und verheirathete sich 1831. Im Jahr 1835 wurde er zum Professor der neueren Sprachen an die berühmte Harvard-Universität zu Cambridge, Mass., berufen, und begab sich nun abermals nach Europa, um sich namentlich mit der deutschen, dänischen und schwedischen Sprache und Literatur gründlicher vertraut zu machen. Er verbrachte den Sommer von 1835 in Dänemark und Schweden, den Herbst und Winter in Deutschland. Im Frühling und Sommer 1836 bereis'te er Tyrol und die Schweiz. Im Oktober dieses Jahres kehrte er nach den Ver. Staaten zurück und trat seine Professur zu Cambridge an, welche Stadt er zu seinem bleibenden Aufenthalt wählte. Im Jahr 1855 zog er sich gänzlich in das Privatleben zurück, und der Dichter James Russell Lowell wurde zu seinem Nachfolger als Professor an der Universität ernannt. Seit jener Zeit lebte er, eine oder zwei weitere Reisen nach Europa abgerechnet, in stiller Beschaulichkeit seiner Familie und den Musen, und entschlief sanft am 24. März 1882.

Longfellow's äußere Erscheinung war imponirend und ehrwürdig. Seine hohe, von weißem Haar umwallte, breite Stirn und der lange, weiße Vollbart verlieh ihm ein patriarchalisches Aussehn. Aus seinen Augen blitzte, trotz seiner hohen Jahre, noch immer frische, jugendliche Kraft. Niemand konnte in dieses schöne, würdige Antlitz blicken, ohne sich sofort zu dem greisen Dichter hingezogen zu fühlen. Im Umgang war er die Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit selbst, und Tausende hatten Gelegenheit, seine Gastlichkeit in seinem eignen, schönen Heim, — der historischen Villa in Cambridge, die einst Washington zum Hauptquartier diente, — zu rühmen. Jetzt ist es stille in jenem Heim, wo namentlich die Kinder immer willkommen waren. Es ist mit dem großen Dichter geworden, wie er im Psalm des Lebens singt:

„Lang die Kunst, die Zeit ist flüchtig,
Und das Herz auch noch so kühn,
Muß im Trauermarsch gewichtig
Näher stets zum Grabe zieh'n."

Vergeblich aber hat er nicht gelebt. Longfellow ist vielmehr einer der wenigen Menschen, die solche Spuren hinterlassen, von welchem er im gleichen Gedichte sagt:

„Spuren, die vielleicht ein And'rer,
Unterliegend seiner Last,
Ein verlor'ner, müder Wand'rer
Sieht und neuen Muth sich faßt."

Wir aber wollen des Dichters Mahnung in diesem „Psalm" zu Herzen nehmen:

Digitized by Google

„In dem tobenden Gedränge,
In des Streites Rauch und Dampf
Gleiche nicht der trägen Menge,
Sei ein Held Du in dem Kampf.

Stütze Du Dich nicht auf's „Morgen",
Laß das „Gestern" hinter Dir;
Heute, heute mußt Du sorgen,
Gott vertrauend für und für!

Lern' von großen Männern handeln,
Ringen nach Unsterblichkeit,
Daß einst auch Dein irdisch Wandeln
Spuren läßt im Sand der Zeit, —

Auf denn, Brüder, laßt uns ringen
Wohlgemuth zum Ziele hin, —
Dulden, harren und vollbringen,
Muthig, mit ergeb'nem Sinn!"

Das neue Paris.

Von Dr. A. Sulzberger in Frankfurt a. M.

In der nächsten Nähe des Marsfeldes liegt das Hotel des Invalides, ein schönes Heim, wo im Dienste des Vaterlandes ergraute Krieger und Invaliden ihre alten Tage in Ruhe und Frieden zubringen. Dieses Institut wurde von Ludwig XIV. gestiftet und im Jahre 1671—75 erbaut. So viel Unheil dieser ehrgeizige König über Europa gebracht hat, so gereicht ihm doch dieses Werk wohlwollender Fürsorge zur Ehre. Durch eine schöne Allee kommt man zu dem geräumigen Hof des Hôtel, in welchem für 5000 Personen Raum ist, die außer der guten Verpflegung noch ein monatliches Taschengeld erhalten. Schon von weitem starrt uns der eherne Mund von gewaltigen Geschützen entgegen, die einstens Tod und Verderben unter die Feinde Frankreichs in Deutschland, Oesterreich, Holland, Italien und Afrika schleuderten, bis sie als siegreiche Beute hierher geführt wurden, wo sie von nun an stille Wache halten und nur zur Ausnahme der Bevölkerung von Paris wichtige Ereignisse verkündigen. Die in blaue Röcke mit weißen Knöpfen und blaue Hosen gekleideten Veteranen spazieren gemüthlich in Haus und Hof herum; sobald es aber zum Appell geht, marschiren sie, trotz Stelzfuß und Krückenstock, ganz gravitätisch auf ihren Platz, so daß selbst ein strammer Preuße vor ihnen Respekt haben müßte.

Die äußere Halle des Gebäudes ist mit Frescogemälden aus der französischen Geschichte verziert und ebenso die vier geräumigen Speisesäle. Die Bibliothek enthält etwa 30,000 Bände und eine Statuette von Turenne, sammt der österreichischen Kanonenkugel, welche dem Leben des Mordbrenners der Pfalz bei Saßbach (1675) ein Ende machte. Von besonderem Interesse ist die reiche Sammlung von Waffen aus der Römerzeit bis zum 17. Jahrhundert, darunter glänzende Rüstungen aus dem 16. Jahrhundert und königliche Waffen von Franz I. bis auf Ludwig XIV; unter der Sammlung von französischen Fahnen, welche die Wände decoriren, befindet sich auch diejenige der Jungfrau von Orleans, ein weißes Lilienbanner. In der ethnographischen Sammlung wird durch Wachs- und Holzfiguren der Kriegsschmuck der verschiedensten uncivilisirten Völker dargestellt. Ein besonders interessantes Stück mittelalterlicher Kriegskunst ist die 275 Fuß lange und etwa 4000 Kilogramm schwere eiserne Kette, mit welcher die Türken bei der Belangerung von Wien im Jahre 1683 einen Donau-Arm gesperrt hatten.

Grabdenkmal des ersten Napoleons.

Was aber unsere Aufmerksamkeit vor allem andern hier auf sich zieht, ist der imposante Invaliden-Dom mit seiner prachtvollen vergoldeten Kuppel, denn unter derselben befindet sich die Kaisergruft, wo Napoleon I., ein Nebucadnezar des 19. Jahrhunderts, seit 1840 begraben liegt. Durch eine eherne Thüre gelangt man in die Crypta, die 20 Fuß tief ist und 40 Fuß im Durchmesser hat; die Wände sind mit polirten Granitplatten belegt und mit Marmorreliefen geschmückt, zwischen welchen 12 in

Marmor gehauene symbolische Figuren von Pradier angebracht sind, die 12 großen Siege Napoleons darstellend; 54 erbeutete Fahnen umgeben den Sarcopag und auf dem Boden sind die Schlachtennamen eingegraben; gegenüber dem Eingang steht die weiße Marmorstatue des Kaisers, die sich ganz geisterhaft von dem schwarzen Hintergrund der Marmornische abhebt. Auf einem grünen Granitblock aus den Vogesen ruht der 14 Fuß lange, 7 Fuß breite und 14 Fuß hohe Sarkophag aus rothbraunem, polirtem Granit aus Finnland, dessen Herbeischaffung 140,000 Franken gekostet haben soll. Ueber der Eingangspforte zu der Gruft sind die dem Testament Napoleons entnommenen Worte zu lesen: „Ich wünsche, daß meine Asche an den Ufern der Seine ruhe, in der Mitte dieses französischen Volkes, welches ich so sehr geliebt habe." Von der Kuppel fällt ein bläuliches Licht auf die Crypta. Das Ganze macht bei der Erinnerung an den großen Todten, dessen Gebeine hier ruhen, einen feierlichen, ernsten und doch kalten Eindruck. Da liegt der große Schlachtenlenker, der einst die Fürsten Europas zittern und ihre Völker seufzen machte, als ein entthronter und exilirter Fürst; der große Sieger als ein Opfer seines unbegrenzten und unüberwindlichen Ehrgeizes; nicht im Herzen seines Volkes lebend, sondern in kalten Marmor gebettet, so einsam und allein, wie kaum je zuvor, da seine Nation selbst ihn heute als einen großen Egoisten bezeichnet, der nicht das französische Volk, sondern sich selbst so sehr liebte. Wie viel von dieser Volksstimme Gottesstimme ist, lassen wir dahingestellt, immerhin vernehmen wir daraus die gewaltige Predigt: Was der Mensch säet, das wird er ernten!

Notre-Dame.

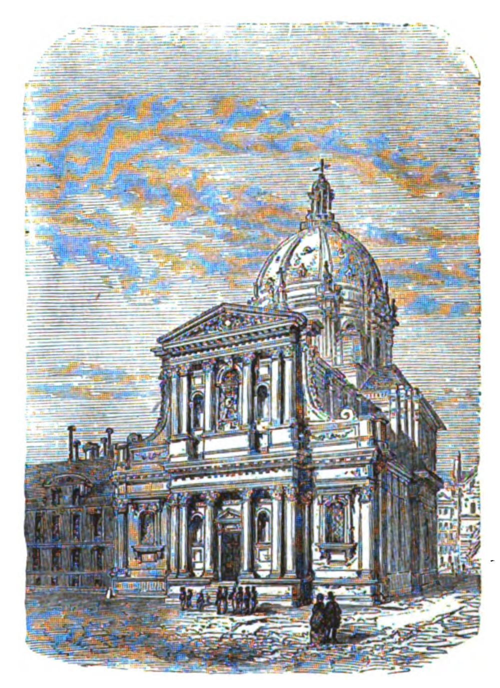
Von diesem imposanten Grabdenkmal führt uns unser Weg auf dem belebten Boulevard St. Germain nach der im ältesten Stadttheil und auf einer Insel gelegenen Kirche Notre-Dame, die Kathedrale des Erzbischofs von Paris. Im 4. Jahrhundert wurde an ihrer Stätte die erste bischöfliche Kirche der Stadt errichtet und als sie zu klein wurde, baute Childebert eine zweite daneben; nachdem diese baufällig geworden, begann man nach dem Plan der Notre-Dame, eine neue, mit größeren Dimensionen zu bauen, später verlor sie durch manche Veränderungen viel von ihrer früheren architektonischen Schönheit. Im Jahre 1845 wurde sie aber nach ihrem ursprünglichen Baustyl restaurirt und ist nun nebst einigen anderen Kathedralen das schönste Monument von der Spitzbogen-Baukunst in Frankreich. Von besonderer Schönheit ist die aus dem 13. Jahrhundert stammende Facade und die mit herrlichen Glasmalereien geschmückten Rosetten über dem Haupt- und den Querschiffportalen. Viktor Hugo bezeichnet den harmonischen Charakter dieses Baues sehr treffend, wenn er denselben, „eine großartige, in Stein gehauene Symphonie" nennt. Die Kirche be-

Digitized by Google

sitzt eine große Orgel mit 86 Registern und über 5200 Pfeifen; die Kanzel ist ein Meisterwerk moderner Holzschnitzerkunst. In der neuen Sakristei werden verschiedene Reliquien von Erzbischöfen gezeigt, welche in der Revolution als Opfer der Volkswuth fielen, und in den Reliquienschränken befindet sich ein großer Reichthum von goldenen und silbernen Gefäßen, von Kreuzen und Monstranzen, von goldgestickten Meßgewändern von verschiedenen Königen geschenkt, auch der Krönungsmantel Napoleons I. Nachdem man alle diese Herrlichkeiten gesehen, weist der Kirchendiener mit feierlichster Miene auf einen besonderen Schrein, welcher in seinem geheimnißvollen Dunkel einen Nagel vom Kreuz Christi und ein Stück von seiner Dornenkrone bergen soll. Eine solche freche Lüge zu hören, und ein solches Spiel mit dem heiligen Gegenstand unseres Erlösers im Hause des Herrn treiben zu sehen, erinnert den andächtigen und in Gedanken vertieften Besucher und Alterthumsfreund auf einmal wieder, daß er sich ja in einer römisch-katholischen Kirche befindet. Im grellen Gegensatz zu diesem Aberglauben hatte in der Revolutionszeit im Jahr 1793 der krasse Unglaube in diesem selben Gebäude seinen Thron aufgeschlagen, indem diese Kirche in einen Tempel der Vernunft umgewandelt wurde. Im Chor nahm die in einem griechischen Tempel thronende Göttin der Vernunft, in der Person einer Ballettänzerin, die göttliche Verehrung der Vernünftigen entgegen; vom Jahr 1794 an blieb dann die Notre-Dame geschlossen, und wurde erst 1802 durch Napoleon I. dem Gottesdienst zurückgegeben. Im Jahr 1871 drohte ihr durch die Commune von Neuem große Gefahr, da die Aufständischen Feuer an sie legten, das aber glücklicherweise keinen großen Schaden anrichten konnte.

Auf derselben Insel, welche von zwei Querstraßen durchschnitten ist, befindet sich noch die Morgue, ein Gebäude, in dem jährlich ungefähr 240 Leichen unbekannter Verunglückten drei Tage lang ausgestellt werden; wir fühlten jedoch kein Verlangen, diese traurige Stätte aus bloßer Neugierde zu besuchen. Das Hôtel de Dieu und das Palais de Justice liegen ebenfalls in unmittelbarer Nähe der Notre Dame; das erstere ist das älteste Hospital von Paris, aus der Zeit Chlodwigs II. im 7. Jahrhundert stammend; das letztere ist von den Communisten 1871 theilweise zerstört und noch nicht wieder völlig restaurirt.

Von hier aus gelangt man auf den Boulevard St. Michel zu dem Museum de Cluny und zu den Thermen, Bäder, welche von dem römischen Kaiser Constantius Chlorus, vom Jahr 292—306 in Gallien wohnend, herstammen sollen; im Jahre 360 wurde hier Julian von seinen Soldaten zum Kaiser ausgerufen. Das Hotel de Cluny ist von der Benedictiner-Abtei Cluny auf den Trümmern des römischen Palastes in spätgothischem Styl erbaut; die Aebte stellten das Schloß den Königen zur Verfügung. König Jakob V. von Schottland hielt hier seine Hochzeit mit der Prinzessin Magdalena, Tochter von Franz I. Außer den römischen und gallischen Alterthümern findet der Besucher hier eine so reichhaltige Sammlung künstlerischer Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte, daß ein einmaliger Besuch kaum zur genügenden Besichtigung ausreicht.

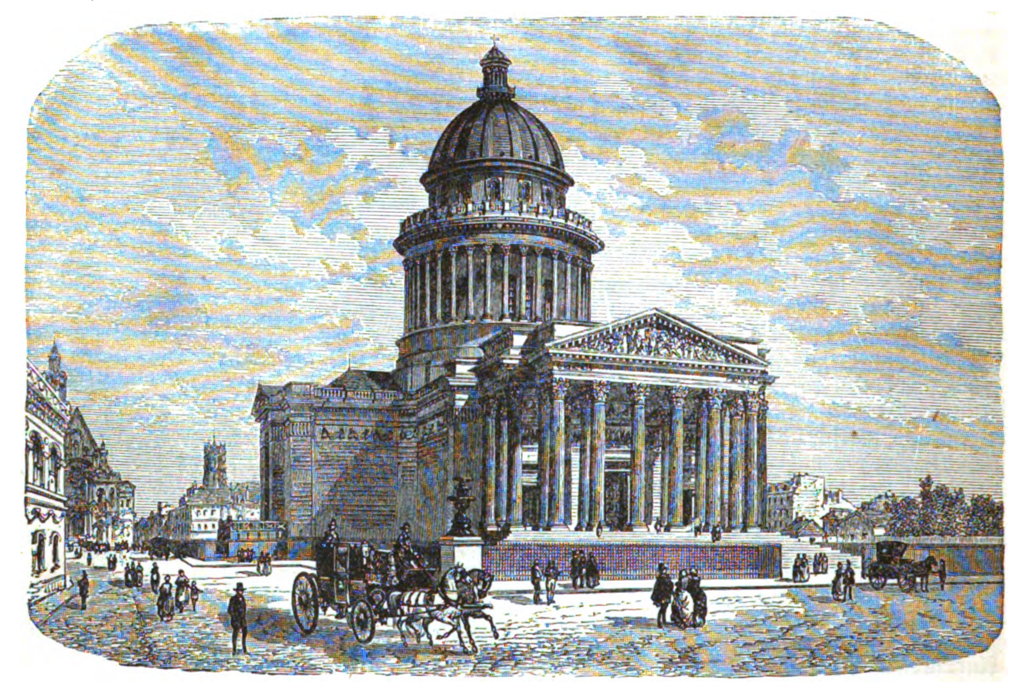


Sorbonne.

Man befindet sich hier in unmittelbarer Nähe einer Menge berühmter Hochschulen, unter denen die Sorbonne, das von Cardinal Richelieu 1629 für die theologische Fakultät errichtete Gebäude, für uns von besonderem Interesse ist; die Sorbonne bildete einst den Mittelpunkt der scholastischen Theologie und trat der Reformation mit aller Macht entgegen. Die Vorlesungen der theologischen und philosophischen Fakultät sind hier unentgeltlich, ein großes Vorrecht für die wissensdurstige Jugend Frankreichs, das man in Deutschland umsonst sucht; was dem deutschen Volk bei seiner reichen Begabung um so mehr zu gönnen wäre. Unter den Studenten dieser theologischen Schule befand sich einstens auch der heldenmüthige Farel. — Nicht nur für die Bildung der Jugend, sondern auch für die Ver-

Digitized by Google

herrlichung der großen Gelehrten ist durch den Beschluß des Convents im Jahre 1791 gesorgt worden, indem die der heil. Genofeva errichtete Kirche in einen modernen Göttertempel, d. h. Ehrentempel großer Männer, Pantheon genannt, umgewandelt wurde. Wer unter der studirenden Jugend nicht nur von Lernbegierde, sondern auch von Ruhmbegierde brennt, einstens als ein Stern erster Größe neben einem Voltaire und Rousseau zu glänzen, für den hat das Pantheon ohne Zweifel die größte Bedeutung. Trotz der Großartigkeit des Gebäudes und der darin aufgestellten Statuen konnte ich demselben nicht die Verwunderung und Verehrung zollen, wie es jene Väter der Revolution, als Vertreter (oder vielmehr Niedertreter) des Vaterlandes wohl von jedem, selbst fremden Besucher erwarteten. — Die Bibliothek des Pantheon (St. Geneviève) soll 120,000 Bände, 25,000 Handschriften, vom 11. bis zum 17. Jahrhundert reichend, ca. 6000 Kupferstiche und andere Raritäten enthalten. — In der Nähe der Bibliothek ist das Collége St. Barbe, die älteste öffentliche Unterrichtsanstalt in Frankreich, im Jahre 1460 gegründet.



Pantheon.

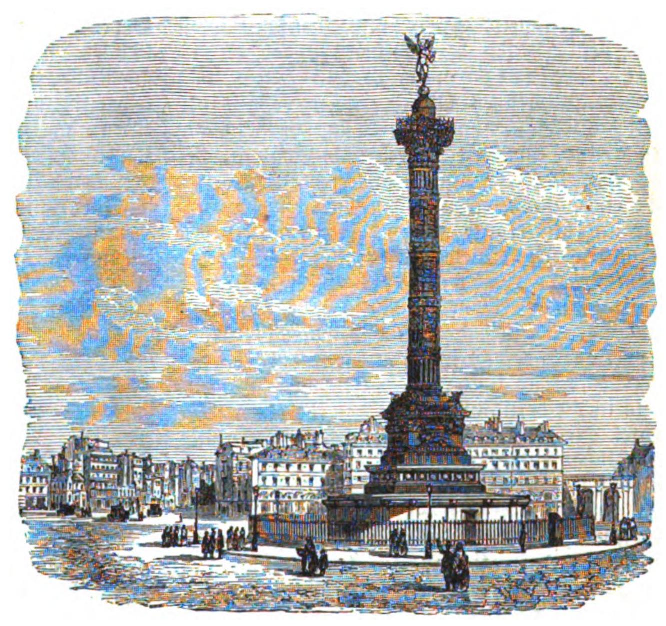
Zum Schlusse unserer langen Fahrt verlassen wir dieses gelehrte Viertel der Stadt und begeben uns auf den königlichen Weg von Henri IV. nach dem Platze der Bastille, wo es freilich seiner Zeit nicht sehr königlich aussah, denn hier hatten Karl V. und VI. im Jahre 1371 bis 1383 ein für vornehme Staatsgefangene bestimmtes Gefängniß mit 10 Fuß dicken Mauern und acht dunklen Thürmen aufführen lassen. Der Erbauer wurde zum Dank für sein geniales Werk nach dessen Vollendung selbst eingekerkert, wahrscheinlich um vor dessen allfälligem Verrath sich zu sichern. In den schrecklichen Verließen dieses Gefängnisses schmachteten unzählige Opfer ränkesüchtiger Höflinge und tyrannischer Monarchen. Mit einem Haftbrief versehen, besaßen die Günstlinge des Hofes die Vollmacht, irgend einen Bürger, der ihnen im Wege stand, in die Kerker der Bastille zu werfen, und nach ihrem Gutdünken über Leib und Leben, Hab und Gut zu verfügen. Des Lichtes und der Luft, sowie jeglichen menschlichen Trostes beraubt, der Grausamkeit ihrer Peiniger völlig preisgegeben, mußten diese Gefangenen auf ihrem elenden Lager langsam hinsterben, wenn nicht die Qualen der Inquisition oder das Henkerbeil ihrem Leben gewaltsam ein Ende machten. Als der edle Herzog von Orleans die Bastille-Gefangenen befreite, waren manche dieser Opfer durch das langjährige, übermenschliche Leiden so sehr abgestumpft, daß sie wieder in ihr Gefängniß zurückwollten. Hier lag der Mann mit der eisernen Maske gefangen; nach M. Topin soll es der Minister des Herzogs von Savoyen gewesen sein. Am 14. Juli 1789 wurde die Bastille nach kur-

Digitized by Google

zem Widerstande von dem empörten Volk erstürmt und niedergerissen, so daß heute nichts mehr davon zu sehen ist. Wenn die Revolution kein anderes Werk als dieses zerstört hätte, so könnte sie wahrlich kein Menschenfreund dafür verurtheilen, sondern nur loben. Napoleon I. hatte den grotesken Gedanken, einen 75 Fuß hohen Elephanten in Erzguß als Wasserkunst auf dieser Stätte zu placiren; statt dessen errichtete man im Jahre 1840 eines der schönsten Monumente der Stadt. Auf einem massiven Unterbau von weißem Marmor erhebt sich eine 150 Fuß hohe Säule aus Bronze, auf der die Namen der Julikämpfer in Goldbuchstaben prangen und deren Spitze mit einem Genius der Freiheit gekrönt ist. Mit einer Fackel in der Hand und den zerbrochenen Fesseln zu seinen Füßen, eine vergoldete Kugel mit dem einen Fuß kaum berührend, scheint er im Begriff zu sein, emporzufliegen in die oberen Regionen der vollen Freiheit.

Bei Besichtigung der Sehenswürdigkeiten von Paris nahm ich mir vor, das Beste zuletzt zu sehen, nämlich den weltberühmten Louvre, wozu ich mir denn auch zwei Tage nahm. Die Gründung und Vollendung dieses Baues erstreckt sich von den ersten Zeiten der Monarchie bis auf Napoleon III. Der Hof des Louvre ist voller Ornamentik und Sculpturen aus der Mythologie, profanen und heiligen Geschichte.

Besonders reich an geschichtlichen Erinnerungen ist der von Catharina von Medici anschließende Eck-Pavillon; es fand hier unter Anderm auch die Vermählung der Prinzessin Margarethe von Valois mit dem Könige von Navarra statt, und wurde von hier aus am 24. August 1572 das Zeichen zu jenem schrecklichen Blutbad in der Bartholomäusnacht gegeben. Nicht ganz 300 Jahre später schien es, als ob der Tag der Wiedervergeltung durch die Zerstörungswuth der Communisten auch für diese Stätte gekommen wäre, indem der alte Louvre mit seinen reichen Kunstschätzen in großer Gefahr stand, ein Raub der Flammen zu werden, was nicht nur für Frankreich, sondern für die ganze gebildete Welt ein unersetzlicher Verlust gewesen wäre. Die kaiserliche Büchersammlung von ca. 90,000 Bänden wurde zwar vernichtet, doch ehe die Zerstörung weitere Dimensionen annehmen konnte, erschienen die Truppen von Versailles und so wurde die reichste Sammlung von Originalgemälden, der reichste Kunstschatz von Paris, erhalten. — Von Morgens 9 bis Abends 5 Uhr, mit Ausnahme des Montags, steht der Louvre Jedem unentgeltlich offen. Eine Beschreibung von dem Inhalt dieses schönsten Museums zu geben, würde einen großen Band anfüllen, so daß ich meinem freundlichen Leser nur einige flüchtige Skizzen davon geben und ihm von vornherein sagen kann, daß wenn er von Paris nichts als die Gemäldegallerie, das egyptische, assyrische und judäische Museum, sowie die antiken Sculpturen gesehen hätte, er für seine Mühe und Kosten reichlich belohnt wäre. Durch den größeren Raum und die geniale Anlage der verschiedenen Museen hat der Louvre vor dem brittischen Museum in London den Vorzug, daß der Besuch desselben bei weitem nicht so ermüdet, wie derjenige des letzteren.



Bastille-Platz.

Betritt man im Erdgeschoß zuerst das im östlichen Flügel gelegene egyptische Museum, so bieten uns die hier aufgestellten Monumente einen solchen Ueberblick über die Sitten und Gebräuche dieses ältesten Culturvolkes, daß man sich plötzlich in das graue Alterthum von 2500 Jahren vor Christo zurückversetzt sieht. Hier ruht die Sphinx so majestätisch und gedankenvoll, als ob sie dem Beschauer alle Geheimnisse Egyptens enträthseln könnte; dort wandelt man durch 4000 Jahre alte königliche Sarcophage, in- und auswendig mit schönen Hieroglyphen bedeckt, die der große Gelehrte Champollion entziffert hat; aus diesen sowohl, als auch aus den

Digitized by Google

Papyrusstreifen an den Wänden spricht sich der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele aus. So steht auf einer Pyramide die Inschrift: Gebet, wenn er (der Verstorbene) in der Wohnung des Lebens erscheint, wenn er auf dem Gipfel des Himmels leuchtet. Eines der seltensten Monumente ist eine Colossalstatue des Königs Sebekhotep, 4000 Jahre alt. An Statuen des Apis und der Osiris, sowie an anderen Ueberresten ist das Museum sehr reich. — Links von dem egyptischen befindet sich das assyrische Museum, welches mit Ausgrabungen von Ninive angefüllt ist, und uns durch die an's Tageslicht geförderten Ueberreste einen Blick in jene Stadt thun läßt, welcher einst Jonas eine so gewaltige Bußpredigt hielt. An den Thüren sind 4 ungeheure geflügelte Stiere mit Menschenköpfen aufgestellt. — In der Abtheilung der jüdischen Alterthümer ist ein Stein von großem historischen Werth, indem er aus der Zeit des Königs Ahab stammt und die Geschichte des Krieges zwischen Israel und Moab in hebräischer Urschrift auf demselben eingegraben ist; ein anderer stammt von Ascalon; außerdem sind hier Königsgräber von Jerusalem mit mancherlei Reliquien aufbewahrt. — In der Sammlung der antiken Sculpturen findet man Werke ersten Ranges. So enthält ein Saal Arbeiten von Phidias, eines der größten Künstler von Griechenland aus der Zeit des Perikles. Das kostbarste Werk dieser Sammlung ist die berühmte Venus von Milo, von der Insel Melos, ein Meisterwerk ersten Ranges griechischer Bildhauerkunst. — In einem andern Saal sind zwei Marmorstatuen gefesselter Sclaven von dem großen florentinischen Michel Angelo Buonarotti († 1564), der sich durch seine kraftvollen und lebensvollen Gestalten vor allen Andern auszeichnet. — Die Räume der Gemäldegallerie nehmen eine Ausdehnung von ⅔ Meilen ein und enthalten ca. 2000 Bilder der berühmtesten Meister der verschiedenen Schulen. Unter diesen ragen die Schöpfungen eines Lionardo da Vinci, Rafael und Tizian hervor, so die heilige Familie und der heilige Michael als Bezwinger Satans, von Rafael; Christus in Emmaus, die Dornenkrönung Christi und ein Madonnabild von Tizian. Die altflandrische Schule ist durch Jan van Eyck und die brabantische Malerei durch eine reiche Sammlung von Rubens vertreten, welcher durch seine kraftvolle Darstellung an Michel Angelo erinnert; auch Rembrandt, der holländische Meister, fehlt hier nicht. Von Murillo, dem würdigen Repräsentanten der spanischen Schule, fesselte mich besonders sein unvergleichlich schönes Bild von Mariä Empfängniß; die Tiefe der Auffassung, das Seelenvolle und Lebendige der Darstellung und das überaus zarte Colorit üben einen solchen Reiz auf den aufmerksamen Beschauer, daß er sich kaum von diesem herrlichen Bilde trennen kann. Als der Künstler einmal gebeten wurde, sein Werk fortzusetzen, antwortete er: „Ich warte bis Christus kommt, um mit mir zu sprechen." Dieses Wort bildet einen lebendigen Commentar zum richtigen Verständniß seiner künstlerischen Darstellungen; so bereitete sich der Meister durch ernstes Gebet vor, ehe er an seine Arbeit ging; deshalb sind seine Schöpfungen so voller Geist und Leben. Würde ein jeder Künstler seinem Beispiel folgen, dann würden auch ihre Werke die rechte Weihe empfangen und ihren edelsten und höchsten Zweck erreichen, den Namen Dessen zu verherrlichen, welcher der Geber aller guten und vollkommenen Gabe ist. Ohne diese Beziehung auf den Urquell alles Guten, Wahren und Schönen können leider sogar die schönen Künste auf den Menschen einen nachtheiligen Einfluß ausüben. Daß aber Kunst und Wissenschaft, diese beiden großen geistigen Mächte, durch den Sauerteig des Christenthums gereinigt und für den Dienst des Herrn gewonnen werden, ist die schöne und segensreiche Aufgabe der christlichen Kirche, die auch in Paris eine herrliche Mission hat, wovon wir das nächste Mal etwas mittheilen wollen.

Vater Taylor,

der Seemanns-Prediger von Boston, Mass.

Von F. W. Flocken.

I. Die Jugend.

In dem Obigen haben wir das Bild eines Mannes, der unter dem Namen Vater Taylor, wenn nicht in allen Landen, doch in allen Gewässern der Erde bekannt geworden. Wer war dieser Mann?

Es ist dieses eine Frage, die bezüglich seiner Abkunft noch Niemand, ja er selbst nicht im Stande war, zu beantworten, denn weder er noch Jemand anders, konnte sich seiner Eltern erinnern.

Die Stadt Richmond in Virginien wird als sein Geburtsort, und der 25. Dezember 1793 als der Tag und das Jahr seiner Geburt angenommen. Eine in der Nähe dieser Stadt wohnhaft gewesene Dame soll ihn eines Tages angenommen und nach und nach zu solcher Arbeit angehalten haben, die er als Kind zu thun im Stande gewesen. Eines Tages, während er mit Auflesen von Holzabfällen beschäftigt war, frug

Digitized by Google

ihn ein vorübergehender Schiffskapitän, ob er nicht Lust hätte, Seemann zu werden; der siebenjährige Knabe warf seine Holzabfälle nieder und folgte seinem neuen Bekannten auf sein Schiff.

Ueber die Schiffe, in welchen er segelte, die Reisen, die er machte, und die Gefährten, die er während der folgenden zehn Jahre hatte, ist nichts bekannt, gewiß ist jedoch, daß er während diesen Jahren die Beschwerden und die Pflichten des Seelebens gelernt und sich einen guten Ruf



Vater Taylor.

für Geschicklichkeit und Beharrlichkeit erworben hatte.

Während dieser ganzen Zeit sagte ihm Niemand etwas von Jesu dem Sünderfreund, allein der Herr redete zu ihm und brachte ihn in seinem siebenzehnten Lebensjahre unter einen Einfluß, welcher seinem zukünftigen Lebenslaufe eine neue Richtung gab; es lief nämlich im Spätjahre 1811 das Schiff, auf dem er sich damals befand, im Hafen von Boston ein, und Taylor ging nach Seemannsart ans Land. Während er die Tremont Straße entlang ging und in der Nähe der Park Straße Kirche angekommen, hörte er die Glocke auf dem Thurme desselben läuten. Taylor sagte viele Jahre später in seiner Seemannssprache hierüber: „Ich lief ein und von der Thüre aus sehend, daß der Hafen voll sei, wandte ich das Steuerruder, entrollte das Marssegel, landete wohlbehalten in der Empor Kirche, zog das Wimpel ein und warf Anker in einem der hintersten Sitze.“ Dr. Griffin predigte und der junge Matrose wurde tief gerührt. „Alles,“ sagte er später, „weinte, der Salzwasserthau fiel über alle, allermeist aber über meine Wangen.“

Nach diesem Gottesdienste bog Taylor in eine nahegelegene Nebenstraße ein; es schien ihm, er höre Jemanden predigen, er stand einen Augenblick still und ging dann auf ein geöffnetes Fenster zu, aus dem die Stimme zu kommen schien. Während er so da stand und zuhörete, fühlte er sich von einer besonderen Kraft nachgezogen, und da die Kirche voll war, so ergriff er mit nautischem (seemänischen) Instinkt und Behändigkeit das Fensterbrett, schwang sich auf das-

Digitized by Google

selbe und ließ sich auf der Innenseite herunter. Die Kirche, in der er sich nun befand, war die Bromfield Straße Bisch. Meth. Kirche und Elijah Hedding, nachheriger Bischof Hedding, predigte gerade auf die ihm eigene Weise, welche mit dem Ausdrucke „gesunder Menschenverstand in Flammen" bezeichnet worden, und schloß seine Predigt mit einer dringenden Einladung an solche, die den Herren suchen wollen.

Unter den jungen christlichen Mitarbeitern, welche nun ihre Sitze verließen und zu Solchen sprachen, welche gerührt zu sein schienen, war auch ein gewisser Thomas W. Tucker. Dieser hatte Taylor durch das Fenster kommen sehen und hatte ihn die ganze Zeit im Auge gehalten; er ging nun zu ihm, ermahnte und bat ihn, an den Altar zu gehen. Es war dieses das erste Mal, daß eine solche Ermahnung an Taylor ergangen war, und der Beweis, daß eine ihm gänzlich fremde Person solchen Antheil an ihm nehme, ging ihm zu Herzen; er ging vor an den Altar, vereinigte seine Gebete mit denjenigen für ihn, und hatte die Freude, noch denselben Tag das Zeugniß seiner Annahme bei Gott zu erlangen. Von diesem Tage an sprach Taylor von Hedding nicht anders als dem „Kanonier von einem Prediger; ein vierundsiebenzig Pfünder, der ihn vollkommen durchlöchert und zum Sinken gebracht habe."

Die Bromfield Straße Kirche und die Wohnung einer armen aber frommen englischen Frau, welche Glied dieser Kirche gewesen und ihren Lebensunterhalt mit der Nadel erwerben mußte, weil sie bald nach ihrer Einwanderung ihren Gatten verloren hatte, wurde nun seine Heimath. In der Wohnung dieser Methodistin wurden wöchentlich mehrere Gebetsversammlungen gehalten, welchen der junge Matrose regelmäßig beiwohnte. Bisher hatte er keine Schule genossen und konnte nur sehr unvollkommen lesen; allein die fromme Frau und ihre christlichen Freunde gaben sich im Stillen der Hoffnung hin, daß Gott in seiner Vorsehung zu seiner Ausbildung Wege finden werde, und ihn zum großen Segen unter seinen Kameraden machen wird.

Bald mußte der junge Matrose sein Seeleben wieder anfangen. Der Krieg mit England anno 1812 war ausgebrochen und Taylor ließ sich auf das Kaperschiff „Black Hawk" anwerben; dieses jedoch wurde bald von einem englischen Kriegsschiffe gekapert und die ganze Mannschaft, Taylor mit eingeschlossen, wurde nach Halifax gebracht und in das Gefängniß geworfen. Ein Jahr war verstrichen und die fromme Christin in Boston hatte nichts von Taylor gehört; allein sie hatte ihn nicht vergessen, sondern betete stets mit der zärtlichen Besorgniß einer Mutter für ihn. Während die Mannschaft des „Black Hawk" im Gefängnisse lag, kam sie auf Besuch nach Halifax, woselbst sie, veranlaßt durch das Verlangen Gutes zu thun, das Gefängniß besuchte, um unter den Gefangenen Traktate zu vertheilen. Als sie an die Zelle der gefangenen Amerikaner kam, hörte sie ihren Namen nennen und war nicht wenig erstaunt, den jungen Matrosen zu sehen, der die Versammlungen in ihrer Wohnung so fleißig besucht hatte. Beide vergossen Freudenthränen bei diesem Wiedersehen; sie unterhielten sich wie Mutter und Sohn und beim Abschiede gab sie ihm eine Bibel, von welcher er sich sein ganzes Leben nicht mehr trennte. So lange diese Frau in Halifax war, besuchte sie das Gefängniß regelmäßig, versah ihn mit Büchern, Traktaten und Kleidern und bemühte sich, durch ihre Unterhaltungen die religiösen Eindrücke, welche er in Boston empfangen hatte, zu befestigen; und obgleich die Zeit, welche diese fromme Christin zum Wohl der Gefangenen anwendete, nur eine kurze war, denn sie fand sich bald genöthigt in eine andre Gegend Canadas zu ziehen, so war ihre Arbeit doch nicht vergeblich. Ihre Besuche erweckten bei den Gefangenen ein Verlangen nach mehr Unterweisung, und Taylor, der selbst wenig wußte, wurde angegangen, seine Schiffs- und Leidensgefährten, welche noch weniger wußten, zu unterrichten.

Die Behörde von Halifax hatte zwar für das Gefängniß einen Kaplan angestellt, allein seine Gebete und Predigten entsprachen nicht dem Sinne und den Gefühlen der republikanischen Amerikaner, und da diese ausgefunden hatten, daß Taylor beten konnte, so baten sie die Behörde, einem aus ihrer Mitte zu erlauben, als Kaplan zu fungiren, wozu auch die Behörde ihre Einwilligung gab, und worauf dann Taylor fortan ihre religiösen Uebungen zu ihrer vollkommenen Befriedigung leitete. Endlich kamen seine Mitgefangenen zu dem Schlusse, daß Jemand, der so gut beten kann, auch predigen können, und nöthigten somit Taylor ihnen zu predigen.

Seine erste Predigt im Gefängniß wird folgendermaßen geschildert: Vor der Predigt veranlaßte er einen der Mitgefangenen, welcher etwas besser lesen konnte, neben ihn zu sitzen und aus der Bibel vorzulesen, hoffend, es werde ihm eine der Schriftstellen den Text zu einer Predigt geben. Der Mitgefangene hatte in der Bibel das Buch „des Prediger Salomo" ausgeöffnet und las, bis daß er in dem 4. Kapitel, 13. Vers, an die Worte kam: „Ein arm Kind, das weise ist, ist besser, denn ein alter König, der ein Narr ist." „Halt," rief Taylor, „lies das noch einmal." Die Worte wurden gelesen, worauf er sagte: „So, das genügt; nun sage mir das Kapitel und den Vers."

Nach einer Weile fing Taylor seine Predig.

Digitized by Google

an, und während er auf eine treffliche, witzige, sarkastische Weise den alten närrischen König schilderte, der da einen ungerechten und gottlosen Krieg gegen sie und ihre Landsleute führt, sie ihrer Rechte beraubt und in Ketten und Banden in Gefangenschaft hält, schwebte allen Anwesenden der alte König Georg III. von England vor Augen; alle befürchteten die schlimmsten Folgen für sich und Taylor, im Falle sie von Beamten belauscht worden, und diese ihre Besorgniß that sich auf den Gesichtern Aller mehr und mehr kund. Plötzlich hielt Taylor einen Augenblick inne und sagte dann: „Ihr denkt wohl, ich meine den König Georg; allein dem ist nicht so, ich meine den Teufel." Diese unerwartete Wendung schlug ein, seine Mitgefangenen, gerührt von der Schilderung, erkannten die Macht des Satans, in welcher sie sich befanden, und die Beamten des Gefängnisses konnten Taylor nichts anhaben. Dieses war der Anfang seines öffentlichen Wirkens; es gereichte den Mitgefangenen zum Segen, und wurde auf ihr Ansuchen während des Restes der Gefangenschaft fortgesetzt, wobei er seine mit Schnelligkeit sich entwickelnden Gaben auf das Beste gebrauchte.

Am Schluß des Krieges und nach erlangter Freiheit, kehrte Taylor nach Boston zurück, gab das Seeleben auf und suchte irgend eine Beschäftigung, welche ihm Gelegenheit geben würde, richtig und fertig lesen zu lernen und für Jesu zu zeugen. Mit seinem ersparten Gelde kaufte er sich einen Hausirwagen, etwas Blechgeschirr und zog im Lande umher, Lumpen und altes Eisen für Blechgeschirr und Geld eintauschend, wobei er predigte und betete, wo immer sich Gelegenheit dazu darbot.

Im Jahre 1814 wurde er in der Nähe von Lynn mit einer Wittwe Namens Sweetzer bekannt, welche eine kleine Farm besaß. Die Bekanntschaft wuchs bald zur Freundschaft und bewog diese gütige Frau, den Taylor zu veranlassen, sein Hausiren aufzugeben und die Verwaltung ihrer Farm zu übernehmen. Taylor verständigte sich hiezu, machte es aber zur Bedingung, daß Frau Sweetzer ihn lesen lehren müsse, worauf sie auch mit Freuden einging.

Im Jahre 1815, im Alter von 22 Jahren, unternahm er die Schwierigkeiten seiner Selbstbildung; eine Arbeit, die ihm schwerer wurde, als wie die Arbeit auf der Farm; dabei wartete er aber mit seinem Predigen nicht, bis er sich dazu geschickt glaubte, nein, Frau Sweetzer erlaubte ihm in ihrem Hause Versammlungen zu halten, welche er auch gleich jenen im Gefängnisse hielt. Bald war er jedoch so weit gekommen, daß er selbst fertig lesen konnte und keinen Vorleser mehr brauchte. Ueber der Bibel und Doddrige's „Notizen" verbrachte er von nun an alle Zeit, die er erübrigen konnte.

Im Frühjahre 1817, während er in dem „Rock School Haus", wohin die Versammlungen verlegt worden waren, jeden Sonntag Abend auf seine derbe und mächtige Weise predigte und Viele zu Jesu brachte, wurde er mit Amos Binney, einem wohlhabenden und liberalen Methodisten bekannt, welcher seine Gaben und den Erfolg sehend, ihn auf seine Kosten in das „Neu Market Seminar", die einzige Erziehungsanstalt der Methodisten zu jener Zeit, sandte. Für einen Studenten wie Taylor wären nun die Anfangsgründe der englischen Sprache das Passende gewesen; allein anstatt seine Zeit auf das Buchstabiren, Lesen und die Regeln der Grammatik zu verwenden, warf er sich auf Philosophie, Astronomie und andere höhere Wissenschaften, und rang mit denselben während sechs Wochen wie ein Held; doch mehr und mehr von dem Rufe zum Predigtamte gedrängt, verließ er am Ende des Termins die Schule, nachdem er in dieser kurzen Zeit die höchste Auszeichnung erreicht hatte und bestimmt wurde, die Schlußrede zu halten. Von dieser Zeit an machte er sich keiner weiteren Schulerziehung oder Einschränkung schuldig. Im Jahre 1819 that Taylor zwei Schritte, die ihn nie gereuet haben; der eine war, daß er sich der Neu-England-Conferenz anschloß, und der andere, daß er sich mit einem frommen und gottesfürchtigen Fräulein Namens Deborah Millet verehelichte.

Taylor war während seines ganzen Lebens ein sehr vergeßlicher Mann, was ihm auch manche Unannehmlichkeiten bereitete. Ein Beispiel hiervon. Eines Tages bot sich ihm als Prediger die Gelegenheit zu einem guten Werke; er machte sich daran, und nachdem dasselbe vollbracht war, bestieg er eine Anhöhe, von der aus die Massachusetts Bucht zu übersehen war. Hier legte er sich auf einen Felsen nieder und richtete seinen Blick von Hingham über den Meeresspiegel nach Marbelhead, wo seine Braut wohnte, und fing an auszurechnen, wie viele Tage es noch bis zu seinem Hochzeitstage seien, und fand zu seinem Schrecken, daß dieser Tag gerade der zu seiner Hochzeit festgesetzte sei. Hier lag er, wie er später selbst sagte, auf einem Felsen ausgestreckt, während seine Braut 20 Meilen jenseit der Bucht jeden Augenblick auf ihn wartete. Er hatte diesen Tag ganz und gar vergessen. Was nun zu thun, fliegen konnte er nicht, ein Boot war nicht zu haben und die Entfernung um die Bucht war 40 Meilen. Unzufrieden mit sich selbst machte er sich auf den Weg zu seiner Hochzeit und gelangte den nächsten Tag zu seiner Braut, die sich zwar sehr gekränkt fühlte, allein aber ihn auch zu sehr liebte, um ihm nicht zu verzeihen, und nach Leib und Seele sich ihm und seiner Mission zu widmen. Sie vergab ihm, obgleich es ihr klar sein mußte, daß die Ver-

Digitized by Google

bindung mit einem so vergeßlichen Manne keine geringe Quelle der Prüfung, der Liebe und Geduld einer Frau sein würde. Dieser frommen Seele verdankte Taylor in einem großen Grade seinen ferneren Erfolg.

II. Taylor als Hafen-Missionar, mit dem Beinamen Vater.

Wo immer Taylor stationirt gewesen, da zeigte er auch eine innige Besorgniß um das geistliche Wohl der Seeleute. Er benutzte jede Gelegenheit, um Versammlungen auf Schiffen zu halten, besonders auf solchen, welche im Begriffe standen, in die See zu stechen. Als daher im Jahre 1829 an ihn der Ruf erging, die Stelle eines Hafen-Missionars in Boston anzunehmen, ging er mit Freuden darauf ein. Die Methodisten in Boston hatten nämlich zu dieser Zeit eine Kapelle, welche in Folge einer neu erbauten Kirche unbenutzt dastand, und beschlossen, dieselbe zum Wohl der vielen Seeleute zu verwenden. Die Methodisten, damals arm an Geld, hatten den rechten Mann für die Stelle und die Unitarianer, reich an Mitteln, vereinigten sich und gründeten eine benennungslose Boston-Hafen-Mission, und gaben der Kapelle, welche den Methodisten für $2000 abgekauft wurde, den Namen „Seemanns Bethel".

Hier, von Jahr zu Jahr seine Bestallung von einem der Bischöfe der Methodisten-Kirche erhaltend, wirkte Taylor 43 Jahre, nämlich vom Jahre 1829 bis 1871. Hier erhielt er mit der Zeit den Beinamen „Vater" und seine Frau „Mutter" Taylor. Seine Wirksamkeit war eine höchst segensreiche. Zu dem ersten Gottesdienste, den er in dieser Stellung hielt, erschien ein leichtfertiger, alles Göttliche verachtender, ungläubiger Mann. Er hatte einen Traum gehabt, in welchem er einen in die Stadt gekommenen Fremdling gesehen, und aufgefordert worden war, hinzugehen und ihn predigen zu hören. Der gute Geist der Gnade mahnete ihn, er ging zur Kapelle, und als er des Vaters Taylor ansichtig wurde, rief er aus: „Das ist der Mann, den ich im Traume gesehen habe." Am Schlusse des Gottesdienstes ging er vor an den Altar, um zu beten und für sich beten zu lassen und wurde die erste Frucht von Vater Taylors Arbeit in Boston. Die Versammlungen nahmen von Tag zu Tag zu, so daß bald ein Neubau nöthig wurde, welcher auch im Jahre 1833 in dem $24,000 kostenden „Seemanns Bethel" im North Square zu Stande kam. Vater Taylor gab jedem einzelnen Theile seines Bethels einen zum Seewesen gehörenden Namen; er war darauf bedacht, daß seine „Jungens", wie er die Seeleute nannte, immer die besten Sitze hatten. Die Landleute wies er auf die Emporkirche oder unter dieselbe, damit sie ihm aus dem Wege seien. Beim Predigen ging er auf seiner langen Platform, gleich einem Kapitän auf seinem Verdecke, auf und ab und predigte zu seinen „Jungens" in „Salzwasser-Englisch", daß es ihnen schien, als fühlten sie das Schaukeln des Schiffes, und als hörten sie das Säuseln des Windes und Heulen des Sturmes im Takelwerk des Schiffes, während dem sie doch auf festem Land, im Bethel in Boston saßen.

Es wäre ein hoffnungsloses Bemühen, Vater Taylor als Prediger wahrhaft zu schildern; er war einzig in seiner Art, daher auch unvergleichbar. Er war durch und durch ein Seemann, von der Vorsehung zur Arbeit unter den Seeleuten erlesen, und sein vorangegangenes Leben die Vorbereitung für diese wichtige Arbeit. Die See und die Gnade waren die zwei Hauptelemente dieses Gottesmannes. Beide gewann er durch Erfahrung; beide hatten ihren Wohnsitz in ihm; fügen wir zu diesen Beiden noch ein Drittes, nämlich die Kraft und Gabe, diese beiden Elemente so in Worten zu schildern, daß man dieselben sehen, hören und fühlen konnte, so haben wir die drei Anhaltspunkte zur Schilderung des Mannes als Prediger. Predigten von ihm sind keine vorhanden, was wohl auch um so besser ist, denn ein jeder Versuch, eine derselben zu berichten, hätte nur dazu gedient, den Prediger zu verkleinern. Was vorhanden ist, sind Bruchstücke aus seinen Reden, welche aus dem Gedächtnisse niedergeschrieben wurden. Wir lassen hier einige folgen.

An einem Sonntage wollte er seiner Matrosen-Versammlung die Erlösung durch Christum deutlich machen. Er fing mit der Schilderung eines Sturmes auf dem Meere an, ging durch die verschiedenen Stadien desselben durch. In Mitte des Sturmes schilderte er ein Schiff, das mit den Wogen kämpfte und vom Sturme der Küste zugetrieben wird. Die Masten brachen, die Segel rissen, das Ruder ging verloren, das Schiff bekam einen Leck, das Wasser drang ein und es fing an zu sinken. Sich über seine Kanzel biegend, einen ruhigeren Ton annehmend, sagte er halblaut: „es sinkt tiefer, tiefer, tiefer." Die Augen der ganzen Versammlung ruhten auf ihm, sie schien kaum zu athmen. Plötzlich seinen Blick auf den entferntesten Theil der Kirche richtend, rief er aus voller Macht: „ein Rettungsboot! ein Rettungsboot!" dann seinen Blick auf die Versammlung richtend, welche sich von den Sitzen erhoben hatte, und nach dem Rettungsboote blickte, rief er mit ausgebreiteten Armen: „das Rettungsboot ist Christus, unser Herr."

Bei einer Mäßigkeits-Versammlung, welche die Damen in Charlestown im Jahre 1843 veranstaltet hatten, und zu der auch Vater Taylor

Digitized by Google

eingeladen war, soll er sich über den Gegenstand, der besprochen wurde, folgend ausgesprochen haben: „Hier ist das abscheuliche System, um uns zu quälen und zu peinigen, obgleich wir seine Schändlichkeit dermaßen geschildert haben, daß sich der Teufel selbst desselben schämen muß. Ich glaube fast, er schämt sich auch desselben; allein hier sind seine Diener um uns her, die mehr Trotz und weniger Scham besitzen als wie ihr Meister. Ja, hier, so wie auch drüben in dem großen Boston, dem „Athen Amerikas", wo die Kirchthürme wie die Mastbäume in unsrem Hafen gen Himmel ragen, ist die Maschinerie zur Heranbildung von Trunkenbolden; dieses Seelen verderbende Geschäft ist von der Kneipe am Strande, um meine armen Seejungens zu ruiniren, bis zu der großen Brennerei im „Still Haus Squär" im Gange, übt seinen verderbenden Einfluß selbst an des Herrn Tag aus und läßt den Rauch der Qual aufsteigen. Eure Frauen und Töchter streifen am Sonntage auf ihrem Wege zur Kirche mit ihren Sammt- und Seidenkleidern an den Lippen der geöffneten Rachen dieser Trinkhöllen vorüber. Eure Armenhäuser und Gefängnisse sind angefüllt mit den Opfern dieses verruchten Branntweinhandels und die Wohnungen und Herzen eurer Frauen und Mütter sind des Kummers voll; und frägt man, was gegen dieses Uebel gethan werden könne, so hört man die Antwort, es sei nichts dagegen zu thun. „Nichts dagegen zu thun;" und über die Platform hingehend, und auf das in der Nähe stehende Monument weisend, setzte er fort: „dort ist Bunker Hill und nicht sehr weit von hier ist Lexington und Concord, wo eure Väter für ihre Rechte fochten und bluteten, ihr blickt auf ihre Denkmale und rühmt euch ihres Heldenmuthes und sagt uns, wir müssen uns in die Besteuerung und die Qualen dieses verruchten Handels fügen, es sei nichts dagegen zu thun; und doch vermochten eure heldenmüthigen Vorväter eine ganze Schiffsladung Thee dazu zu verwenden, um Seiner britischen Majestät eine Tasse Thee zu bereiten und ihr solltet nicht im Stande sein, eine Branntweinflasche zu verstopfen. Hah!"

So wunderbar und trefflich wie Vater Taylor in seinem Predigen und Ermahnen gewesen, so war er es auch in seinem Beten. Oft hielt er mitten in seinem Gebete inne, fing an zu erklären oder zu ermahnen und setzte dann sein Gebet wieder fort.

Während der Sitzung der New York-Conferenz im Jahre 1842 predigte Dr. Capers, nachheriger Bischof der südlichen Meth. Kirche, über die Worte: „Laß dein Brod über das Wasser fahren, so wirst du es finden auf lange Zeit." Der Prediger betonte besonders die Wichtigkeit der Opferwilligkeit und beleuchtete seinen Text, indem er schilderte, wie der Reis im Süden gesäet werde, wobei der Säende knietief in das Wasser geht, um zu säen. Am Schluß der Predigt wurde Vater Taylor ersucht, mit Gebet zu schließen, was er in folgenden Worten that: „O Herr, segne den Prediger, der diesen Morgen zu uns gepredigt hat. Wir danken Dir, daß er nicht nur aus einer warmen Gegend, sondern auch mit einem warmen Herzen zu uns gekommen. O Herr, der Prediger hat uns zwar die Haut abgezogen, allein bewahre uns vor dem Verkriechen und dem Ausflüchten. Herr, hilf uns gleich Männern es zu dulden, denn du weißt, daß wir es verdient haben. O Herr, vergieb uns uns unsere Kargheit, vergieb uns diesmal, so wollen wir ferner alle nöthigen Opfer bringen. Wir wollen nicht nur bis an die Knie, sondern bis an den Hals, ja bis an das Kinn in das Wasser waten, nur, Herr, ersäufe uns nicht, obschon wir es verdient haben. Schone unser Leben, wir bitten Dich."

Wie in seinem Predigen und Beten, so war er auch in persönlichen Zurechtweisungen, wenn ihm dieselben nöthig schienen. Ein Beispiel hievon: Ein Fremder, welcher eine seiner Versammlungen leitete, erzählte unter andrem auch von einem gottlosen Manne, der einige Tage zuvor durch die Explosion einer Pulvermühle in die Luft geschleudert wurde, sehr beschädigt zur Erde fiel, und erst kurz vor seinem Ende noch Gott sein Herz gegeben habe. Der Redner schloß mit den Worten, „und nun, wer ist nicht bereit mit einem der Frommen des alten Bundes zu sagen: Laß mich sterben den Tod des Gerechten und lasse mein letztes Ende sein wie dieses" (englischer Text). Vater Taylor erhob sich sofort und sagte: „Solches Zeug gestatte ich nicht in diesem Altare. Ich hoffe, keiner meiner Leute beabsichtiget sein Lebenlang dem Teufel zu dienen und dann ihn mit dem letzten Athemzuge zu betrügen. Vielleicht bekommt keines von uns die Gelegenheit durch eine Pulvermühle-Explosion in die Luft gesprengt zu werden. Der Fromme des alten Bundes, von dem wir gehöret haben, war Bileam, der gemeinste Schuft, von dem im Alten oder Neuen Testamente die Rede ist, und nun hoffe ich, daß wir nie wieder etwas von Bileam, noch von seinem Esel hören werden."

Verließ Jemand den Gottesdienst vor dem Schlusse, was bei solcher gemischten Zuhörerschaft oft vorkam, so mußten solche, ehe sie den Ausgang erreichten, Bemerkungen wie folgende hören: „Leichte Waare schwimmt schnell. Er hat so viel er tragen kann. Geht nur, kleine Gefäße sind bald voll."

In seiner alten „Werkstätte", wie er sein Bethel nannte, hatte er eine Anzahl ebenso merk-

Digitized by Google

würdiger Personen als Mitarbeiter. Unter diesen war seine stattliche und schöne Frau, die mit ihrer sanften Stimme durch ihren Gesang sehr viel zu dem segensreichen Wirken ihres Mannes beitrug, und mancher Seemann bekannte, daß er das Heil seiner Seele, nebst der Gnade Gottes, dem lieblichen Gesange der Mutter Taylor verdanke. An Vater Taylors Bethel nahmen zwar alle Kirchenbenennungen Antheil, allein in Lehre und Regel war er bis zu seinem Ende ein entschiedener Methodist und scheuete sich nicht dieses in den verschiedenen Angriffen, welche auf ihn gemacht wurden, deutlich zu offenbaren.

Als das Alter anfing sich fühlbar zu machen, so bemühete er sich auf das Aeußerste, die Beschwerden zu bekämpfen; es hatte den Anschein, als wolle er sie besiegen, anstatt von denselben besiegt zu werden, doch endlich mußte er im Januar 1868 sein Kommando über das „Bethel", welches er 43 Jahre lang geführt hatte, gegen seinen Willen niederlegen. Während diesen Jahren verhalf er hunderten von Seeleuten zum Heil ihrer Seelen und ohne das geringste Bestreben von seiner Seite wurde er einer der bekanntesten Männer der Welt.

Im Laufe dieses Jahres entschlief seine treue Lebensgefährtin selig im Herrn; sie starb am 23. Juni 1868 im Alter von 74 Jahren und von diesem Tage an wurde er, trotz allem was Liebe und Pflege thun konnte, immer sehnsüchtiger nach dem Hafen der ewigen Ruhe, in die er auch am 6. April 1871 einzugehen gewürdigt wurde.

Vater Taylor war bis zu seinem Ende ein Seemann und Prediger, und über sein interessantes Wirken ließe sich noch vieles Erbauliche und Lehrreiche mittheilen; allein wir wollen mit nur noch einer interessanten Begebenheit, welche die vorherrschende Leidenschaft seiner Seele offenbart, zum Schlusse kommen.

Am Morgen des zehnten Tages vor seinem Tode fühlte er sich stark genug, um sich anzukleiden und in seinem Zimmer einige Minuten auf- und abzugehen. Bei diesen Bewegungen erblickte er einen alten Mann, der mit wankenden Schritten mit ihm in gleicher Richtung ging; ohne zu merken, daß die vermeinte Person er selbst war und durch einen Spiegel wiedergegeben wurde und ohne sich selbst zu erkennen, ging er auf den Mann zu, begrüßte ihn nach seiner gewöhnlichen Weise sehr freundlich und sagte: „Werther Herr! mein lieber Herr, Sie sind ein betagter Mann; von Ihnen ist nur noch wenig übrig, allein Jesus ist bereit Sie jetzt noch anzunehmen und Sie zu retten. Kommen Sie jetzt zu Jesu, er will Sie retten."

Durch die Anstrengung, einen Sünder mehr zu Jesu zu führen, sank er auf das Sofa nieder und verlor den Fremden aus seinen Augen. Seiner Haushälterin rufend sagte er, als sie gekommen war: „Sally, komm näher. Der alte Mann wußte nicht genug, um selig zu werden, er war so unbeweglich wie ein Pflock, als ich zu ihm sprach."

Zwei Tage später sah er auf einem ähnlichen Gange den alten Mann wieder, den er wieder freundlich grüßend also anredete: „Es ist eine sehr späte Stunde, allein Jesus kann und will Sie retten, machen Sie den Versuch;" von Schwäche wieder auf das Sofa niedergesunken, rief er seiner Haushälterin und sagte ihr: „Sally, der alte Mann ist ein Ungläubiger, er will seine Seligkeit um keinen Preis;" und über diese Herzenshärte dieses seines vermeinten Zuhörers trug er sichtbar Leid. Von dieser Zeit an verlor er seine Besinnung, konnte seine Freunde nicht mehr erkennen und wurde darüber mit sich selbst unzufrieden.

Einmal brach er in die Worte aus: „O, ich bin ein alter Mann und weiß gar nichts." Auf die Frage von seiner Wärterin gestellt, ob er Jesu kenne, antwortete er: „O ja, Jesum kenne ich, ich kenne Jesum."

Blicke in das Sonntagschulwesen Deutschlands.

Von C. Weiß in Berlin.

Die Sonntagschule in Deutschland hat ihre besonderen Kämpfe zu bestehen. Es ist den Lesern bekannt, durch welche Stürme unsere eigenen Sonntagschulen zu gehen hatten. Aber noch heute können sie sich nur ausbreiten und halten unter dem größesten und regsten Fleiß unserer Mitarbeiter. Vom Königreich Sachsen wollen wir gar nicht reden, in welchem uns nur Sonntagschulen mit den Kindern förmlich aus dem Verband der Staatskirche ausgetretener Mitglieder gestattet sind. In Würtemberg ist zwar die Macht der kirchlichen Gegner seit der sectischen Trennung der Kirche vom Staat gebrochen, aber in der Regel ist der Pastor doch wieder zum Schulinspektor gewählt und macht als Solcher sein Recht geltend. So hatten wir in L. eine blühende Sonntagschule, die von Sonntag zu Sonntag wuchs. Der Schulinspektor aber ging regelmäßig, wann das Kindlein zu gedeihen begann, in die Schulklassen, ließ Kinder, welche die Methodisten-Sonntagschule besuchten, aufstehen und hervortreten und verbot denselben ernstlich den weiteren Besuch mit der Drohung, „sie würden sonst nicht confirmirt." Die Lehrer wurden auch

Digitized by Google

dahin instruirt und ein Terrorismus ausgeübt, der eines andern Zeitalters würdig gewesen wäre. Wann die Luft dann wieder rein war, machten sich die eingeschüchterten Kinder herbei. Nicht selten werden sie auch gestraft durch Hinabsetzen und auch körperliche Züchtigungen wurden ihnen deshalb schon zu Theil. Unter solchen Verhältnissen ist es ein Wunder, daß unsre Sonntagschulen gedeihen und es muß doch eine Sehnsucht in Kinderherzen liegen, die gestillt wird in unseren Sonntagschulen, daß sie sich immer wieder unter allen Widerwärtigkeiten herbei finden.

Aber auch die kirchlichen Sonntagschulen haben ihre Kämpfe. Schon der Name an und für sich hatte gegen den auf der Bremer-Conferenz vorgeschlagenen Namen: „Kinder-Gottesdienst" einen schweren Kampf zu bestehen. Man wollte zwar die Sache selbst beibehalten, den Ursprung derselben aber zurückleiten auf die Reformationszeit und die schon zu Luthers Zeit eingeführten Kinderkatechisationen. Aber jene waren gezwungen, diese sind freiwillig; jene nur vom Pastor geleitet, diese mit Laienkräften versehen und in Gruppen eingetheilt; und wenn in Deutschland schon seit 350 Jahren „Kinder-Gottesdienste" waren, während die englischen Sonntagschulen erst 100 Jahre alt sind, so fragt man billig, wo ist deren Frucht?

Der gute Sinn hat übrigens den Sieg davon getragen und in Erlassen der Oberkirchenbehörden heißt es nach wie vor „Sonntagschule" und mehrere Sonntagschul-Conventionen haben beschlossen, diesen Namen beizubehalten. Somit bleibt der Zusammenhang mit der übrigen Sonntagschulwelt außerhalb Deutschlands gewahrt und wir hoffen, dieselben werden, wenn einmal erstarkt, Fühlung suchen mit andern Ländern und es den „Secten" zu danken wissen, daß wo dieselben eine „Sonntagschule" gründeten, sie sich genöthigt sahen, auch eine anzufangen.

Herr Bröckelmann in Heidelberg giebt nun in seiner Vertheidigung einen sehr interessanten Bericht im „Sonntagschulfreund" und da derselbe gute Blicke in die Kämpfe auch der Sonntagschulen der Landeskirchen thun läßt, so sei den Lesern davon einiges mitgetheilt.

Als im Jahr 1863 Herr Bröckelmann als Begleiter von Wm. Woodruff aus New York Deutschland durchreiste, um die Sonntagschulen zu empfehlen, hielt man ihnen entgegen, „das sei eine unerhörte, völlig überflüssige, ja bei uns ganz unmögliche Neuerung."

In Cöln ließ die Polizei die Sonntagschule schließen, indeß, als der um Abhilfe angerufene Kultminister sie alsbald als zu Recht bestehende wieder eröffnen ließ, sandte der Polizeikommissär seine Kinder selbst hin und heute besteht jene Sonntagschule noch.

In Braunschweig eröffnete im Jahr 1868 im Hause des dabei anwesenden und betheiligten Herrn Pastor Jeep die erste Sonntagschule mit sieben Gruppen. Als sie wuchs und sich bemerklich machte, wagte es der Bürgermeister dieselbe zu verbieten. Das Amt und Haus des Pastors konnte die gute Sache nicht schützen. Aber sie flog nicht auf. Die tapferen Sonntagschullehrerinnen versammelten eine jede ihre Gruppe in ihrer eigenen Wohnung. Nach einem Jahr treuer Ausdauer trat man wieder zusammen und hielt Sonntagschule mit desto größerem Eifer. Dieselbe zählt jetzt 20 Sonntagschul-Lehrende und 400 Kinder.

In Weimar entstand 1876 nach langjährigen Bemühungen eine Sonntagschule mit anfangs 15 Lehrenden und 150 Kindern, denen Sonntags von der Frau Großherzogin die prachtvollen Säle ihrer Kleinkinderschule eingeräumt waren. Die protestantenvereinliche Stadtgeistlichkeit suchte ihr aber entgegenzuwirken durch Errichtung eines sogenannten Kindergottesdienstes in der Stadtkirche ohne Laien. Die Kinder wurden in den Alltagsschulen dazu aufgefordert und kamen mit Ach und Weh bis auf 700 hinauf. Die Sonntagschule aber beschränkte ihre Sitzungen auf die freibleibenden Sonntage. Jetzt wird dieselbe in der Domkirche vom neuen Hofprediger gehalten und 26 Sonntagschullehrende mit 300 Kindern betheiligen sich daran. Am schlimmsten erging es der Sonntagschule in Nürnberg. Die 17 Sonntagschullehrerinnen wurden mit Vor- und Zunamen in den Blättern genannt und vor ihnen gewarnt, ja die Vorsteher und 2 Pfarrer wurden vor Gericht gezogen. Sie wurden glänzend freigesprochen. Im Herbst 1880 konnten 6 Sonntagschulen mit 45 Sonntagschullehrern und 600 Kindern ihr siebentes Jahresfest feiern.

So hat diese unerhörte Neuerung begonnen und sich in Deutschland Bahn gebrochen. Die preußische Oberkirchenbehörde hat dieselbe empfohlen, in andern Ländern wird man nachfolgen.

Am besten gedeiht die Sonntagschule in Bremen. Aus der Einen, welche unser sel. Br. Jakoby 1849 einführte, sind jetzt 14 mit 3500 Kinder geworden. Zwar kann unser „Vaterland" den Vergleich mit England und Amerika noch lange nicht aushalten, aber es ist „auf der Besserung."

Digitized by Google

Noth und Hülfe.

Es war ein grimmig kalter Winter. Wenn Jemand auf der Straße ging, knisterte es im Schnee, wie wenn man Glasscheiben zertritt; und was nicht wohlhabende Leute waren, bei denen wollten am hellen Mittag die Fensterscheiben nicht aufthauen. So war's auch in Antwerpen, der großen Stadt, die im Holländischen liegt. In dieser Stadt giebt es neben schönen, prächtigen Straßen auch enge, elende Gassen mit finsteren Häusern, aus denen die Armuth aber doch ganz hell herausschaut.

In einer solchen Straße war ein Haus, und in dem Hause eine Kammer, und in der Kammer wohnte eine bitterarme Familie. Es war in der Kammer so kalt wie auf der Gasse. In einem dürftigen Bett mitten in der Kammer lag ein krankes Kind; es sah aus, als werde es bald in ein anderes Bett gelegt, wo man nicht mehr hungert und friert. Daneben saß eine junge Frau und hatte beide Hände vor dem Gesicht; sie war ärmlich und frostig gekleidet, sehr ärmlich und frostig. Ich weiß nicht, was sie da gemacht hat; aber ihre Hände waren naß und das Gesicht auch, — vielleicht hat sie geweint.

Auf einmal rief es vom kalten Ofen her: „Mutter, liebe Mutter, ich hab' so großen Hunger!" Es war ein Büblein zwischen fünf und sechs Jahren, das so rief. Aber die Mutter sagte nichts und blieb wie todt sitzen. Da fing das Kind wieder an und sagte: „Ach, gieb mir doch nur ein kleines Stücklein Brod; ich kann's nicht mehr aushalten, sei doch so gut!"

Und nun schaute die Mutter auf mit einem Blick, den man fast nur sehen kann, wenn Einem sein Todesurtheil verlesen wird, und sagte: „Hans, sei doch um Gottes Willen still; ich sterbe ja selber beinahe vor Hunger!"

Aber der Hans fing wieder an: „Gieb mir doch nur ein ganz kleines Stückchen — ich bitte!"

Und die Mutter hielt's nicht länger mehr aus, griff unter das Bett, langte ein kleines Kreuzerbrödchen hervor und sagte: „Da hast du es! Ich habe es aufgehoben, um deinem Schwesterchen eine Suppe davon zu kochen, aber das arme Schäfchen wird's wohl nimmer nöthig haben."

Der Hans sprang darauf los wie ein junger Wolf — und doch, als er gierig die eine Hälfte gegessen hatte und der Appetit noch gewachsen war, brachte das Kind die andere Hälfte der Mutter zurück, und sagte mit leiser Stimme: „Da, ich habe es für das Schwesterchen aufgespart!" Dann ging er hinter den Ofen.

Eine halbe Stunde darauf kam der Vater zurück, schaute die Frau mit tiefer Betrübniß an und sagte: „Therese, wir sind doch recht unglücklich. Den ganzen Morgen hab' ich mit meinem Schiebkarren an der Eisenbahn gestanden und habe keinen Kreuzer verdient. Ich wollt', ich wäre todt!"

Unterdessen sagte Hans: „Vater, ich hab' so argen Hunger, hast du kein Brod mitgebracht?" Da schaute der Vater das Kind so finster an, daß es erschrocken sagte: „Sei nicht böse, Vater, ich will's nicht wieder thun."

Und als der Vater auch noch das kleinste Kind sah, wie es in den Tod hinübersiechte, da wollte seine Seele untergehen in unendlichem Schmerze, und umsonst suchte er einen Ausweg aus dieser Noth. Endlich sprach er: „Ich weiß jetzt nichts mehr, als ich verkaufe bei der Versteigerung unseren Schiebkarren." Und das war doch das einzige Werkzeug, womit der arme Mann sonst sein Brod verdiente.

An jedem Freitag aber wird in Antwerpen auf dem Markte Auction gehalten, zu der Jeder bringen kann, was er will. Der Mann gab dem Ausrufer seinen Schiebkarren und wartete, entsetzlich traurig, bis die Reihe an ihn kam. Da gingen gerade zwei vornehme Damen über den Markt, und die eine sagte zur anderen: „Sieh nur, wie der Mann dort gar so traurig und verstört aussieht!" und sie blieben stehen in seiner Nähe. Sie hörten nun, daß ein Bekannter mit ihm redete, was er da thue, und erfuhren so seine Noth. Da hatten die beiden gleich ihren Plan gemacht. Sie boten mit auf den Schiebkarren und kauften ihn für 27 Franken. Alles verwunderte sich und lachte, daß so vornehme Frauen einen Schiebkarren kauften; die aber ließen sich nicht stören. Sie zahlten die 27 Franken und baten den Mann, er möge ihnen ihr Eigenthum nach Hause fahren, sie wollten ihn besonders dafür bezahlen. Der aber wollte Anfangs nicht, weil er ein nöthiges Geschäft habe; er wollte nämlich etwas zu essen kaufen für seine hungernde Familie. Da sie ihm aber sagten, er solle nur nach seiner Wohnung fahren, dort wohnten sie auch, that er's; da kauften die Damen Brod, Holz und Fleisch und luden es auf den Schiebkarren.

Als sie an das Haus des Mannes kamen und der meinte, er werde noch weiter fahren müssen, nahm er seinen Hut ab und sagte: „Erlauben Sie mir, daß ich einen Augenblick einkehre!"

Die Frauen gingen ihm nach bis in seine Kammer und sahen dort das entsetzliche Elend. Die Frau lag wie todt am Boden und der Hans rief: „Mutter, gieb mir zu essen!" Der Mann meinte, seine Frau sei todt, und fing bitterlich an zu weinen. Allein eine der Frauen gab ihm Geld und hieß ihn schnell Wein holen; der brachte die Frau wieder zum Bewußtsein. Dann zündeten sie Feuer an und gaben dem Kinde zu essen, und das schaute mit holder Freude die

Digitized by Google

freundliche Geberin an. Nun erst sagten sie dem Manne: „Der Schiebkarren und Alles was darinnen ist, gehört euch; und ihr sollt kein solches Elend mehr leiden. Wir wohnen da und da, kommt nur einmal hin, so oft ihr nichts habt." Dem Manne war's, wie wenn er träumte; er konnte kein Wort reden, sondern nur große Thränen weinen.

Was sagst du zu dieser Geschichte? Ich sage: Es giebt keine größere Lust auf Erden, als wie ein Engel in der Noth zu kommen und mit seinem Ueberfluß Hülfe und Freude zu bringen in die Hütten der Armen. Dein Heiland aber sagt Matthäi am 25.: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." A. Stolz.

Vom Gotthard.

Monate sind nun verflossen, seit die Bewohner von Airolo riefen: Der Gotthard ist begraben, es lebe der Gotthard-Tunnel! Eine große Menge von Norden und Süden hatte sich am ersten Tage des Jahres zur Fahrt durch den Tunnel entschlossen, und Nachbarn, die sonst halbe und ganze oder wohl gar mehrere Tagreisen auseinander entfernt waren, konnten sich nun innerhalb einer einzigen Stunde begegnen. Die Freude — schreibt man der „Allg. Ztg." — ist nicht unberechtigt. Noch in den letzten Tagen vor Eröffnung des Tunnels hatte der Gotthard seine Macht fühlen lassen. So oft die emsigen und fleißigen „Ruttner" den Paß säuberten, so oft bewarf ihn der rauhe Winter wieder mit ellenhohem Schnee und machte die frostigen Höhen durch grausige Stürme unzugänglich. Mußte doch am Tage der Eröffnung des Tunnels durch hunderte von Männern mit Schaufeln und Schlitten der Schnee in Airolo weggeschafft werden! Wer je im Winter oder im Frühjahr die Reise über den Gotthard gemacht, weiß davon zu erzählen, welche Gefahren und Mühsale des Verkehrs nun beseitigt sind. Nicht mehr begegnet der Reisende jenen Truppen von 10 bis 20 starken, wettergebräunten, mit großen Schneebrillen versehenen Männern, welche den endlosen Schlittenzügen den Weg bahnten und bei abfälligem, gar oft sich wiederholendem Umstürzen der Schlitten oder in Lawinengefahren den willkommenen Schutz und die ersehnte Hilfe reichten. Hatte man die Schöllenen, das Val tremola des Nordens, passirt, so fand man nicht selten das Urnerloch durch eine Schneelawine versperrt. Durch diese eisige Mauer mußten die Ruttner einen Gang für Gepäck und Reisende graben, die dann auf der anderen Seite des Tunnels wieder per Fuhre weiter befördert wurden. Teufelsbrücke und Urnerloch galten bis jetzt für kühne Werke der Wegekunst; ihr Ansehen muß demjenigen des Werkes weichen, das weit unter ihnen den Süden mit dem Norden verbindet. Glücklich, wer noch zu Fuß das 180 Fuß lange Loch passiren konnte; wie manche wurden im Laufe der Jahre von Lawinen zugedeckt und todt hervorgezogen! Hatte man diese Mühsale passirt und war man in die Ebene und in die Herbergen von Andermatt gelangt, so sah man sich dort oft von mannshohem Schnee umgeben. Oft mußte man hier oder auf dem Hospiz tagelang auf besseres Wetter warten und sich die Zeit, so gut es ging, mit Lesen, Spielen, Plaudern und anderer Kurzweil vertreiben. Je weiter man gegen die Höhe des Gebirges vorrückte, desto gefährlicher wurden die Schneestürme, „Guxeten" genannt. Wenn das Schellengeklingel der Pferde, der eintönige Gesang der Führer noch einige Poesie in die langsame Fahrt gebracht hatten, so sah sich der Reisende plötzlich in dichten Schneefall gehüllt. Bald hatten die eisigen Nadeln sein Gesicht blutig gerissen, wenn er nicht so vorsichtig gewesen, es mit einem Schleier zu schützen. War man endlich auf dem Hospiz angelangt und erlaubte die Witterung einigermaßen die Weiterreise, so ging man neuen Gefahren und Leiden entgegen. Durch Schneestürze und Schneewehen ist der Weg sehr uneben geworden. Je zwei Reisende wurden in einen Schlitten gesetzt und mit Teppichen bedeckt und so eingemummt, daß beim Umstürzen des Schlittens der Passagier nicht herausfallen konnte. Ein Ruttner, der auf dem Geleise des Schlittens seinen Platz hatte, war jederzeit bereit, den Schlitten sammt Insassen wieder aufzurichten. Behend und sicher steigen die Pferde über meterhohe Unebenheiten hinunter, ohne zu stolpern und ohne zu fallen. Wie im Sturm geht es den Berg hinunter, denn jeder will dem Thale des Schreckens, Val tremola, so schnell als möglich entrinnen, und es ist ein unwillkommener Aufenthalt, wenn etwa

Digitized by Google

der Gepäckschlitten über den Straßenrand hinterfällt und dann von der gesammten Führer- und Begleitmannschaft wieder heraufgeholt werden muß. Auch in solchen Fällen haben die Pferde einen merkwürdigen Instinkt. Die Ruttner stellen ihre Schaufeln treppenförmig in die hohe Schneewand und die Pferde steigen darauf wieder zur Fahrbahn hinauf. Ist man endlich in Airolo angekommen, so athmet man hoch auf, läßt sich eine gute Erquickung geben und scheidet in aller Freundschaft und Herzlichkeit von dem Führer, der mit uns alle Fährlichkeiten tapfer und hingebend durchgemacht hat.

Von solchen Reisen wird fürder nur die Erinnerung zehren. Sicher und leicht durchbraust nun die Lokomotive tief unter jenen wilden Gegenden den Berg und vermittelt den Norden mit dem Süden in kürzester Frist. Zwar waren vor dem Betrieb des Tunnels auch allerlei Bedenklichkeiten aufgetaucht, die sich nun als eitel erwiesen haben. Seit dem 27. Februar v. J., wo der Durchbruch erfolgte, hat sich Luft und Temperatur im Tunnel zum besten gewendet. Täglich durchliefen ihn von da an 12 Züge; weder der Rauch der Maschinen, noch der Qualm von 860 Oellampen, noch derjenige von den häufigen Dynamit-Sprengungen konnten mehr die Arbeiter belästigen, da das Gleichgewicht durch den Luftzug von Norden nach Süden sich von selbst herstellte. Die 840 Mann arbeiteten alle Tage ohne Belästigung. Nur die Hitze in der Mitte des Tunnels ist da, aber für den Reisenden im geschlossenen Wagen nicht bemerkbar. Sollte aber infolge Aenderung der Witterung der natürliche Luftzug gestört werden, so steht am Nordeingang ein Ventilator bereit, der bald Rauch, Gas und Hitze nach Süden hinüber jagt. Dies kommt auch den Bahnwärtern im Innern des Tunnels zu gut, die in Nischen je einen Kilometer auseinander aufgestellt sind. Wasserläufe und Ventilationseinrichtungen verschaffen ihnen fortwährend kühle und frische Luft. Ob elektrische Beleuchtung wirklich eingeführt werden wird, steht dahin. Bis jetzt scheute man vor den Kosten derselben zurück, doch sollen Unterhandlungen mit Siemens im Gange sein. Bekanntlich gab zum Bau einer neuen fahrbareren Straße über den Gotthard im ersten Viertel dieses Jahrhunderts der Umstand Veranlassung, daß die Kunststraßen über den Bernhardin und Splügen den Waarenzug über den Gotthard bedrohten. Erstere wurde mit Hülfe Italiens, letztere mit Hülfe Oesterreichs und der angrenzenden Kantone gebaut. Die Kantone Uri und Tessin bauten die Gotthard-Straße mit einem Kostenaufwande von 900,000 alten Schweizerfranken. Jetzt schon spüren jene Pässe die Konkurrenz. Betriebsame Speditoren leiten bereits einen großen Theil des Güterverkehrs aus Italien durch den Tunnel. Wegen der Beschwerlichkeit und Gefahr des alten Passes hatte die Seidendurchfuhr ganz aufgehört. Nun ist sie neu wieder aufgewacht; dagegen hat der seit Jahrhunderten bestandene Seidenverkehr über den Splügen ganz aufgehört, und in Chur wird es peinlich empfunden, daß die „Schelleri", so nannte man die Seidenfuhren, zum letzten Mal nach Chur gekommen sind.

I.

Das Erbe.

Eine Straßburger Familien-Geschichte aus der Zeit der Reformation.

Für Haus und Herd bearbeitet

von Paul Eugen.

3. Trauung und Verlobung.

In einem ziemlich dürftigen Gemach saß Waldner von Hohenheg; er hatte das Haupt auf die Hand gestützt und blickte finster und mürrisch durch die kleinen, runden, in Blei gefaßten Scheiben des Fensters. Das winterliche Unwetter, welches draußen auf der Gasse tobte, sowie die melancholische Weise des Windes, der sein Lied im Schornstein anstimmte, waren nicht geeignet, die trübselige Stimmung des Grafen zu vermindern. Wenn zuweilen der Sturm den auf den Boden liegenden Schnee emporwirbelte und heftig gegen die kleinen Scheiben des Fensters führte, schrak der Rittersmann zusammen. Die Ungeduld, welche sich in seinen Zügen ausprägte, deutete an, daß er Jemanden sehnlichst erwarte, und in der That lauschte er von Zeit zu Zeit, wenn sich etwas draußen auf dem Vorsaale oder der Treppe rührte. Mitunter fröstelte er zusammen und zweimal erhob er sich, um nach dem Kamin zu gehen und sich dort zu wärmen; allein es war kalt und das Holzfeuer schon längst erloschen. Der Graf stampfte ärgerlich mit dem Fuße und kehrte wieder auf seinen alten Platz zurück. So saß er noch eine halbe Stunde, da endlich tappte es die Treppe herauf. Hohenheg wandte sich rasch um und schritt dem eintretenden Mürnhart entgegen.

„Nun, wie steht's?" herrschte er ihm zu. „Hast du etwas ausgerichtet?" „Wenig, sehr wenig,"

Digitized by Google

versetzte der Neffe achselzuckend. „Der alte Geizhals sieht, daß unser Junker und die Jungfer Philippine Wohlgefallen an einander haben und die Heirath der Beiden auch ohne große Opfer seinerseits zu Stande kommen wird."

„Niemals! Niemals!" donnerte Hohenheg, mit der Faust auf den Tisch schlagend, an welchem er wieder Platz genommen hatte. „Wo würde es mir denn einfallen, eine bürgerliche Schwiegertochter mir zu wählen und meinem uralten Stammbaume eine Schmach anzuthun, wenn es mir dabei nit um das leidige Geld zu thun wäre? Allein was nutzt mir mein Grafentitel, da ich so verarmt bin, daß ich nit einmal für meine Familie zu sorgen vermag! Mein Weib Charitas muß bei ihren Verwandten im Hessenland verweilen, Wolfgang ist bald hier, bald dort, während ich und du dieses elende Zimmer hier bewohnen und gar oft kaum satt zu essen haben."

„Hm, daran bin ich schon gewöhnt," murmelte Mürnhart, doch nahm der Oheim keine Notiz davon, sondern fuhr in seinem grimmigen Tone fort: „Gut wär's freilich," nickte der unverbesserliche Mürnhart.

Hohenheg warf ihm einen verächtlichen Blick zu und sagte: „Es ist jetzt genug geschwatzt, beginn deinen Bericht." Mürnhart sah sehr finster vor sich hin und antwortete: „Als ich dem Ratbod heute zum so und so vielten Male Euer Begehren kund gab, daß die Mitgift der Jungfer Philippine zum Mindesten um die Hälfte erhöht werden müsse, zeigte er mir, gleichfalls zum so und so vielten Male, sein Testament und sagte: 'Ich habe meine beiden Kinder gleich lieb und deshalb wird auch keines von ihnen mehr oder weniger erhalten. Wenn meine Philippine eine Gräfin wird, so ist's mir schon ganz recht; mehr aber als ich ihr hier in meinem Testament vererbt habe, erhält sie nit und wenn kaiserliche Majestät und alle Fürsten der Erde um sie freiten.'"

„Der unverschämte Gesell!" brummte Hohenheg in den Bart.

„Ich gab mir die größte Mühe, den alten Filz herum zu kriegen, allein vergebens, er wurde nur desto widerspenstiger und rief mir schließlich zu: 'Ei, ist Euerm Verwandten die Mitgift nit recht, so freie er anderswo für seinen Junker. Mein Mädel braucht seinen Sohn nit! Euresgleichen schaut immer gar vornehm auf uns Bürgerliche herab, und doch zeigt sich's jetzt bei Euerm Ohm, daß ein Titel, mag er auch noch so hochtönend klingen, ein gar erbärmliches Ding ist, sobald kein Geld dahinter steckt. Ich hab' Euerm Ohm meine Tochter nit angetragen, vielmehr ist er zu mir gekommen, darum kommt es auch mir allein zu, die Mitgift zu bestimmen. Sagt ihm das und wenn er nit damit zufrieden ist, so möge er mich fürder hübsch in Ruhe lassen!'"

Hohenheg biß die Lippen fest zusammen. „Bist du mit deinem Bericht zu Ende?" fragte er endlich nach längerer Pause. „Noch nit," erklärte Mürnhart, „auch hab' ich mir das Gute bis zum Schluß aufbewahrt, und das kommt jetzt. Als ich sah, daß der starrköpfige Alte bei seinem Willen beharrte, suchte ich ihn wenigstens anderweit breit zu schlagen. Ich stellte ihm vor, daß es ihm bei seinem Reichthum schließlich gleich sein könne, ob er seiner Tochter dreißig- oder sechszigtausend Gülden zur Aussteuer gäbe und so vermochte ich ihm schließlich wenigstens die Zusage zu entringen, daß er die vorläufige Mitgift vorerst auf vierzig Tausend zu erhöhen erbötig sei. Nun, was sagt Ihr dazu, Herr Ohm, verdien' ich ein wenig Euer Lob oder nit?"

„Der Sperling in der Hand ist jedenfalls besser, als die Taube auf dem Dach," antwortete Hohenheg, „somit muß ich mich also wohl zufrieden geben." „Für diesen Fall," entgegnete Mürnhart, „sollt Ihr Euch heut Nachmittag vier Uhr mit dem Junker Wolf bei Ratbod einfinden, damit die Sache zum Schluß komme und die feierliche Verlobung des Paars vor geladenen Zeugen stattfinden könne."

„Es fragt sich nur," fuhr der Graf fort, „ob Junker Wolfgang noch in der Stadt verweilt, denn er sprach gestern die Absicht aus, die nächsten Wochen bei Prior Uto zuzubringen." „Darüber beruhigt Euch," entgegnete Mürnhart, „er ist nit nur in der Stadt, sondern sogar in Ratbods Hause. Um neun Uhr heute früh saß er schon an Jungfer Philippinens Seite und warb um sie." Und mit diesen Worten machte er sich schleunigst die Treppe hinunter und zum Hause hinaus. Ein günstiger Zufall führte ihn auf den Münsterplatz, woselbst vor dem Dome eine zahlreiche Menge versammelt war. Er drängte sich unter dieselbe und fragte, was es gäbe.

„Ei, im Münster wird eine gar seltene Trauung vorgenommen," antwortete ein Bürgersmann. Neugierig, wie er war, bahnte sich Mürnhart einen Weg bis in das Innere des Domes, woselbst er zu seinem Erstaunen an einem Nebenaltare den von seinem Ohm gehaßten und verfolgten Meister Mathis stehen sah, Hand in Hand mit einer ehrsamen Bürgerstochter.

„Was soll das heißen," flüsterte Mürnhart einem seiner Nachbarn zu, „ich glaube gar, der Leutpriester bricht sein Gelöbniß und tritt in den Ehestand?" „So ist's", meinte der Angeredete, „und der Meister Mathis thut ganz recht daran, denn die Katharine Schütz, die er erst jetzt zum Altar führt, ist eine vortreffliche Jungfrau, die ihm gut Haus halten wird."

Digitized by Google

Nürnhart bekümmerte sich sonst nicht viel um religiöse Dinge, die Trauung eines Priesters jedoch, welcher er soeben beigewohnt, erschien ihm als eine ganz entsetzliche Sünde, und er sah unwillkürlich zur Decke des Münsters empor, ob dieselbe nicht angesichts des unerhörten Frevels herabstürzen werde. Allein es blieb Alles an seinem Platze und von dem Chor ertönte ein ernster, ungemein erhebender Gesang, dessen Text jedoch nicht mehr lateinisch, sondern deutsch war. Kopfschüttelnd verließ der arme Junker den Dom; er besaß nicht den Geist, um selbstständig darüber nachzudenken, ob diese kirchlichen Abänderungen eine Sünde seien oder nicht, und somit vermochte er auch nicht der Ursache nachzuforschen, woher die eigenthümliche andächtige Stimmung gekommen war, die sich seiner heute im Münster bemächtigt hatte, trotz der widerstrebenden Gefühle in seiner Brust. Auch wir verlassen für jetzt die mit Menschen angefüllten Gassen und begeben uns an seiner Seite in das uns wohlbekannte Haus an der Krämergasse.

Das Wohngemach der Ratbod'schen Familie prangte heute im Festgewand; sämmtliches Silbergeschirr war aus Kasten und Schreinen hervorgeholt worden und glänzte in gar schmucker Ordnung auf dem mit blendend weißen Linnen bedeckten großen Eichentische. Oberhalb desselben thronte an der Decke ein aus Hirsch- und andern Geweihen zusammengesetzter Kronleuchter, der sein helles Licht über den Saal verbreitete. Jungfer Philippine, etwas blaß aussehend, musterte noch einmal die gesammten Anordnungen, ehe sie die Magd in die Küche zurückschickte.

„Es ist alles gut," sagte sie in leisem Tone, „und du kannst gehen, Ursula; doch gieb mir ja fein auf die Speisen acht, daß sie nit anbrennen, denn du weißt, das wäre ein übles Vorzeichen für eine angehende Braut. Aber horch! knarrt die Treppe draußen nit?"

„Ja freilich," rief die Magd vergnügt und eilte nach der Thüre, „es wird der schmucke Herr Bräutigam sein, ein wirklicher Graf — wer hätte sich auch so etwas träumen lassen! Doch nein," unterbrach sie sich ärgerlich, „es ist nur sein Vetter, der Ritter Wackel. Ei, der hätt' auch noch fortbleiben können. Er schaut so hungrig aus, als ob er Einen anbeißen wollte."

Als Nürnhart beim Eintritt in das Zimmer den gedeckten Tisch sah, wurden seine Mienen überaus freundlich, und auch Philippine vermochte sich eines Lächelns nicht zu erwehren, war im übrigen aber gutmüthig genug, ihn gewähren zu lassen. Indessen athmete sie doch auf, als sie bald nachher aus der einsamen Gesellschaft durch die beiden Grafen Hohenheg erlöst wurde, welche mit dem alten Ratbod die Treppe herauf kamen.

Bei dem festlichen Mahle, welches mit Einbruch der Dämmerung begann, waren die nächststehenden Freunde des Hauses in der Person des Rechtsgelehrten Gerbel und der beiden Gevattern Schwarber und Knobloch würdig vertreten. Trotz des Lärms, der von der Straße und dem Münsterplatz herauftönte, ließ man sich im Speisen nicht stören und als nach aufgehobener Tafel der Hausvater in feierlicher Weise die Verlobung seiner Tochter mit dem jungen Grafen Hohenheg kund gegeben, gestaltete sich die Unterhaltung lebhafter und bald kam man auch auf die Vorgänge des Tages zu sprechen.

Waldner von Hohenheg tadelte die Handlungsweise des Rathes und gab sich als einen eifrigen Gegner des Lutherthums zu erkennen; Gerbel und die beiden Gevattern blieben ihm die Antwort nicht schuldig und so entbrannte alsbald ein heftiges Wortgefecht, welches, trotzdem der Hausherr zum Frieden mahnte, sich mehrfach während des Abends wiederholte, bis schließlich Michael Ratbod die beiden Hohenhegs aufforderte, ihm nach der Schreibstube zu folgen, um über den aufzusetzenden Heirathskontract zu verhandeln, damit noch Alles heute fein in Ordnung komme. Als sie spät am Abend wieder in's Wohngemach zurückkehrten, bot der alte Graf Vater und Tochter die Hand. „Es bleibt also bei unserm Abkommen?"

„Ein Mann, ein Wort," nickte der Handelsherr und rief die Magd herbei, den beiden vornehmen Fremden die Treppe hinabzuleuchten, denn der junge Wolfgang verabschiedete sich gleichfalls von seiner Braut und schloß sich dem Vater an.

Als die beiden Grafen sich entfernt und auch Philippine sich zurückgezogen hatte, trat der Meister Schwarber dicht vor den Hausherrn hin, stemmte die Arme in die Seite und sagte:

„Bist du denn von Sinnen, Gevatter Michael, daß du dein Kind dem Sohne jenes armseligen und unserer heiligen Sache abholden Ritters geben willst?"

„Geht's dich was an, Peter!" antwortete der alte Mann grob. „Ist Philippine *deine* Tochter? Hast *du* ihr den Gatten zu erwählen und für die Ausstattung zu sorgen?"

„Nein," gab der Oberherr zurück, „aber ich habe deine Kinder lieb und weiß, daß auch Johannes meiner Ansicht ist und daß die arme Philippine durch diese Heirath unglücklich werden wird."

„Und warum?" rief der Hausherr, die Arme gleichfalls in die Seite stemmend.

„Weil es den Hohenhegs nur um dein Geld zu thun ist, weil sie dich hintergehen und betrügen und nicht eher ruhen werden, als bis

Digitized by Google

sie auch den armen Johnannes um sein Erbtheil gebracht."

Michael Ratbod lachte zornig auf und entgegnete: „Was thut's, wenn der Johannes leer ausgeht? Er ist ja geistlich und braucht kein Geld. Euere neuen Heiligen, zu denen er schon halb und halb gehört, verachten ja jeglichen irdischen Reichthum und die Ratbods haben noch nie ihr Wort zurückgenommen," schloß der alte Mann unwirsch und schlug die Hand aus, welche ihm die beiden Gevattern dargeboten.

Schweigend stiegen die drei Männer die Treppe hinab und schweigend öffnete der reiche Handelsherr die Hausthüre, um sie, nachdem Schwarber und Knobloch die Gasse betreten, fest zu verschließen und zu verriegeln.

Waldner von Hohenheg hatte sich indessen mit Mürnhart in seine ärmliche Wohnung zurückgezogen, und es war gut, daß vor dem Hause mehrere Pechkränze brannten, sonst würde es in dem gräflichen Daheim stockfinster gewesen sein. In der kalten Stube angekommen, entledigte sich der Graf nur des Baretts, sodann schritt er mit verschränkten Armen auf und nieder. Mürnhart drückte sich in eine dunkle Ecke und zog das Stück Braten hervor, welches er beim Abschied von Philippine erhalten.

Nach einer Weile blieb Hohenheg plötzlich stehen und rief:

„Mürnhart, wo bist du?"

„Hier," antwortete der Junker etwas undeutlich, da er gerade an einem großen Stück Braten kaute. „Komm her an meine Seite, denn ich habe Wichtiges mit dir zu sprechen."

Mürnhart ließ den Rest des Bratens in die Brusttasche gleiten und eilte Gehorsam auf den Grafen zu, welcher seinen Spaziergang im Zimmer von Neuem begann und unwillig auf den Junker blickte, wenn dieser nicht gleichen Schritt mit ihm zu halten vermochte.

„Du hast recht gehabt, der Ratbod ist ein zäher Filz," eröffnete Hohenheg das Gespräch, „Wolf und ich haben ihm heute in seiner Schreibstube tüchtig zugesetzt und doch nichts erreicht. Aber glaubst du, daß ich meinen Junker wegen einer Mitgift von vierzigtausend Gülden eine Mißheirath werde schließen lassen?"

Mürnhart schüttelte den Kopf, fügte aber hinzu: „Dennoch habt Ihr dem Ratbod den Handschlag gegeben, und ein so hoher Ritter, wie Ihr seid, weiß, was das besagen will."

„Wolf soll und wird die Krämerstochter heirathen," gab der Graf mit einem unheimlichen Aufleuchten seiner Augen zurück, „denn ich bedarf des Geldes auf's dringendste. Das erbärmliche Leben, welches ich jetzt zu führen gezwungen bin, muß ein Ende haben, und jene Summe reicht vor der Hand aus, um standesgemäß auftreten zu können."

„Was ist ein Ritter ohne seine Burg?" versetzte Mürnhart achselzuckend, „und was fangt Ihr an, wenn auch dies Geld zu Ende?"

„Jetzt kommst du auf die rechte Fährte," nickte der Graf und schob den Arm des Neffen vertraulich unter den seinen. „Hülle dich mit in meinen Mantel, denn es ist kalt und unser Gespräch noch nit zu Ende. — Mein Plan, wie ich es anzufangen habe, um zu meiner Stammburg und zu Vermögen zu gelangen, steht fest und er ist leicht auszuführen, sobald du nur willst."

„Ich?" rief Mürnhart verwundert, und mit unverhohlener Freude darüber, endlich einmal von Wichtigkeit zu werden.

„Ja ... du," nickte der Oheim und fuhr, seine Stimme dämpfend, fort: „Ratbod ist alt und wird nit mehr lange leben, — er kränkelt jetzt schon, wie ich von ihm selbst erfahren habe. Sein Sohn darf dereinst nit Miterbe sein, denn er würde all das herrliche Geld nur dazu verwenden, die ketzerische Lehre verbreiten zu helfen. Somit ist es für uns, als getreue Katholiken, eine Pflicht —"

„Ihn um sein Erbtheil zu bringen," vollendete Mürnhart mit einem schlauen Lächeln.

„Du hast den Nagel auf den Kopf getroffen," äußerte Hohenheg, „obschon dein Ausdruck höchst unzart war. Ist Philippine die einzige Erbin ihres Vaters, so können wir nit nur in unserer Stammburg wieder hausen, sondern uns auch mit einem Hofhalt umgeben, wie es dereinst unsere Ahnen gethan haben, die gleich Königen auf Burg Hohenheg residirten. Dann muß auch Küche und Keller wieder reich bedacht sein und Köche und Kellermeister mit ihren Gehülfen geschäftig hin- und herlaufen.

„Herrlich! Prächtig! Ganz wunderbar!" rief Mürnhart begeistert. „Wenn es nur schon so weit wäre!"

„Das Gelingen des Plans liegt in deiner Hand," versetzte Hohenheg bedeutungsvoll, indem er die Rechte des Neffen drückte.

Mürnhart wollte eben die Hand ergreifen, als draußen die Pechkränze erloschen und tiefe Finsterniß das Zimmer einhüllte.

Der Graf zog seinen jungen Verwandten jetzt fest zu sich heran und begann ihm eifrig in's Ohr zu flüstern. Offenbar war es ihm erwünscht, daß völlige Dunkelheit herrschte und er dem erstaunten Blicke Mürnharts nicht zu begegnen brauchte, — er fühlte nur, daß der arme Junker zu wiederholten Malen erbebte und sein Herz wie im Fieber schlug. Dies Alles aber kümmerte Waldner von Hohenheg nicht, er zischelte weiter, bis er endlich schloß:

„Gelingt es dir, so soll auch für *deine* Zukunft gesorgt sein — ich sichere dir in diesem Falle die Summe von zwanzigtausend Silbergülden. Nun, bist du's zufrieden?"

Digitized by Google

Zweimal mußte der Graf diese Frage wiederholen, ehe der zitternde Mürnhart sein Ja ihm zuhauchte. Inmitten der Finsterniß haschte Hohenheg nach seiner Hand, damit das Uebereinkommen durch einen kräftigen Druck bestätigt werde. Dann suchten Beide ihre Lagerstatt auf, der lange Junker vergrub sich bis an's Kinn unter die dünne Bettdecke, ängstlich auf die heulende Windsbraut und das Geräusch der gefrorenen Schneeflocken lauschend, die gespenstisch an die kleinen Scheiben pickten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Behandlung der Todten.

Von J. Schlagenhauf.

I.

Auf den ersten Blättern der heiligen Schrift wird der Tod Abels erzählt, der von der Hand seines Bruders erschlagen wurde. Zwar wird nichts Bestimmtes berichtet über die Behandlung des ersten Todten, doch können wir mit Gewißheit annehmen, unsere Stammeltern werden den Leichnam in die Erde eingesenkt haben, angeleitet durch den Ausspruch des Schöpfers: „Mensch, du bist Erde, und sollst zu Erde werden.“

Nachher lesen wir von den Begräbnissen Sarahs, Abrahams, Rahels, Jakobs und seiner Kinder.

Die gewöhnliche Behandlung der Leichen war bei den Ebräern sehr einfach.

Der Leichnam wurde zwischen wohlriechende Gewürze gelegt und mit Binden und einem großen Tuche umwickelt. Im Trauerhause wurden von gedungenen Klageweibern und Musikanten Trauermelodien gespielt und gesungen.

Die Anverwandten zerrissen die Kleider, legten Trauergewänder und Säcke an, streuten Asche auf das Haupt, schoren den Bart ab und schritten zu Fuß mit den Freunden und Schülern des Verstorbenen hinter der Bahre her zur letzten Ruhestätte des Verstorbenen.

Särge wurden nicht gebraucht.

Nur Königen und hohen Standespersonen wurde ein außerordentliches Begräbniß zu Theil, wobei eine Masse Salbe und Spezereien an der Leiche verwandt, Räucherwerk unter derselben verbrannt und sie dann in köstliche Gewänder gehüllt auf einer Prachtbahre vor der Beisetzung ausgestellt wurde.

Die vermögenden Israeliten ließen sich schon bei Lebzeiten ihre Gräber herrichten; es waren theils Senkgräber mit einem großen Stein als Verschluß, theils Schubgräber, in welche die Leiche eingeschoben ward, und Troggräber, in welche die Leiche hineingelegt wurde.

Die Juden hielten es für ein großes Vorrecht, nahe bei Jerusalem begraben zu werden, denn sie meinten, im Lande der Verheißung ruhten sie ungestörter und hätten um so gewisser Theil an der Auferstehung der Gerechten.

Darum kamen sie in ihren alten Tagen aus den entferntesten Ländern nach Palästina, ihre Tage daselbst zu beschließen, und an den Abhängen des Oelberges und im Thale Josaphat ihre Gräber zu bauen.

Schon der Erzvater Jakob befahl seinen Söhnen: Begrabet mich bei meinen Vätern in der Höhle auf dem Acker Ephron.

Joseph nahm sogar einen Eid von seinen Brüdern, seine Gebeine mit in das Land Kanaan zu nehmen. 1 Mose 49, 29; 50, 25.

Im vaterländischen Boden und bei den Angehörigen zu ruhen, scheint unter den orientalischen Völkern ein aus Religiösität entsprungener Wunsch gewesen zu sein, den auch die Hinterbliebenen mit Pietät zu erfüllen suchten, wie das Verfahren der eingewanderten Chinesen in diesem Lande bezeugt, die ihre Todten in großer Anzahl in die Heimath zurücksenden.

Auch Max Schneckenburger, der Verfasser der „Wacht am Rhein“, sang:

„Wenn ich einmal sterben werde
Weit von meinem Vaterland,
Legt mich nicht in fremde Erde,
Bringt mich nach dem heim'schen Strand.
Meines Herzens Flamme lodert
Einzig dir, Germania;
D'rum, wenn einst mein Staub vermodert,
Sei mein Staub den Vätern nah.

Wenn die Uebel dann zergehen,
Ob dem heil'gen deutschen Reich,
Laß, o Gott, ihn auferstehen,
Meinen Schatten still und bleich,
Daß er seinen Blick erlabe
An dem herrlichen Gesicht,
Ruhig wiederkehrt zum Grabe,
Harrend auf das Weltgericht.“

Der Dichter des Liedes: „O Gott, du frommer Gott,“ gab seinen Gefühlen Ausdruck mit den Worten:

„Dem Leib ein Räumlein gönn
Bei frommer Christen Grab,
Auf daß er seine Ruh
An ihrer Seite hab.“

Die alten Egypter suchten durch Einbalsamirung, die ungefähr 40 Tage dauerte, die Leichname der Verstorbenen zu erhalten, dann folgte die allgemeine Trauerzeit, die 30 — 70 Tage währte.

Digitized by Google

Starb ein Egypter, so wurde ein Todtengericht über ihn gehalten, und wenn kein Ankläger auftrat, oder die Anklage erwies sich als unbegründet, so wurde ihm eine Lobrede gehalten und der Leichnam in die Erde bestattet. War aber die Anklage begründet, oder hinterließ der Verstorbene Schulden, die aus seinem Nachlaß nicht gedeckt werden konnten, so wurde ihm ein feierliches Begräbniß verweigert, und sein Leichnam in einem Hause der Hinterbliebenen beigesetzt.

Die einbalsamirten Leichname heißen Mumien und wurden oft bei festlichen Gastmählern aufgestellt, die Gäste daran zu erinnern, daß auch sie einmal sterben müssen.

Viele dieser Mumien sind noch jetzt, nach wenigstens 4000 Jahren, gut erhalten.

Die Griechen und Römer begruben ihre Todten, die Verbrennung derselben war Ausnahme.

Schon Lykurg hatte ein Gesetz gegeben, die Todten in Oelblätter einzuwickeln und Niemand unbeerdigt liegen zu lassen.

Die Todten wurden oft acht Tage lang im Hause behalten, dann von Freunden oder Freigelassenen zur Ruhestätte hinausgetragen, geleitet von den Anverwandten.

Nur bei Fürsten, Feldherrn und Staatsmännern pflegte Aufwand gemacht zu werden.

Es ist den Lesern vielleicht interessant zu vernehmen, wie die Japanesen es mit dem Begräbnisse ihrer Angehörigen zu halten pflegen.

Wir folgen dabei im Wesentlichen der Schilderung eines Correspondenten der „A. A. Ztg.“, welcher Augenzeuge war. „Die Todte war die im jugendlichen Alter verschiedene Fürstin Uabeschima, deren Gemahl der höchsten Daimijo-Familie des alten Japan angehört und einer der reichsten Lords des Reiches ist. Um ein Uhr Mittags setzte sich der große imposante Leichenzug in Bewegung, unter dem Vorantritte von acht Pfeifern, die auf seltsam geformten Instrumenten in langgezogenen klagenden Tönen Trauermelodien spielten.

Hinter ihnen kamen zwanzig Männer, die an hohen Stangen lang herabflatternde Trauerwimpel trugen, die theils weiß, theils roth mit japanesischen Charakteren beschrieben waren.

Hierauf folgte der Sarg, der auf starken Balken ruhte und von zwölf Trägern getragen wurde.

Die Todten werden mit einem langen weißen Kleide bekleidet, ein Rosenkranz wird ihnen in die gefalteten Hände gelegt und ein in dreieckiger Form geschnittenes Stück weißes Papier auf den oberen Theil der Stirne gesteckt.

Der Sarg war mit weißen Tüchern verhängt und ein kleines Dach aus einfachem Holz darüber angebracht. Hinter demselben schritten acht Priester, mit dem Oberpriester an der Spitze, alle in Weiß gekleidet, denn Weiß ist in Japan und China die Trauerfarbe.

Dann folgte die Familie in Wagen. Als alles am Grabe versammelt war, stimmten die Pfeifer eine Trauermelodie an, während die Priester sich mit langsamen, feierlichen Schritten näherten und einander Speisen der verschiedensten Arten reichten, um sie auf Tischchen vor dem Sarge niederzulegen.

Die Speisen werden jedoch den Todten nicht mit in das Grab gegeben, sondern nach der Ceremonie den Armen überlassen. Nachdem dies geschehen war, verlas der Oberpriester vor dem Sarge eine lange Trauerrede, in welcher die Tugenden und Vorzüge der Verstorbenen geschildert wurden, und sprach dann ein kurzes Gebet, wobei er in die Hände klatschte. (Die Japanesen klatschen in die Hände, wenn sie sich zum Gebet anschicken, um die Aufmerksamkeit der Gottheit auf sich zu lenken.)

Darauf kamen die Trauernden und legten unter tiefen Verbeugungen Blumen und blühende Zweige als letztes Zeichen ehrenden Andenkens vor der Verstorbenen nieder.

Der Versenkung des Sarges in das Grab wohnte das Trauergefolge nicht bei, sondern entfernte sich nach dem Schlusse der Ceremonien.“

Bei den alten Heidenvölkern wurden die Todten auch oft verbrannt. Der Leichnam wurde auf den mit Spezereien bedeckten Scheiterhaufen gelegt, und das Holz durch einen Anverwandten mit einer brennenden Fackel, das Angesicht vom Scheiterhaufen abgewandt, angezündet.

Nachdem der Holzstoß verbrannt war, wurde die glühende Asche mit Wein gelöscht, in leinenen Tüchern getrocknet, mit wohlriechenden Flüssigkeiten vermischt und dann in eine metallne Urne gethan, um am Grabmal beigesetzt zu werden. Die Trauernden riefen dem Verstorbenen noch das Lebewohl nach und gingen dann heim.

Am neunten Tage wurden Opfer dargebracht, das Todtenmahl gehalten, wovon auch der Verstorbene seine Portion erhielt.

Man kann sich jedoch, wenn man von dem Aufwande und dem Gepränge bei solchen Leichenverbrennungen liest, des Eindruckes nicht erwehren, als wäre dieser unnatürliche Akt nur vollzogen worden, um auch nach dem Tode noch eine auffallende Rolle zu spielen und der Gegenstand der Bewunderung zu sein.

Das Christenthum konnte sich mit dieser heidnischen Unsitte nicht befreunden, und führte überall das Begraben der Todten, als die göttlich gebotene, der Natur und den Gefühlen am meisten entsprechende Behandlung derselben ein.

Den Leib des Christen bezeichnet die heilige Schrift als eine Wohnung des heiligen Geistes, der einst am großen Tag der Auferstehung ver-

Digitized by Google

klärt aus dem Grabe erstehen soll, um auf's Neue mit seiner Seele vereint zu werden.

Darum schaudert auch von jeher das christliche Gefühl vor der Verbrennung der Todten zurück. Karl der Große verbot es bei Todesstrafe. Sorgfältig wurde der Leichnam zur Bestattung zugerichtet und von den Hinterbliebenen, in dem Glauben, daß die Gemeinschaft im Herrn sich über die Grenzen dieses irdischen Lebens hinaus erstreckt, unter den Tröstungen und Verheißungen der Religion auf eine ebenso feierliche als einfache Weise in den Schooß der Erde eingesenkt.

Die Entfaltung von Pracht und Aufwand bei solchen Gelegenheiten ist durchaus nicht im Einklange mit dem Geiste und den Anschauungen der christlichen Religion.

Wenn wir z. B. von den christlichen Kaisern lesen, wie ihre Leichname mit Gold durchwirkten Kleidern, Ringen, Edelsteinen und Kostbarkeiten aller Art bedeckt in vergoldeten Särgen in die Gruft gesetzt wurden; oder wenn wir auf die Mode gewordene Extravaganz der heutigen Tage schauen, die sich in kostbaren Särgen, Anzügen und der Menge prächtiger Kutschen kund thut, so muß es jedem Denkenden auf den ersten Blick auffallen, wie wenig diese Schaustellung zu dem Ernste des Christenthums und den einfachen Sitten seiner ersten Bekenner paßt.

Schon Friedrich der Große, von Preußen, protestirte gegen allen Aufwand von Pracht bei seinem Begräbnisse, wie aus seinem im August 1786 in seinem abgefaßten Testamente ersichtlich ist, wovon nur einige Strophen hier stehen mögen.

„Keine Glocken laßt mich läuten,
Stille mit der Leiche schreiten,
Wenn die Glocke achte schlägt...
Laßt mir keine Musik machen,
Laßt auch keine Stücke krachen,
Machet auch kein Trauermahl;
Doch kann sich ein Tambour rühren
Und die Garde paradiren
In dem großen Trauersaal.
Ihr sollt mir nicht balsamiren,
Nur so in's Gewölbe führen,
Wozu dienet diese Pracht?
Gott befehl' ich meine Seele,
Meinen Leib der düst'ren Höhle,
Die schon längst für mich gemacht.
Schmeichelt mir nicht nach dem Tode,
Lobt mich nicht in einer Ode,
Nach dem Tod ist Niemand schön,
Redet nicht von meinem Namen,
Schließt mein Bild in keinen Rahmen,
Eitler Ruhm muß doch vergeh'n."

John Wesley, der Stifter des Methodismus, verordnete in seinem Testamente ausdrücklich, daß bei seinem Begräbniß kein Leichenwagen, keine Kutschen, keine Wappen und kein Pomp entfaltet werden dürfe. Sechs arme Männer sollten seinen Leib zu Grabe tragen und dafür jeder eine Belohnung von 20 Schillingen erhalten. Nur durch die Thränen derer, die ihn liebten und ihm nachfolgten gen Himmel, wollte er an seinem Grabe geehrt sein.

Die heutzutage bei Begräbnissen stattfindende Prachtentfaltung verwischt in großem Maaße die Feierlichkeit und verletzt das Zartgefühl wirklich Trauernder, indem man ihren Schmerz den Blicken des Publikums blos stellt, den sie doch lieber in stiller Zurückgezogenheit ausweinen möchten.

Ein großer Aufwand wird mit Särgen, Blumen, Kutschen und feinen Gewändern gemacht, wodurch die Gedanken vom Gegenstand der Trauer abgewandt und es mehr auf eine öffentliche Demonstration als auf eine aufrichtige Trauer um die Verstorbenen abgesehen zu sein scheint.

Als ein erfreuliches Zeichen der Zeit kann es betrachtet werden, daß einflußreiche Männer diese Unsitte zu bekämpfen anfangen und zur Einfachheit der früheren Zeit zurückzukehren ermahnen.

Auch Pastoren der großen Städte haben sich vereinigt, dem Luxus bei solchen Gelegenheiten entgegen zu treten und bei keinem Leichenbegängnisse am Sonntage zu fungiren, die an einem andern Tage hätte stattfinden können.

Noch andere Königische.

Als König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen im Jahre 1848 eine Zeit lang sein Hoflager in Charlottenburg aufgeschlagen hatte, lagen daselbst je ein Bataillon vom 2. und 9. pommerschen Grenadier-Regiment, deren Mannschaften die Wachen im Schlosse und im Schloßpark zu besetzen hatten. Der König, welcher bekanntlich die Gewohnheit hatte, Abends zu später Stunde noch spazieren zu gehen, schritt auch einmal, und zwar in Civilkleidung, Nachts in der zwölften Stunde die Allee nach dem Mausoleum hinunter, welche nur von einer Laterne nothdürftig erhellt war. Der dort aufgestellte Posten schritt auf die nahende Gestalt

Digitized by Google

zu, machte aber plötzlich Front und präsentirte das Gewehr. Der König trat nun auf den Posten zu und fragte: „Mein Sohn, vor wem hast du das Gewehr präsentirt?"

„Vor Seiner Majestät!" antwortete der Posten.

„Woran hast du mich denn aber erkannt?"

Der Posten, ein Pole, erwiderte stramm: „An die dicke Kopp!"

Der König lachte laut auf und ging vergnügt nach dem Schlosse zurück. Beim Frühstück am nächsten Morgen erzählte er der Königin sofort sein neustes Abenteuer, und diese stimmte in sein Lachen herzlich mit ein. Wenige Stunden später erschien ein General aus Berlin zum Vortrage beim Könige. Nach Beendigung desselben rühmte der König die gute Führung der in Charlottenburg liegenden Bataillone und fügte hinzu, daß ihn seine Soldaten selbst im Civilanzuge erkennen. „Sie sollen es übrigens gleich selbst hören," fügte der König hinzu, klingelte und der Kammerdiener Tiedge trat ein. „Schicke mir einmal den Adjutanten vom Dienst!"

Der Adjutant erschien und erhielt den Auftrag, den betreffenden Posten von der vorigen Nacht nach dem Schlosse zu beordern. Als der mit der Bestellung beauftragte Korps-Gendarm nach der Schloßwache kam und seinen Auftrag ausgerichtet hatte, gerieth die ganze Wache in Aufregung. „Kerl, was hast du gemacht?" schrie der wachthabende Unteroffizier den armen Polen an; doch dieser antwortete mit Seelenruhe: „Nix gemakt, — nix gemakt!" Nun ging es an ein schleuniges Abbürsten und Putzen des Mannes, wobei die ganze Wache mit Hand anlegte, und unser Pole wanderte bald wohlgemuth mit der Ordonnanz nach dem Schlosse.

Der König befahl sofort, der Mann solle eintreten, und dieser that es in strammem Tritt und trat einige Schritte vor dem Könige fest bei. „Mein Sohn, wenn ich dich jetzt frage," sagte der König, „so antworte mir genau so, wie heut Nacht!"

„Zu Befehl, Ew. Majestät!"

„Nun, woran hast du mich erkannt?"

„An die dicke Kopp!"

Der König lachte von Neuem, der General lächelte respektvoll, und der König wandte sich an ihn mit den Worten: „Sehen Sie, mein lieber General, meine Soldaten kennen mich auch, wenn ich nicht Uniform trage."

Dann klingelte der König wieder nach Tiedge, ließ dem Mann ein Zweithalerstück geben und fügte hinzu: „Du hast deine Sache gut gemacht, mein Sohn, — abtreten!"

Der Pole machte stramm kehrt, dann aber lief er im Sturmschritt nach der Wache zurück, wo er triumphirend sein blankes Geldstück vorzeigte. Bald darauf aber kam noch an das Bataillon ein Kabinetsschreiben, dasselbe solle nach beendeter Dienstzeit über die Führung des Mannes an den König berichten.

Daß übrigens auch der Neffe Friedrich Wilhelms IV., nämlich der gegenwärtige Kronprinz des deutschen Reichs Friedrich Wilhelm es vortrefflich versteht, mit seinen Leuten zu verkehren, ist überall in Deutschland bekannt, und geht auch aus der folgenden Anekdote hervor. Er begab sich kürzlich nach Lichterfelde in die Kadettenschule, um dem Kadetten Jung, dem Sohn eines deutschen Kapitäns, die Medaille für Rettung aus Lebensgefahr persönlich zu verleihen. Der Kadett besuchte nämlich während der Sommerferien mit seinem jüngeren Bruder das Bad Zinnowitz. Die Brüder waren eine bedeutende Strecke in die See hinausgeschwommen, als den Kleinen die Kräfte verließen und er um Hilfe rief. „Du hältst dich mit dem Arme an meinen Schultern fest und bleibst ruhig auf meinem Rücken liegen," sagte der Kadett und rettete so seinen Bruder.

Der Kronprinz ließ die Kompagnie, in welcher Jung stand, antreten und rief den Kadetten J. vor. „Mein Sohn, du hast eine Dummheit gemacht!"

„Zu Befehl, kaiserliche Hoheit!"

„Du warst mit deinem Bruder zu weit in die See geschwommen!"

„Zu Befehl, kaiserl. Hoheit!"

„Du hast dich aber schneidig dabei benommen, mein Sohn, und hast deinen Bruder gerettet. Das ist eine brave That, dafür will ich dir etwas schenken!"

Damit übergab der Kronprinz dem völlig ahnungslosen Kadetten die Medaille für Rettung aus Lebensgefahr und sagte dem beglückten Knaben: „Das Band übergebe ich dir erst, wenn du 17 Jahre alt bist."

Ein hübscher Zug dieser Art wird auch aus dem Leben des verstorbenen Königs von Italien Viktor Emanuel berichtet. An einem regnerischen Herbsttage streifte er, seiner Vorliebe gemäß, allein und in bürgerlicher Kleidung in der Umgegend von Stupinigi umher, um zu jagen. Ein Bauer, der vor der Thüre seines Hauses stand, rief ihn an: „Heda, Jäger, wenn Ihr das Zeug habt, den Hasen umzubringen, der sich hier herumtreibt und mir den Garten übel zurichtet, gebe ich Euch eine Môta" (eine damals in Piemont kursirende Münze im Werthe von etwa 7 Cent). Darauf der König: „Guter Mann, seht doch, was für ein Wetter! Man kann sich etwas Schönes dabei holen. Eine Môta ist zu wenig; wären es wenigstens zwei." Der Bauer sagte nach einigem Zögern zu, wohl weil er nicht an das Gelingen der Jagd glaubte. Der König machte sich auf die Suche und kehrte müde und pudelnaß mit dem geschossenen Hasen

Digitized by Google

zurück, seinen Lohn verlangend. Der Bauer sträubte sich jetzt und brachte allerlei Einwände vor, wie: daß der gute Erfolg der Jagd mehr seinen Angaben als dem Verdienste des Jägers zuzuschreiben sei, und daß dieser für seine Mühe durch den Besitz des Wildprets hinreichend entschädigt sei. Aber sein Gegenpart ließ sich nicht abweisen. Er bestand darauf, daß er seine zwei versprochenen Möte haben müsse, und nachdem er eindringlich die Pflicht jedes Ehrenmannes betont hatte, das gegebene Wort zu halten, brachte er jenen dahin, daß er mit schwerem Herzen die Geldstücke hergab. Am anderen Tage schickte er ihm durch einen Diener zwanzig Francs, wobei er ihm sagen ließ, er erhalte nur zwanzig, weil er dem Jäger nur mit Widerstreben sein Wort gehalten habe; wenn er in einem anderen ähnlichen Falle sich ehrenhafter zeige, werde er vierzig erhalten. Mehrere Tage lang vergnügte sich der König damit, die beiden Möte in der Tasche klingeln zu lassen und sie seiner Umgebung mit den Worten zu zeigen: „Die habe ich mir verdient, und zwar sauer.“

Ein Glaubensbote bei den Deportirten in Sibirien.

Ein englischer Geistlicher, Herr Henry Lansdell, hatte frühzeitig sich das Studium der Gefängnisse zur Aufgabe gemacht, und dahin gestrebt, gute religiöse Bücher unter den Gefangenen zu verbreiten. Von rein philanthropischen und religiösen Beweggründen getrieben, besuchte er alljährlich, wenn seine Ferien ihm dieses erlaubten, die Gefängnisse in irgend einem europäischen Lande und vertheilte dort Bibeln und religiöse Schriften. So kam er nach Schweden, Norwegen, Dänemark, Rumänien, Serbien und 1878 auch nach Rußland, das er in einer sechswöchentlichen Tour kreuz und quer durchzog, wobei er mit zwei Wagenladungen Bibeln, einem Dolmetscher und einem Gehülfen versehen war.

Auf einer dieser Reisen lernte Herr Lansdell in Finnland eine edle Dame kennen, Fräulein Alba Hellman, die, seit sieben Jahren schwer krank, dennoch ihr ganzes Dasein zur Milderung der Noth unter Bedürftigen und Elenden widmete. Sie kannte die Verhältnisse in Sibirien und wußte, daß dort in religiöser Beziehung unter den Verbannten noch viel zu thun war. „Ihr Engländer,“ sagte sie zu Lansdell, „habt ein Herz für alle fremden Völker; ihr sendet eure Missionare nach China und der Südsee, nach Afrika und Palästina, habt ihr keinen Livingstone für Sibirien?“ Dieses Wort zündete bei Lansdell, und als er die nöthige Unterstützung erhielt, als vor allem die religiösen Schriften in russischer, polnischer, deutscher, tatarischer und hebräischer Sprache beschafft waren, da entschloß er sich zu dem großen Werke: Sibirien seiner ganzen Länge nach von West nach Ost zu durchreisen, die Deportirten aufzusuchen und für ihr geistiges Wohl zu sorgen. Sagen wir es nur gleich: er hat das, was er sich vornahm, glänzend durchgeführt und ein werthvolles Werk in zwei Bänden mit Abbildungen und Karten veröffentlicht, das den Titel führt: Through Siberia (Durch Sibirien), Verlag von Samson Low, Marston, Searle und Rivington in London, ein Werk, dem wir wohl eine Uebersetzung ins Deutsche wünschten.

Als Lansdell im Frühjahr 1879 seine Reise begann, lagen die Verhältnisse für Ausländer in Rußland sehr schwierig. Durch die nihilistischen Attentate war man mißtrauisch geworden, und doch konnte Landsdell ohne Empfehlungen nichts ausrichten, nicht in die Gefängnisse gelangen. Es ging aber alles besser, als er geglaubt hatte; durch den englischen Geschäftsträger beim russischen Minister des Innern, Makow, eingeführt, erhielt er sofort mit der größten Liebenswürdigkeit die erwünschte Erlaubniß; der Metropolit von Moskau küßte den englischen Collegen auf beide Wangen und gab ohne die geringste Eifersucht seinerseits die Einwilligung zu dem Missionswerke. Nicht weniger als 133 Empfehlungsbriefe an wissenschaftliche Leute, Pastoren, Lehrer, Beamte in deutscher, englischer und französischer Sprache sorgten für das weitere Fortkommen des eifrigen Mannes, welcher bereits 25,000 Exemplare religiöser Schriften voraus über den Ural geschickt hatte und der nun selbst mit drei Eisenbahnwagen voll Gepäck über Moskau, Kasan, Perm und Ekaterinburg jenseit des Ural reiste, wo die Eisenbahn endigt und das Reisen mit Wagen und Pferden beginnt.

In der sibirischen Stadt Tiumen, die etwa 20,000 Einwohner zählt, hatte Landsdell zuerst Gelegenheit, mit „Verschickten“ in größerer Anzahl zusammen zu kommen; in der That treffen dort alle Exilirten aus Europa ein, um dann weiter von hier aus über das weite, weite Sibirien vertheilt zu werden. Es ist natürlich, daß die Erfahrungen, welche unser Autor über die Verbannten macht, von besonderem Interesse sind, und daß sie an Wichtigkeit die anderen Mittheilungen des übrigens in allen seinen Theilen interessanten Werkes übertreffen. Wir beschränken uns daher auch wesentlich darauf, unseren Lesern einiges über die Deportirten Sibiriens daraus mitzutheilen, um so mehr,

Digitized by Google

als vielfach in dieser Beziehung grobe Irrthümer verbreitet sind.

Die ersten Verbannungen nach Sibirien fanden schon im Jahre 1591 unter Czar Boris Godunow statt; nur langsam entwickelte sich daraus ein System. Religiöse Sektirer, wie die Raskolniken und die Strelitzen, welche sich gegen Peter den Großen empört hatten, wurden nach Sibirien deportirt; später mußten gefährliche Staatsgefangene, wie Mentschikow, Dolgoruki, Biron, Münich, Tolstoi dorthin ihren Weg antreten. Polen in größerer Zahl schickte zuerst Katharina II. nach Sibirien. In den letzten Jahren wurden jährlich zwischen 17,000 und 20,000 Gefangene aller Art nach dem fernen Lande verschickt, doch umfaßt diese Zahl die Weiber und Kinder mit, welche freiwillig den Männern und Vätern sich anschlossen. Von der Gesammtzahl werden bei ihrer Ankunft in Sibirien etwa 8000 sofort auf freien Fuß gesetzt; sie können ihren eigenen Lebensweg einschlagen und müssen nur im Lande bleiben. Ungefähr 5000 werden in West- und 3000 in Ostsibirien vertheilt. Der Bildungszustand des bei weitem größten Theils der Deportirten ist ein sehr niedriger. Als Lansdell die Gefängnisse in Tiumen besuchte, waren darin 470 Verschickte untergebracht; von diesen konnten 42 ordentlich lesen und schreiben und 32 etwas lesen — die übrigen waren Analphabeten. Die eingelieferten Russen werden auch als Verschickte nach den landesüblichen Klassen in Edelleute, Kaufleute, Geistliche, Bürger und Bauern getrennt und es erhalten die ersteren Klassen in den Gefängnissen bessere Räume und bessere Nahrung. Den drei oberen Klassen gehören nur drei bis vier Prozent aller Deportirten an.

Sehr weit verbreitet, aber nicht richtig, ist die Ansicht, daß alle nach Sibirien Deportirten politische Verbrecher seien. Von den 18,000 jährlich Eingelieferten der letzten Jahre sind z. B. mindestens 4000, denen gar kein besonderes Vergehen nachgewiesen werden kann, Leute, die sich nur gegen ihre Gemeinde vergangen haben. Wenn ein russischer Bauer faul ist, trinkt, die Steuern nicht zahlt, für Weib und Kind nicht sorgt, so daß diese und er selbst der Gemeinde zur Last fallen, dann tritt letztere zusammen, erklärt den Betreffenden für einen öffentlichen Uebelstand und beschließt, daß er auf ihre Kosten nach Sibirien verschickt werde. Dieses Urtheil wird einer höheren Instanz unterbreitet, die im Fall, daß die Anklage richtig ist, die Bestätigung ertheilt. Der Mann wird dann als Kolonist nach Sibirien geschickt. Meist sind diese Leute unverbesserliche Trunkenbolde und gerade kein Segen für die neue Heimath. Lansdell sah in Tiumen einen großen Haufen solcher Menschen, die alle ihre Privatkleider anhatten, während sonst die Gefangenen in Sträflingskleidern gehen. Früher schickte man auch „Ketzer" nach Sibirien in die Verbannung, das geschieht jetzt nicht mehr; ausgenommen sind nur die Skopzen, die scheußliche Sekte der Selbstverstümmler.

Alle Verbannten werden in zwei Kategorien eingetheilt, nämlich in solche, die alle Rechte verloren haben, und solche, welchen die Rechte nur theilweise abgesprochen sind. In einer fürchterlichen Lage befinden sich die ersteren, und man kann sie als Halbtodte betrachten. Titel, Rang, Vermögen, alles wird einem solchen Unglücklichen genommen; seine Ehe ist vom Augenblick des Urtheils an ungültig und sein Weib kann einen anderen wieder heirathen. Sein Wort gilt so wenig wie seine Unterschrift, er kann weder Eigenthum besitzen noch erwerben, und muß mit halbgeschorenem Kopfe gehen. Ohne weiteres können diese Rechtlosen geprügelt werden, und sollte ein solcher Unglücklicher durch Mord umkommen, so würde man kaum nach dem Mörder fragen. Die Zahl derjenigen Verschickten, welche zu harter Arbeit verurtheilt werden, ist übrigens eine verhältnißmäßig geringe, denn von den 17,867 Verbannten, welche 1878 nach Sibirien kamen, waren nur 2252, oder ein Siebentel, zu schwerer Arbeit verurtheilt. Allen Verbannten, die sich gut führen, werden nach einiger Zeit große Vergünstigungen gewährt, da stets die Absicht vorherrscht, wieder brauchbare Menschen, Kolonisten für Sibirien, aus den Verschickten zu machen.

Weibliche Verbannte, die nach Ostsibirien gelangen, erhalten dort die Erlaubniß, sich als Dienstboten vermiethen zu dürfen; natürlich bleiben sie unter steter Aufsicht und Kontrolle. Eine Dame, welche eine Verschickte als Kindermädchen hatte, erzählte Lansdell, daß sie derselben die Kleidung, Nahrung und monatlich fünf Dollar Lohn gäbe. Gute Behandlung selbstverständlich. Trotzdem fand sie das Mädchen oft in Thränen, und als sie nach der Ursache fragte, antwortete die Arme: „Ach, wenn ich nur wüßte, wie es meinen Lieben in Rußland geht." Sie konnte nicht schreiben und die Ihrigen auch nicht, und eine Stellvertretung war nicht möglich, da sie die Adresse nicht anzugeben vermochte. So verzehrte sie sich denn in Sehnsucht. Zu Uleaborg in Finnland traf Lansdell ein Mädchen, das nach Sibirien verbannt und dort entwichen war. Ein paar tausend Werst hatte sie schon zurückgelegt, da wurde sie wieder eingefangen und nach der Ursache des Entweichens gefragt, antwortete sie: „Ach, ich sehnte mich so sehr nach meiner Mutter."

Das Entrinnen der Verschickten ist übrigens keineswegs leicht. Mag auch der Unglückliche sich seinem direkten Aufseher durch Bestechung oder Entfernung von der Arbeit entziehen, so ist

Digitized by Google

doch das Hinauskommen aus Sibirien selbst ein schweres Stück. Das Land ist so ungeheuer groß, die Verkehrswege sind so genau bekannt und beschränkt, daß die Entlaufenen nur auf bestimmten Straßen marschiren können; abseits von denselben würden sie in den Wäldern und Steppen verhungern oder feindseligen Eingebornen in die Hände fallen, wie denn z. B. die Buriäten im transbaikalschen Bezirke das Niederschießen entlaufener Sträflinge als eine Art Sport betreiben. Jeder, der einen Entwichenen todt oder lebendig einliefert, erhält drei Rubel Belohnung.

Was den Transport der Verschickten nach Sibirien betrifft, so hatten diese in früheren Jahren den ganzen weiten Weg zu Fuß zurückzulegen. Seit Eisenbahnen nach Sibirien führen, werden diese benutzt und auf den sibirischen Strömen sind Dampfboote im Gebrauch. Im großen Centralgefängniß zu Moskau werden die zu Deportirenden gesammelt und dorthin kann man sie in ganzen, langen Zügen wandern sehen.

Lansdell beobachtete eine solche Karawane: voran Soldaten mit aufgepflanzten Bajonetten; hinter diesen die schweren Verbrecher in Fesseln und mit Eisen an den Füßen, die bei jedem Tritte klapperten; dann leichtere Verbrecher, die nur mit einer Hand an eine lange Eisenstange zwischen ihnen befestigt waren, endlich die Weiber, die ihren Männern in die Verbannung folgten. Das Publikum schenkte den Unglücklichen reiche Gaben an Geld und Lebensmitteln.

Sobald 700 Verurtheilte in Moskau beisammen sind, werden sie mit der Bahn nach Nischni-Nowgorod und von hier, wenn die Flußschifffahrt offen, in Barken nach Perm, von da wieder per Bahn nach Ekaterinburg und von hier per Wagen nach Tiumen, der Stadt, wo ihre Vertheilung stattfindet, gesandt. Ehemals mußten auch die Verbannten, die nach der Insel Sachalin, im äußersten Osten von Sibirien an der Amurmündung bestimmt waren, den ganzen Weg über Land bis dorthin machen. Jetzt werden dieselben in Odessa auf große Dampfer gebracht und kommen durch den Suezkanal und rund um Asien herum in zwei Monaten an den Ort ihrer Bestimmung. Lansdell klagt bitter darüber, daß in der englischen Presse (z. B. dem Daily Telegraph) die nichtswürdigsten Lügen über diese Transporte verbreitet seien, natürlich tendenziös. Von 700 nach Sachalin Verschifften seien 400 unterwegs infolge schlechter Verpflegung gestorben — in Wahrheit aber kamen alle Verbannten wohl und munter an. Die Lüge wurde mit großen, fetten Lettern als Sensationsartikel in die Welt geschleudert — die späte Berichtigung aber unscheinbar klein gedruckt, an einer Stelle, wo sie übersehen werden konnte.

Die Schilderungen, welche Lansdell von den sibirischen Gefängnissen entwirft, lauten durchaus nicht ungünstig. Die Einrichtungen sind praktisch, die Nahrung und Kleidung der Gefangenen sind gut. Letztere erhalten täglich 2½ Pfund Brod und ½ Pfund Fleisch, Sonntags und Feiertags ¾ Pfund Fleisch, außerdem die nöthigen Gewürze und Zuthaten, sowie Quaß, eine Art Dünnbier, als Getränk. In Nikolajewsk an der Amurmündung wurden corned beef und Mehlbrei und in den Minen von Kara täglich 4 Pfund Brod, 1 Pfund Fleisch, ¼ Pfund Grütze sowie Thee geliefert. Während der Fasten tritt Fisch an die Stelle des Fleisches. Lansdell schildert auch die Ketten und Eisen, welche im Gebrauch sind, desgleichen die Troitschatka, eine Art Peitsche oder Knute, welche nöthigenfalls in Anwendung kommt. Diese, mit ihrer sechs Fuß langen Lederschnur ist allerdings ein bösartiges Instrument, das von besonders Geübten kunstvoll gehandhabt wird. Lansdell erzählt, daß der öffentliche Auspeitscher in Moskau darin so geübt war, daß er einem entfernt stehenden Manne mit der Peitsche die Cigarre aus dem Munde schwippte, ohne ihn selbst zu treffen, mit derselben Peitsche, welche stark genug ist um ein zollstarkes Brett zu durchhauen. Derselbe Auspeitscher, ein großer Künstler auf seinem Instrument, hat ein so gutes Auskommen, daß er seiner Tochter eine Aussteuer von 60,000 Rubeln geben konnte — erworben von jenen, die er zu prügeln hatte und welche er, bei gehöriger Zahlung, so sanft mit seiner Troitschatka traf, daß sie den Schlag nicht spürten. „Alles in allem, sagt unser Autor, habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß ein russischer Exilierter, der sich gut beträgt, sich in Sibirien besser befindet, als in den meisten Gefängnissen der Welt."

Traurig und schlimm bleibt die Verbannung natürlich immer. Lansdell erzählt davon auch manches Beispiel. An einem Halteplatz am Obflusse traf er mit einem verbannten polnischen Arzte zusammen. Er reiste auf einem Dampfer in der zweiten Klasse, bewacht von einem Gendarmen, welcher ihn keine Minute aus den Augen ließ. Man landete den Armen an einem traurigen Orte unter dem 62 Grade nördlicher Breite, wo—es war Anfang Juni—die Bäume noch nicht grün waren. Hier mußte der gebildete Mann nun in einem elenden Orte sein Leben zubringen; er war schon alt und Aussicht auf Befreiung nicht vorhanden, da dieser Ort ihm zur Strafe angewiesen war, weil er in Nertschinsk einen Fluchtversuch gemacht hatte.

Lansdell geht auch die Literatur über die sibirischen Verbannten durch und zeigt, wie viel

Digitized by Google

Uebertreibung darin enthalten ist; unbedingtes Lob wird nur dem Werke des Generals von Rosen über die „Dezembristen" gezollt, nämlich jene Verschwörer aus dem Jahre 1825, welche es auf die Entthronung des Kaisers Nikolaus abgesehen hatten und die — Prinzen, Grafen, Barone, Generale — in die Bergwerke Transbaikaliens verbannt wurden. Diese Provinz jenseit des Baikalsees ist an und für sich ein natürliches Gefängniß, da die geographische Lage ein Entrinnen hier unmöglich macht; im Westen liegt der große See; im Norden unwirthsame hohe Gebirge, im Süden die Mongolei mit ihren Wüsten und nach Osten zu bildet der überwachte Amur die einzige Straße — nach dem stillen Weltmeer. Hier und am oberen Amur, in Kara, traf unser Verfasser vorwiegend politische Gefangene „derjenige unter ihnen, welcher am härtesten bestraft war, war ein Nihilist, den ich in Kara kennen lernte. Er hatte täglich in den dortigen Goldminen zu arbeiten, kam er von der Arbeit zurück, so besaß er ein besonderes Zimmer für sich mit eigenen Möbeln und Büchern, darunter eines über Volkswirthschaft. Seine Frau wohnte in der Nähe und durfte ihn zeitweilig sehen, oder ihm Essen bringen. Es war auch nicht schwer für ihn, sie außer der bewilligten Zeit zu sehen, da sein Fenster auf die Straße hinausging und sie hier nur stehen zu bleiben brauchte, um mit ihm zu reden." Die Zahl der politischen Gefangenen in Sibirien wird gewöhnlich übertrieben. So erzählt der Engländer Whyte, daß allein 30,000 bis 40,000 polnische politische Verbannte dort leben. Lansdell aber weist nach, daß im Jahre 1879 im Ganzen 898 polnische Exilirte aller Art dorthin gebracht wurden, unter denen höchstens ein Zehntel wegen politischer Vergehen. Die Gesammtzahl könne unmöglich so groß sein. „Ich habe gefunden, daß die größere Anzahl der politischen Gefangenen nur sehr kurze Zeit, oder überhaupt nicht in die sibirischen Gefängnisse wandern. Sie werden in Städte und Dörfer vertheilt und dürfen dort ihren Lebensunterhalt suchen."

Die vorstehenden Nachrichten über die Deportirten in Sibirien geben allerdings ein anderes Bild von denselben, als die landläufigen und Rußland feindlichen; da sie von einem unparteiischen Engländer herrühren, welcher durchaus keine Ursache hatte mit der Wahrheit hinter dem Berge zu halten, haben sie Werth für uns und sind geeignet eingewurzelte Irrthümer zu beseitigen. (R. A. im Daheim.)

Wie können die religiös-verwahrlosten Kinder am besten für die Sonntagschule gewonnen werden?

Von Sibillie Kopp.

Dieses ist eine sehr wichtige Frage, und sollte von Allen, die in Sonntagschulen beschäftigt sind, wohl beherzigt werden.

Der erste Beweggrund, Sonntagschulen zu organisiren, war gerade dieser Umstand.

Als jener Gottesmann, Robert Raikes, im Jahre 1780 in Glaucester, England, eine Gruppe elender, schmutziger Kinder sah, die sich Sonntags auf den Straßen herumtrieben und durch Lärm und rohes Betragen nicht nur selbst den Tag des Herrn entheiligten, sondern auch Andre dazu verführten und besser Gesinnte in ihrer Sabbathruhe störten, da fühlte er einen inneren Antrieb, diese Armen an Sonntagen um sich zu sammeln und im Worte Gottes zu unterrichten.

Als er dieses gute Werk einmal angefangen hatte, wurde er so für diese Kinder interessirt und mit Liebe zu ihnen angefüllt, daß er fortan keine Mühe scheute. Er besuchte die Eltern derselben und sagte ihnen: „Ich will eure Kinder unterrichten und verlange nichts von ihnen, als reine Hände, gewaschene Angesichter und gekämmte Haare." Vielen seiner armen Sonntagschüler gab er Schuhe und Kleider, damit sie anständig erscheinen konnten. Mit Liebe und Freundlichkeit gewann er die Herzen und mit Milde regierte er die Schule.

Obschon in unserer Zeit die Sonntagschulen hauptsächlich aus Kindern christlicher Eltern bestehen und in den besten derselben sich ganze Gemeinden, Knaben und Mädchen, Jünglinge und Jungfrauen, Männer und Weiber betheiligen, so sollte man doch nie und nirgends den ursprünglichen Zweck der Sonntagschule übersehen, nämlich die Unwissenden, Vernachlässigten und Armen zu sammeln, ihnen Unterricht in Gottes Wort zu geben und sie zu Jesu zu führen.

Digitized by Google

Solche Missionsschulen giebt es auch gegenwärtig in großen Städten. In Chicago hat ein junger Bankier viele Jahre lang eine solche Schule im südwestlichen Stadttheil, Bridgeport genannt, geleitet, und sehr viel für jene verwahrlosten Kinder gethan.

So ist die Sonntagschule in Verbindung mit der Fivepoint-Mission, in dem Centrum der Stadt New York, ein Wunder vor unsern Augen und ein Monument christlicher Liebesthätigkeit. Jene alte Brauerei, die vor vielen Jahren im schlechtesten Stadttheile jener Metropolis von etlichen frommen Methodisten angekauft wurde, ist schon eine Segensstätte für Tausende geworden. Alle Sonntage versammeln sich dort mehr als 600 Kinder von Säufern, Spielern, Bettlern und Verbrechern, die von den frömmsten und oft wohlhabenden und gebildeten Lehrern unterrichtet werden. Aber auch für leibliche Bedürfnisse wird dort gesorgt. Ganz arme Kinder werden mit Kleidern versehen. Hungrige werden gespeist. Oft bekommen sie einen Apfel oder etliche Kartoffeln mit nach Hause, worüber sich diese Armen oft königlich freuen. So leuchtet auch das Weihnachtsfest und ein Ausflug im Sommer in das Grüne den in dem Schmutz der Straßen Aufgewachsenen wie ein lieblicher Sonnenstrahl in die Herzen hinein.

Das, was dort im Großen geschieht, kann in kleineren Städten und auf dem Lande im Kleinen geschehen. Jesus sagt: „Den Armen wird das Evangelium gepredigt.“ So gingen auch die ersten Methodisten-Prediger zu den Armen und Verwahrlosten. Aber leider wird das Missioniren unter diesen, die es am nöthigsten haben, gegenwärtig von unsern Sonntagschul-Arbeitern oft vielfach versäumt. Und doch ist diese Arbeit eine lohnende. Wer erinnert sich nicht an die Geschichte von jenem rohen Straßenjungen, den eine christliche Lehrerin in der Stadt Glasgow in die Sonntagschule brachte. Er war eine Zeitlang so unbändig, daß der Superintendent beschloß, ihn aus der Schule zu weisen. Die Lehrerin bat, mit dem Knaben noch etwas Geduld zu haben, und während ihrer Fürbitte rollte eine Thräne über ihre Wange. Diese Thräne erweichte des Knaben Herz, und von dem Augenblick an war er gänzlich verändert. Aus jenem Straßenjungen wurde der so berühmte chinesische Missionar Morrison, der die Riesenarbeit vollbrachte, die Bibel in die Sprache der Chinesen zu übersetzen.

So arbeitete auch Moody, ehe er der berühmte Evangelist wurde. Von den Straßen Chicagos und aus den Saloons sammelte er sich eine Sonntagschule, aus der später eine große Missions-Gemeinde entstand. Arbeit thut da noth. Die Christen müssen hinausgehen auf die Gassen und Straßen der Stadt, an die Landstraßen und Zäune, und sie n ö t h i g e n herein zu kommen, und sollten selbst nicht an den E c k e n s t e h e r n vorübergehen. Wir sollten auch nicht so leicht müde werden in diesem guten Werk. Es wird uns zwar nicht mit Allen gelingen, aber das darf uns nicht entmuthigen.

So lud einst ein frommer Sonntagschul-Arbeiter an einem Sonntag-Morgen drei zerlumpte Knaben ein, in die Sonntagschule zu gehen, und versprach ihnen einen neuen Anzug. Zwei der Knaben verlachten ihn, der dritte ging mit und bekam einen neuen Anzug. Seine Freude darüber war so groß, daß er von da an regelmäßig die Sonntagschule besuchte und später ein Missionar wurde. Die beiden andern starben am Galgen. Moody sagt: „Es ist oft viel Evangelium in einem Laib Brod.“ Wenn auch Manche nur so lange kommen, als sie leibliche Gaben bekommen, so werden Andere mit Himmelsbrod gespeist, und zubereitet für das ewige Leben. Und eine Seele vom Tode retten, ist keine Kleinigkeit.

Alle Kinder, die keine christliche Heimath haben, sind religiös verwahrlost, sie mögen reich oder arm sein. Nach solchen sollten sich die Sonntagschul-Lehrer umsehen, sie aufsuchen und einladen, und ihnen ganz besondere Aufmerksamkeit schenken. Es mag wohl etwas angenehmer sein für das Fleisch, eine Klasse wohlerzogener, gut unterrichteter, schön gekleideter Knaben und Mädchen sonntäglich um sich versammelt zu sehen, als einen Haufen unwissender und roher Kinder; aber die Letzteren haben christliches Mitgefühl, Belehrung und Pflege viel nöthiger; und hier gilt, was Jesus sagt: „Wer eins dieser Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.“

Sollte uns nicht die Liebe Christi drängen und treiben, verwahrlosten Kindern nachzugehen, sie in die Sonntagschule zu führen, und ihnen von Jesu, dem Kinderfreund, zu erzählen. Und wenn es uns gelingen sollte, e i n solches Kind zu gewinnen, dann heißt es: „Ein Tagwerk für den Heiland, das ist der Mühe werth.“

Wenn jeder Sonntagschul-Arbeiter jährlich ein einziges Kind in die Sonntagschule bringen und dadurch zu Jesu führen würde, wie viele könnten da gerettet werden? Wer will mit Gottes Hülfe in die Ernte gehen und da und dort eine Aehre sammeln für des Himmels Scheunen?

Wollen wir aber großen Erfolg haben, so müssen wir die S c h ü l e r schon begeistern und anleiten zu missioniren. Wenn die Kleinen hinausgehen mit ihren liebeglühenden Herzen und freudestrahlenden Augen, mit schönen Bibelsprüchen und lieblichen Liedern, und durch ihr Beispiel zeigen, daß die Sonntagschule ein Vorhof des Himmels ist, dann werden auch viele verwahrloste Kinder gewonnen für die Sonn-

Digitized by Google

tagschule und für den Herrn. Soll daher der Zweck erreicht werden, so muß der Prediger an der Spitze, der Superintendent an seiner Seite, die Beamten mit dem Schul-Comite als Offiziere, die Gemeindeglieder mit den Jünglingen und Jungfrauen, Knaben und Mädchen als muthige Sonntagschul-Armee hinausziehen in die Welt, das Kreuzpanier hochhalten, das Reich des Satans angreifen, und die Jugend für ihren König Jesum Christum gewinnen.

Dazu gebe uns der Herr Lust und Liebe, Kraft und Muth, Segen und Sieg!

Aus einem Waisenhause.

Von G. Freimuth.

VI.

Eine Erweckung.

Eine eigenthümliche Erscheinung hatte schon mehrere Tage die große Klasse beschäftigt. J. Sch. m. n, derselbe, der im Kürbisabenteuer mitgewirkt hatte, und als Sohn eines Polizeidieners überhaupt gewöhnlich vorne an war, wo es etwas anzustellen gab, war seit einiger Zeit ganz stille und eingezogen gewesen. Was konnte das bedeuten? Gemunkelt hatte man schon hin und wieder, aber immer wieder drängte sich die Frage auf: „Was soll das bedeuten?" Ungewißheit ist aber einem Knaben fast unerträglich — es mußte herausgebracht werden, was dahinter stecke. Dazu gab es nun aber keine passendere Zeit, als die, in welcher überhaupt alle Angelegenheiten verhandelt wurden, die, in der kein Wort mehr gesprochen werden sollte. Die Knaben waren wieder im Bett. Br. L. hatte „Gut' Nacht" gesagt und seine Tritte waren unten im Flur verhallt. Nun ging es daran; J. Sch. sollte Rede und Antwort stehen vor der schnell organisirten Inquisition, deren Wortführer R. H. f. n, der böseste Bube der Klasse war. Als er aber zu keiner Silbe bewegt werden konnte, war sein Loos entschieden. „O, der will fromm werden," rief jetzt einer, und damit war das Signal zu allgemeinem Spott gegeben. Ja, mit Gewalt sollte er gezwungen werden, sein Schweigen zu brechen; aber er, der sonst seine Stellung auch gegen mehrere seiner Angreifer zu vertheidigen wußte, ließ sich jetzt Mißhandlungen gefallen, ohne einen Laut von sich zu geben. Der nächste Tag kam und mit ihm die Vergeltung. Einer der Knaben hatte den Hergang berichtet. Wie ein Blitz aus heiterm Himmel kam am Schluß des Mittagessens für die Uebelthäter der Befehl vom Hausvater, sich auf ihr Zimmer zu begeben. So entrüstet sah unser Waisenknabe den Mann nie, und so scharf wurde selten gezüchtigt. Mit jenen Schlägen war aber eine geheimnißvolle Macht des Bösen gebrochen und es stellte sich heraus, daß die meisten gegen bessere Ueberzeugung gehandelt hatten. Eh die Woche noch zu Ende war, hatte Sch. die Freude, beinahe sämmtliche seiner Verfolger mit sich auf den Knien zu finden. O, 's war eine liebliche Zeit, die jetzt hereinbrach. Die Erlaubniß war ausgewirkt worden, anstatt die Freizeit mit den Uebrigen im Spiel zuzubringen, sich in einem der Gastzimmer zu versammeln. Dort oben in No. 11 konnte man denn auch jeden Nachmittag eine Anzahl Knaben finden, gemeinschaftlich Gottes Wort lesen und mit und für einander beten. Das Wunderbare an der Sache war, daß all das ohne irgend etwas Besonderes seitens der Erwachsenen geschehen war. So war es auch rein innerer Antrieb bei den Knaben. Einer nach dem andern kam und eine Zeitlang schien es, als wolle das Wehen des heiligen Geistes jedes Kind erfassen. Bald war auch jenes Gastzimmer zu klein und das gemeinsame Beten nicht mehr genügend. Dort oben auf dem Heustall, dort im Stall im Futtergang, draußen im Gartenhäuschen, droben auf dem Fruchtspeicher und an wie vielen anderen Orten wurde gebetet. Wie wunderte sich unser Waisenknabe, als ihm seine Schwester mittheilte, daß drüben auf der Mädchenseite gleichzeitig dasselbe Gnadenwerk Gottes die Herzen erfaßt hatte. Auffällig war, daß fast jeder Knabe zum Herrn flehte, einen frommen Mann und — einen Missionar aus ihm zu machen. Vielleicht kam's daher, daß man in jenen Kreisen im Missionsdienst die höchste Hingabe erblickte.

Wenn unser Waisenknabe heute sich jene sel'ge Zeit wieder vergegenwärtigt, so drängt sich ihm auf's Neue die Frage auf, die ihn schon so viel beschäftigt hat, warum wohl die erwachsenen Glieder des Hauses sich dieser Bewegung gegenüber fast ausschließlich passiv verhielten. Mit ihren Gebeten haben sie dieselbe ja herabgefleht und begleitet, aber sonst standen sie als glückliche Beobachter da. 'S ist ja wohl wahr, es hätte den Kindern geziemt, zu ihnen zu gehen und um Rath und Hülfe zu bitten. Gründliche Buße hätte ja auch manches Bekenntniß und manche Abbitte verlangt. Ach wäre es mehr dazu gekommen, wie viel herrlichere Früchte hätte jene gnädige Heimsuchung Gottes bringen können. Bei wie vielen es zu einer wahren Bekehrung kam, wird die Ewigkeit offenbaren. Beten hat gewiß manches dort gelernt, und mußte es auch

Digitized by Google

noch erst in tiefere Erkenntniß des Verderbens hinab, wer weiß wie viele heute mit unserm Waisenknaben und seiner Schwester den Herrn für das preisen, was er dazumal an den jugendlichen Herzen that. Der selige Grund zu mancher späteren Bekehrung ist ohne Zweifel dazumal gelegt worden. Wurde auch das: „erst selig und dann heilig" des alten V. Henhöfer noch nicht recht verstanden, es wurde vielleicht auch ohne privates Eingreifen alles Licht gegeben, das Menschen geben konnten. Jedenfalls hat es unser Waisenknabe dieser Bewegung zu verdanken, das in dem Zeugniß, welches ihm der Hausvater ausstellte, sich der Satz befand: „Er hat sich besonders in letzterer Zeit durch Fleiß und Ordnungsliebe in Schule und häuslicher Arbeit unsere Zufriedenheit erworben." Ja, „die Gottseligkeit ist zu allen Dingen nütze und hat die Verheißung dieses und des zukünftigen Lebens."

VII.

Das Jahresfest.

Der große Glanzpunkt im Leben unsers Waisenhauses war das Jahresfest. Es gab ja auch sonst schöne Tage. Herrlich war das Christfest und die damit verbundene Bescheerung im Betsaal. Unvergeßlich bleibt unserm Knaben auch jene Hochzeitsfeier eines Reisepredigers, bei der die ganze Kinderschaft mit Milch und Kuchen bewirthet wurde. Die Waisen hätten wahrlich nichts dagegen gehabt, wenn sich die Herzen der „Brüder" und „Schwestern" sämmtlich zusammengefunden hätten. Der Trennungsschmerz wäre bei Milch und Kuchen wohl zu verwinden gewesen. Dank den lieben Hauseltern heute noch, daß sie an den Freuden bei der Taufe eines Töchterleins auch die Waisen Theil nehmen ließen. Doch all die fröhlichen Ereignisse, die besonders ihrer großen Seltenheit wegen den hohen Reiz bewahrten, traten in den Hintergrund vor dem Glanz des Jahresfestes. Schon am frühen Morgen kamen die Festgäste von nah und fern. Draußen im Hof war eine Art Kanzel errichtet und die Bänke des Betsaals und was sich sonst von Bänken und Stühlen im Hause befand, waren herbeigeschafft. Der Nachmittag war gekommen und mit demselben die eigentliche Festfeier. Ein Wink vom Lehrer und die Kinder erheben sich. Glockenhell und rein schallt das: „Lobet ihr Himmel, ihr Wolken, ihr Sterne" rc. in die Luft hinaus und giebt den rechten Ton zu den Gesängen, Gebeten und Festreden. Wie hat sich unser Waisenknabe gefreut, in der kürzlich erschienenen „Concordia" dem alten Festgesang wieder zu begegnen. Wie klang dann das: „Bis hieher hat der Herr geholfen!" als immer wiederkehrendes Thema durch den Jahresbericht des Hausvaters hindurch! Wie wußte Vater Henhöfer, der so lange die Seele der Jahresfeste war, Alt und Jung zu fesseln! Wie steigerte sich die Festfreude bis zum Jubel ob der durchhelfenden Gottesgnade! O 's waren Stunden, die auch für die Kinderherzen nicht ohne tiefen, segensreichen Einfluß blieben. Es konnte ja bei der Versorgung einer solchen Kinderschaar durch Liebesbeiträge nicht fehlen, daß auch von Zeiten zu berichten war, wo das Mehl im Faß und das Oel im Krüglein beinah verzehret war und wo es galt schleunige Hülfe vom Herrn zu erflehen. Das Kinderherze hätte aber schrecklich stumpf sein müssen, das da nicht gefühlt hätte: Es lebt ein persönlicher Gott und dieser Gott waltet in Gnaden über seinem Volke. Was aber der Hausvater am Schluß seines Jahresberichtes im Blick auf das Ganze ausrufen konnte, darin stimmt heute unser Waisenknabe mit vielleicht manchem seiner Mitzöglinge im Blick auf die persönlichen Erfahrungen freudig ein:

„Der Herr hat Alles recht bedacht,
Und Alles, Alles wohl gemacht,
Gebt unserm Gott die Ehre!"

Der Tod find't dich.

Der Mensch hat seine bestimmte Zeit, die Zahl seiner Monden steht bei Dir; Du hast ihm ein Ziel gesetzt, das wird er nicht übergehen, (Hiob 14, 5). — Es gibt eine alte Sage von einem Vezier oder Minister des Königs Salomo. Diesem Minister zeigte Gott in der Nacht in einem Traume an, daß ihn der Tod nach dreien Tagen abfordern würde. Der Minister meinte, der Tod werde ihn in Jerusalem in seinem Hause neben der Burg des Königs suchen. Er wollte dem Tod aus dem Wege gehen und ihn einen vergeblichen Gang machen lassen. Als der Tag anbrach, trat er vor den König, erzählte ihm sein Gesicht und bat ihn, er möchte ihm sein schnellstes Roß geben, und dazu möchte er ihm Briefe mitgeben an seine Landpfleger im Süden und an den König von Edem, daß ihm überall, wo er hinkäme, neue Pferde zum schnellen Ritte überlassen würden. Der König willfahrte seinem Wunsche, die Briefe wurden geschrieben, und der Minister ritt, was er reiten konnte, nach Süden. Als die drei Tage um waren, lag das jüdische Land sammt dem Königreiche Edem hinter ihm; er

Digitized by Google

war am Rande der arabischen Wüste. Dort am Wüstenrande saß auf einem grauen Steine der Tod, stand auf, trat dem Vezier entgegen, schüttelte sein dürres Haupt und sprach: „Ich wunderte mich, als mir der große Gott, mein Herr und König, diesen Morgen Befehl gab, hierher zu gehen, auf diesem Steine zu warten und den Vezier des Königs Salomo abzuholen. Und sieh, da kommst du geritten.“ Wer dem Tode entlaufen will, läuft ihm doch stets entgegen. Der große Schnitter mähet immerfort, sein Feld hat immer reife Aehren, seine Sichel ist immer scharf. Er mähet die Einzelnen weg, und in den Einzelnen die ganzen Geschlechter.

Dr. Ahlfeld.

Spricht der Prediger zu dir?

Eines Abends war eine Frau mit ihrem Töchterchen nach langer Zeit wieder einmal zur Kirche gegangen. Den Vormittagsgottesdienst konnte sie in der Regel nicht besuchen, so wählte sie den Abendgottesdienst. Der Prediger sprach gerade davon, wie nachlässig viele in der Erfüllung ihrer Christenpflichten im Hause seien, wie sie das Wort Gottes nicht mehr lesen, den Hauptgottesdienst, die Gebetsgemeinschaft versäumen und dergl. Das Töchterchen hört sehr aufmerksam zu, und als es bemerkt, daß der Prediger von einer Nachlässigkeit spricht, die oftmals bei den Eltern vorkommt, wendet es sich zutraulich zur Mutter und fragt ganz leise: „Liebe Mutter, spricht der Prediger zu dir?“ Die Mutter, tief betroffen, schwieg. Die Frage war für sie eine gewaltige Predigt. Es wäre wohl gut, wenn wir manchmal beim Hören des Wortes Gottes Jemand fragen hören: „Spricht der Prediger zu dir?“ und noch besser: „Spricht dein Gott durch ihn zu dir?“

Kein Weiser glaubt an ihn.

Also urtheilt der freche übergescheidte Unglaube über Christus und das Christenthum ab, und versichert, daß namentlich die Naturforscher sammt und sonders Gotteslängner seien. Nun hat aber der berühmte Zöckler ein Buch herausgegeben, in welchem er gerade das Gegentheil beweist. Dieses Buch führt den Titel: „Gottes Zeugen im Reich der Natur, Biographien und Bekenntnisse großer Naturforscher aus alter und neuer Zeit“. Hier wird die von so vielen sorgenvoll gestellte Frage in das Auge gefaßt: ob in der Naturforschung an sich etwas gelegen sei, was die tiefer in sie Eindringenden nothwendig zu Gottesleugnern mache, oder: ob eine Solidarität zwischen umfassendem Naturwissen und Atheismus bestehe? — und an der Hand der Geschichte dahin beantwortet: nein, es ist nicht also; vielmehr hat Leopold von Ranke ein richtiges Urtheil gefällt, wenn er in seiner Weltgeschichte (1, 30) sagt: „Wie irrig ist es doch, Naturwissenschaft und Religion im Gegensatz zu einander zu denken!“

Professor Zöckler, derzeit vielleicht der gründlichste Kenner alles dessen, was seit den ältesten Zeiten und bis in die Gegenwart herein auf dem Gebiete der Naturforschung geleistet worden ist, nimmt hier gleichsam ein sorgfältiges Zeugenverhör vor und kommt zu dem jedes religiöse Gemüth erhebenden und beruhigenden Resultate: es hat allerdings jederzeit entschieden ungläubige Leute unter den Naturforschern gegeben, desgleichen viele Indifferente, die sich „mit religiösen Fragen zu beschäftigen, keine Zeit gefunden haben,“ daneben aber auch einen sehr bedeutenden Prozentsatz solcher Männer, die „aus beiden Texten, aus dem Buche der Natur, wie aus dem der Offenbarung nebeneinander zu lesen wissen und sich an die Religion der Kepler und Galilei, der Haller und Euler, der Cuvier und Agassiz halten.“ Daß die zuletzt Genannten wahrhaft fromme Männer waren (profondément pieux, wie Arago sagt) dürfte allgemein bekannt sein; Zöckler weiß ihnen aber auch noch eine ganze Menge moderner Naturforscher zur Seite zu stellen, in deren Schriften wir die schönsten Zeugnisse echter Religiösität zu finden vermögen, aus neuerer Zeit, z. B. die Astronomen Newton, Herschel, Gauß und Secchi, die Physiker und Mechaniker Ampere, Brewster und R. Mayer, die Chemiker Priestley, Davy, Faraday, Liebig und Schönbein, die Meteorologen und physischen Geographen Deluc, K. Ritter und J. Herschel, die Mineralogen und Paläontologen A. Werner, G. H. v. Schubert, K. v. Raumer, J. B. Fuchs, G. Bischof, A. Wagner, Elie de Beaumont, Buckland, Hugh Miller, R. Murchison, die Botaniker Decandolle, Martius und A. Braun, die Zoologen Ehrenberg und Agassiz, die Anthropologen Blumenbach, R. Wagner und K. E. v. Baer, die Physiologen und Aerzte Heim, Hufeland, Hyrtl und Andere.

Es ist höchst interessant, diesen Zeugnissen im einzelnen nachzugehen und beispielsweise aus dem Munde des berühmten Mathematikers und Astronomen Gauß das Bekenntniß zu vernehmen: „daß neben dieser materiellen Welt

Digitized by Google

noch eine andere zweite, rein geistige Weltordnung existirt, mit eben so viel Mannigfaltigkeiten als die, in der wir leben; ihrer sollen wir theilhaftig werden.“ J. R. Mayer, der geniale Entdecker des mechanischen Aequivalents der Wärme als des Grundgesetzes aller physikalischen Erscheinungen, bekennt: „In den exakten Wissenschaften hat man es mit den Erscheinungen selbst, mit meßbaren Größen zu thun; der Urgrund der Dinge aber ist ein dem Menschenverstande ewig unerforschliches Wesen, die Gottheit. — Eine richtige Philosophie kann und darf nichts anderes sein, als eine Vorschule für die christliche Religion.“ Der weltberühmte Chemiker Liebig schreibt: „Die Welt ist die Geschichte der Allmacht und Weisheit eines unendlich höheren Wesens. Die Kenntniß der Natur ist der Weg zur Bewunderung der Größe des Schöpfers; sie liefert uns die rechten Anschauungsmittel der Majestät Gottes .... Vergessen Sie nicht,“ ruft er einmal seinen Zuhörern zu, „daß wir bei all' unsrem Wissen und Forschen, bei unserer Thatkraft und geistigen Größe kurzsichtige Menschen bleiben, und daß unsre eigentliche Kraft in der Anlehnung an ein höheres Wesen wurzelt.“ Martius, der wissenschaftliche Eroberer des Reichs der Palmen, tröstet seinen Freund Carus in Dresden beim Tode von dessen ältester Tochter mit den schönen Worten: „Wunderbar hat Gott, dessen Weisheit und Gerechtigkeit ich demüthig verehre, uns aus Sinnlichkeit und Geist gewoben, und wo immer der Leib im Spiel war oder ist, da folgt dem flüchtigen Lichte auch der Schatten des Schmerzes. Wo immer wir im Kreise des unsterblichen Lebens zu weilen vermögen, da ist unsterbliche Freude, da ist ewiges Leben. Ja, was kein Auge gesehen, kein Ohr gehört und was in keines Menschen Herz gekommen, das ist die Seligkeit, auf die ich hoffe, wenn ich den Leib abgethan habe.“ Agassiz nennt den Materialismus, welcher die Wunder der Welt allein aus den Gesetzen und Kräften der Materie herzuleiten sucht, eine trostlose Lehre. Der Petersburger Anthropolog K. E. von Baer sagt von der Darwinschen Lehre, „welche die gesammte Welt als Wirkung unzusammenhängender Ursachen anzusehen bestrebt ist, daß es ihm so zu denken unmöglich sei .... Die Existenz des Menschen kann nicht an die Verbindung mit dem Erdkörper gefesselt sein. Die Betrachtung der Natur führt uns zu derselben Lehre, welche mit kindlichen Worten die Schrift ausdrückt, indem sie uns glauben läßt, daß wir mit dem Tode nicht aufhören werden.“ Die aufopfernde Thätigkeit und die wahrhaft fromme Gesinnung der beiden berühmten Aerzte: des „alten Heim“ und des Staatsraths Hufeland ist in Berlin bis auf den heutigen Tag noch in der lebhaftesten Erinnerung. Von letzterem theilt Zöckler den schönen Wahlspruch mit, den er einst in sein medizinisches Tagebuch eingeschrieben hatte: „Den Menschen Leiden zu versüßen, das höchste Glück ganz zu genießen, ein Helfer, Tröster hier zu sein: dies, Gott, laß mich bei allen Sorgen, bei Tages Last, an jedem schwülen Morgen, gerührt empfinden, ganz mich weih'n, zu helfen, trösten, zu erfreu'n.“ Von dem jüngstverstorbenen ausgezeichneten Anatomen J. Hyrtl in Wien die nicht minder schönen Worte: „Die Natur und letzte Ursache des Lebens liegt jenseit der Grenze, über welche der menschliche Geist vorzudringen nie vermögen wird .... Hier steht die Wissenschaft am Ende ihres Forschens, es wird still im kühnsten Forschergeiste. Der Glaube tritt in seine heiligen Rechte, der Glaube, den die Wissenschaft nicht widerlegen und nicht beweisen, wohl aber sein Gegentheil als nicht begründet in der Natur der Dinge darthun kann. Löscht dieses Himmelslicht aus, und der Selbstmord eurer Seele macht aus dem stolzen Herrn der Welt nichts als ein Häuflein stickstofffreien Düngers für den Acker.“

Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen.

Als Oberlin, der gesegnete Pfarrer im Steinthal heirathete, zog mit seiner Gattin auch deren Mutter in's Pfarrhaus, ein liebes, treues, gottergebenes Gotteskind. Doch haben die Kinder Gottes hier unten auf Erden noch ihre Schwächen und Gebrechen, und der himmlische Vater muß mit den Unarten seiner Kinder viel Geduld haben und sie mit großer Langmuth und Barmherzigkeit tragen. Oberlins Schwiegermutter hatte eine Unart an sich, an der viele Gotteskinder leiden: Sie kannte das dritte Gebot wohl, trotzdem rief sie bei jeder Begebenheit, wenn sie eine Neuigkeit hörte, erschrak oder überrascht wurde: „Ach Gott!“ oder: „Ach Herr Jesus!“

Oberlin hörte das und sprach in aller Liebe mit der Mutter, daß sie damit das dritte Gebot übertrete und den Namen des Herrn mißbrauche. Doch entschuldigte sie sich damit, daß sie nichts böses dabei denke, und das nur eine Angewohnheit sei. Der Herr werde ihr das nicht anrechnen, denn er wisse, daß sie ihn liebe u. s. w. Oberlin hatte oft mit der Mutter geredet und sie gebeten, diese Unart zu bekämpfen. Doch alles war vergeblich, immer entschuldigte sie sich, daß sie nichts böses dabei denke. Oberlin war

Digitized by Google

das sehr schwer, besonders auch seiner Dienstboten und Kinder wegen, welche das böse Beispiel täglich vor sich hatten. Er sann auf Mittel und Wege, die Mutter von dieser Unart zu befreien.

Hinter dem Hause war der Garten mit einer Fliederlaube. Diese war der Mutter Lieblingsplatz. Dort saß sie gewöhnlich und strickte. Oberlin hatte grünen Kohl im Garten, der sehr von Raupen heimgesucht wurde. Da kam ihm ein glücklicher Gedanke. Die Mutter hatte nach dem Mittagessen ihr Plätzlein in der Fliederlaube wieder aufgesucht, als Oberlin erschien und anfing, die Raupen von seinem Kohl zu suchen. Bei der ersten Raupe rief er: „Schwiegermutter, schon wieder eine Raupe!" und zertrat sie. So rief er bei jeder Raupe: „Schwiegermutter, schon wieder eine." Da sagte die Mutter: „Aber, lieber Oberlin, tödte doch die Raupen, und rufe mich nicht bei jeder Raupe." Oberlin erwiderte freundlich: „Liebe Mutter, ich denke nichts böses dabei; du weißt doch, daß ich dich lieb habe. Schwiegermutter, schon wieder eine!" Darauf sagte die Mutter verstimmt: „Oberlin, ich verbitte mir das. Was kümmern mich deine Raupen?" Oberlin antwortete freundlich: „Liebe Mutter, ich denke gewiß nichts böses dabei; du weißt doch, daß ich dich lieb habe. Schwiegermutter, schon wieder eine!" Da erhob sich die Mutter, nahm ihre Fußbank und ging zornig in's Haus. Oberlin folgte ihr und fragte freundlich, was ihr fehle, sie sehe verstimmt und mißvergnügt aus. Nun machte sie ihrem Unmuth Luft und sagte, sie sei eine alte Frau und lasse sich nicht verspotten. Oberlin solle sich als Pastor und Sohn schämen, sich solche Scherze mit seiner Mutter zu erlauben; sie könne seine Handlungsweise auch gar nicht verstehen, da er sie sonst so zuvorkommend und liebevoll behandle, aber sie könne es nicht dulden, daß er sie zum Gegenstand seines Spottes erlesen und bei jeder Raupe ihren Namen rufe, das müsse er selbst einsehen, und so zürne sie mit Recht, u. s. w.

Oberlin ließ sie ausreden, ergriff dann ihre Hand und sagte, daß er sie nicht habe kränken wollen. Doch wenn sie, ein armes, sündliches Geschöpf nicht ertragen könne, daß ihr Name unnütz geführt werde, wie dann wohl der König Himmels und der Erde sich könne gefallen lassen, daß sie Jahr aus, Jahr ein täglich so unzählige Male seinen Namen leichtsinnig ausspreche und unnützlich führe, u. s. w. Da reichte sie ihm dankbar die Hand und versprach, von nun an jene Sünde zu bekämpfen, und Oberlin solle ihr treulich helfen. Wirklich kämpfte sie tapfer und mit Erfolg, und wenn sie einmal wieder leichtfertig den Namen des Herrn aussprach, sagte Oberlin nur: „O Schwiegermutter!" und das genügte, bis sie schließlich diesen bösen Feind überwunden hatte.

Lieber Leser, hast du auch mit dieser Unart zu kämpfen, dann denke an Oberlins „Schwiegermutter". (Nachbar.)



Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 4. Juni 1882. Mark. 9, 2—13.

Die Verklärung.

Einleitende Bemerkungen. Zum richtigen Verständniß dieser wunderbaren Begebenheit ist vor allem nothwendig, daß man den rechten Standpunkt der Beurtheilung gewinne. Von vorn herein zurückzuweisen sind daher alle diejenigen Auffassungen, welche die Begebenheit auf einen Traum oder eine optische Täuschung zurückführen wollen. Aber auch die Annahme eines Mythus, oder einer Vision sind entschieden zu verwerfen; das erstere, weil die heilige Schrift keine Mythen, sondern geschichtliche Thatsachen erzählt, und weil überdies die Geschichte der Verklärung selbst Züge enthält, die jeder mythischen Auffassung widerstreiten. So die bei allen Evangelisten vorkommende genaue Zeitangabe (V. 2) und die unmittelbar darauf folgende Heilung des mondsüchtigen Knaben. Der Annahme einer Vision widerspricht die Thatsache, daß mehrere Personen zugleich dieselbe Erscheinung wahrnahmen und überdies mehrere, die auf ganz verschiedenen Standpunkten standen, wie Christus und seine drei Jünger. Unter solchen Umständen läßt sich an eine Vision gar schlechterdings nicht denken. Denn zum Zustandekommen einer Vision ist eine entsprechende Gemüthserregung nothwendig, welche einen Reiz auf das Sinnesorgan ausübt und so das „Gesicht" erzeugt. Daß nun aber bei mehreren Personen, welche sich überdies auf ganz verschiedenen Standpunkten befinden, zu derselben Zeit dieselbe Gemüthserregung eintrete und in Folge dessen dieselbe Vision entstehe, ist rein undenkbar. Wir müssen also bei dem einfachen Wortsinn der Erzählung stehen bleiben und dieselbe als geschichtliche Thatsache ansehen. Als solche hat die Verklärung eine doppelte Bedeu-

Digitized by Google

tung. Für's Erste ist sie eine feierliche Beglaubigung Jesu vor den drei Jüngern, welche bei derselben gegenwärtig waren. In dieser Beziehung hat die Verklärung ihre alttestamentliche Parallele in der Geschichte Mosis, der mit Aaron, Nadab und Abihu den Sinai bestieg, daselbst das Gesetz empfing, und dessen Antlitz von solchem Glanze strahlte, daß er es vor dem Volke bedecken mußte. So Christus hier. Sein Wort ist das Gesetz für die Seinen. Für's Zweite aber hat der Vorgang auch eine Bedeutung für Christum selbst. Es bildet ein wichtiges Moment in seinem Entwicklungsgange, wie die Taufe und die Versuchung. Wie er einst bei seiner Taufe sich thatsächlich zur Uebernahme des Versöhnungstodes bereit erklärt und diese Bereitwilligkeit in der Ueberwindung der Versuchung sogleich bewährt hatte, so hatte er es nun den Jüngern wieder erklärt, daß er von den Obersten der Juden verworfen und getödtet werden werde (Mark. 8, 31), und auch hier hatte er die im Worte Petri liegende Versuchung, sich dem Tode zu entziehen, überwunden. Wie einst bei der Taufe, so ertönt daher auch jetzt wieder des Vaters Stimme: „Dies ist mein lieber Sohn" ꝛc. Jedenfalls diente die Erinnerung an diesen Vorgang dem Herrn in seinem Leiden zum großen Troste.

I. Die drei Zeugen. (V. 2. 3.) **V. 2:** Petrus, Jakobus und Johannes. Die Stellung der Jünger zu der Person Jesu war eine verschiedene. Die drei genannten Jünger erscheinen in der evangelischen Geschichte deutlich als der nähere Kreis Jesu. Wie sie hier seine Verherrlichung anschauten, so später (Matth. 26, 37) sein tiefstes Leiden. Der Grund dieser Scheidung, die der Erlöser unter den Zwölfen machte, war offenbar nicht Willkür, sondern innere Verschiedenheit ihrer Anlagen und Berufung, welche denn auch eine verschiedene Erziehung nothwendig machte. An eine Geheimlehre, welche der Herr nur diesen Dreien mitgetheilt hätte, ist jedoch gewiß nicht zu denken. Dagegen beruft man sich mit Recht auf das besonders innige Verhältniß Jesu zu diesen drei Jüngern als Beweis der Berechtigung des Freundschaftsverhältnisses neben dem der brüderlichen Liebe. Als Ort der Verklärung nennen die Evangelisten einfach einen hohen Berg. Die alten Kirchenlehrer dachten an den Berg Thabor. Sicher ist jedoch diese Annahme keineswegs.

V. 3: Während Jesus betete (Luk. 9, 29), ging eine Veränderung mit seiner Person vor, sein Antlitz und sein Gewand erglänzten. Ob dieser Glanz ein innerer war, oder ein von außen kommender, wird nicht erwähnt. Da nach Luk. 9, 31 auch Moses und Elias glänzten, so haben wir uns wohl die ganze Scene als von Lichtglanz erhellt zu denken, weil das Göttliche und Himmlische sich immer in dieser Form den Menschen darstellt. Bei der Person Jesu haben dabei wir wohl beides, inneres und äußeres Licht, vereinigt zu denken. Er war bestrahlt von dem ausgegossenen Licht, aber auch selbst strahlend. Es ist eine natürliche Symbolik, sich das Göttliche licht zu denken, unter keinem Volk und in keinem Individuum erscheint Himmlisches finster. Die Fülle des Glanzes bezeichnet die Reinheit der Offenbarung des Göttlichen in Christo.

II. Die zwei Heiligen. (V. 4—6.) Moses und Elias, zwei Hauptrepräsentanten des alten Bundes, erscheinen an diesem entscheidenden Wendepunkt des Lebens Jesu und besprechen sich mit ihm (nach Lukas) über den Ausgang, den er in Jerusalem nehmen sollte. Der alte und der neue Bund reichen einander hier die Hände. Der Versöhnungstod Christi ist die große Erlösungsthat Gottes, auf welche schon im alten Testament das Gesetz und die Propheten hingewiesen hatten. Moses und Elias erscheinen als Boten der höheren Welt. Die unsichtbare Welt ragt herein in die sichtbare, der Himmel senkt sich herab auf die Erde. Offenbar sollte dem Erlöser noch vor seinem Leiden seine Herrlichkeit thatsächlich gezeigt werden zur Stärkung auf den bevorstehenden Kampf. Nach Lukas wurden die drei Jünger vom Schlaf übermannt, als sie die Verklärung des Herrn sahen, wachten aber wieder auf, während Moses und Elias mit ihm redeten. Ebenso übermannt sie der Schlaf beim Leiden Jesu in Gethsemane. Große Gemüthsbewegungen, Freude wie Schmerz ermüden. Aber nichts kann unrichtiger sein, als aus diesem schlaftrunkenen Zustande der Jünger auf ihre Unfähigkeit, richtig zu beobachten, zu schließen. Die Wahrhaftigkeit ihrer Erzählung ruht ja offenbar nicht sowohl auf ihrer Beobachtung, als auf dem nachfolgenden Gespräch mit Jesu. Hätten die Jünger sich getäuscht, so hätte die Wahrhaftigkeit Jesu sie gewiß sofort enttäuscht.

V. 5: Die Worte des Petrus (der auch hier wie sonst für die anderen Jünger das Wort ergreift) drücken die innere Sehnsucht nach dem Reiche Gottes aus, in dem die Heiligen mit den Auferstandenen ewig um den Herrn sein werden. Indem Petrus von drei Hütten spricht, stellt er sich und seine zwei Gefährten bescheiden als Diener der Drei in den Hintergrund. Die ganze Form der Anrede zeigt aber klar, daß Petrus Jesum als die erste Figur in dem Bilde erkannte. Die Repräsentanten des alten Bundes erscheinen ihm nur als untergeordnet, als Boten des himmlischen Vaters an den Sohn.

V. 6: Die Erhabenheit der Scene ergriff die Jünger so mächtig, daß Petrus vor Staunen und heiligem Schrecken kaum wußte, was er sagte.

III. Jesus allein. (V. 7—13.) **V. 7:** Plötzlich verändert sich die Scene wieder. Die drei Jünger selbst, die hinzugelassen waren, Jesum in seiner Herrlichkeit zu schauen, werden durch eine lichte Wolke ausgeschlossen von den Dreien. Die Wolke war die Schechinah, das Sinnbild der göttlichen Gegenwart, in die Moses hineintrat auf dem Berge Sinai (2 Mos. 20, 21) und die sich in die Stiftshütte und in den Tempel niederließ (2 Mos. 40, 34). Die Stimme ist die Stimme des Vaters, welcher Jesu jetzt zum zweiten Male bezeugt nicht nur, daß er sein geliebter Sohn sei, sondern auch daß seine ganze bisherige Lebensentwicklung und Thätigkeit mit seinem (des Vaters) Willen übereinstimmen („an dem ich Wohlgefallen habe"). Daß dies gerade jetzt geschieht, da sich Jesus anschickt nach Jerusalem zu gehen, um dort zu sterben, ist bedeutungsvoll. Häufig schenkt der Herr den Seinen gerade in den Augenblicken, da sie ihm alles zu opfern im Begriffe stehen, die größte Glaubensfreudigkeit und Heilsgewißheit. Mit den Worten: „den sollt ihr hören!" wird der

Digitized by Google

messianische Gottessohn zum Herrn und Gebieter der Welt eingesetzt. Was ihm einst der Versucher vorgehalten hatte (Matth. 4, 8), das schenkt ihm hier der Schöpfer aller Dinge. Für Petrus aber, und auch für uns, enthalten die Worte: „den sollt ihr hören!" eine Erinnerung daran, daß die Jünger Jesu auf Erden nicht zum „Genießen," sondern zum „Gehorchen" berufen sind. Wohl dürfen wir dankbar sein, wenn Gott uns solche Thaborstunden erleben läßt; aber dabei dürfen wir nicht vergessen, daß die Zeit zum „Hüttenbauen" erst dann kommen wird, wenn wir den Prüfungsstand mit dem Stand der Herrlichkeit vertauscht haben.

V. 8: Als die Jünger die Stimme aus der Wolke vernahmen, entschwand ihnen (nach Matth. 17, 6 und 7) das Bewußtsein, sie sanken auf ihr Antlitz nieder und als sie in Folge der Berührung Jesu wieder zu sich kamen, sahen sie Niemand mehr, als Jesum allein. Der Herr bedarf seinen Jüngern gegenüber der Beglaubigung durch Moses und Elias nicht mehr. Die Feierstunde an der Schwelle des Himmels ist vorüber und mit ihr sind auch die Boten aus der andern Welt verschwunden; aber Jesus bleibt. So schwinden auch unsere Thaborstunden, und an die Stelle der seligen Ruhe im Herrn tritt der Kampf; Jesus aber bleibt bei uns auch im Kampfe.

V. 9 und 10: Der Grund, warum der Herr den drei Jüngern, welche Zeugen der Verklärung gewesen waren, verbot, von diesem Ereigniß vor seiner Auferstehung zu reden, liegt wohl darin, daß das rechte Verständniß dieses Ereignisses für den weiteren Jüngerkreis erst durch die Auferstehung vermittelt werden konnte. Ueberdies wäre eine Mittheilung an die anderen Jünger auch eine Mittheilung an Judas gewesen und hätte zudem leicht Neid und Mißgunst erregen können. Das Volk aber war vollends der rechten Aufnahme dieser Mittheilung nicht fähig.

V. 12 und 13: Die Erscheinung des Elias erinnert die Jünger an die Weissagung Maleachis (3, 1) von dem Vorläufer des Messias, welcher nach der Auslegung der Schriftgelehrten Elias sein sollte. Auf die Frage der Jünger, wie es sich damit verhalte, daß Elias vor dem Messias kommen müsse, antwortet der Herr zuerst direkt, daß es mit der Weissagung des Maleachi allerdings seine Richtigkeit habe, und dann mit der Gegenfrage: „Und wie stehet geschrieben von dem Menschensohn" u. s. w. Darauf folgt dann V. 13 der Untersatz: Elias ist wirklich in der Person des Johannes vor dem Messias gekommen nach der Schrift und sie haben an ihm gethan, was sie wollten. Der daraus zu ziehende (aber nicht ausgedrückte) Schluß ist: Mithin (da des Elias Geschick bereits erfüllt ist) steht nunmehr auch des Messias schriftgemäßes Lebensschicksal bevor. Als Reformator der alttestamentlichen Kirche und als Bußprediger war Elias ein besonders passendes Vorbild auf den Täufer Johannes.

Disposition. Die Bedeutung der Verklärung Jesu für uns.

I. Sie ist ein unwidersprechliches Zeugniß für die Gottheit Christi.

1. Unter der Knechtsgestalt des Menschen ist die Herrlichkeit des Sohnes Gottes verborgen.

2. Christus ist des Gesetzes Ende; in ihm ist das Gesetz und die Propheten erfüllt.

3. Der Vater hat den Sohn lieb und hat ihm alles unter seine Hand gegeben (V. 7).

II. Sie zeigt uns, wie Christus seinen Jüngern schon hienieden durch einen Vorgeschmack der himmlischen Seligkeit die nöthige Glaubensstärkung für bevorstehende schwere Leiden und Kämpfe giebt.

III. Sie ist den Kindern Gottes ein Unterpfand ihrer zukünftigen Herrlichkeit. Auch wir sollen einst einen verklärten Leib empfangen. Dieser Herrlichkeit sollen wir streben würdig zu werden. Hienieden dürfen wir aber nicht unsern Himmel bauen; unser Himmel ist droben. Wer davon einen Vorgeschmack wünscht, der weihe sich ganz dem Herrn und lebe im Geiste des Gebets (Luk. 9, 29).

Sonntag, 11. Juni. Mark. 9, 14—32.

Die Heilung des mondsüchtigen Knaben.

I. Der kranke Knabe. (V. 14—20.) Vom Berge der Verklärung, aus dem offenen Himmel kommt der Herr herab in's Jammerthal und findet den Jammer einer vor anderen schrecklichen Besessenheit. Dieser Contrast ist ein treffendes Bild des Wechsels der Zustände im menschlichen Leben, wo Gefühl von Seligkeit und herzzerreißender Schmerz, wo Herrlichkeit und unaussprechliches Elend oft so schnell mit einander wechseln.

V. 14 und 15: Während Jesus auf dem Berge die höchste Ehre von seinem himmlischen Vater erhalten hatte, hatten ihm seine zurückgebliebenen Jünger Unehre vor seinen Feinden bereitet. Sie hatten einen kranken Knaben nicht gesund machen können. Nun erscheint er selbst auf der Scene gleich einem großen Feldherrn, dessen untergeordnete Offiziere in seiner Abwesenheit eine Niederlage erlitten hatten, und giebt dem Feinde zu verstehen, daß er es fortan nicht mehr mit den Jüngern, sondern mit ihm, dem Meister, zu thun habe. Es ist dies ein Abbild von dem Kampfe der Kirche Christi mit ihren Feinden. Auf sich selbst angewiesen, ist die Kirche schwach und hülflos, und weil sie so oft auf ihre eigene Kraft vertraut, muß sie sich so oft ihre Fehler und Mängel und die Fruchtlosigkeit ihrer Anstrengungen vorwerfen lassen. Wenn aber der Herr selbst in's Mittel tritt, dann fehlt der Sieg ihr nie.

V. 16—18: Auf die Frage Jesu (V. 16) antwortet des Kindes Vater. Ich habe meinen Sohn hergebracht zu Dir. Er suchte den Herrn, wo seine Jünger waren. Der hat einen sprachlosen Geist u. s. w. Die Schilderung der Krankheit paßt für die Epilepsie (Fallsucht), die bekanntlich auch häufig durch den Mondwechsel beeinflußt wird (Matth. 17, 15). Das Knirschen und Schäumen und das Hinschwinden und Hinwelken des Kranken malt seinen Zustand anschaulich. Die Krankheitserscheinungen dauerten übrigens nicht ohne Unterbrechung fort, sondern stellten sich in einzelnen Paroxismen (Anfällen) ein, wie dies bei der Fallsucht geschieht. Trotzdem ist die Epilepsie

Digitized by Google

nur die äußere Erscheinungsform der Krankheit des Knaben, ihr eigentlicher Grund liegt tiefer, nämlich in der Besessenheit durch einen „sprachlosen Geist". Die Jünger, welche sonst wohl schon Teufel ausgetrieben hatten (Matth. 10, 8), vermochten diesen Knaben nicht von dem bösen Geiste zu befreien. Der Blick auf den schreckenerregenden Zustand des Kranken machte sie verzagt; vielleicht waren sie auch in der letzten Zeit im Fasten und Beten träge geworden, jedenfalls war der böse Geist auf ihr Wort nicht gewichen, und die Folge davon war Beschämung vor dem Volk und Mißtrauen gegen den Meister. Es war die höchste Zeit, daß der Herr dazwischen trat.

V. 19 und 20: Die Worte: O du ungläubiges Geschlecht u. s. w. sind nicht ausschließlich an die Jünger gerichtet, sondern auch an das Volk. Die Jünger erscheinen jedoch als die Repräsentanten der Gesammtheit, daher trifft auch sie die Rüge am stärksten. Die Worte Jesu lassen uns einen tiefen Blick in sein Herz hinein thun. All der Streit, die Selbstverläugnung, die Kraftanstrengung, die es seiner Liebe kostete, um fortwährend in einer Umgebung zu weilen, die in allem das Gegentheil von seinem inneren Leben und Streben war, klingt in demselben in überraschender Weise durch. Unser Unglaube betrübt den Herrn und erfüllt ihn mit Wehmuth. Bringet ihn her zu mir. Dieser Befehl ist sowohl an die Jünger wie an den Vater des Kranken gerichtet, und ist ein herrliches Zeugniß von der zuversichtlichen Ruhe und Sicherheit Jesu. Christus kann in allen Lagen helfen. Wäre der Glaube der Jünger rechter Art gewesen, so hätten sie den Besessenen in Verbindung mit der Heilkraft Christi bringen können, ob er schon persönlich abwesend war. Alle unsere Bemühungen um die Bekehrung Anderer bleiben vergebens, so lange wir sie nicht zu Christo bringen. Das „Bringen zu Christo" aber geschieht im gläubigen Gebet. Der Knabe wird zum Herrn gebracht, aber bei der Annäherung wird er von einem furchtbaren Paroxismus ergriffen. Der Teufel, der seine Herrschaft über den Kranken bedroht sieht, sträubt sich in machtlosem Grimme gegen die Uebermacht des Herrn. So quält der Satan wohl auch bußfertige Seelen mit furchtbarer Angst und peinigenden Zweifeln, wenn sie zum Heiland kommen, um bei ihm Ruhe für ihre Seelen zu suchen. Wie bei dem Gergesener, Mark. 5, 9 ff., beginnt Jesus nun zunächst ein Gespräch und zwar hier mit dem Vater, wegen der Bewußtlosigkeit des überdies stummen (V. 16) Knaben. Dieses Gespräch sollte die wilde Aufregung der Gemüther beschwichtigen und Zuversicht einflößen. Der Vater bekommt nun Gelegenheit, das Leiden des unglücklichen Kindes zu schildern. Die Krämpfe bedrohten sogar sein Leben oft augenblicklich, indem die feindliche Macht dieselben dazu benutzte, den Kranken in's Wasser oder Feuer zu stürzen, um ihn zu tödten.

II. Der Glaube des Vaters. (V. 22—24.) **V. 22:** Der unglückliche Vater schließt seinen Bericht, der ihm die ganze Noth des geliebten Kindes recht lebhaft vor die Seele geführt hat, mit der fast vorwurfsvoll klingenden Bitte: Kannst Du etwas u. s. w. Es ist nicht völliger Unglaube, der aus diesen Worten spricht, wohl aber ein Mangel an Vertrauen, der durch den fehlgeschlagenen Heilungsversuch der Jünger wohl noch vermehrt worden war.

V. 25: Der Herr, der das zwischen Glauben und Verzweiflung ringende Herz des armen Mannes kennt, antwortet damit, daß er ihm die allvermögende Kraft des Glaubens anpreist und ihn zum Glauben auffordert. Nun ruft der Unglückliche (auch fast in krampfhafter Bewegung): Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben! So wirkt hier der Erlöser zuerst bei dem Vater den Glauben, ehe er den Sohn heilt. Aus dem Ringen der Sehnsucht wird in der glaubensleeren Seele durch die Unterstützung Christi die Kraft des Glaubens geboren, und die Hülfe tritt ein. Erst aus der Ueberzeugung von unserem Unglauben entspringt der rechte lebendige Glaube. Welcher Unterschied zwischen dem bloßen Bitten um Hülfe und dem festen Glauben, daß unsere Bitte gewährt werde! Unser Bitten ist fruchtlos, bis wir fühlen, wir müssen um Glauben bitten. Der Vater des Mondsüchtigen weiß jetzt, daß seinem Sohne geholfen ist, wenn nur seinem Unglauben geholfen wird; daher der Angstruf: Hilf meinem Unglauben! Diese Stelle giebt uns den Schlüssel in die Hand zur Beantwortung der Frage, in wiefern der Glaube in der hl. Schrift bald als Gabe Gottes, bald als That des Menschen bezeichnet werde. Des Menschen Sache ist das „Glauben-Wollen". Wer ernstlich glauben will und mit dem Vater des Mondsüchtigen den Herrn bittet: Hilf meinem Unglauben! dem schenkt der Herr die Kraft zum rechten Glauben. Eben darum ist jeder Mensch selbst dafür verantwortlich, wenn er nicht zum Glauben kommt. Der Glaube ist also allerdings eine Gabe Gottes, aber eine Gabe, die Jedem zu Theil wird, der nach ihr verlangt und um sie bittet. Mit dem Gebet um Glauben muß aber auch die Uebung der bereits vorhandenen, wenn auch noch so geringen Glaubenskraft verbunden sein. Dies zeigt uns gleichfalls der Mann in unserer Lektion. „Ich glaube," ruft er, d. h. „ich will's versuchen zu glauben, will mir alle Mühe geben; aber hilf Du!"

III. Die Hülfe des Herrn. (V. 25—32.) **V. 25:** Ein sprachloser und tauber Geist wird der Dämon genannt, von der Wirkung, welche er auf den Besessenen hervorbrachte. Der Drohung und dem Befehle Jesu muß der Teufel weichen.

V. 26 und 27: Freilich weicht er nicht, ohne noch einmal seine ganze Bosheit und Wildheit zu offenbaren. Seine Absicht war ohne Zweifel, den Knaben umzubringen, ehe er von ihm ausfuhr. Der Paroxismus endigte daher auch mit totaler Abspannung aller Kräfte. Der Knabe ward so erschöpft, daß Viele ihn für todt hielten, und die Berührung Jesu ihm wieder Lebenskräfte einhauchte. So geht stets der Erlösung ein heftiger Entscheidungskampf voraus, bei dem sich alle Kräfte des Bösen regen. Aber wo dieselben auf's Höchste gestiegen zu sein scheinen, sind sie wirklich am schwächsten.

V. 28 und 29: Nach der Heilung des Knaben traten die Jünger zu Jesu und fragten ihn besonders, weshalb sie den Kranken nicht hätten heilen können. Der Sinn der Antwort Jesu ist: Dieser hartnäckige Feind war nicht so, wie mancher andere zu überwältigen; es bedurfte zu seiner Ueberwindung

Digitized by Google

eines höheren Maßes von Glauben. Ihr hättet mit Gebet und Fasten (das Fasten ist dabei als begleitendes Kräftigungsmittel des Gebets gedacht) ernstlicher nach mehr Glaubenskraft ringen müssen, dann hättet auch ihr siegen können. O wie oft fehlt es uns blos am ernsten Gebetsringen, wenn wir über Glaubensschwäche und Mangel an Kraft zum Sieg über die Sünde klagen! Das Gebet des Gerechten vermag viel, wenn es ernstlich ist.

V. 30—32: An die Heilung des mondsüchtigen Knaben schließt sich auch nach Matthäus eine neue Verkündigung der Leiden des Erlösers an. Die Worte stehen in keinem sichtbaren Zusammenhang mit dem Vorhergehenden. Es ist aber nicht unwahrscheinlich, daß Jesum von Zeit zu Zeit der Gedanke an sein bevorstehendes Leiden befiel und er dann plötzlich seine Empfindungen gegen seine Jünger aussprach, besonders wenn er sich in dem inneren Kreis seiner nächsten Freunde befand. Auch dies ist ein Zug seines echt menschlichen Charakters.

Disposition. Woher nehmen wir Kraft, die Sünde zu überwinden?

I. In uns selber haben wir sie nicht. (V. 14—22.)

1. Die Sünde ist stark und mächtig; a) sie herrscht in dem Menschen von Kind auf (V. 21); b) je länger ihre Herrschaft dauert, um so mächtiger wird sie (V. 18, 20, 22).

2. Jeder menschliche Versuch, sie zu überwinden, scheitert a) sowohl an der eigenen, b) als an der Ohnmacht Anderer (V. 18, 19).

II. In Christo finden wir sie. (V. 22 bis 29.)

1. Dem Glauben verheißt sie der Herr (V. 23). a) Auch der schwache Glaube hat diese Verheißung (V. 22); b) doch wird gefordert Reue (V. 24: „schrie mit Thränen") und Verlangen nach Gnade (V. 24: „Hilf meinem Unglauben").

2. Der Herr selbst ist es, der in uns die Sünde überwältigt (V. 25).

3. In der Glaubensgemeinschaft mit ihm beginnt ein ganz neues Leben (V. 26—27).

4. Es muß aber dieses neue Leben in uns erhalten werden durch Gebet und Entsagung alles dessen, was zur Sünde reizt (V. 29).

Sonntag, 18. Juni. Mark. 9, 33—50.

Der kindliche Sinn der gläubigen Reichsgenossen.

I. Ihre Demuth und Würde. (V. 33—41.) Die in dieser Lektion berichteten Ereignisse und Reden des Herrn fallen wahrscheinlich in die kurze Zeit, welche Jesus nach seiner Verklärung noch in Kapernaum verweilte, ehe er die Reise zum Laubhüttenfest in Jerusalem antrat.

V. 33 und 34: Auf dem Wege nach Kapernaum war (nach Matth. 18, 1) von den Jüngern die Frage verhandelt worden, wer von ihnen der Größte sein werde im Reiche Gottes. Im Hause angekommen, befragt nun der Herr die Jünger deshalb, und im Bewußtsein ihrer Schuld verstummen sie, worauf Jesus ihnen die Natur seines Reiches durch eine symbolische Handlung anschaulich macht.

V. 35: So Jemand will der Erste sein u. s. w. Der Begriff eines Reiches setzt zwar nothwendig ein Regieren und Regiertwerden voraus; allein im Reiche Gottes ist das Regieren durchaus verschieden von dem Regieren in einem irdischen Reiche. Im göttlichen Reiche ist die Kraft der aufopfernden, sich selbst erniedrigenden Liebe (die im Erlöser selbst vollkommen zur Erscheinung kommt) allein das Bestimmende, die Herrschaft Begründende, während umgekehrt in der Welt der Herrscher die Beherrschten für sich und seinen Nutzen, Ruhm oder Glanz zu benutzen pflegt. Der fleischliche Sinn der Jünger hatte sie in der zu erwartenden Offenbarung der Herrlichkeit Jesu die Befriedigung selbstsüchtiger Hoffnungen sehen lassen. Diese zerstörte nun der Herr, indem er ihnen zeigte, daß nur der von aller Selbstsucht Entkleidete, in reiner Liebe Lebende dort herrschen werde.

V. 36 und 37: Daran schließt sich dann die symbolische Handlung an, daß Jesus ein Kind in den Jüngerkreis stellt, und den Jüngern zunächst (siehe Matth. 18, 3) erklärt, wenn sie nicht werden wie die Kinder, so seien sie nicht geschickt zum Reiche Gottes. Wiewohl die allgemeine Sündhaftigkeit der menschlichen Natur sich auch im Kinde schon offenbart, so ist doch die Demuth, die Anspruchslosigkeit etwas der kindlichen Natur Eigenthümliches. Der Königssohn schämt sich nicht, mit dem Bettlersohne zu spielen. Diese Anspruchslosigkeit ist hier der Vergleichungspunkt. Auf die Mahnung, den Kindern gleich zu werden, folgt dann das Wort von der Aufnahme der Kinder (V. 36 und 37). Der Zusammenhang wird demnach am besten so aufgefaßt: „Werdet wie die Kinder, seid gerne klein, unscheinbar, wie dieses Kind, denn die Kleinen (die den wahren Kindessinn haben) sind dem Herrn so theuer und werth, daß er, was ihnen geschieht, ansieht, als ihm selbst geschehen." Der Ausdruck „Kindlein" ist das Sinnbild der Wiedergeborenen. Die Jünger gehören darum selbst mit zu den Kindlein, in denen der Herr selbst aufgenommen werden soll. Es ist das ehrenvollste Amt im Himmelreich, den König zu empfangen; dieses ehrenvolle Amt beginnt aber mit der Aufnahme seiner Geringsten in seinem Namen. In Christo aber wird auch der Vater aufgenommen; denn er und der Vater sind eins. Wie groß ist also die Ehre der Geringsten im Reiche Gottes!

V. 38 und 39: Die vorhergehenden Worte Jesu von dem Aufnehmen der Kindlein erinnern den Johannes an ein vielleicht eben damals vorgekommenes Ereigniß, welches er nun dem Herrn vorlegt. Es hatte nämlich Jemand, der ohne Zweifel Jesu oder der Apostel Wunder gesehen hatte, den Versuch gemacht, selbst im Namen Jesu zu heilen. Die Jünger, welche darin einen Eingriff in ihr geistiges Gebiet sahen, hatten ihm dies untersagt, da er sich nicht bleibend zu Jesu Gemeinschaft hielt. Dies tadelt der Erlöser. (Eine ganz ähnliche Geschichte wird 4 Mos. 11, 27 ff. erzählt). Jener Mann wird vom liebreichen Heiland als ein Befreundeter aufgefaßt und daher seine Wirksamkeit gebilligt. Merkwürdig ist übrigens, daß schon zu Lebzeiten Jesu Personen seinen Namen zu Wunderthaten gebrauch-

Digitized by Google

chen, ohne sich an den Kreis seiner Jünger angeschlossen zu haben. Es ist dies ein Zeugniß für die allgemeine Aufmerksamkeit, die Jesu Werk erregt hatte. Später finden wir in der Geschichte des Simon Magus (Apg. 8) und der sieben Söhne des Skevas (Apg. 19) etwas Aehnliches. Wenn die Apostel über diese Männer ganz anders urtheilen, als hier der Herr, so ist der Unterschied wohl in der Gesinnung zu suchen, aus welcher solche Anwendung des Namens Jesu hervorging. Sie konnte, wie es bei dem in unserer Lektion erwähnten Manne offenbar der Fall war, aus einem, wenn gleich noch unbestimmten Glauben an die himmlische Kraft Jesu fließen und war dann zu dulden; auf der anderen Seite aber konnte sie auch aus ganz unlauterer Gesinnung hervorgehen, wie bei den Söhnen des Skevas, und mußte dann unbedingt verboten werden. Nicht die äußere Handlung an sich, sondern die Gesinnung, aus der sie fließt, bestimmt also ihre Zulässigkeit oder Unzulässigkeit. Die Worte Jesu: Verbietets ihm nicht, enthalten eine ernste Rüge gegen blinde Eiferer, welche außer ihrer Kirchengemeinschaft Stehende nicht als Jünger und Diener Christi anerkennen wollen, wenn sie auch nichts gegen ihre Frömmigkeit beweisen können.

Es ist keiner, der ein Wunder thut &c. Der Herr hatte freilich in der Bergpredigt erklärt, daß es möglich sei, in seinem Namen Teufel auszutreiben und doch verdammt zu werden (Matth. 7, 22. 23). Aber wenn dies auch einmal am Tage des Weltgerichts sich herausstellen sollte, so konnten es doch jetzt seine Jünger noch nicht beurtheilen. Sie sollten daher stets das Beste hoffen. Die Antwort des Herrn an Johannes ist ein herrlicher Beweis seiner heiligen Milde. Sie athmet einen ähnlichen Geist wie das Wort, das Paulus über die, welche Christum um Haß und Haders willen verkündigten. (Phil. 1, 18.)

V. 40: Die hier gegebene Regel: Wer nicht wider euch ist &c. widerspricht der anderen: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, keineswegs. Beide sind gleich wahr von verschiedenen Persönlichkeiten und Graden der Berufung. Der zu geistlicher Wirksamkeit Berufene ist schon wider den Herrn und seine Sache, wenn er sie nicht positiv fördert; der in geistlicher Abhängigkeit Dastehende (wie das Volk, das von den Pharisäern bestimmt ward) ist schon für Gottes Sache, wenn er sich frei von den feindlichen Einflüssen hält und für das Göttliche empfänglich bleibt.

V. 41: Denn wer. Das „denn" giebt einen neuen Grund an, warum die Jünger keinem, der im Namen Jesu Teufel austreibe, es verbieten sollen. Denn wenn schon ein Becher Wassers, der im Namen Jesu einem Durstigen gereicht wird, nicht unbelohnt bleibt, wie sollten dann die Jünger Jemand wehren, der im Namen Jesu ein viel größeres Werk thun will, nämlich Teufel austreiben! — Welch ein Sporn für die christliche Liebesthätigkeit liegt in dem Worte Jesu von dem „Becher kalten Wassers!" Da kann sich wahrlich Niemand entschuldigen mit dem Vorwand, daß es ihm an Vermögen und Gelegenheit zum Gutesthun gefehlt habe!

II. Ihre Heiligkeit. V. 42—50. **V. 42:** Dieser Vers schließt sich passend an den vorhergehenden an, er spricht eigentlich nur die andere Seite aus, so daß der Sinn der Worte ist: die Kleinen sind dem Herrn so werth, daß er, was ihnen Gutes geschieht, als sich selbst gethan ansieht und belohnt, was ihnen aber Böses geschieht, auf's Empfindlichste straft. Sie sind ihm heilig, und daher unantastbar. Der Ausdruck „ärgern" bedeutet sowohl „kränken" als auch „verführen zum Bösen". Beide Bedeutungen haben hier ihre Geltung. Die Größe der Sünde des Aergerns oder Abschreckens der Kleinen vom Glaubensleben schildert der Herr, indem er die Strafbarkeit derselben größer darstellt als die größten Verbrechen. Das Versenken in's Meer fand bei den Juden als Strafverfahren nicht statt, wohl aber bei anderen Völkern.

V. 43—48: Wer nun davor bewahrt bleiben will, die Kleinen des Herrn zu ärgern, der bedarf gegen sich selbst der größten Strenge und Selbstverleugnung. Hand, Fuß und Auge ärgern den Jünger Jesu, wenn sie ihm Veranlassung und Reiz zur Sünde werden wollen. Das „Abhauen" und „Ausreißen" ist natürlich nicht buchstäblich zu verstehen, denn wenn auch das Auge ausgerissen und Hand und Fuß abgehauen würden, so bliebe ja doch die böse Lust noch nach wie vor im Herzen. Der Sinn ist daher: Will dich dein Auge oder Hand zur Sünde verleiten, so sage dich von ihnen los, hasse dein Fleisch, in sofern es sündigen will, und unterdrücke seine Triebe, und ob du darob stürbest! Diese ernste Forderung wird eingeschärft durch die Worte: Es ist dir besser &c. Wer die Selbstverleugnung scheut und sich nicht in dem Kampf der Heiligung von der Sünde reinigt und reinigen läßt, der verfällt endlich der Hölle und dem ewigen Feuer.

V. 48—50: Der Sinn von V. 49 ist: wegen der allgemeinen Sündhaftigkeit des Geschlechtes muß Jeder mit Feuer gesalzen werden, sei es, daß er freiwillig in die Selbstverleugnung und Reinigung von Sünden eingehe, oder daß er unfreiwillig in den Strafort geführt werde. Dies wurde schon in dem alttestamentlichen Opferkultus angedeutet. Wie jedes Opfer an sich ein Bild der inneren Hingabe des Opfernden an Gott ist, so sollte das Salz anzeigen, daß solche Hingabe ohne Schmerz der Verläugnung keine Gott wohlgefällige sein kann. In Vers 49 hat das Salz eine etwas andere Bedeutung. Es bezeichnet hier offenbar die Geisteskraft des neuen Lebens. Diese zu bewahren, ist Sache unserer Treue und Wachsamkeit. Schließlich befiehlt der Herr seinen Jüngern noch Salz bei sich zu haben und friedsam zu sein. In Beziehung auf das Ungöttliche in der Welt sollen sie Salz bei sich haben, d. h. in der Kraft des Geistes strafen und rügen, gegen das Verwandte aber in den Kindern Gottes soll die Sanftmuth herrschen.

Disposition zu V. 35—37. Das Kind ein Vorbild und ein Sinnbild.

1. Ein Vorbild für die hochfahrenden Großen, wie sie klein werden sollen, um wahrhaft groß zu werden.
2. Ein Sinnbild der geistlich Kleinen, die man nicht ärgern soll durch geistliche Herrschsucht.

Digitized by Google

Im Schatten.

Die Schädigung der Augen durch anhaltendes Lesen. Dieser wichtige Gegenstand ist von Javel eingehend untersucht worden. Derselbe schlägt Folgendes vor, um jene möglichst zu beschränken. 1) Man halte häufig beim Lesen inne. 2) Man wähle etwas gelblich gefärbtes Papier; denn bei schwarz auf weißem Grunde gedruckten Schriften hat das Auge stets denkbar größten Farbengegensatz auszuhalten. 3) Hält man beim Lesen Buch und Kopf still, so treffen die Strahlen der Druckzeilen einen Theil unserer Netzhaut, während die helleren Zwischenräume ebenfalls gewisse Stellen der Retina angreifen, so daß wieder eine Ermüdung der Augen eintritt. Diesem Uebelstande könne durch kleine Bände abgeholfen werden, die man in der Hand und zwar nicht still hält, wodurch die Ermüdung der Augen vermindert werde. 4) Erfahre das Auge die bedeutendste Schädigung durch den ewigen Wechsel der Entfernung des Auges von den Buchstaben, wenn man eine Zeile von Anfang bis Ende liest; daher seien lange Zeilen zu meiden, also kleine Bände oder solche mit schmalen Spalten allen anderen vorzuziehen. 5) Müsse man, wie bekannt, nur bei guter Beleuchtung und nur genügend groß gedruckte Schrift lesen.

Amerikanische Zahnärzte. Zahnärzte giebt es in den Ver. Staaten nicht weniger als 12,000. Laut einer im „Dental Laboratory" veröffentlichten statistischen Aufstellung wird jährlich in den Ver. Staaten eine halbe Tonne reinen Goldes im Werthe von $500,000 zum Plombiren von Zähnen gebraucht, und aller Wahrscheinlichkeit nach zu denselben Zwecken eine viermal so große Quantität billiger Materialien, wie Platina, Silber rc. Nach einer von dem betreffenden Statistiker gemachten Berechnung dürfen nur dreihundert Jahre verstreichen, um den Werth der jetzt im Lande in Cirkulation befindlichen Goldmünzen ($150,000,000) in plombirten Zähnen auf den Kirchhöfen zu vergraben. Bezeichnend für den Umfang der zahnärztlichen Thätigkeit ist der Umstand, daß jährlich 3,000,000 künstliche Zähne fabrizirt werden.

Ein Bauer, der durch die verbummelten Studien seines Sohnes nahezu an den Bettelstab gebracht worden war, schrieb folgenden Vers über die Thür des Stalles, wo das Rindvieh untergebracht war:
„Mein Sohn macht meine Ställe leer,
Eine Stelle kriegt er nimmermehr."

Die vom Fürsten Bismarck in die Autographen-Sammlung der „Deutschen Lebensrettungs-Gesellschaft" eingezeichneten Worte: "Patriae in serviendo consumor" haben ein westliches Blatt zu folgendem, — man weiß nicht, ob Uebersetzungs-Kunststück, oder ob Bismarckischem Gesundheits-Bulletin veranlaßt: "In serving the fatherland yet the consumption."

Eseltreiber (an einem gefährlichen Platz einer Bergstraße in der Schweiz angekommen): „Jetzt hier, Herr Advokat, müssen Sie sich in Acht nehmen; hier ist nämlich erst neulich ein Esel hinuntergefallen."

Passender Vergleich. Von dem eiteln, wichtig thuenden Justizrath R. sagte neulich Jemand: „Wissen Sie den Unterschied zwischen ihm und dem Frosch, der sich zum Ochsen aufblasen wollte? Der Frosch ist dabei geplatzt — dem Justizrath R. ist's geglückt."

Die Wahrheit der Bibel. Die Nationalbibliothek zu Paris ist seit einigen Jahren in den Besitz einer Bronzevase phönicischen Ursprungs gelangt, deren hohe Bedeutung für das biblische Alterthum erst kürzlich erkannt worden ist. Diese Vase war in Trümmer zerschlagen. Einem gelehrten französischen Alterthumsforscher, Namens Clermont-Janneau, ist es jedoch gelungen, sie wieder zusammenzusetzen. Und was für eine Inschrift stellte sich da am obern Rande des Gefäßes heraus? Es trug dasselbe in phönicischer Sprache die Worte: „Hiram, König der Phönicier." Die Geschichtlichkeit eines in der Bibel beiläufig erwähnten Mannes ist also wieder über allen Zweifel erhaben. Man nimmt an, daß diese Schale ein Weihgeschenk Hirams oder eines seiner Diener an den phönicischen Gott Baal gewesen ist.

Das große Mississippithal — d. h. der weite Landbezirk, dessen gesammtes abfließendes Wasser sich durch die Mündungen des Mississippi in das Meer ergießen muß — östlich durch das Alleghany-, westlich durch das Felsengebirge begrenzt, bildet fast die Hälfte des der Bebauung fähigen Bodens der Ver. Staaten und eines der größten zusammenhängenden und zum Wohnsitze gesitteter Menschen geeigneten Gebiete auf der ganzen Erde. Das Stromgebiet desselben enthält 15,710 Meilen schiffbaren Wasserweges. Unter seinen 33 Flüssen nehmen der Mississippi selbst, der Missouri, dann der Ohio, Red River, Arkansas rc. den ersten Rang ein. — Die Staaten des Mississippithales, inniger durch gemeinsame Interessen vereinigt, werden ohne Zweifel künftig die Hauptmacht unserer Republik bilden und als fester Kern das Ganze zusammenhalten, welcher Art auch unser künftiger Entwickelungsgang sein mag.

Der fromme Geistliche Spener hatte einen höchst befähigten, aber höchst ungerathenen Sohn, bei dem alle Mittel der Liebe und des Ernstes ganz fruchtlos geblieben zu sein schienen. Einst nun erkrankte der Ungerathene heftig, und lag mehrere Wochen da, meist zwar schweigend, aber sichtbarlich in großen, innerlichen Krämpfen. Endlich richtete er sich auf einmal auf und rief mit gepreßter Stimme: „Die

Digitized by Google

Gebete meines Vaters umringen mich wie Berge!" Bald darauf wandte sich die Krankheit, er genas leiblich und geistig, und Spener hatte die große Freude, ihn später als einen rechtschaffenen Mann in einem bedeutenden Amte und glücklich verheirathet zu sehen.

Einige sinnentstellende Irrthümer. Es kommt nicht selten vor, daß ein Mensch etwas sagt oder schreibt, was er eigentlich gar nicht sagen oder schreiben wollte. Durch eine verkehrte Wortstellung oder verkehrte Interpunktion ergiebt sich oft ein ganz anderer Sinn, als man ausdrücken wollte; z. B. ich würde schreiben:

„Zehn Finger hab' ich an jeder Hand, fünf und zwanzig an Händen und Füßen," so enthalten diese Worte, wie sie da stehen, eine Unwahrheit, sobald sie aber richtig interpunktirt werden, sind sie vollkommen wahr.

Es schrieb einmal ein Farmer an einen berühmten Schweinezüchter also: „Geehrter Herr! Gestern war ich auf der Ausstellung in U.; ich fand etliche Schweine da, von ihrer Art; es waren verschiedene Gattungen Thiere da, ich aber wunderte mich sehr, daß sie nicht auch dort waren." Ob der Empfänger dieses Briefes sich darüber amüsirte oder erzürnte, das habe ich nie erfahren.

Ein Anderer, welcher einige seiner Thiere für eine landwirthschaftliche Ausstellung eintragen zu lassen wünschte, schrieb an den Sekretär der Ausstellung wie folgt: „Sie mögen auch mich eintragen für einen Esel; ich habe auch im geringsten keinen Zweifel, die Prämie zu erhalten." Wer sollte auch noch daran zweifeln!

Ein Priester begegnete einst einem seiner Pfarrkinder am Sonntag, welches eben in einem Spiele begriffen war, und sprach zu ihm: „Guten Morgen, Tochter des Bösen," als das Kind ganz unschuldig antwortete: „Guten Morgen, Vater!" Wie diese Wendung der Sache dem Priester gefiel, das hat er am Altar nie gesagt.

So gab es auch schon recht drollige Geschichten, verursacht durch schweres Hören. Ein gewisser Methodistenprediger, dessen Namen ich aus Ehrfurcht nicht nennen will, brachte einst einen bedeutenden Theil seiner Gemeinde, der mit einander in Zank und Streit sich befand, zusammen, um eine Versöhnung zu bewirken. Als er nun unter Andern bemerkte, daß Einige sehr munter und lebhaft wurden, meinte er, sie freuen sich über die stattgefundene Versöhnung und fing hocherfreut zu singen an:

'S ist ein besserer Tag am Kommen,
Herrlich wird's im Himmel sein,

während sie in Wirklichkeit schimpften wie die Rohrspatzen. Die Scene soll höchst interessant gewesen sein.

Der Dekan von Ely war einst mit einer Gesellschaft gelehrter Freunde zu Tische geladen. Am Schluß des Essens fiel eben das Gespräch auf die große Sterblichkeit unter den Advokaten; einer der Männer sagte, sie hätten nicht weniger als sieben Advokaten in den letzten sieben Monaten verloren. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der fromme Dekan, der sehr schlecht hörte, aufstand, um das Schlußgebet zu verrichten und also sprach: „Lieber Gott, für diese, sowie für alle anderen Gnadenerweisungen danken wir dir herzlich. Amen!"

Bekanntlich hat Thiers im Geruche eines Gottesleugners gestanden. Nicht mit Unrecht. Er hat sich ja oft genug solcher antichristlichen Anschauungen gerühmt. Aber je näher man seiner Stunde kommt, an der es heißen wird: „Thue Rechnung von deinem Haushalte!" desto mehr verfliegen die allerlei Einbildungen menschlicher Kurzsichtigkeit, menschlichen Hochmuths — nur die gewaltige Macht der ewigen Wahrheit macht sich geltend. So ist es auch bei Thiers gewesen. Sein Testament enthält nämlich folgenden Satz: „Seit einigen Jahren, da ich mehr zurückgezogen lebe, habe ich jeden philosophischen Stolz abgelegt und bin wieder zu religiöser Gesinnung gekommen. Während meines langen, so bewegten Lebens habe ich Gott wohl vergessen können; aber mein Gewissen hat immer die Fehler meines Gedächtnisses wieder gut gemacht. Ich sterbe mit dem Glauben an einen Gott, den einzigen und ewigen Schöpfer aller Dinge, und flehe für meine Seele seine Barmherzigkeit an."

Ein deutscher Diogenes. Der alte griechische Philosoph Diogenes wohnte in einem Faß und antwortete dem Kaiser Alexander, der ihm sagte: Bitte dir eine Gnade aus! weiter nichts: Bitte, geh' mir aus der Sonne!

Ein neuer Diogenes war der Küfer Johannes Schuhwerk in Neuravensburg, ein seltener Meister in seinem Handwerk und ein energischer Mann. Im Jahre 1863 sagte er seinen Freunden: Ich baue mir ein Faß zur Wohnung und zur Handwerksstätte; darin will ich leben und sterben! — Sie lachten, aber er machte Ernst. Er baute mit aller Kunst ein Faß 29½ Fuß hoch, 16 Fuß lang und 14 Fuß breit; das Innere gliederte er in 3 Stockwerke; im untersten war die Werkstätte mit Feueresse, im zweiten die Wohnstube mit Herd, Ofen und Möbeln; im obersten Stockwerke war die Schlafstube. Von dem zweiten Stockwerke führen zwei Thüren auf zwei Altane mit der Aussicht auf den See und die Alpen, auf die schöne Burgruine und auf das Städtchen selber.

In diesem Fasse wohnte der Küfer mit seiner Frau 15 Jahre lang, souveräner wie ein Fürst, wie er sagte, und hantirte darin bis zu seinem kürzlich erfolgten Tode. Alle Reisenden besuchten den neuen Diogenes und jetzt ist das Faß die Residenz der Wittwe.

Als Burke zu Anfang des Jahres 1791 bei Pitt zu Mittag speiste, sprach er von den drohenden Gefahren, welche die französische Revolution auch für England im Gefolge haben möge. Pitt nahm die Sache von der leichten Seite und meinte: „Unser Land und seine Constitution sind sicher bis zum Tage des jüngsten Gerichts." — „Aber es ist gerade der Tag ohne Gericht, den ich fürchte," versetzte Burke. — Als derselbe einst über die Civilliste sprach, wurde er beständig von einem Mitglied unterbrochen, welches zugleich eine Stellung im königlichen Haushalte bekleidete und ihn an die dem König schuldige Ehrfurcht erinnerte. Aergerlich über die ewigen Unterbrechungen, rief der Redner: „Ich ehre den König und gebe dem König, was des Königs ist, aber deshalb brauche ich nicht auch seinen Kammerdiener, seine Köchin, seinen Ochsen und — mit einem Seitenblick auf den Unterbrecher — seinen Esel zu ehren!"

Digitized by Google

Knappheit des Englischen. Wir Deutschen bemühen uns zwar im allgemeinen sehr, recht unparteiisch und objektiv in Allem zu sein, doch haben wir ebensowohl wie Vertreter anderer Nationen unsere altererbten und anerzogenen oder gewohnheitsmäßig erlernten Vorurtheile. Daß wir unsere Sprache wohlklingend, reich und poetisch finden, hat seine innere Berechtigung; doch in Bezug auf kurzen und präzisen Ausdruck wird sie von der englischen wie von der französischen oft übertroffen; ganz besonders die erstere eignet sich — das muß selbst ein Deutscher zugestehen — vorzüglich zur Geschäftssprache, wie sie in der That denn auch fast überall die herrschende geworden ist. Ein Reisender erzählt, er sei kürzlich in ein großes Pariser Hotel gekommen und habe in seinem Zimmer über dem Knopf, der den Haustelegraphen in Bewegung setzt, die Ueberschrift studirt. Unwillkürlich sei er dabei auf den Gedanken gekommen, die deutsche Sprache sei doch im Ausdruck die ungewandteste, längste und schwerfälligste. Die Bemerkungen lauten:

On est prié de pousser le bouton jusqu'au fond.

Man wird gebeten, den Knopf so viel als möglich zurückzustoßen.

Please, press the button to the bottom.

Im Deutschen und Französischen werden hierzu je zehn Worte verwandt, im Englischen nur sieben; die französische Inschrift zeigt siebenunddreißig, die deutsche einundfünfzig, die englische einunddreißig Buchstaben. Aehnliches fand er auf seiner Rechnung:

On remet la note chaque jour au contrôle des voyageurs.

Um Irrungen zu vermeiden, wird täglich die Rechnung zur Kontrole vorgelegt.

Bills are given daily to avoid errors.

Hier haben wir für das Deutsche elf Worte mit dreiundsechzig, für das Französische zehn Worte mit fünfundvierzig und für das Englische sieben Worte mit einunddreißig Buchstaben. Ein drittes Beispiel zeigt fast dasselbe Resultat:

On est prié de ne pas fumer.

Es wird gebeten, nicht zu rauchen.

Please do not smoke.

Das Englische ist wieder der kürzeste Ausdruck! — so sagt das „Deutsche Familienblatt", dem wir diese Plauderei entnehmen; wir meinen indeß, daß sich dies im Deutschen ebenso kurz und bündig mit: „Bitte, nicht zu rauchen!" wiedergeben läßt. Zwar ist, so fährt das citirte Journal fort, die Art und Weise, wie das Englische buchstabirt wird, eine geradezu abscheuliche — das geben selbst die Engländer zu, wie unter anderen das Wort though (obwohl) beweist, das sechs Buchstaben enthält, von denen nur die drei ersten (tho) ausgesprochen werden: allein an Prägnanz des Ausdrucks steht das Englische doch oben an. Der Humorist Mark Twain sagt, es ist für einen Ausländer unmöglich Deutsch zu erlernen; bei recht langen Sätzen folgen als Schlußverzierungen unweigerlich Worte wie: „haben, sind, gewesen, gehabt haben, geworden sein" oder ähnliche, von denen niemand recht weiß, wozu sie da sind.

Ein kleiner plattdütscher Bube kommt aus der Schule heim und meldet seiner Mutter, der Schulmeester habe ihm gesagt, „er müsse wie die andern Knaben zur Geelgrafie en Atlas haben." Die Mutter aber sagt darauf, wie Fritz Reuter berichtet:

„Nu kiek mal an!
Atlas? Ja woll! Meent denn de Mann,
Ick wör en hohge Standsperson?
En Stück Kattun ward' ook woll dohn!"

An der Tafel des Gasthauses bemerkt ein Major zu einem andern Offizier, um einen weiter unten sitzenden Juden zu ärgern: „Das Beefsteak an sich schmeckt gerade wie so ein alter abgekochter Judenschenkel." Sagt der Levi: „Nu schaun's! Der Herr Major habe awer auch schon von Allem gegesse!" Levi hatte die Lacher auf seiner Seite.

Kommt Abends, als der Mond am Himmel steht, ein Bauer athemlos zum Dorfpfarrer und meldet, er habe da eben einen Geist gesehen. — Pfarrer: Wo denn? — Bauer: Ei, an der Kirchhofsmauer! Pfarrer: So? Wie sah er denn aus? — Bauer: Wie ein großer Esel! — Pfarrer: Hammichel, geht getrost heim und sagt's Niemand weiter; ihr habt euch vor eurem eigenen Schatten gefürchtet.

Eine scharfe Antwort. Ein bamberger Fräulein machte sich neulich das Vergnügen, höchst eigenhändig einen Krug frischen Wassers am Brunnen zu holen. Einige junge Herren blieben vor dem „seltenen Bilde" stehen und erlaubten sich die Ansprache: „Nun, schöne Rebecka?" Sehr resolut war aber die Bibelfestigkeit verrathende Antwort: „Soll ich vielleicht Kameele tränken?"

Ein alter Stanley. Daß es schon vor reichlich einem halben Jahrtausend — also im Mittelalter — einen Mann gab, der mit demselben Heldenmuthe und mit derselben Energie wie Stanley und Cameron quer durch den schwarzen Kontinent hindurchdrang, erfahren wir durch den Madrider Gelehrten Don Marcos Ximenez de la Espada, der ein für die Geschichte der Erdkunde überaus wichtiges Manuskript aufgefunden hat und der Oeffentlichkeit zu übergeben im Begriffe ist.

Der Verfasser des interessanten Schriftstückes unternahm in den Jahren 1320 bis 1330 Reisen in Afrika, die an Ausdehnung den Stanley'schen um nichts nachstehen. Nach verschiedenen Wanderungen in den Ländern der Westküste, in Sierra Leona, Dahomey ꝛc. drang derselbe von der Senegal-Mündung aus in das Innere des Kontinents ein und durchkreuzte denselben an seiner breitesten Stelle. Die Staaten des Sudan der Reihe nach berührend und durchwandernd, gelangte er endlich glücklich in Dongola am Nilstrome an und wandte sich, dem Laufe des Flusses folgend, der Heimath zu. Glänzende Empfangsfeierlichkeiten und Ordensverleihungen erwarteten den Vorläufer der modernen Afrikaforscher daheim allerdings nicht, wohl aber blieb sein Reisebericht fünf Jahrhunderte hindurch dem Staube der Vergessenheit anheimgefallen, bis er endlich heute durch einen glücklichen Zufall wieder daraus hervorgezogen wird.

Die Kadetten.

Ihr könnt nicht Schwarze leiden?
Ich will nicht mit Euch zanken,
Doch sagt, wem Eure Weisheit
Ihr denn habt zu verdanken!

Digitized by Google

Zwei Cardinäle tadelten Raphael, weil er den Aposteln Peter und Paul eine zu lebhafte Farbe gegeben habe. „Meine Herren," erwiderte der Künstler, über diese Kritik verstimmt, „Sie dürfen sich darüber nicht wundern; ich malte sie gerade so, wie sie im Himmel aussehen. Sie erröthen vor Scham, weil sie die Kirche unten in so schlechten Händen sehen."

Gutes Mittel. Eine Frau, deren Gatte sie vernachlässigt hatte, spürte denselben in einer Schenkstube auf, wo er mit mehreren Gefährten beim Kartenspiel saß. Mit den Worten: „Mein Gemahl, da ich voraussetzte, daß du sehr beschäftigt seiest, um heute Mittag nach Hause zu kommen, habe ich dir dein Essen gebracht," setzte sie eine verdeckte Schüssel auf den Tisch und entfernte sich. Mit erzwungenem Lachen lud der Mann seine Freunde ein, mit ihm zu speisen; als er aber den Deckel abhob, fand er nichts als einen Zettel, worauf geschrieben stand: „Ich hoffe, dein Mittagsmahl wird dir schmecken; es ist genau dasselbe, was deine Familie zu Hause hat."

Die grüne Brille.

Eine Allegorie* von Carl Julius.

Ein Bauernbursche, der wie auf dem Land
Gar viele Burschen wohl, nicht reich war an Verstand,
Kam einst in seiner einfach schlichten Weise,
Auf's Land zurück von einer kleinen Reise.
Acht Tage war er kaum von Hause fortgeblieben,
Als ihn die Sehnsucht wieder trieb zu seinen Lieben.
Die Nachbarburschen hatten nun gehöret,
Daß Hinz — so hieß er nämlich — sei zurückgekehret,
Und kamen d'rum gelaufen um die Wette,
Zu seh'n, ob Hinz sich wohl verändert hätte.
Wie staunten sie nun, daß Freund Hinz sah aus
Genau wie vor acht Tagen, als er ging von Haus!
Der Fragen wurden Hinz sehr viele vorgelegt,
Er hatte sich ja kühnlich „in der Welt" bewegt,
Und weil er mancherlei in dieser auch gesehn,
Konnt' er ja wohl erzählen wunderschön!
„Hört," sprach Hinz unter anderm, „was für Sachen
Die Leute, wo ich war, doch sollen machen:
Ich hab' es selbst zwar nicht mit angeseh'n,
Doch ist's in Wirklichkeit, wie ich gehört, gescheh'n.
Als letzt im Sommer dürre war das Land
Und man für's Vieh der Weiden keine fand,
Da soll ein Mann weither gekommen sein,
Der führte just die neue Mode ein —
Zwar anfangs auch zu anderer Ergötzen —
Den Kühen grüne Brillen aufzusetzen,
Sie dann hinaus auf dürres Land zu führen,
Um Glauben zu erwecken bei den Thieren,
Weil durch das Glas sie alles grün geseh'n,
Sie müßten auch auf grüner Weide steh'n!
Und diese List ist jenem Mann gelungen:
Die alten Kühe, sowie auch die jungen,
Sie fraßen das Gestrüpp für grünes Gras.
Sag, war das nicht ein wirklich hübscher Spaß?"
„Hinz, das ist wahr," so riefen jetzt die Jungen,
„Der Spaß ist hübsch, wenn er nur auch gelungen!
Komm, laß uns mal zum Vetter Jakob geh'n,
Ob der's für möglich hält, daß es gescheh'n!"

Der Vetter Jakob, ein gar ernster Mann,
Er hörte die Geschichte ganz ruhig an,
Dann sagte er: „Nein, Hinz, das glaub ich nie,
So dumm ist wahrlich nicht das liebe Vieh!
So dumm ist wahrlich nicht das liebe Vieh,"
Sprach nachdrucksvoll der Mann, „das glaub' ich nie!"
Und Jakob hatte Recht: das Vieh ist nicht so dumm,
Doch solch Betrug bringt manchen Menschen um!

Gott hat sein Evangelium uns gegeben,
Daß es uns Nahrung sei zum ew'gen Leben,
Und dieses reine, laut're Gotteswort
Wird heut'gen Tags gefälscht an manchem Ort.
Man sieht jetzt Pred'ger auf der Kanzel steh'n,
Den Leuten Brillen auf die Nasen dreh'n,
Um zu erwecken so den Trug und Schein,
Daß Gottes Wort nicht lauter sei und rein!
Das Vieh ist nicht so dumm, Gestrüpp für Gras zu fressen,
Doch ach, der Mensch vergißt, was Gott ihm zugemessen!
Drum, Menschenkind, wach' auf, bewahre deinen Glauben,
Und laß dir nicht mit ihm der Seele Frieden rauben!
Willst du ein Merkmal nun für diese Art Trabanten?
Sie nennen selber sich „moderne Protestanten!"

*Nach der gleichnamigen Prosa im Christophorus-Kalender pro 1882.



Chronik der Gegenwart.

Jetzt, nachdem der Präsident die Chinesenbill mit dem Veto belegt hat, wird wahrscheinlich eine andre durchgesetzt werden, welche die Chinesen-Einwanderung auf 10 Jahre verbietet.

Die Gründe, welche Präsident Arthur für Nichtunterzeichnung dieser Gesetzesvorlage angiebt, sind folgende.

Der Vertrag, welchen Burlingame zwischen Amerika und China zu Stande brachte, gab den Chinesen das Recht, in unser Land auszuwandern. Als man dann bei uns die Schattenseite der Chineseneinwanderung anerkannte, ließ sich, auf die Vorstellungen unserer Vertreter, die chinesische Regierung 1880 herbei, den Zusatz zum Burlingame Vertrag zuzugestehen, daß die Regierung der Ver. Staaten das Recht haben solle, die Einwanderung

chinesischer Arbeiter ihren Interessen gemäß zu regeln, zu beschränken oder zeitweise zu suspendiren. Dabei ward aber vorausgesetzt einmal, daß die Einwanderung nicht ganz verboten, und zum andern, daß sie nur auf eine „vernünftige“ Weise suspendirt, und zum dritten nur eigentlichen Arbeitern zeitweise verwehrt sein sollte.

Der Präsident führt nun an, daß ein Verbot der Einwanderung der Chinesen auf zwanzig Jahre keine „vernünftige“ Beschränkung, wie sie der Vertrag erlaube, sei, daß Zweck und Absicht des Vertrages von 1880 also durch die Bill beeinträchtigt werde. Um vernünftig zu sein, müsse das Verbot sich auf eine kürzere Frist beschränken.

Ferner zeigt der Präsident, daß durch die Bill auch geschickte Handwerker, wie Schuh- und Cigarrenmacher und Wäscher ferngehalten werden, die nach den bestehenden Verträgen ein Recht haben, zu kommen.

Weiter zeigt er einen Widerspruch der Congreßbill mit den bestehenden Verträgen darin auf, daß die Verträge den einwandernden Chinesen alle Vortheile zusichern, deren sich andere Emigranten erfreuen, während die Bill ihnen die Pflicht, sich überall registriren zu lassen und Pässe bei sich zu führen, auferlegt.

Dann legt Herr Arthur dar, daß die Bill in China den Eindruck machen wird, daß wir entweder Inhalt und Absicht des Vertrags von 1880 nicht recht verstanden oder absichtlich mißdeutet und so den Vertrag wissentlich gebrochen haben. Während die Chinesen uns jetzt hochschätzen, werden sie uns dann verachten.

Das Sonntagsgesetz und das Wirthschaftsbesteuerungsgesetz sind jetzt in Ohio in Kraft und werden auch trotz alles Widerstandes durchgeführt werden. Das erstere untersagt das Ausschenken geistiger Getränke am Sonntag, das letztere besteuert die Wirthschaften.

Der Bericht über die Ernteaussichten in diesem Jahre lauteten bis zum Eintreten des letzten Frostes durchgehend günstig.

In Kansas waren die Farmer 30 Tage voraus in der Feldarbeit. Ueber ein Drittel des Welschkorns ist schon gepflanzt und die Hälfte davon aufgegangen. Der Boden ist im besten Zustande und nur eine gänzliche Dürre könnte die Welschkornernte schädigen. Weizen ist schon so voran im Wachsthum, daß an vielen Plätzen selbst das gänzliche Aufhören von Regen bis zur Erntezeit, welche diesmal im Juni, 30 Tage früher als sonst sein wird, keinen bedeutenden Schaden anrichten könnte. Der Weizen ist von sechs bis fünfzehn Zoll hoch, ein Umstand, der noch nie vorher zu dieser Jahreszeit in Kansas stattfand.

In Missouri und im südlichen Illinois stand der Weizen schöner als je, im nördlichen Theile von Illinois ist jedoch mancher in Niederungen gepflanzter ertrunken und wird von den Farmern umgepflügt werden müssen, um das Land mit Welschkorn zu bepflanzen. Es mag der zehnte Theil des Weizens im nördlichen Illinois, Ohio und Michigan ertrunken sein, um so schöner steht aber die Saat auf höher gelegenen Feldern.

In Minnesota und Dakota ist der Boden fast überall aufgethaut und trocken genug, um mit dem Pflügen und Pflanzen zu beginnen; ein immenser Zuwachs an Sommerweizen und in einigen Gegenden auch an Welschkorn ist in Aussicht gestellt.

In Tennessee ist 50 Prozent mehr Weizen gesät worden als im letzten Jahre. Welschkorn wird auch eine Zunahme erhalten, dagegen wird Baumwolle und Tabak eine Einbuße erleiden.

Aus Nord-Carolina wird eine Zunahme von Weizen um 33 Prozent und von Korn in noch viel größerem Verhältniß gemeldet. Der Stand der Saat ist in beiden genannten Staaten vielversprechend.

Süd-Carolina pflanzte 25 Prozent mehr Hafer. Welschkorn und Baumwolle bleiben in demselben Verhältniß als im vorigen Jahre, mit glänzenden Aussichten.

Georgia vergrößerte sein Areal in Weizen und Hafer in demselben Verhältniß, wie Süd-Carolina, dagegen vermehrte es seine Welschkernaussaat noch weit mehr, während das Baumwollenland um 20 Prozent verkleinert wurde.

Alabama hat keine Agrikultur-Kommission, Privatnachrichten ergeben aber eine große Zunahme in Weizen, Welschkorn und Hafer und eine Abnahme in Baumwolle. Der Stand der Saaten ist sehr gut.

Mississippi wird auf seinem Hügelland, das fünf Sechstel des Staates ausmacht, zehn Prozent mehr Welschkorn und Hafer pflanzen, während in den Niederungen zwischen dem Yazoo- und Mississipi-Flusse, wo sonst eine Viertelmillion Ballen Baumwolle gebaut wird, ein ziemlich starker Ausfall bemerkbar sein wird, der durch die Ueberschwemmung verursacht wurde und nicht unter 20 Prozent ausmachen kann.

In Arkansas wird in den unüberschwemmten Distrikten eine Zunahme im Getreidebau von 25 Prozent und in Baumwolle eine entsprechende Abnahme stattfinden. Ueber die Aussichten in den überschwemmten Gegenden läßt sich noch wenig sagen.

Florida, Texas und Louisiana haben keine offiziellen Berichte; es steht aber fest, daß in den beiden ersten Staaten eine Vermehrung in sämmtlichen Bodenprodukten eintreten wird. Von Louisiana ist so viel überschwemmt, daß es schwer ist eine Schätzung vorzunehmen. In den höher gelegenen Theilen mag dasselbe Verhältniß stattfinden wie in den anderen Südstaaten.

In den Südstaaten im Allgemeinen wird 25 Prozent mehr Getreide gebaut werden, als im vorigen Jahr, während das Baumwollenareal eine kleine Verringerung aufweist. In den überschwemmten Distrikten, welche in den Staaten Tennessee, Arkansas, Mississippi und Louisiana liegen, dürfte aber ein Ausfall in allen Produkten entstehen.

Eine Durchfahrt durch den Gotthardtunnel wird wie folgt geschildert: „Die kürzlich erfolgte Eröffnung des Gotthardtunnels erweckte in mir die Sehnsucht nach einer Fahrt durch diesen großartigen Bau. Meine Reise führte mich von Württemberg aus über Plochingen, Immendingen, am herrlichen Hohentwiel vorüber nach Schaffhausen, wo der Rhein gegenwärtig so klein ist, daß man den Fluß leicht durchwaten könnte. Weiter ging es von da über Zürich nach Luzern, wo wir übernachteten und

Digitized by Google

am nächsten Morgen mit dem ersten Schiff die Fahrt auf dem herrlichen Vierwaldstädter-See, an dessen Uferstrecken bereits das erste Frühlingsgrün hervortrat, unternahmen. Vor 9 Uhr kamen wir in Flüelen an und setzten sofort mit dem Postwagen die Reise über Altorf nach Göschenen fort. Schon der Bau der Gotthardbahn unterhalb der Axenstraße am Vierwaldstädter-See ist kühn und schön durchgeführt; aber staunen muß man über die vielen Tunnels im Reußthale, die meist Kehrtunnels sind. Der eine geht schneckenartig mit beinahe zwei Windungen durch den Berg und mit Bewunderung fragt man sich, welch hoher Grad von Präzision zu einer solchen Durchführung gehört! Mit freudig erregten Gefühlen langten wir an dem Kopfe des großen Gotthardtunnels in Göschenen an und mit etwas Bangen trat ich die Fahrt durch den Tunnel an. Der Waggon war nur spärlich erleuchtet, die Fenster waren von Rauch geschwärzt und fast undurchsichtig. Das Thermometer im Wagen sowie mein eigenes zeigten bei der Einfahrt 66 Grad. Wir fuhren durch den 45,000 Fuß (etwas über 8 engl. Meilen) langen Tunnel 31 Minuten und hatten in der Mitte desselben anhalten müssen, da daselbst Arbeiter abgesetzt wurden. Weder ich noch meine Mitreisenden fühlten das geringste von Athmungsbeschwerden und auch die Lampen brannten an allen Stellen gleich stark. Das Thermometer war nach und nach auf 69 Grad gestiegen. Eine große Ueberraschung wurde uns bei der Ausfahrt aus dem Tunnel auf italienischer Seite zu theil. Wir kamen in ein arges Schneegestöber, so daß ich meine Absicht, nach dem Gotthard-Hospiz zu fahren, aufgeben mußte. Ich beschloß daher, am nächsten Morgen (5. März) wieder durch den Tunnel zurückkehren. Die Nacht zum 5. März zeigte den herrlichsten Vollmond und der Gotthard erschien in wundervoller Beleuchtung. Ueberhaupt konnte ich die Wahrnehmung machen, daß der Anblick der Alpen, den ich so vielfach kenne, im Winter klarer und wegen der Fernsicht fast interessanter ist, als im Sommer. Die Rückfahrt durch den Tunnel trat ich um 5 Uhr Morgens an. Der Thermometer war im Freien 27 Grad. Ich setzte mich in ein kleines Coupee, öffnete das Fenster und beleuchtete mir den Tunnel mit einer Blendlaterne. Im Tunnel selbst ist auf jeden Kilometer eine kleine Lampe mit einer Nummer angebracht, welche zur Orientierung für den Lokomotivführer dient. Mein Thermometer, welches ich aus dem Coupee herausgehängt hatte, begann nach und nach zu steigen und zeigte in der Mitte des Tunnels 73 Grad, von da an fiel dasselbe wieder bis gegen den Ausgang. Während der Fahrt unternahm ich es wiederholt, beim geöffneten Fenster von außen Athem zu holen; dabei zeigte sich die Luft ungefähr wie in einem schlecht gelüfteten Dampfbade, das Gefühl hierbei war aber nicht unangenehm, so daß die Fahrt durch den Tunnel Niemanden abhalten sollte, diese Reise zu machen, welche in Jedermann die Gefühle der Bewunderung über dieses Riesenwerk der Technik sowie über die Ausdauer und den Sieg des menschlichen Geistes hervorrufen muß.

Die bisher übliche Gruppirung der Unionsstaaten, wenn man von den verschiedenen Landestheilen sprechen wollte, in die östlichen Staaten, die Mittelstaaten, den Westen, den Süden und die Pacific Küste ist entschieden veraltet. Der Geograph des neuen Census, Herr Henry Garret, hat es darum unternommen, eine neue Eintheilung vorzunehmen, die so praktisch erscheint, daß sie hoffentlich bald allgemein in Gebrauch kommen wird. Er theilt das große Gebiet der Ver. Staaten zunächst in drei große Abtheilungen: die Atlantische Küste, das Missisippi Thal und die Gebirgsregion der Cordilleren. Die erste nennt er die Atlantische Sektion, die zweite die Central Sektion, die dritte die Westliche Sektion. Die ersteren beiden Abtheilungen theilt er abermals in Norden und Süden. Die Trennung der Atlantischen Sektion ist die alte „Mason's und Dixon's Linie" zwischen Maryland und Pennsylvanien, die der zweiten Abtheilung bilden der Ohio und die Südgrenzen von Missouri und Kansas. Die dadurch entstehenden fünf Gruppen setzen sich wie folgt zusammen:

Nord-Atlantische Staaten: Maine, New Hampshire, Vermont, Massachusetts, Rhode Island, Connecticut, New York, New Jersey, Pennsylvanien — zusammen 9.

Süd-Atlantische Staaten: Delaware, Maryland, Distrikt von Columbia, Virginia, West Virginia, Nord-Carolina, Georgia, Florida — zusammen 9.

Nördliche Central-Staaten: Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Jowa, Missouri, Dakota, Nebraska, Kansas — zusammen 11.

Südliche Central-Staaten: Alabama, Missisippi, Louisiana, Texas, Indianer-Territorium, Arkansas, Tennessee, Kentucky — zusammen 8.

Westliche Staaten: Montana, Idaho, Washington, Oregon, Wyoming, Colorado, New Mexiko, Arizona, Utah, Nevada, Californien, zusammen 11.

Die neue Eintheilung empfiehlt sich schon von dem bloß geographischen Standpunkte aus.

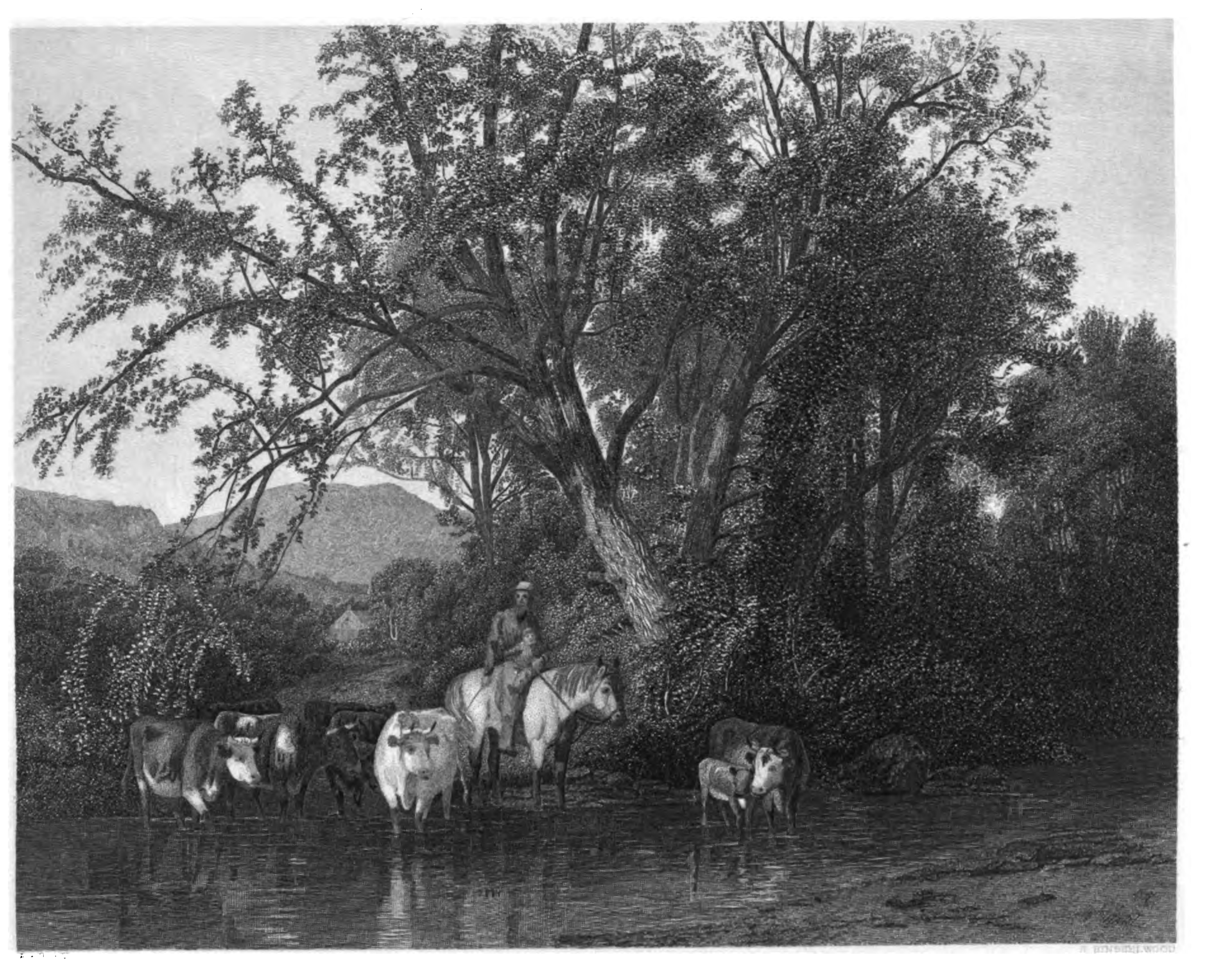
In der Glasfabrik von Greiner & Friedrichs zu Stützerbach bei Ilmenau (Thüringen) werden seit einiger Zeit Glasballons zu elektrischen Glühlampen hergestellt. Dieselben gehen nach England, wo zunächst die Kohlenfädchen eingeschmolzen werden, dann werden die Ballons luftleer gemacht und dann zugeschmolzen. Zu diesem Zweck ist eine Anzahl Stützerbacher Glasbläser nach London gegangen. Die Nachfrage nach diesen Lampen scheint groß zu sein, da der Preis noch ganz enorm hoch ist, nämlich 25 Mark ($6.25) per Stück.

Die Beamten von London, Canada, haben sich dadurch ausgezeichnet, daß sie dem ersten Chinesen, der sich in ihrem Ort niederließ, ihren Schutz versagten. Der Pöbel ließ dem Sohn des „himmlischen Reichs" keine Ruhe, und er war gezwungen die Stadt zu verlassen.

Letztes Jahr wurden hierzulande 151 lutherische Kirchen erbaut. Davon kommen 28 auf Ohio, 27 auf Pennsylvanien, 13 auf Illinois, und je 10 auf Indiana, Michigan und Nebraska. Innerhalb vier Jahren haben die Lutheraner in diesem Lande 505 Kirchen errichtet, nämlich 300 für deutsche, 163 für englische und 42 für gemischte Gemeinden.

Digitized by Google

Digitized by Google



[illegible] APEN[illegible]

Haus und Herd.

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. Juli 1882. Siebentes Heft.

Dreierlei Töchter.

Ein Kapitel über deutschamerikanische Mädchenerziehung.

Editoriell.



Wir Deutsche sind seit lange gewöhnt, uns nicht blos „das Volk der Dichter und Denker" zu nennen, sondern auch unsere Heimath als das gelobte Land der Schulen, Schulbildung und Volkserziehung preisen zu hören, ja wir meinen sogar zuweilen, dieses Gebiet geradezu als unsere besonders privilegirte Domäne ansehen und Deutschland gewissermaßen als die Normalschule und seine Bewohner fast als eine Art Generalschulmeister der ganzen civilisirten Welt betrachten zu dürfen. Es mag in jener Beziehung Manches, wenn auch nicht Alles wahr sein. So gründlich und doch dabei so allseitig, so vielumfassend und dabei doch so genau bis in's Einzelne eingehend, ja mit fast peinlicher und kleinlicher Sorgfalt systematischer Methode geordnet und geregelt wird der Unterricht, und zwar auch schon der Volksunterricht, kaum irgendwo in einem anderen Lande ertheilt, wie dort im Lande der Schulen und Schulmeister.

Andererseits aber sind jene oben angedeuteten Ansprüche, die wir gar zu gerne, wenn nicht laut doch leise, aber darum nicht minder ernstlich gemeint, erheben, in ihrer Einseitigkeit, sofern sie aus einer unter Umständen vielleicht berechtigten Eigenthümlichkeit, eine unberechtigte nationale Aufgabe, oder gar eine providenzielle Mission Deutschlands machen wollen, auf ein richtigeres Maß und zwar auf ein sehr viel bescheideneres zurückzuführen. Zum mindesten muß gesagt werden, daß sich jener oft so weit hinschweifende Bildungstrieb der Deutschen keineswegs überall gleich günstig bewährt hat; so hoch wir auch immer die Verdienste anzuschlagen haben, die das deutsche Element überall, wo es seiner civilisatorischen Bedeutung sich bewußt, als Kulturmacht auftrat, sich unläugbar als seine schönste Errungenschaft im großen friedlichen Wettstreit der Nationen erworben hat. Immer aber gelang ihm dies und gelingt es überhaupt nach dem Zeugniß der ganzen Weltgeschichte nur da, wo für das Samenkorn seiner eigenthümlichen Geistesbildung auch der fremde Boden richtig zubereitet und alle Vorbedingungen lebenskräftigen Wachsthums in genügender Fülle vorhanden und in gedeihlicher Weise zu einer fruchtbaren Entfaltung derselben erfüllt waren.

Denn auch geistiges Leben läßt sich nicht einfach nur ganz so wie es ist von einem Volksboden in den andern versetzen und ohne Schaden aus der mütterlichen Erde, in der es mit allen seinen großen geschichtlichen Voraussetzungen seit Jahrhunderten wurzelt, in ein fremdes Treibhaus mit anderer Temperatur, neuen Bodenverhältverhältnissen und völlig verschiedenen Lebensbedingungen und Nahrungsstoffen verpflanzen.

Und in diesem Stücke müssen wir leider zugeben, daß es die Deutschen hierzulande vielfach, wenn auch oft in der besten Meinung verfehlen. Liegt doch für unsere ganze deutsche Art überhaupt und im Allgemeinen, ganz besonders aber auch in unserem Schul- und Unterrichtswesen die Gefahr darin, daß das, was unbestreitbar unsere größte Stärke ist, nämlich unsere deutsche Gründlichkeit, unser Bienenfleiß im Sammeln und Bewahren jedes einzelnen noch so kleinen Wissens- und Bildungsstoffes, unsere Vorliebe für den streng methodischen Gang des Lehrens und Lernens zur Hinderung wird, das Fremde auch dann, wenn es wirklich groß und echt, solid und dauerhaft ist, mit gerechtem Maßstab zu messen und in seinem wahren Werthe zu würdigen.

Ein besonders warnendes Beispiel dieses einseitigen Betonens und Festhaltenwollens des „ächten Deutschen," dieses oft engherzigen Bewunderns und Hängenbleibens am Althergebrachten, an den Traditionen der Familie oder der Heimath, an Jugendeindrücken und Kinder-

Digitized by Google

Gewohnheiten, begegnet uns namentlich sehr häufig auf dem Gebiet der deutschamerikanischen Mädchenerziehung. Da soll aus übelangebrachtem und völlig falsch verstandenem, aber gern sich conservativ nennendem Lokalpatriotismus eines zwar wohlgesinnten, aber meist etwas beschränkten Mutter-, Basen- oder Tantenherzens alles ganz genau so geschehen, sein und bleiben, wie „drüben", und wie es einstens die verstorbene Schwieger-, Groß- und Urgroßmutter auch gemacht, gethan und gehalten hat. Man hütet sich ängstlich, daß ja nicht auch nur durch das kleinste Spältlein oder Löchlein im wohlgefügten Familienbau des deutschen Hauses der geringste frische Luftzug oder gar der gefährliche Pesthauch des „Amerikanerthums", das man wie eine vergiftete Atmosphäre voll der ansteckendsten Miasmen zu fürchten scheint, einzudringen vermöge.

Freilich muß man, um ganz gerecht zu sein, auch das sagen, was diese „guten Deutschen" meist unter Amerikanerthum verstehen, das ist sehr oft nur eine, manchmal sogar recht schlimme Karrikatur desselben, die seinen Kindern und insbesondere seinen Töchtern möglichst fern vom Leib und namentlich von der Seele zu halten, durchaus keine lächerliche Angst empfindlicher oder furchtsamer Seelen, sondern einfache sittliche Pflicht gewissenhafter Eltern ist. Es fehlt solchen Eltern aber gar manchmal an aller und jeder Gelegenheit, das bessere, insbesondere das christlich gebildete Amerikanerthum näher kennen zu lernen, und es fehlt ihnen noch viel öfter am unbefangenen Blick, an Weite und Schärfe des Urtheils, an Größe des geistigen Gesichtskreises überhaupt, um es in seinen gleichfalls berechtigten Eigenthümlichkeiten, in seinen nationalen Voraussetzungen und seiner geschichtlichen Nothwendigkeit genügend zu verstehen, sein Falsches, Verwerfliches, Oberflächliches, auf den Schein Berechnetes, von seinem wahren, guten, gesunden Kern zu trennen und an Geschicklichkeit oder auch Geduld, bei ihrer Erziehungsmethode das Werthvolle beider Nationalitäten langsam, aber dauerhaft zu verschmelzen und ihre beiderseitigen Fehler, Mängel und Gebrechen glücklich zu vermeiden.

Gerade die unpartheiliche Gerechtigkeit erfordert es darum, der einseitig deutschen Mädchenerziehung in diesem Lande auch die ebenso einseitig amerikanische, vielleicht sogar in etwas übertriebener Zeichnung, an die Seite zu stellen, deren mißverstandenes und oft ohne Noth gefürchtetes Zerrbild zumeist den Anlaß giebt, sie nicht blos möglichst geringschätzig und niedrig zu taxiren, sondern sie auch so stark zu verwerfen, daß man sie sich und den Seinen so recht geflissentlich fern zu halten und sein Haus vor jeder befleckenden Berührung mit ihr hermetisch abzusperren bemüht ist. Vielleicht daß es uns dann gelingt, durch gerechte Anerkennung des Guten an Beiden und gewissenhafte Aufdeckung ihrer Schäden dasjenige herauszustellen, was uns noth thut für eine, im Allgemeinen wenigstens möglichst richtige, für unsere Verhältnisse geeignete und praktisch erreichbare deutschamerikanische Mädchenerziehung. Dies ist eine Frage, die wir jedenfalls für eine der dringendsten und brennendsten Lebensfragen gerade unserer gegenwärtigen Generation, eine Aufgabe, deren Lösung wir für eines der wichtigsten und nöthigsten, aber auch schwierigsten Dinge halten, denn von ihr hängt ein gut Theil unserer ganzen Zukunft ab. Wie unsere künftigen deutschen Frauen und Mütter in Amerika werden, so wird wesentlich auch das ganze künftige deutschamerikanische Geschlecht. Was sie aber werden sollen, das werden sie sicherlich nicht von selber, sonst wäre freilich unsere ganze Frage völlig überflüssig. Beim Mädchen gerade, das strenger an die Schranken der Sitte gebunden und enger in den Kreis des Hauses gebannt ist, ist die bestimmende Macht der Ersteren und der stille aber starke Einfluß des Letzteren um so gewaltiger und darum auch um so gefährlicher oder um so gesegneter, je nach dem.

Es ist natürlich unmöglich, hier Alles zu sagen, was über einen so umfangreichen, an sich so vielseitigen und auch schon so vielbesprochenen Gegenstand noch gesagt werden kann; wir beanspruchen auch nicht, noch irgendwie neue Gesichtspunkte über bis jetzt unbekannte und noch unerforschte Tiefen desselben aufzustellen, sondern möchten nur den geneigten Leser und vorab die liebe Leserin einladen, das was sich ihnen bei einem flüchtigen Gang durch dreierlei Haushaltungen, deren Töchtererziehung wir mit ein paar Strichen treu nach dem Leben zu zeichnen versuchen wollen, von selbst zur Beobachtung darbietet, mit gebührender Aufmerksamkeit und wohlwollendem Ernste unpartheiisch zu prüfen, um selbst daraus die nöthigen praktischen Schlüsse zu ziehen.

I.

Im Haus No. 1 begegnet uns zunächst das häuslich erzogene Mädchen. Es ist ein liebes, gutes, gehorsames Kind, dies deutsche Mädchen mit hellem Kopf, freundlichem Munde, getreuen Augen und einem warmen Herzen, dabei unermüdlich thätig und fleißig von früh bis spät. Denn von Jugend an ist ihr auf's Tiefste eingeprägt worden, daß die Arbeit des Lebens Würze sei und ganz besonders beim Weibe. Vom großen Goethe hat die Mutter sicherlich nicht viel gewußt, war auch nicht nöthig; aber eins seiner goldenen Worte wenigstens hat sie schon frühzeitig und tief in ihres Töchterleins

Digitized by Google

Herz und Sinn gedrückt: „Dienen lerne das Weib bei Zeiten!" „Geh' und arbeite!" hat's von Morgens bis Abends, jeden Tag und zu jeder Stunde geheißen. Aber unter dieser „Arbeit" hat sie natürlich blos die häusliche Arbeit verstanden. So mußten sich schon die kleinen schwachen Finger ausschließlich nur am Strickstrumpf üben, bis sie später zur Nähnadel oder gar zur Nähmaschine avancirten, und kaum war das Kind recht auf den eigenen Füßen, so fand sich im Haushalte schon gar viel für die zarten Händchen zu thun und zu helfen, als da ist: Geschirrwaschen, Ausfegen, Reinmachen, Staubwischen, Aufräumen und was dergleichen schöne und nützliche Dinge mehr sind, — und dabei blieb's.

Schelte mir niemand diese sogenannten „Kleinigkeiten", die doch so groß und wichtig sind, und die nun einmal in unser irdisches Leben und absonderlich in's weibliche nothwendig, ganz absolut nothwendig mit hineingehören! Nur das ist der Fehler, wenn sie dasselbe ganz und gar und allein ausmachen wollen oder ausfüllen sollen und wenn es nur bei ihnen allein bleibt und bleiben darf, wie leicht wird's dadurch selbst ein farbloses verwaschenes Dasein, eingezwängt in den engsten Kreis „häuslicher Pflichten," ohne frischen Ausblick, ohne tieferen Einblick, ach! nur gar zu oft ohne freudigen Aufblick! — ein Leben, das sich zuletzt zwischen Kochherd und Waschzuber als seinen beiden großen Polen bewegt, und dessen Höhepunkte ein Putzfest oder ein Bügeltag bilden!

Aber wiederum sei damit nicht gesagt, daß diese kleinen Künste und Fertigkeiten, womit das Kind, wie man ebenso schön als richtig zu sagen pflegt, seiner Mutter „an die Hand geht," etwa gar nicht, oder nicht sehr frühzeitig schon bei den Mädchen eingeübt werden sollen. Ohne solche Uebung würde es ja selber später niemals die Meisterin werden, die es doch einmal werden soll; und wenn der gestrenge Papa ernstlich darauf hält, daß das Töchterlein darin der Mutter helfe, daß es bei ihr, mit ihr und von ihr lerne gut kochen, sauber waschen und glatt bügeln (absonderlich die Herrenhemden, Kragen und Manchetten, diese weißen Gespenster des häuslichen Lebens), wer will's ihm verdenken, wer wird's ihm nicht vielmehr danken? Geschieht's doch nicht blos zu seinem, sondern zu aller Dienst und Wohl und zuletzt zu des Töchterleins eigenem Besten.

Wie gesagt, das alles ist recht, gut und schön, und da sei Gott vor, daß wir Fleiß, Geschick und Häuslichkeit, diese edlen und unentbehrlichen, auch durchaus unersetzlichen Tugenden, über deren Mangel keine noch so glänzende Conversation, kein Schliff äußerer Bildung, kein noch so hohes Maß eingelernter Kenntnisse, kein noch so feiner gesellschaftlicher Ton und Takt uns je ganz zu trösten oder zu beruhigen vermögen, in den Staub herunterziehen oder mit Spott und Hohn abfertigen wollten. Vielmehr gerade das Gegentheil wollen wir sagen, wiederholt sagen und deutlich erklären, um jegliches Mißverständniß oder jede Mißdeutung von vorn herein gänzlich abzuschneiden: ein solches Leben häuslicher Arbeit, vorausgesetzt, daß sie nicht die einzige und ganze Lebensarbeit selber wird, ist nicht blos nicht unweiblich, sondern ist vielmehr gerade echt weiblich, sie ist, weil unsere Frauen und Töchter vor allem in's Haus gehören, als ihrem nächsten, wenn auch vielleicht nicht einzigen, Wirkungskreis, darein sie Gott selber gesetzt, und das stille Heiligthum, wo sie priesterlich die Flamme des Herdes zu nähren haben, ein Hauptstück aller wahren weiblichen Erziehung; aber eben doch nur ein Stück, nicht das Ganze.

Denn aus allen diesen einzelnen Arbeiten, so nöthig und nützlich sie auch an sich sein mögen, und so gewiß jede Frau sie verstehen und zwar gründlich verstehen muß, aus allen diesen einzelnen Künsten und Fertigkeiten entsteht an sich doch noch lange nicht und niemals auch nur eine äußerlich wohlgeordnete Haushaltung, so wenig als jemals aus vereinzelten todten Theilen und getrennten Gliedern ein lebendiges Ganzes wird und wächst, sondern vielmehr dann nur, wenn Eine gemeinsame Seele, Ein belebender Geist sie zusammenhält. Diesen „Geist" aber, der die ganze Haushaltung regiert als unsichtbare lebendige Seele, als der wahre spiritus familiaris, der ihm sein eigenthümliches Gepräge aufdrückt, den bekommt man eben nicht nur so von selbst mit in den Kauf durch bloße Uebung häuslicher Fertigkeiten und äußerlicher Thätigkeit in allen weiblichen Arbeiten und Beschäftigungen. Diese selbst sind nur das todte Material, die seelenlose Masse, aus der jener gute oder böse Geist des Hauses, der es zu einem Himmel oder auch zu einer Hölle auf Erden zu machen vermag, je nach dem, der es mit Freude, Lust und Seligkeit oder mit Pein, Qual und Schmerzen füllt, wiederum je nachdem, d. h. je nachdem die belebende Seele ist, die darin waltet, sein Reich sich baut.

Ohne jene ökonomische Tüchtigkeit wird allerdings auch die beste, gescheidteste, gelehrteste, gebildetste und genialste Hausfrau trotz all ihrer Talente, Gaben und Kenntnisse keinen rechten Haushalt führen können, bei dem es den Gliedern und Gästen derselben wirklich wohl werden könnte, aber umgekehrt macht's doch auch alles Haushaltungsgenie für sich allein, alles Putzen und Waschen, Kochen und Bügeln, Nähen und Flicken, Stricken und Sticken uns noch nicht im

Hause wahrhaft „gemüthlich" (im Gegentheil!), sondern nur jenes geheimnißvolle Etwas, das das stille Geheimniß jeder Hausfrau ist und das man auch dem besten Mädchen nicht von selber einimpfen und eintrichtern kann, sondern das es neben allen jenen Künsten der Nadel und des Kochlöffels, des Kehrbesens und des Bügeleisens noch kennen, lernen und üben muß, nämlich die große Kunst des Haushaltführens, das die Frau erst zur rechten Herrin des Hauses erhebt, zum lebendigen Mittelpunkt, zum warmen, klopfenden, alles bewegenden Herzen desselben macht und ohne die sie blos seine Dienerin und Schaffnerin, die Magd, höchstens die Haushälterin bleibt, aber nicht die Hausfrau. Bei den meisten häuslich erzogenen Mädchen gewöhnlichen Schlags aber pflegt leider die Mutter dieses Geheimniß, vorausgesetzt, daß sie es überhaupt selber besitzt, ängstlich als ihr Geheimniß zu hüten. Sie ist meistens zufrieden, wenn nur die Tochter Hand und Fuß recht fleißig regt, aber das ordnende, alles beherrschende und bestimmende Denken behält sie sich selbst vor, vielleicht weil sie meint, dazu sei nur sie selber allein geschickt und gescheidt genug. So bleibt bei der Tochter auf Kosten der bloßen äußeren Handfertigkeit Kopf und Herz oft sehr bedenklich leer, arm und kalt und es ist denn freilich gar kein Wunder, wenn sie bei solcher permanenten Werkeltagsarbeit im Schweiße des Angesichts und im Staube der Erde nach und nach gegen alles Geistige, gegen alles Höhere, Bessere, Edlere völlig gleichgiltig und stumpf wird; ihr Geschmack bleibt ohne Bildung und roh, ihr Gesichtskreis eng, ihre Kenntnisse dürftig. Kommt sie je einmal in Gesellschaft, so sitzt sie entweder den ganzen Abend still und stumm neben den Andern, oder ist ihr jedes Tagesgeschwätz, jede Zeitungsneuigkeit, jedes Toiletten-, Dienstboten-, Haus-, Garten- und Küchengespräch gut genug und ausreichend für gar manche schöne Stunde, die ihr neuen Gewinn und frische Anregung hätte bringen können, wenn sie nur die Empfänglichkeit dafür gehabt hätte. Wo aber der Herzensboden nur mit nutzbarem Küchengewächs bepflanzt ist, da können freilich edlere Gartenblumen, die Blüthen der Poesie, Literatur, Musik rc., die unser Leben duftend und farbenreich schmücken, schwerlich gedeihen. Und nun, ihr Mütter, sagt ehrlich und redlich, ist dies das Ideal eurer Töchter?

(Schluß folgt.)



Prag.

Von K. F. Kunschik.

Dort im Herzen des Böhmerlandes, an beiden Ufern des reizenden Moldauflusses, liegt die historisch denkwürdige Stadt Prag, die alte Hauptstadt Böhmens, der Stolz des Czechen. Beinahe ein Jahrtausend hindurch war sie die Residenz der Herzoge und Könige von Böhmen, die Geburtsstätte und der Schauplatz vieler politischen, religiösen und literarischen Kämpfe und Umwälzungen.

Nürnberg mag wohl als das Museum deutscher Alterthümer gelten und mit seinen altmodischen Häusern und Straßen ein Mittelglied zwischen dem Mittelalter und der Neuzeit bilden. Allein in diesen Hinsichten steht das stolze, ehrwürdige und alte Prag nicht weit hinter Nürnberg zurück. Prag ist nicht blos eine alterthümliche, sondern auch eine schöne Stadt. Schon seine Lage auf den Bergabhängen zu beiden Seiten der Moldau, wie auch die Gegend sind reizend. Mit ihren zahlreichen hohen Thürmen, mit den vielen prächtigen Palästen, öffentlichen Gebäuden und Brücken bietet die Stadt einen imposanten Anblick dar. Sie besteht aus vier von einander sehr verschiedenen Theilen, nämlich der Kleinseite, wo sich die meisten öffentlichen Aemter befinden und wo größtentheils der Adel und die Beamten wohnen; dem Hradschin oder dem Schloßdistrikt; der Josephstadt, welche einst das Judenviertel war und wo sich gegenwärtig noch die meisten Prager Juden aufhalten und ihre Geschäfte treiben — und der Neustadt mit ihren Vergnügungsorten. Wälle mit Bastionen und acht Hauptthoren umgeben die Stadt.

Die Geschichte Prag's geht zurück in die Zeitperiode, wo sich noch Thatsachen mit Sagen vermengen. Nach bestehenden Traditionen und Legenden wurde die Stadt um das Jahr 722 gegründet.

Die Herzogin Libussa, eine etwas sagenhafte Persönlichkeit, soll die Gründerin gewesen sein. Sie war eine Heerführerin und Priesterin der Czechen. In der Nähe des gegenwärtigen Prags ließ sie den Wald lichten und ein Schloß bauen, wo sie ihre Residenz aufschlug. Sie war eine sehr launenhafte Herrscherin, die sich ihre Liebhaber nach ihrem Gefallen unter ihren Unterthanen auswählte. Sobald sie eines Geliebten müde ward, ließ sie ihn den steilen Felsen, auf dem das Schloß stand, hinab werfen und berief allsogleich einen anderen Kandidaten, um die Stelle des getödteten einzunehmen. Derselbige Boden am Fuße des Berges, wo die Opfer ihrer Laune zerschmettert wurden, heißt

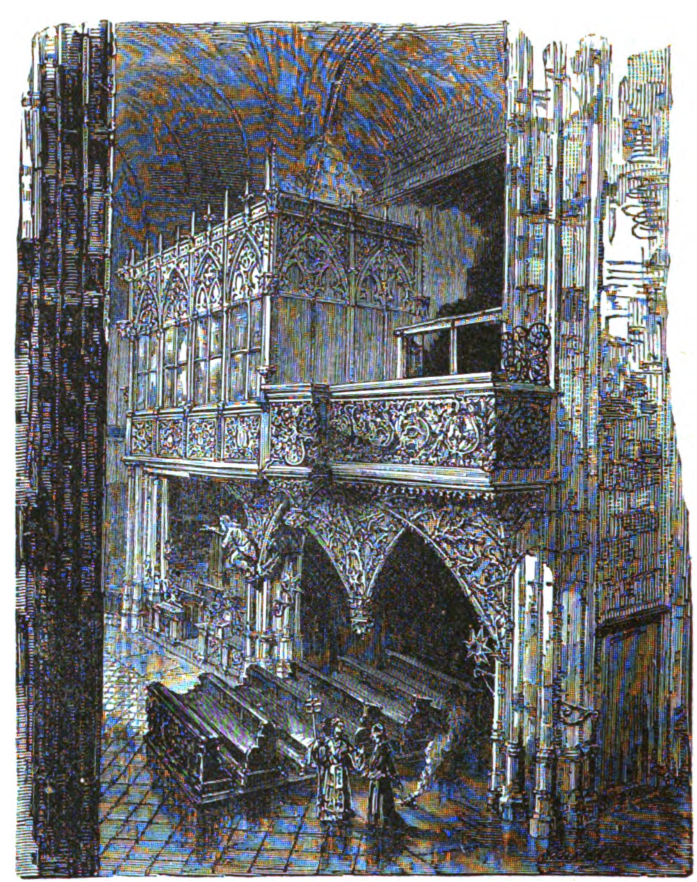
Digitized by Google

jetzt noch „Libussa's Bett". So manches Opfer mußte die zeitweilige Gunst der Regentin mit seinem Leben bezahlen. Da fiel ihre Wahl auf Premislas, einen jungen Bauern, der es verstand, ihren Launen so entgegen zu kommen und einen solchen Einfluß auf sie auszuüben, daß er nicht nur dem Schicksale seiner Vorgänger entging, sondern auch Herr über seine launische Gemahlin wurde. In ihrem Namen legte er den Grund zur zukünftigen Stadt Prag. Libussa versammelte alle Führer des Volkes und in deren Gegenwart prophezeite sie in begeisterter Rede die zukünftige Ausdehnung und Berühmtheit der jugendlichen Stadt, welcher sie den Namen Prag gab. Von Libussa und Premislas stammt die älteste Linie der böhmischen Herzoge, die ihre Residenz zu Prag hatten.

Der Hradschin ist vielleicht die interessanteste Sehenswürdigkeit Prags. Libussa soll auch die Gründerin dieses merkwürdigen Baues sein. Die Lage, der Styl, das ganze Aussehen und die Umgebung machen den Hradschin zum wahren Ideal einer alten Königsresidenz. Das Innere besteht aus mehr als vier hundert sehr reich ausgestatteten Zimmern. Dem Reichthum und Glanz des Inneren entspricht auch die Pracht des Aeußeren. Im Hradschin giebt es manchen Ort, dessen Geschichte erzählenswerth ist. Könnten die alten Thürme und die finsteren unheimlichen Kerkerhöhlen reden, sie würden uns viel von mittelalterlicher Tyrannei und Grausamkeit zu erzählen haben. Da ist der weiße oder runde Thurm, in welchem die Gefangenen dem Hungertode preisgegeben wurden. Hier steht der schwarze oder viereckige Thurm. In diesem wurden die Gefangenen nach grausamer Tortur durch die eiserne Jungfrau hingerichtet. Diese eiserne Jungfrau war eine Figur, die ihre Opfer umarmte und sie gegen scharfe eiserne Spitzen an ihrem Körper drückte.

Karlsbrücke und Thurm.

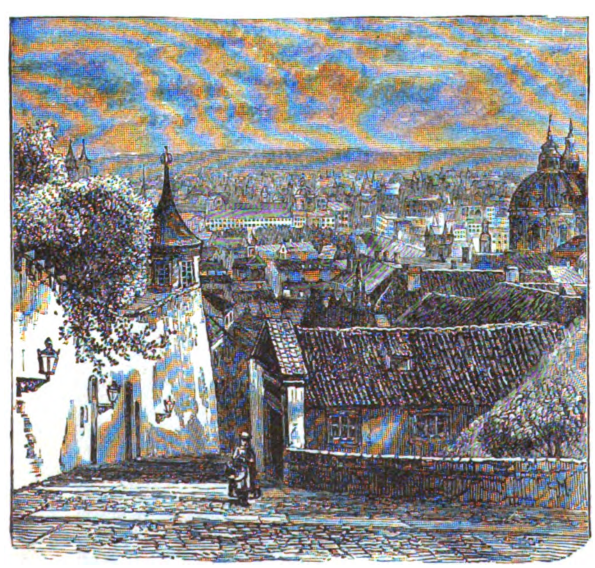
Digitized by Google



Des Kaisers Kirchstuhl in St. Veits.

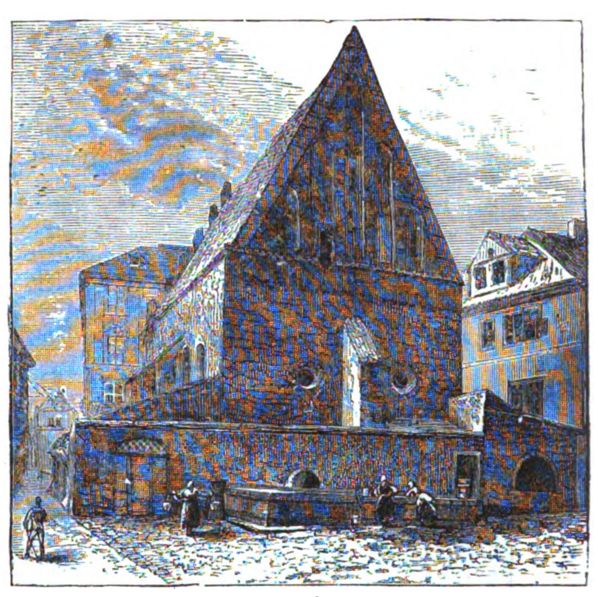
Dort ist der Thurm Daliborka, in dessen Kerker die Sonne nie scheint. Da wurden die Verurtheilten durch eine Fallthüre in einem unterirdischen, etwa neunzig Fuß tiefen Kerker mittelst eines Strickes hinab gelassen, um das Tageslicht nie wieder zu begrüßen. Der Thurm soll seinen Namen von Dalibor, einem Ritter haben, der dazu verurtheilt worden war, hier den Rest seines Lebens zuzubringen. Auf sein Ersuchen gestattete man ihm, seine Violine mitzunehmen. Er suchte sein schreckliches Loos durch Musik zu lindern und darüber sein Schicksal zu vergessen. Seine Musik, mit der er die öde Kerkerhöhle erfüllte, soll besonders bezaubernd und fast überirdisch gewesen sein.

Gerade unter den Schloßmauern befinden sich zwei steinerne Monumente, die dem Protestanten besonders interessant sind. Schon war das Wetterleuchten des dreißigjährigen Krieges wahrzunehmen. Kaiser Rudolf, der den Böhmen sehr gewogen war und sogar in Prag seine Residenz aufgeschlagen hatte, versuchte die erregten Gemüther durch den Majestätsbrief zu besänftigen, indem er den Utraquisten und Lutheranern Religionsfreiheit und Gleichstellung mit den Katholiken gewährte. Als aber der Erzherzog Ferdinand die Herrschaft über Böhmen in seine Hände bekam, fingen die Protestanten an, um ihre Religionsfreiheit besorgt zu sein, und das mit Recht, denn Ferdinand war ein strenger, intoleranter Katholik. Daß diese Besorgniß nicht grundlos war, sollte sich bald zeigen. Beim Bau zweier protestantischer Kirchen auf dem Gebiete des Abtes von Braunau und des Klosters Grab geschah der Ausspruch, daß auf geistlichem Gute keine evangelischen Kirchen errichtet werden dürften, und in Folge dieses Verbotes wurde die eine Kirche geschlossen, die andere niedergerissen. Da der Kaiser trotz aller Gegenvorstellungen dieses Verbot bestätigte, erhob sich eine Menge Volkes in Prag unter der Leitung des



Ansicht von den Burgtreppen.

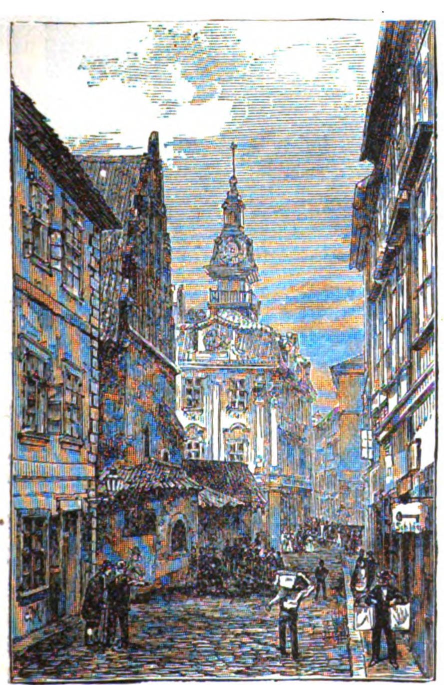
Digitized by Google



Alte jüdische Synagoge.

Grafen von Thurn und zog nach der Schloßkanzlei, wo man dann die verhaßten kaiserlichen Räthe Martinitz und Slawata nebst dem Geheimschreiber Fabricius zum Fenster hinauswarf. Trotz der bedeutenden Höhe und der nachgefeuerten Schüsse entkamen alle drei mit dem Leben. Dieser Gewaltact war das Signal zum dreißigjährigen Kriege. Bemerkt sei noch, daß Kaiser Ferdinand den Schreiber Fabricius zum Andenten an dieses Ereigniß humoristisch zum Grafen von Hohenfall ernannte.

Nahe dem Hradschin steht die St. Veit's Kirche, — die Westminster-Abtei Böhmens. Dieselbe ist über fünfhundert Jahre alt. Das Aeußere ist prachtvoll und hat ein halb orientalisches Aussehen. Den Reichthum des Innern zu beschreiben, ist fast unmöglich. Hier befindet sich die St. Wenzels Kapelle, an deren Thüre sich ein großer, schwerer Ring befindet, woran sich Wenzel geklammert haben soll, als er ermordet wurde. Doch vielleicht das Merkwürdigste ist das Grab des heiligen Johannes von Nepomuk, dem Patron Böhmens. Der Leichnam liegt in einem Sarge aus solidem Silber, überdeckt von einem Baldachin, den vier silberne Engel tragen. Das Grabmal ist eines der merkwürdigsten und kostbarsten in Europa. Die Zunge des Heiligen, der die Beichte seines königlichen Beichtkindes nicht verrathen wollte, wird in einer Glasvase aufbewahrt.



Jüdisches Rathhaus.

Die Kirche ist überhaupt voll von Grabmälern und anderen Merkwürdigkeiten. So befindet sich hier z. B. eine Darstellung der Stadt Prag mit dem Triumphzug Maximilians in dieselbe, das Ganze kunstvoll aus einem einzigen Stück Holz geschnitzt. Des Seltsamen und Merkwürdigen ist hier so viel, daß es der Beschreibung spottet.

Nicht weit vom Hradschin befindet sich die Kleinseite. Hier sind die Paläste des Adels, die Museen, Gallerien, Bibliotheken und Klöster. Am Lobkowitz-Platze befindet sich eine Bibliothek mit 20,000 Bänden, im Kinsky-Palast eine mit 40,000 und im Strahon-Kloster eine mit 50,000 Bänden. Hier steht der Palast Albrechts von Wallenstein, der sich gegenwärtig noch im Besitze der Nachkommen jenes berühmten Feldherrn befindet.

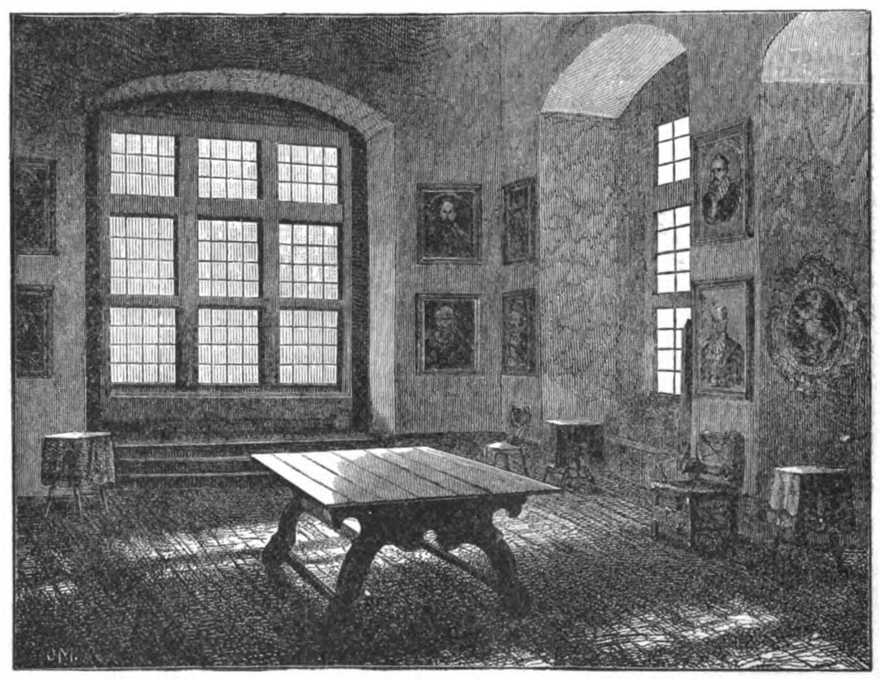
Um von diesem antiken Stadttheil in die Geschäfts- und Arbeits-Welt Prags zu gelangen, müssen wir über die Moldau. Gewöhnlich geht man über die Karlsbrücke. Dieselbe ist ein sehr massives und dauerhaftes Bauwerk. Von hier aus kann der größte Theil Prags und seiner Umgegend übersehen werden. Es ist nicht ganz ohne Grund, wenn der Prager behauptet, daß Prag, besonders von der Karlsbrücke aus betrachtet, seines Gleichen in Europa nicht hat. Auf dieser Brücke sind eine Menge Gegenstände, um deren Bedeutung der Beobachter die Geschichte, die Sage und Legende zu fragen hat. Die beiden Brückenthürme mit ihren Inschriften

Digitized by Google

und Wappen erzählen den Ruhm von Böhmens Vergangenheit. Von den achtundzwanzig Statuen auf der Brücke ist die des heiligen Johannes von Nepomuk die hervorragendste. Zu derselben kommt jährlich eine Menge von Pilgern, um am Tage dieses Heiligen die Messe zu hören, die in einer temporären, über die Statue des Heiligen errichteten Kapelle gelesen wird. Das Gedränge auf der Brücke ist an diesem Tage oft lebensgefährlich.

Die „Josephstadt" ist eines der ehrwürdigsten und interessantesten Judenviertel Europa's. Es ist unmöglich festzustellen, wann sich die Juden hier zuerst niedergelassen haben. Schon die manche Gräber zu sehen aus der Zeit Stephans von Ungarn.

An das Judenviertel schließt sich die „Altstadt" an. Hier steht die Teynkirche mit den Gebeinen Tycho Brahe's. Die Geschichte dieser Kirche ist eine wechselvolle. Da ist auch die alte und berühmte Universität, einst von vierzigtausend (?) Hörern besucht. Hier lehrte Johann Huß, der Vorarbeiter Luthers. Im Laufe der Zeit und durch mancherlei Wechselfälle verlor diese Anstalt ihre ehemalige Bedeutung. In jüngster Zeit hat sie sich jedoch bedeutend gehoben. Die Bibliothek enthält 142,000 Bände und 7762 Manuscripte, wovon manche sehr



Altes Zimmer der Senatoren.

ältesten Chroniken und Traditionen erzählen von ihnen. Die zweiunddreißig Straßen der Josephstadt sind enge und unregelmäßig und die Häuser daselbst sind sehr dicht bewohnt. Hier, wie in anderen Großstädten, hatten die Juden viel von den Vorurtheilen und Verfolgungen des Mittelalters zu leiden. Kaiser Joseph II. ließ es sich besonders angelegen sein, die Lage dieses bedrückten Volkes zu erleichtern. Die Juden Prags haben ihr eigenes Rathhaus, wo die Aeltesten Israels ihre eigenthümlichen Geschäfte besorgen. Von den zehn Synagogen ist eine im gothischen Styl erbaute besonders merkwürdig. Sie soll tausend Jahre alt sein. Der Prager Judenfriedhof ist ebenfalls einer der ältesten und ehrwürdigsten seiner Art. Da sind noch werthvoll sind. Die Universität steht jetzt unter römisch-katholischer Controlle.

Prag ist überhaupt mit Erziehungsanstalten gut versehen. Nebst der Universität besteht ein Polytechnicum, drei Gymnasien und andere höhere Volksschulen.

Prag ist das Centrum eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes und eines lebhaften Zwischenhandels, sowie auch der Sitz einer erheblichen Industrie.

Der beschränkte Raum zwingt uns, von der alten Stadt Abschied zu nehmen. Nur flüchtige Blicke waren uns gestattet. Doch um alles Sehenswerthe zu beschreiben, müßte man große Bücher füllen.

Darum einstweilen Adieu!

Digitized by Google

New Yorker Bilder.

Von J. J. Metzmer.

I.

Es ist einer jener unfreundlichen Märztage, wie sie die Metropole jedes Jahr sieht. Die Nacht über war ein leichter Schnee gefallen; die Tausende von Fuhrwerken jeglicher Art, welche vom frühen Morgen an die großen Verkehrsstraßen füllen, hatten denselben in einen furchtbar häßlichen, übelriechenden Brei verwandelt, den die Fußgänger auf den Zehenspitzen zu passiren suchten, aber nicht ohne von demselben seinen Zoll in Gestalt von großen Schmutzflecken auf ihre Kleider zu erhalten; kalt und durchdringend brauste der Wind von den beiden Flüssen und der Bai herauf durch die Straßen, in einzelnen heftigen Stößen den Schmutz der Straße aufwirbelnd und den Leuten in Gestalt von kleinen Eisstücken in's Gesicht werfend; vom Himmel rieselte ein erkältender Regen, oft mit Schnee und kleinen Schlossen untermischt; es war ein Tag, wo Jeder, der hinaus mußte, sich nach dem warmen Zimmer sehnte und eilends dasselbe wieder zu erreichen suchte.

Unsre kleine Erzählung versetzt uns an den City Hall Park. Wer, der New York jemals gesehen hat, kennt denselben nicht, mit dem großen Stadthause auf der einen und dem imposanten Postgebäude auf der andern Seite, um welchen herum der ganze ungeheure Verkehr der Weltstadt seinen Culminationspunkt erreicht.

Eben hatte ein Herr und eine Dame mühsam den Broadway gekreuzt und suchten nun ihren Weg nach dem Fuße der Chatham Straße über das kleine Dreieck durchzufinden, das sich zur Seite der City Hall bildet. Der Herr war von mittlerem Alter, kräftig gebaut und in einen dicken Ueberrock gehüllt, die Dame war augenscheinlich viel jünger, von fast mädchenhaftem Aussehen; ihre liebliche Figur war in einen Regenmantel gehüllt, auch schien sie die Kälte weit weniger zu fühlen als ihr älterer Gefährte.

Eben wollten sie die Straße kreuzen, als sie einer Anzahl sonderbarer Wesen ansichtig wurden, die so recht im Schmutz herum zu hüpfen schienen und den Straßenübergang belagerten. Ein genauerer Blick enthüllte ihnen fünf kleine Mädchen, alle in kurze, schmutzige Röckchen gehüllt, die Beine unbedeckt und jene roh gearbeiteten Schuhe an den Füßen, wie sie von Wohlthätigkeits-Gesellschaften ausgetheilt zu werden pflegen. Jedes derselben hatte einen Stumpfen von Etwas in der Hand, was einmal ein Besen gewesen war, und gab sich das Ansehen, als wenn es den Straßenübergang kehrte, während die ausgereckte Hand und die geläufige Zunge den Lohn für die angebliche Arbeit von den Vorübergehenden einforderte.

Nicht sobald hatten die kleinen Wesen das Paar entdeckt, als sie sich herbei drängten, die Besen in die Höhe hoben, die schmutzigen Hände ausstreckten und eins das andere mit dem Geschrei überbot: „Bitte, einen Penny!" „Bitte, mir auch einen, wir kehren die Straße für Sie!" „Bitte, mein Herr, wollen Sie nicht Jedem einen Penny geben?"

Und welche Schelme sie waren! Sobald eins das Kupferstück empfangen hatte, stellte es sich zurück und schrie: „Mir auch einen, ich habe noch Nichts bekommen; bitte, bitte, alle haben Etwas, nur ich nicht!" Zuletzt waren zwanzig Kupferstücke fort und das Gebettel dauerte ungeschwächt fort, bis das Paar sich befreite und weiter ging, während die kleine Bande sich auf eine Car stürzte, aus welcher eben die Leute traten. Auf der entgegengesetzten Seite der Straße traf das Paar noch ein Mädchen, das wirklich kehrte. Das Kind sah sehr schüchtern und elend aus. Sein zerlumptes Kleidchen stammte offenbar aus einer vornehmen Garderobe her und war sehr kurz und ohne Aermel; Beine und Arme waren von Frost blau angelaufen, dabei war es ebenso schmutzig wie die andern. Den Vorübergehenden hob es ohne Wort blos die Hand hin, während es des Geldes mehr bedürftig schien als die andern alle.

Als das Paar das Kind erreichte, ergriff die junge Dame das ausgestreckte Händchen und zog das sich erschrocken sträubende Kind auf den Seitenweg.

„Wie heißest du?" fragte sie in jener gewinnenden Weise, in welcher man eine Bekanntschaft mit Kindern einzuleiten sucht.

„Lily, Madam — bitte, senden Sie mich nicht in's Gefängniß, ich habe ganz gewiß dort drüben keine Kastanien genommen; ich wollte mich blos ein wenig am Feuer wärmen."

„Wir wollen dir nicht wehe thun!" sagte lächelnd die Dame, indem sie dachte, daß eine starke Versuchung, etliche heiße Kastanien zu stehlen, die Furcht des Mädchens erregt haben mochte. Indem sie das Kind näher ansah, bemerkte sie, daß die Augen tief blau waren, eine Stelle ihres Halses, welche durch das nasse Kleid vom Schmutze gereinigt worden war, enthüllte eine herrlich weiße Haut und die verwirrten

Digitized by Google

Haare waren von jener goldenen Farbe, die gerade so beliebt war.

Der Herr, um die Furcht des Kindes zu dämpfen, sagte gütig: „Wir suchen ein armes kleines Mädchen, um bei uns zu bleiben. Wolltest du gerne bei uns bleiben?"

„Ja, mein Herr," war die prompte Antwort.

Der Herr sah etwas verlegen aus, hatte er doch eine ebenso prompte Weigerung erwartet; aber die dunkeläugige Dame meinte: „Sie ist so lieblich wie irgend eins, das wir bekommen können;" dann zu dem Kinde sich wendend, fragte sie: „Wie viel mußt du jeden Tag verdienen?"

Diese Frage zeigte, daß die Dame wohl bekannt war, wie gewisse Personen jeden Tag eine Anzahl Kinder auf die Straße sandten, eine gewisse Summe Geldes zusammen zu betteln, mit der Aussicht, im Falle sie darinnen zu kurz kämen, unbarmherzige Schläge zu erhalten. Das Kind antwortete sofort: „Jedes muß 30 Cents heimbringen und ich habe bis jetzt blos 6. Die Leute geben nicht gern, wenn es so kalt ist."

Die Dame fuhr fort: „Ich will dir 25 Cents geben, wenn du heim gehst und dein Gesicht waschest, so daß ich zu dir kommen und dich sehen kann."

„Ja, Madam!"

„Wo wohnst du denn?"

„Bei Tante Mohr, No. 58 Mulberry Str., hinten im Keller."

„Hier ist das Geld und da hast du noch 10 Cents mehr, geh damit zu jenem Kaffee-Stand und kaufe dir ein warmes Essen. Geh' nun, Kleine!"

Das erstaunte Kind nahm sich kaum Zeit zu denken und rannte, das Geld fest in sein blau gefrorenes Händchen pressend, in der bezeichneten Richtung hinweg.

Eine oder zwei Stunden später sah die schmutzige, übelberüchtigte Mulberry Straße das seltene Schauspiel, daß ein gut gekleideter Herr mit einer einfach gekleideten, aber schönen Dame am Arme, die Höhlen in den Hintergebäuden durchsuchte. Solche, die diese Orte nie gesehen, können sich keinen Begriff von dem Aussehen derselben machen. Alte, halb zerfallene Backsteinhäuser, die Wände schmutzig und schwammig und wie durchtränkt von all dem Unrath, dem Laster und der Grausamkeit, von denen sie jemals Zeuge gewesen; die Fenster blind vor Schmutz; von Haus zu Haus, von Dach zu Dach mit Seilen, kreuz und quer, wie Spinngeweben bespannt, an welchen schadhafte Wäsche und zerlumpte Kleidungsstücke hängen. Die Treppen waren voll Eis, zerlumpte Kinder, schmutzige Weiber trieben sich auf denselben herum, doch nicht so zahlreich, wie bei freundlicherem Wetter.

Der Herr und die Dame gingen durch ein Vorderhaus, dann im Hofe eine schmutzige Treppe vorsichtig hinabsteigend, versuchten sie den Keller des Hinterhauses zu betreten und befanden sich bald in der dicksten Finsterniß, als sie ein altes Weib fragen hörten: „Was sucht ihr denn hier?"

Der Herr, den wir gerade eben so gut Alfred Drew nennen können, sagte: „Vor allen Dingen wünschten wir zu sehen wo wir sind, wenn dieses überhaupt möglich ist."

„Ei, ei!" erwiderte die Stimme, „das sind Gäste, die so etwas nicht gewohnt sind. Mach', Lily, zünd' ein Licht an! Vermuthlich kommt das schwachsichtige Volk nur um zu schwatzen und bringt nicht einmal einige abgelegte Kleidungsstücke!"

Die Besucher antworteten auf dieses Compliment, welches so klar andeutete, wie man sich hier willkommen machen müsse, nicht, und das Licht, das den schmutzigen Keller bald erhellte, ließ sie auch die Bewohner desselben erkennen.

Das Kind sagte dann zu dem in einem Armsessel sitzenden und in Lumpen gekleideten Weibe: „Tante Mohr, das sind die Leute, die mir heute das Geld gegeben haben."

„So, so!" erwiderte sie. „Ihr seid willkommen, wenn ihr zu dieser Sorte Leute gehört, die bezahlen, anstatt uns Predigten zu halten und Traktätchen anzubieten. Besser, ihr gebt das Geld, das ihr zu vertheilen gedenkt, in meine Hand; ich kenne die Leute und bin eine ehrliche Frau und werde es unparteiisch vertheilen."

„Ich bin in dieser Straße nicht unbekannt!" war die ruhige Antwort.

„Dann seid ihr gekommen zu spionieren. Was wollt ihr eigentlich von mir?"

„Ich bin gekommen, Ihnen das Anerbieten zu machen, Lily als meine Tochter aufzunehmen." Damit wies er auf das Kind hin, das mit saubern Beinen und reinem Angesichte im Schooße seiner Gattin saß.

„Was wollt ihr mir dafür geben?" war die geschäftsmäßige Frage.

„Gehört das Kind Ihnen, oder ist es mit Ihnen verwandt?" fragte Herr Drew.

„Nun," meinte die Megäre mißtrauisch, „ich bin nicht so dumm, diese 6 Mädchen, die fast alle von einem Alter sind, und die 4 andern, die ich im Lumpengeschäft habe, und den Buben und das Mädchen im Blumengeschäft für meine eigenen Kinder auszugeben. Wahrscheinlich habt ihr auch schon auf der Polizei nachgefragt und es ausgefunden. Ich habe sie alle theils von Trunkenbolden aufgenommen, theils ver-

Digitized by Google

loren gefunden und ich erziehe sie zu einem ehrlichen Geschäft. Sie bekommen von mir Essen und Kleider und Obdach und in der That, ich habe hier eine Wohlthätigkeitsanstalt für arme verlassene Kinder, und ich könnte vielmehr für sie thun, wenn ich bezahlt würde, das gestehe ich ehrlich ein."

„Haben Sie irgend welche Dinge in Ihrem Besitz, welche auf die Eltern Lilys schließen lassen?"

„Nicht einen Fetzen, ich sage es ehrlich. Sie wurde in einem seidenen Taschentuch an der Thüre von Herrn Müllers Schule ausgesetzt. Ich sah sie dort und nahm sie mit."

„Dann hatte die Mutter die Absicht, sie Herrn Müller zu geben!"

„Das mag sein, aber sie kam nie in sein Haus und so hat er auch keinen Anspruch an sie, überdies habe ich sie vom Untergange gerettet."

Herr Drew versuchte den Abscheu, den er vor dem Weibe empfand, zu verbergen und fragte weiter: „Haben Sie ihr den Namen Lily gegeben, oder lag ein Papier mit ihrem Namen dabei?"

„Nichts, gar nichts!" antwortete sie. „Einige vornehme Damen, die genug Sammet an sich trugen, daß ich ein ganzes Jahr hätte davon leben können, kamen und wollten die Brut getauft haben. Ich gab es zu und sie nannten das Mädchen Lily, und ich verkaufte nachher das weiße Taufkleid, was hätte ich sonst damit thun können. Sie ist ein nettes, kleines Mädchen, nur so sonderbar. Sie hört Allerlei in Herrn Müllers Schule, von Lämmern und einem Manne, der sie auf das grüne Gras nimmt und auf seinen Armen trägt und solchem Zeug. Das geht ihr den ganzen Tag durch den Kopf und Nachts träumt sie davon. Manchmal erschreckt sie Einen, indem sie mit offenen Augen und lachendem Gesicht zu Leuten in der Luft redet. Aber ich kann sie davon kuriren. Ich denke, sie möchte gerne etwas Grünes zu essen haben und ich will ihr eine gute Schüssel Kraut kochen, dann wird sie schon ruhig werden."

Herr Drew sah, daß aus der Megäre nichts weiteres herauszubringen war, so sagte er: „Ich bin nicht gewohnt für Kinder zu zahlen, aber ich will einem jeden Kinde ein gutes wollenes Kleid, Schuhe und Strümpfe geben. Sie müssen sich aber vor Gericht verpflichten, dieselben nicht zu verkaufen oder zu verpfänden, und die Kinder die Kleider austragen zu lassen. Dann will ich für zwei große Zimmer oben auf sechs Monate die Rente bezahlen, damit Sie und die Kinder aus diesem Keller heraus kommen. Auch will ich Ihnen überdies 100 Dollar bezahlen, wenn sie versprechen, die Kinder an nassen Tagen trocken und im Hause zu behalten."

„Sie sind sehr großartig! Aber ich bin Eigenthümer und ich habe die Bedingungen zu stellen. Sie können Lily gleich mit sich nehmen, wenn Sie mir 500 Dollar Gold ausbezahlen. In das Geschäft mit den andern mischen Sie sich nicht ein."

„Ist das die niedrigste Offerte, die Sie stellen?"

„Gewiß!" antwortete die Megäre mit einem widerwärtigen Grinsen.

Herr Drew flüsterte etwas seiner Gattin zu, dieselbe sagte dem weinenden Kinde Lebewohl und drückte ihm dabei eine Dollarnote in die Hand, in der Hoffnung das Kind vor der brutalen Behandlung seiner schamlosen Pflegerin zu bewahren, welche den Aerger über ihre Täuschung leicht an ihm auslassen konnte, und dann verließen die Beiden, ohne ein weiteres Wort zu verlieren, die häßliche Höhle.

Während der nächsten vier bis fünf Wochen besuchte Herr Drew, was er nie zuvor gethan hatte, häufig die Officen der Stadtregierung; ebenso gab er öfters in seinem Hause größere Mahlzeiten und seine Gäste bestanden hauptsächlich aus Aldermännern oder hervorragenden Politikern der herrschenden Partei; auch sah man ihn einige Male mit dem amtirenden Mayor ausfahren.

In den Officen der Stadtverwaltung wurden ferner allerlei Zeugen vernommen und die Polizeiberichte wurden einer genauen Untersuchung unterzogen; Gerüchte über bevorstehende neue Straßenverordnungen verbreiteten sich unter der Bevölkerung.

Zu derselben Zeit stellte sich im Hinterhause von No. 58 Mulberry Straße ein Fremder ein. Seine Person war klein, doch erschien er sehr lebhaft; seine Kleider, welche einmal fein gewesen sein mußten, erschienen geradezu lumpig. Mit den Bewohnern der Lokalität wußte er sich schnell auf guten Fuß zu stellen und seine Hindeutungen, wie man leicht Dinge erlangen könnte, die sich viel theurer verkaufen ließen als alte Lumpen, gewannen ihm vollständig das Herz der Tante Mohr, die ihm wiederum all die kleinen Schliche und Ränke mittheilte, wodurch sie durch ihre wohldressirte Bettlerbande das Publikum ausbeutete.

Der März war außerordentlich kalt und unfreundlich gewesen, und Lily war noch immer eine Bettlerin, so elend als möglich gekleidet, um so mehr das Mitleid der Leute wach zu rufen, — da wurde sie eines Tages halb todt von Hunger und Kälte von der Straße aufgelesen und nach einem Hospital gebracht. Unglücklicherweise vermuthete Tante Mohr ihren

Digitized by Google

Aufenthalt und in einem Kleide, wie sie nie in ihrem Keller trug, begab sie sich dahin. Eine wahrscheinlich klingende Geschichte, daß das Kind von einer guten Heimath weggelaufen sei, daß Diebe ihre Kleider gewechselt hätten und ihre affektirte Mutterliebe gewannen Glauben und das Kind wurde ihr von Neuem überliefert, um neuen Torturen ausgesetzt zu werden.

Zuletzt an einem wechselvollen Apriltage, der genug Regenschauer brachte, um die Straßenkehrer wieder in Thätigkeit zu setzen und Almosen von den Vorübergehenden zu erlisten, zeigten sich plötzlich an allen Ecken blaue Uniformen, die, wie Habichte auf schmutzige Tauben, sich auf die kleine Straßenfeger-Bande stürzten und die sechs kleinen Mädchen fanden sich bald mit Schaaren anderer Straßen-Araber in der City Halle.

Zu derselben Zeit erschien Herr Drew von Neuem in Mulberry Straße und in Begleitung von dem seit Wochen dort hausenden Fremdling stieg er auf's Neue zu Tante Mohr hinab.

Die Alte, sobald sie der Beiden ansichtig wurde, sagte mit häßlichem Grinsen: „Ich dachte, Sie würden sich noch zu meinen Bedingungen bequemen. Ist es Ihnen nun gefällig, meinen Preis zu bezahlen?"

Die Antwort, die ihr wurde, kam von dem angeblichen Diebe. Derselbe öffnete seinen zerlumpten Oberrock, zeigte unter demselben seine blaue Weste und den Schild der Polizei und sagte: „Ich bin Geheimpolizist Rockwell, vom Superintendenten besonders beauftragt, Ihren Fall zu untersuchen; Sie sind wegen Schwindeleien verhaftet." In wenigen Augenblicken trug Tante Mohr die stählernen Bracelets der Verbrecher.

Es entstand ein großes Geschrei und ein heftiger Auflauf in der Nachbarschaft, aber das Ende davon war, daß Tante Mohr auf einem prachtvollen Platze am Hudson gelegen für viele Monate innerhalb hoher Steinmauern freies Quartier erhielt und mit gestreifter Kleidung versehen wurde. Die Morgenzeitungen verkündigten den nächsten Tag, daß der Bettel durch Kinder, oder der Verkauf billiger Artikel durch dieselben, fortan verboten sei. Wer vom Bettel und Diebstahl leben wolle, habe es fortan ohne die Hülfe von Kindern für sich selbst zu thun.

Von den Hunderten von Kindern, die an jenem Tage von der Straße genommen wurden, brachte man manche der jüngeren in den Asylen der Stadt unter; Viele erhielten gute Heimathen bei Farmern im Westen; Lily fuhr mit der ersten Kutsche, die sie jemals in ihrem Leben im Innern sah, den Broadway hinauf, dann die West 11. Straße hinunter, bis sie zu einem großen Eckhause kam. Unter der Thüre stand Frau Drew, welche sie sofort in Empfang nahm und sie in's Haus führte, das ihr wie ein Feen-Land erschien.

Welch ein wunderbares Leben begann nunmehr! Die Glasthüre, durch welche sie eintraten, ließ das Sonnenlicht in prächtigen Farben in die Hausflur strahlen, Lily hätte das Oeltuch am Boden für den feinsten Marmor genommen, hätte sie gewußt, was Marmor eigentlich ist. Der Hutstand hatte seinen prächtigen Spiegel, die Treppe war mit einem weichen, von prächtigen Blumen durchwobenen Teppich bedeckt, und erst die Schlafkammer mit dem grün und weißen Teppich, der grün-seidenen Bettdecke und den weichen weißen Kissen, den weißen Musselin-Vorhängen, dem Spiegel, vom Boden bis zur Decke reichend, dem Vogel-Käfig von Golddraht, in welchem ein paar Canarienvögel lustig zwitscherten, und dem Blumenstand mit blühenden Geranien und gar einem Aquarium mit lieblichen Goldfischchen besetzt; all' diese Herrlichkeit war für sie gleich einer Offenbarung, was der Himmel sein möchte, wenn sie sich wirklich noch auf Erden befand, was ihr freilich zweifelhaft erschien. Nie zuvor hatte sie die schönen Schaufenster am Broadway gesehen; sie war nie an die Bai, nie in einem Ferryboot über die beiden Flüsse gekommen.

In einem Nebenzimmer wurde sie entkleidet und in's Bad gebracht, und bald stand sie wieder vor einem der großen Spiegel. Aber wie schrak sie zurück, als sie das liebliche Mädchen in demselben erblickte mit seinem blau-seidenen Kleidchen, den feinen perlfarbenen Strümpfen, mit goldenen Locken und schneeweißem Nacken und Armen, und einem seidenen Band, so blau wie ihre Augen; und sie gerieth vollständig in Verwirrung, als Frau Drew liebevoll zu ihr sagte:

„Sieh nochmals in den Spiegel, mein Liebling, es ist wirklich Lily, die du darinnen siehst."

Es nahm manchen Tag, bis sie sich selbst kannte, wenn sie zufällig ihrem Bilde begegnete, und manche Woche, bis sie die Manieren der Mulberry-Straße und der Straßenübergänge abgelegt hatte.

Einmal war sie ausgegangen, um frische Luft zu schöpfen und mit ihrem eigenen Gelde sich Etwas zu kaufen, als sie auf einem Straßenübergange einer Dame begegnete, die ein gar gütiges Aussehen hatte. Ganz unwillkürlich streckte sie ihre Hand nach ihr hin, Etwas zu empfangen. Die Dame hatte keine Ahnung, daß die Bewegung des Kindes die Gewohnheit eines jungen Lebens war, durch harte Züchtigung demselben beigebracht. Lächelnd über den anscheinenden Irrthum des Mädchens in der Person, bückte sie sich nieder und drückte einen Kuß auf seine Lippen.

Digitized by Google

Und die Polizisten, welche an den Straßenübergängen die Fußgänger vor den rollenden Wagen schützten, wie höflich waren sie nun geworden! Als sie aber einmal ein Polizeimann aufhob, um sie vor Gefahr und ihre feinen Stiefelchen vor dem Schmutze zu schützen, schrak sie zusammen und konnte kaum einen lauten Schrei unterdrücken, war es ihr doch, als wenn sie den Ruf hörte: „Was willst du, kleine Bettlerin, fort, fort!“ Und die alten Weiber, die die Aschenfässer in der Straße untersuchten, erschreckten sie oft und mit einem Stich im Herzen wandte sie sich hinweg im Entsetzen vor den Schreckens-Gespenstern des Leihhauses, des Kellers und der Peitsche.

So lange hatte Lily im Elende geschmachtet, daß ein Schmerz in ihrer Brust zurückgeblieben war, der nicht weichen wollte. Hektische Röthe lagerte sich auf ihren Wangen, ihr Fleisch wurde nicht voller, es schien, daß sie nicht zu dem lieblichen Reize der Jungfrauschaft heranwachsen würde, sondern dieselben gegen die weißen Kleider und die glänzenden Flügel der heiligen Engel zu vertauschen hätte.

Sie war nicht ganz ohne religiösen Unterricht geblieben. Fromme Leute hatten in der Nähe ihrer früheren Wohnung Sonntagschulen errichtet und Versammlungen gehalten. Zu Zeiten, wenn das Geschäft auf den Straßen schlecht ging, hatte Tante Mohr sie dahin gesandt, und ihr gottloses altes Herz hatte sich in die Idee eingelebt, daß etwas Singen und Lesen im Neuen Testamente ihre Kinder reformiren würde, aber wenn das auch der Fall war, so hatte sie sie doch jederzeit in's Lügen und Stehlen zurückgeprügelt. Doch Lily hatte aus der Sonntagschule Etwas behalten, und nun konnte sie dem Herrn danken, der sie errettet hatte, und das war ihre einzige liebliche Erinnerung an ihr früheres Leben, das sie oft im Wachen und Schlafen in schaurigen Bildern verfolgte.

In einer Nacht war es ihr, als hörte sie nach und nach auf, ein kleines Mädchen zu sein und würde eines der kleinen, stummen Lämmer, die sie schon oft im Washington-Markt lebendig zum Verkaufe ausgeboten gesehen hatte. Sie befand sich nicht mehr in ihrem Zimmer, sondern auf einem weiten, wüsten und öden Felde, voller Gesträuche und Dornen; und ein großer, wilder Wolf, mit furchtbar glotzenden Augen, heulend vor Hunger und Blutdurst, kroch nach ihr durch das Dickicht.

Dann sah sie wieder eine ganz verschiedene Scene. Ein Land so schön und lieblich, so voller Licht und Leben, wie sie noch nie davon gehört. Und da waren Fluren, so grün, wie der reinste Smaragd in lauteres Gold gefaßt, und Blumen so schön und lieblich und von solch bezauberndem Dufte! Und dann sah sie einen Strom, hell wie Kristall, und seine Tropfen glänzten wie lauter Diamanten. An dem Strom standen Bäume und in denselben rauschten Harfentöne und jede Blüthe schien der Sitz eines noch ungeborenen Engels zu sein. Und dann sah sie einen großen Lichtkreis, den ihr Auge nicht ertragen konnte; aber es war ihr, wie wenn es ein großer weißer Thron wäre und auf den Stufen desselben 7 goldene Leuchter, und vor dem Throne waren 24 Männer in weißen Kleidern, älter wie die Berge Gottes und 4 verhüllte Thiere. Außerhalb des Kreises waren grüne Auen, belebt mit unzähligen Schafen, die aßen von dem Gras und den Blumen. Und während sie dieses alles sah, hörte sie den Wolf hinter sich herkommen, aber sie sah auch, wie ein Mann vom Throne zwischen den Leuchtern herunter kam und anfing die Heerden zu zählen; dann rief er aus: „Es ist ein Schaf verloren!“ Und umsonst war es, daß unzählige Schaaren Engel herniederkamen und auf die zahlreichen Heerden deuteten, der Mann gürtete sein Kleid auf und nahm einen krummen Stab in seine Hand und sprach: „Ich habe ein Lamm verloren!“ und stieg hinab in die Finsterniß.

Und Lily sah, wie der Regen herunterströmte und die Blitze leuchteten und die Donner rollten, und der Mann verwundete sich an den Felsen, die Dornen zerrissen sein Gewand und er fiel zur Erde und ward besudelt mit Blut und Koth.

Aber er ging weiter vorwärts in der Finsterniß. Und sie selbst war gleichfalls blutend und zerrissen, und in diesem Augenblick sprang der Wolf auf sie.

Aber der Mann war gekommen und ergriff den Wolf beim Halse und sie blieb ganz stille liegen, und sah nun einen schrecklichen Kampf. Der Wolf biß wüthend um sich und zerriß das Kleid und der Mann kämpfte hart, aber zuletzt heulte der Wolf und entfloh.

Und der Mann nahm sie nun in sein zerrissenes Kleid an seinen Busen und sie kletterten wieder aus der Finsterniß herauf, und siehe, die Finsterniß war nicht mehr so dunkel und der Weg nicht mehr so steil. Und bald erreichten sie den kristallenen Strom; und er badete sie darinnen, bis ihre Wunden heil waren und sie nun wieder ganz gesund und rein war, wie die anderen Schafe.

Und der Mann, bleich und blutig, aber doch so herrlich anzusehen, stieg wieder zu dem weißen Thron empor und rief aus: „Freuet euch mit mir, ich habe mein Schaf gefunden, das verloren war!“ Dann war die Luft voll von himmlischen Wesen und Gesang und Harfen ertönten und der Chor sang wieder und wieder:

Digitized by Google

„Freuet euch, er hat sein Schaf wieder gefunden, das verloren war!"

Und Lily wußte weiter nichts mehr. Ihr ganzes Wesen war voll Friede und im Frieden schlummerte sie süß dahin.

Am Morgen erzählte sie Alles beim Frühstück, und den Pflegeeltern traten die Thränen in die Augen. Frau Drew schrieb sich Alles nieder, um es als Andenken aufzubewahren.

Im Juni fand im Park ein kleines Familien-Picnic statt. Nachdem man auf dem Wasser gefahren war und in der Nähe der „natürlichen Brücke" seine Erfrischungen eingenommen hatte, kehrten Alle zu den grünen Wiesen zurück, wo die Schwäne ihre Nester hatten, und Lily sagte:

„Hier ist es beinahe so schön, wie auf der grünen Aue, wohin mich der gute Hirte gebracht hat, als er mich vom Wolfe errettete. Kann ich nicht hier ein wenig schlafen?"

Aus weichen Shawls wurde ein sanftes Ruhekissen bereitet, auf welchem sie bald in süßen Schlummer versank. Ihre Pflegeeltern saßen nahe bei ihr und unterhielten sich leise mit einander. Als aber die untergehende Sonne ihre letzten goldenen Strahlen unter die Bäume sandte, ersuchte Herr Drew seine Gattin, Lily zur Heimfahrt aufzuwecken.

Sie versuchte es zu thun, — aber sie wachte im Park nicht mehr auf, sie war schon aufgewacht auf den grünen Auen des Paradieses und schon daheim bei dem Herrn. Lily war ein Engel. Der gute Hirte war gekommen und hatte sein Lamm heimgeholt.

Bischöfe der Bisch. Meth. Kirche.

Von Opusculum.

Bischof Henry W. Warren, D. D.

Geboren in Massachusetts, studirte Bischof Warren auf der Universität Middletown, Conn., woselbst er im Jahre 1858 mit hohen Ehren promovirte.

Darauf trat er in die New England Conferenz ein und bekleidete zwei Jahre lang das Amt eines Professors der alten Sprachen in der Wilbraham Akademie. Als geborener Redner, der sich durch eifriges Studium fortwährend ausbildete, zeichnete sich Bischof Warren gleich von Anfang seines Predigtamtes sowohl durch seine Kanzelleistungen, als durch Katheder- und Plattform-Vorträge aus, und war aus diesem Grunde und vermöge seiner Treue als Hirte ein gesuchter Pastor.

Im Jahre 1871 in die Philadelphia Conferenz versetzt, bediente er in derselben und in der New York Ost Conferenz viele der bedeutendsten Gemeinden, in welchen er ohne Ausnahme mit außergewöhnlichem Erfolge wirkte.



Bischof Henry W. Warren.

Digitized by Google

Durch umfassende europäische Reisen erweiterte er seinen Gesichtskreis und vervollkommnete seine Bildung zu einem selten erreichten Grade und legte seine Beobachtungen in dem berühmt gewordenen Buch "Sights and Insights" nieder. Auch mit der Astronomie hat er sich erfolgreich beschäftigt, wie das von ihm verfaßte weit verbreitete Werk "Recreations in Astronomy" bezeugt.

Anno 1880 wurde Dr. Warren zum Bischof erwählt, war seither unermüdlich in seinem Amte thätig und hat sich namentlich für die Hebung des afrikanischen Elements unserer Bevölkerung hohe Verdienste erworben.

Er war einer der aus den Reihen der Bischöfe erwählten Delegaten der Oekumenischen Conferenz und hielt vor diesem Körper die ausgezeichnete Antwort-Rede auf den englischen Willkomm-Gruß.



Bischof John F. Hurst.

Bischof Cyrus D. Foss, D. D.

Bischof Foss ist der Sohn eines Methodistenpredigers und wurde im Jahre 1834 in Kingston im Staate New York geboren. Schon in früher Jugend zu Gott bekehrt, besuchte er als Jüngling die Universität zu Middletown, Conn., woselbst er im Jahre 1854 das Abgangs-Examen mit Auszeichnung bestand.



Bischof Cyrus D. Foss.

Bald darauf finden wir ihn als Lehrer der Mathematik und Prinzipal des Amenia-Seminars, in welcher Stellung er drei Jahre lang verblieb.

Vorliebe zur Pastoral-Arbeit jedoch veranlaßte ihn, den Gemeindedienst zu suchen, in welcher Stellung er auch in reichstem Segen an der St. Paulskirche zu New York und anderen Gemeinden beinahe zwanzig Jahre lang wirkte.

Anno 1875 ward er einstimmig zum Präsidenten seiner Alma mater, der Universität in Middletown, erwählt und hat hier in fünfjähriger Amtsstellung für die Erziehungssache im Allgemeinen und für dieses Institut im Besonderen Bedeutendes geleistet.

Bischof Foss ist nicht allein ein sehr begabter Redner, sondern schreibt auch einen kräftigen und eleganten Styl. Schon im Jahre 1872 erhielt er in der Bischofswahl eine bedeutende Stimmen-

Digitized by Google

zahl, zog aber seinen Namen während der Wahl zurück und wurde 1880 mit großer Majorität erwählt.

Bischof John F. Hurst, D. D.

Ebenfalls im Jahre 1834 geboren, und zwar in Dorchester County, Md., machte Bischof Hurst seine Vorstudien in der Cambridge Akademie und bezog darauf die Dickinson Universität, woselbst er sich als fleißiger, talentvoller Student auszeichnete und im zwanzigsten Jahre promovirte.

Nachdem er zwei Jahre als Lehrer am Hedding-Institut thätig gewesen, ging er nach Deutschland und setzte auf den Universitäten Halle und Heidelberg seine theologischen Studien fort.

In die Ver. Staaten zurückgekehrt, wurde er in die Newark Conferenz aufgenommen und wirkte zwei Jahre lang mit großem Eifer als Pastor. Darauf zum Theologie-Professor des Martin-Predigerseminars zu Frankfurt a. M. ernannt, widmete er sich diesem Berufe mit aller Kraft bis im Jahre 1871, zu welcher Zeit er wieder nach den Ver. Staaten zurückkehrte und als Theologie-Professor am Drew theologischen Seminar zu Madison, N. J., angestellt ward. Die Erwählung Bischof Fosters (1872) erledigte die Präsidentenstelle dieses Seminars und Dr. Hurst ward einstimmig zu diesem Posten berufen, während er zu gleicher Zeit die Theologie-Professur bekleidete.

Bischof Hurst ist ein von Gott berufener Lehrer und Gelehrter, versteht die alten wie die neuen Sprachen und handhabt die deutsche so gut, daß er ohne sonderliche Mühe eine deutsche Predigt halten kann. Als Schriftsteller hat er sich durch namhafte Werke einen bedeutenden Namen erworben. Seine Geschichte des „Rationalismus“ zeugt von großem Fleiß und umfassender Belesenheit; „Märtyrer der Traktatsache“ ist ein weitverbreitetes Buch, und „Grundzüge der biblischen und Kirchengeschichte“ sind ausgezeichnete Lehrbücher. Außerdem hat er „Hagenbachs Kirchengeschichte des 19. Jahrhunderts“, „Lange's Commentar über den Römerbrief“, sowie andere theologische und allgemein wissenschaftliche Werke in's Englische übertragen und redigirt.

Er hat der Kirche bereits große Dienste geleistet, und wird mit seinen vorgenannten Collegen dem Reiche Gottes gewiß noch zum großen Segen werden.

Was man von uns denkt.

Es wirkt oft recht gut, zu hören, was Andere über uns denken, selbst wenn sie mehr Flecken sehen, als wirklich da sind, wie z. B. das „Daheim“, welches über die Ver. Staaten also schreibt:

„Mit der Zunahme der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten ist wieder eine gewisse Amerikaschwärmerei laut geworden. Wir sind die letzten, welche den großartigen Aufschwung der transatlantischen Republik und den guten Kern verkennen, welcher im ganzen Volke drüben steckt. Es ist aber gut, wenn der Schwärmerei, die dabei das Heimische zurücksetzt, hin und wieder ein Dämpfer zu Theil wird. Durch das schändliche Attentat auf den Präsidenten Garfield ist wenigstens über die beliebte Stellenjägerei nun allgemein der Stab gebrochen worden. Die Amerikaner haben noch viel nachzuholen, ehe sie auf dem Gebiet der Kultur — nicht blos der Civilisation — es den alten europäischen Völkern gleichthun. Bis das geschehen, möge ein klein wenig mehr Bescheidenheit Platz greifen. In Hübners bekannter Reise um die Welt ist manches offene und versteckte harte Urtheil über sie und unumwundener schreibt Roger Graf von Bruges: 'Geldprotzige Männer mit plumpen, schlechten Manieren, geschmacklos aufgeputzte Weiber in kostbaren Stoffen und mit theilweise hübschen Gesichtern, aber dreistem unangenehmen Wesen und zuletzt die ungezogensten Kinder, die ich je in meinem Leben sah, welche Droschkengäule hieben, Hunde quälten und auf dem Klaviere klimperten — das waren in allen Altersklassen die Vertreter Nordamerikas.

„Und wie viele Europäer lassen sich nicht durch diese Leute imponiren, bei denen der Eigendünkel fast ebenso groß ist, als ihre schlechte Erziehung und ihre Unfruchtbarkeit in allem, was nicht gerade zur Spekulation oder zum Schwindel gehört. Was hat denn diese Nation auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft geleistet? Man kann im Verhältniß zu ihrer großen Anzahl mit ruhigem Gewissen antworten: „Nichts.“ Bei ihnen muß Geld alles machen und das erklärt auch die große Rolle, welche die Amerikaner, die in den letzten Jahren des Kaiserreichs Paris überflutheten, dort spielten. Sie konnten das wohl in einer Stadt, wo der Werth des Menschen nur nach seinen Renten geschätzt wird. — Ein Deutscher erzählte mir mit viel Emphase, um die Amerikanerinnen in meinen Augen herauszustreichen, daß sie in Saratoga, dem fashionablesten Bade Amerikas, im Regen und Schmutz die kostbarsten Toiletten trügen, um dadurch ihren Reichthum

Digitized by Google

zu zeigen. Mir ist ein höherer Beweis von mauvais genre noch nicht vorgekommen."

Von den amerikanischen Kindern redend, sagt derselbe feine Beobachter, daß der Gedanke, Geld zu gewinnen, bei dem geschäftsmäßigen Leben sich schon sehr frühzeitig in ihren Köpfen festsetzt. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welchem Geschick und welcher Vernünftigkeit arme Kinder im Alter von sechs bis acht Jahren sich selbst im Riesengetümmel der volkreichen Städte ihr Brot erwerben. Und so kommt es, daß sie mit vierzehn Jahren schon Erfahrung und Lebenskenntniß besitzen, wie man solche bei uns erst ungefähr im 22. Lebensjahre hat. Das ist für die Eltern wohl ein bequemer, für die Kinder aber ein keineswegs gesunder Zustand. Nach den Naturgesetzen will alles seine Zeit haben und ungestraft überschreitet man jene nicht. Den Kindern ist durch die frühzeitige Arbeit die Gelegenheit genommen sich körperlich auszubilden und der frühreife Zustand der Jugend ist ein gewaltiger Schritt zur Degeneration. In den wohlhabenden Familien ist die Erziehung auch nur auf den Handel zugeschnitten. Bis zum 14. Jahre bleiben die jungen Leute in den Schulen, um sich dann den Geschäften zu widmen, denen sie vielleicht sehr gewachsen sein mögen, aber tiefes Wissen, Kenntnisse und geistige Regsamkeit sind nicht von ihnen zu verlangen. Bis zum 30. Jahre kleiden sie sich sehr gesucht, aber über alle Begriffe geschmacklos, von da ab tritt die größte Vernachlässigung des Aeußeren ein. Sie lassen sich einen Bart stehen, wie weiland Lincoln ihn trug, sie kauen Tabak, spucken entsetzlich viel und sind nichts weniger als schön und elegant zu nennen.

Amerika ist die wahre Heimath des Frauenkultus. Es mag hart klingen, aber es ist wahr, alle die Verrücktheiten und Extravaganzen des weiblichen Geschlechts, jene Tollheiten der Frauenemanzipation haben ihren Herd in Nordamerika, der Heimath nicht der Frauenachtung, sondern der lächerlichsten Frauenvergötterung. Die Männer erniedrigen sich zu den Kammerdienern ihrer Frauen und der Lohn dafür sind die tollsten Skandalgeschichten. Die Amerikanerinnen sind unzweifelhaft recht hübsche Erscheinungen mit schönen Gestalten, aber leider thut ihnen ihr disgraziöses unweibliches Wesen, ihr übertrieben sicheres Auftreten und eine große Geziertheit gewaltigen Abbruch. Ihre Hauptbeschäftigung ist sich zu putzen und so oft wie möglich mit Toiletten an einem Tag zu wechseln. Mag der Mann im Geschäfte arbeiten von früh bis spät und Geld auf Geld häufen, die Frau rührt nichts an. Nie nimmt sie eine Handarbeit vor, selten ein Buch. Je größer ihre Extravaganzen sind, desto höher steigt die Bewunderung für sie und in Bild und Schrift wird sie verherrlicht. So machte in einer illustrirten Zeitung die Geschichte einer schönen Dame von 19 Jahren in Boston großes Aufsehen, welche sich einen Leichenwagen kommen ließ, sich in elegantester Toilette, eine Cigarre rauchend hineinsetzte (die Leichenwagen haben nur eine Art Baldachin) und eine Spazierfahrt in diesem Aufzuge durch die Stadt Boston machte. Ob das Frauenzimmer dafür, wie sich gebührte, von ihren Eltern geprügelt worden war, hat der Berichterstatter nicht erfahren."

Erlebnisse eines Lebendigbegrabenen.

Im schönen Luzernergebiete, im Dorfe Ballwil, eine halbe Stunde vom Amtsorte Hochdorf entfernt, lebte ein allzeit fröhlicher Jägertrompeter, Namens Xaver Mattmann, dem seine Kameraden wegen seines derben Wesens den Zunamen Garibaldi gegeben haben. Der als Volksschriftsteller bekannte Pfarrer Xaver Herzog in Ballwil ist sein Taufpathe und seine Brüder besorgen den Meßnerdienst. Lange war Mattmann Organist in Hochdorf. In neuerer Zeit übte er den beschwerlichen und gefährlichen Beruf als „Sodgräber" aus, und unterstützte als treuer Sohn seine alte Mutter nach Möglichkeit aus seinen wenigen Ersparnissen. Im Laufe Februar 1881 hatte Xaver dem Posthalter Gottlieb Ineichen in Ballwil einen 117 Fuß tiefen Sod (Zisterne) gegraben und ausgemauert. Zu letzterer Arbeit werden aus Bächen herbeigeschaffte Kugelsteine (Bollen) verwendet, die man an den Wänden aufeinander beigt, ohne dabei Mörtel oder Pflaster zu brauchen. Begreiflich haben derlei Mauern wenig Festigkeit. In der Nacht vom 20. auf den 21. Februar hatten sich einige Steine aus der Mauer gelöst und waren in die Tiefe gestürzt. Montag den 21., Nachmittags 3 Uhr hatte Xaver unten im Sod die Steine in einen Sack gepackt und rief: „auf!" worauf sein Gehilfe die Winde in Bewegung setzte. Als Mattmann 10 Fuß über dem Wasserstand im Sod erreicht hatte, stürzten kurz hintereinander zwei Steine von oben herab an ihm vorbei in die Tiefe. Darauf ein gewaltiger Krach und der Einsturz der Mauer. Unten war ein dicker Laden (Flecklig) an die Wand des Sodes angebracht, um dem Rost zur Befestigung der Pumpe zu dienen. Mattmann befand sich auf einem festen Bette von eingestürzten Steinen. Von denselben buchstäblich eingemauert, lag er auf dem Rücken. Eine Steinsäule von 82 Fuß lag über ihm. Den rechten Arm hatte

Digitized by Google

er in der Kopfhöhe, den linken auf der Brust. Ueber dem mit einem dicken Filzhut bedeckten Kopfe lag ein Stein, zwei neben seinen Backen, einer unter dem Kinn und ein großer auf Brust und Bauch. Das Zugseil ging über sein Gesicht hinauf. Im Munde hatte er die Tabakspfeife, die er noch fertig geraucht hat und dann losließ. Körperliche Schmerzen fühlte er keine. Bewegen konnte er sich nicht. Herabsickernder Sand erschwerte ihm zeitweise das Athmen. Er war bei klarem Bewußtsein und überblickte ungetäuscht seine schlimme Lage. Das Zugseil ersetzte ihm theilweise den Dienst eines Telephons. Er hörte deutlich die Kirchenuhr schlagen. Abends halb 7 Uhr unterschied er das Rollen der von Luzern kommenden Abendpost aber keinerlei Bemühungen zu seiner Ausgrabung. Das brachte den Verschütteten halbwegs in Verzweiflung. Er schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Lebhafte Fieberphantasien schienen den Verschütteten zeitweise in tiefer Grabeshaft während den vier Tagen beschäftigt zu haben. Das eine Mal befand er sich beim Gemeindeammann, den er beschwor, doch unverweilt mit den Ausgrabungen zu beginnen, indem er sicher wisse, daß der Verschüttete noch am Leben sei und elend in dem Grabe verschmachte. Ein andermal hatte er zwei große Heimwesen gekauft und 30 Stück Vieh angeschafft. Da gab es alle Hände voll zu thun, zu befehlen und anzuordnen. Diese Wahngebilde waren so lebhaft, daß später der glücklich Gerettete sich ernstlich besinnen mußte, ob sie nicht wirklich wahr seien. Was ihn in der langen Grabesnacht am meisten quälte, war ein unsäglicher Durst. Vom Hunger hatte er viel weniger zu leiden, wohl aber von der Furcht, die Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses müsse ihn unfehlbar ersticken. Glücklicherweise stellte sich keinerlei Regung dazu ein. Schlaf muß sich bald längere, bald kürzere Zeit eingestellt haben, während dem die bemeldeten Wahngebilde freien Spielraum hatten. Indessen hatte sich auf die Unglückskunde eine große Menschenmenge um den eingestürzten Sod versammelt, mit Jammern und guten Wünschen, aber nicht mit thatsächlichem Willen. Der Gemeindeammann nahm als sicher an, der Verschüttete sei todt und trug daher wegen drohlicher Gefahr für die Retter Bedenken, noch in der Nacht mit dem Ausgraben zu beginnen. Indessen hatte der Pfarrer an das Statthalteramt berichtet und einen in der Nähe wohnenden italienischen Straßen-Unternehmer, Namens Odoni herbeigeholt, der, obwohl unwohl, doch willig dem Rufe folgte. Abends 8 Uhr traf von der Oberbehörde in Hochdorf der scharfe Befehl in Ballwil ein, unverweilt mit den Ausgrabungsarbeiten zu beginnen, die Oberleitung derselben Odoni zu übergeben. Montag Nachts 11 Uhr wurde endlich mit Ausgrabung des Schuttes begonnen. Mit Pickeln wurden die Steine sorgfältig gehoben und dann in Kübeln am Seile, das um einen Wellenbaum lief, heraufgezogen. Mattmann hörte deutlich das Pickeln über seinem Kopfe. Dasselbe kam ihm vor, wie wenn eine Schaar Hühner in einer Tenne Körner aufpicken. Er begann nun inbrünstig zu beten, daß Gott das Rettungswerk gelingen lassen möge. Nachts 12 Uhr hörten mehrere Personen dreimal nacheinander das Wimmern einer menschlichen Stimme aus der Tiefe. Das galt ihnen als ein sicheres Zeichen, daß Mattmann noch lebe. Andere Leute aber erklärten, das Wimmern rühre von der Flamme einer Pechfackel her, die bei der nächsten Arbeit gebraucht wurde und deren Funken ins Wasser gefallen seien, wodurch sie das wimmernde Geräusch bewirkt hätten; da man dasselbe nachher nicht mehr hörte, so nahm man an, der Verschüttete sei den Verletzungen und der Erschöpfung erlegen. Dennoch gingen die Rettungsarbeiten rüstig, wenn auch langsam vorwärts. Indessen war das Grab gegraben und der Sarg herbeigeschafft worden. Am Donnerstag Abend brachte von Hochdorf her ein Knabe eine Todtenharfe und einen Kranz, welchen die Jungfrauen von Hochdorf ihrem ehemaligen Organisten zur Zierde seines frühen Grabes gefertigt hatten. Bald nachher meldete eine Depesche nach Hochdorf die frohe Kunde, Mattmann lebe noch. Nachmittags 4 Uhr hatte ein Arbeiter, Hartmann, seine Stimme vernommen mit den Worten, sie sollen nur fleißig arbeiten, damit er doch bald erlöst werde. Indessen dieses geschah, umstand eine Menschenmenge von über 400 Personen die Unglücksstätte und harrte bis gegen 2 Uhr Morgens auf die Erlösung des Verschütteten. An guten Räthen und Meinungen, wie jetzt das Rettungswerk am schnellsten zu Stande gebracht werden könnte, war kein Mangel. Unbeirrt durch dasselbe arbeitete Odoni Tag und Nacht ruhig und unverdrossen mit seinen beiden Gehilfen weiter. Immer glaubten sie dem Verschütteten näher zu sein, als es in Wirklichkeit der Fall war. Am Freitag Mittag endlich wurde der Stein auf dem Kopfe Xavers weggehoben und bald darauf der auf der Brust. Odoni flößte dem halb Verschmachteten einige Tropfen Wein und belebende Arzneien ein. Mattmann klagte über entsetzlichen Durst. Es währte noch bis Abends 6 Uhr, bis der lebendig Verschüttete endlich ganz aus seinem Steingrab befreit war. Odoni band ihn in den Rettungskübel mit einem Seile fest und stellte sich hinter ihn, den Arbeiter, Hartmann, vor ihn. Da befiel letzteren eine lange dauernde Ohnmacht. Odoni mußte beide halten. „Schnell auf!“ ertönte sein lauter Hilferuf. In wenig Minuten

Digitized by Google

Selig sind die Barmherzigen.

Von F. Andreä.

Unsere Erzählung führt uns zurück in's Jahr 1870, das nicht nur in die Tafeln der Geschichte mit seinen großen Gottesthaten eingegraben ist, sondern auch in vielen tausend Herzen lebenslängliche Spuren hinterlassen hat. Spuren heißer Schmerzen und unersetzlicher Verluste, die, neben allen patriotischen Dankgefühlen für die Erhebung unserer Nation zu lang entbehrter Einigkeit unter einem kaiserlichen Haupt, doch auch ihr Recht fordern und niemals vergessen werden können. Ueber Gräbern trocknen zwar mit der Zeit die Thränen, und die Wunden, welche uns der Verlust Geliebter schlägt, vernarben nach einer Reihe von Jahren unter dem täglichen Druck des Lebens und seiner Noth, dem sie entrückt sind. Aber die Vermißten, über welche man keine Gewißheit erlangen kann, von denen man nie weiß: sind sie daheim? oder wandeln sie noch auf Erden und wo? die Vermißten sind ein wunder Fleck noch heute für viele Herzen.

Als ich im August die belebte Straße nach Oberammergau zog, oder vielmehr mich vom Dampfroß dahin tragen ließ, um das weltberühmte Passionsspiel zu sehen, traf ich im Eisenbahncoupe mit einem Herrn zusammen, dessen ganze Erscheinung in hohem Grad mein Interesse erweckte. Sein schneeweißes Haar, sein gebleichter Vollbart deuteten auf das Greisenalter; und doch konnte das feingeschnittene Gesicht, in das der Kummer so sichtlich seine Linien gegraben hatte und über dem ein Ausdruck tiefer Schwermuth lag, höchstens einem Fünfziger gehören. Gern hätte ich ein Gespräch mit dem Manne angeknüpft und gewußt, welches Leid so schwer auf ihm lastete, von all dem vielen Jammer, der ein Menschenherz beschweren kann. Aber er blickte schweigsam und düster hinaus in die Gegend, hinüber auf die Berge, denen wir entgegenflogen. Ehe wir Starenberg erreichten, zog ich mein Notizbuch heraus, das zugleich Kalender war, um etwas zu notiren. Plötzlich wandte sich mein vis-à-vis mit einer melancholischen Stimmfärbung, die wie verhaltener Schmerz klang, zu mir: „Welches Datum haben wir doch heute? auf Reisen komme ich damit immer in's Ungewisse.“ Er lächelte.

„Heute ist der 6. August,“ antwortete ich, froh, endlich einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. Aber wie erschrack ich, als Todtenblässe das edle Gesicht überzog: „Ach, der Tag von Wörth,“ stöhnte er, indem er die Hände vor's Gesicht schlug, während sein ganzer Körper zu erbeben schien.

Ja, heute vor zehn Jahren war jene blutige Schlacht geschlagen worden. Ich hatte im Augenblick nicht daran gedacht, aber die gebeugte Gestalt vor mir rief jene Zeit mit all ihren Schrecken und bittern Verlusten in mir wach und ich wußte nun, auf welchem Blatt das Leid meines unbekannten Freundes geschrieben stand, oder glaubte doch, es zu wissen. Einen Zusammenhang mit dem Krieg hatte es jedenfalls.

Nach einer Weile, als er seinen Schmerz wieder etwas zu beherrschen schien, suchte ich ein Gespräch anzuknüpfen, was mir gegen mein Erwarten auch bald gelang. Er mußte mir's abfühlen, daß nicht gewöhnliche Neugier, sondern wirkliche Theilnahme für ein schwergeprüftes Menschenherz mich zu reden trieb. Vielleicht war's ihm auch selbst eine Erleichterung, sein Leid einmal frei herauszuschütten gegen ein mitfühlendes Wesen, — kurz, er erzählte mir im Verlauf unsrer Fahrt, was ich hier dem freundlichen Leser wiederholen will.

„Ich bin Besitzer einer Glashütte in der Gegend von Passau und heiße Treeber,“ begann er, indem er mir seine Karte reichte, was ich erwiderte.

„Mein liebes Weib und ich hatten ein einziges Kind, einen lieben, prächtigen Sohn, die Freude und den Stolz unsres Lebens. Als vor zehn Jahren die Kriegsposaune Alles unter die Waffen rief, was irgend waffenfähig war, ließ sich mein tapferer Junge, wiewohl erst neunzehnjährig, nicht halten, dem begeisterten Heer sich anzuschließen. Mit Thränen und heißen Gebeten ließen wir ihn ziehen. Es wäre ja nicht recht gewesen, ihn zu halten, wo so Viele ihr Theuerstes hingaben, und wir bauten auf Gottes Schutz für unser Kind.

Aus dem nahe gelegenen Dorf mußten zehn Burschen fort, darunter zwei junge Ehemänner, und ich sehe noch heute unsern Clemens, wie er, einen Zweig Eichenlaub am Hut, an der Spitze der kleinen Schaar, das Thal entlang marschirte. Bei der letzten Biegung des Wegs, die ihn unsern Augen entrückte, schwenkte er noch einmal den Hut und rief laut: „Vivat hoch! es lebe Deutschland!“ Die Burschen stimmten ein, daß es laut von den Bergen widerhallte. Mein Weib und ich aber standen traurig auf dem Balkon unsres Hauses und sahen noch lange auf die Straße hinaus, als könnten unsre Augen ihn zurückrufen.“

Ein tiefer Seufzer entrang sich Herrn Treebers Brust und dann schwieg er, in schmerzliches Sinnen verloren.

Digitized by Google

er in der Kopfhöhe, den linken auf der Brust. Ueber dem mit einem dicken Filzhut bedeckten Kopfe lag ein Stein, zwei neben seinen Backen, einer unter dem Kinn und ein großer auf Brust und Bauch. Das Zugseil ging über sein Gesicht hinauf. Im Munde hatte er die Tabakspfeife, die er noch fertig geraucht hat und dann losließ. Körperliche Schmerzen fühlte er keine. Bewegen konnte er sich nicht. Herabsickernder Sand erschwerte ihm zeitweise das Athmen. Er war bei klarem Bewußtsein und überblickte ungetäuscht seine schlimme Lage. Das Zugseil ersetzte ihm theilweise den Dienst eines Telephons. Er hörte deutlich die Kirchenuhr schlagen. Abends halb 7 Uhr unterschied er das Rollen der von Luzern kommenden Abendpost, aber keinerlei Bemühungen zu seiner Ausgrabung. Das brachte den Verschütteten halbwegs in Verzweiflung. Er schrie aus Leibeskräften um Hilfe. Lebhafte Fieberphantasien scheinen den Verschütteten zeitweise in tiefer Grabeshaft während den vier Tagen beschäftigt zu haben. Das eine Mal befand er sich beim Gemeindeammann, den er beschwor, doch unverweilt mit den Ausgrabungen zu beginnen, indem er sicher wisse, daß der Verschüttete noch am Leben sei und elend in dem Grabe verschmachte. Ein andermal hatte er zwei große Heimwesen gekauft und 30 Stück Vieh angeschafft. Da gab es alle Hände voll zu thun, zu befehlen und anzuordnen. Diese Wahngebilde waren so lebhaft, daß später der glücklich Gerettete sich ernstlich besinnen mußte, ob sie nicht wirklich wahr seien. Was ihn in der langen Grabesnacht am meisten quälte, war ein unsäglicher Durst. Vom Hunger hatte er viel weniger zu leiden, wohl aber von der Furcht, die Verrichtung eines natürlichen Bedürfnisses müsse ihn unfehlbar ersticken. Glücklicherweise stellte sich keinerlei Regung dazu ein. Schlaf muß sich bald längere, bald kürzere Zeit eingestellt haben, während dem die bemeldeten Wahngebilde freien Spielraum hatten. Indessen hatte sich auf die Unglückskunde eine große Menschenmenge um den eingestürzten Sod versammelt, mit Jammern und guten Wünschen, aber nicht mit thatsächlichem Willen. Der Gemeindeammann nahm als sicher an, der Verschüttete sei todt und trug daher wegen drohlicher Gefahr für die Retter Bedenken, noch in der Nacht mit dem Ausgraben zu beginnen. Indessen hatte der Pfarrer an das Statthalteramt berichtet und einen in der Nähe wohnenden italienischen Straßen-Unternehmer, Namens Odoni herbeigeholt, der, obwohl unwohl, doch willig dem Rufe folgte. Abends 8 Uhr traf von der Oberbehörde in Hochdorf der scharfe Befehl in Ballwil ein, unverweilt mit den Ausgrabungsarbeiten zu beginnen, die Oberleitung derselben Odoni zu übergeben. Montag Nachts 11 Uhr wurde endlich mit Ausgrabung des Schuttes begonnen. Mit Pickeln wurden die Steine sorgfältig gehoben und dann in Kübeln am Seile, das um einen Wellenbaum lief, heraufgezogen. Mattmann hörte deutlich das Pickeln über seinem Kopfe. Dasselbe kam ihm vor, wie wenn eine Schaar Hühner in einer Tenne Körner aufpicken. Er begann nun inbrünstig zu beten, daß Gott das Rettungswerk gelingen lassen möge. Nachts 12 Uhr hörten mehrere Personen dreimal nacheinander das Wimmern einer menschlichen Stimme aus der Tiefe. Das galt ihnen als ein sicheres Zeichen, daß Mattmann noch lebe. Andere Leute aber erklärten, das Wimmern rühre von der Flamme einer Pechfackel her, die bei der nächsten Arbeit gebraucht wurde und deren Funken ins Wasser gefallen seien, wodurch sie das wimmernde Geräusch bewirkt hätten; da man dasselbe nachher nicht mehr hörte, so nahm man an, der Verschüttete sei den Verletzungen und der Erschöpfung erlegen. Dennoch gingen die Rettungsarbeiten rüstig, wenn auch langsam vorwärts. Indessen war das Grab gegraben und der Sarg herbeigeschafft worden. Am Donnerstag Abend brachte von Hochdorf her ein Knabe eine Todtenharfe und einen Kranz, welchen die Jungfrauen von Hochdorf ihrem ehemaligen Organisten zur Zierde seines frühen Grabes gefertigt hatten. Bald nachher meldete eine Depesche nach Hochdorf die frohe Kunde, Mattmann lebe noch. Nachmittags 4 Uhr hatte ein Arbeiter, Hartmann, seine Stimme vernommen mit den Worten, sie sollen nur fleißig arbeiten, damit er doch bald erlöst werde. Indessen dieses geschah, umstand eine Menschenmenge von über 400 Personen die Unglücksstätte und harrte bis gegen 2 Uhr Morgens auf die Erlösung des Verschütteten. An guten Räthen und Meinungen, wie jetzt das Rettungswerk am schnellsten zu Stande gebracht werden könnte, war kein Mangel. Unbeirrt durch dasselbe arbeitete Odoni Tag und Nacht ruhig und unverdrossen mit seinen beiden Gehilfen weiter. Immer glaubten sie dem Verschütteten näher zu sein, als es in Wirklichkeit der Fall war. Am Freitag Mittag endlich wurde der Stein auf dem Kopfe Xavers weggehoben und bald darauf der auf der Brust. Odoni flößte dem halb Verschmachteten einige Tropfen Wein und belebende Arzneien ein. Mattmann klagte über entsetzlichen Durst. Es währte noch bis Abends 6 Uhr, bis der lebendig Verschüttete endlich ganz aus seinem Steingrab befreit war. Odoni band ihn in den Rettungskübel mit einem Seile fest und stellte sich hinter ihn, den Arbeiter, Hartmann, vor ihn. Da befiel letzteren eine lange dauernde Ohnmacht. Odoni mußte beide halten. „Schnell auf!“ ertönte sein lauter Hilferuf. In wenig Minuten

Selig sind die Barmherzigen.

Von F. Andreä.

Unsere Erzählung führt uns zurück in's Jahr 1870, das nicht nur in die Tafeln der Geschichte mit seinen großen Gottesthaten eingegraben ist, sondern auch in vielen tausend Herzen lebenslängliche Spuren hinterlassen hat. Spuren heißer Schmerzen und unersetzlicher Verluste, die, neben allen patriotischen Dankgefühlen für die Erhebung unserer Nation zu lang entbehrter Einigkeit unter einem kaiserlichen Haupt, doch auch ihr Recht fordern und niemals vergessen werden können. Ueber Gräbern trocknen zwar mit der Zeit die Thränen, und die Wunden, welche uns der Verlust Geliebter schlägt, vernarben nach einer Reihe von Jahren unter dem täglichen Druck des Lebens und seiner Noth, dem sie entrückt sind. Aber die Vermißten, über welche man keine Gewißheit erlangen kann, von denen man nie weiß: sind sie daheim? oder wandeln sie noch auf Erden und wo? die Vermißten sind ein wunder Fleck noch heute für viele Herzen.

Als ich im August die belebte Straße nach Oberammergau zog, oder vielmehr mich vom Dampfroß dahin tragen ließ, um das weltberühmte Passionsspiel zu sehen, traf ich im Eisenbahncoupe mit einem Herrn zusammen, dessen ganze Erscheinung in hohem Grad mein Interesse erweckte. Sein schneeweißes Haar, sein gebleichter Vollbart deuteten auf das Greisenalter; und doch konnte das feingeschnittene Gesicht, in das der Kummer so sichtlich seine Linien gegraben hatte und über dem ein Ausdruck tiefer Schwermuth lag, höchstens einem Fünfziger gehören. Gern hätte ich ein Gespräch mit dem Manne angeknüpft und gewußt, welches Leid so schwer auf ihm lastete, von all dem vielen Jammer, der ein Menschenherz beschweren kann. Aber er blickte schweigsam und düster hinaus in die Gegend, hinüber auf die Berge, denen wir entgegenflogen. Ehe wir Starenberg erreichten, zog ich mein Notizbuch heraus, das zugleich Kalender war, um etwas zu notiren. Plötzlich wandte sich mein vis-à-vis mit einer melancholischen Stimmfärbung, die wie verhaltener Schmerz klang, zu mir: „Welches Datum haben wir doch heute? auf Reisen komme ich damit immer in's Ungewisse." Er lächelte.

„Heute ist der 6. August," antwortete ich, froh, endlich einen Anknüpfungspunkt gefunden zu haben. Aber wie erschrack ich, als Todtenblässe das edle Gesicht überzog: „Ach, der Tag von Wörth," stöhnte er, indem er die Hände vor's Gesicht schlug, während sein ganzer Körper zu erbeben schien.

Ja, heute vor zehn Jahren war jene blutige Schlacht geschlagen worden. Ich hatte im Augenblick nicht daran gedacht, aber die gebeugte Gestalt vor mir rief jene Zeit mit all ihren Schrecken und bittern Verlusten in mir wach und ich wußte nun, auf welchem Blatt das Leid meines unbekannten Freundes geschrieben stand, oder glaubte doch, es zu wissen. Einen Zusammenhang mit dem Krieg hatte es jedenfalls.

Nach einer Weile, als er seinen Schmerz wieder etwas zu beherrschen schien, suchte ich ein Gespräch anzuknüpfen, was mir gegen mein Erwarten auch bald gelang. Er mußte mir's abfühlen, daß nicht gewöhnliche Neugier, sondern wirkliche Theilnahme für ein schwergeprüftes Menschenherz mich zu reden trieb. Vielleicht war's ihm auch selbst eine Erleichterung, sein Leid einmal frei herauszuschütten gegen ein mitfühlendes Wesen, — kurz, er erzählte mir im Verlauf unsrer Fahrt, was ich hier dem freundlichen Leser wiederholen will.

„Ich bin Besitzer einer Glashütte in der Gegend von Passau und heiße Treeber," begann er, indem er mir seine Karte reichte, was ich erwiderte.

„Mein liebes Weib und ich hatten ein einziges Kind, einen lieben, prächtigen Sohn, die Freude und den Stolz unsres Lebens. Als vor zehn Jahren die Kriegsposaune Alles unter die Waffen rief, was irgend waffenfähig war, ließ sich mein tapferer Junge, wiewohl erst neunzehnjährig, nicht halten, dem begeisterten Heer sich anzuschließen. Mit Thränen und heißen Gebeten ließen wir ihn ziehen. Es wäre ja nicht recht gewesen, ihn zu halten, wo so Viele ihr Theuerstes hingaben, und wir bauten auf Gottes Schutz für unser Kind.

Aus dem nahe gelegenen Dorf mußten zehn Burschen fort, darunter zwei junge Ehemänner, und ich sehe noch heute unsern Clemens, wie er, einen Zweig Eichenlaub am Hut, an der Spitze der kleinen Schaar, das Thal entlang marschirte. Bei der letzten Biegung des Wegs, die ihn unsern Augen entrückte, schwenkte er noch einmal den Hut und rief laut: „Vivat hoch! es lebe Deutschland!" Die Burschen stimmten ein, daß es laut von den Bergen widerhallte. Mein Weib und ich aber standen traurig auf dem Balkon unsres Hauses und sahen noch lange auf die Straße hinaus, als könnten unsre Augen ihn zurückrufen."

Ein tiefer Seufzer entrang sich Herrn Treebers Brust und dann schwieg er, in schmerzliches Sinnen verloren.

Digitized by Google

„Kam er denn nicht zurück?“ unterbrach ich endlich das Schweigen.

„Zurück?“ fragte er wie geistesabwesend, „nein.“

„Dann wurde er wohl bei Wörth verwundet, oder ist er dort gefallen?“ fragte ich zögernd.

„Gefallen?“ stieß er heraus, „ach wäre er gefallen! Dann wollten wir Gott danken, ich und mein liebes Weib! Dann wüßten wir den Ort, wo seine Asche ruht, und den guten, frommen Sohn wüßten wir geborgen. Ach nein, gefallen ist er nicht, gefangen wurde er am Tage von Wörth und dann, — dann stand er unter den Vermißten, — und da, auf diesem dunkeln grauenvollen Blatt steht Clemens Treebers Name noch heute.“

Er hatte mit steigender Aufregung gesprochen und in seinen Augen zitterten große Tropfen, während er mühsam nach Selbstbeherrschung rang.

„Solche Ungewißheit über das Loos geliebter Menschen ist sehr hart,“ sagte ich endlich bewegt, „aber gewiß wurde er als Verwundeter gefangen und ist längst gestorben, sonst hätte ihn ja Frankreich beim Friedensschluß herausgeben müssen.“

„So, denken Sie das wirklich?“ fragte er mit funkelnden Augen. „Denken Sie, diese Franzosen wären dabei so ehrlich zu Werke gegangen wie wir Deutsche? Kennen Sie dies rachedurstige, treulose Volk so wenig, daß Sie ihm ehrliches Handeln zutrauen? Ich sage Ihnen, heute noch leben deutsche Gefangene in Algerien und vielleicht auch anderwärts, die das Loos elender Sklaven zu tragen haben, oder ein noch erbärmlicheres.“

„Ihr Urtheil über ein ganzes Volk oder doch seine Regierung scheint mir hart. Woher wissen Sie das mit solcher Bestimmtheit?“

„Auf sehr einfache Weise! Hören Sie nur weiter. Außer unserm Clemens standen noch zwei Bursche unsres Dorfes unter den Vermißten, der Sohn einer Wittwe, der Arbeiter bei mir war, und ein junger Schmied, der vor wenig Wochen geheirathet hatte. Ich ließ kein Mittel unversucht, um den Verlorenen auf die Spur zu kommen. Im Frühjahr 1871 durchreiste ich selbst fast ganz Frankreich, ohne eine Spur zu entdecken. Ich forschte bei den Behörden, wohin man die Gefangenen gebracht habe, ich versprach bedeutende Summen, Alles umsonst! Es hieß, man habe alle Gefangenen herausgegeben und die Vermißten würden eben gestorben sein. Endlich mußte ich mit schwerem Herzen meine fruchtlosen Forschungen aufgeben. Aber eine Art von Neid beschlich mich jedesmal, wenn ich der drei Familien gedachte, deren Söhne auf dem Schlachtfeld geblieben waren. Nur Fünf von jenen Elfen waren heimgekehrt, und davon war Einer ein Krüppel. O, der Krieg! der Krieg! — Es ist bekannt, wie der Mensch sich nach und nach gewöhnt, auch ein hartes Loos zu tragen. So hatten wir, mein Weib und ich, uns endlich mit der Hoffnung getröstet, unser Clemens sei bei Gott, und trugen unsern bittern Verlust, wie's Christen ziemt. Nun denken Sie sich unser Entsetzen, als vor zwei Monaten plötzlich die Kunde zu uns dringt: Der Schmied und der Hirzels Franz seien wieder da! Und die Kunde bestätigte sich als Wahrheit. Ich lief sogleich in's Dorf. Da war Alles auf den Beinen und vor der Schmiede eine solche Menschenmenge um die Heimgekehrten versammelt, daß ich Mühe hatte, mich durchzuarbeiten. Da standen sie wirklich, die zehn Jahre lang Vermißten, längst Todtgeglaubten und reichten mir fröhlich zum Willkomm die Hände. Mir liefen die hellen Thränen herunter, als ich die gebräunten, bärtigen Gesichter sah, welche Kummer und Arbeit vor der Zeit gealtert hatten. Tiefes Mitleid malte sich auf ihren Zügen, als sie vernahmen, daß mein Clemens auch unter den Vermißten sei. Sie hatten bei Wörth noch in einem Regiment mit ihm gefochten und dann nichts mehr von ihm gehört. — Ich bat die Männer, ihre Schicksale zu erzählen, was sie gern thaten. Sie aber mögen ermessen, wie mein Vaterherz dabei blutete.

„Mit der Beschreibung der Greuelscenen bei Wörth, wo die Turkos und Zuaven wie wilde, tückische Bestien auf unsre tapfern Soldaten herfielen, will ich Sie verschonen. Ach, und wie ist man mit unsern armen Verwundeten umgegangen! Daran kann man ohne tiefe Empörung gar nicht denken, weßhalb ich auch davon nichts wiederhole, was jene Männer erzählten. Nichts desto weniger trugen die Beiden einen armen Afrikaner, der schwer verwundet war, aus dem Gefecht und retteten ihm das Leben. Zum Dank für diese That der Barmherzigkeit machte man sie später als Verwundete zu Gefangenen und schleppte sie in einem feindlichen Lazareth eine Weile herum, jedem Mangel preisgegeben. Halb genesen schaffte man sie mit andern Gefangenen nach dem Süden und eines Tages fanden sich die armen Schlucker zu ihrem großen Schrecken stark gefesselt in einer engen Kajüte und kamen mit Grauen zu der Ahnung, daß man sie über's Meer transportire. Und sie hatten sich nicht getäuscht. In einem „heißen wilden Land,“ wie sie es nannten, setzte man die Gefangenen aus und trieb sie, aneinander gefesselt, einige Tagereisen über Felsen und Sand landeinwärts. Endlich kamen sie an's Ziel, eine große Tabakplantage, welche nur von Sträflingen und Gefangenen bearbeitet wurde. Man wies ihnen einen Raum zur Wohnstätte an, der kaum den Namen eines Stalles verdiente, und sie mußten

Digitized by Google

fortan bei schlechter, ungenügender Nahrung die Arbeit des Zugviehes verrichten und zwar unter strenger Aufsicht. Man ließ sie den Pflug und Wagen ziehen, von der Peitsche bedroht wie unsre Ochsen, und wenn sie beim Graben oder andern Arbeiten einmal nicht genug zu Wege gebracht hatten, vielleicht aus mangelnder Kraft bei der schlechten Kost, so wurden sie zur Strafe geschlagen, wie bei uns kein Thier.

„Auffallend war ihnen, daß einer der Aufseher, welcher etwa ein Jahr nach ihrer Ankunft auf der Kolonie angestellt wurde, ihnen bekannt zu sein schien, und doch konnten sie sich nicht entsinnen, wo sie ihn gesehen haben sollten? Auch war er viel milder mit ihnen, als die andern Aufseher, und oft bemerkten sie, daß er eine Strafe abwandte, die ihnen drohte, oder ihnen unbemerkt eine kleine Erleichterung verschaffte. Ja, einmal, als die Beiden hart gezüchtigt wurden, ohne daß der Aufseher es verhindern konnte, sahen sie Thränen in den Augen des Afrikaners zittern. Oft, wenn sich die armen Burschen Abends auf ihr erbärmliches Lager von Maisstroh hinstreckten, sannen sie miteinander darüber nach, wer wohl der freundliche Aufseher sein möchte, der ihr hartes Lager bisweilen zu erleichtern suchte. Aber sie vermochten das Räthsel nicht zu lösen. Mit ihm reden konnten sie auch nicht, da immer viele Gefangene zusammen auf dem Feld beschäftigt waren und es auch den Aufsehern streng verboten zu sein schien, sich mit den Leuten zu unterhalten. Verstehen lernten sie nämlich nach und nach das bunte Kauderwelsch, welches man auf jenen Strafkolonieen zu reden scheint, halb französisch, halb arabisch, oder was es sein mag, — ich konnte nicht klug draus werden, als mir der Schmid eine Probe davon zu geben versuchte. — So verging Jahr um Jahr, ohne daß die Gefangenen recht gewußt hätten, ob's Sommer oder Winter sei,*) bei dem Kreislauf einer sich immer wiederholenden gleichförmigen, mühseligen Arbeit, mit dem ungestillten Heimweh im Herzen nach der fernen, geliebten Heimath. Wie's daheim stand, wußten sie ja auch nicht. Man log ihnen vor, die Franzosen hätten zuletzt noch den Sieg davon getragen. Aber das glaubten die braven Baiern nicht, wenn sie auch schweigen mußten. Sie trauten's unserm Herrgott zu, daß Er der gerechten Sache den Sieg geschenkt haben würde und an diese Hoffnung klammerten sie sich, wenn's ihnen auch zuweilen seltsam vorkam, daß man sie in Feindeshand ließ, wenn die Deutschen wirklich gesiegt hatten."

„Das waren gerechte Bedenken," warf ich dazwischen.

*) In Algerien wenigstens sollte der Winter sich ihnen durch seine Regengüsse fühlbar gemacht haben.

„Ja, das waren sie und anfangs war ich ganz fassungslos über diese Nachlässigkeit unsrer Behörden. Dann aber, als ich nach und nach ruhiger darüber denken konnte, mußte ich mir doch sagen, daß einer solch perfiden Handlungsweise gegenüber, die gegen alles Völkerrecht streitet, doch eigentlich die Behörden machtlos sind. Erstens setzt man auch bei dem schlechtesten Volk eine solche Art von Rache, an Einzelnen, Unschuldigen ausgelassen, nicht voraus; zweitens konnte man nicht ganz Frankreich, halb Afrika und vielleicht noch andre überseeische Kolonieen durchreisen, um zu ergründen, ob wirklich a l l e Gefangenen frei waren, und — frei sind," fügte er mit einem überaus schmerzlichen Nachdruck hinzu.

Ich konnte nun des Mannes ganzes Herzeleid verstehen und schwieg, weil ich fühlte, daß hier kein halber Trost einen Werth haben konnte und einen vollen wußte ich dem unglücklichen Vater nicht zu geben. So saßen wir wieder eine Weile schweigend, bis Herr Treeber fortfuhr: „Doch ich muß meine Erzählung vollenden. Das heiße Klima und die schlechte Nahrung machte endlich den Hirzelsfranz krank und in jener Zeit muß er namenlos gelitten haben; ein Wunder, daß er nicht verhungerte. Das hatte er nächst Gott auch nur der Treue seines Kameraden zu danken, der Alles aufbot und viel erduldete, um ihm das Leben zu retten. Als es endlich wieder besser ging, der Franz aber noch zu schwach war, um auf die entfernteren Felder getrieben zu werden, arbeiteten die Zwei einmal mit Wenigen zusammen und es traf sich, daß sie, von den Andern entfernt, von dem bekannten Aufseher leise angeredet werden konnten. Er fragte, ob sie ihn denn nicht kennen? Auf ihre Antwort, daß er ihnen zwar immer etwas bekannt erschienen sei, sie aber doch keine Erinnerung an eine frühere Bekanntschaft hätten, stellte er sich als jenen Verwundeten vor, welchen sie in der Schlacht bei Wörth aus dem Gefecht getragen und so gerettet hatten. Er sagte, daß er ihnen gern zu ihrer Befreiung helfen würde, weil er ihnen seinen großen Dank beweisen möchte, daß er sich auch schon den Weg dazu ausgesonnen habe, — aber sie müßten ihm einen harten Eid schwören, daß sie ihn niemals verrathen wollten, sonst sei er verloren. Die Burschen hörten hochklopfenden Herzens diese Erlösungsbotschaft und schwuren mit Freuden den verlangten Eid. Darauf gab ihnen der Aufseher Tag und Stunde an, wo sie ihn in ihrer Klause erwarten sollten und sich so gut als möglich zu einer langen Reise rüsten. Ach zu rüsten hatten sie wenig; sie besaßen ja nichts, — aber ihre Herzen jubelten und sie zählten die Stunden, bis die ersehnte Zeit kam.

„Die Flucht mußte mit großer Vorsicht einge-

Digitized by Google

leitet werden und fiel zum Glück in eine stockfinstre, sternlose Nacht, wo schwere Wolkenzüge den Himmel schwärzten und ein heftiger Regen mit seinem lauten Geräusch ihnen zu Hilfe kam. Der Retter führte die Gefangenen auf unbekannten Pfaden nach einem unterirdischen Gang, welchen sie in gebückter Stellung durchkriechen mußten. Er war sehr lang, wohl eine gute Stunde, und die enge Luft erschwerte das Athmen. Endlich machte der Führer Halt, reichte ihnen Kleider, die er in einem Bündel auf dem Rücken mitgeschleppt hatte und welche sie nun gegen ihre Sträflingskutte vertauschten. Einige Spähne dürres Holz, welche sie als Beleuchtungsmittel für den Nothfall bei sich hatten, leuchteten ihnen zu dem Kleidungswechsel. Dann beschwor der Aufseher seine Schützlinge nochmals, ihren Eid zu halten, führte sie aus dem dunkeln Gang hinaus und beschrieb ihnen genau die Richtung, welche sie einhalten müßten, um die Küste zu erreichen, gab Jedem noch ein ansehnliches Geldgeschenk zur Ueberfahrt und kehrte dann schnell zurück, vom heißen Dank der Befreiten begleitet.

„Wie den Männern zu Muth gewesen sein mag, nach fast zehnjähriger Haft mit Sklavenarbeit sich wieder frei zu fühlen, können wir uns wohl kaum ganz vorstellen. — Nach manchen Mühsalen und Irrgängen, den Tag über sich verbergend und nur bei Nacht wandernd, erreichten sie endlich die See und nach neuen Wanderungen, die sie aber jetzt furchtloser machen konnten, einen großen Hafenplatz, wo sie sich nach Marseille einschifften. — Mit beweglichen Worten schilderten mir die Heimgekehrten ihre Wonnegefühle, als sie die Küste von Afrika immer mehr verschwinden sahen und die Hoffnung, nun bald, bald die lang vermißte, geliebte Heimath wiederzusehen, wie ein heller Stern ihnen leuchtete und mit seinem Glanz alle Qualen, die sie erlitten hatten, in den Hintergrund drängte.

„Mit dem „bald" sollte es freilich nicht so schnell gehen. Denn der Weg von Marseille durch ganz Frankreich, bis nach Baiern herunter, ist weit, sehr weit, wenn man ihn zu Fuße zurücklegen muß. Ihre Baarschaft war fast aufgezehrt, als sie landeten, und so suchten sie sich dazwischen immer etwas zu verdienen, um weiter zu kommen, weil sie sich zum Bitten in Feindesland kaum entschließen konnten.

„So war's Ende Mai geworden, als die Flüchtlinge an die deutsche Grenze kamen und zum ersten Mal wieder den süßen Klang der Muttersprache hören durften. Um schneller vorwärts zu kommen, da die Sehnsucht immer mächtiger trieb, entschlossen sich die Kameraden auf deutschem Boden zum Fechten, wenn's Noth that, und hielten sich mit Arbeiten nicht mehr auf. Das war auch nicht nöthig. Denn wohin sie immer bittend kamen und ihre Schicksale erzählten, gab man ihnen gern und mit vollen Händen. Ja, es geschah bei den lebhaften Badensern und gutherzigen Württembergern, daß man die Nachbarn zusammenrief, ihnen die Reisenden vorstellte und Jeder dann sein Möglichstes aufbot, ihnen wohl zu thun und sie zu beschenken. Mit Thränen in den Augen erzählten die Männer von dieser dankbaren Bruderliebe der Deutschen, die ihnen Leib und Seele auf dem ganzen Weg so oft erquickt hatte. Sie bekamen auch häufig, wo sie gar nicht gebeten hatten, reiche Geschenke, z. B. in Wirthshäusern, wo man sie ihres auffallenden Aussehens wegen befragte und ihre Geschichte hörte. So kam's daß sie etliche hundert Mark baares Geld mit heimbrachten, die sie mir voll Freude zeigten.

„Gottes Güte hatte den Braven aber auch in der Heimath noch Freuden aufgehoben, welche besser waren als die besten Geschenke. Der Schmid war schon vor neun Jahren Vater geworden, fand also einen prächtigen Sohn vor unter der Obhut seines treuen Weibes, die ihm, trotz manch eifriger Bewerber, ihre Liebe bewahrt hatte. — Der Franz aber fand, was noch weniger zu erwarten gewesen, sein Mädchen, die er geliebt hatte, als er fortzog, als treue Alterspflegerin seiner Mutter, die freilich, so zu sagen, an der Freude des Wiedersehens starb; denn wenige Tage nach der Heimkehr des Vermißten trug man sie zu Grabe. Aber es war ein seliger Tod für die kranke, altersschwache Frau, die ihre Kinder noch segnen und dann fröhlich heimgehen durfte. — Das Loos der alten Hirzelin scheint mir sehr beneidenswerth!"

Nach diesen düster gesprochenen Worten verfiel Herr Treeber wieder in tiefes Sinnen; er hatte bis hierher mit sichtlicher Selbstüberwindung erzählt, sich auch oft durch Schweigen unterbrochen, das ich nicht zu stören wagte. Ich begriff, wie dieser Vater innerlich litt. Wer stand ihm dafür, ob nicht sein Sohn auch noch in irgend einem Winkel Algeriens elend als Gefangener schmachtete? In solchen Lagen des qualvollsten Zweifels kann nur der Glaube Linderung geben. Das fühlte ich mit überwältigender Gewißheit diesem Leid gegenüber. Ich faßte seine Hand und begegnete einem trostlos fragenden Blick seiner Augen. „Ist es Ihnen nicht möglich, sich fest an das Gotteswort zu halten: Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen, auch für Ihren Sohn, wenn er noch leben sollte?" fragte ich freundlich. „Und wie wir selbst Barmherzigkeit nöthig haben, sollten wir nicht auch gegen Feinde barmherzig sein und ihnen so viel Menschlichkeit zutrauen als wir selbst haben? Einzelne Ver-

Digitized by Google

sehen mögen ja auch bei gutem Willen vorkommen. Sicherlich hat der himmlische Vater doch allezeit Friedensgedanken über uns, auch bei den dunkelsten Führungen, wenn nur wir selbst dem Frieden nachjagen, das müssen wir festhalten."

„Ja, das möchte ich auch festhalten und zur Stärkung unsres Glaubens hat mich mein liebes Weib hierher zu reisen zum Passionsspiel. Sie meint, die liebe Seele, wenn ich das Leiden unsres Erlösers so mit ansehe, wie's Einem da im Ammergau vorgeführt wird, würde ich in meinem eignen Leiden geduldiger und ergebener. Auch sagte sie mir schon oftmals: „Du darfst's glauben, unser Clemens ist bei Gott. Der Heiland ist ein Mensch gewesen wie wir. Er kennt unser Elend und ist barmherzig. Laß uns auf Ihn vertrauen."

Ich drückte ihm bewegt die Hand: „Ja, Ihm vertrauen, das ist die einzige Rettung. Gott helfe Ihnen dazu und lasse Sie Stärkung und Trost finden, wie Sie's bedürfen."

„Ihre Theilnahme hat mir wohl gethan," sagte er herzlich, als wir ausstiegen und dann entschwand er mir in dem Menschengewühl des Murnauer Bahnhofs.

Ob ihm das Passionsspiel die Glaubensstärkung gebracht hat, welche er suchte, habe ich nicht erfahren, hoffe es aber, da ja Gottes Erbarmen viele tausend Wege hat, die Elenden zu erquicken, welche zu Ihm aufblicken.

(Jugendblätter.)

Die Begräbnißstätte der Todten.

Von J. Schlagenhauf.

II.

Schon in der frühesten Geschichte finden wir Spuren, daß Personen gewisse Orte als Begräbnißstätten absonderten, die dann von den kommenden Geschlechtern mit großer Pietät gepflegt wurden. Abraham kaufte einen Acker mit einer Doppelhöhle, in der er sein Weib Sarah begrub, und die auch Jakob, Rebekka und Lea zur Ruhestätte diente. Samuel hatte seinen Begräbnißplatz nahe seinem Hause, und David ließ große Gewölbe in den Berg Zion hauen, die ihm und seinen Nachfolgern auf dem Königsthrone als Ruhestätten dienen sollten. 1 Kön. 11, 43.

Die alten Egypter führten zu diesem Zwecke kolossale Bauwerke und prächtige Paläste auf, in die man allen erdenklichen Schmuck trug, weil das Leben nur kurz, der Aufenthalt im Todtenhause aber lang sei. Die Pyramiden, in deren inneren Gemächern gewöhnlich ein Sarkophag gefunden wird, scheinen solche Grabmäler zu sein, zu deren Errichtung tyrannische Herrscher ein sklavisches Volk zwangen.

Die Kunst verwandte oft allen Fleiß auf die Grabmäler, Bildsäulen und Obelisken, die den Todten geweiht waren.

Die Griechen und Römer, sowie alle Kulturvölker des Alterthums schenkten den Orten der Bestattung der Todten große Aufmerksamkeit und errichteten oft Monumente, die heute noch mit der größten Bewunderung angestaunt werden. Die Begräbnißstätten waren aus Gesundheitsrücksichten gewöhnlich außerhalb der Stadtmauer, nur den Verdienstvollsten ward die Ehre zu Theil, innerhalb der Stadtmauer beerdigt zu werden.

Die Christen der ersten Jahrhunderte hielten es für ein besonderes Vorrecht, in der Nähe des Grabes eines Heiligen oder einer Kirche beerdigt zu werden. Deshalb wurden die Begräbnißstätten oft neben der Kirche ausgelegt und Kirchhof genannt, und weil die Kirchen oft Asylrechte hatten, wo die Verfolgten in Frieden gelassen werden mußten, nannte man sie Friedhof, Freyhof. Es war immer ein abgesonderter, geheiligter Ort, die Freistadt aller daselbst Schlummernden, deren Ruhe und Frieden Niemand stören durfte. Gottesacker wurde der Ort auch genannt, d. i. der Acker, wo Gott die Leiber der Gerechten als Saatkörner aufbewahrt auf den großen Erntetag der Auferstehung. Ausnahmsweise wurden hochgestellte Persönlichkeiten, die sich um Kirche und Staat verdient gemacht hatten, in den Kirchen niedergesetzt. Constantin, der Große, ließ sich zuerst in dem Eingang der von ihm erbauten Apostelkirche zu Constantinopel beerdigen. Nachher wurden Bischöfe, Priester, Könige 2c. 2c. im Vorhof beim Haupteingang in die Hallen, Kreuzgänge, Erker und Winkel der Kirchenmauer beigesetzt.

In neuerer Zeit sind viele Begräbnißstätten durch die kunstgemäß angelegten feinen Wege und Pfade, die sich zu Spazierfahrten und Promenaden so vortrefflich eignen, sowie durch den architektonischen und monumentalen Schmuck mehr großartigen Parkanlagen ähnlich und erzeugen beim Besucher eher das Gefühl der Bewunderung, als jenen tiefen feierlichen Ernst, den man von einem Besuch der Stadt der Todten mitzunehmen erwartet. Versetzen wir uns inmitten der Ruhestätte der Todten, wo der Lärm und das Treiben des Tages die hehre Stille, die über den Gräbern herrscht, nicht zu stören vermag, um auf den Kreuzen, Grabsteinen und Monumenten die Gedanken zu lesen, welche die Herzen der Verstorbenen und Lebenden bewegten:

„Leise rauschen die Platanen
Um die Grüfte großer Ahnen."

Digitized by Google

Da sehen wir auf Grabsteinen eine entblätterte Rose, einen verdorrten, umgestürzten Baumstamm, eine abgelaufene Sanduhr, eine verschleierte weinende Frauengestalt, zu ihren Füßen eine verloschene Fackel, eine Knochengestalt, das Getreide mit einer Sense abmähend, und Inschriften wie diese: „Sanft ruhe die Erde auf dir!" „Ruhe sanft!" „Gute Nacht!" Lauter aus dem glaubenslosen Heidenthum entlehnte Symbole und Inschriften, ohne die Hoffnung auf ein ewiges Leben und Wiedersehen, wie sie im Christenthum so hell aufgegangen ist. Das Herz wird eisigkalt von dieser Hoffnungslosigkeit des Unglaubens berührt, der das Grab das Ende des menschlichen Daseins ist.

Neben diesen glaubensleeren Inschriften finden wir auch oft die schönsten Verheißungen des Christenthums gleichsam als Deckmantel auf ein in Sünde und Gleichgültigkeit verbrachtes Leben mißbraucht. Da sind z. B. auf einem Meisterwerk der Kunst, welches das Grab eines reichen Mannes ziert, der sich um Gott und die leidende Menschheit nicht kümmerte, die Worte zu lesen: „Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben, ihre Werke folgen ihnen nach." Nicht weit davon ist auf einem einfachen, aber zierlich gearbeiteten Grabsteine, unter dem Namen eines bekannten Staatsbeamten, der neben anderen Untugenden auch der Trunksucht sehr ergeben war, zu lesen: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten." Vor diesem Mißbrauch der herrlichen Verheißungen der Schrift schaudert ein jedes edle Christenherz zurück. Geradezu an's Lächerliche grenzt es, wenn da ein Ehemann, wahrscheinlich im frischen Trennungsschmerz, auf den Grabstein seiner früh verschiedenen Frau eingraben ließ: „Die Beste unter den Weibern." Eine Frau ehrte das Gedächtniß ihres Mannes mit: „Der treueste, liebevollste Gatte."

Gut und liebevoll mögen Beide gewesen sein, aber wie konnten die Hinterbliebenen die Verstorbenen als die „besten und liebevollsten" bezeichnen, da sie ja den tausendsten Theil guter Männer und Weiber nie kannten?

In die Kategorie der Kuriositäten gehören nachstehende Inschriften. Auf einem bemoosten Marmorstein ist ein Paar Pantoffeln ausgehauen und darunter die Worte: „Effen nyt" d. i. eben auf, gerade genug. Denken wir aber nicht, da ruhe ein tüchtiger Schuster, der die Pantoffeln den Füßen des zarten Geschlechtes so zierlich anzupassen verstand, daß ihm aus dankbarem Andenken an seine Kunst dieses Ehrenzeichen auf seinen Grabstein gesetzt wurde. Der Mann war in seinem Leben reich, liebte aber ein bequemes genußreiches Leben gar sehr, machte viele Schulden, die er aber zu verheimlichen verstand. Als nach seinem Tode die Schulden und die angeordneten Beerdigungskosten bezahlt waren, blieb den Verwandten, die auf ein reiches Erbe gerechnet hatten, nur ein Paar Pantoffeln übrig, das sie aus Chicane auf den Grabstein hauen ließen.

An die Macht des Todes, der alle Menschen unterworfen sind, mahnt die Grabschrift, die sich ein Tischlermeister selbst setzte:

„Bei Brettern ward ich jung, wuchs auf und ward auch alt,
In Bretter eingesperrt hat mich des Tod's Gewalt.
Dergleichen Wohnhaus hab' ich Manchem zugericht',
Wer Dir eins bauen wird, zu sagen weiß ich nicht."

Auf die Suche nach des Lebens schweren Sorgen und Arbeiten deutet ein Pastor und Schullehrer mit folgenden Inschriften:

„Hier Wanderer liegt ein müder irdener Topf,
Der Auferstehung harrend, still in Scherben.
Hier mußte Herr Magister Heinrich Knopf
In dunkler Erd' ein Knopfloch sich erwerben."

Der Schulmeister Hans Kugler ließ sich auf den Grabstein setzen:

„Hier schläft nach langer Arbeit sanft genug,
Der Schüler, Orgel, Weib und Kinder schlug."

Auf dem Grabstein eines Advokaten: „Der Tod folgte nicht seinem Beispiele, er machte kurzen Prozeß."

Die Hinfälligkeit und einstige Verklärung des menschlichen Leibes ist sinnreich dargestellt in der in Gleichnißform gehaltenen Inschrift auf Benjamin Franklins Grabstein:

„Der Leib Benjamin Franklins, Buchdruckers, liegt hier als Speise für die Würmer, wie der Einband eines alten Buches, woraus das Werk gerissen und die Vergoldung abgegriffen ist. Aber das Werk wird nicht verloren gehen, denn es wird wieder erscheinen in einer neuen zierlichen Auflage, durchgesehen und verbessert vom Verfasser."

Unter den vielen, den Glauben an fortdauernde Gemeinschaft und einstiges Wiedersehen verkündenden Grabschriften gehören die unter eine Hand, deren Zeigefinger nach oben weist, eingegrabenen Worte: „Auf Wiedersehn!"

Und hier im zierlichen Kranze um die beiden festverschlungenen Hände: „Auf ewig!"

Hier die schönen Worte auf einem großen hölzernen Kreuze:

„Das Kreuze, das die Gräber ziert,
Bezeugt, man habe triumphirt."

Und dort die kräftigen Worte der Schrift: „Christus ist mein Leben und Sterben mein Gewinn." „Tod, wo ist dein Stachel? Grab, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat, durch unsern Herrn Jesum Christum."

Digitized by Google

Unter den vielen Monumenten, welche die „Stadt der Todten" zieren, seien hier nur zwei erwähnt, hauptsächlich wegen der Idee, die sie darstellen.

Auf einer natürlichen Erhöhung, von der man eine weite Aussicht auf das offene Meer hat, steht das Monument eines spanischen Seekapitäns, Namens Correja, das er sich 17 Jahre vor seinem Tode erbauen ließ. Auf einer kunstvoll gearbeiteten Unterlage ruht ein Schiff, und neben demselben steht das Bild des stämmigen Seemannes im Wetterkittel, den Sturmhut auf dem Haupte und die Ferngläser vor den Augen, den ersehnten Hafen zu suchen. Als er längst kein Schiff mehr führte, gab er durch dieses Denkmal Zeugniß, daß er doch noch nach einem Hafen suche, in welchem er vor Anker gehen wolle nach des Lebens Stürmen.

Mitten unter den Denkmälern der Geldaristokratie, die ganz heidnische, oder heidnische mit christlichen vermischte Ideen repräsentiren, steht das wahrhaft schöne Kunstwerk, welches eine fromme Mutter ihrem früh entschlafenen Kinde auf das Grab setzen ließ. Auf einem aus prächtigen Marmor verfertigten Monumente kniet auf einem Schemel betend eine Mutter und hebt flehentlich ihre Hände zum Himmel empor, während schwere Thränen über das von Kummer und Schmerz durchfurchte Antlitz rollen. Etwas erhöht, zur Seite gewandt, steht ein Engel, der ein Kind in die Falten seines Gewandes gehüllt, auf den Armen hält, und hold auf dasselbe herniederlächelnd, im Fluge nach Oben trägt. „Er wird die Lämmer in seine Arme sammeln, und in seinem Busen tragen." Starke Männer, denen Niemand Gefühlsschwäche zum Vorwurf machen kann, sah ich an diesem Denkmal von Rührung ergriffen, daß ihnen die Thränen über die Wangen liefen.

„Schau her, die Mutter kniet am Grabe,
Ein Kindergrab ist's, schmal und klein.
Hier ruht ihr Hoffen, ihre Habe,
„Kind," schluchzt sie, „laß mich bei dir sein."
Und alle Vögel ringsum schweigen.
Sie schweigen bei der Mutter Qual,
Und Blümlein ringsum neigen
Die Kelche trauernd allzumal.
Da rauscht es leise in den Lüften,
Ein Engel ist's, der allezeit
An offnen Gräbern, offnen Grüften
Als Hoffnung wehrt dem Herzeleid.
Er flüstert traut zur Mutter Ohren,
Er flüstert süß, er flüstert weich:
Das Kind, das du mit Schmerz verloren,
Ist bei mir in dem Himmelreich.
Da steht sie auf und glaubt der Rede
Des Engels, der von Gott gesandt,
Und im herzinnigen Gebete
Grüßt sie ihr Kind im Heimathland."

So ruht sanft, ihr großen und kleinen Todten, euer Tagewerk ist vollendet, ob ihr den Beschäftigungen des Friedens oder des Krieges oblagt, mit der Feder oder dem Schwert kämpftet, den Spaten oder das Scepter führtet, den Purpur oder Kittel trugt, in Hütten oder Palästen wohntet, Freunde oder Feinde gewesen seid, hier schlaft ihr friedlich neben einander, bis die Posaune des Weltenrichters euch zum Lohne weckt.

Wir aber wollen beim Abschiede von eurer Ruhestätte uns die Worte des Dichters zu Herzen nehmen:

„Sieh' hier, o Mensch, wo deine Pfade enden,
Ob schlangengleich sie durch die Welt sich wenden,
Zu Füßen flüstert's dir aus welkem Laube:
„Im Staube!"

„Wo sind die Herzen, die in Erdentagen
So bang in Leid, so hoch in Lust geschlagen,
Die einst so hoch in Lieb' und Haß gelodert?
„Vermodert."

Und die der Schrift: „Herr, lehre uns bedenken, daß wir sterben müssen, auf daß wir klug werden."

Das Erbe.

Eine Straßburger Familien-Geschichte aus der Zeit der Reformation.

Für Haus und Herd bearbeitet von

Paul Engen.

Viertes Kapitel.

Das Schützenfest.

Dem rauhen Winter war ein milder, sonniger Frühling gefolgt; die Strahlen der Alles erwärmenden Himmelskönigin drangen bis in den verstecktesten Winkel und riefen eine hoffnungsvolle Freudigkeit hervor. Während des kalten Winters war es in dem alten Straßburg heiß hergegangen, mit dem Einzuge des Frühlings hatten sich indessen die erregten Gemüther allmählich beruhigt und der lachende Sonnenschein blickte auf eine friedliche Bevölkerung hernieder. Alle Herzen sehnten sich auf's Neue nach Ruhe und Frieden, die alte Vergnügungslust forderte wieder ihre Rechte, und darum ging es wie ein Jubelschrei durch Straßburg, als im Februar der Rath der „allzeit freien Reichsstadt" eine Einladung an alle verbündeten Städte und Herren richtete, um dem großen Lustschießen beizuwohnen, das vom 25. Mai bis zum 13. Juli auf dem Schützenrain, vor dem Judenthor, also im nördlichen Theile, stattfinden sollte.

Digitized by Google

Noch war der Wonnemonat, auf dessen Ende man die Eröffnung des Lustschießens festgesetzt, nicht erschienen, als schon die mannigfaltigsten Vorbereitungen in der Stadt begannen. Die Goldschmiede hämmerten an dem Silber, aus welchem die Preisbecher und Schaalen hervorgehen sollten und schlugen besondere Festmedaillen, sowie Schaustücke für die liebe Jugend. Die Schneider nähten fleißig an den Festkleidern, und die Schildmaler zeichneten Wappen und Kränze auf mehr als hundert Fahnen. Ganz besonders rührig ging es jedoch auf dem Schießplan zu, woselbst — nach Abstecken der Schranken — ungefärbte Holzplanken in die Erde gerammelt und mit Tannenbäumen und Kränzen verziert wurden. Zimmerleute und Anstreicher waren damit beschäftigt, Schießstände und Zelte für die Schützen zu errichten, während außerhalb der Schranken Küchen, Kegelbahnen und eine Menge von Buden aufgeschlagen wurden.

Die aus dem Rathe der Stadt gewählten Festordner führten dabei die Oberaufsicht oder liefen geschäftig in der Stadt umher, um die Herbergen für die fremden Gäste auszumitteln und bei angesehenen Bürgern Nachfrage zu halten, ob sie vielleicht den einen oder andern Schützen während der Festzeit durch ihre Gastfreundschaft auszuzeichnen gedächten. Auch der neuerwählte Rathsherr, der erst fünf u. dreißigjährige Jakob Sturm von Sturmeck, welcher sich später als Stättemeister so große Verdienste um seine Vaterstadt erworben, befand sich mit unter dieser Commission und hatte zunächst beim Michael Ratbod Nachfrage gehalten. Er fand in der Gesellschaft des alten Kaufherrn den Junker Mürnhart von Böcklinsau, der seit einiger Zeit dort stetig aus- und einging. Ratbod schien ihn gern zu haben, denn er begünstigte ihn auf alle nur mögliche Weise und übertrug ihm sogar einen Theil der schriftlichen Arbeiten, die bisher von dem alten Buchhalter des Geschäfts besorgt worden waren. Als Jakob Sturm heute in das Arbeitszimmer des alten Ratbod trat, sah er Mürnhart eben mit einer zierlichen Aufschrift beschäftigt, während der Kaufherr ihm beifällig über die Schultern lugte.

„Gott zum Gruß,“ rief der Letztere dem auf ihn zuschreitenden Sturm entgegen. „Da seht nur, was der Daniel Mürnhart für ein Tausendkünstler ist! Er schreibt so eben den Heirathsvertrag meiner Tochter in's Reine und beginnt mit wundersamen Verschlingungen der Buchstaben, denen er zu guterletzt die Farben unserer Stadt verleihen will.“ Sturm lächelte ob dieses begeisterten Lobes, pflichtete aber der Ansicht des alten Mannes bei, um hierauf sofort mit seinem Gesuch zu beginnen.

„Werde mich Euch kaum dienstbar erweisen können,“ entgegnete Ratbod, die Brauen hoch hinaufziehend, „denn Ihr müßt wissen, daß ich zur selben Zeit, wo Euer Schießfest beginnt, die Hochzeit meiner Tochter zu begehen gedenke, und Ihr könnt Euch denken, daß ich da Raum brauche, denn der Johannes kommt aus Basel und bringt einen guten Freund mit.“

„Jenun,“ meinte Sturm, „in Euerm weiten Hause gibt's Platz genug, und ein Kämmerlein für einen ehrsamen Schützen wird wohl übrig bleiben.“

„Kann's nit versprechen, Herr,“ versetzte der alte Eigensinn kopfschüttelnd. „Wenn Ihr Herren vom Rath so zahlreiche Einladungen macht, dann habt Ihr jedenfalls auch Geld genug, in den Gasthäusern der Stadt die nöthigen Herbergen für Eure Gäste zu bezahlen, und braucht den Bürgern nit lästig zu fallen.“

„Ihr habt jetzt meinen Bescheid,“ erwiderte Sturm, ohne sich durch die Grobheit des unwirrschen alten Mannes erregen zu lassen, „und wünsche Euch einen guten Tag.“

„Nichts für ungut,“ rief Ratbod dem sich Entfernenden nach, von dessen geistiger Größe er keinen Begriff hatte.

„Ihr hättet den Sturm von Sturmeck doch nit gar so kurz abfertigen sollen,“ meinte Mürnhart, „sein Einfluß beim Rath ist bereits groß, und er kann nützen und schaden.“

„Ei was,“ brummte der Alte, „ich bin ein freier Mann, der keinerlei Unterstützung bedarf. Sein Vater war ein stolzer Mann, der den meinigen, trotz seines Pfeiferkönigthums, über die Achseln ansah. Ich mag von der ganzen Familie nichts wissen und damit fertig.“

„Das Lustschießen soll diesmal ganz besonders prächtig werden,“ begann Mürnhart nach kurzer Pause abermals, ohne sich im Malen der Buchstaben stören zu lassen. „Meinetwegen,“ brummte Michael Ratbod, „ich bin kein Freund von derlei Festen und kümmere mich auch deshalb um nichts,“

„Hm,“ räusperte sich Mürnhart verlegen, „es muß doch schön sein, wenn man die Mittel besitzt, ein solches Fest mitzumachen.“

„Ei, so meldet Euch als Schütze an,“ lachte der alte Kaufherr rauh. „Versteht Ihr denn überhaupt mit der Armbrust umzugehen? Soviel mir bekannt, ließ Euch Euer Ohm in den ritterlichen Künsten nit unterweisen.“

„Da habt Ihr leider recht,“ seufzte Mürnhart und blickte melancholisch auf den Schnörkel, mit dem er soeben einen Buchstaben umgab, „doch hab ich mich im Stillen auf der Armbrust geübt. Es wäre möglich, daß ich mir einen silbernen Becher erschösse, wenn — wenn —“

„Wenn Ihr das Geld zum Einsatz hättet,“ vollendete Ratbod, „nun darauf soll's mir nit

Digitized by Google

ankommen — ich will Euch die kleine Summe vorschießen, schießt Ihr dann mit der Armbrust nach."

Mürnhart zeigte sich über die ungewöhnliche Großmuth seines Gönners sehr gerührt und stammelte Dankesworte.

„Laßt gut sein," versetzte der Alte abwehrend, „aber halt, was habt Ihr da gemacht?" fügte er polternd hinzu, den Heirathsvertrag, dessen Abschrift der arme Junker eben beendet, zur Hand nehmend. „Wahrhaftig, Ihr habt Euch verschrieben und die baare Mitgift auf fünfzig Tausend erhöht!"

„Wirklich!" rief Mürnhart erstaunt, nachdem er sich von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugt, „daran ist das unselige Einsatzgeld schuld, das gerade fünfzig Gülden beträgt. Die Abschrift ist mir so trefflich gelungen, daß es doch schade wäre, sie zu vernichten, und noch dazu wegen des geringen Mehrbetrags von zehntausend Gülden. Was hat diese Summe für Euch zu bedeuten?"

„So?" rief Ratbod zornig. „Meint Ihr etwa, ich meß die Tausender nach Scheffeln?"

„Das nit, aber Gott hat Euch mit irdischen Reichthümern gesegnet, und Ihr werdet mir armen Burschen sicherlich nit zumuthen, meine mühsame Arbeit wegen eines einzigen Schreibfehlers zu vernichten."

Der alte Mann brauste auf, allein Mürnhart begann zu schmeicheln und hörte damit nicht eher wieder auf, als bis er den knausrigen Handelsherrn halb und halb für sich gewann.

„Seht," schloß er die lange Rede, „zum Danke für Eure Nachsicht will ich Euch sogar die Mühe, Euern Namen auf die Urkunde zu malen, abnehmen und es selbst thun." Und ohne eine Antwort abzuwarten, begann er die schwerfälligen Schriftzüge, wie sie Michael Ratbod eigen waren.

„Sieh, sieh!" rief der Letztere erstaunt, „meine Unterschrift, so deutlich und genau, als ob ich sie selbst geschrieben hätte! Ihr seid ja ein ganz gefährliches Subject! Euere Geschicklichkeit hat etwas Unheimliches."

„Warum nit gar," lachte Mürnhart, „Ihr werdet doch einen Spaß verstehen. Was soll mich denn meine Kunstfertigkeit nützen? Ja, wenn Ihr ein Fürst wäret, der Geldmünzen prägen ließe, da wäre es etwas anderes, aber so — so — bleibe ich schon der arme Bursche, der ich bin."

Ratbod schien dies einzusehen, zum Wenigsten hellte sich seine finstere Miene auf und er erging sich gegen Mürnhart in allerlei Scherzworten, so daß Beide zuletzt gemeinsam lachten und der Junker sehr zufrieden von dem alten Kaufherrn schied.

Aeußerst vergnügt betrat Mürnhart die Gasse, rannte aber, als er noch einmal nach dem Hause des Kaufherrn zurückblickte, derart gegen einen großen, starkgebauten Mann an, daß er im nächsten Augenblick auf dem Erdboden saß und seine dünnen Beine weit in die Höhe streckte. Der Fremde, dessen Kleidung den Slaven verrieth, stemmte die markigen Fäuste in die Seite und begann aus Leibeskräften zu lachen.

„Was ist denn das für ein Bindfaden?" rief er höhnend. „Sollte ich doch fast meinen, ich hätte den Ritter von Wackel vor mir, wie der dürre Junker auf der Hohenheg genannt wurde."

„Wahrhaftig," erwiderte Mürnhart hoch erstaunt und sich langsam vom Boden erhebend, „das ist der lustige Benedict aus dem Böhmerland, wie er leibt und lebt —"

„Und wie er ißt und trinkt," vollendete der Andere lachend, „du hast's getroffen, Gesell, der Benedict Edelbeck, der berühmte Pritschmeister aus dem Böhmerwald steht vor dir."

„Na, hört, Meister Benedict," entgegnete der Junker mit einem neidischen Blick auf die volle Gestalt des Böhmen, „Euch sieht man allerdings keine Entbehrungen an."

„Weil ich von meinem Fette zehren konnte, was einem solchen Bindfaden, wie Ihr es seid, allerdings ganz unmöglich ist."

„Wo habt Ihr Euch während der zehn Jahre, seit wir von einander schieden, denn herumgetrieben?" fragte Mürnhart. „kommt und erzählt mir Eure Erlebnisse."

„Nun, die sind bald erzählt. Nachdem ich das deutsche Reich die kreuz und quer durchzogen und meinen Sparpfennig aufgezehrt, kehrte ich in meine Heimath und zu meinem bescheidenen Handwerk, dem Siebmachen zurück. Allein es behagte mir nit, und begierig hielt ich meine Ohren offen, ob nit hier oder dort, bei Hof oder in den Städten, ein großes Fest im Anzuge sei. Ein paarmal tauchten derartige Gerüchte auf und ich lief viele Tagereisen, um bei einem etwaigen Freischießen mein Amt als Pritschmeister ausüben zu können. Allein man hatte mich angelogen, und als endlich zu Dresden wirklich ein solches Fest stattfand, kam ich zu spät und ein Anderer schnappte mir den fetten Bissen vor der Nase weg. In meine Heimath wollt ich nit wieder und so zog ich in fremden Landen umher, half dem hochberühmten Doctor Luther zu Wittenberg die Bannbulle verbrennen und dann schlängelte ich mich allmählig nach dem Schwitzerland hinüber, bis ich von einem großen Freischießen vernahm, das hier in Straßburg abgehalten werden soll. Da machte ich mich schnell auf die Beine, um ja nicht wieder zu spät zu kommen. Ein Studiosus in Basel, dem ich kurze Zeit aufgewartet, versah mich mit Empfehlungsbriefen, und diesen hab ich's zu

Digitized by Google

verdanken, daß der Rath hiesiger Stadt mir schon nach ein paar Stunden meiner Ankunft das Oberpritschmeisteramt übertragen. Jetzt hab ich nur noch ein Schreiben von meinem Freunde, dem gelehrten Baseler Studenten, abzugeben, nämlich an seinen Herrn Vater; ich muß dabei aber gar vorsichtig zu Werke gehen, denn der Studiosus sagte mir, daß der Alte von Freischießen und derartigen wichtigen Dingen nichts wissen will. Hier in der Nähe soll seine Wohnung sein. Vielleicht könnt Ihr mir als Wegweiser dienen — hier ist der Brief — vorausgesetzt, daß Ihr Geschriebenes zu lesen versteht."

Mürnhart nahm den Brief, dessen Adresse auf Michael Ratbod lautete, und freute sich doppelt, seinem alten Bekannten, dem Pritschmeister, einen kleinen Dienst leisten zu können. Indessen hütete er sich gar wohl, Benedict Edelbeck bei dem Kaufherrn einzuführen, denn er sah voraus, daß der stolze Herr über diesen Besuch nicht sehr erfreut sein werde, sondern gab dem lustigen Gesellen die nöthige Auskunft und geleitete ihn bis zur Eingangsthüre des Ratbod'schen Hauses.

„Wir werden einander schon wieder begegnen, ist's nicht in der Stadt, so doch sicherlich auf dem Festplatz, denn ich gehöre auch zu den Schützen," tröstete er ihn zum Abschied. „Ihr?" gab Edelbeck höhnisch zurück. „Na, dann werdet Ihr wohl den weitesten Schuß thun und ich Euch eine hübsche Strafe anbefehlen müssen."

„Hm, kommt sehr darauf an," versetzte Mürnhart schnippisch und schritt fürbaß.

Zu den Rechten und Pflichten eines sogenannten „Pritschmeisters" gehörte nämlich in damaliger Zeit gar mancherlei, vor allem aber die Handhabung der Justiz auf dem Festplatz, die freilich meistens spaßhafter Weise, oft unter sehr handgreiflichen Scherzen ausgeübt wurde. Denn die alten Pritschmeister waren zu gleicher Zeit die Possenreißer und die Polizeibeamten der Freischießen. Sie kannten die Sitten und Gebräuche beim Schießen auf's Genaueste, hielten die gereimten Festreden, halfen durch kräftige Späße und aufmerksame Bedienung bei den Festschmäußen und straften mit ihrer unförmlich großen Pritsche, die von Leder oder von gespaltenem klatschenden Holze und zuweilen vergoldet war, alle Vergehen, welche gegen die Ordnung des Schießplatzes verstießen. Wer zwischen die Schützen und ihr Ziel rannte, wer die Schützen in ihrem Stande störte, oder sonst irgend welchen Muthwillen trieb, verfiel ihrem Gericht, ohne Rücksicht auf Rang und Stand, denn der Schlag der Pritsche traf den Herrn wie den Bauerbuben, und selbst hochmüthige Junker und Fürstensöhne mußten sich beschämt darein fügen, daß die ihr Amt ausübenden Pritschmeister sie ergriffen und zu ihrem „Rabenstein", oder auch „des Pritschmeisters Predigtstuhl", wie das alte herbe Scherzwort den Lattenbau nannte, auf dem sie Gericht hielten, fortschleppten.

Immer höher schlugen die Wellen der Lustigkeit und des Jubels in den Herzen der Straßburger Bevölkerung, denn immer näher rückte der ersehnte Tag, an welchem die Eröffnung des großen Schießens stattfinden sollte. Schon lief der Meister Edelbeck in seiner närrischen Tracht mit seinem Gefolge von bösen Buben auf dem Schießplatze hin und her, um ihnen einige von seinen Künsten zu lehren und sie zu eifrigen Gehilfen in seinem Amte auszubilden.

Ein lang andauerndes Jubelgeschrei ertönte, als endlich der Tag anbrach und gegen zehn Uhr der stattliche Festzug sich durch die Straßen nach dem Schützenrain bewegte. Den Anfang machte Benedict Edelbeck, der Pritschmeister, bewaffnet mit seinem lustigen Scepter, das er gar majestätisch zu handhaben verstand; hinter ihm schritten die Zieler, deren Gewänder die Stadtfarben trugen, sodann kamen die Trommler und Pfeifer und hierauf die Würdenträger und Schützen des Festes. Als der ganze Zug auf dem Schießplatze angelangt war, wurden zunächst die werthvollen Hauptgewinne in einem besondern Zelte aufgestellt und sodann die Schützen durch den Pritschmeister zusammengerufen. Unter ihnen war auch Mürnhart, welcher unter den wenigen Habseligkeiten seines Oheims eine alte Armbrust aufgestöbert hatte. Man sah, daß er sich seiner Würde bewußt war, denn er blickte äußerst stolz um sich.

Erst am zweiten Tag begann das eigentliche Schießen selbst und nunmehr hatte Meister Edelbeck alle Hände voll zu thun; bald gab er den Schützen und Zielern die nöthigen Zeichen, bald wiederum eilte er nach seinem Richter, da seine Gehilfen ein vorwitziges Bäuerlein abgefangen hatten, das über den Schützenplatz gelaufen war und nach dem bestehenden Recht abgestraft werden mußte. Zuweilen unternahm er wohl auch einen kurzen Rundgang außerhalb der Schranken, woselbst es ungemein lustig zuging, denn Jubel und Freude herrschte diesmal auf dem Schützenplatz, wie noch nie zuvor, und das Fest verlief in wahrhaft glänzender Weise, so daß eine Anzahl züricher Schützen, die mit ihrem Bürgermeister nach Straßburg gereist waren, in ihren Briefen mit geradezu begeisterten Worten all die Herrlichkeiten schilderten. Die Folge davon war, daß daheim im Schwizerland achtundvierzig züricher Bürger beschlossen, ihre Landsleute zu besuchen und zugleich den Straßburgern einen Beweis alter Treue und nachbarlicher Freundschaft zu geben. Gleich ihren Ahnen, setzten sie einen großen metallnen

Digitized by Google

Topf von 120 Pfund, mit heißem Hirsebrei gefüllt, beim Morgengrauen in ein Schiff. Nach zwei Uhr Morgens verließen sie, unter einem funkelnden Sternenhimmel, die Heimathsstadt; eine große Volksmenge hatte sich an den Ufern der Limmat versammelt und rief den Scheidenden Grüße und Segenswünsche nach. Von rüstigen Ruderern in Bewegung gesetzt, durchflog das Schiff die Wellen der Limmat und der Aar, und als die Sonne aufging, befanden sich die Reisenden bereits im Rhein. Zwei Stunden später langten sie in Basel an; eine unabsehbare Menge Volkes stand auf der Rheinbrücke und begrüßte die kühnen Schiffer mit lautem Jubel.

Als der Letztere sich ein wenig gelegt, rief eine frische männliche Stimme dem Obmann der Züricher zu:

„Ihr fahrt nach Straßburg, Herr Thomann, und ich will auch dahin, doch weniger des Freischießens wegen, als um der Hochzeit meiner Schwester beizuwohnen. Würdet Ihr mich wohl am Bord Eueres Schiffes aufnehmen?"

„Nur herein, Herr Studiosus Ratbod," antwortete der gastfreundliche Züricher und seine Gefährten stimmten ihm bei.

„Aber ich bin nit allein," lachte Johannes, „sondern habe einen guten Freund bei mir, dessen Besuch ich meinem Vater bereits gemeldet."

„Hm, — wer ist's denn?"

Johannes vermochte erst vor Lachen nicht zu sprechen, dann aber rief er zurücktretend und einen rothwangigen Jüngling vorschiebend: „Mein lieber Studiengenosse Kaspar — Euer Sohn!"

Ein schallendes Gelächter erfolgte, während die beiden Studiosen sich beeilten, an Bord zu gelangen. Die Ruderstangen tauchten jetzt in die grünlichen Fluthen des Rheines und unter dem Hurrahrufen der Baseler schwebte das Schiff lustig von dannen. Am Mittag ward in Breisach gerastet und ein einfaches Mahl eingenommen, dann aber ging's rastlos vorwärts, bis endlich in der Ferne der stattliche Münsterthurm auftauchte und den Reisenden verkündete, daß sie dem Ziele nahe seien.

Gegen sieben Uhr Abends fuhren sie aus dem Rhein in die Ill und nun zogen sie die blauweiße Flagge von Zürich am Mastbaume auf. Majestätisch entfaltete sich das Banner im Abendwinde, die Trompeten begannen lustig zu schmettern und Trommel und Pfeife schallten dazwischen, den Straßburgern die Ankunft der treuen Eidgenossen verkündend. Das Schiff fuhr an's Gestade und legte Anker vor dem Kaufhaus und der herbeigeeilte Jakob Sturm begrüßte mit noch einigen andern Rathsherren die Reisenden im Namen der Stadt. Der alte Thomann war der Erste, welcher an's Ufer trat; er schüttelte dem jüngeren Straßburger Genossen die Hand und sagte:

„In siebzehn Stunden habe ich mit meinen Gefährten die Reise von Zürich nach Straßburg zurückgelegt, und wie dereinst unsere Altvordern, so nahmen auch wir einen gekochten Hirsebrei mit, der noch warm ist, und den wir mit Euch Straßburgern verzehren wollen, zum Zeichen, daß, wenn einmal Noth an den Mann geht, wir Züricher alle Zeit bereit sind, unseren lieben Straßburger Freunden zu Hülfe zu eilen."

Nunmehr stieg auch die übrige Schiffsmannschaft an's Land und das Händeschütteln wollte kein Ende nehmen und der Ammeister, die Städtmeister, viele Rathsherren und angesehene Bürger begrüßten die Eidgenossen. Man kann sich denken, daß am nächsten Tage, als Thomann mit seinen Genossen auf dem Schießplatz erschien, der Festjubel noch höhere Wellen schlug, als zuvor, und daß Jedermann sich beeiferte, den lieben Gästen möglichst viel Ehre und Freundschaft zu erweisen, ließ ja doch der Straßburger Rath zur Erinnerung an den „Zürcher Breitopf" eigene Denkmünzen anfertigen. Nur die erste festliche Stimmung, in welcher unser Freund Johannes sich befunden, als er mit den lieben Eidgenossen in der ehrwürdigen Heimathsstadt angelangt war, hatte bedeutend nachgelassen, denn die Aufnahme von Seiten des Vaters war eine ziemlich kühle gewesen. Das Gastzimmer für den jungen Thomann stand zwar in Bereitschaft, da er aber gleichfalls ein Studiosus der Theologie war, so zeigte sich auch ihm gegenüber der alte Ratbod sehr zurückhaltend. Er sprach während des Abendessens nur wenig und suchte alsbald die Ruhestatt auf.

Kopfschüttelnd blickte Johannes ihm nach und sagte dann zur Schwester: „Was hat denn nur der Vater? So unfreundlich ist er ja noch nie gegen mich gewesen." „Weiß nit," antwortete Philippine treuherzig, „Du kennst ja seine Launen, und diese nehmen von Tag zu Tag zu. Auch ich vermag ihm nichts mehr recht zu machen und er schilt gar oft."

Am andern Morgen erfuhr Johannes freilich von Freund Gerbel, daß Waldner von Hohenheg das Mißtrauen, welches der sonderbare Alte gegen die evangelischen Theologen hegte, fleißig geschürt habe, ja, daß er sogar den Versuch gewagt, auf Michael Ratbod derart einzuwirken, das einstige Erbtheil von Johannes zu schmälern. „Ei was, das leidige Geld könnt mich nit verstimmen," versetzte Johannes, „ich hege nur Trauer im Herzen, daß der Vater von den Predigern der neuen Lehre nichts wissen will, und ihre Nähe geradezu flieht."

„Laß nur gut sein," tröstete Gerbel, „wenn er erst einmal die herrlichen Lehren des Evangeliums kennen gelernt und in sich aufgenom-

Digitized by Google

men haben wird, dann bin ich überzeugt, daß der böse Einfluß Hohenhegs nichts mehr über ihn vermag."

„Er ist ja weder der griechischen noch der hebräischen Sprache mächtig," seufzte Johannes, „wie soll er also zur Kenntniß der evangelischen Lehre kommen?"

„Durch unsern Gottesmann, den Martin Luther," antwortete ihm Gerbel zuversichtlich. „Gestern bekam ich nämlich aus Wittenberg einen Brief, welcher mir meldet, daß Luthers deutsche Uebersetzung des Neuen Testaments bereits im Druck erschienen sei und mir innerhalb der nächsten Tage ein Exemplar davon zugehen werde. Auch an Butzer und Kapito will Luther Abdrücke gelangen lassen."

Diese Mittheilung gab Johannes seine alte Fröhlichkeit wieder zurück und er sagte in inbrünstigem Tone: „Gesegnet sei die Stunde, Meister Gerbel, wo Ihr diese Uebersetzung meinem Vater überbringt. Nur schade, daß ich von dem gewaltigen Eindrucke, den die evangelischen Bücher bei ihm hervorrufen werden, nit Zeuge sein kann."

„Und warum denn nit?" fragte der Rechtsgelehrte erstaunt.

„Weil ich auf eine Anfrage, die ich an den Magister Melanchthon gerichtet, von ihm die Antwort erhalten habe, daß er und Luther mich freudig als ihren Schüler aufnehmen würden, und daß ich sobald als möglich nach Wittenberg reisen soll. Man habe bereits durch Matthäus Zell in Erfahrung gebracht, daß die Baseler Professoren mit mir zufrieden seien und mir das Talent zuerkennen, dereinst als evangelischer Prediger der Lehre Christi förderlich und dienlich zu sein. Hier ist Melanchthons Schreiben, leset es durch, mein väterlicher Freund, und scheltet mich nit, wenn ich Euch bekenne, daß ich auf den Besitz desselben stolz bin."

„Wohl darfst du das sein," nickte Gerbel, nachdem er den Brief durchgelesen. „Jetzt aber komm mit mir, daß ich dich zu meinen Freunden Butzer und Kapito und dem ehrwürdigen Meister Mathis führe." Johannes willigte mit Freuden ein und strahlte vor Glück, als er von den Reformatoren seiner Vaterstadt wieder nach Hause zurückkehrte und seinem lieben Studiengenossen Kaspar Thomann ihren freundlichen Empfang ausführlich mittheilen konnte. Ganz besonders hatte ihn die Schilderung ergriffen, welche Martin Butzer von dem großen Wittenberger Reformator entworfen, und seine Seele sehnte sich jetzt ohne Aufhören nach dem Augenblicke, wo er ihn selber vor sich sehen konnte. Am liebsten hätte er auf der Stelle die weite Reise angetreten, allein die Liebe zu seiner Schwester Philippine, deren Hochzeit in den nächsten Tagen stattfinden sollte, legte seiner Ungeduld Fesseln an. Mit ziemlichem Widerwillen begleitete er Kaspar und seinen Vater nach dem Schießplatz, da der lärmende Festjubel nicht zu seiner jetzigen Stimmung paßte; auch zeigte er sich sehr verlegen, als Benedict Edelbeck auf ihn zugeeilt kam und seine Hand kräftig schüttelte.

„Ihr habt mir gesagt," rief der Pritschmeister in seiner geschwätzigen Weise, „daß Ihr wahrscheinlich nit lange mehr in Basel verbleiben werdet, da Euer Verlangen nach Wittenberg gerichtet ist; nun, ich kann Euch melden, daß unter den fremden Schützen sich ein Wittenberger befindet, der den großen Doctor Martin Luther sogar persönlich kennt."

Sofort verschwand bei Johannes die verlegene Miene, seine Augen leuchteten freudig auf und er rief: „Oh, führt mich zu dem Schützen hin, lieber Benedict, damit er mir recht viel von dem Doctor Luther erzählen kann!"

„Ihr dürft als Unbetheiligter den Schießplatz nit betreten," entgegnete der Pritschmeister, „indessen will ich den Wittenberger zu Euch herschicken." Und in der That, trotzdem, daß Meister Edelbeck über und über in Geschäften steckte, die bald da, bald dort seine Anwesenheit erheischten, vergaß er doch nicht, den Wittenberger Schützenbruder zu Johannes zu schicken. Der Fremde war ein rüstiger Mann und seines Zeichens ein Obersteiger, wie jene Bergleute genannt werden, die den Betrieb einer Grube leiten. Er schüttelte Johannes herzlich die Hand zum Willkommen und befand sich in einer außerordentlich lustigen Stimmung, denn er hatte soeben von den Schützenrichtern den „weiten Preis" erhalten, einen goldenen Ring, der bei jedem Schießfest nur Demjenigen zuerkannt wurde, welcher aus recht weiter Entfernung herangezogen war. Bald befand sich der Obersteiger, H u b e r t mit Namen, und Johannes in einem vertraulichen Gespräch mit einander, denn es war ihnen zu Muthe, als ob sie alte Bekannte seien, die sich jetzt, nach langer Trennung, wiedergefunden und nun viel zu erzählen hätten. Ueber Luther und Melanchthon wurde besonders ausführlich verhandelt und Hubert bildete sich nicht wenig darauf ein, daß er den Doctor Martinus nicht nur persönlich kenne, sondern mit ihm sogar als Kind gespielt habe. „Denn sein Vater, müßt Ihr wissen," fügte er erklärend bei, „zog von Möhra, einem Waldort im thüringischen Gebirg, zu Bergmannsarbeit nordwärts in das Mannsfeldische, und da lernten sich denn die Alten und mit der Zeit auch die Jungen kennen, denn der kleine Martin war nur drei Jahre älter als ich." „Und wie sieht er denn aus?" fragte Johannes, „und sehen sich denn der Doctor Luther und der Magister Melanchthon ähnlich?"

Digitized by Google

„Wie Tag und Nacht," lachte der Obersteiger. „Martin Luther ist von mittlerer Größe und kräftigem Körperbau, ein wahrer Riese Goliath neben der kleinen zarten Knabengestalt des Melanchton. Und während das Antlitz des Magisters von Sanftmuth strahlt, glühen im Gesicht des Doctors zwei feurige Augen, denen man die inneren Seelenkämpfe ansieht und deren mächtiger Glanz schwer zu ertragen ist."

„Mag er ausschauen, wie er will," ergriff jetzt ein neben dem Obersteiger stehender Landmann das Wort, er ist ein wirklicher Gottesmann, der sich auch des geringen Bauern erbarmt und ein Herz für sein Elend hat."

Nicht ohne Verwunderung blickten Hubert und Johannes auf den ihnen gänzlich Unbekannten, der kühn genug war, sich als unberufener Dritter in das Gespräch zu mengen.

„Ihr scheint zu den Unzufriedenen Eures Standes zu gehören," äußerte Hubert nach kurzem Stillschweigen.

„Und mit Recht," lautete ingrimmigen Tones der Bescheid des Fremden, „mich dauern meine armen Genossen, die unter der Last von Abgaben und Frohnen erliegen müssen, während ihre Bedrücker, die Herren der Burgen und die Vorsteher der Klöster, sich's wohl sein lassen: 's ist hohe Zeit, daß einmal abgerechnet wird; die Schweizer haben sich aus der Gewaltherrschaft bereits befreit und wir wollen ihrem Beispiel folgen!"

Die letzten Worte sprach der Fremde in größtem Zorn und fuchtelte dabei mit der Faust in der Luft herum. Gleich nachher wandte er dem Obersteiger und Johannes den Rücken und war alsbald inmitten der drängenden Volksmenge verschwunden.

(Fortsetzung folgt.)

Nur ein Studentenstreich.

Von Heidelberg Studenten zogen aus
Zu heit'rer Kurzweil in der Jugend Braus.
Es ging per Bahn ins schöne Neckarthal,
Die Sonne lacht vergnüglich überall.
Am schönsten Fleckchen steht ein stattlich Haus,
Den langen Arm streckt' es gar lockend aus.
Da hielten sie und kehrten durstig ein
Und sangen froh bei gutem Bier und Wein.

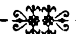
Dort war es nun, wo einer, der ein Graf,
Am Weicheposten einen Wärter traf,
Dies war ein hochgewachs'ner bärt'ger Mann,
Pflichttreu, wie man sie dazu brauchen kann.
Der stand, ein Fels, wenn so mit Sturmgebraus
Die Züge fuhren rasch herein, hinaus.
Doch aber an dem Rock da hing's ihm schwer,
Fünf Kindlein schleppt er allzeit hinterher
Mit rothen Backen und in saub'rem Kleid,
Vier Buben und dazu 'ne kleine Maid.
Es war so köstlich, diese fünf zu seh'n,
Wie sie dem Vater stets zur Seite geh'n.
Der Graf, er hat es auch mit Lust erschaut
Und sich im weichen Herzen d'ran erbaut.
D'rum fragt er jetzt den strammen Biedermann:
„Das sind wohl Eure Kinder? — saget an!"
„„Ja wohl, das sind die Meinen, doch im Haus
Da schaut noch eines aus der Wieg' heraus.
Das hat mir gestern Abend Gott beschert,
Als ich vom Dienstgang bin zurückgekehrt.""
„Sechs Kinder!" ruft der Graf, „das ist kein Spaß
In dieser theuren Zeit, das kostet was!
Da grämt Ihr Euch bisweilen wohl für's Brod,
Das diesen muntern Kleinen täglich noth?"
„„Ja wohl! ich hab' heut' auch schon dran gedacht:
Nun sind wir künftig täglich unser acht,
Und jedes Mäulchen will befriedigt sein,
Und doch geht es ja nicht mit Scheffeln ein.
Doch ist ein guter Gott, der hilft in Noth
Und gibt dem Redlichen sein täglich Brod.""
„Da habt Ihr recht, nur nicht sogleich verzagt!
An jedem Morgen frisch den Kampf gewagt,
Im Treuen stets des Berufes Pflicht,
Und fest geglaubt: Gott läßt den Christen nicht!—
Und nun mein Freund, wollt mir die Frag' erlauben:
Ihr tauft den Säugling doch im evangel'schen Glauben?"
„„Ja wohl, mein Herr, das soll demnächst gescheh'n,
So bald ich kann, will ich zum Pfarrer geh'n.""
„Da mach' ich Euch 'nen Vorschlag, lieber Mann,
Nehmt mich als Pathe für das Kindlein an!
Tauft's auf den Namen: Wilhelm Friedrich!
Nur diese eine Bitte stelle ich."

Der Weichenwärter war vor Freuden stumm
Und blickte sich verduzt im Kreise um.
Dann sprach er: „„Ach, das kann Ihr Ernst nicht sein,

Digitized by Google

Ein solcher Herr kehrt nicht in Hütten ein!‘“
„Was sagt Ihr da, ich gab mein Manneswort,
Da bleibe jedes fern're Zweifeln fort!
Statt dessen nehmet, Freund, die Karte hier,
Da steht mein Name d'rauf und mein Quartier.
Eröffnet mir's, sobald ihr's selber wißt,
An welchem Tag das schöne Tauffest ist.
Dann komm' ich her mit allen den Gesellen,
Mein Amt als Pathe würdig zu bestellen.“
Und so geschah's. Mit Staunen sah der Mann
Daß einen Graf zum Pathen er gewann.

Ja an dem Tage zur bestimmten Stund'
Erschien bei ihm der ganze Brüderbund.
Wohl dreißig Bursche kamen singend an,
Dem flotten Zuge schritt der Graf voran.
Der hat zuerst im schmucken Kirchlein oben
Den Wilhelm Friedrich aus der Tauf' gehoben.
Auch hundert Mark in gutem ächtem Gold
Ins Band geschoben seinem Pathchen hold.
Dann gings zu Tisch. Es war um gutes Geld
Die reichste Tafel bei dem Wirth bestellt.
Der Weichenwärter mit den lieben Seinen
Sie mußten alle auch dabei erscheinen.
Den Kleinen wurde köstliches Konfekt
In Hüll' und Fülle in den Mund gesteckt.
Auch ward des Täuflings treulich dann gedacht
Und ihm manch' Lebehoch und Glas gebracht,
Ja noch fünfhundert Mark zum Angedenken
Sah man die Bursche seinem Vater schenken,
Dem ward dabei, ich weiß nicht wie, zu Sinn,
Er lächelte und weinte vor sich hin.
Doch eines stand ihm deutlich im Gesicht:
Gott, unser Herr, verläßt die Seinen nicht!
Dem Grafen aber, der die That vollbracht,
Hat lange noch das Herz darob gelacht.



„Lauter Franzos“.

Während der deutsch-französischen Feldzüge lebte ich,“ erzählt ein hohenlohischer Gutsbesitzer, „in Franken als der Sohn eines fürstlich schwarzenbergischen Gutspächters. Es kamen um jene Zeit oft versprengte Oestreicher zu uns, um Nachtquartier zu suchen. Wir nahmen sie, wenn sie auch Besiegte und Flüchtlinge waren, dennoch gerne auf; waren sie ja doch die Feinde der wegen ihres Uebermuths und ihrer Räubereien verhaßten Franzosen. Eines Tages kam auch ein flüchtiger slowakischer Soldat zu uns, ein Grenzer, d. h. einer von den an der östreichisch-türkischen Grenze aufgestellten Grenzsoldaten. Er wurde zu uns in den Stall gelegt. Als es ziemlich spät Abends geworden war, ging einer von unsern Knechten um den andern in's Bett, ohne irgend ein Gebet, ohne nur eine Geberde der Andacht. Ich, der Sohn des Hauses, blieb länger auf, weil ich in dem Stalle noch Verschiedenes nachzusehen hatte. Endlich legte ich mich auch, gleichfalls ohne Gebet. Der Soldat allein blieb noch auf und schien absichtlich zu warten, bis wir alle im Lager wären. Ich stellte mich bald, als ob ich auch schliefe, betrachtete aber dennoch den Fremdling mit aufmerksamem Blick. Da warf derselbe den Schläfern ringsherum einen wehmüthig ernsten, verächtlichen Blick zu und sprach mehrmals leise vor sich hin in seinem gebrochenen Deutsch: „Lauter Franzos, lauter Franzos!“ Dann warf er sich auf seine Kniee nieder und betete mit ergreifender Inbrunst noch eine ganze Viertelstunde, worauf er dann auch sein Lager suchte. Dies „lauter Franzos“ war für mich eine tiefe Beschämung. Also in Eine Linie mit den sonst so ungläubigen, gottentfremdeten Franzosen stellt uns, dachte ich, der fromme Soldat, dessen ernst mahnendes Bild heute noch mit unauslöschlichen Zügen vor meiner Seele dasteht. Welche Schande, welche Beleidigung! Und doch konnte ich nicht anders, ich mußte ihm Recht geben. Ich hatte den schönen Kinderspruch Psalm 63, 7: „Wenn ich mich zu Bette lege, so denke ich an dich, und wenn ich erwache, so rede ich von dir!“ ganz vergessen. Wenn ich zu Zeiten in dem Gebet laß werden wollte, so trat immer wieder jener alte Soldat vor mich hin, der vielleicht längst schon vom Glauben zum Schauen gekommen ist.“

Der Name trügt oft.

In manchem Haus steht oft ein sinnreicher Spruch. Zum Beispiel in Neuhausen bei Schaffhausen habe ich an einem Haus über der Hausthüre geschrieben gesehen:

Wer ein- und ausgeht zu dieser Thür,
Der soll bedenken für und für,
Daß unser Heiland Jesus Christ —
Die einzige Thür zum Leben ist.

Ueber der Thür stehts zwar, aber ob auch in

Digitized by Google

den Herzen, die dort ein- und ausgehen? An einem andern Hause habe ich mit großen Buchstaben geschrieben gesehen:

Wo Neid und Mißgunst walten,
Wird uns doch Gott erhalten.

Ob aber der Eigenthümer recht an Gott glaubt, bleibt eine Frage.

An manchen Häusern hängen Schilde mit dem Namen: Schenkwirthschaft. Es dürfte besser stehen Raubwirthschaft, wo man darauf ausgeht, die Gäste zu betrügen und Gott zu belügen. Mancher trägt auch einen schönen Namen, wie Gottlieb, und doch haßt er Gott. Mancher heißt Gottfried, und hat doch keinen Frieden mit Gott. Mancher heißt Jakob, und hat noch Nichts erfahren von dem, was Jakob, der Patriarch, dort am Bach Jabok erfahren hat, und dadurch genesen ist und seine Seele aus des Teufels Gewalt befreit wurde. Ich habe Einen gekannt, der hieß Demuth, er war aber nicht demüthig. Einen kenne ich, der heißt Wermuth, und so bitter ist er nicht, wie Wermuth. Mancher heißt Fromm, und trägt den Teufel im Herzen herum. Mancher heißt Meister, aber wie entspricht er dem rechten Meister Christus? Meister im Fluchen, Lästern, Lügen, Betrügen, im Saufen und Fressen. Mancher heißt Lehrer, und wie entspricht er dem himmlischen Lehrer? Daß er mit seinen Lehren, wer sie hört und thut, eher in die Hölle geführt wird, als in den Himmel. Mancher heißt Vater, aber wie entspricht er dem rechten Vater im Himmel? Er ist nicht barmherzig, nicht gütig, nicht freundlich, nicht liebevoll, nicht versöhnlich, sondern das Gegentheil. So trügt der Name bei Vielen. Glücklich, wer ist, was er heißt: ein Christ!

S. Matter.

Ueber das Missionswerk in Paris.

Von Dr. A. Sulzberger in Frankfurt a. M.

Paris ist, nach seinem öffentlichen Leben im Ganzen und Großen beurtheilt, eine sehr anständige, solide und wohlhabende Stadt. Unter den vielen Tausenden, welche ich Sonntags und Werktags in den Straßen, auf den öffentlichen Plätzen und in den Museen sah, begegnete mir nie ein Bettler oder ein Trunkenbold, noch konnte ich solche zerlumpten und abgemagerten Jammergestalten unter der Menge der Passanten bemerken, wie man sie so häufig in anderen großen Städten findet. Was ist denn aus der Stadt „der Geheimnisse von Paris" geworden, wo sind jene Lasterhöhlen und Quartiere geblieben, die Eugen Sue beschreibt? Napoleon III. hat dieselben, wohl mehr aus politischen als aus sittlichen Gründen, mit Hülfe seines genialen Haußmann und mit einem Kostenaufwand von wenigstens 1200 Millionen Franken wegrasirt und deren Bewohner in die Vorstädte und Vororte außerhalb des Festungsgürtels vertrieben. Daß diese Klasse von Leuten den Pariser oder den Fremden mit ihrer Gegenwart in seinen Kunst- und Schönheitsgenüssen nicht stören, dafür sorgt noch heute die Municipalität und der Bürger von Paris selbst, indem dieser gerne es sich ein Opfer kosten läßt, solche Erscheinungen, wenn sie da und dort auftauchen, zu bewegen, so schnell als möglich wieder zu verschwinden. Jene großartige Verschönerung der Stadt hat somit das Uebel nur verschoben; was die 1200 Millionen und der einst mächtige Kaiser nicht gethan, das versucht die christliche Mission in dieser Stadt und deren Umgebung.

Ehe wir deren Wirken zu beschreiben suchen, möchten wir einige Streiflichter auf die Wohnung und das Leben jener Armen werfen. Zu diesem Zweck lassen wir uns von einem mit diesen Stätten des Elendes Bekannten in eines dieser Armenquartiere begleiten. In der Umgebung der Gobelinsfabrik oder des Pantheon betreten wir ein sechs- oder siebenstöckiges Haus, eine große Arbeiterkaserne, unter deren Dach oft 200—300 Familien wohnen und in jedem Bette gewöhnlich 3 Personen schlafen müssen. Ein anderer Zufluchtsort sind die baufälligen Häuser der Vorstadt oder die von Spekulanten am Festungsgürtel auf freiliegenden Bauplätzen errichteten Baracken mit Zimmern zu zwei Franken per Woche. Wem die Fortuna nicht so viel Mittel giebt, um sich in diesen elenden Hütten einzuquartieren, muß dann zufrieden sein, wenn er im „Garno" um einige Cents Aufnahme findet. In niedrigen fensterlosen Zimmern, mit einem einzigen Ausgang versehen, stehen sechzig eiserne Betten dicht neben einander; alle bewegliche Habe ist festgebunden. Hier kommen die vornehmeren Vagabunden von allen Richtungen zusammen und werden auch oft truppweise von der Polizei abgefaßt. Eine andere Art von Schlafstätten sind die sogenannten dreifüßigen Federbetten oder Strohsäcke, die Stelle des Kopfkissens vertritt ein gespanntes Seil; oder die Schlafstellen sind in Dachkammern in die Mauern eingefügt. Außer diesen Tausenden von Armen giebt es noch ein Heer solcher, welche jede Nacht obdachlos umherirren und sich überall, wo sie vor den nächtlichen Patrouillen sicher sind, niederlassen und selbst die Gußröhren nicht als Ruheplatz verschmähen. Wie die Wohnstätte, so zeugt auch die Lebensweise dieser Klasse der Bevölkerung von namenlosem Elend, von dem der durch die Straßen von Paris Lustwandelnde

Digitized by Google

keine Ahnung hat. Nicht der zwanzigste Theil der Arbeiterbevölkerung soll nach glaubwürdigen Quellen den nöthigen Unterhalt verdienen und von den 50,000 elternlosen Arbeiterinnen fallen die Einen dem Hunger und die Andern der Schande zum Opfer. Die tägliche Nahrung von hunderten armer Arbeiterfamilien besteht aus Brotrinden in Wasser getunkt und Speck; Andere suchen ihren Hunger um einige Sous in den Garküchen, wo Teller sammt Besteck an Ketten befestigt sind, oder in den Hallen zu stillen, in denen in einem großen Kessel der Abfall aus allen Garküchen gesotten wird; wiederum Andere, die nur über einen Sou zu verfügen haben, begeben sich in eine sogenannte „Bibine", wo sie ihren letzten Cent für Schnaps vertrinken und in immer tieferes Elend versinken. Man sagt, daß in Paris auf 100 Einwohner eine Schnapsbude oder Weinstube kommt. Die hauptsächlich aus dem sittlichen Elend entstandene Noth des Volkes war schon zu Louis XIV. Zeiten so groß, daß dieser mächtige und prachtliebende König geweint haben soll, als man ihm die Noth seines Volkes beschrieb. Unter dem äußeren Glanz des letzten Kaiserreichs nahm der sittliche Verfall immer mehr zu und greift der Krebsschaden der wilden Ehen, der Prostitution und anderer Laster in erschreckender Weise um sich. Der Pauperismus der französischen Hauptstadt hat eine solche Höhe erreicht, daß der Staat 151,000 Arme zu versorgen hat, worunter sich 28,000 mittellose Wesen und ausgesetzte Kinder befinden. Außer den regelmäßigen Einnahmen steuert die Stadt Paris noch mindestens 11 Millionen zur Bestreitung der Unterstützungsunkosten. Trotz dieser großartigen Wohlthätigkeit, welche nur von London übertroffen wird, hat der Pauperismus und die sittliche Verderbniß nicht abgenommen. Dazu kommt noch der Einfluß des krassesten Unglaubens, der sich nicht scheut, die Religion zu verhöhnen und die Existenz Gottes öffentlich zu leugnen. Erweisen sich aber alle materiellen Hülfsmittel und sonstigen menschlichen Vorkehrungen als unzulänglich, diesen Schaden zu heilen und das Elend zu heben, so schaut man sich wohl nicht ohne Grund, trotz dem Religionsverächter, nach einer höheren Macht um, von welcher bleibende Hülfe kommt.

Dieses große Problem zu lösen, hat nun die Mission im Glauben an die weltumwandelnde Macht des Evangeliums unternommen.

Haben wir uns von den prächtigen Straßen, herrlichen Monumenten und Kunstsammlungen in die Quartiere der Armen und Straßen des Elendes begeben, so weicht das anfänglich erdrückende Gefühl der Hoffnung einer besseren Zukunft, denn inmitten dieses Elendes erhebt sich auf dem soliden Grund des lebendigen Glaubens das schönste Monument christlicher Liebesthätigkeit, welches alle anderen an Höhe und Dauer übertrifft, weil es in die Ewigkeit hineinragt, nämlich das Missionswerk.

Während der Zeit meines Aufenthaltes in Paris fand die große elektrische Ausstellung statt, zu der man aber erst Abends Zutritt hatte; so interessant und lehrreich der Besuch derselben auch war, so hatte für mich die Wirkung eines anderen Lichtes doch eine größere Anziehungskraft. Ich folgte deshalb gerne der Einladung meines Freundes, Rev. C. P. Cook, des Buchagenten der wesleyanischen Kirche in Paris, des großen Sonntagschul- und Jünglings-Vereins-Agenten und des eifrigen Mitarbeiters in der Mission von Paris. Nach einem tüchtigen Marsch gelangten wir nach der Vorstadt Montreuil. Ein kalter Nordost blies uns entgegen, als wir durch die holperigen und schmutzigen Straßen dieses Ortes dem Versammlungslokal zuschritten. Dasselbe liegt in einem sehr belebten Arbeiterquartier zu ebener Erde, mit der Thür auf die Straße. Ueber dieser steht mit großen Buchstaben: Salle de Conference (Versammlungssaal). Die Thür und die Fensterläden sind noch fest zugeriegelt, während schon eine Anzahl Kinder vor dem Hause versammelt sind und von Zeit zu Zeit anklopfen, um hineingelassen zu werden. Das Lokal ist ein früheres Magazin, an dessen weißgetünchten Wänden auf rothem Tuch mit goldenen und silbernen Buchstaben biblische Kernsprüche stehen. Die Kanzel ist höchst einfach, ein Kunststück des jungen praktischen Predigers, der gewöhnlich hier predigt. Nachdem die Lichter angezündet sind und alles in Ordnung gebracht ist und der Prediger mit seinen Helfern sich in kurzem Gebet vorher vereinigt hat, ist es endlich die höchste Zeit, der harrenden Kinderschaar Thür und Thor zu öffnen, die dann auch bald hereinströmt und das Lokal anfüllt. Da sitzt ein zehnjähriges Mädchen mit seinem zwei- oder dreijährigen Schwesterchen auf dem Schooß, dort ist ein armes blasses Kind, mit den Zeichen des Mangels und der Noth auf Gesicht und in der Kleidung; hier hat sich ein frischer Junge mit keckem Aussehen postirt, als ob er eine Straßenecke zu bewachen hätte — kurz, es sind alles arme, verwahrloste Kinder, dem Un- und Aberglauben ihrer meistens katholischen Eltern preisgegeben, die ohne Zucht und Aufsicht aufwachsen und ihre meiste Zeit auf der Straße zubringen. „Was ist mit einem solchen Haufen Kinder anzufangen?" würde mancher vornehme Pastor sagen; „gewöhnt sie zuerst an Zucht und Ordnung, dann bringt sie zum Religionsunterricht," wäre wahrscheinlich der hochweise Rath manches Hochehrwürdigen. Unsere Freunde urtheilen aber anders, sie nehmen die Kinder wie sie sind, und suchen sie mit Gottes Hülfe so zu erziehen, wie sie sein

Digitized by Google

sollen; was ihnen auch auf eine erfreuliche Weise bei sehr Vielen gelingt. Mit einem munteren und melodischen Gesang beginnt ihr Gottesdienst, nach einem kurzen Gebet und Abhörung ihrer Bibelverse, richtet der junge schottische Prediger einige Fragen an sie, die mit dem größten Interesse angehört und nicht selten treffend beantwortet werden. Mit Vergnügen kam ich seiner Einladung entgegen, auch einige Worte an seine Schüler zu richten. Die Ruhe und Ordnung, welche hier herrschte, die große Aufmerksamkeit und Freudigkeit, welche diese Pariser Straßenkinder an den Tag legten, bewiesen, daß die Arbeit der Brüder an diesen jungen Kinderherzen, welche kaum seit einem Monat so vereinigt wurden, schon von sichtbarem Erfolg war. In demselben Lokal wurde Abends 8 Uhr für Männer und Frauen eine Versammlung gehalten, wozu der Colporteur unter der Saalthüre stehend, die Vorübergehenden freundlich einlud. Die kurzen Ansprachen mit abwechselndem Gesang, durchdrungen von dem Geiste der Wahrheit und der Liebe, machten auf die zahlreich versammelten Zuhörer einen tiefen Eindruck. Beim Ausgang erhalten die Besucher, wie in der Sonntagschule, Karten, um sie gegen Bibeln auszutauschen. An einem Sonntag Nachmittag besuchte ich die im Mittelpunkt von Paris liegende Hauptstation dieser Versammlungen. Der geräumige Saal war ebenfalls größtentheils mit Leuten aus der Arbeiterklasse angefüllt. Von dem Leiter der Versammlung, einer Erstlingsfrucht dieses Werkes, aufgefordert, hatte ich das Vorrecht von der großen Liebe unseres Erlösers und von dem Segen seiner Gemeinde zu reden. Ein junger, bekehrter Israelit, welcher Medizin studirte, sich aber nun ganz dem Missionswerk widmet, legte mit freudiger Beredtsamkeit den Zuhörern den Wahlspruch Josuas ans Herz: „Wählet euch heute, welchem ihr dienen wollet!" Vom Mittelpunkt der Stadt begab ich mich in Begleitung meines Freundes, Rev. Cook, nach einer entlegenen Außenstation, wo in einem zwar kleineren, aber mit andächtigen Zuhörern gefüllten Saal das Wort des Lebens in der Form von Ansprachen verkündigt wurde. Es war eine wahre Freude, diese meist der armen Klasse angehörenden Leute die weltbekannten, ansprechenden Lieder von Sankey, Bliss und Andern singen zu hören und ihre Stimmung zu bemerken, welche die einfachen, aber gesalbten Worte des Redners bei ihnen hervorriefen. Am Schlusse der Rede ist es nicht selten, daß einer von den Zuhörern sich an den Redner wendet mit den Worten: „Wir danken Ihnen, mein Herr, für das gute Wort, das Sie uns verkündigten;" auch ein schönes Amen. Von hier ging ich wieder den Boulevards entlang nach einer andern Versammlung, welche von Rev. Gibson, dem Superintendenten des französischen Evangelisationswerkes der Wesleyaner, organisirt wurde. Durch die Sonntag-Abend-Versammlung auf dem Boulevard des Capucines sucht Herr Gibson die höheren Klassen zu erreichen, indem er Redner wie Pressense, Th. Monod, B. P. Cook, Reveilland und A. für religiöse und Ansprachen engagirt. In der Versammlung, der ich beiwohnte, hatte ich das Vergnügen einen sehr gediegenen Vortrag über das Leben Jesu von Herrn Reveilland zu hören. Die Schönheit und Einfachheit, mit welcher er seinen Gegenstand behandelte, sowie die Innigkeit und Wärme seines Vortrages ließen es dem Redner deutlich abfühlen, daß er nicht nur äußerlich zum Protestantismus übergetreten, sondern ein gründlich bekehrter Mann und wahrer Jünger Christi ist. Das Auditorium, fast ausschließlich Katholiken, dem vornehmen Stande angehörend, lauschte bis zum Ende mit größter Aufmerksamkeit dem Vortrag. Der sehr schöne Saal war mit 300—400 Zuhörern angefüllt. Einige Tage zuvor erhielt ich von Herrn Gibson eine Einladung, mit ihm eines Abends nach St. Denis zu gehen, wo er ein Lokal für die arbeitende Klasse eröffnet hat. Diese Station ist eine sehr versprechende, da die Arbeit unserer englischen Brüder mit gutem Erfolg gekrönt wird. Mit großer Freudigkeit redete ich zu den biederen Arbeitsleuten, die eben ihr schweres Tagewerk beschlossen, im Arbeitsgewand zur Anhörung des Wortes Gottes eilten. Nach der Ansprache lud Herr Gibson die Zuhörer ein, ihren Eindrücken von dem soeben vernommenen Wort einen freien Ausdruck zu geben. Die klaren, bündigen Zeugnisse, die vernommen wurden, setzten mich in der That in freudiges Erstaunen; sie würden einer alten Methodisten-Gemeinde alle Ehre machen. Eine Einrichtung, die meines Erachtens oft mit dem größten Segen auch unter uns angewandt werden könnte.

Nun noch zum Schluß einige summarische Notizen über diese beiden reich gesegneten Missionen, die ich bei meinem Besuche in Paris persönlich kennen lernte, und dann noch einige Bemerkungen über ein Werk, das zu groß und zu edel ist, als daß ich es hier mit Stillschweigen übergehen könnte.

Das unter der Leitung von Rev. W. Gibson gegründete Evangelisationswerk der englischen Methodistenkirche in Paris besteht erst seit 1878 und zählt 5 Stationen, wo während eines Jahres circa 780 Versammlungen gehalten und zu circa 37,360 Erwachsenen gepredigt wurde, zudem wurden 338 Kinderversammlungen gehalten, denen circa 11,220 Kinder beiwohnten, außerdem werden wöchentlich Klaß- und Betstunden gehalten. Ebenfalls wurden 1136 Personen besucht, 5000 Bibeln und 90,000 Trak-

Digitized by Google

tate vertheilt. Einer der Colporteure erzählte mir, daß er in den Restaurants sehr viele Bibeln verkauft habe, und eine Bibelfrau berichtet, daß sie an den verschiedenen Stationen circa 160 Personen regelmäßig besucht, von denen sie mit Freuden empfangen wird.

Die Mission unter der Arbeiterklasse in Paris von Rev. R. W. McAll wurde unmittelbar nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges begonnen. Noch blutete das arme Volk aus tausend Wunden, welche ihnen der Krieg und die schrecklichen Tage der Commune geschlagen hatten, da erschien dieser edle Menschenfreund, diesen verlassenen Armen die göttliche Friedensbotschaft und den himmlischen Balsam des Evangeliums zu bringen. Das glaubensvolle Unternehmen wurde seither mit dem herrlichsten Erfolg gekrönt, so daß nun in Paris an 26 Plätzen mit 5351 Sitzplätzen regelmäßig jährlich 5730 Versammlungen gehalten werden, welche circa 442,351 Personen besuchen, darunter 52 deutsche Versammlungen mit 3612 Zuhörern im Ganzen. In 24 Sonntagschulen und 3 Industrieschulen wurden 1949 Versammlungen gehalten mit circa 91,000 Kindern jährlich. Gegen Karten regelmäßigen Besuches der Gottesdienste wurden von Erwachsenen und Kindern circa 1395 Bibeln und neue Testamente umgetauscht. Hausbesuche wurden jährlich über 5000 gemacht.

Zur Zeit jener schrecklichen Execution, welche 500 Communisten auf dem Père la Chaise auf einmal dahinraffte und als die Wittwen und Schwestern der Gefallenen deren Gräber besuchten, kam auch eine junge, fromme Engländerin, Frl. de Broen in Begleitung anderer Freunde auf diesen Kirchhof. Als sie den herzzerreißenden Jammer und das Elend dieser Frauen sah, faßte sie den edlen Entschluß, sich dieser verlassenen Leute in jeder Beziehung anzunehmen und ihnen ihre Zeit und Kraft zu widmen. Die Einen ihrer Freunde waren für ihre Sicherheit unter diesen Petroleumsfrauen besorgt, die Andern hielten einen Erfolg für unmöglich. Im Vertrauen auf Gottes Schutz und Beistand eröffnete Fräulein de Broen eine Arbeitsschule, in die sie arme Frauen einlud und ihnen einen halben Franken für 3 Stunden Arbeit bezahlte, zu gleicher Zeit las sie ihnen aus der Bibel vor und erklärte ihnen dieselbe. An diesen kleinen Anfang heldenmüthigen Beginnens reihte sich nach und nach ein Werk nach dem andern, so daß die von Fräulein de Broen gegründete Mission in Belleville, einer Vorstadt von Paris, folgende wohlthätige Anstalten in sich begreift:

Eine medizinische Mission, welche den Kranken 4 Mal wöchentlich unentgeltlich Consultationen ertheilt und Medizin verabreicht. Nähschulen, welche zwei Mal wöchentlich den Armen Arbeit giebt. Tagschulen für Mädchen und kleine Kinder. Nachtschulen für Erwachsene. Sonntagschulen. Regelmäßige Versammlungen 4 Mal wöchentlich, außer den Ansprachen in der medizinischen Mission und Nähschulen. Bibelklassen für Männer und Frauen und junge Leute. Hausbesuche der Armen. Eine Leihbibliothek mit circa 800 Bänden. Eine Erziehungsanstalt für Kindermädchen und ein kleines Hospital für Männer und Frauen.

Lord Shaftesbury sagt, daß es in Frankreich und England wenige Anstalten gebe, für welche er herzlicher um die Unterstützung der christlichen Freunde bitten möchte, als die Mission in Belleville.

Gerne möchte ich noch einiger anderer Missionswerke erwähnen, wenn es der Raum gestatten würde; doch genügt wohl das Gesagte den Leser zu überzeugen, daß man in Paris ein an Schönheit und Dauer Alles übersteigendes Werk, dasjenige der christlichen Mission in voller Kraft und herrlichstem Gedeihen sehen kann.

Fülle deine Schultasche.

's ist Sonntag. Die Uhr hat soeben die achte Morgenstunde geschlagen. Punkt neun beginnt die Sonntagschule. „Ach," seufzt ein Lehrer vom Frühstücke sich erhebend, „jetzt muß ich wieder zur Schule und mir graut beim Gedanken an die Lektion, denn es will mir nicht gelingen, dieselbe meinen Schülern interessant zu machen."

Das wundert mich nicht, guter Freund. Bis zum Beginn der Schule bleibt dir nur eine Stunde übrig. Während dieser Zeit hast du Toilette zu machen und die Wegstrecke zur Schule zurückzulegen. Da bleibt dir, da du es die ganze Woche über versäumtest, wenig Zeit mehr, um deine Schultasche mit interessanten, die Lektion erläuternden Dingen zu packen.

Du möchtest die Lektion deinen Schülern interessant machen! Schau', das ist ein schöner Wunsch. Zu deinem Erfolge als Lehrer ist dessen Verwirklichung auch höchst nothwendig. „Nun ja, von dieser Thatsache bin ich hinlänglich überzeugt; aber welchen Weg muß ich einschlagen, um diesen Zweck zu erreichen?" Fülle deine Schultasche mit Interessantem. Diese kurze Regel ist nicht absolut unfehlbar, aber die beharrliche Beachtung derselben wird in der Erreichung des gesteckten Zieles Außerordentliches leisten.

Beginne mit der Vorbereitung der Lektion am vorhergehenden Sonntag, indem du dich mit

Digitized by Google

dem Inhalte und Grundgedanken vertraut machest. Wenn du dann am Montag ausgehest, nimm deine Schultasche mit und sammle erklärendes und illustrirendes Material für die Lektion. Wenn du beim Lesen des Morgenblattes etwas findest, von dem du glaubst, es werde deine Schüler interessiren und die Lektion erläutern, so schneid's heraus. Wenn du auf der Straße gehst, halte Aug' und Ohr offen, und du wirst Manches sehen und hören, was du am künftigen Sonntage in der Klasse nutzbringend verwerthen kannst. Schreib's in's Buch deines Gedächtnisses. Wenn du am Abend nach vollbrachtem Tagewerk ein Buch liesest und findest da und dort Gedanken und Gleichnisse, die du zur Erläuterung der Lektion vortheilhaft verwenden kannst, so merke sie dir.

Grabe an allen Orten, angle an allen Flüssen, halte Aehrenlese überall; so wird dir's am Sonntage an erläuternden Gedanken, Gleichnissen und Erzählungen nicht fehlen. Du wirst, vor deiner Klasse stehend, einer vollen Quelle gleichen, die sprudelnd ihr klares, frisches Wasser spendet. Du wirst interessiren, belehren, erbauen und die schönsten Erfolge erzielen. Deshalb noch einmal: **Fülle deine Schultasche.**

Excelsior.*)

Nach Longfellow.

Die Nacht sank auf der Alpen Joch,
Da zog durch's Dorf ein Jüngling noch,
Der trug ein Banner in der Hand,
Auf dem der fremde Wahlspruch stand:
Excelsior!

Trüb seine Stirn; sein Aug' ein Schwert,
Das blitzend aus der Scheide fährt;
Wie klingend Erz melodisch tief
Der Stimme Ton, mit der er rief:
Excelsior!

Rings in den stillen Hütten glomm
Der Schein des Herdes, traut und fromm;
Gespenstisch reckten sich im Kreis
Die Gletscher, — doch er seufzte leis:
Excelsior!

Der alte Dörfner sprach: „O, laß!
Eng und gefährlich ist der Paß!
Schwarz droht der Sturm — der Gießbach schwoll!"
Als Antwort klang es tief und voll:
Excelsior!

Das Mädchen sprach: „Bleib', müder Gast!
In meinen Armen halte Rast!"
Sein blaues Auge strahlte feucht;
Doch wieder sang er, ungebeugt:
Excelsior!

„Weich' aus der dürren Kiefer Fall!
Flieh' der Lawine zorn'gen Ball!"
Dies war des Landmanns letztes Wort, —
Hoch in den Bergen klang es fort:
Excelsior!

Früh Morgens, als zum Herrn um Kraft
Flehte Sankt Bernhards Bruderschaft,
Da tönte, wie aus tiefer Gruft,
Ein Rufen durch die bange Luft:
Excelsior!

Und, spürend, unter'm Schnee zur Stund'
Fand einen Wandersmann der Hund;
Noch hielt er in der eis'gen Hand
Das Banner, d'rauf der Wahlspruch stand:
Excelsior!

Dort, in des Zwielichts kaltem Wehn,
Dort lag er, leblos, aber schön;
Herab vom Himmel, klar und fern,
Fiel eine Stimme, wie ein Stern:
Excelsior!

*) Höher hinauf.



Das moralische Element in der Erziehung.

Von Fr. Kopp.

Frei bearbeitet nach einem Vortrag von Bischof Cyrus.

Die philosophische Grundlage unseres Themas bedarf keines weitläufigen Beweises noch einer ausführlichen Erklärung. Daß das moralische Element ein wesentlicher Bestandtheil der Erziehung ist, tritt deutlich hervor, wenn wir den Zweck derselben recht ins Auge fassen.

Wir haben den Menschen zu betrachten als Persönlichkeit, als ein Geschöpf des Allmächtigen, als Glied der menschlichen Gesellschaft und als ein unsterbliches Wesen. In keinem dieser Verhältnisse kann sich der Mensch selbst recht verstehen, ohne sich fortwährend mit moralischen Betrachtungen und Rücksichten zu beschäftigen. Er hat Verpflichtungen nach allen Seiten, und zwar jeden Augenblick, die er nicht aus eigener Kraft erfüllen kann.

Was bedeutet nun die Erziehung für ein solches Wesen? Wir wollen Pestalozzi antworten lassen: „Die Erziehung erstreckt sich auf den ganzen Menschen und besteht in dem Wecken, Stärken und Vervollkommnen aller seiner Fähigkeiten, mit denen ihn ein allweiser Schöpfer ausgerüstet hat — in physischer, geistiger und moralischer Beziehung; sie hat daher zu thun mit Hand, Kopf und Herz."

Laßt uns auch Herbert Spencer hören: „Der einzige Zweck der Erziehung ist, zu lernen, wie wir alle unsere Fähigkeiten am vortheilhaftesten zu unserem und unserer Nebenmenschen Nutzen verwenden können." Oder auch: „Uns für ein wahres Leben vorzubereiten, ist die Aufgabe der Erziehung; und die einzige vernünftige Art, einen Lehrcursus zu beurtheilen, ist der, uns klar zu werden, in wie fern derselbe den obigen Zweck erreicht." So sagen zwei Großmeister der Pädagogik. „Alle Fähigkeiten zu wecken, zu stärken und zu vervollkommnen, dies gehört zur Methodik. — „Wie man wahrhaft leben kann" — das ist der Endzweck. Ist noch ein Wort nöthig, um zu beweisen, daß moralische Erziehung eine philosophische Grundlage hat? Haben wir eine Fähigkeit, oder eine Vereinigung von Fähigkeiten, oder eine Art von Thätigkeit einer Fähigkeit, die unter dem Namen: Gewissen bekannt ist? Machen die Ausdrücke Recht und Unrecht irgend einen fühlbaren Eindruck? Gibt es sittliche Unterschiede? Drücken die Worte: „sollst", „mußt", „Pflicht", „Reue" irgend eine Idee aus? Hat das Gewissen irgend etwas zu thun mit unsern Grundsätzen, mit unserem Verhalten gegen Gott und gegen unsern Nächsten? Kann dasselbe erleuchtet und geschärft werden? Diese Fragen bedürfen keiner Antwort.

Aber die praktische Nothwendigkeit des moralischen Elements in der Erziehung ist womöglich noch mehr hervorleuchtend als die wissenschaftliche. Betrachte den auf dem Collegium Graduirten, während er hinaus geht in die Welt. Was verlangt man von ihm? Was erwartet die Gesellschaft bei ihm zu finden? Sucht sie ihn durch und durch, bis sie irgendwo in seinem Cranium eine kalte, klare logische Lokomotiv findet, die stark gebaut ist und sanft dahingleitet? Ferne sei es von mir, die breiteste und gründlichste Kultur des Verstandes auch nur zum Schein zu verkleinern. Der Geist des Menschen ist ein Strahl von dem hellen Lichte der göttlichen Allwissenheit. Laßt alle seine Kräfte der Auffassung, der Berechnung, der Wahrnehmung und Beurtheilung vollständig entwickelt werden. Laßt sie arbeiten in den Feldern der Naturwissenschaften, Mathematik, Metaphysik, der Sprachen, Literatur, Geschichte und allen andern Wissenschaften. Es ist erhaben zu wissen und zu forschen.

Dennoch ist unsere Frage am Platz: „Was sucht die Welt am meisten bei den in unsern Collegien Graduirten?" Ist es nicht ein männlicher Charakter? Ist er ein Rechtsgelehrter, so wollen seine Clienten die Versicherung haben, daß er sie ehrlich behandelt und mit gewissenhafter Treue ihre Angelegenheiten ordnet. Ist es ein Arzt, ein Diener des Evangeliums, ein Beamter oder Lehrer, oder in welcher Stellung er seine Kenntnisse verwerthen mag, so ist Rechtschaffenheit, Edelmuth und gewissenhafte Ehrlichkeit, was man vor allem bei ihm sucht. Nur in Verbindung mit einem edlen Charakter werden ihm seine mit Mühe erworbenen Kenntnisse von Nutzen sein. In allen Verhältnissen des Lebens, in den sozialen, bürgerlichen, politischen und religiösen Verbindungen ist das Hauptbedürfniß ein guter und männlicher Charakter. So werden wir überall und immer wieder zurückgewiesen auf das moralische Element.

Die logische und unentbehrliche Verbindung der moralischen und religiösen Kultur hat sich bereits unserer Aufmerksamkeit aufgedrängt und muß jetzt noch bestimmter betrachtet werden. Ueber diesen Punkt gibt es verschiedene Beweise für die verschiedenen Klassen der Geistesrichtung. Auf diesem geweihten Hügel, wo seit fünfzig Jahren Klassen von Studenten durch ihre christlichen Lehrer fortwährend zu der Quelle der Offenbarung hingeleitet wurden, darf ich nicht für einen Augenblick mit den Argumenten der besten Art zurückhalten. An diesem Orte ist kein Tag vergangen, seit Wilbur Fisk zuerst diesen Campus betrat, ohne demüthiges Gebet um die Gegenwart und Leitung jenes unvergleichlichen Lehrers, der zwar keine Schriften hinterließ, aber dessen Worte die Welt erneuern.

Zum Beweis der unentbehrlichen Verbindung der Moral mit der Religion, und darum der absoluten Nothwendigkeit ihrer gemeinschaftlichen Pflege bei der Erziehung, berufe ich mich auf die Thatsache, daß es noch nie ein Volk gab, unter dem einigermaßen richtige moralische Ansichten zur Herrschaft gelangten, in Abwesenheit eines wirklichen und thatkräftigen, wenn auch unvollkommenen, religiösen Glaubens. Das erste Zeitalter in dem Leben irgend einer Nation, von der die Geschichte berichtet, war eine Zeit religiöser Ehrfurcht und einer Moralität, die sich auf den Willen einer höheren Macht gründete.

Spätere Jahrhunderte mögen viel reicher gewesen sein an intellektueller Entwicklung und Kultur, aber sobald die Religion sich verlor, sank damit auch die Moralität jener Völker. Es ist in der menschlichen Natur keine sichere Grundlage für Sittlichkeit und Tugend außer Gott. In der Ethik ist ganz besonders wahr, daß „die Furcht des Herrn der Weisheit Anfang ist." Das alte Rom steht für immer da als eine lebendige Illustration dieses Grundsatzes. Seine erste Religion war verhältnißmäßig rein. Sie hatten keine Götzen. Die Ehescheidung war dort in den ersten zweihundert Jahren streng verboten. Aus jener Zeit haben wir die Worte „Sakrament" und „Religion". Unsittlichkeit wurde als ein Verbrechen gegen die Götter angesehen. Plutarch thut folgenden Ausspruch: „Eher kann eine Stadt ohne Häuser bestehen, als ein Staat ohne Glauben an die Götter; dies ist das

Digitized by Google

Band der Einheit und die Stütze der Gesetze." Aus diesem Grunde verordnete auch Kaiser Augustus, daß jeder Senator, ehe er seinen Sitz einnahm, in den Tempel gehen, dort den Göttern opfern und Weihrauch streuen solle. Damals gab Rom der ganzen Welt Gesetze. Aber mit der Erschlaffung der Religion erschlaffte auch die Sittlichkeit, und das römische Reich zerfiel in Stücke und ging unter.

Griechenland ist ein ähnliches Exempel, wie mit der Religion die Moral, mit der Moral der Wohlstand und das Gedeihen schwindet, und damit eine mächtige Nation immer tiefer sinkt und endlich zu Grunde geht.

Dennoch mangelt es nicht an flachen Köpfen, die behaupten, daß in unserer Zeit die Religion im Abnehmen, die Moralität aber im Zunehmen sei. Laßt uns hören, was Disraeli hierüber in seinem „Lothair" sagt: „Fahret nur fort, ihr oberflächlichen Menschen, über das Abnehmen der Religion zu reden, während dem dieselbe ruhig fortfährt, Königreiche aufzubauen und niederzureißen. Die Religion soll untergehen!? Und doch, wenn du mit der Religion zusammenstößt oder dich vergreifst an religiöser Ueberzeugung, mag in 24 Stunden eine Revolution in den christlichen Ländern entstehen, so furchtbar als die, welche vor 90 Jahren Frankreich mit Blut tränkte. Die Religion soll aussterben in Amerika? Die Amerikaner sind zwar ein sehr geduldiges und wunderbar tolerantes Volk, aber greift sie an in ihrer Religion, und schneller als sie zu den Waffen griffen, da Sumpter bombardirt wurde, werden sie ihre Bataillone mustern."

Muß ein Jude den ängstlichen Christen lehren, daß die Religion nicht am Aussterben ist? Keine Philosophie, fälschlich oder mit Recht so genannt, wird im Stande sein, den Mann von Nazareth hinaus zu philosphiren aus dem Lande. Sein Reich breitet sich immer mehr aus. Im gegenwärtigen Jahrhundert wurden viele seiner größten Eroberungen gemacht. Etwas von dem Gerüste der Theologie, welches der blinde Eifer einiger Männer in den vorigen Jahrhunderten um die Citadelle der Wahrheit baute, ist zwar zusammengerissen, aber die großartige Proportion und Uneinnehmbarkeit der Festung selbst ist dadurch nur besser enthüllt worden; und das biblische Fundament unseres allerheiligsten Glaubens steht so fest wie immer.

Thatsachen beweisen daher ebenso sicher als eine wissenschaftliche Demonstration, daß der Mensch eine moralische und religiöse Natur hat. Denn das Gottesbewußtsein des Menschen ist der Grund seines Selbstbewußtseins.

Selbst Spencer und Tyndall finden sich veranlaßt, unaufhörlich zu reden von einer „unbekannten Ursache", einer „unsichtbaren Realität" oder einer „Urkraft."

Es ist schwerlich zu viel, mit Newman Smyth zu sagen: „Wäre der Mensch nicht zuerst für Gott erschaffen, so wäre er auch nicht organisirt, die Schöpfung zu erkennen. Die Wissenschaften bei einem Wesen ohne religiöse Anlage wären eine Unmöglichkeit."

Aehnlich sagt Ulrich: „Das religiöse Bewußtsein ist die nothwendige Bedingung aller Erkenntniß, ohne welche wir uns nicht über das Thier erheben könnten. Starke Behauptung dies; aber unterstützt sie nicht die tiefste Philosophie der menschlichen Natur? Ich borge eine Illustration und erweitere die Anwendung: Du kannst die Naturlehre nicht gründlich verstehen ohne Astronomie, eine richtige Ansicht von der Erde, ohne einen Blick hinauf zu den Sternen, und etwas Kenntniß von der Sonne, ist unmöglich; so kannst du auch keine wahre Moral haben, ohne einen Blick nach Oben, ohne eine Vorstellung von dem moralischen Ideal der göttlichen Vollkommenheit, der Urquelle alles Guten. Die Theologie ist moralische Astronomie, unentbehrlich für eine wahre Erkenntniß unseres Erdenlebens."

Sind nun diese Ansichten richtig, welche Pflicht kann dann dringender sein als die, alle unsere Erziehungs-Unternehmungen mit moralischen Grundsätzen und religiösem Eifer zu betreiben, und besonders darauf zu sehen, daß die höhere Ausbildung, welche den Massen der Menschen Gesetze giebt, und in allen Arten der wissenschaftlichen, philosophischen nnd theologischen Ansichten den Ton angiebt, entschieden christlich sei.

Wir mögen wohl mit großer Vorsicht die Tendenz unserer Zeit beobachten, besonders was Einige in hochklingenden Phrasen — die „Säcularisation der Erziehung" zu nennen belieben. Wenn diese klugen Köpfe den Menschen von allem entleeren könnten, daß nichts als der nackte Verstand zurückbliebe, dann möchten sie vielleicht von Säcularisation der Erziehung reden. Wenn sie erst bewiesen hätten, daß der Mensch kein Gewissen, kein Herz, keine Pflichten, kein Mitgefühl gegen seine Nebenmenschen, keine Verantwortlichkeit gegen Gott, keine religiösen Bedürfnisse und kein Fortleben nach dem Tode hat, dann mögen sie vielleicht alle Moral und Religion von dem Unterricht ausschließen; aber dann nur vielleicht, denn wenn der Mensch nur Intellect wäre, so würde doch die Wahrheit feststehen, daß die größten Ideen, die den Geist des Menschen beschäftigen, nicht von der Natur —, von der Materie und der Kraft kommen, sondern von dem erhabenen Wesen, das die Ursache derselben ist. Daher verbieten selbst unsere intellectuellen Bedürfnisse das Ausschließen dieser erhabensten Elemente von dem Unterricht.

Gewisse Dinge können allerdings mit dem bloßen Verstande begriffen werden, z. B. das Ein Mal Eins und der rothe Sandstein. Kein höheres Licht ist nöthig, um zu entscheiden, daß dreimal vier zwölf ist, oder daß gewisse Spuren von Vögeln und Reptilien herrühren. Es giebt aber auch andere Dinge, die nur in einem besseren Lichte gesehen werden können, oder eigentlich in dem Sonnenschein der Seele, und Sonnenschein besteht aus Licht, Wärme und chemischer Kraft. Der Mensch ist mehr als Verstand. Der Werth seines Urtheils hängt von der Solidität aller seiner Kräfte ab. Eine einseitige Cultur leitet nothwendiger Weise zu Irrthümern. Eine solche Cultur mag einen Riesen, einen Pedanten, eine kalte, fühllose logische Maschine, einen wunderbaren Künstler, einen brillanten Spezialisten, einen eifrigen Reformer und einen entzückten Heiligen heranbilden, aber keinen edelen männlichen Charakter.

O Mensch, erkenne deine Würde und deine hohe Bestimmung! Dein Platz ist an der Seite Gottes. Er schuf dich nach Seinem Bilde. Der Mensch bedarf Moral und Religion, — die ächte Moral — und die einzig vollkommene Religion. Nicht Confuzius, Zoroaster und Sokrates führen dahin, auch Moses nicht allein, sondern nur Jesus Christus. Er ist „das Heil der Welt, auf den die Nationen harren." Man fragt auch heute mehr nach ihm, als je zuvor. Männer der Wissenschaft, Moralisten, Philosophen, Reformer, Staatsmänner — Alle, bewußt oder unbewußt, stimmen ein in den Ausruf: „Wir wollten Jesum gerne sehen." Und so sehr verlangen die Menschen nach Wahrheit, daß nichts als die volle und höchste Wahrheit sie befriedigen kann.

Es wird erzählt, daß ein Franzose mit Namen Le Peau eine neue Religion erfunden zu haben glaubte, die er der Welt zum Besten geben wollte — eine Art Theo-Philanthropie, welche er für sehr passend hielt für seine eitle Nation. In seinem Eifer wagte er es, den Prinzen der Diplomaten um Rath zu fragen. Talleyrand lauschte der Darstellung des Planes und sagte: „Nun, Herr Le Peau, Sie haben eine schwere Sache unternommen, wirklich eine schwere Sache; und wenn Sie auf Erfolg hoffen wollen mit der Einführung einer neuen Religion, so rathe ich Ihnen, daß Sie sich erst kreuzigen lassen, und am dritten Tage wieder auferstehen."

So zollte dieser Meister der Staatskunst seinen Tribut

Digitized by Google

dem Autor der Religion, welche die Völker erleuchtet und die Nationen umgestaltet.

Dieser Gedanke bringt uns auf mehrere höchst wichtige Fragen. Eine der prominentesten derselben ist: in wie weit und auf welche Weise sollte der Staat sich der Erziehung annehmen? Daß der Staat etwas zu thun hat in dieser Beziehung, ist allgemein anerkannt. Er muß dazu sehen, daß seine Bürger gewisse Kenntnisse besitzen. Er muß für Gelegenheiten sorgen, damit seine künftigen Wähler ihren Wahlzettel selber lesen können. Ist dies alles? Die praktische Antwort der meisten Staaten unseres Landes geht viel weiter. Unsere Volksschulen lehren durchschnittlich die gewöhnlichen Fächer, die nothwendig sind für die gewöhnlichen Geschäfte der Massen des Volkes. Viele der Städte und Dörfer haben Hochschulen, worinnen die Schüler vorbereitet werden, um in Collegien einzutreten; und eine Anzahl der Staaten haben Normalschulen, Collegien und Universitäten errichtet und unterhalten dieselben großartig.

Da sind nun gewisse Ansichten in Bezug auf höhere Ausbildung durch den Staat, welche der politischen Oekonomie angehören; wie z. B.: Hat der Staat ein Recht, das ganze Volk zu taxiren, um einen Grad der Erziehung zu bezahlen, von dem doch nur Einige sich des Vortheils erfreuen? Diese und ähnliche Fragen sind verhältnißmäßig unbedeutend. Wir haben höhere Interessen zu wahren als Dollars und Cents.

Die Hauptfrage ist: In welchem Verhältniß soll die öffentliche Erziehung stehen zu moralischer und religiöser Wahrheit und Kultur? Es kann auf diese Frage nur eine richtige Antwort geben. Kein Mensch, keine Anzahl von Menschen, keine Regierung hat ein Recht, sich die Funktion der Erziehung anzumaßen, ohne sich zu bemühen, alle Kräfte unserer Natur zu wecken, zu stärken und symmetrisch zu entwickeln. Ein berühmter medizinischer Redner sagte einst: „Meine Herren, Physiologen wollen behaupten, daß er ein Gährungsschlauch, noch Andere, daß er ein Kochtopf sei; aber nach meiner Ansicht ist er weder eine Mühle, noch ein Gährungsschlauch, noch ein Kochtopf, sondern ein Magen, ein Magen, meine Herren." So gibt es Doktoren in der Erziehungssache, die erinnert werden müssen, daß irgend eine sozialistische Ansicht von der menschlichen Natur falsch ist, und folglich auch schädlich. Was für eine Art Wesen ist das, welches ihr versucht zu erziehen? Es ist ein menschliches Wesen, das meint: mannigfaltig — wunderbar organisirt.

Gehe an das Werk mit der Voraussetzung, der Mensch sei nichts als Intellekt und der Plan deiner Erziehung ist höchst unvollkommen und schädlich. Der Mensch ist Körper, Intellekt, Herz, Wille, Gewissen und Geist. Diese Kräfte müssen gemeinschaftlich und harmonisch ausgebildet werden, oder du schadest deinem Zögling und richtest ihn zu Grunde. Dies ist besonders dann der Fall, wenn man den Zweck der Erziehung erreichen will, der, wie bereits bemerkt, ein edler, männlicher Charakter ist. Um diesen Zweck zu erreichen, müssen bei der Erziehung die Grundprinzipien der Sittlichkeit und Religion beständig im Auge behalten und von Zeit zu Zeit, wie sich Gelegenheit dazu bietet, speziell gelehrt werden.

Die Versuche, Moral und Religion von dem Unterricht auszuschließen, sind absurd. Wie wollt ihr dieses bewerkstelligen? Durch Entfernung der Bibel, Unterlassung des Gebets und Uebergehung aller der Bücher, die über Sitten und Religion handeln? Ist euer Weg jetzt klar? Wollt ihr auch Milton und Shakspeare von dem Kurs der englischen Literatur ausschließen? Wo nicht, dann sind eure Schüler immer noch in Gefahr, große Quantitäten von Sitten- und Religionslehren zu bekommen. Oder wollt ihr Homer, Virgil und Cicero aus eurem klassischen Kurs entfernen? Wo nicht, so wird euch — nur in einem geringeren Grade — dieselbe Schwierigkeit entgegentreten. Wollt ihr die ganze Geschichte umschreiben und verstümmeln? Und selbst dann wird euch jeder Held der Vorzeit in den Weg treten, und überall werdet ihr die Spuren dessen finden, „in dem wir leben, weben und sind."

Pflichten begegnen uns überall, und den Willen des Allmächtigen sowie das unverwischliche Bewußtsein unserer Verantwortlichkeit vernehmen wir auf die mannigfaltigste Weise von der Wiege bis zum Grabe. Auch jedes Studium führt uns moralische und religiöse Fragen vor das Gemüth, denen wir nicht ausweichen können.

Also ist die Frage nicht, ob der Staat in Bezug auf die Erziehung eine Aufgabe hat, sondern ob dieselbe christlich oder unchristlich, gläubig oder ungläubig sein soll. Hier gibt es keine Neutralität. Der fundamentale Begriff von einem Gott begegnet uns auf jedem Schritt, und die ganze Richtung einer Schule, eines Collegiums und einer Universität muß demselben gegenüber Stellung einnehmen, und entweder sagen: „wir haben keine Bedürfnisse für die Hypothese von einem Gott," oder aber: „es ist ein Gott, der alle Dinge geschaffen hat und sie trägt mit seinem kräftigen Wort, und dessen Wille ist die Grundlage aller Pflichten."

Wenn daher der Staat das Feld der Erziehung betritt, dann ist es seine unabweisliche Pflicht, moralisch und religiös zu erziehen. Dieses nicht zu thun, hieße die empfänglichen Seelen in der kritischen Periode ihrer Entwicklung zu verderben und zu entsittlichen; und indem er sich diese Kontrolle anmaßte, würde er selbstmörderisch den erhabenen Zweck, seine künftigen Bürger zu erziehen, vernichten. Welche Nation, und insbesondere welche Republik kann vernünftigerweise für eine lange, will nicht sagen glückliche Existenz Hoffnung haben, wenn nicht alle ihre Lebensverhältnisse durchströmt sind von edeln Grundsätzen und religiösen Kräften? Es ist mir wohl bewußt, daß man mich mag nach den Heimathen und der Kirche verweisen, als die passenden Orte mit den nöthigen Einrichtungen für sittlichen und religiösen Unterricht. Doch diese Ansicht scheint mir drei Punkte von Bedeutung in Bezug auf diese Frage zu ignoriren: 1. Die gänzlich ungenügende moralische und religiöse Erziehung in der großen Majorität der Familien; 2. die Kürze und Spärlichkeit der Lektionen auf der Kanzel und in der Sonntagschule; 3. die Thatsache, daß seit den Tagen des Pythagoras der stille Einfluß eines tüchtigen Lehrers einem jeden seiner Zöglinge einen bleibenden Stempel aufgedrückt hat. Ein solcher Lehrer erwirbt sich durch seine Kenntnisse und Genie die Achtung seiner Schüler. Seine Verehrer sind gerade in dem Alter für Heldenvergötterung. Er hat ihre ungetheilte Aufmerksamkeit, nicht für abgenutzte Themate eine halbe Stunde in der Woche, sondern für frische und interessante Lektionen die ganze Woche hindurch. Darum haben seine Ansichten über die wichtigsten Angelegenheiten, selbst außer seinem besonderen Fach, öfters größeres Gewicht bei dem Studenten, als die der Eltern und Prediger. Bischof Thomson übertreibt schwerlich, wenn er sagt: „Das Schulzimmer ist die große Quelle des National-Charakters und es sendet entweder süße oder bittere Wasser durch alle Kanäle des Denkens der Nation. Es muß entweder in den Händen religiöser oder irreligiöser Menschen sein. Uebergebt es den Händen der Letzteren, und der Fall unserer Republik ist nur eine Frage der Zeit."

Die Pflicht der christlichen Kirche in der Erziehung muß ebenfalls klar erkannt und tief gefühlt werden. Die Geschichte zeigt, daß in unserem Lande diese Pflicht sehr frühe erkannt und treulich ausgeführt wurde. Warum sind wir heute hier? Uns zu freuen über die Geschichte der ersten fünfzig Jahre des ersten

Digitized by Google

Collegiums der Methodisten in Amerika. Es möchte eine Erklärung nöthig scheinen, daß die zahlreichste protestantische Benennung dieses Landes das Feld der höheren Schulbildung so spät betreten hat. Aber in den ersten fünfzig Jahren konnte dieselbe fast nichts thun als missioniren.

Wir gründeten schon früh Academien, deren Grad mit der Zeit bedeutend erhöht und ihre Zahl vermehrt wurde; aber ich wünschte, wir hätten das Lob von Edward Everett besser verdient, wenn er sagt: „Es war keine Kirche in den Vereinigten Staaten so erfolgreich beschäftigt in der Erziehungssache, wie die Methodistenkirche." Eine Idee von dem, was wir gethan haben in dieser Richtung, mögen wir aus dem Berichte des Vereinigten Staaten Commissärs der Erziehung für 1878 bekommen, derselbe zeigt, daß die Bischöfliche Methodistenkirche 44 Universitäten und Collegien mit 7930 Studenten hat. Zu diesen kommen noch 90 Seminare, Academien und Mädchen-Institute, mit einer Studentenzahl von mehr als 13,000. Und diese Anstalten haben einen Gesammtwerth von $11,560,000.

Alle diese Hochschulen wurden von christlichen Männern und Frauen zu dem bestimmten Zweck gegründet, moralische und religiöse Bildung in Verbindung mit den Wissenschaften zu befördern; und neun Zehntheile aller höheren Lehranstalten in Amerika sind unter christlicher Aufsicht und Pflege. Wenn daher, wie wir gesehen haben, der Staat um seines eigenen Vortheils willen verpflichtet ist, sittlich und religiös zu erziehen, so ist es die Kirche noch viel mehr — durch die zwingende Macht unwiderstehlicher Gründe. — Um ihrer selbst willen, um der Menschheit willen, um des Landes willen, um Christi willen muß sie, wie sie immer war, ein Vorbild in diesem großen Werke sein.

Ich erinnere mich einer Unterredung, in welcher einer der ausgezeichnetsten rationalistischen Professoren dieses Landes, nachdem er von den Methoden verschiedener Collegien in Bezug auf religiösen Unterricht gehört hatte, sagte: „Ich würde um keinen Preis einen meiner Söhne unter den religiösen Einfluß von Williams-, Darmouth- oder Wesleyan-Collegium stellen. Denn wenn ich annehmen würde, daß ein gewisses Ding nöthig wäre zu glauben, um selig zu werden, so würde ich mich gebunden fühlen durch jedes Gefühl der Ehre und Pflicht, daß jeder meiner Aufsicht anvertraute Student in diesem Glauben gründlich unterrichtet würde." Kirche Gottes, was gebietet dir bei denselben Grundsätzen der Beurtheilung deine Ehre und Pflicht? „Zeige deinen Glauben mit deinen Werken!"

Die Pflicht eines Collegiums ist, für moralische und religiöse Cultur Sorge zu tragen, um dadurch Lehrer und Studenten für ihre Arbeit zu begeistern. Es sollte daher in jeder Anstalt eine passende, geräumige Kapelle sein. Wo es eingerichtet werden kann, sollte eine völlig organisirte Kirche mit dem Collegium in Verbindung stehen, mit Sonntags-Gottesdienst, Klaßversammlungen, Betstunden und Bibelforschen. Laßt keinen jungen Mann, der den Ruf zum Predigtamt empfing, und der von seiner glühenden Heimath-Kirche mit brennendem Eifer in das Collegium tritt, das fröstelnde Gefühl empfinden, als ob er von Florida nach Grönland gekommen sei. Die täglichen Morgengebete in einem Collegium, gleichwie in einer wohlgeordneten christlichen Heimath, sollten Zeiten von ehrfurchtsvoller und gesammelter Andacht sein, wo herzlich gesungen, ein interessanter Abschnitt aus dem Worte Gottes nachdenklich gelesen und ein zweckentsprechendes Gebet gehalten wird.

Es ist Grund anzunehmen, daß gegenwärtig der Geist in unsern Collegien nicht ganz so religiös ist, wie früher. Auf irgend eine Weise sollte das Wort Gottes darin studirt werden. Besonders aber sollte man keine Angriffe oder Seitenhiebe auf die Bibel dort vernehmen, oder Entschuldigungen in Bezug auf ihren Inhalt für nöthig halten; denn ihr göttlicher Inhalt ist hinlänglich bewiesen gegen die schärfsten Angriffe der Kritik ihrer Freunde und Feinde.

Auch sollte in einem Collegium das griechische Testament, theoretische und praktische Sittenlehre, natürliche Theologie und Apologie des Christenthums gründlich gelehrt werden. Die beiden letztgenannten sind besonders wichtig in unserer skeptischen Zeit. Jedes Geschlecht muß die Beweise des Christenthums mit besonderer Beziehung auf die modernen Einwendungen auf's Neue darlegen. Selig der Mann, dessen von Oben erleuchteter Geist befähigt ist, diese Arbeit mit Erfolg zu thun. (Deutschland kann sich glücklich schätzen, daß es in gegenwärtiger Zeit Männer hat wie Christlieb und Luthardt, die im Stande sind, mit der Kraft eines Herkules der Schlangenbrut des Unglaubens zu begegnen und sein Medusenhaupt zu zertreten.)

Noch einige Bemerkungen über den Charakter der Studenten, die aber aus tiefster Ueberzeugung kommen. Ein Collegium ist keine Reformschule, auch kein Spital für verdorbene und verwahrloste Studenten, noch ein bequemer Spielplatz für Faullenzer. Es ist im Gegentheil ein Ort, der Wahrheit und Tugend geweiht und bestimmt für angestrengtes und ernstliches Forschen und Streben nach Allem, was gut, edel und vortrefflich ist. Es ist daher eine unverzeihliche Gleichgültigkeit, wenn man es geschehen läßt, daß die Atmosphäre eines Collegiums durch den faulen Athem der Unsittlichkeit und des Ungehorsams, oder durch geheime Umtriebe der Verführung und Unordnung für längere Zeit vergiftet wird. Laßt uns mit den gedankenlosen jungen Leuten eine Zeitlang Geduld haben, besonders wenn sie dabei völlig ehrenhaft und wahrheitsgetreu sind; aber laßt alle Eltern versichert sein, daß ihre Söhne in unseren Collegien nicht in Versuchung gebracht werden durch die Gegenwart von trunkenen, liederlichen, lügenhaften, muthwilligen oder herumlungernden Kameraden. Laßt alle solche krebsartigen Auswüchse unerbittlich abgeschnitten werden.

Wenn nun ein Collegium einen solchen Charakter von seinen Studenten fordert, wie vielmehr von seinen Professoren und Vorstehern. Wo möglich sollen dieselben Männer von glänzendem Genie, von gründlichem Wissen, Geschick und Gabe zum Lehren sein; aber Männer von einem nobeln Charakter und edelen Grundsätzen müssen sie sein. Andere als Solche an diese wichtigen Posten zu stellen, hieße ein Spiel treiben mit den höchsten Interessen unseres Geschlechts.

Und ist es nicht klar, nach dem was wir in dieser Stunde vernommen haben, daß solche Charaktere unbedingt auf christlicher Grundlage basirt sein müssen?

Solche Männer waren meine Lehrer in meiner Jugend. Von diesen will ich jetzt keinen mit Namen erwähnen, der noch unter den Lebenden weilt; aber mein Herz verlangt den Präsidenten zu nennen, der meinen Namen in die Liste der Studenten einschrieb, und dessen majestätische Gestalt, so lange sie sich auf diesem Campus hin und her bewegen konnte, ein beständiger Segen war, und auch den Präsidenten, dessen zarte Hand mein Diploma unterzeichnete, und dessen reiner, edler Charakter mir als einer der herrlichsten im Andenken blieb, ich meine Stephan Olin und Augustus W. Smith. Als zwanzig Jahre später mich meine „Alma Mater" auf den Stuhl berief, den diese Männer eingenommen hatten, war ich froh, einige von jener alten Fakultät mit derselben Gesinnung unter meinen Collegen zu finden; und als ich vor einem Jahr fortging, um andere Pflichten zu erfüllen, war es meine größte Freude, solche Männer als Mitarbeiter meinem Nachfolger hinterlassen zu können. Und ich erwarte zuversichtlich, daß der theuren, alten Wesleyan-Universität

Digitized by Google

ihre schöne Succession solcher gelehrten und christlichen Erzieher hinunterreichen möge auf künftige Jahrhunderte, ihre Reihen verändernd und mehrend, mit einer stets zunehmenden Schaar ausgezeichneter Studenten, die ihre Gelehrsamkeit einsaugen, ihren Geist aufnehmen, ihren Charakter sich aneignen und ihren Himmel ererben.

Wie gefällt unsern deutschen Freunden der Erziehungssache diese eloquente Rede des gelehrten und frommen Bischofs? Mich dünkt, ich höre sie einstimmig sagen: „Bischof Foß hat den Nagel auf den Kopf getroffen." Daß eine Erziehung ohne Religion ein Unding ist, hat selbst die Illinois Staatszeitung kürzlich gezeigt, indem sie die Idee spöttelnd verwarf, hier in Amerika eine Lehranstalt des „freien Denkens" oder eigentlich des Unglaubens zu gründen. Denn der Unglaube kann nur niederreißen — nicht aufbauen. Mit Recht legen wir uns nach einer solchen Rede die Fragen vor: Sind unsere deutschen Lehranstalten wirklich das, was sie sein könnten und sollten? Erfüllt eine solche Begeisterung für alles Gute, Wahre und Edle die Seelen unserer Professoren und Studenten, wie es ihre Stellung erfordert? Nähren auch unsere Prediger diese Begeisterung in ihren Gemeinden und sind sie die würdigen Träger höherer Ausbildung und christlicher Erziehung? Sind auch unsere wohlhabenden Gemeindeglieder freigebig genug in der Unterstützung unserer Collegien? Würde nicht, wenn Prediger und Glieder die Wichtigkeit einer religiös-wissenschaftlichen Erziehung nach ihrem vollen Werthe schätzen könnten, die Zahl der Studenten in allen unsern Anstalten sich bald verdoppeln? Gott segne die Institute unseres geliebten deutschen Zions, und besonders das deutsch-englische Collegium zu Galena.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 2. Juli. Mark. 10, 1—16.

Christliche Ehe und Kinderzucht.

Text: Ich handle vorsichtig und redlich bei denen, die mir zugehören, und wandle treulich in meinem Hause. Ps. 101, 2.

Einleitung. Die beiden äußerlich nicht unmittelbar zusammengehörigen Erzählungen unserer Lektion hängen doch insofern innerlich zusammen, als sie die beiden in der Ueberschrift genannten Hauptstücke eines christlichen Familienlebens umfassen.

I. Die Entscheidung (V. 1—12). **V. 1:** Jesus hat seine Wirksamkeit in Galiläa abgeschlossen und wendet sich nun jenseits des Jordans, d. h. nach Peräa; aus seiner Wirksamkeit daselbst berichtet uns Markus bis 10, 31 drei lose aneinandergereihte Stücke, welche ebenso auch von Matthäus und Lukas ganz in derselben Reihenfolge in die Zeit der letzten Reise Jesu nach Jerusalem verlegt worden, welche ihn in die Oerter des jüdischen Landes, d. h. das schon genannte Grenzgebiet östlich von Galiläa und Judäa führt. Mitten in diese Wanderung, deren Aufbruch von dem zuletzt genannten Kapernaum (9, 33) die Worte: „und er machte sich auf" schildern, fällt ohne Zweifel der kurze und darum nur von Johannes (10, 40) ausdrücklich erwähnte Aufenthalt auf dem Kirchweihfest in Jerusalem, das er allein ohne seine Jünger besucht zu haben scheint, und theilt dieselbe in zwei der Zeit nach ungleiche Hälften, mit einem doppelten, zuerst kürzeren, dann längeren Aufenthalt in Peräa und den benachbarten Grenzstrichen, um auch in dieser Gegend noch vor dem Ende seiner Laufbahn das Evangelium zu predigen. Aus der Bemerkung: „das Volk ging abermals mit Haufen zu ihm" scheint hervorzugehen, daß der hier erzählte Vorgang wohl erst in die zweite und letzte Hälfte jener Festreise fällt, weil auch Johannes (10, 42) uns erst aus dieser Schlußzeit derselben etwas Aehnliches berichtet, wie ja auch Matthäus (19, 2) ebenfalls von Wunderheilungen und einer großen Menge von Nachfolgern erzählt. Zugleich liegt darin aber auch eine deutliche Rückbeziehung auf Mark. 9, 30 und ein gewisser absichtlicher Gegensatz zu seinem Verfahren in Galiläa; während er hier sich möglichst vorsichtig zurückgezogen hatte, um sich ausschließlich der Unterweisung seiner Jünger zu widmen, hatte er hiezu jetzt in Peräa keinen Grund mehr, denn er ist auf der letzten Reise nach Jerusalem begriffen, wo er öffentlich als Messias zum letzten mal auftreten will und also unmöglich länger verborgen bleiben kann, und nun drängt sich auch hier wieder das Volk ebenso zu ihm, wie früher schon in Galiläa.

V. 2: Das Versuchliche ihrer Frage tritt bei Matthäus noch stärker hervor durch den Beisatz: „um irgend einer Ursache willen"; es lag aber ganz besonders auch in dem Schauplatz der ganzen Verhandlung, dem Gebiete des Herodes Antipas, wo es um so gefährlicher war, sich über „Ehescheidung" auszusprechen, als er selbst eine Geschiedene, Herodias, die frühere Gattin seines Bruders Philippus, zum Weibe hatte (Matth. 14, 3). Sie hoffen, er werde entweder durch eine strenge Erklärung dem Hof und der weltlichen Behörde zu nah treten, oder durch eine laxe der geistlichen Obrigkeit, dem mosaischen Gesetze selbst und der Partei der Frommen, die namentlich der Täufer vertrat (Matth. 14, 4).

V. 3: Die Frage: „Was hat Moses geboten?" ist bei Markus Jesu selbst in den Mund gelegt, bei Matthäus dagegen den Pharisäern, und zwar als Aussage über die gesetzliche Verbindlichkeit der mosaischen Anordnung, die Jesus als eine falsche oder doch übertriebene Behaup-

Digitized by Google

tung zurückweist durch seine berichtigende Antwort: nicht geboten hat euch Solches Moses, sondern vielmehr nur erlaubt. Diese Fassung bei Matthäus läßt allerdings den letzteren Gegensatz klarer und schärfer hervortreten; allein auch die Darstellung des Markus giebt ein gutes und richtiges Bild des Verlaufs und namentlich bei richtiger Fassung von V. 5 einen guten Sinn, obwohl er scheinbar das gerade Gegentheil berichtet, da er die Abschwächung „Moses hat zugelassen" V. 4 vielmehr den Pharisäern in den Mund legt.

V. 5: Solch Gebot ist nicht das Gebot der Ehescheidung selbst, die ja vielmehr nur ein Zugeständniß war, sondern die gesetzliche Bestimmung (5 Mos. 24, 1), wornach sie nur vermöge eines „Scheidebriefes" rechtmäßig und rechtsgiltig bewerkstelligt werden konnte. Damit war aber zugleich auch wenigstens die äußerste schrankenlose Willkühr abgewehrt, die Scheidung selbst auf eigentliche Nothfälle beschränkt und somit seltener gemacht und ihre Vollziehung durch sittlichere Formen vor dem gröbsten Mißbrauch geschützt. Man mußte nämlich eines des Schreibens kundigen Schriftgelehrten dazu nehmen, der zugleich abmahnen und vermitteln konnte und jedenfalls nach der Ursache der Trennung forschte, die schon nach dem Gesetz eine wirklich „schimpfliche" sein mußte (5 Mos. 22, 19. 29), nach Christi Gebot freilich nur wirklicher Ehebruch sein konnte (Matth. 5, 31), wodurch das Band thatsächlich schon zerrissen war, so daß die gerichtliche Scheidung nur noch die rechtskräftige Auflösung derselben auch durch bürgerliche Trennung bestätigte. Jene Worte sollen also nur zeigen, daß die gesetzliche Verfügung (oder besser: Erlaubniß), auf welche sie sich berufen wollten, wenn Jesus etwa in strengem Sinn sich gegen alle und jede Ehescheidung erklärt hätte, nicht sowohl eine Milderung, sondern vielmehr gerade eine Verschärfung enthalte und also ihre eigene laxe Auslegung und die noch viel laxere Praxis nicht nur nicht entschuldige, sondern richte und verurtheile.

V. 6: Auch hier weicht Markus wieder von der Anordnung des Matthäus ab, der von dieser ursprünglichen Schöpfungsordnung (1 Mos. 1, 27; 2, 24) ausgehend erst später auf das mosaische Gesetz zu sprechen kommt und so Jesum von vorn herein allen Schulstreitigkeiten der Pharisäer und ihrer verschiedenen Gesetzesauslegung gegenüber sich auf jene ursprüngliche Schöpfungsordnung stellen läßt. Hier dagegen ist die Sache und der Gang der Verhandlung wiederum gerade umgekehrt, da es dem Markus weniger darum zu thun ist, den wirklichen geschichtlichen Verlauf der letzteren treu zu schildern, als vielmehr nur das wichtigste Ergebniß kurz zusammenzufassen und die Spitze, in welche die ganze Erklärung Christi ausläuft, möglichst scharf herauszustellen.

V. 10: Daheim, d. h. im Haus seines dortigen Gastfreunds, der ihn beherbergte; seine Jünger fragen ihn hier nochmals privatim; wir haben also im Folgenden eine spezielle Erklärung Jesu über die Ehescheidung seinen Aposteln, also den Stiftern und Gründern seiner künftigen Gemeinde gegenüber, somit eine Bestimmung, die auch für diese noch gelten sollte, und die Grundlage für ihre kirchliche Gesetzgebung zu bilden, bestimmt war; daher bei dieser Verfügung V. 12 auch ein solcher Fall vorgesehen sein mußte, der bei Israel gar nicht vorkommen konnte, da hier dem Weibe nicht gestattet war, von sich aus die Scheidung zu betreiben, sondern nur dem Manne, während bei Matthäus dieser Zug ebenfalls wieder fehlt, weil er auch die wiederholte Anfrage der Jünger nicht erwähnt. Daraus ist aber um so weniger zu schließen, daß dieser Zusatz nur von Markus stamme, als ja diese Gleichberechtigung Beider gerade aus der vom Herrn so stark betonten ursprünglichen Schöpfungsordnung ganz von selber folgt und sich nothwendig ergiebt.

V. 12: Dies ist wie gesagt ein den Juden ganz fremder und darum auch im mosaischen Gesetz völlig unberücksichtigter Fall; nach Josephus soll Salome, die Schwester Herodes des Großen, die erste Frau gewesen sein, die dies that, und Herodias ihr diese sonst nur bei den heidnischen Griechen und Römern übliche Sitte nachgeahmt haben (vergl. 1 Sam. 25, 41; 1 Cor. 7, 13); daher auch Markus wahrscheinlich dies darum besonders in sein Evangelium aufnahm, weil dies nicht wie das des Matthäus vorwiegend für Christen aus Israel, sondern aus den Heiden bestimmt war.

II. Die Kindersegnung (V. 13—16). **V. 13:** Nach Matthäus (19, 13) baten sie um seinen Segen vermittelst Handauflegung und Gebet, wie denn auch zu ähnlichem Zwecke die Kinder häufig den Rabbinern zugeführt worden sein sollen; indessen erwarteten sie von seinem Anrühren diese geistliche Wirkung ebensowenig als die Kranken ihre leibliche Heilung in einer blos äußerlichen (magischen) Weise, sondern ohne Zweifel lag ihrem Verlangen ein innerlicher (sittlicher) Zug des Glaubens an ihn zu Grunde, sonst hätte er sie ganz anders behandelt.

V. 14: Hier ist das einzige mal, daß von Jesus berichtet wird, daß er unwillig wurde, der Grund lag in ihrem ebenso unberufenen und eigenmächtigen, als lieblosen und thörichten Eingreifenwollen. Zwar meinen sie es nicht schlimm mit den Kindern, sondern vielmehr gut mit dem Herrn, sie wollen ihn schonen; aber es ist doch blos falscher fleischlicher Liebeseifer und darum wehrt er ihnen in heiligem Zorneseifer, weil sie den Kindern hatten wehren und in vermeintlicher Klugheit sie vom Herrn und seinem Heil abhalten wollen. Er läßt sie zugleich beschämend fühlen, wie weh der von ihnen selbst V. 13 gezeigte Unwille jenen Müttern gethan haben mußte. Solcher bezieht sich zunächst allerdings auf wirkliche Kinder, dem (leiblichen) Alter nach, denen der Herr hier ganz unzweifelhaft nicht blos im Allgemeinen einen (geistlichen) Segen mittheilt (V. 16), sondern geradezu sein Himmelreich, oder wenigstens das Anrecht auf dasselbe, wenn auch noch nicht seinen vollen Besitz zuschreibt. Weiterhin sind es aber auch nach V. 15 die Kinder der Gesinnung nach, d. h. Erwachsene, in welchen aber der ächte Kindersinn noch ungetrübt fortwirkt, so daß sie Kinder geblieben sind, oder die durch innere geistige Umkehr ihn wieder gewonnen haben und in diesem Sinn wieder aufs Neue durch eine Umwandlung ihres Herzens Kinder geworden sind (vergl. Joh. 3, 4).

V. 15: Wer von euch Erwachsenen das Reich Gottes nicht empfähet, d. h. nicht in sich aufnimmt, als ein Kindlein, d. h. also ebenso anspruchslos und empfänglich, so frei von Stolz und

Anmaßung, aber auch von Vorurtheil und Verstellung, so voll unbegrenzten Vertrauens und ohne alle Furcht und ängstliche Sorge, so arglos zutraulich und doch voll zarten Gewissens, so hilfsbedürftig aber auch glaubensvoll, so ohne alles eigene Verdienst, aber voll Eifer und Lernbegierde, voll dankbarer Liebe und Anhänglichkeit, voll treuen und demüthigen Gehorsams, so willig, bescheiden und einfältig im besten Sinne des Wortes, wie ein noch unverdorbenes Kind. Mit alledem aber will der Herr natürlich nicht diese „unschuldigen" Kinder als vollkommen sündlos bezeichnen, was ja auch da, wo sie noch nicht mit Bewußtsein und freiem Willen Böses gethan und eine persönliche sittliche Verschuldung auf sich geladen haben, schon um der „Erbsünde" willen nicht möglich ist, und noch viel weniger will er sagen, daß sie um solcher „Unschuld" willen schon ganz von selber und ohne Weiteres selig werden, sonst hätten sie ja gar nicht erst zu ihm, als ihrem einzigen Heiland, gebracht werden müssen, sondern nur, daß sie vermöge dieses noch von eigener Sünde und Schuld unbefleckten Zustands für's Himmelreich empfänglich, tüchtig und fähig zu seiner Aneignung, und für Gott annehmbar (vergl. Apostelgesch. 10, 35 „angenehm" und brauchbar) seien, was aber ebenso wie an letzterer Stelle nicht aus-, sondern vielmehr gerade einschließt, daß sie zu wirklichem Eintritt in dasselbe erst der Wiedergeburt und Herzenserneuerung in Buße und Glauben und der Geistestaufe bedürfen. Das Reich Gottes muß man erst innerlich in's eigene Herz aufgenommen haben, ehe man selber persönlich in dasselbe aufgenommen wird als Reichsgenosse und Miterbe Jesu Christi. Reich Gottes hat auch hier wie überall einen doppelten Sinn: das Reich Gottes, das man in sich aufnimmt, ist Christus selbst, als das persönliche Heil, und das Reich Gottes, in das man aufgenommen wird, ist die Gemeinschaft und Genossenschaft seiner Reichsgemeinde, der niemand wahrhaftig angehören kann, als wer mit ihrem himmlischen Haupt durch persönliche Heilserfahrung im Glauben und Liebe verbunden ist. Den Grund zu letzteren legt die Wiedertaufe insofern, als sie zunächst einmal jedenfalls in den äußeren Bereich der sichtbaren Kirche versetzt und damit die Möglichkeit giebt, ihrer Segnungen, Vorrechte und Gnadenmittel theilhaftig zu werden; zur Wirklichkeit aber wird dies blos bei denen, die durch eine andere als nur die Wassertaufe, durch die Feuertaufe des heil. Geistes sich auch zu lebendigen Gliedern jener unsichtbaren Kirche d. h. des Gottesreiches in seinem wahren und wirklichen Sinne machen lassen; und sofern der Herr hier jedenfalls auch den Kindern mindestens die Empfänglichkeit hiefür zuschreibt, ja sogar schon einen wirklichen Segen mittheilt, nicht blos verspricht, zueignet, nicht blos zusichert, so liegt hierin allerdings ein Grund für die Berechtigung der Wiedertaufe einerseits, andererseits aber eben so sehr auch eine Verpflichtung zu christlicher Erziehung der Getauften, weil ihnen nur so der Segen ihrer Taufe bewahrt und in ihnen lebendig und wirksam gemacht werden kann; in der Warnung: der wird nicht hineinkommen, liegt eben so sehr und unmittelbar auch eine ernste Mahnung, mit aller Kraft darnach zu trachten, daß man hineinbringe.

V. 16: herzte d. h. umarmte sie, was nur noch 9, 36 abermals von einem Kinde steht; legte die Hände auf sie, segnend und zugleich auch schützend und vor dem Argen bewahrend (Joh. 10, 28), denn in dem für's Himmelreich geschaffenen Kinde ist das alles noch nicht rege geworden, was den Erwachsenen so oft am Himmelreich hindert und hemmt, die Sünde ist noch nicht seine eigene That, Sache seines persönlichen bösen Willens geworden und vor solcher Verschuldung kann Niemand als nur Jesus allein bewahren, daher die Nothwendigkeit, die Kinder fürbittend in seinen Schutz zu stellen, aber auch nicht durch eigenes böses Beispiel sie zu verführen und ihres Taufsegens zu berauben. Bei Luk. 18, 15 ff. ist diese Geschichte etwas anders gestellt, nämlich nach dem Gleichniß vom Pharisäer und Zöllner im Tempel; hat dieses gezeigt, wie nur selbstlose Demuth in's Himmelreich führt, so schließt jene sich sehr gut so an: Wenn Gott selber die Hochmüthigen beugt und die Geringen erhebt, wie sollte dann sein eigener Sohn die Kinder vom Himmelreich ferne halten? Unsere natürliche unerleuchtete Vernunft meint freilich, Kinder müssen erst Erwachsene werden, um des Gottesreiches theilhaftig werden zu können, von dem sie ja noch gar nichts verstehen, aber der Herr lehrt hier gerade das Gegentheil. Ein wesentliches Stück evangelischer Geschichte würde uns ohne diesen besonders lieblichen Zug fehlen; zwar sehen wir auch sonst Jesum in der Kinderwelt, aber kein anderer derartiger Vorgang ist von so umfassender und vielsagender Bedeutung.

Disposition. Das häusliche Leben des Christen.

1. In Bezug auf seine Ehe gilt:
   a) Was Gott zusammengefügt hat; Eheschließung im Aufblick zu Gott und in seinem Namen,
   b) soll der Mensch nicht scheiden; Eheführung in rechter Liebe und Treue gegeneinander;
2. In Bezug auf seine Kinder soll er handeln wie jene Mütter:
   a) für sie beten (brachten sie zu Christo),
   b) sie gottselig erziehen (führten sie zu ihm),
   c) ihnen ein frommes Beispiel geben (gingen selber mit).

Sonntag, 9. Juli. Mark. 10, 17—31.

Der reiche Jüngling.

Text: Und Jesus sahe ihn an, und liebte ihn, und sprach zu ihm: Eins fehlt dir. Gehe hin, verkaufe Alles, was du hast, und gieb es den Armen, so wirst du einen Schatz im Himmel haben; und komm, folge mir nach, und nimm das Kreuz auf dich. Mark. 10, 21.

Einleitung: Unsere heutige Lection steht mit der letzten in doppeltem Zusammenhang: hatte diese es mit den Gliedern des Hauses zu thun, so handelt sich's jetzt um die Güter desselben; und war dort am Schluß das Reich Gottes erschienen als etwas Leichtes zu gewinnen, weil es dem Menschen auch

Digitized by Google

schon ohne alle eigenen Leistungen sich selbst darbietet, so tritt es hier als ein schwer zu erlangendes auf; der Anfang unserer Geschichte schließt sich außerdem an das dort Erzählte auch der Zeit nach an und selbst der Fortschritt vom Kinde zum Jüngling ist nicht ganz bedeutungslos.

1. Der reiche Jüngling (V. 17—22). **V. 17:** auf den Weg, nämlich nach Jericho (V. 46), auf seiner letzten Reise von Peräa nach Judäa und Jerusalem begriffen (V. 32). Lief Einer, nach Matth. 19, 20 zwar noch ein Jüngling, der aber nach Luk. 18, 18 doch schon ein „Oberster der Schule", ein Synagogenvorsteher, und dazu ja noch reich und vornehm war; dies zeigt zugleich seinen Eifer, frei von Menschenfurcht und Standesvorurtheilen. Was soll ich thun? d. h. was für ein besonderes einzelnes und außerordentliches „gutes Werk," daß ich das ewige Leben erwerbe, nach welchem mein Herz sich sehnt, und das ich doch, wie mir mein eigenes Gewissen sagt, mit aller meiner äußerlichen Rechtschaffenheit und Frömmigkeit noch nicht wirklich besitze. Offenbar ist er ein ernstlich nach dem Heil verlangender Mensch, der das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit aufrichtig sucht, aber noch auf einem falschen und verkehrten Wege, nämlich dem des eigenen Verdienstes; aber er will doch wenigstens etwas thun, und ist darin ein beschämendes Vorbild für viele sog. Christen, die sich in träger Ruhe einfach nur auf ihr „gutes Herz," Gottes große Liebe und Christi ewiges Verdienst verlassen, oder gar auf ihr äußeres Kirchengehen und Bibellesen, Beten, Taufe und Abendmahl.

V. 18: Diese Frage wird ganz falsch verstanden, wenn man sie, wie gewöhnlich geschieht, auf die Anrede bezieht („guter Meister!") und sie dann so erklärt, als habe Jesus etwa aus Bescheidenheit diese Auszeichnung, die nur Gott allein gebühre, von sich ablehnen wollen, oder als liege darin gar ein verstecktes Zugeständniß Christi, daß auch er selber nicht einmal völlig sündlos sei; vielmehr heißen die Worte richtig übersetzt: „was fragst du mich über das Gute?" Es giebt gar nichts Gutes, was nicht aus der Offenbarung und dem Willen Dessen käme, der selbst allein der Gute, der einzig wahrhaft Gute ist. Diesen seinen Willen hat er aber längst schon in seinen Geboten geoffenbart, und wenn es dir um das Gute wirklich zu thun ist, so suche vor allem Ihn als den Guten durch Befolgung seines Worts zu befriedigen und ihm selber ähnlich zu werden. Niemand ist gut 2c., damit will Jesus allerdings auch das sagen, daß auch er selber nicht gut sei aus und in sich selbst allein, sondern nur wegen und in seiner stetigen persönlichen Verbindung und Wesenseinheit mit dem allein guten Gott, zugleich aber auch, daß Jeder, der das Gute thun will, erst selber gut sein und werden muß durch die Geburt aus Gott und die Lebensgemeinschaft mit Gott, der allein der Gute ist und ewig bleibt, und auch uns erst wahrhaft gut machen kann und will.

V. 19. Sinn: Halte nur einmal diese alten dir längst bekannten Gebote recht und ganz, so thust du schon das von Gott gebotene Gute und brauchst nicht daneben noch irgend ein anderes, besonderes verdienstliches „gutes Werk." Der Weg zum Evangelium geht nicht am Gesetz vorüber, sondern durch's Gesetz hindurch, der Weg zu Christo führt über Moses gleichsam als Brücke (vergl. Gal. 3, 24). Du sollst Niemand täuschen d. h. berauben, beeinträchtigen, übervortheilen, dich nicht an ihm und den Seinen vergreifen durch Vorenthalten oder Entziehen dessen, was ihm rechtmäßig gebührt oder gehört durch trügerische List. Es sind hier ausdrücklich nur Gebote der 2. Tafel genannt, denn diese Gebote der Nächstenliebe wehren am gründlichsten und deutlichsten allem Egoismus, als Grundwurzel aller Sünde.

V. 20: Er ist sich bewußt, bisher ein sittenreines, äußerlich gerechtes Leben geführt zu haben, und darf dies auch öffentlich ohne Heuchelei sagen, während es oft bei so manchen scheinheiligen Namenchristen noch nicht einmal so steht, daß sie sich auch nur äußerlich von groben Verfehlungen rein erhalten. Bei Matth. 19, 20 fügt er noch bei: „Was fehlt mir noch?" d. h. worin bin ich also noch zurück, welches weitere einzelne Stück vollkommener Gesetzeserfüllung muß ich nun noch dazu hin vollbringen, um selig zu werden? Allein auch ohne diesen Zusatz ist klar, daß er jedenfalls zugiebt, er habe die rechte Befriedigung noch nicht gefunden. Markus legt V. 21 Jesu selber dies Wort in den Mund; aber solche kleine Abweichungen bestätigen nur die Wahrheit des Berichts, während eine buchstäbliche Uebereinstimmung ihn viel eher als bloße Nachahmung verdächtigen würde.

V. 21: sah ihn an mit bedeutungsvollem Blick und liebte ihn, denn eine gewisse Wahrheit lag ja schon in seinem bisherigen Selbstzeugniß: er hatte diese Gebote wirklich in dem Maße gehalten, wie er sie verstand; auch lag in seinem ganzen Wesen eine gewisse Offenheit und Aufrichtigkeit, ein an sich edles, nur noch nicht genug gereinigtes und befestigtes Streben und Ringen um sein ewiges Heil. Das Kreuz, das in meiner Nachfolge nicht fehlen kann (8, 34); damit will ihn Jesus noch von dem letzten äußeren Band und Bann erlösen und vom tiefsten inneren Schaden heilen. Dieses Verkaufen der Habe, an der sein Herz noch hing, ist also nicht im Sinne eines noch über den gesetzlichen Gehorsam und des eigentlich Gebotenen hinausgehenden, überflüssigen und überschüssigen „guten Werkes" gemeint, was ganz gegen Luk. 17, 10 und den echt evangelischen Standpunkt überhaupt verstoßen würde, der von derartigen verdienstlichen Leistungen über unsere an sich pflichtmäßige sittliche Schuldigkeit hinaus nichts weiß, sondern offenbar nur als Bedingung zur Nachfolge Christi, die von allen irdischen Sorgen und Lasten frei sein muß. Er fordert diese Entsagung nur als Beweis seiner völligen Uebergabe an ihn, als persönliche Aufopferung seines ganzen alten Menschen, nicht nur seines Reichthums, wobei es ihm ein solch heiliger Ernst sein soll, daß er lieber alles andere für Schaden achtet, um nur Christum zu gewinnen, vergl. Phil. 3, 8.

V. 22: Unmuths d. h. nicht blos erstaunt und bestürzt, sondern auch verdrießlich, daß er es nicht um einen leichteren Preis gewinnen könne; sein saures Gesicht bildet den Gegensatz zu Jesu freundlichem Blick (V. 21). Ging traurig davon, diese Betrübniß zeugt recht verstanden von einem inneren Kampf, wobei er durch Gottes Gnade noch zur rechten Selbsterkenntniß kommen konnte; es liegt also darin zugleich auch noch ein gutes Zeichen.

Digitized by Google

II. Die Gefahren des Reichthums. (V. 23—27.) **V. 23:** sah um sich, um den Eindruck dieses Vorfalls auf die Jünger zu beobachten, wie er es auch sonst öfters bei einem wichtigen und entscheidungsvollen Worte that, vrgl. 3, 34.

V. 24: Liebe Kinder, diese Anrede zeigt, daß die Jünger selbst von dieser Gefahr, wenigstens noch nicht unmittelbar, bedroht sind, was auch aus ihrem Entsetzen (V. 26) deutlich hervorgeht.

V. 25: ein Kameel, (nämlich ein wirkliches, nicht bildlicher Ausdruck für „ein Schiffstau") mit seinem Höcker auf dem Rücken, sammt der darauf gepackten Last, also ein doppeltes Hinderniß. Die „enge Pforte" in's Himmelreich (Matth. 7, 13 ff.) wird um so passender mit einem Nadelöhr verglichen, als auch heute noch im Morgenland die niedrigen Nebenthore für Fußgänger so genannt werden. Ein Reicher, aber eben so wenig natürlich ein Armer bei gleich irdischer und fleischlicher Gesinnung wie in V. 24.

V. 27: möglich bei Gott, vrgl. Luk. 1, 37, was aber unsererseits den Glauben nicht aus- sondern vielmehr gerade einschließt (Mark. 9, 23); man darf sich also nur Ihm ganz willenlos hingeben, daß er das erneuernde Werk seines Geistes an uns treiben kann, aber auch sich ihm vollständig überlassen, daß er uns selber zur Seligkeit bewahre (1 Petri 1, 5, aber auch 1 Joh. 5, 18).

III. Die reiche Vergeltung. (V. 28—31.) **V. 28:** Da sagte Petrus, wohl um dem für ihn unbehaglichen Gespräch eine andere Wendung zu geben und zugleich, um zu erfahren, was es mit dem „Schatz im Himmel" (V. 21) eigentlich für eine Bewandtniß habe; möglicherweise liegt darin aber auch ein wehmüthiger Rückblick auf seine in Kapernaum zurückgelassene Familie (Matth. 8, 14 ff.). Als Nachsatz ist auch hier das Wort aus Matth. 19, 27 zu ergänzen: „Was wird uns dafür?" nämlich als besonderer Ersatz für eine so frühzeitige und vollständige Trennung von allem, was uns bisher lieb und werth gewesen. Hierin liegt allerdings auch eine gewisse unlautere Lohnsucht, aber andererseits doch auch wieder etwas Berechtigtes, sofern ja Gott uns nie blos nimmt, ohne daß er auch wieder etwas dafür gäbe, ja den Verlust uns tausendfältig wieder ersetzt; ist er doch ein reicher Herr, der überschwänglich lohnt über all unser Bitten und Verstehen.

V. 30: mit Verfolgung, = mitten in Verfolgungen und trotz derselben, obwohl sie uns vielleicht noch vollends alles rauben, was wir nicht zuvor schon freiwillig geopfert und innerlich darangegeben und verlassen haben. Zugleich weist dies auf die geistige Natur des Ersatzes hin, den kein noch so großer irdischer Verlust uns mehr nehmen kann, sondern vielmehr nur zu desto größerem inneren Gewinn gereicht.

V. 31: Die Letzten werden sein in Bezug auf das, was ihnen zu Theil wird, die die Ersten waren ihrer Berufung nach, wie z. B. eben die Apostel selber, daher sollen diese sich vor aller Selbstüberhebung gegen Andere hüten; das ist der spitzige Stachel dieses Wortes gerade für Petrus, denn auch bei ihm findet sich doch immer noch ein gewisser Zusatz von Selbstgerechtigkeit und Werkheiligkeit, auch er will nicht Gnade allein, sondern auch noch Lohn für seine eigene Tugend, ganz ähnlich, wie jener Jüngling, und steht somit in Gefahr der Selbstüberschätzung und des Selbstbetrugs. Für ihn ist also dies Wort eine noch nöthige und heilsame Mahnung und Warnung, wie umgekehrt der Schluß des Verses ein reicher Trost für die Armen und Geringen in der Welt, die aber aufrichtig streben nach Gottes Reich und ohne sich dasselbe dadurch verdienen zu wollen, doch alles darangeben, um es wirklich zu erlangen.

Disposition zur Geschichte vom reichen Jüngling: Sie zeigt uns: Einen Menschen nicht fern vom Reiche Gottes und doch noch ihm fremd.

1. Er ist schon weit voran (V. 17—20):
   a) Anerkennung seines edlen Strebens: er sucht redlich, nimmt's ernstlich, hält Gottes Gebot treulich und bekennt offen, daß ihm's noch fehlt.
   b) Prüfung, wie wenige von uns dasselbe mit Wahrheit von sich sagen können;
2. Und doch noch weit zurück (V. 21—22):
   a) Eins fehlt ihm noch und zwar nicht nicht etwa nur irgend eine einzelne gute Eigenschaft oder Fertigkeit, sondern die Hauptsache: Selbstverläugnung;
   b) Mit diesem Einen fehlt aber noch Alles und alles Andere ist ohne dies Eine völlig umsonst.

Sonntag, 16. Juli. Mark. 10, 32—45.

Leiden und Dienen.

Text: Denn auch des Menschen Sohn ist nicht gekommen, daß er ihm dienen lasse; sondern, daß er diene, und gebe sein Leben zur Bezahlung für Viele. Mark. 10, 45.

I. Die Leidensverkündigung des Herrn. (V. 32 bis 34). **V. 32:** Jesus ist hier auf dem Wege von Peräa über den Jordan herüber nach Judäa, der ihn zunächst nach Jericho (V. 46) führt, an einem Punkte angekommen, wo auch seine Jünger deutlich sehen können, daß das letzte Ziel desselben Jerusalem ist, nämlich an diejenige Stelle des Flußthals, wo sich die meisten aus den verschiedenen Landestheilen hier zusammenführenden Karawanenstraßen vereinigten, und aus der Niederung nach der Hauptstadt emporführten, und wo sich der Herr nun mit den Festpilgern vereinigen mußte. Nun ist es aber auch ihm selber innerlich immer klarer geworden, daß nun für ihn „die Zeit erfüllet ist," wo es mit ihm in's Leiden und Sterben hineingehen muß, das nur dort, in der alten Mörderstadt der Propheten Gottes, geschehen kann, vrgl. Luk. 9, 31; 13, 33. Und er ging vor ihnen her muthig und standhaft wie ein Held, oder ein die Seinen zum Kampf und Sieg führender Feldherr; und sie entsetzten sich über seine entschlossene Haltung und sein entschiedenes Vorgehen, zugleich aber auch ergriffen von der Ahnung einer ernsten und schweren Zukunft. Die Zwölfe sind die eigentlichen Kerntruppen seiner Jünger, während wohl viele seiner übrigen Nachfolger jetzt zögernd zurückblieben, oder doch, wenn sie überhaupt noch

Digitized by Google

bei ihm aushielten, es blos furchtsam und mit Angst und Bangen thun, so macht er mit diesen seinen Aposteln hier noch einmal gleichsam auf einer letzten Hauptstation seiner Leidensbahn Halt und sammelt sie um sich zu einem bedeutsamen und für sie entscheidungsvollen Wort über das, was ihm selber und mit ihm auch ihnen nun unmittelbar bevorstand.

V. 33: Die Hohenpriester und Schriftgelehrten hatten nach Joh. 11, 47 bereits seinen Tod beschlossen; den Heiden, d. h. dem römischen Landpfleger Pontius Pilatus, der das Todesurtheil des Hohen Rathes zu bestätigen hatte (Matth. 27, 1 ff.). Es sind also nicht blos beide Völker, sondern auch beide Behörden, die geistliche und weltliche Obrigkeit gemeint.

V. 34: Und am dritten Tage auferstehen, über die Auferstehung hinaus sagt er ihnen nichts, weil er sich ihnen dann neu bezeugen will, bis dorthin aber Alles, damit sie auch während seines Leidens sich im Glauben an ihn trösten können und nicht in Zweifel und Verzweiflung gerathen, als wäre es nun mit ihm gar aus.

II. Die Leidensverkündigung für die Jünger. (V. 35—45). **V. 35:** Jakobus und Johannes denken als besonders nahe und vertraute Freunde des Herrn auch ein besonderes Anrecht an ihn zu haben; übrigens zeigt Luk. 18, 34, daß auch die übrigen Jünger eben so wenig den vollen Sinn seiner vorangegangenen Rede verstanden haben, trotz aller deutlichen Weissagungen vom leidenden und sterbenden Messias, die sich schon im A. T. finden, vrgl. z. B. nur die Hauptstellen Jes. 53; 50, 6; Psalm 22, 8. 17; 118, 22. Jene aber denken beim Einzug nach Jerusalem weit mehr an die Aufrichtung eines glänzenden irdischen Reiches, worin sie sich rechtzeitig den Ehrenplatz sichern möchten, als an Kreuz und Tod. Nach Matth. 20, 20 ist es vielmehr ihre Mutter Salome, welche, wohl im Namen und Auftrag der Söhne, sich an den Herrn wendet; es ist auch dies wieder nicht ein Widerspruch der Berichte, sondern vielmehr nur eine Ergänzung, sofern wir uns ganz wohl vorstellen können, daß sie dieselben mit ihrer Bitte unterstützt und ihr Gesuch befürwortet, vielleicht sogar in mütterlichem Stolze sie dazu aufgefordert und angeleitet hat.

V. 36: Diese Frage ist nicht so zu verstehen, als ob er es nicht schon längst selber gewußt hätte, was sie wünschen, weil er ja als der allwissende Herzenskündiger ihre verborgensten Gedanken durchschaut, sondern es soll dadurch nur auch ihnen selbst und Anderen erst recht klar und offenbar werden und vollständig an den Tag kommen, mit was für Dingen sie in der Stille noch umgehen, denn sehr oft verräth sich des Menschen ganze Schwachheit und Thorheit leider gerade in seinem Gebet.

V. 38: Ihr wisset nicht, weil ihr nämlich ganz falsche irdische Vorstellungen von meinem Reiche habet (vrgl. Joh. 18, 36) und nicht bedenket, daß auch ich, der Meister selber, erst auf den Weg der Schmach und Leiden zur Herrlichkeit kommen kann (Hebr. 2, 10). Den Kelch trinken 2c., gemeint ist natürlich der Leidenskelch, den sie bis auf den letzten bitteren Tropfen willig hinnehmen und die Todestaufe, wodurch sie mit Christo völlig in die ganze Tiefe seines Kreuzes- und Todesleidens hinein sich mitversenken lernen müssen.

V. 39: „Ja, wir können es wohl!" dies ist wohl ein Wort der Vermessenheit, aber doch auch in gewissem Sinne wieder ein Wort treuer Liebe und vermeintlich festen Glaubens, wie bei Petrus, der mit ihm in's Gefängniß und in den Tod gehen wollte (Matth. 26, 35; Luk. 22, 33).

V. 40: sondern welchen es bereitet ist, nämlich vom himmlischen Vater; kein Widerspruch mit Apostelg. 3, 21, wo der verherrlichte, nicht mehr der erniedrigte Christus redet; aber auch dann noch vollzieht er doch nur des Vaters Willen (Joh. 5, 19 ff.)

V. 41: Unwillig, in gewissem Sinne mit Recht, denn das ehrgeizige Sichvordrängen beleidigt, kränkt und erbittert Andere.

V. 42: Aber Jesus u. s. w., er will damit den Ausbruch des Streites gleich in seinem ersten Anfang niederhalten und beschwichtigen. Haben Gewalt und brauchen sie oft in recht tyrannischer Weise gegen ihre Unterthanen, auch wenn sie ihnen nur von deren Gunst und Willkür zugetheilt ist.

V. 45: auch des Menschen Sohn, der doch euer Herr und Meister ist, nach dessen Bild ihr gestaltet sein solltet (vrgl. Luk. 9, 55), wenn ihr in Wahrheit seine Jünger sein wollt. Und gebe sein Leben 2c. Die beste Auslegung giebt hiezu Paulus in der Grundstelle über die Erniedrigung Christi und seinen vollkommenen Leidens- und Todesgehorsam Phil. 2, 5 ff.; vrgl. auch Joh. 13, 13 ff.; 15, 13; eben dadurch hat er sich aber zugleich auch am allervölligsten in den heiligen Liebesdienst für Andere dahingegeben, ja aufgeopfert. Zur Bezahlung (Lösegeld) für Viele, eigentlich: an der Stelle von Vielen, womit noch deutlicher auf sein stellvertretendes Strafleiden an unserer Statt und auf ihn als den Mittler und Bürgen hingewiesen, der selbst unschuldig, doch der Schuldigen Sünde und Strafe getragen hat in freiwilligem Liebesgehorsam; die Vielen sind die, welche an ihn glauben; von Gott ist zwar sein Sühnopfer Allen zugedacht, aber nur unter dieser Beziehung, und darum wird seine erlösende Kraft und Wirkung auch nur denen zu Theil, welche dieselbe erfüllen.

Disposition. Der Leidensweg Christi.
1. Jesus selber geht voran (V. 32—34),
2. bezeichnet uns die Bahn (V. 35—45).

Sonntag, 23. Juli. Mark. 10, 46—52.

Der blinde Bartimäus.

Text: Alsdann werden der Blinden Augen aufgethan werden, und der Tauben Ohren werden geöffnet werden. Jes. 35, 5.

Vorbemerkung: Diese kurze, aber um so schönere und wichtigere, daher auch bei drei Evangelisten (vrgl. noch Matth. 20, 39—34 und Luk. 18, 35 bis 43) erzählte Geschichte bietet gleichwohl für die Erklärung der Uebereinstimmung ihrer Berichte eine doppelte Schwierigkeit dar:

a) In Bezug auf die Person: Nach Matthäus sind es zwei Blinde, nach Markus und Lukas dagegen nur Einer. Dies löst sich am

Digitized by Google

einfachsten durch die Annahme, daß auch hier Matthäus das geschichtlich Richtige hat, wie in der ganz ähnlichen Geschichte von der Heilung zweier Besessener (Matth. 8, 28 ff.), während Mark. 5, 1 ff. und Luk. 8, 26 ff. gleichfalls nur Einen hervorheben. Daraus ist nicht auf eine willkührliche Verdoppelung des Vorgangs bei Matthäus zu schließen, der vielmehr gerade den wirklichen Hergang und thatsächlichen Verlauf treu dargestellt hat, sondern vielmehr auf eine vereinfachende Zusammenziehung der Geschichte bei den beiden andern Evangelisten, wovon Markus nur denjenigen Besessenen erwähnt, bei welchem der Krankheitsanfall am stärksten auftrat; Lukas denjenigen, der dort in der Stadt (Luk. 8, 27) bekannt war, vrgl. Lektion am 12. März. Daß es sich aber auch hier um zwei Personen handelt, zeigt nicht nur die Verschiedenheit des Orts, die möglicherweise, ja sogar wahrscheinlich nur scheinbar ist und eine solche Deutung zuläßt, daß die Heilung von beiden gleichzeitig an ein und derselben Stelle zu denken ist, womit alles Auffallende und Widersprechende von selbst wegfällt (vergl. unter b.), sondern auch die der Blinden selber, bei Markus ein wohlbekannter und sogar mit Namen genannter Mann, bei Lukas (18, 35) ein völlig Unbekannter; dort kommt er von selber zu Jesu, hier (Luk. 18, 40) wird er auf dessen ausdrücklichen Befehl erst hergeführt. Daß unter der zahlreichen Bettlerschaar, die den Pilgerzügen zu folgen oder sie an den Stadtthoren zu erwarten pflegen (wie jetzt noch im Morgenlande), weil sie bei solchen Gelegenheiten ein reichlicheres und einträglicheres Almosen als sonst in Aussicht hatten, sich auch zwei Blinde befanden, nicht blos Einer, ist an sich schon nicht unwahrscheinlich, in jener Gegend aber um so weniger, da die große, häufig den Sonnenstich veranlassende Hitze in der Ebene von Jericho verbunden mit dem Flugsand und Staub der Karawanenstraße noch heute leicht Augenentzündungen und Erblindung hervorruft.

b) In Bezug auf den Ort. Nach Matthäus und Markus geschieht die Heilung beim Auszug aus Jericho, nach Lukas dagegen beim Einzug. Unter den verschiedenen Versuchen, diese Differenz zu lösen, scheint der beste immer noch der zu sein, entweder nach Josephus und Eusebius zwischen den beiden Hälften von Jericho, der Altstadt und Neustadt zu unterscheiden, und auf den Zwischenraum zwischen beiden Stadttheilen, also beim Auszug aus der Altstadt und beim Einzug in die Neustadt die Heilung zu verlegen, oder aber die Worte Luk. 18, 35: „da er nahe zu Jericho kam," nach einer anderen, freilich weniger gesicherten Lesart zu übersetzen: „da er noch nahe bei Jericho war," wornach also auch Lukas ganz genau mit den zwei anderen Evangelisten übereinstimmen würde; wenn man es nicht vorzieht, überhaupt auf alle derartigen, immerhin etwas künstlichen Auslegungen zu verzichten und bei Lukas, der ohnehin in der letzten Periode des öffentlichen Lebens Christi, wie es scheint, nicht mehr alles chronologisch genau berichtet, hier einen geringfügigen Irrthum in Bezug auf die Lokalität zuzugeben, was bei ihm um so leichter möglich ist, als er selbst kein Augenzeuge war, sondern aus einer vielleicht nicht ganz richtigen und sicheren Quelle geschöpft hat, was aber die Zuverlässigkeit, Treue und Glaubwürdigkeit seiner Erzählung ihrem wesentlichen Hauptinhalt nach nicht beeinträchtigt.

Markus zeigt auch hier wieder die Eigenthümlichkeit seiner Darstellung in der genau ausmalenden Schilderung der Einzelzüge: wie das Volk dem immer heftiger und brünstiger flehenden Blinden Ruhe gebietet, und dann, nachdem er Jesu Bereitschaft, ihm zu helfen, wahrgenommen, ebenso schnell den eben Beschwichtigten und Weggedrängten wieder herbeiruft, entspricht als ein ganz besonders charakteristischer Zug genau dem späteren Wankelmuth desselben Volkes, dessen Hosiannah sich so bald in ein „Kreuzige!" verwandelte, und ebenso genau entspricht jenem Zuruf der jauchzenden Menge, womit sie den „Davidssohn" begrüßt, hier das wiederholte Wort der Bitte und Huldigung im Munde des Blinden: „Jesu, du Sohn Davids &c.," womit er sich selbst mit unter die Reihen der den Messias festlich empfangenden jubelnden Menge stellt. Zu bemerken ist ferner, daß nur er genau Name und Herkunft des Mannes berichtet und die äußeren Umstände am ausführlichsten darlegt, während andererseits allerdings die eigentliche Beschreibung der Art und Weise seiner Heilung selbst sehr einfach gehalten ist; er erwähnt nicht einmal die Berührung der Augen, schließt sie aber freilich damit auch ebensowenig wie Lukas aus, der gleichfalls davon schweigt, desto größeres Gewicht legen aber beide im Unterschied von Matthäus auf das Zeugniß seines Glaubens.

V. 46: Jericho, etwa zwei Stunden nordöstlich von Jerusalem entfernt, galt es gewissermaßen schon als dessen Vorstadt, von ihr nur noch durch das sog. „Gefilde" Jerichos getrennt, es ist die schon von Josua (Kap. 6) wunderbar eroberte „Palmenstadt", von der aus Jesus als der rechte Josua seinen „Palmenzug" hält, berühmt außerdem durch ihren heilkräftigen, duftenden Balsam, der vielfach zu „Augensalbe" verwendet, dem Bartimäus dennoch nicht geholfen hat; dafür aber findet er bei dem besten Arzte Heilung Leibes und der Seele. Und ein großes Volk, offenbar die immer größer werdende Festkarawane, die sich Jesu anschloß. Bartimäus heißt eigentlich schon „Sohn des Timäus", aber diese Uebersetzung ist noch beigefügt theils weil Markus hauptsächlich für des Hebräischen unkundige Heidenchristen schreibt, theils weil offenbar der erste Name schon so ganz zu seinem eigentlichen Personennamen geworden ist, daß er den zweiten gleichsam noch als Erklärung oder eine Art Familiennamen hinzusetzen konnte, vielleicht sogar mußte, um ihn von andern Männern gleichen Namens zu unterscheiden, denn offenbar war er ein allgemein bekannter Mann, später vielleicht (nach V. 52) ein angesehener Christ. Und bettelte, als arbeitsunfähig; blind und noch dazu hin arm, ein doppeltes Unglück!

V. 47: Da er hörete, durch Nachfragen bei den Leuten, was wohl der große Aufzug zu bedeuten habe, dessen Geräusch er vernahm und aus dessen Getümmel er schließt, daß es sich um etwas Außerordentliches handelt. Kann ihm die Menge auch nicht selber helfen, so kann sie ihm doch den Weg zum rechten Helfer bahnen. Fing er an u.s.w., offenbar vom Geiste Gottes ergriffen, der ihn in diesem Jesus von Nazareth den auf seinem königlichen Einzug begriffenen Messias erkennen ließ,

Digitized by Google

daher giebt er ihm auch sofort den Königs- und Messiasnamen „Sohn Davids;" es ist dies gewiß schon ein bedeutender Glaube, daß er denjenigen, von dem man ihm nur gesagt hatte, er sei der aus dem verachteten galiläischen Flecken Nazareth stammende Jesus, sofort als den verheißenen Davidssohn anerkennt.

V. 48: bedräueten ihn, damit er nicht durch sein lautes Rufen den Festzug störe und in Unordnung bringe; der äußere „Anstand" geht ihnen über alles, wie heute noch manchen todten Formenchristen. Es war dies eine Probe und Prüfung seines Glaubens, der sich aber durch diesen Widerstand nicht abhalten läßt, sondern nur desto fester und brünstiger wird. Merkwürdig ist, daß Jesus selbst, der bisher die öffentliche Bezeichnung als Davidssohn und Messias, und zwar ebenfalls von zwei Blinden, (Matth. 9, 27 ff.) als unzeitige Huldigung absichtlich überhört und damit abgewiesen hat, hier dieselbe nicht blos stillschweigend duldet, sondern sogar (V. 49) ausdrücklich billigt.

V. 49: Er stand still, als er nun in seine Nähe kam, nachdem er ihn zuvor schon aus der Ferne hatte rufen hören; ihm ist also die Unterbrechung des Festzuges nicht nur nichts ärgerliches, sondern sogar eine willkommene Gelegenheit, seine Hülfe zu erweisen und seine barmherzige Liebe zu zeigen. Er verliert zwar sein Ziel (Jerusalem) nicht aus den Augen, aber doch ist es ihm nicht zu gering, um dieses Blinden willen mitten auf dem Wege stehen zu bleiben, denn sein Herz zog es mehr zur Noth der armen Menschheit hin, als zum festlichen Freudenjubel. Sei getrost &c. Gerade dieselben Leute, die ihn vorhin (V. 48) von seinem Rufen als einem doch vergeblichen und nur unziemlichen Geschrei hatten abhalten wollen, müssen ihn nun der Erhörung desselben versichern; dies ist die Frucht und zugleich die Rechtfertigung seines ausharrenden Glaubens, womit er, der doch den einziehenden König nicht einmal sah, sondern nur durch Andere von ihm hörte, die, welche ihn leiblich gesehen hatten und doch nicht mehr in ihm erblickten, als den „Nazarener", höchstens den Propheten „mächtig von Thaten und Worten" (vgl. Matth. 24, 19), so tief beschämte.

V. 50: warf sein (Ober-)Kleid von sich, um im Laufen nicht gehindert zu sein; und kam zu Jesu, ohne daß ihn Jemand, wie sonst zu führen brauchte, indem er in seiner großen Herzensfreude seine Blindheit gleichsam ganz vergaß.

V. 51: was willst du &c. Jesus wußte natürlich schon zum Voraus, daß er von ihm etwas Größeres erwartete, als blos ein Almosen (V. 46), er fragt aber dennoch, um seinen Glauben zu prüfen, die Festigkeit, Beharrlichkeit und Aufrichtigkeit seines Vertrauens auf die Probe zu stellen, und ihn zur vollen Erkenntniß, aber auch zum unumwundenen Bekenntniß seiner ganzen Noth zu veranlassen. Rabbuni, eine die Huldigung noch stärker ausdrückende Form statt des gewöhnlichen „Rabbi".

V. 52: Und folgte ihm nach als sein Jünger; so hatte Jericho für den Krönungszug des Messias zwar blos einen armen blinden Bettler gestellt, aber dieser Eine war mehr werth, als jene vielen leiblich Sehenden und doch geistlich Blinden, die ihm zwar ihr Hosianna zujubeln, aber bald darauf doch ihn im Unglauben verwerfen, ja an's Kreuz liefern. Gerade ihrer unbeständigen, flüchtigen und oberflächlichen Begeisterung gegenüber, zeigt jener ein festes Herz, treue Liebe, beständiges Vertrauen und einen dankbaren Gehorsam, der sich auch in der Nachfolge bewährt: er verwendet das neugeschenkte Vermögen, selbstständig zu gehen, zu nichts anderem, als dazu, dem Herrn sich dauernd anzuschließen, statt wieder nach genossener Wohlthat von ihm wegzulaufen, wie so viele, die undankbar seiner Hilfe vergessen (vgl. Luk. 17, 16), obwohl der leibliche Anblick, der sich ihm jetzt darbot, vielleicht dem geistigen Bilde gar nicht entsprechen mochte, das er sich von dem Messias gemacht hatte.

Disposition: Die Heilung des blinden Bartimäus ein Spiegelbild von der geistlichen Genesung der Menschen, sofern sie uns zeigt den wahren Gang jeder echten Bekehrung und zwar

1) nach ihrem Anfang:
   a) tiefes Gefühl unseres Sündenelends, wir müssen erkennen unsere geistliche Blindheit, da wir von göttlichen Dingen nichts verstehen, und unsere inwendige Armuth, die wir umsonst mit den elenden Bettelpfennigen der Welt zu stillen suchen.
   b) ernstes Verlangen nach Hilfe von Oben in aufrichtiger Buße.
2) nach ihrem Fortgang: d. h. einem wahren und lebendigen Glauben;
   a) dieser kommt aus der Predigt von Christo (vgl. Röm. 10, 14), V. 47;
   b) zeigt sich im festen Vertrauen, auch wo er noch nicht sieht;
   c) bittet und erwartet die Hilfe mit zuversichtlicher Gewißheit;
   d) bekennt sich offen und frei zum Herrn, ohne sich seiner zu schämen;
   e) und dringt durch bis zum Ziele, ohne nachzulassen und irre zu werden.
3) nach ihrem Ausgang: sie bewährt sich in der treuen Nachfolge Christi, und im Bekenntniß zu ihm nicht blos mit Worten, sondern auch mit Werken und im ganzen Wandel (neuer Gehorsam und Heiligung).

Sonntag, 30. Juli. Mark. 11, 1—11.

Der Einzug in Jerusalem.

Text: Aber du, Tochter Zion, freue dich sehr, und du, Tochter Jerusalem, jauchze; siehe, dein König kommt zu dir, ein Gerechter und ein Helfer, arm, und reitet auf einem Esel, und auf einem jungen Füllen der Eselin. Sach. 9, 9.

Einleitung: Um die Einheit des königlichen Einzugs von Jericho nach Jerusalem nicht zu unterbrechen, übergeht Markus nicht blos die nur von Lukas (19, 1 ff.) berichtete Zwischengeschichte vom Zöllner Zachäus, sondern auch die Einkehr nach Bethanien und die Salbung durch Maria, die er ganz übereinstimmend mit Matthäus (26 ff.) gleichfalls erst später (14, 3 ff.) nachholt, während sie Johannes allein an ihrer richtigen Stelle berichtet (Kap. 12, 1 ff.), nämlich zwischen der Auferstehung des Lazarus und dem Einzug in

Digitized by Google

Jerusalem. Dem Markus ist es offenbar darum zu thun, den inneren Zusammenhang des letzteren mit der vorangehenden Erzählung von der Blindenheilung so klar als möglich hervortreten zu lassen: hier bekennt sich Jesus zu dem ihm von Bartimäus gegebenen Messiasnamen, dort giebt er dem Volke Gelegenheit, jetzt, wo die Zeit der Vorsicht und Rücksicht vorüber ist, ihn auch, Einmal wenigstens, öffentlich als Messiaskönig zu begrüßen.

I. **Der Auszug der Jünger.** (V. 1—6.) **V. 1:** Bethphage südwestlich von Bethanien, also näher nach dem Oelberg und Jerusalem zu gelegen, bildete mit Bethanien selbst, das nur noch etwa eine halbe Stunde von der Hauptstadt entfernt war, ein Ganzes; beide Orte sind schon Vorstadt von Jerusalem, denn bis an den Oelberg erstreckte sich das Weichbild der heiligen Stadt selber. Bethanien wird blos mitgenannt, weil es der für den Herrn in seinen letzten Lebenstagen wichtigste und schon darum der bekanntere Ort ist, Bethphage aber, um das es sich im Folgenden eigentlich allein handelt (V. 2), wird deshalb auch vorangestellt, obwohl es auf dem Weg von Jericho nach Jerusalem erst nach Bethanien kommt, denn die Reihenfolge ist von dem Hauptort Jerusalem aus gerechnet, d. h. also vom Zielpunkt, nicht vom Anfangspunkt seiner Reise aus, wie Luk. 17, 11. Schon während seines von Markus hier ganz übergangenen Aufenthalts in Bethanien hatte sich viel Volks bei ihm eingefunden (Joh. 12, 9 ff.), dem sich jetzt bei der Ankunft in Bethphage, je näher man der Hauptstadt kam, desto mehr Schaaren beigesellten, zur Erfüllung der Prophezeiung Matth. 21, 4 ff. Dies erklärt die Nothwendigkeit, warum er einige Jünger absenden muß, um ungestört die nöthigen Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen. Man sieht, er weiß, was er jetzt zu thun hat und wie er dazu die Mittel bekommt. Seiner Jünger zwei, wie auch sonst oft, vgl. 6, 7; 14, 13; Luk. 10, 1. Nach der Tradition soll es Petrus und Philippus gewesen sein.

V. 2: Alsbald, wenn ihr hineinkommt, also ohne alle weitere Mühe des Suchens, ohne Feilschen und Bitten, sollen sie ihm das Thier bringen, als die Boten dessen, der mit vollster Freiheit über Alles gebietet, dem Niemand sich widersetzen oder etwas verweigern darf, auf welchem nie kein Mensch rc., das also gleichsam extra für diese ungewöhnliche Aufgabe aufgespart und zu diesem außerordentlichen Dienst bereitgestellt war, als noch ungebraucht und darum auch noch unentweiht; andererseits ist es aber auch ein sehr unscheinbares Thier gegenüber dem prächtigen Schlachtroß irdischer Herrscher und somit ein Beweis der Demuth dieses Königs, dessen Reich nicht von dieser Welt ist (Joh. 18, 36) und nicht mit äußeren Geberden kommt (Luk. 17, 20).

V. 3: Bald hersenden, also nicht blos nichts dagegen einwenden, sondern sogar noch selber zur Ablösung und Herführung behilflich sein.

V. 4: auf dem Wegscheid, wörtlich: Umgang rings um das Haus und Gehöfte, oder auch um mehrere Wohnplätze her, also etwa: Dorfstraße. Und fanden, vrgl. Luk. 19, 32; Joh. 16, 30. Markus und Lukas, die hauptsächlich nur für Heidenchristen schrieben, erwähnen die Eselin gar nicht, auf welche dagegen Matthäus (21, 2. 5) besonders Gewicht legt, wegen ihrer direkten und speziellen Beziehung auf die Weissagung, Sach. 9, 9, deren wörtliche Erfüllung er den Judenchristen, für welche er in Sonderheit schreibt, nachweisen will. Uebrigens deutet Joh. 12, 6 an, daß selbst die Jünger die Erfüllung dieser Weissagung erst später ganz verstanden.

V. 5: Etliche u. s. w., auch sie rühren und regen sich nicht, um etwa die Sache gewaltsam zu hintertreiben, sondern wollen offenbar nur zusehen, wie sie sich abwickelt, die Frage: „was macht ihr u. s. w.", ist also nicht sowohl als eine Einrede und Abwehr zu fassen, als vielmehr nur der Ausdruck ihres Wartens auf eine Weisung, was sie selbst noch dabei zu thun hätten, nachdem doch schon der Besitzer sein Thier gleichsam wie absichtlich dort angebunden (V. 2) und zum Abholen aufgestellt hatte. Fragt man, wie es kommt, daß sie so gar kein Bedenken dagegen hatten, daß Christi Jünger scheinbar völlig willkürlich mit fremdem Eigenthum schalten und walten, so ist zu sagen, daß unter diesem Landvolk, wo die feindseligen Priester und Pharisäer noch keinen so großen Einfluß hatten, schon der bloße Name Jesu noch hinlänglich Bürgschaft bot, daß man es nicht mit einem gemeinen Gauner zu thun habe (vrgl. einen ähnlichen Zug eines guten Zutrauens zu ihm Luk. 5, 5). Man braucht also durchaus nicht eine vorangegangene geheime Verabredung mit dem Eigenthümer anzunehmen, obwohl allerdings aus der Weisung V. 3 hervorgeht, daß derselbe mit dem „Herrn" schon bekannt gewesen sein muß, beiläufig gesagt, eines der nicht ganz seltenen Zeichen davon, daß nicht blos Johannes, sondern auch die drei anderen Evangelisten schon von früheren Reisen Jesu nach Judäa und Jerusalem auch vor diesem letzten Aufenthalt dort etwas wissen, denn woher soll sich denn diese Freundschaft schreiben?

II. **Der Einzug Jesu.** (V. 7—11.) **V. 7:** Ihre (Ober-)Kleider, zum weicheren Sitz, denn das Thier war noch ungesattelt; setzte sich drauf, also natürlich nur auf das Füllen allein, während dessen Mutter leer nebenherlief, theils zur Vervollständigung des Königszuges, theils um ihr Junges, das noch keinen Reiter getragen, zu beruhigen und bändigen zu helfen.

V. 8: auf den Weg, gleichsam als Teppiche, wie beim Einzug von Königen üblich war; sie fragen nichts darnach, daß sie blos Gäste und Fremdlinge in der heiligen Stadt sind und also dort keine neuen Kleider auf sie warten, auch nicht, daß sie auf ein hohes Fest gehen wollen, wo man gern sein bestes Gewand trägt, so begeistert sind sie. Maien, nach Joh. 12, 13 Palmzweige (vrgl. 2 Kön. 9, 13), die als Symbole des Friedens (Luk. 19, 8) und des Sieges (Psalm 92, 13; Offenbarung 7, 9) galten.

V. 9: Vorne und hernach: damit sind gleichsam zwei Wechselchöre angedeutet, die sich in den nachher erwähnten Lobgesang so getheilt haben mögen, daß der erste den Schluß von V. 9, der zweite den Anfang von V. 10 und alle beide gemeinsam den Schluß von V. 10 vortrugen. Hosianna rc. sind die Psalmworte Psalm 118, 25 ff., der gewöhnliche Festgesang der Festkarawanen beim Hinaufzug

Digitized by Google

nach Jerusalem, aber in etwas freierer Weise angewendet.

V. 10: Gelobet sei das Reich &c. Der Lobgesang bezieht sich also hier nicht, wie bei Matth. 21, 9, blos auf die Person des Messias, sondern auch auf sein Reich, daher er auch Luk. 19, 38 ausdrücklich als dessen König bezeichnet ist. Gerade Markus und Lukas aber konnten ohne Bedenken diese Beziehung auf das Reich mit aufnehmen, da dasselbe nun auch schon in der Heidenwelt, für deren Repräsentanten aus den Heidenchristen sie schrieben, ausgebreitet war, während Matthäus seinen ersten judenchristlichen Lesern gegenüber davon schweigt. Die übrigen Abweichungen in den Berichten (auch noch bei Johannes) erklären sich völlig genügend aus der großen Veränderungsfähigkeit der hebräischen Poesie überhaupt, die gern und leicht sich in solchen Modulationen und Variationen ergeht, namentlich aber aus der ganz natürlichen Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit der Jubelrufe der hochentzückten und aufgeregten Menge selbst, die nicht in stehenden Formeln, sondern in freiem Herzenserguß ihrem tiefbewegten Gefühle Luft machte, die Evangelisten aber haben den Wortlaut nicht buchstäblich genau nachgeschrieben und gleichsam wortgetreu protocollirt, sondern so wie es der heil. Geist ihnen in ihrer jedesmal verschiedenartigen, aber doch im Wesentlichen gleichen und von allem Irrthum und Widerspruch freien Erinnerung eingegeben hat (vrgl. Joh. 14, 26).

V. 11: besah alles, mit königlicher Würde, Ruhe und Vollmacht, gleichsam zur Vorbereitung für sein Werk am folgenden Tage (V. 15 ff.), die Tempelreinigung. Nach Matth. 31, 12 ff. könnte es scheinen, als hätte diese schon unmittelbar nach seinem Einzug stattgefunden; nur Markus allein giebt uns hier den genauen chronologischen Hergang, den auch Lukas nicht deutlich genug hervorhebt, obwohl er das Weinen Jesu über Jerusalem (19, 41—44) als Zwischenscene und Mittelglied einschiebt, denn es ist doch gewiß schon an sich viel wahrscheinlicher, daß er nicht sofort nach seinem Einzug gleich mit einem derartigen Verfahren anfing.

Disposition. „Siehe, dein König kommt zu dir!"

1) Er ist ein König und hat darum ein unbestrittenes Recht auf Alles, nicht blos auf all deine Habe, sondern auch auf dich selbst, denn er hat dich so theuer erkauft (V. 1—3).

2. Dennoch kommt er in Niedrigkeit, Sanftmuth und Demuth, so daß auch der Aermste und Geringste Muth zu ihm fassen kann (V. 4 bis 6).

3. Er wartet auf deinen Empfang, daß du in freudigem Gehorsam ihm huldigen mögest und alles, was du besitzest, ihm willig zu Füßen legest, hinopferst und weihest (V. 7—10).

4. Aber er prüft dich auch, ob es wohl mit dir stehe (V. 11).

Gesundheit und Wirthschaft.

Von einer Hausfrau.

Erinnerung an die Kindheit.

Ein alter reicher Mann, im Werthe von mehreren Millionen Dollars, hatte die Gewohnheit, alles durchzustöbern in der Office der Versicherungs-Gesellschaft, in welcher er Direktor war. Eines Morgens findet er zufällig das Mittagessen des Laufburschen in einem Blechkessel. Neugierde veranlaßt ihn hineinzuschauen. Und was sieht er: Gut gebackenes Brod, frische Kuchen, ein Stück Apfeltorte u. s. w. — er vergißt sich, setzt sich hin, ißt und denkt sich 60 Jahre zurück, als er auf gleiche Weise sein Essen mit sich brachte.

Eben in dem Augenblick kommt der Junge herein nicht wenig erstaunt, den alten Mann sein Stück Apfeltorte verzehren zu sehen. „Das ist mein Essen," rief der Junge erbittert.

„Ja, ja, es kann möglich sein; es war herrlich. Ich hatte kein Essen, das mir so gut schmeckte seit sechzig Jahren. Hier, sagte er, als er das Stück Apfeltorte verzehrt hatte, nimm das und kaufe dir dein Essen, aber es wird nicht so gut sein, wie dieses," und der alte Herr gab dem Jungen eine Fünf-Dollarnote.

Dieses diene zur Einleitung, da der Editor im Sinne hat, mir jeden Monat einige Seiten einzuräumen, um dieselben mit einfachen Wirthschaftssachen auszufüllen.

Wasser-Filter, ein gar nützlich Hausgeräth. Man lasse sich ein Faß machen, welches drei Eimer voll Wasser hält, das obere Ende offen, 8 Zoll vom Boden ein rundes Brett mit kleinen Löchern, welches ziemlich fest passen muß; auf dieses Brett lege man eine Lage reiner Kieselsteine, dann eine Lage Holzkohlen (charcoal) und eine andere Lage von reinem Sand; über dieses ein zweites Brett mit Löchern, ziemlich fest, damit genannte Masse sich nicht verschiebt, ein Zäpfchen wie an einem Essigfaß, wird unten angebracht, welches man auf- und zudrehen kann; ein Eimer voll Wasser wird oben hineingegossen, ein reines Stück Eis hineingelegt, das Faß fest zugedeckt, und man hat den ganzen Tag hindurch gesundes Trinkwasser. Hin und wieder reinige man den Filter, nehme alles heraus, wasche ihn, auch die Kieselsteine und Holzkohlen; den Sand thue man in ein dünnes Tuch, wasche, oder man nehme neuen Sand.

Ratten. Ein Farmer sagt: Vor vier Jahren war meine Scheuer so angefüllt mit Ratten, daß ich fürchtete, meine eingeheimste Ernte würde großen Schaden leiden. Nachdem ich aber 2 Acker wilden Pfeffermünz heimbrachte (in meine Scheuer), welche Pflanze auf meinem Weizenfeld wuchs, verließen sie sich alle, und seitdem belästigen sie mich nicht mehr.

Digitized by Google

Ameisen. Ich hatte einen Wandschrank, der war voll von diesen kleinen Thierchen; alle Mittel halfen nichts, alles Putzen war umsonst; da nahm ich eine Zeitung, legte sie auf den Boden und streute eine gute Lage Salz darauf. Auch auf die zwei nächstfolgenden Bretter (shelfs) brachte ich solche Salzlagen und obwohl ich den Schrank mit eingemachter Frucht voll stellte, wurde ich doch den ganzen Sommer nie wieder von Ameisen geplagt.

Tapeten zu reinigen. Man entferne Möbel und Teppich im Frühjahr zur Zeit der Hausreinigung aus dem Zimmer, fege den Staub zusammen und trage ihn fort; nehme ein Quart Kornmehl, thue eine kleine Handvoll auf einen alten, aber reinen weißen Lumpen, nehme dieses in die flache Hand, steige auf eine Leiter (stepladder), die hoch genug ist, weil sich nach oben mehr schwarzer Ruß und Staub hinzieht, und reibe die Tapeten mit Kornmehl von oben nach unten. Hernach reibe man die Wand mit einem andern reinen Lumpen nochmals ab. Tapeten auf diese Weise behandelt, werden sich Jahre lang schön halten.

Einige Winke für die heiße Witterung. Für Leute, welche während der Hitze im Freien arbeiten: Man vermeide das Trinken großer Quantitäten kalten Wassers. Es ist besser, wenn nur wenig in häufigen Zwischenräumen genossen wird, und etwas kaltes Wasser auf die Handgelenke und gegen die Schläfen gehalten wird. Dadurch wird die Temperatur des Körpers schnell vermindert, und ist dies von besserer Wirkung, als das viele Trinken. Eine leichte weiße Kopfbedeckung ist viel schützender als ein schwarzer und schwerer Hut; wird ein feuchtes Stück Zeug, oder selbst ein frisches Kohlblatt hineingelegt, so ist dies um so kühler und bequemer. Ein leichtes reines Taschentuch lose um den Hals gebunden, schützt diesen gegen die brennende Sonne. Sich Abends abwaschen mit lauwarmem Wasser und darnach trockene Unterkleider anziehen, ist sehr erfrischend.

Erziehung.

Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?

So dachte ich, als ein kleiner Knabe Abends um 6 Uhr bitterlich weinend mit seinen Schulbüchern die Straße entlang kam. Ich dachte zurück an meine gute Mutter, die längst im Grabe ruht. Ihr war es eine herzliche Freude, den Kleinen zu helfen; hatte ein Kind eine harte Aufgabe, oder konnte es ein Exempel nicht lösen, so eilte es gleich zur Mutter, die lieh ihm stets ein willig Ohr und half. Wie viele Kinder könnten nützlich herangebildet werden, würden sie in der Jugend nicht verkrüppelt. Wir brauchen viel Weisheit von Gott in der Erziehung unserer Kinder und viel Geduld. Manche Kinder machen ihren Eltern viel Herzeleid; alles Zurechtweisen hilft nicht, Strafen auch nicht. Ich weiß da keinen anderen Weg, als wir bringen sie zum Herrn. „Rette sie, o mein Gott, lasse sie nicht umkommen." Unsere Kinder haben unsterbliche Seelen, wir nehmen sie mit hinüber in die Ewigkeit. Alles Andere läßt der Mensch zurück; wir sollten deshalb als Eltern keine Arbeit scheuen, unsere Kinder dem Herrn zu erziehen.

Eine fromme Dame hatte einen Sohn, der machte ihr viel Mühe und Arbeit. Umsonst war alles Zurechtweisen, Drohen und Bitten. Da sagte sie endlich: „Komm, Willie, geh' mit mir hinauf in mein Zimmer, wir wollen mit einander beten, wir wollen es dem lieben Gott sagen, der wird dir helfen;" und noch ehe sie ihr Gebet halb beendet, war ihr Kind in Thränen und bat reumüthig um Vergebung.

Die Arbeit der Mutter ist oft eine schwierige, aber groß ist ihre Macht. Das Kindesherz ist noch weich und zart, aber je älter, je härter. Möge sie Kraft haben von Gott, ihre Pflicht treu zu erfüllen, und Er, der noch sterbend seiner Mutter am Kreuz gedachte und sie versorgte, wird auch dich nicht vergessen.

Rostflecke. Zur Entfernung von Rostflecken aus dem Weißzeug lege man das betreffende Stück in die heiße Sonne, träufle frischen Citronensaft (Lemon) darauf und lasse es dann eine Zeitlang in der Sonne liegen. Dies einfache Mittel entfernt alle Rostflecken.

Johannisbeeren-Gelee (Currant Jelly). Frische, reife Johannisbeeren werden sauber abgepflückt, dann mit kaltem Wasser abgewaschen und auf ein feines Haarsieb gelegt, damit alles Wasser ablaufe. Hat man keine Handpresse, so nehme man ein grobes weißes Tuch, thue nicht zuviel auf einmal hinein, damit der Saft rein herauskomme. Nehme ein Pint oder Pfund Saft und ein Pfund guten, weißen Zucker. Man thue den Saft in einen glasirten Topf, stelle ihn auf's Feuer, den Zucker auch hinein, rühre die Masse mit einem hölzernen Löffel um, bis der Saft kocht; dann schäume ihn ab, lasse ihn 20 Minuten langsam kochen, dann nehme man zur Probe ein wenig in eine Untertasse, hängt er fest an der kalten Tasse, so stelle man ihn vom Feuer, wenn nicht, lasse man ihn noch ein wenig kochen, rühre ihn aber immer um, und während er kocht, habe man kein starkes Feuer, dann fülle man ihn heiß in Gläser oder Tassen, trage sie an einen kühlen Ort, aber nicht in den Keller und lasse ihn einige Tage eintrocknen, dann binde oder klebe man die Gläser mit reinem weißen Papier zu; hat man (selfsealing) Gläser, so hält sich dieser Jelly mehrere Jahre lang.

Weintrauben-Gelee. Man nehme frische, nicht überreife Trauben, pflücke sie ab, reinige und wasche sie, thue sie dann in einen glasirten Topf oder Kessel und stelle sie über ein langsames Feuer. Man lasse die Trauben ja nicht heiß werden, sonst wird der Gelee bitter; dann werden sie fein gestampft und vom Feuer weggestellt, ausgepreßt und zu jedem Pint Saft wird ein Pfund Zucker genommen, thue Saft und Zucker wieder in den glasirten Topf, lasse es zum Kochen kommen, schäume es ab, rühre es beständig um, lasse es 20 Minuten kochen, und im übrigen verfahre man wie bei Johannisbeeren-Gelee. Beim Geleekochen habe man den Kessel nie zu voll, da es sonst leicht überkocht, auch nehme man kein Wasser zum Saft, denn sonst wird der Gelee nicht dick und fest.

Hühner-Cholera. Die Ackerbau-Gesellschaft des Staates Georgia setzte eine Belohnung aus für das

Digitized by Google

beste Mittel gegen die Hühner-Cholera aus und es wurde das folgende Mittel eingeschickt: Sammele einen halben Bushel Bitterknöterich (Smartweed), thue es in einen Kessel und gebe 5 Gallonen Wasser zu, koche es bis auf anderthalb Gallonen ein. Dann nehme man von diesem ein halbes Pint zu anderthalb Gallonen Kornmehl, mische es, füttere dieses täglich zweimal 100 Hühnern, bis die Krankheit verschwunden ist, und dann blos einmal die Woche. Zur Abhaltung der Krankheit füttere dieses jeden anderen Tag. Ein Farmer bemerkt, daß er vor Anwendung dieses Mittels 800 Hühner verlor, aber keines seitdem.

Brodwasser für Kranke. Man nehme zwei Scheiben Brod, welches ein oder zwei Tage alt ist, röste es recht braun, lege es in einen Wasserkrug und gieße ein Quart kochendes Wasser darauf, decke es fest zu, und nachdem es eine kurze Zeit gestanden, ist es fertig zum Gebrauch.

Limonade für Fieberkranke. Zu 1¼ Quart kochendem Wasser gebe man den Saft einer guten Citrone (Lemon), dies wird in eine Flasche gefüllt und den Kranken mit etwas Zucker vermischt zum Trinken gegeben.

Getränk für Diarrhöe-Kranke. 1½ Pfund vom besten Reis wird gewaschen und abgebrüht, dann nehme man den Reis, ½ Unze ganzen Zimmet, zwei Quart kochendes Wasser, thue es in einen irdenen Topf und lasse es langsam bis fast um die Hälfte einkochen, dann wird es ohne Rühren durch ein Sieb gegossen und mit oder ohne Zucker den Tag hindurch getrunken. Es wird dieses Getränk bis zur gänzlichen Besserung fortgesetzt.

Cholera infantum. Eine glaubwürdige Person empfiehlt das folgende einfache Mittel, welches sie seit zwanzig Jahren gegen summer complaint und cholera infantum mit dem besten Erfolge in ihrer Familie gebrauchte. Man lasse sich vom Apotheker in einem kleinen Glase gleiche Theile von Laudanum, Kampher und Rhabarber anmachen, und gebe dem Kinde 10 bis 20 Tropfen, je nach dem Alter. Erwachsenen Personen 30 bis 40 Tropfen. Man gebe es in zwei Löffel voll Wasser mit etwas Zucker. Wer dieses Mittel anwendet, wird der ärztlichen Hülfe nicht bedürfen. Man halte es sich im Hause, besonders im Sommer, und gebe es nach jedem Anfall, sehe aber darnach, daß die Krankheit mehr allmählig behandelt werde.

Chronik der Gegenwart.

Der schreckliche Doppelmord in Irland hat die englische Regierung veranlaßt, strengere Maßregeln einzuschlagen. Der Weg der Versöhnung und des Nachgebens durfte von Gladstone nicht länger verfolgt werden, wollte er sein Regiment nicht gefährden. Ob aber verschärftes Auftreten zum gewünschten Ziele führen wird, ist jedenfalls eine schwer zu beantwortende Frage. Schleunige Abhülfe thut noth, soll Irland nicht vollends zu Grunde gehen. Mord, Raub und Gewaltthaten aller Art sind an der Tagesordnung und Niemand traut dem Nachbar. Nur die, welche jenem fürchterlichen Geheimbunde angehören, welcher vor keiner Mordthat zurückbebt, haben das Vertrauen zu einander, das sich gewöhnlich bei solch' Verschworenen findet. Außerhalb dieses Bundes ist alles „los und geht in Stücke."

Die Einwanderung über New York ist von einem schweren Verluste bedroht. Bekanntlich besteht in New York eine vom Staate eingesetzte Einwanderungs-Kommission, welche mit dem besten Erfolg für das Wohl der Einwanderer gearbeitet hat. Unter ihrer Kontrolle stehen eine ganze Reihe von Anstalten, ja, dieselben sind von ihr ins Leben gerufen und erhalten worden — Anstalten, die den Schutz, die Verpflegung und Versorgung der Einwanderer bezwecken. In erster Linie ist hier zu nennen der Castle Garden, wo die Einwanderer landen, wo sie alle nöthige Auskunft und allen Beistand zur Erlangung von Arbeit oder zur Weiterreise bekommen und vor den Schwindlern, die es vornehmlich auf Einwanderer abgesehen haben, fast gänzlich geschützt sind. In diesem Institut ist es, wo der Immigranten-Missionar, Herr Pastor Stephanus Keyl, einen nicht unbedeutenden Theil seiner Thätigkeit entfaltet. Kommen nun aber Einwanderer am Leibe oder Geiste krank an, so sorgt die Kommission weiter für sie und gewährt ihnen Aufnahme und Pflege in einem Hospital. Kurz die Einwanderungs-Kommission des Staates New York hat auf fast jede denkbare Weise das leibliche Wohl der Einwanderer zu fördern gesucht.

Dies hat sie natürlich nicht aus eigenen Mitteln gethan, sondern der Staat New York gab anfänglich das nöthige Geld her. Allein, da die Einwanderung von höchster Wichtigkeit für die ganze Union ist und der Staat New York verhältnißmäßig keinen großen Vortheil daraus zieht, so wollte er nicht die Last allein tragen. Der Staat New York machte wiederholt Versuche, die nöthigen Geldmittel durch eine Kopfsteuer (50cts. bis $1.00) auf jeden Einwanderer, welche Steuer die Schiffsgesellschaften zahlen sollten, aufzubringen; aber es stellte sich heraus, daß er dazu kein Recht hat. Alle Versuche, den Kongreß zu bewegen, die Einwanderungs-Angelegenheit in die Hand zu nehmen, sind auch bisher fehlgeschlagen. Es schwebt jetzt eine dies bezweckende Bill im Kongreß. Nun ist es soweit gekommen, daß die Legislatur kein Geld mehr bewilligen will, der Kongreß noch nicht gehandelt hat und die Einwanderungs-Kommission durch freiwillige Gaben ihre großartigen Institutionen fortführen muß.

Die Legislatur von New York ist zu entschuldigen; aber unser saumseliger Kongreß ist zu tadeln. Eben solchen Tadel verdienen die Schiffsgesellschaf-

Digitized by Google

ten, die sich weigern, die 50 Cents pro Einwanderer zu bezahlen. Es sind dies vornehmlich die englischen Schiffsgesellschaften; die deutschen waren zur Zahlung jener Summe bereit. Darauf gründet sich auch ein Vorschlag, der in der New Yorker Legislatur gemacht werden wird, daß nämlich nur die Gesellschaften ihre Passagiere im Castle Garden landen dürfen, welche 50 Cents per Kopf bezahlen. Man wendet ein: Der Castle Garden soll kein Monopol werden, auf diese Weise —; nun was denn? würde er ein Monopol? Bewahre; jede Schiffsgesellschaft kann ja ihre Passagiere da absetzen, wenn sie nur die geringe Summe zahlt.

Wie sehr Europa der Ruhe bedürftig ist, erhellt aus der allgemeinen Befriedigung, mit welcher der Rücktritt des russischen Reichskanzlers Fürst Gortschakoff und seine Ersetzung durch Herrn v. Giers aufgenommen wurde. Berlin und Wien erblicken in diesem Personenwechsel eine Friedensverheißung, Fürst Bismarck und Graf Kalnocky haben dem neuen Minister des Auswärtigen ihre Glückwünsche durch den Telegraphen zugesendet, und die englische und französische Presse äußerte sich ebenso hoffnungsvoll. Obgleich Gortschakoff das zweiundachtzigste Lebensjahr beschritten und seit 1879 keinen unmittelbaren Einfluß auf die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten genommen hat, galt er doch von 1856 her als unversöhnlicher Feind des „undankbaren" Oesterreich, das zur Zeit des Krimkriegs durch seine halben Maßregeln den Franzosen und Engländern nicht genügt, aber doch mittels der Truppenaufstellung in Siebenbürgen die russische Flanke bedroht und den Alliirten die Beendigung des abenteuerlichen Feldzugs mit dem Spectakelstück der Einnahme von Sebastopol ermöglicht hatte. Aus jener Zeit stammen die viel wiederholten Stichworte, welche Gortschakoff's Politik bezeichnen sollten: „Rußland schmollt nicht, es sammelt sich" und „Rußland für die Russen". Allein auch Preußen, dessen Gortschakoff von Alters her sicher zu sein glaubte, und das sich noch 1863 als Bundesgenosse gegen die Polen bewährte, mochte dem russischen Generalgewaltigen weiterhin nicht mehr behagen, und daß Fürst Bismarck 1878 auf dem Berliner Kongreß die Führerrolle übernommen, konnte ihm der russische Kanzler nimmer vergeben. Nicht wenige Anzeichen sprechen dafür, daß er ein Bündniß mit Frankreich anstrebte, den Zorn der russischen Nationalpartei gegen Deutschland ganz nach seinem Geschmack fand und mit der Entzündung eines großen Kriegs wie ein leuchtendes Meteor von der politischen Schaubühne abtreten wollte. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn die Franzosen ihre Hände frei gehabt und, uneingedenk der empfangenen Lehren, den Skobeleff'schen Brandreden ein williges Ohr geliehen hätten! Gut, daß Fürst Gortschakoff nicht im Brillantfeuer eines unabsehbaren Kampfes den Abschied nimmt. Herr v. Giers, der seit länger als zwanzig Jahren vertrauter Gehülfe des Reichskanzlers war und während der letzten drei Jahre dem auswärtigen Amt thatsächlich vorstand, erbt zwar die Politik des Zurückgetretenen, aber, wie man allgemein annimmt, nicht dessen treibende Kraft. Die Erhebung des Herrn v. Giers würde also mehr besagen, daß in den Umgebungen des Zaren die ruhig erwägenden Elemente einen Sieg über den Grafen Ignatieff und die Slawophilen erlangt haben.

„Kommt, laßt uns unsern Kindern leben!" Der Mann, der diese Worte dem deutschen Volk zugerufen hat, und der bezüglich des von ihm geforderten Lebens mit den Kindern und für die Kinder mit einem Beispiel ohnegleichen vorangegangen ist, verdient, daß das deutsche Volk seinen 100jährigen Geburtstag feiert. Es ist Friedrich Fröbel, der jene Worte gesprochen hat, ein Mann mit einem Kindergemüth, ein Greis mit der Begeisterung eines Jünglings, ein Erzieher, der um seiner Zöglinge willen sich selber vergaß, ein Mann der That, dem für seine Ideale kein Opfer zu groß war. Wenn man das Wesen des Deutschen als Idealismus bezeichnet, so war Fröbel ein Deutscher durch und durch, und man ist, wenn man ihn aus seinen Werken näher kennen gelernt hat, geneigt, einem seiner Bewunderer Recht zu geben, welcher behauptet, daß man sich eine Erscheinung wie Fröbel bei einem andern Volke nicht wohl denken könne.

Friedrich Fröbel ist geboren am 21. April 1782 im Pfarrhaus zu Oberweißbach im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Frühzeitig mutterlos, empfing er seine Erziehung einige Jahre lang im Hause seines Oheims, des Superintendenten Hoffmann in Stadt-Ilm. Nach vollendeter Schulzeit wählte er den Beruf eines Forstmanns; aber der innige Verkehr mit der Natur, den er in diesem Berufe fand, und der seinem ganzen Wesen außerordentlich zusagte, und ein gewaltiger innerer Drang nach Erweiterung seiner mangelhaften Kenntnisse, brachten ihn auf die Idee, in Jena Naturwissenschaften zu studiren. Mit den größten Entbehrungen kämpfend, sah sich Fröbel noch vor Beendigung seiner Studien genöthigt, eine Stelle als Privatsecretär bei einem mecklenburgischen Grafen anzunehmen. Später ging er nach Bamberg, um Baumeister zu werden, bis er endlich 1805 nach Frankfurt a. M. kam, wo er seinem eigentlichen Beruf, der Pädagogik, zugeführt wurde. Auf diesem Gebiete hat er denn auch nach mancherlei mißlungenen Versuchen, selbst Erziehungsanstalten zu leiten, großes geleistet, und zwar als Gründer des Kindergartens. Bis an sein Lebensende (er starb am 21. Juni 1852 zu Liebenstein) hat Fröbel seine Thätigkeit fast ausschließlich der Weiterbildung und der Verbreitung der Kindergärten gewidmet; was er gelegentlich über spätere Stufen der Jugenderziehung und des Unterrichts sagt, das geht fast nie über die Sphäre allgemeiner Bemerkungen hinaus und entbehrt des Gepräges praktischer Verwendbarkeit.

Den Zweck des Kindergartens bezeichnet Fröbel mit folgenden Worten: „Er soll Kinder des vorschulfähigen Alters nicht nur in Aufsicht nehmen, sondern ihnen auch eine ihrem ganzen Wesen entsprechende Bethätigung geben, ihren Körper kräftigen, ihre Sinne üben und den erwachenden Geist beschäftigen, sie sinnig mit der Natur und der Menschenwelt bekannt machen, besonders auch Herz und Gemüth richtig leiten und zum Urgrund alles Lebens zur Einigkeit mit sich, hinführen."

Digitized by Google

Digitized by Google



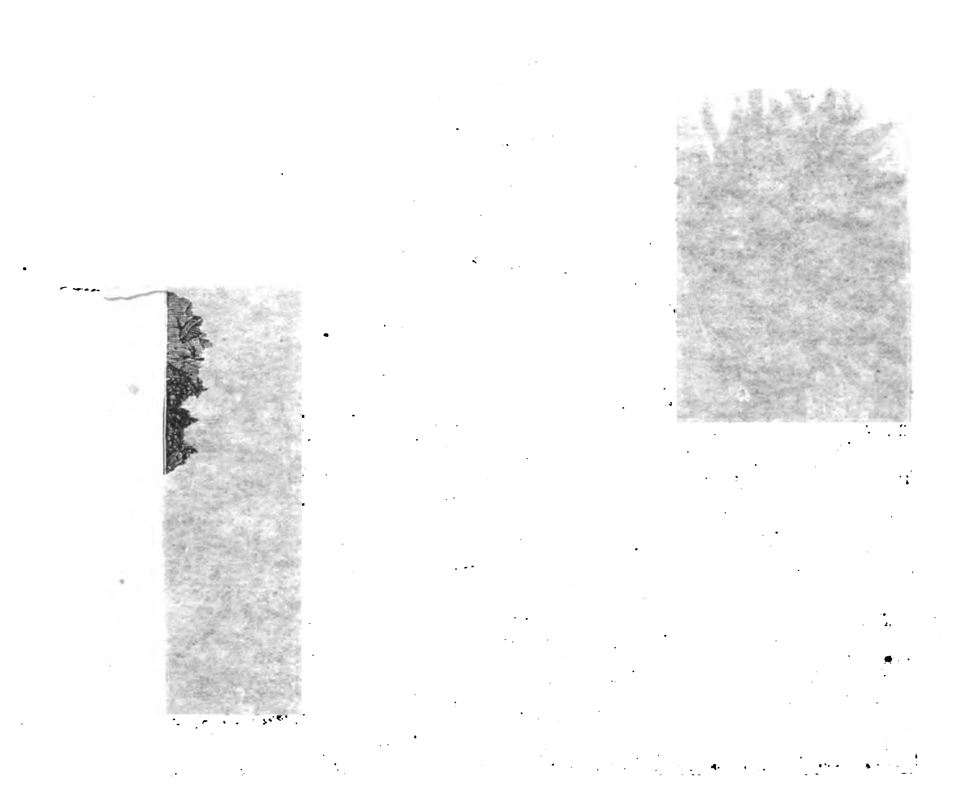
So ernte denn, was du gesät,
Sei froh und sprich ein fromm Gebet,
Und gieb von dem, was dir verlieh'n,
Auch deinen armen Brüdern hin.

So streust du neue Saaten aus,
Und ew'ger Segen blüht daraus,
Dann wird dein Herz voll Sonnenschein,
Ein Erntefest dein Leben sein.

Digitized by Google

des Gesichts und einer wohlgepflegten Hand, nebst unläugbarem Talent zu leichter Conversation, machen wenigstens den nächsten Eindruck angenehm, wenn auch aber freilich „fragt mich nur nicht, wie?" Es sei ferne von uns, jenes alberne Märchen eines blinden Vorurtheils nachzusprechen, als habe der weibliche Geist an sich nicht dieselben Fähigkeiten

Digitized by Google



Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. August 1882. Achtes Heft.

Wanderers Rast.



Bei einem Wirthe, wundermild,
Da war ich jüngst zu Gaste.
Ein gold'ner Apfel war sein Schild
An einem langen Aste.







Es war der gute Apfelbaum,
Bei dem ich eingekehret;
Mit süßer Kost und frischem Schaum
Hat er mich wohl ernähret.



Dreierlei Töchter.

Ein Kapitel über deutsch-amerik. Mädchenerziehung.

Editoriell.

II.

Treten wir ein in No. 2. Hier debütirt das Fräulein Tochter als gelehrte Dame. Sehen wir zu, ob sie uns vielleicht besser gefällt, als das geschäftige Hausmütterchen. Auf den ersten Blick möchte es vielleicht so scheinen: eine anmuthige, feine Gestalt, mit interessanter Blässe des Gesichts und einer wohlgepflegten Hand, nebst unläugbarem Talent zu leichter Conversation, machen wenigstens den nächsten Eindruck angenehm, wenn auch nicht bedeutend, einnehmend, wenn auch noch nicht auf die Dauer fesselnd. In geselliger Beziehung und flüchtiger Unterhaltung läuft sie ihrer bescheidenen, schweigsamen Concurrentin von No. 1 entschieden den Rang ab: überall kann sie mitsprechen und redet auch in der That gar zu gerne in Alles hinein, selbst in das, was sie weder gründlich versteht, noch was sie irgendwie näher angeht, noch worüber sie ein richtiges Urtheil hat und haben kann. Doch sie hat ja dafür Alles gelernt, Alles gesehen, Alles gelesen; aber freilich „fragt mich nur nicht, wie?" Es sei ferne von uns, jenes alberne Märchen eines blinden Vorurtheils nachzusprechen, als habe der weibliche Geist an sich nicht dieselben Fähigkeiten

Digitized by Google

ebenso tief eindringenden Forschens in allen Gebieten des Wissens und Könnens, wie der männliche. Allein um dieses Vermögen selbst handelt es sich hier zunächst gar nicht, sondern vielmehr um die trotz aller rühmlichen Ausnahmen dennoch gewöhnliche Art und Weise seiner Ausbildung auf unseren amerikanischen Schulen und selbst Hochschulen. So wie hier der Unterricht oft betrieben wird mit oberflächlicher Eisenbahngeschwindigkeit und zur Schau getragener prunkender Massenhaftigkeit bunt zusammengewürfelter Lehrgegenstände, was man dann meistens als die hochgerühmte „Vielseitigkeit" anpreist, ist zu fürchten, daß weder der männliche noch der weibliche Genius es zu wirklicher innerer Bewältigung, Durchdringung und Aneignung derselben bringt. Vielfach fehlen alle und jede soliden Vorkenntnisse, es wird so rasch wie möglich über die „trockenen Anfangsgründe" weggegangen, die doch später das ganze Gebäude tragen sollten, man will in möglichst kurzer Zeit möglichst große, blendende Resultate, einen äußeren glänzenden Effekt. Zu diesem Zweck genügt es aber auch schon, statt auf wirkliches Verständniß der Sache, blos auf ein unselbstständiges Nachsprechen und vorlautes Mitsprechen über dieselbe hinzuwirken, und gar leicht kann's kommen, daß aus all diesen zerstreuten Elementen eines mehr zum Flitterputz als zur Geistesnahrung dienenden Wissens und dem haltlos und zusammenhangslos wie eine Musterkarte aneinandergehäuften und zusammengeklebten Vielerlei von „Kenntnissen" jene dünnlackirte Conversationslexikons-Bildung entsteht, der man das Zeichen der Aeußerlichkeit, Gehaltlosigkeit und Oberflächlichkeit schon von Weitem ansieht. Dazu kommt der überfüllte und oft merkwürdig gemischte Lehrplan, unter dessen „Fächern", wie es scheint, vielfach gerade die abstraktesten, wie namentlich die höhere Mathematik, ein oft ungebührliches Uebermaß einnehmen, also gerade solche Studien, bei denen man nicht, wie etwa bei den klassischen Sprachen, Geschichte, Literatur 2c. die großartige bildende Kraft, die ihnen unläugbar innewohnt, und die sie zu einem auch für Mädchen zweifellos sehr werthvollen Bildungsstoff und Bildungsmittel machen, allzuhoch anschlagen kann, absonderlich wenn das spätere Leben in den allermeisten Fällen gar keine oder doch nur verschwindend wenig Gelegenheit, ja auch nur Möglichkeit zu praktischer Ausübung, Verwerthung und Fortbildung derselben darbietet.

Kein Wunder, wenn dann die unverdauten Brocken einer reizlosen und übersättigenden geistigen Kost auch geistiges Uebelbefinden, Verstimmungen, Launen und allerlei Nervositäten erzeugen, an denen das gelehrte Frauenzimmer, selbst wenn's noch lange kein schriftstellender Blaustrumpf ist, leidet, und für die eine einseitige geistige Beschäftigung ohne das Gleichgewicht körperlicher Anstrengungen, wie sie eben jene behagliche „Schaukelstuhlpädagogik" darbietet, gerade die rechte ergiebige Brutstätte ist!

In ursächlichem Zusammenhang steht damit ohne Zweifel auch eine trotz aller sonstigen Beweglichkeit des leichtbeschwingten Geistes oft beobachtete Schwerfälligkeit, die es der gelehrten Dame sehr unbequem macht, aus ihrer hohen Bildungssphäre herabzusteigen zu den ordinären Menschenkindern, von dem Isolirstuhl ihrer College-Weisheit in die gemeine Welt der Wirklichkeit, aus dem reinen Aether ihrer Sentiments und Ideale in die rauhere Luft des Alltagslebens und der sich selbst verläugnenden dienenden Arbeit der Liebe. Da sitzt sie und liest und schreibt, malt und musicirt, träumt und dichtet, phantasirt und philosophirt, — aber für wen denn? Und daneben sieht sie nicht den Staub auf Stuhl und Tisch, nicht den Fleck im Kleid, den Riß im Aermel, das Loch im Rock; und wenn sie's auch sähe, was hälfe sie's? Sie kann vielleicht Plato und Homer übersetzen, Pindar und Sophokles erklären, Beethoven spielen, Shakespeare recitiren und Schiller deklamiren, aber am Ende nicht einmal ihren eigenen Strumpf stopfen, ihr Hemd flicken, ihr Bett machen, oder sich eine vernünftige Suppe kochen trotz aller Chemie und Theorie der Kochkunst, die sie studirt hat; sie ist am Himmel unter allen Sternen daheim, aber nicht in ihrem Hause, versteht Botanik und Pflanzenphysiologie, aber nicht das Einfachste vom Gartenbau, Algebra und Logarithmen und kann doch kein Haushaltungsbuch geordnet führen! Und wie oft beschränkt sich ihr Wissen auf ein paar hohle Phrasen, ihre Lectüre auf ein paar seicht und leicht gearbeitete Novellen, ihr Klavierspiel auf hölzerne Fingerfertigkeit und das glatte, gedankenlose Abhaspeln eines modernen Salonstücks, eines leichtfertigen Tanzes, einer pikanten Opernmelodie. Von klassisch gebildetem Geschmack, einem feinen Verständniß für Poesie, einem ernsteren und tieferen Interesse an unserer nationalen Kunst oder Literatur, ist leider häufig gar keine Rede. Wollen wir in dieser Erziehungsmethode der „gelehrten Tochter" vielleicht die Wunderarznei und das unfehlbare Heilmittel für alle Gebrechen unserer kranken Zeit, die Patentmedizin für unser altersschwach und hinfällig gewordenes Geschlecht finden? Oder giebt es vielleicht zwischen den beiden Extremen noch ein Drittes?

Gewiß, theuerste Leserin, und zwar möchten wir wünschen und hoffen, Du selbst wärest es, Du selbst bildetest den Edelstein im Familienkreise, No.:

Digitized by Google

III.

Die gebildete Tochter. Eine Gelehrte braucht sie darum noch nicht zu sein, Gottlob! Aber freilich ebensowenig darf sie auch blos ein Hausmädchen bleiben. Sie soll vielmehr lernen, was und wie viel sie nur immer kann, und jede Gelegenheit zur wirklichen, nicht blos auf den hohlen Schein berechneten Bildung ihres Geistes und zu reeller Bereicherung mit soliden Kenntnissen so lang und so treu als möglich benützen. Sie soll alles das lernen, aber gründlich lernen, ernst und fleißig lernen, was irgendwie nicht blos zur Aufklärung des Kopfes, sondern namentlich auch zur Erwärmung und Veredelung des Herzens dienen kann; denn das Gemüthsleben ist der eigentliche Mittel- und Sammelpunkt aller echten weiblichen Bildung; nur was mit ihm lebenskräftig und innerlich zusammenhängt, dort entspringt oder dorthin mündet, trägt für sie Früchte, alles Andere fällt als schimmernde oder taube Kulturblüthe ab. Daneben aber bedarf das Mädchen wohl mehr noch als der Knabe eine tüchtige Arbeit, als den harten aber heilsamen Resonanzboden, wenn alle Saiten ihres Wesens zu gleichmäßig harmonischer Schwingung kommen sollen. Sie lerne also getrost alles, aber freilich auch nur das, was dazu geeignet ist, sie fähig und tüchtig zu machen, ihre eigentliche Stellung im Leben immer besser zu verstehen und auszufüllen, daß sie selbst und Anderen zu reichem und bleibendem Segen werde, nicht blos zu einer Haushaltungsmaschine, auch nicht zu einer plappernden Spielpuppe, sondern zu einer frischen, freigebigen Quelle aller der Freuden, die unserem Leben seine duftigste Würze spenden.

Unter Anderem, oder vielmehr vor vielem Anderen, oft weit weniger Nothwendigen, lerne sie aber denken, selbst denken, nicht blos Andere für sich denken lassen, und gerade dazu können ihr neben der praktischen Uebung des Haushalts, die einen genauen Einblick und verständigen Ueberblick über eine Menge von Einzelheiten erfordert, in denen ein ungeschulter, blos in der dumpfen Bewußtlosigkeit des Gewohnheitsschlendrians dahinlebender Geist so leicht seine beste Kraft nutzlos und ohne Befriedigung zersplittert, insbesondere auch alle diejenigen Lehrfächer der Schule treffliche Dienste leisten, die, wie man zu sagen pflegt, „den Kopf ausputzen." Ohne solche Kraft und Uebung geistiger Selbstbeherrschung kann sie niemals wirklich die „leitende Seele" des Hauses werden, nur durch sie wird sie befähigt, den Haushalt selber zu führen, statt von ihm willenlos geführt, planlos hin- und hergezogen und in tausend Sorgen und Aengsten umgetrieben zu werden. So setzt z. B. schon das richtige Einkaufen zur rechten Zeit, das zweckmäßige Einrichten und Eintheilen, eine geistige Reife, eine besonnene Einsicht und Uebersicht, kurz gesagt, eine in Wahrheit „praktische" Weisheit voraus, ein Geschick, das keineswegs ein Geschenk ist, welches uns nur so von selbst mühelos und ohne Weiteres in den Schooß fällt, (unbeschadet gewisser natürlicher Anlagen und besonderer Begabung dafür), das auch nicht durch's bloße Zusehen und Nachmachen, sondern nur durch's Nachdenken gelernt werden kann, und also schon eine gewisse Verstandesbildung voraussetzt, zu deren Gewinnung und Mehrung gerade ein methodischer Unterricht das einzig wirksame Mittel ist. Auch die Haushaltungsgenies fallen eben so wenig wie die anderen Meister schon fertig vom Himmel, sondern sie werden zwar wohl geboren, d. h. sie beruhen auf angeborenem größerem oder geringerem Talent und praktischer Geschicklichkeit, müssen aber gleichwohl, wie alle anderen Naturgaben, auch erzogen, geübt, geschult, entwickelt und ausgebildet werden: auch hier giebt's keine Meisterschaft ohne vorangegangenen Lehrlingsstand. Und je strenger der letztere ist, desto besser. Gerade bei vorzugsweise praktisch begabten Naturen entsteht die doppelte Verpflichtung und eine desto dringendere Aufgabe für die Mutter, in der Erziehung der Töchter doch nicht blos bei den Uebungen der Hand und der fünf Sinne stehen zu bleiben und alles Uebrige dem lieben Gott oder auch dem eigenen gesunden Menschenverstand der Mädchen zu überlassen, der ihnen schon den rechten Weg zeigen werde, sondern bei Zeiten und ernstlich dafür zu sorgen, daß durch einen möglichst gründlichen Schulunterricht neben der häuslichen Fertigkeit auch Sinn und Gemüth des jungen Mädchens erleuchtet, erwärmt, belebt und ausgeweitet und ihr so durch ein rege erhaltenes Interesse an der Welt der Geister, das nöthige Gegengewicht gegen das dumpfe Versinken in Stumpfsinn und Gleichgiltigkeit, in das Leere und Inhaltslose des Alltagslebens und den Staub und Schmutz der Erde dargereicht werde.

Geistes- und Herzensbildung, diese beide zusammen und beide auf der soliden Grundlage der Zucht und Sitte eines christlichen, gebildeten deutschen Familienlebens und einer tüchtigen von der Mutter mit Sorgfalt geleiteten Theilnahme an den mannigfaltigen nützlichen Beschäftigungen des Haushaltes ruhend, das scheint uns die Hauptsache einer gesunden Mädchenerziehung zu sein, die sich aber, da hiezu als doppelte Voraussetzung eine gute Schule, worin dieselbe erworben und ein guter Umgang gehören, worin sie erhalten, geübt und fortgebildet, vertieft, gereift und erweitert werden muß, sofort in ein zweifaches Bedürfniß zerlegt: wir brauchen für unsere deutschen Mädchen hierzulande einen gründ-

Digitized by Google

lichen höheren Schulunterricht, damit wir nicht in der leidigen amerikanischen Oberflächlichkeit stecken bleibend, das beste geistige Erbtheil der alten Heimath verlieren, aber ebenso gewiß und ebenso sehr auch andererseits, um ihnen die neue wirklich lieb und sie selbst für dieselbe nützlich zu machen, einer möglichst reichen, vorurtheilsfreien und vielseitigen Berührung mit dem Edelsten und Besten, was der jungfräuliche Kulturboden derselben hervorgebracht hat und noch hervorbringt, und in den verschiedensten theoretischen Wissens und namentlich praktischen Geschicks in so großer Fülle erzeugt, in Sonderheit aber auch möglichst lebendige persönliche Berührung mit den Trägern sowohl als dem rings uns umgebenden Geschlecht dieser modernen Civilisation.

So nur vermögen wir mancherlei Engherzigkeit unserer zuweilen etwas beschränkten und doktrinären Methode zu überwinden, mancherlei Ecken unserer spezifisch deutschen Auffassungen abzuschleifen, ohne dabei Gefahr zu laufen, das wirklich Gediegene derselben darüber einzubüßen. Ein derartiger guter, gebildeter Umgang würde uns vielmehr nur davor bewahren, daß wir nicht schließlich mit all unserer Gründlichkeit des Wissens einrosten, unpraktisch werden und bleiben, austrocknen und wurzellos im Boden der neuen Heimath, ohne die geistigen Zuflüsse und Hilfsmittel der alten verdorren und welken, weil wir uns selbst von der frischen und erfrischenden Berührung eines wenn auch anders gearteten Lebens verschließen. In einer solchen „guten Gesellschaft“ aber sollte auch das jüngere Mädchen schon frühzeitig sich bewegen lernen, um in ihr wirklich auftreten zu können und nicht blos als stumme Statistin eine peinliche Rolle zu spielen; und zwar nicht nur aus äußeren Nützlichkeitsrücksichten, weil man durch solche gesellige Bildung und Uebung und die dadurch gewonnene Bekanntschaft und Freundschaft Menschenkenntniß und Weltklugheit oft an einem einzigen Abend mehr gewinnt, als in einer ganzen Woche, oder gar Monat, mit mühseliger und oft zeitraubender, oft auch geisttödtender Handarbeit, auf die sich meist die vielgepriesene und praktische häusliche Erziehung beschränkt, sondern aus den viel edleren, sittlichen Motiven, weil nur durch die Reibung mit andern und an andern das eigene Wesen und der persönliche Charakter sich so abrundet, daß ihm äußere Fülle und innere Kraft, Elasticität und Bestimmtheit, leichte Beweglichkeit des Geistes und maßvolle Ruhe, jene biegsame Weite der Empfänglichkeit für alles neben der festen Entschiedenheit eines klaren unbestochenen Urtheils und der Tiefe einer warmen Empfindung zu Theil wird, die wir in ihrer harmonischen Verschmelzung als den schönsten Schmuck an der wohlthuenden Erscheinung einer wahrhaft edlen gebildeten deutschen Frau anzusehen gewöhnt sind.

Aus Peru.

Nach dem Englischen von **F. Pfeiffer.**

Die Bucht von Callao ist die größeste, schönste und ruhigste des stillen Meeres. Eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten ist die alte Anno 1746 in's Meer versunkene Stadt. Wir begaben uns zu verschiedenen Malen an die uns bezeichnete Stelle von den Eingeborenen Mar Brava genannt und an einem recht hellen Morgen konnten wir sehr deutlich, in einer Tiefe von etwa fünfzehn Faden, die Umrisse einer alten, grauen Steinmauer wahrnehmen. Von der schönen Festung Castillo de la Independencia erstreckt sich westlich eine lange Landzunge, auf welche die zerfallenen Ruinen der 1630 durch ein Erdbeben zerstörten Stadt Callao zu sehen sind. Der Strand ist hier mit schlackenartigem Kiesel und Lava bedeckt. In dieser Gegend werden alljährlich bei fünfzig leichte Erdbeben wahrgenommen und alle fünfzig Jahre findet eine fürchterliche Tod und Verderben bringende Erderschütterung statt.

Der ganzen Küste entlang gehen beständig Veränderungen vor, die durch unterirdische und vulkanische Wirkungen verursacht werden. Wenn irgend ein Ort in der Welt, so ist es die Küste Perus, die uns den Beweis liefert, daß unsere Erdküste sehr unsicher und undauerhaft ist.

Des Weilens an der Küste müde, entschlossen wir uns, eine Tour in's Land zu machen. Lima, die vierzehn Meilen entfernt liegende Hauptstadt, war zunächst unser Ziel. Der dorthin führende Weg war nichts mehr als eine Spur durch Sandwüsten und öde Steppen. In der Umgebung des kleinen zerstreut liegenden Dorfes Bella Vista trafen wir eine Oase in der Wüste, denn hier waren schön grünende Pflanzungen zu sehen. Wir fanden hier auch einige Herbergshäuser, wo sich der müde Wanderer ausruhen und erholen kann — wenn er Geld hat, denn die Einwohner Perus beherbergen nur für Geld. Die Herberge war leidlich gut, aber das Essen wollte uns nicht munden.

Der Weg von Bella Vista war gut, führte an schönen Frucht- und Blumengärten vorbei und in gewissen Zwischenräumen waren unter dem Schatten der Bäume angenehme Ruhebänke angebracht. Lima ist von einer zwanzig Fuß hohen Mauer, die aber jetzt dem Zerfall nahe ist, umgeben. Bei unserer Ankunft kehrten die

Digitized by Google



Peruanische Dame.

Anbeter, meistens Frauen, gerade von der Morgenandacht heim.

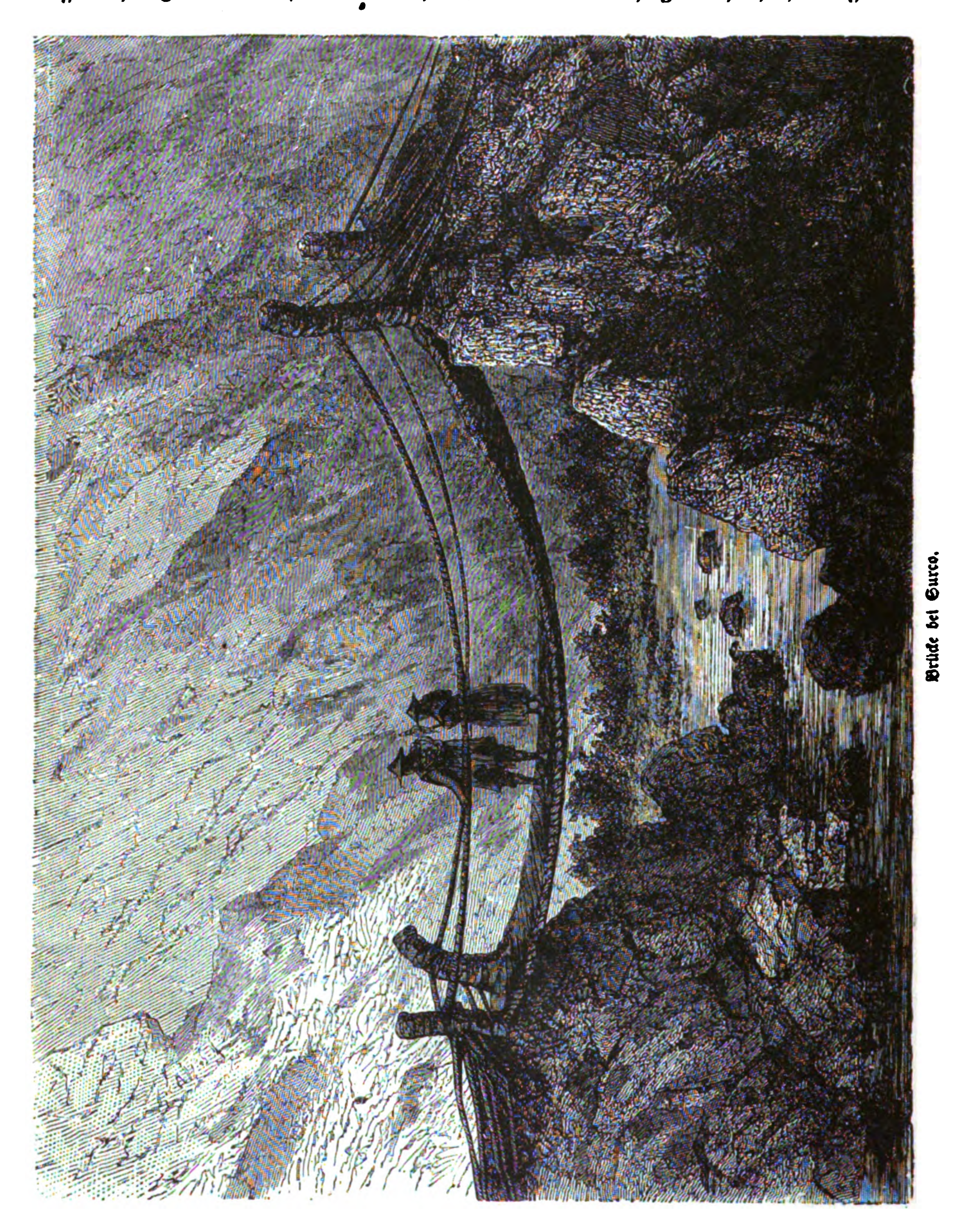
Die Frauen von Lima sind wegen ihrer Schönheit sprüchwörtlich geworden und wir haben auf allen unseren Reisen nirgends so viele schöne Frauen gesehen als hier. Sie sind von schlankem gut proportionirtem Wuchse, haben große schwarze Augen, langes rabenschwarzes Hauptthaar, kleine Füße, und bewegen sich sehr anmuthig. Eitelkeit und Putzsucht ist bei ihnen zu einer Leidenschaft geworden, der sie Alles zum Opfer bringen. Wir haben sonst nirgends einen solchen Contrast zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlecht wahrgenommen. Während die Weiber auffallend schön sind, sind die Männer auffallend häßlich. Sie sind von dunkel- oder schwarzbrauner Gesichtsfarbe und haben ein leichenartiges, ja oft schauderhaftes Aussehen.

Auf der Straße sieht man hier selten oder nie

Digitized by Google

Mann und Weib und Bruder und Schwester beisammen. Die Frauen gehen selten aus und dann meistens allein und tief verschleiert. Die Einwohner dieses Landes sind ein träges Volk und bringen ihre Zeit am liebsten mit Nichts=thun zu. Harte Arbeit ist ihnen verhaßt und wird wie die Pest verabscheut. Alle, die es können, und Viele, die es nicht können, halten eine große Zahl träge Dienstboten, um die Arbeit zu verrichten, die Einer sehr leicht thun sollte und könnte, und selbst dann wird sie nur halb gethan.

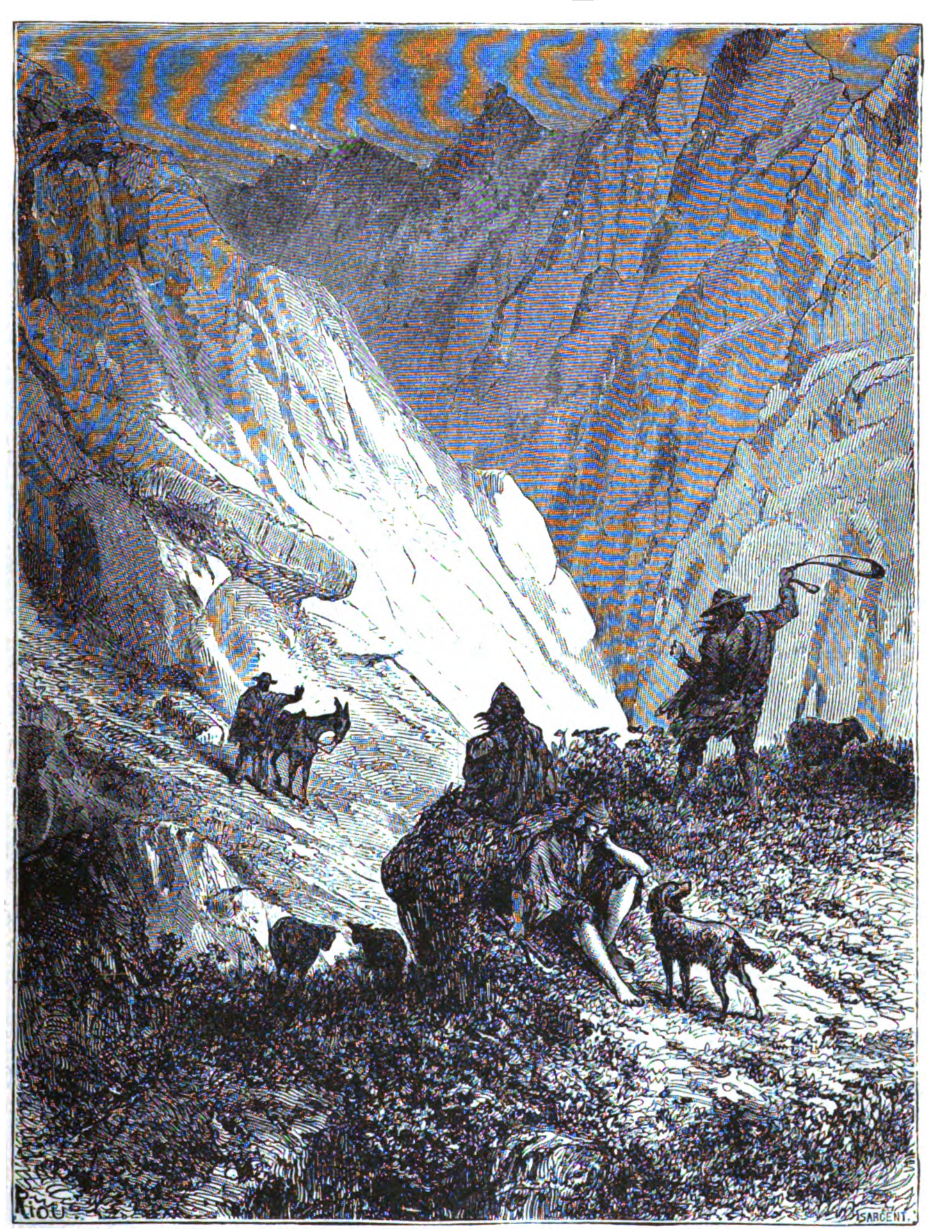
Die Dame des Hauses steht spät auf, ißt ein wenig Frühstück, legt sich dann in ihre Hangmatte und raucht gemüthlich ihre Cigarre. Dabei fällt ihr nicht ein, sich um das Hauswesen zu bekümmern, dafür hat sie ja die Dienstboten.



Brücke bei Cusco.

Das Mittags= und Hauptmahl wird spät des Nachmittags eingenommen und besteht hauptsächlich aus dem nationalen und vielgepriesenem

Digitized by Google



Paß über die Cordilleren.

Ruchero, eine seltsame Mischung von allen nur denklichen Eßbarkeiten und dem Picanti, einer stark gewürzten Sauce, die aber der Ausländer wegen ihrer Schärfe kaum genießen kann.

Nach einem mehrwöchentlichen Weilen in der Hauptstadt machten wir uns auf den Weg nach den 60—70 Meilen entfernt liegenden Cordilleras Gebirgen. Wir hatten die ersten 6—7 Meilen guten Weg, dann aber ging es durch ein wildes steinigtes Thal, wo von einem Weg nichts zu sehen war, und wir deshalb nur langsam vorankamen. Bis Abend erreichten wir das kleine Dorf Pariachi, wo wir übernachteten.

Die Nacht, die wir hier in dem einzigen Gasthause des Ortes zubrachten, werden wir nie vergessen. Zu essen gab es nichts, als das sogenannte Chupe, welches aus Kartoffeln und so ranzigem Schweinefett bestand, daß wir es kaum riechen, geschweige denn genießen konnten, und daher auf den geringen Vorrath in unserer

Reisetasche angewiesen waren. Als wir uns darauf zur Ruhe begeben wollten, stellte es sich heraus, daß in der Hütte nur ein Zimmer und in dem Zimmer nur ein Bett, bestehend aus einer Binsenmatte und einer groben wollenen, nicht allzu reinlichen Decke, zu finden war, und darin sollten wir Zwei (mein Freund und ich), unser Führer, die Hausfrau, ihre Tochter, zwei Enkelchen, zwei Hunde und drei kleine Schweinchen Platz finden. Wir wunderten uns, wie das zugehen sollte, machten aber bald die Entdeckung, daß nicht nur diese alle, sondern noch Tausende andere kleine Thiere Raum fanden.

Bei dem schrecklichen Geruch und bei einer solchen Bettgenossenschaft, wollte trotz der Müdigkeit kein Schlaf in unsere Augen kommen. Zuletzt wurde die immer freundlicher werdende Gesellschaft unerträglich, wir verließen die Schmutzhöhle und suchten im Freien die vielen kleinen, mit einer merkwürdigen Zähigkeit festhaltenden Freunde los zu werden, was uns aber nur nach großer Anstrengung und ziemlichem Blutverlust gelang.

Bei Tagesanbruch setzten wir unsere Reise fort und erreichten bald das 4000 Fuß über dem Meeresspiegel liegende Dorf San Petro. Von hier führte unser Weg durch ein von hohen Felsengebirgen überschattetes Thal.

Diese senkrechten Mauern von solidem Felsgestein mit hie und da einem gewaltigen und tiefen Risse, in welchen unzählige Schaaren von kleinen Papageien ihre Nester haben und einen betäubenden Lärm vollführen, sowie die geologische Formation dieser Gegend, welche größtentheils aus Porphyr (Porphyry) und schwarzem Granit, Schiefer und Kalkstein bestehen, sind unverkennbare Zeichen von Erderschütterungen, die vor Zeiten hier stattgefunden haben.

Bei dem Dorfe San Geronimo de Surco, welches 7000 Fuß über der See liegt, überschritten wir auf einer der nationalen Hängebrücken den Rio de San Mateo. Diese Brücken, deren es in den Bergschluchten viele giebt, sind erbaut aus langen Baumstämmen, mit Thierfellseilen zusammengebunden und mit geflochtenen Baumzweigen bedeckt und sind keineswegs angenehm oder sicher. Bei dem Ueberschreiten der längsten derselben verursacht das unangenehme Schwanken Uebelkeit. Schon oft sind sie zusammengestürzt, und haben schon manches Menschenleben gekostet, aber sie werden immer wieder auf dieselbe Weise zusammengeflickt.

Wir erreichten glücklich, aber sehr ermüdet, die Gebirgsherberge. Wir fanden hier nicht so viele von den kleinen Nachtwandlern, dagegen gab es sehr große, beinahe drei Zoll lange und sehr grausig aussehende Spinnen, mit denen in nähere Berührung zu kommen wir keine Lust hatten. Bei dem Dorfe San Mateo, welches das größte war, das wir bis dahin getroffen hatten, und von ca. 1000 Indianern bewohnt wurde, sahen wir zum ersten Mal in Peru Kartoffeln wachsen; in den niederen Ländern gerathen sie nicht. Nach einer sehr ermüdenden Tagereise erreichten wir die Hauptkette der Cordilleras und trafen daselbst mit anderen Reisenden zusammen. Den nächsten Morgen stiegen wir den Piedra Parada-Paß hinauf, bis wir eine Höhe von 16,000 Fuß erreicht hatten.

Die Aussicht war romantisch und erhaben. Die chaotisch aufgeworfenen und unbeschreiblich finster aussehenden Berge stehen da, wie sie der mächtige Schöpfer ins Dasein gerufen hat. Die gezackten Gipfel sind von düsteren Wolken umhüllt und in ewigen Schnee gekleidet. Nirgends ist ein Zeichen von animalischem und vegetabilischem Leben zu sehen. Alles kahl und Furcht einflößend. Schwieriges Athmen und ein Gefühl des Unwohlseins und Schwindels erlaubte kein längeres Verweilen auf dieser Höhe, und wir waren froh, dieselbe verlassen zu dürfen. In dem zwischen Felsen liegenden Dorfe Yauli machten wir Halt.

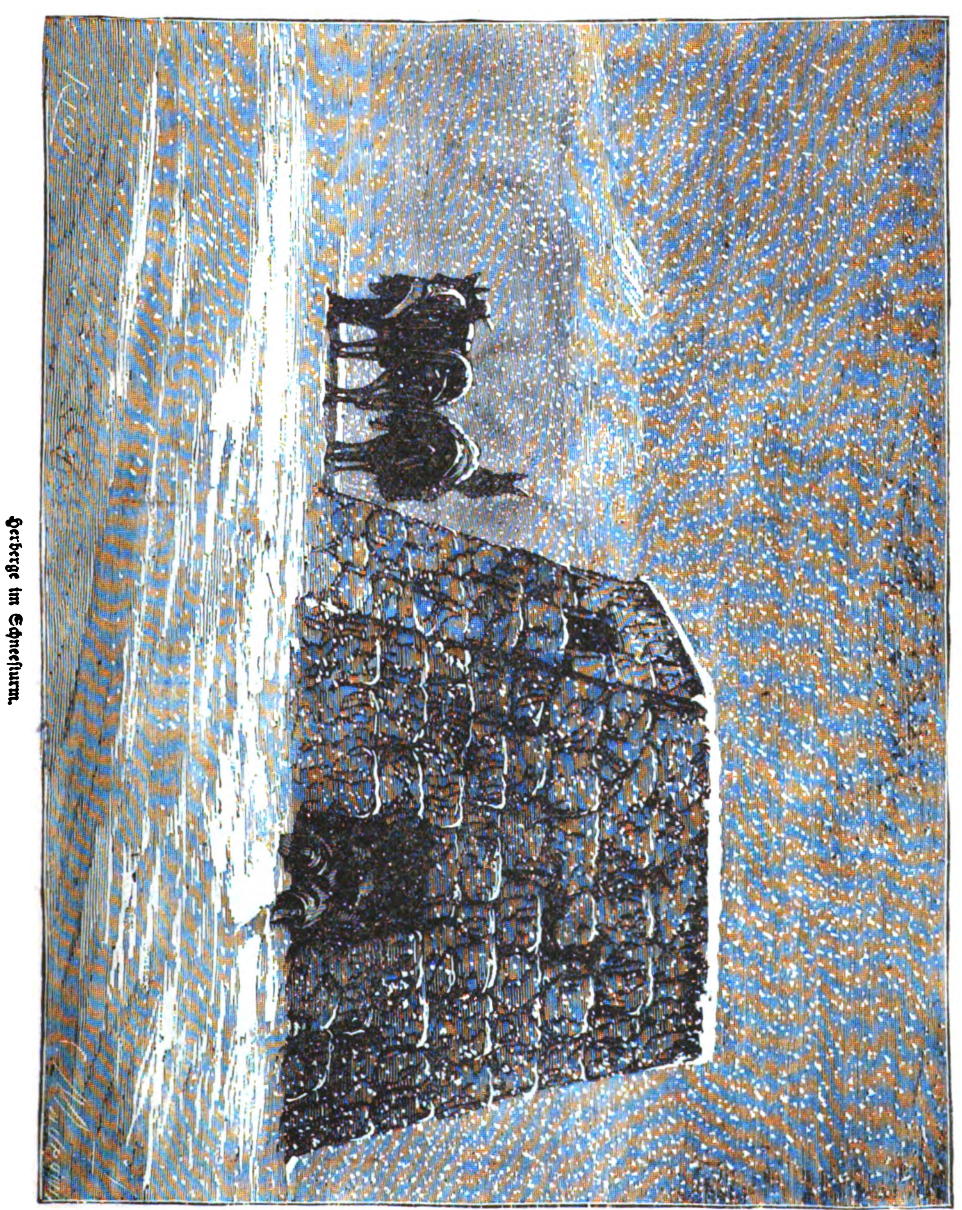
Die Anlegung dieses, aus 500 Hütten bestehenden und 10,000 bis 15,000 Einwohner zählenden Dorfes in dieser abgelegenen Gegend hatte ihren Grund nicht in der Schönheit der Lage, sondern in der Thatsache, daß hier silberhaltiges Kupfer- und Bleierz in großer Menge entdeckt wurde. Die Einwohner sind größtentheils Indianer und finden in den vielen Bergwerken der Umgegend Beschäftigung. Ein großer Theil der Minenarbeiter sind Sträflinge und stehen unter der Aufsicht sehr strenger, oft grausamer Wächter und Aufseher. Im Ganzen haben diese Bergleute ein hartes Loos und führen ein an Entbehrungen reiches, jämmerliches Leben.

Die Minen liefern Kupfer- und Bleierz, welches mehr oder weniger Silber enthält. Auch Eisenerz ist in Menge vorhanden, da es aber an dem zum Schmelzen nöthigen Feuerungsmaterial fehlt, wird es nicht bearbeitet. Hie und da ist auch Gold gefunden worden, aber in sehr kleinen Quantitäten. Kupfer und Silber bilden den großen Metallreichthum Perus.

Wenn eine Eisenbahn von den Bergwerken zur Seeküste gebaut werden könnte, und wenn es Kohlen in der Nähe geben würde, so daß die gegenwärtigen großen Auslagen für Schmelzung und Transport vermindert werden könnten, so würde das Silber bald im Werth fallen, denn die Silberadern in den Cordilleras sind unerschöpflich. Obwohl bis jetzt sehr reichhaltige Lager gefunden wurden und bearbeitet werden, so sollen doch noch größere und reichere Lager den Indianern bekannt sein und von ihnen sehr gewissenhaft geheim gehalten werden. Nur hin

Digitized by Google

und wieder gelingt es, einen Indianer dazu zu bewegen, eine gute Mine zu entdecken. Die Indianer haben schon große Klumpen reines Silber von 40—50 Pfund ins Dorf gebracht. Der Fundort desselben ist bis jetzt nur ihnen bekannt.



Herberge im Schneesturm.

Es geht eine Sage, daß vor vielen Jahren die Spanier die Indianer unter allerlei großen Versprechungen überredeten, ihnen ein sehr reichhaltiges Lager zu entdecken, dann aber wortbrüchig wurden und die armen Indianer zwangen, in dem Bergwerk hart zu arbeiten, deshalb bestehe unter ihnen ein Bündniß, nie mehr einem Fremden ihr Geheimniß zu verrathen.

Von Yauli führte unser Weg nach Occobamba, an dem östlichen Abhang der Cordilleras. Ehe wir jedoch Yauli verließen, machte uns der Stadtmayor darauf aufmerksam, daß ein Schneesturm im Anzug sei, und wir uns daher nicht zu lange aufhalten sollten. Reichlich mit Proviant und Feuerungsmaterial für mehrere Tage versehen traten wir die Reise an. Am ersten Tag ging alles gut, und wir kamen auf

eine Bergkuppe, welche eine Wasserscheide bildete, von wo aus man gleichzeitig mehrere Flüsse sehen kann, von denen einige östlich fließen und in den Atlantik münden, während die anderen sich westlich wenden und in den Pacific ergießen. kommen würde. Wir wurden mit einem Mal durch einen gewaltigen Donnerschlag erschreckt, dem andere schnell auf einander folgten, während Blitzstrahl auf Blitzstrahl das kahle, düstere Felsengebirge durchzuckte und auf eine schauer-



Ein Panoś-Indianer und seine Frau auf der Reise.

-liche Weise erleuchtete.

Während des Tages hatten sich immer mehr Wolken am Firmament gezeigt, und es war bedeutend kälter geworden. Dies war ein Vorbote des herannahenden Sturmes, aber wir hätten nicht geglaubt, daß derselbe so schnell über uns

liche Weise erleuchtete. Der Sturm war mit Gewalt über uns hereingebrochen. Zuerst fielen einige schwere Regentropfen, dann kam der immer heftiger werdende Schneesturm und bald war alles in ein weißes Kleid gehüllt, und die

kahlen Berge nahmen ein geisterhaftes Aussehen an. Unsere Lage war nicht besonders erfreulich. Nach Yauli zurückzukehren, war uns unmöglich, und bald fanden wir, daß wir uns vom Weg verirrt hatten; da fanden wir zufällig eine alte von großen Steinen erbaute Grabstätte, welche nahe am Boden eine Oeffnung und weiter oben eine Art Fenster hatte; hier suchten und fanden wir Schutz vor dem Sturm. Unser Führer hatte bald ein lustig brennendes Feuer und wir konnten bei dem Licht desselben unser neues Quartier näher betrachten. Wir befanden uns in einem trockenen und schnell warm werdenden Zimmer, das etwa 9 Fuß hoch und 10 im Durchmesser war. Dem Anschein nach hatten schon Andere vor uns eine Zufluchtsstätte daselbst gefunden. Vor dem Sturm waren wir sicher, aber wir konnten uns den Gedanken nicht verwehren, daß der Schnee so tief werden könnte, daß wir in einer Grabstätte lebendig begraben würden. Unser Führer ging ganz unbekümmert an die Arbeit und bereitete das Abendessen, welches uns vortrefflich mundete und da wir sehr ermüdet waren, legten wir uns an diesem sonderbaren Orte zur Ruhe nieder und durften uns einer guten Nachtruhe erfreuen. Bis den andern Morgen hatte der Sturm sich gelegt; wir setzten unsere Reise fort und kamen wohlbehalten in Occobamba an. Die hier wohnenden Cuzeo Indianer sind ein kräftiger Volksstamm, welcher nach dem Ansehen zu urtheilen, der mongolischen Menschenrasse entstammt.

Das südöstlich von Lima liegende Andes Gebirg übersteigend, erreichten wir, nach einem Wochen langen mühsamen Vorwärtsdringen, die auf den erhöhten Bergketten liegende Hochebene, wo der Fluß Mantaro seine Quelle hat. Ein Schneesturm hatte die umherliegenden Gebirge, deren Spitzen über die Wolken emporragten, in ein blendendes Weiß gehüllt und von den Felsenmassen hingen gewaltige Eiszapfen herab, welche, von der Sonne beschienen, in allen Farben des Regenbogens prachtvoll schimmerten; weiter schien die Sonne keinen Einfluß auf dieselben zu haben. Die Dörfer, die wir auf dieser Hochebene antrafen, waren sehr ärmlich; die Hütten waren aus mit Gras vermengter Erde gebaut, denen alle Bequemlichkeiten fehlten. Die unmittelbar um die Hütten wachsenden Gemüse und Früchte ließen auf fruchtbaren Boden schließen, aber die Indianer sind dort wie überall arbeitsscheu und begnügen sich mit der Anpflanzung eines kleinen Fleckens in der Nähe ihrer Hütte. Die Feldarbeit wird hauptsächlich von den Frauen verrichtet, die von den Männern als Sklaven und Lastthiere und nicht als gleichberechtigte Lebensgefährtinnen betrachtet werden.

Wir trafen eines Tages mit einem Panos Indianer und seinem Weibe zusammen. Das Weib war mit einer fast darniederdrückenden Last von Allerlei beladen, während der große und starke Mann leer voraus ging und sich gar nicht um sie kümmerte. Darüber empört, ließen wir ihn durch unsern Führer deswegen zur Rede stellen, aber beide lachten nur über unsere verkehrte Ansicht und das Weib weigerte sich entschieden einen Theil der Last dem Manne zu übergeben. In einem der Dörfer sahen wir eine Anzahl Indianer von sehr krankem ja geisterhaftem Aussehen, und wir hielten sie für Solche, die dem Laster des Opiumrauchens zum Opfer gefallen waren, aber es wurde uns mitgetheilt, daß es nicht Opiumraucher, sondern Erdesser seien. Auf unsere Bitte überreichte uns Einer einige Ballen dieser Erde zur Besichtigung. Dieselbe hat einen fettigen unangenehmen Geschmack und ist augenscheinlich specksteinartiger Lehm, welcher, wenn angefeuchtet, seifenartig wird und in Schaum gerieben werden kann.

Diese Erde wird von vielen Bergarbeitern genossen, ist der Gesundheit schädlich und bringt Viele frühzeitig in's Grab. Was den Charakter der Peruindianer angeht, kann nichts Rühmendes gesagt werden. Im Durchschnitt sind sie träg und unzuverlässig und der Muth und die Entschlossenheit ihrer nordamerikanischen Brüder geht ihnen gänzlich ab, denn sie sind beides, feig und unentschieden.

In allen Theilen Perus, die von den wilden Indianerstämmen bewohnten Gegenden ausgenommen, herrscht die römische Religion, wenigstens dem Namen nach, aber von wahrem Christenthum ist wenig zu sehen. Mönche reisen im Lande umher mit Atlaskarten und Heiligenbildern, die sie den Leuten anpreisen und verkaufen. Als Bezahlung nehmen sie irgend etwas und bringen oft große Massen Lebensmittel, Silbererz und andere Dinge in's Kloster heim; ob aber diese reisenden Mönche das Volk bessern und sittlich heben, ist uns sehr fraglich. Die Priesterschaft führt in den Klostern ein angenehmes Leben und scheint sich nicht viel um das Wohl oder Wehe des Volkes zu kümmern.

Nur ein Arm ist allmächtig, ein Herz ewig liebend, ein Auge schlummert nie, und es giebt innere Tiefen der Seele, in welchen nur eine Stimme gehört werden kann. Bezwinge dich selbst. So lange du dies noch nicht gethan hast, bist du ein Sklave; denn du magst fast eben sowohl dem Willen eines Andern unterthan sein, als deiner eigenen sündhaften Neigung.

Digitized by Google

Aus dem Leben und der Bibel.



Welch' theure Erinnerungen an meine Kinderzeit werden wach bei dem Anblick des großen Buches, der Bibel! Wie oft, wenn wir artig gewesen, rief uns die Großmutter herbei, und zeigte uns die Bilder, die darin waren, und erzählte uns die Geschichten von Abraham, von Joseph, vom König David und vor Allem vom Jesuskindlein. Wie war sie uns lieb, die alte Bibel, wie weinten wir, als die Eltern sie weggaben. Und doch gaben wir sie gern hin, da sie andern Menschen noch lieber war, als uns. Und das verhielt sich so: Es zog vor vielen Jahren eine Familie aus unserm Dorfe fort über's Meer, um im fernen Westen Amerikas eine neue Heimath zu suchen. Vor der Abreise wurden ihre Habseligkeiten verkauft, darunter auch die alte Bilderbibel, die mein Vater erstand. — O, über die Macht der Erinnerung! Eine Mutter erzählte ihren Kindern von der fernen Heimath, von dem alten Hause ihrer Väter, von der alten Bibel mit ihren vielen Bildern. Ein jedes weiß sie zu beschreiben und die Kinder lauschen mit gespannter Aufmerksamkeit, und verlangen immer sehnlicher, mit ihren Augen zu sehen, was die Mutter gesehen — sie hält es nicht länger aus und erbittet von uns das Buch ihrer Kindheit zurück. Wer hätte es ihr versagen mögen?

Nun blättern wohl schon die Enkel jener Ausgewanderten in derselben Bibel, die einst meiner Jugend so lieb gewesen.

* * *

Es ist Winter. Fußhoher Schnee bedeckt die Erde, die Wege sind kaum gangbar, der Sturm tobt in den Bergen. In den Häusern ist es desto freundlicher. Der Glanz des Weihnachtsfestes erleuchtet sie. Alt und Jung sind glücklich, die Einen in der Erinnerung an die eigene Jugend, die Andern in der Hoffnung auf die Gaben des Festes, welche die sorgliche Mutter im Geheimen bereitet. In unserm alten Hause im Gebirge ist es aber nicht so. In der einsamen Stube liest ein Greis in der alten Bibel. Die kleine Lampe beleuchtet sein kummervolles Antlitz, das er in beide Hände gestützt hat. Um das Haus tobt der Sturm, er achtet nicht darauf. Seine Augen ruhen auf dem ersten Blatt der Bibel. Es ist ein weißes Blatt, nur wenig Worte sind darauf geschrieben. Zuerst das Datum des Hochzeitstages — dann der Geburtstag des ersten Kindes, darauf das Datum des Todes desselben. Ein zweites Kind wird den Eltern geschenkt, sein Name in das heilige Buch geschrieben, ach, mit welcher Freude, welcher Hoffnung! Dann folgt ein Datum: der Todestag der Gattin, dann — nichts mehr. Der Alte starrt auf diese Zeilen, bis Thränen seinen Blick verdunkeln. Gelten sie den Todten oder dem Lebenden? Jenem Sohn, der so jubelnd begrüßt, so sorgsam gehütet, dennoch verloren gegangen war? Wo mag er weilen in der weiten Welt, der Elende, der seines Vaters Haupt gebleicht, seiner Mutter Herz gebrochen! In dumpfes Brüten versunken sitzt der Greis in der einsamen Stube. Nur das Ticken der Uhr unterbricht die trübe Stille, und der Sturm tobt immer heftiger um das Haus. Da plötzlich richtet sich der Alte auf, ein Pochen an das Fenster hat ihn aufgeschreckt. Er nimmt die Lampe und geht durch den Flur nach der Hausthüre, die er des starken Schnees wegen kaum zu öffnen vermag. „Ein Wanderer, der sich verirrt hat, bittet um Aufnahme," tönt ihm hier eine müde Stimme entgegen. „Noch nie hat man vergeblich an meine Thür gepocht," erwiederte der brave alte Mann, „kommt näher, Fremdling." Jener folgt seinem Wirthe, bald sind beide in der Stube. „Erwärmt Euch hier, ich will etwas zu essen holen und ein Glas Wein, das Euch nöthig zu sein scheint. Setzt Euch doch nieder."

Aber der junge Mann blieb mitten im Zimmer stehen. Er blickte um sich mit erstaunter Miene, betastete die Möbel wie Jemand, der verwundert ist, sich unerwartet an einem bekannten Orte plötzlich zu befinden, dann — einen Blick auf die alte Bibel werfend, verbarg er das Antlitz in beiden Händen. Der Greis kam wieder.

— „Warum setzt Ihr Euch nicht?" sagte er, „Ihr müßt sehr müde sein."

Der junge Mann näherte sich, nahm die Lampe aus den Händen seines Wirthes, setzte sie auf den Tisch, daß ihr Schein ihm voll in's Gesicht schien: „Vater! ich werde mich nur bei dir ausruhen, wenn du mir verzeihst."

Der Greis fuhr zurück, wie vom Blitz getroffen durch diese Worte; dann den Ankömmling genau betrachtend: „Ja, es ist Fritz!" sagte er;

Digitized by Google

aber er fügte hinzu: „Ich hatte einst einen Sohn, der diesen Namen trug, ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist. Eines Tages, durch schlechte Gesellschaft verführt, entfloh er aus dem Vaterhause, ohne auf die warnende Stimme seiner Mutter zu hören, und jetzt ist diese Mutter todt, gestorben vor Schmerz."

„Todt!" schrie der junge Mann, „todt durch mich!" Es wurde ihm schwarz vor den Augen, eins hielt ihn aber aufrecht.

„Vater, ich bereue," flehte er mit schmerzerstickter Stimme.

Der Greis blieb unbeweglich und kalt.

„Vater!" wiederholte der Sohn, komm und höre, was du selbst mich lesen ließest."

Fritz nahm die offne Bibel, suchte das 15. Kapitel im Evangelium Lucä und den Finger auf eine Stelle legend: „Höre," sagte er, „was ich dir zu sagen habe: Nach langer Reise, durch den Schnee und Sturm der drei letzten Tage, komme ich dir zu sagen: Vater! Ich habe gesündigt im Himmel und vor dir und bin hinfort nicht mehr werth, dein Sohn zu heißen. Ich sage dir dies, denn ich bin zu unserm Hause gekommen, ohne es zu wissen, Gott hat mich zu ihm zurück geführt. Ich sage es dir vor unserer alten Bibel, die ich heute zu lieben und zu schätzen weiß, ich sage es dir im Angesicht des Todes, denn ich fühle, daß ich nur noch wenige Tage zu leben habe. Vater, wirst du unerbittlicher sein, als der, der vom Himmel herab mir gesagt hat: Dir ist vergeben?"

Der Greis weinte. Er öffnete dem jungen Manne die Arme und der Weihnachtsabend des verlornen Sohnes war nicht weniger schön, nicht weniger rührend, als die fröhlichen Christabende von ehemals, denn es war der Weihnachtsabend eines zu seinem Gott zurückgekehrten Sünders.

Einige Tage später saß der Vater am Bette seines Sohnes. Beim Anblick des eingefallenen Gesichtes, der brennenden Wangen, des starren Auges konnte Jeder das baldige Ende voraussehen.

„Vater," sagte er mit schwacher Stimme, „lies mir noch einmal das Gleichniß vom verlornen Sohn; ich habe es so sehr lieb."

Der Greis öffnete die dicke Bibel und wiederholte mit zitternder Stimme das köstliche Evangelium der Worte des Herrn Jesu. Als er zu Ende war, beugte er, wie am ersten Abend, das Antlitz auf die Bibel nieder.

„Vater," sagte mit einem Mal der Kranke, „du hast mir verziehen. Gott hat mir in Christo verziehen, auf Wiedersehen!"

Es waren seine letzten Worte.

Der alte Vater blieb allein, ganz allein!

„Nein!" sagte er sich nach vielen Thränen; „ich bin nicht ganz allein, meine alte Bibel bleibt mir; auch weiß ich, daß alle meine Lieben dort oben sind! Weib, Kinder, ihr erwartet mich; bald bin ich bei Euch!"

* * *

Das alte Haus im Gebirge ist heute von der glänzenden Maisonne überstrahlt, es leuchtet durch die dunkeln Tannen der Umgebung. Die Natur feiert ihr Auferstehungsfest. Der Schnee ist verschwunden, die Vöglein singen in den grünen Büschen, die Biene summt von Blume zu Blume, die Bäume haben den Schmuck ihrer Jugend angelegt, überall athmet man Leben, die Freude einer wirklichen Auferstehung.

In unserm alten Hause ist es feierlich still, es erwartet seine Gäste. Werfen wir einen Blick in die kleine Wohnstube. In der Mitte steht ein Tisch aus Tannenholz, einige Stühle, mehr beim Fenster ein Schreibtisch mit drei Etagen, dann das Bücherbrett beim Ofen mit der großen Familienbibel. Und seht! Ein Sonnenstrahl gleitet durch's Fenster und beleuchtet das Wort Gottes, welches zu sagen scheint: „Ich bin der Herr im Hause."

Wer aber kommt aus dem Walde dort und nähert sich dem Hause? Es sind zwei, die Hand in Hand dem schmalen Pfade durch die Wiesen folgen. Ein junger Mann und ein noch jüngeres Weib. Dort im bescheidenen Kirchlein des Thales feierten sie heute ihre Hochzeit, ein einfaches, fast trauriges Fest, denn seht! die junge Frau trägt Trauerkleider.

Als diese Beide vor der geschlossenen Thür anlangten, schien das alte Haus zu lächeln und zu strahlen wie nie zuvor. Tretet ein! schien es zu sagen, tretet ein, Ihr werdet manche Freude, manches Leid in mir erfahren, aber es ist dort in der Stube ein dickes Buch, welches die Thränen weniger bitter und die Freude viel heiliger macht. Und als die jungen Gatten in's Zimmer traten, glänzte die Bibel im Lichte der Sonne, hell wie ein Stern.

Einen Augenblick standen sich die beiden Gatten stillschweigend gegenüber, dann nahm der junge Mann die beiden Hände seiner Frau in die seinigen:

„Sei willkommen, Catharine," sagte er, „in dieser Wohnung meiner Väter; Gott segne unsern Eingang und mache dich glücklich!"

Aber Catharine schluchzte.

„Warum weinest du?" fragte er, „du weißt, daß ich dich liebe."

„Ludwig! ach nein! an dir zweifle ich nicht, aber an mir selbst; du hast dich der armen Waise geopfert, ich fürchte, du möchtest es einst bereuen."

„Geliebte, ich sage nur Eines, du glaubest an das Wort Gottes; hier ist es."

Digitized by Google

Und die Bibel vom Brette nehmend, legte er sie auf den Tisch, zog seine Frau heran und sagte: „Im Angesicht dieses Buches geloben wir uns Liebe und Vertrauen, und wenn jemals eine Wolke aufsteigt zwischen uns, beginne jede Erklärung durch eine Vorlesung aus der Bibel. Sie sei unsere Stütze, unsere Stärke, willst du es, Catharine?"

Die junge Frau antwortete ihrem Manne nur durch einen Händedruck.

Dann beteten sie zusammen — das war ihr Eintritt in die Ehe.

Wie hatten diese Beiden sich gefunden?

Nicht weit von Ludwig's Hause lebte eine Wittwe mit ihrer Tochter in einer alten Hütte. Mutter Susette war von Allen gekannt und die Tochter geachtet von den Nachbarn, um ihrer aufopfernden Sorge für die kranke Mutter willen. Das arme Kind hatte nie etwas Anderes als Arbeit und Elend kennen gelernt; hatte aber dennoch ein fröhliches Herz, welches zwischen Gott und der Liebe zur Mutter getheilt war.

Eines Tages hörte Ludwig, die alte Susette sei im Tode. „Ich werde sie nicht allein lassen," sagte er, nahm die Bibel und setzte sich an das Bett der Sterbenden. Diese, obwohl sehr schwach und leidend, hatte das Bewußtsein dennoch nicht verloren. Sie dankte dem jungen Manne durch Blicke und bat ihn, mit ihr zu beten. Die junge Waise lag währenddem auf den Knieen und badete die Hand der Mutter mit ihren Thränen. Es war eine feierliche Stunde für diese drei Menschen, welche die beiden Ueberlebenden niemals vergessen haben.

In dieser kleinen, dunklen Stube begann der letzte Kampf, und durch die Thränen und Seufzer hörte man den Ruf des Gebetes und den Trost des Evangeliums. Die Nacht der Trübsal umgab die Seelen dieser Menschen und dennoch drang ein sanfter Strahl der Hoffnung auf die ewigen Verheißungen in dieselbe. Das Gebet stieg empor zum Throne Gottes, um als segenspendender Thau zurückzuträufeln in die wunden Herzen.

„Jetzt, Susette, habt Ihr mir noch etwas zu sagen?" fragte der junge Mann, sich zu der Sterbenden beugend.

„Ich habe meine Seele dem Herrn anheimgegeben," antwortete die alte Frau, „und sie ist dort gut aufgehoben. Nur eines verlasse ich ungern in dieser Welt, meine Tochter." Und Thränen rollten über die abgemagerten Wangen. „Armes Kind! Sie bleibt allein, arm und ohne Stütze zurück. Ich gebe sie in Gottes Hand."

Der junge Mann erhob sich langsam, nahm die Hand der Waise die am Bette kniete und führte sie zur Mutter.

„Hört mir zu," sagte er, sich zu der Kranken wendend, „ich spreche vor Gott; vor Gott sollt Ihr mir antworten. Wollt Ihr mir Eure Catharine zur Frau geben; ich will ihr Stab und Stütze sein, sie glücklich zu machen suchen, so weit es in menschlicher Macht liegt; ich werde sie treu und herzlich lieben so lang ich lebe. Wollt Ihr sie mir geben, wenn sie einwilligt?"

Die Worte des jungen Mannes drangen der armen Frau in's Herz. Ohne den ernsten, feierlichen Ton seiner Stimme, hätte sie an seiner Wahrhaftigkeit gezweifelt. „Aber sie besitzt gar nichts, und Ihr seid reich," antwortete sie mit Anstrengung.

„Ich liebe sie, und ihr Reichthum ist im Himmel. Catharine, willst du mein sein vor Gott und den Menschen?"

Statt der Antwort konnte das junge Mädchen ihrem Verlobten nur die Hand drücken.

Beide knieten am Bette der Sterbenden nieder. Diese legte ihnen die Hand auf's Haupt und hatte noch die Kraft, mit einem Blick zum Himmel ihre beiden Kinder zu segnen.

Am darauf folgenden Tage war sie bei Gott.

* * *

Still ist's in der kleinen Stube, draußen aber strömt der Regen herab und klatscht gegen die Scheiben. Ein noch junger Mann, ein Uhrmacher, arbeitet am Fenster beim Schein einer Lampe; scheinbar versenkt in seine mühsame Arbeit, schüttelt er von Zeit zu Zeit heftig den Kopf, als wolle er eine drückende Erinnerung verscheuchen. Beim Tische, im Dunkeln, sitzt eine junge Frau, mit dem Strickzeug beschäftigt. Durch diese Arbeit weniger zerstreut, läßt sie ihren Gedanken freien Lauf, sie träumt, seufzt und manchmal ihre Nadeln niederlegend und sich verbeugend, gleicht sie der ernsten Statue des Schmerzes. Ach! in unserm kleinen Stübchen athmet man Trübsal und Thränen, dem dumpfen Getöse des niederfallenden Regens entspricht das Seufzen zweier gebrochener Seelen.

Wie bitter ist die Gegenwart, wenn sie auf eine Vergangenheit zurückschaut, in welcher sich selige Freuden und schöne Träume aneinander reihten! Und doch, wie ist es süß, in den Stunden der Trübsal zurück zu denken, die glücklichen Erinnerungen eine nach der andern zurück zu rufen!

Arme Mutter! Welch' lächelnde Bilder ziehen an ihr vorüber! Dort im Hintergrund des Alcovens schlummert das geliebte Kindlein in seiner kleinen Wiege. Wie unruhig ist die junge Mutter; wenn es weint, sieht sie alle möglichen schlimmen Ereignisse voraus; wenn es schläft, fest und erquickend wie Kinder schlafen, eilt sie herbei: Athmet es noch? Ich höre es nicht! Rasch öffnet sie die Vorhänge des bescheidenen Bettchens.

Digitized by Google

Welche Gründe hat sie nicht, um sich von der Küche zu entfernen! Wie viel wichtige Dinge ließ sie in der Stube liegen? Es ist eine Gelegenheit, das Kind zu sehen, oder doch ihm nah zu sein! Jetzt zieht der Tauftag an dem innern Auge der Mutter vorüber; es scheint ihr kaum ein Monat seitdem verflossen, und doch muß ihr Gedächtniß um sechs Jahre zurückgreifen. Sie sieht sich beschäftigt, unruhig am Küchenherd; sie geht hin und her, überwacht die großen Vorbereitungen des festlichen Tages, läuft nach der Thüre, den Himmel zu prüfen und den Pfad durch die Wiese zu überblicken. Werden sie bald kommen? Der Vater, die Pathen und vor Allem das Kind, das die Mutter seit drei langen Stunden entbehrt. Dann die große Frage, ob der Junge auch artig war in der Kirche, in der That eine wichtige Frage.

Endlich kommen sie. Das Essen ist vortrefflich, das Fest nimmt seinen gewöhnlichen Verlauf, das Glück und die Zufriedenheit wohnen in dem bescheidenen Hause, denn neben der Freude regiert in ihm der Ernst des Evangeliums. Seht! der Vater erhebt sich vom Tische; nimmt das Kind in seine kräftigen Arme, und es liebevoll küssend: „Das ist unser Knabe," sagte er, „unser Erstgeborener, der zukünftige Erbe der großen Bibel. Möge Gott ihn segnen! Frau! ich habe heute Morgen vor Gott gelobt, ihn in der Furcht des Herrn zu erziehen. Mit der Hülfe von Oben werden wir, ich hoffe es, unser Versprechen halten."

Und am Abend beteten sie mit tiefster Inbrunst für das Kind.

Die Erinnerungen einer Mutter! Sie sind unzählig und vergessen nicht die kleinste Einzelheit, wenn es sich um die hülflosen Geschöpfe handelt, die sie so sehr lieben. Hier versucht Georg die ersten Schritte in's Leben zu thun; er zögert den Stuhl loszulassen, an den er sich festhält, während die Mutter in nächster Nähe, mit offenen Armen, ihn mit den zärtlichsten Namen anlockt. Wird er kommen, oder nicht? — Endlich, er probirt's. Mit welchem Jubel wird er empfangen, mit welcher Zärtlichkeit wird er umarmt! Der Vater wird gerufen, der nichts gesehen hat und nichts glauben will! Leider läßt sich Georg, sei es aus Aengstlichkeit oder Neckerei, nicht mehr bewegen, heute den Versuch zu wiederholen.

O Trübsal! Ueber all den freudigen Erinnerungen schwebt eine, finster und eisig, mit ihrem stechenden Schmerz alle anderen übertäubend. Da ist noch das kleine Bett, das Kind ist größer geworden und scheint zu schlafen; aber die Mutter liegt auf den Knieen vor dem Lager und verbirgt ihr Gesicht, heftig schluchzend, in dem bescheidenen rothen Deckbettchen. Der Mann geht im Zimmer auf und ab, mit finsterem, entmuthigtem Gesicht, er findet kein Trosteswort für die arme Betrübte; ist er nicht selbst gebrochen?

„Junge Mutter! Weine nur und schluchze, denn Gott hat dir das Kind, welches du liebtest, wieder genommen, und diese schmerzliche Erinnerung ist dir noch immer nahe."

Stille herrscht in dem kleinen Zimmer, trübe und dumpfe Stille: Seit einer halben Stunde sprach keiner der beiden Gatten ein Wort. Er arbeitete bei der Lampe; sie träumt und weint.

Draußen strömt der Regen ohne Unterbrechung nieder. Um neun Uhr erhob sich der Uhrmacher, legte seine Werkzeuge bei Seite, stellte die Lampe auf den Tisch, näherte sich seiner Frau und legte die Hand auf ihre Schulter.

„Frau, du denkst an ihn, nicht wahr?"

„Ja," sagte sie, „ich denke an ihn."

„Wenn wir auch an Gott denken wollten?" sagte er ernsthaft.

Sie sah ihn erstaunt an.

„Ja, Frau! Du und ich, wir leiden, weil wir die Prüfung noch nicht auf uns genommen haben; wir müssen es dennoch. Der Mann muß stark sein, um die Frau zu stützen, Gott aber muß den Mann stärken."

Er nahm die Bibel und las das 11. Kapitel Johannis. Seine tiefe Stimme hatte einen besonders feierlichen Klang in der Stille des Zimmers, das der Sturm draußen durchtobte.

Als er geendet hatte, schluchzte die junge Frau.

„Ludwig!" sagte sie endlich, „ich weine noch, aber ohne Bitterkeit, ich hoffe auf's Wiedersehen!"

* * *

Wenn du, freundlicher Leser, an einem schönen Sommertage durch das Gebirg wandertest, fühltest du dich glücklicher, freier, leichter in der herrlichen Luft, als in der dumpfen Schwüle deiner Heimath in der Stadt. Wie ist die Sonne dort oben so strahlend, wie rein und erfrischend die Luft, wie kräftig grünen Wälder und Wiesen, die Glöckchen der weidenden Kühe ertönen von ferne, die Vögel singen, du athmest in großen Zügen Freude und Lebenslust.

Trotz aller Bewunderung sagtest du aber doch vielleicht zu dir: Das ist Alles jetzt gut und herrlich, wie traurig und öde muß es aber im Winter hier sein! Welche Einsamkeit, welche todte Stille mag hier herrschen! Tiefer Schnee deckt die Wiesen, die Wege sind ungangbar, die einzelnen Familien verträumen, wie der Bär in seiner Höhle, ihre Zeit; keine Lust in der Weite, keine Freude in dem Herzen! Doch nicht, mein Freund! Der Winter bringt seine Freuden hier ebenfalls mit sich, vor Allem die traulichen Familienabende. Draußen wirft der Mond sein klares Licht auf die Schneefläche, die Tannen

Digitized by Google

strecken weithin ihre dunkeln Schatten, Millionen Sterne glänzen am Himmel.

Der Schnee knistert unter den Füßen, der Hauch gefriert vor dem Munde. Treten wir in die Stube. Sie ist behaglich warm und dennoch sind die Scheiben der Fenster mit jenen phantastischen Blumen und Blättern überzogen, welche die Bewunderung der Kinder hervorrufen.

Zwei Männer sitzen auf der Ofenbank, reden von der letzten Ernte ohne Zweifel, oder machen Zukunftspläne; es sind zwei Brüder: Gustav, der Aeltere und Eugen. Nicht weit von ihnen stricken die Frauen und erzählen sich die Erlebnisse in ihrer kleinen Familie, das unerschöpfliche Thema der Mütter. Die Kinder umgeben den Tisch, sie spielen das alte bekannte Gänsespiel, um einen Haufen Nüsse, welche Tante Fanny ihnen gegeben hat. Die Schulaufgaben sind fertig, mit doppelter Freude können sie spielen. Von Zeit zu Zeit hört man den Lärm eines kleinen Widerspruches, im Ganzen aber herrscht Lachen und Scherz und Händeklatschen vor, wenn der Eine in die Grube gefallen ist, oder ein Anderer einer unheilvollen Gans begegnet und zurückrücken muß.

Es sind zwei glückliche Familien, weil sie einig sind und weil ein ernster Geist in ihren Herzen wohnt. Die Winterabende, die dem blasirten Weltmenschen so langweilig scheinen, können gesegnet, geheiligt sein durch die Bruderliebe und den christlichen Ernst. Nein, der Winter ist nicht traurig! unser Herz allein erhellt oder verdüstert die Jahreszeiten. Der Winter ist nicht traurig, ihm gehören die Familienfreuden; mit seiner Ankunft schließen sich die verbundenen Seelen noch enger aneinander, verkehren inniger zusammen.

Der Winter war schön gewesen für diese beiden Familien, durch die Einigkeit ihrer Herzen; der Sommer war dagegen traurig und eisig trotz der hellen Sonne und des heitern Himmels — — die beiden Brüder prozessirten zusammen.

Je geringfügiger die Ursachen eines Streites sind, je mehr legt sich die Eigenliebe in's Mittel und schürt den Zorn. Die Sache an und für sich ist nicht der Rede werth, von den beiden Gegnern versteht der Eine nicht wie es möglich ist, daß der Andere so kleinlich sein kann, nicht nachzugeben. Zwischen unsern beiden Brüdern kam es erst zu Vorwürfen, dann zu spitzen Worten, zu Drohungen, endlich zum offnen Krieg, so daß alle Verbindungen abgebrochen und sogar streng verboten wurden.

Die beiden Mütter litten in der Stille und beteten. Gewöhnt an das innige Zusammenleben — die beiden Häuser lagen nebeneinander — drückte sie die Trennung. Sie hörten nur noch bittere Worte, lebten nur noch in einer von Haß und Zorn verpesteten Atmosphäre. Die Kinder spielten manchmal auch zusammen, die Nachbarschaft führte sie naturgemäß zusammen. Sie wurden darüber ausgezankt, ohne es ihnen erklären zu können, weshalb. Warum war es unrecht, mit Bäschen Marie oder Fanny zu spielen? Warum weint Mama dort am Fenster? Warum ist der Vater nicht mehr gut und freundlich wie früher? Fragen, auf welche die armen Kleinen nicht zu antworten wußten. Von Neuem nähert sich der Winter, die Kinder schlafen, Fanny flickt die Jacke ihres Knaben beim Schein der Lampe, Eugen, ihr Gatte, stumm und verstimmt, stützt den Kopf in die Hand und scheint nachzudenken. Plötzlich erhebt er sich, geht im Zimmer hin und her und mit sich selber sprechend: „Nein!" sagt er, „so kann's nicht fortgehen, ein solches Leben ist gräßlich, ich muß mit Gustav zu Ende kommen."

Fanny sah ihn erschreckt an.

„Was denkst du zu thun?" fragte sie mit sanfter Stimme.

„Morgen sollst du es wissen," war die Antwort, deren Ton keine andere Frage mehr zuließ.

Wirklich hatte er einen wichtigen Entschluß gefaßt.

Den andern Morgen gegen zehn Uhr ging Eugen dem Hause seines Bruders zu; sein Schritt ist einigermaßen unruhig, fieberhaft; er scheint mit jedem Schritt vorwärts zu fürchten, daß ihn eine unsichtbare Macht zur Umkehr nöthigen könnte. Jetzt steht er endlich vor der Thür, zögernd, zitternd, was mag er vorhaben.

Heftig öffnet er die Thüre, durchschreitet den Hausgang und befindet sich gleich darauf in der Küche.

„Onkel Eugen, Onkel Eugen!" riefen ihm hier ein paar lustige, frische Stimmchen entgegen, „warum warst du so lange nicht bei uns?"

Und die Kinder hingen sich an seine Arme und zogen ihn in die Wohnstube, wo die Mutter am Fenster arbeitete. Sie erhob sich, reichte ihrem Schwager mit traurigem Lächeln die Hand und sagte mit leiser Stimme:

„Ich erwartete Euch täglich Bruder, denn Ihr seid gut, Gott sei mit uns!"

„Ist Gustav da?" fragte er.

Bevor die Frau antworten konnte, trat ihr Gatte in das Zimmer, er mochte wohl das Freudengeschrei seiner Kinder gehört haben. Auf ein Zeichen der Mutter entfernten sich der Knabe und das Mädchen, sie selbst kehrte auf ihren Platz am Fenster mit beklommenem Herzen zurück.

„So, du bist es," sagte Gustav trocken.

„Ja, ich bin es."

„Und was führt dich in dieses Haus, welches du lieber nicht betreten solltest?"

Digitized by Google

Eugen antwortete mit ruhiger, ernster Stimme:

„Ich komme, dich zu fragen, ob ich wirklich keinen Bruder mehr habe."

„Hast du vor sechs Monaten an deinen Bruder gedacht?" erwiderte Gustav ironisch.

„Laß uns von diesen alten Geschichten nicht mehr sprechen. Beide leiden wir unter dem jetzigen Zustand, ein solches Leben ist unerträglich."

„Wer ist Schuld daran?" antwortete der Aeltere.

„Wer ist Schuld daran?" wiederholte Eugen mit bewegter Stimme, „wer ist Schuld daran! das ist gleichgültig! Nehmen wir an, ich sei es ganz allein! Aber, Bruder, wer leidet mit uns? Leidet nicht deine liebe Frau, die uns Allen theuer ist, nicht deine Kinder, denen die Spielgefährten fehlen? Leidet nicht meine Familie ebenfalls? Bruder, sind alle diese unserm Herzen so theure Wesen schuldig und sollen sie leiden, weil wir schuldig sind und leiden?"

In der Stimme Eugen's lag etwas Herzerschütterndes. Gustav, davon getroffen, warf einen Blick nach seiner Frau hinüber, aber er sah nur ihre gebeugte Haltung und Thränen in ihren Augen. Was ihn hätte rühren sollen, ärgerte ihn nun, er glaubte seine Frau im Einverständniß mit Eugen, und gegen sein eigenes Herz sich verhärtend, stieß er die Hand zurück, die der Bruder ihm darreichte.

„Recht ist Recht," sagte er heftig, „und wenn sich die Frauen nicht mehr für das Gedeihen ihres Wohlstandes und das Glück ihrer Kinder interessiren, so mögen sie im Stillen weinen so viel sie wollen!"

Die arme Frau schluchzte laut auf bei diesen Worten, die beiden Männer gingen mit finstern Gesichtern im Zimmer hin und her. Es war eine ernste, entscheidende Stunde, sollte sich das Band zwischen den beiden Familien wieder knüpfen, oder für immer zerrissen bleiben?

Da hatte Eugen eine glückliche Eingebung; sein Blick war auf die alte Bibel des Hauses gefallen.

„Bruder," sagte er, „kennst du dieses Buch? du bist sein Hüter, als der Aelteste der Familie, ich weiß, daß du es liesest und schätzest, weil es das Wort Gottes ist, und weil es der Vater dir auf dem Todtenbette anvertraut hat. Nun gut, ich lege es zwischen uns auf den Tisch."

Gustav war den Bewegungen seines Bruders mit erstauntem Blick gefolgt.

„Erinnerst du dich," fuhr dieser fort, „der Worte, welche der Vater uns zum Wahlspruch gegeben, welche er, acht Tage vor seinem Tode, vorn in diese selbe Bibel geschrieben? Es sind die Worte, welche der alte Apostel Johannes unaufhörlich seiner Gemeinde in Ephesus wiederholte: „Kindlein, liebet euch untereinander." Gustav schien aus einem bösen Traume zu erwachen, er stand mit gebeugtem Haupte seinem Bruder gegenüber. Dieser hatte das Buch aufgeschlagen, und mit dem Finger auf die mit zitternder Hand geschriebenen Worte deutend:

„Bruder," sagte er, „des Vaters Stimme spricht in dieser Stunde zu uns; des Apostels Stimme, ja noch mehr Gottes Stimme: Liebet euch unter einander! Bruder, noch einmal bitte ich dich, im Namen des Greises, der im Grabe ruht, im Namen der Bibel, die uns verbinden soll, im Namen Gottes, verzeihe, reiche mir die Hand."

Vor diesen demüthigen, ernsten Worten konnte Gustav's Hochmuth nicht bestehen, und jetzt ist das Glück wieder eingekehrt in den beiden Häusern, die Winterabende vergehen fröhlich, die Väter unterhalten sich freundschaftlich, die Mütter blicken mit Liebe auf die Kinder, die am Tische spielen, Alle loben den Gott der Bibel.

Täuschungen!

Von Margarete.

Nun war ich frei!

Hinter mir lag die Institutszeit, und vor mir mir winkte die so oft und heiß ersehnte Unabhängigkeit. Ein Ende hatte das Vokabelnlernen, wie das Gescholtenwerden, ein Ende hatte die strenge Aufsicht, unter der wir standen, die verhaßten, täglichen Spaziergänge, während welcher wir nicht einmal die Augen aufschlagen durften. Wie es mich freudig durchzuckte bei dem Gedanken, nun endlich heimkehren, und im lieben Elternhause als älteste Tochter fortan nach Belieben schalten und walten zu dürfen. Es war ja natürlich, daß Mama mir nun ohne weiteres den Schlüsselbund übergab, und mich als unumschränkte Königin über Küche und Keller, Garten und Hof schalten ließ, während sie selbst fortan nur der Ruhe und Behaglichkeit lebte. Neben all meinen häuslichen Pflichten wollte ich übrigens auch meinen Studien weiterleben, und die Wissenschaften und schönen Künste emsig forttreiben. Ich hatte mir schon einen wohleingerichteten Plan für den ganzen Tag entworfen: da wechselten aufmerksame Küchenaufsicht mit Klavierspiel, Garteninspektion mit Lesen weise ab. O, ein rosiges wohlausgefülltes Leben lag vor mir, — und wenn ich daran dachte, jubelte ich auf!

Daneben schlichen sich wohl auch allerlei schöne Traumbilder in meine Zukunftspläne mit ein.

Digitized by Google

Und nun war ich wieder zu Hause. Während der ersten Tage mußte ich zu den Freunden und Bekannten unserer Familie! Ich muß noch lachen, wenn ich an jene Besuche denke, in denen ich zur Schau ausgestellt wurde, um zu zeigen, welch lichter Schmetterling sich aus einer Backfischpuppe schließlich entwickeln kann. Entsetzlich blöde saß ich aller Orten da. Ich machte der guten Mama, wie ich fürchte, wenig Ehre!

So verging die erste Woche.

Dann suchte ich eines Morgens meine Malgeräthschaften hervor, um mich, meinem Plane gemäß, in künstlerischem Schaffen zu üben. Aber ach! in diesem Augenblick wurde ein nur zu umfangreicher Flickkorb voll zerrissener Wäsche ins Zimmer gebracht und Mama sprach gelassen: „So, heute arbeiten wir wieder einmal zusammen, zu zweien fördert es sich so gut.“ Sprach es und setzte sich thatendurstig vor den verzweifelt hohen Leinwandberg. Da hieß es denn für mich einfach ihrem muthigen Beispiel Folge leisten! Nicht ohne Schmerz packte ich meine Malutensilien zusammen, und machte mich grollend an die Arbeit.

Nur zu bald sah ich ein, daß es ein Ding der Unmöglichkeit war, meinen Stundenplan einzuhalten. „Bitte, laß den Singsang,“ rief mein Bruder, der Lateiner, mißmuthig, als ich mich eines Abends an das Klavier gesetzt hatte, und in langgezogenen Tönen „das Herz in bangem Schmerz fragen“ ließ. „Ich kann wahrhaftig so nicht rechnen! Nun hast du mich bei der Algebra ganz verwirrt.“

Ich machte dem Rechenmeister, der sich breit über den Tisch beugte, und mit den Händen beide Ohren zuhielt, eine Bemerkung über den unwirschen Ton, in welchem er zu mir sprach. „Und wenn du auch noch so lange in der Lehranstalt gewesen, und als Fräulein heimgekehrt bist, — Respekt habe ich doch nicht vor dir,“ war seine unverschämte Antwort; starr und hilflos stand ich vor solcher Rede.

Als ich ein andermal in mein Zimmer trat, stand Mama vor meinem offenen Schrank und ertheilte mir mit ungnädiger Miene einen regelrechten Verweis ob der nicht ganz musterhaften Ordnung. Verwirrt schaute ich sie an. Schränkeuntersuchungen waren ja allwöchentlich im Institute vorgekommen, und als unfertige Backfische hatten wir uns dieses tyrannische Zwangsmittel wohl oder übel gefallen lassen müssen, aber jetzt hätte ich seine Anwendung nicht mehr für möglich gehalten, jetzt, da ich doch glaubte, aller kleinlichen Fesseln ledig zu sein. Das Gefühl der erlittenen Demüthigung beugte mich tief darnieder, ich schrieb deshalb Nachts vor dem Schlafengehen eine rührende Klage in mein Tagebuch ein. Ich schrieb, bis auf der Treppe Papas Stimme ertönte: „Licht auslöschen! Nachtwachen ist ungesund für junge Leute!“

Mit den großartigen Plänen in Bezug auf Kochen und Wirthschaften war's einstweilen auch nicht weit her. Wenn ich im weißen, zierlichen Kochschürzchen an der Pfanne stehen wollte, — brummte mich wohl der alte Küchendragoner unwillig an, so daß ich mich verletzt zurückzog.

Es wollte sich ferner in unserem Leben so garnichts ereignen. Jeden Morgen sagte ich beim Aufstehen prophetisch zu mir: „Aber heute passirt ganz gewiß etwas,“ am Abend aber, wenn ich mich zur Ruhe legte, hatte mir stets der Tag nur dasselbe beschert: Arbeiten, Besuche, eine etwas unzufriedene Miene, weil sich vielleicht mein Plauderstündchen mit meiner erkorenen Herzensfreundin gar zu lange ausgedehnt hatte.

Kurz und gut, es war alles so ganz anders, als ich es mir im Traume ausgemalt hatte, und ich konnte meiner Mina beim besten Willen nichts Besonderes berichten. War es ein Wunder, daß ich ungeheures Mitleid mit mir selbst hatte, mir verkannt vorkam?

Als ich eines Abends mit trübseligem Gesicht gute Nacht sagte, hielt mich Papa zurück. „Du, fragte er, was soll denn eigentlich diese langweilige, verdrossene Miene? Ich kann das nicht leiden! Hast du was, so sag es! Ich habe dem Ding seit ein paar Tagen zugesehen. Da haben wir uns gefreut, mit dir komme recht viel Sonnenschein in's Haus, und nun müssen wir statt dessen ein solches Jammerbasengesicht ansehen! Also was ist es?“

Da konnte ich den lange gehegten Schmerz nicht mehr zurückhalten. Meine Thränen stürzten hervor, und ich schluchzte zum Steinerbarmen.

„Ich habe es mir so anders gedacht,“ preßte ich hervor.

„Was denn?“

„Alles! Strümpfe — stopfen — — und — Mama — die mich immer — schilt — und — und — — alles!“ Und die Thränen stürmten von Neuem.

Und dann hörte ich Papa herzlich lachen — er zog mich zu sich nieder und küßte mich.

„Die erste Enttäuschung,“ sagte er heiter. „Siehst du, so ist das Leben; es führt erst durch Nacht zum Licht.“

Und nun nach drei Jahren lache ich auch über meinen damaligen Schmerz. —



Digitized by Google

Eindrücke eines christlichen Negers in England.

In Liverpool ist kürzlich ein Buch African Trading, or the Trials of W. N. Ocansey, erschienen, wie es nicht viele giebt. Ein junger, von den Wesleyanern erzogener, jetzt zur Basler Missionsgemeinde in Ada gehöriger Neger, John E. Ocansey, der in Geschäften nach England gekommen war, erzählt darin seine Erlebnisse in so naiver, treuherziger Weise, daß es eine Freude ist. Sein Adoptivvater, der reichste eingeborne Kaufmann in Ada, noch Heide und völlig ungeschult, aber überaus betriebsam, gewandt und umsichtig, bei Tag und Nacht auf seine Handelsinteressen bedacht, hat große Verluste gehabt, theils infolge eines der vielen afrikanischen Kriege, theils durch allerlei Unglücksfälle, theils durch die Unredlichkeit seines Liverpooler Agenten. Diesem hat der alte Ocansey für 52,000 Mark Palmöl geschickt, damit er ihm ein kleines Dampfboot machen lasse und hinausschicke; Herr Hickson aber hat diese Summe — ohne das Dampfboot auch nur zu bestellen — sich selber gutgeschrieben, um seinen hereinbrechenden Bankrott wenigstens aufzuhalten. Um vielleicht noch etwas zu retten, im schlimmsten Falle aber den Schuldigen vor Gericht zu ziehen, wird nun John Ocansey nach Liverpool geschickt.

Es ist die erste Seereise, die er unternimmt. Am 28. April 1881 besteigt er die Dampf und Rauch speiende „Mayumba". Verwandte und Freunde stehen winkend am Ufer, und vom Dache des väterlichen Hauses weht die Familienflagge ihm noch einen letzten Abschiedsgruß zu. Die Trennung fällt ihm nicht leicht. Dazu kommt ein geheimes Grauen vor der langen Meerfahrt, vor der Seekrankheit und vor all den Gefahren, die ihn ja treffen könnten. Aber mit den Worten eines geistlichen Liedes, das er einst in der Schule bei den Wesleyanern gelernt hat, legt er sich in Jesu Arme und genießt nun vergnügt all das Neue, das sich in Cape Coast, in Liberia, dieser „Musterkolonie" (!), in Sierra Leone, in Madeira und auf dem Ozean selbst seinen Blicken darbietet. Wie eine Spazierfahrt verläuft die ganze Reise. Gott dankend kommt er in Liverpool an. Was für eine große Stadt! Wie praktisch die Straßeneinrichtung: in der Mitte eine gepflasterte Bahn für Fuhrwerke und Reiter und zu beiden Seiten breite bequeme Trottoirs für Fußgänger! dazu „die dunklen Straßen blos für Eisenbahnen, welche unter den anderen Straßen hinlaufen und auch voll von Reisenden sind!" Und wie schön gekleidet sind alle Menschen, klein und groß, Männer und Frauen; nicht eine einzige Person sieht man unbekleidet; gewiß, es muß ein hoher Festtag sein? Aber nein, man sagt ihm, so sei es alle Tage, und wenn Jemand sich unterstehen würde, nackt einherzugehen, so würde die Polizei ihn einstecken. Was für eine vortreffliche Einrichtung!

Und wie wunderbar das helle Licht in den Straßen und im Hotel, ohne Oel und ohne Kerzen, nur so aus einer Röhre herausströmend. Nun geht's aber ins Bett und das Licht sollte ausgelöscht werden. Wie das machen? Nun, nach einigem Schwanken bläst unser John die Gasflamme aus; fragen mag er nicht, um seine Blödigkeit und Verlegenheit nicht zu verrathen. So wird denn das ganze Haus voll Gas, und früh Morgens hört er die Wirthin erschreckt hin- und herlaufen, bis sie endlich an seine Thüre kommt und fragt, ob er etwa das Licht ausgeblasen habe beim Zubettgehen. „Ja wohl!" — „Nun, Gott sei Dank, daß Sie nachher kein Zündholz mehr gezogen haben, sonst wären wir alle in die Luft gesprengt und das ganze Haus wäre zerstört worden; wissen Sie denn nicht, daß Gas ebenso gefährlich ist wie Schießpulver?" Nein, das hatte der gute John in der Missionsschule, scheint's, nicht gelernt. Bereitwillig aber läßt er sich nun zeigen, wie man denn eigentlich so ein Gaslicht auszulöschen habe, ja, auch die falsche Scham legt er jetzt ab und fragt entsetzt, ob am Ende noch andere gefährliche Dinge im Zimmer seien. Aber sie sagte: „Nein!" Gott sei Dank!

Nun kommt der Sonntag. Natürlich geht Herr Ocansey in die Kirche. Schon die 2000 Zuhörer imponiren ihm; als nun aber die Orgel — anfangs leise und silberhell, dann aber laut und gewaltig daherbrausend, erklingt und die Gemeinde ein herrliches Lied dazu ertönen läßt, da ist's ihm, als höre er die Chöre der himmlischen Heerscharen. Sein ganzer Leib zittert, sein Herz hebt sich und er bedarf nicht, daß jemand ihm sage: hier ist Gott; die Andacht aller Anwesenden ist ihm Beweis genug, daß er in „Gottes Haus" sich befindet. Es war eine presbyterianische Kirche. Sonntags darauf geht er in eine methodistische. Es wird gerade ein Sonntagschulfest gefeiert. Die Lieder und Melodien heimeln ihn so an, und auch die Leute sind so freundlich, reden ihn an und laden ihn in ihre Häuser. Den Rest des Tages verbringt er gar fröhlich in einer christlichen Familie. Am nächsten Sonntag kommt er in

Digitized by Google

eine Waisenhauskirche; in langer Prozession ziehen die Kinder daher, alle so gesund, so frisch und rein und — was unserm Schwarzen am meisten imponirt — alle mit großen weißen Krägen um den Hals! Es folgt ein Gesang, den einer von den Knaben vorsagt, und ein Examen über den Katechismus, Fragen wie Antworten bloß von den Kindern selbst gesprochen. Das Wunderbarste aber — und da staunen noch andere Leute mit — kam am vierten Sonntag, wieder in der Methodistenkirche: zwei Prediger besteigen die Kanzel; zuerst ein „Gentleman", der das Lied angiebt und betet, dann eine „Lady" — ungefähr 30 Jahre alt, einfach schwarz gekleidet und sehr bescheiden aussehend, aber auch sehr ernst — und diese hält die Predigt über Isaaks Opferung, so fließend und vortrefflich als irgend ein Pfarrer!

Doch nun zum Geschäft. Herr Hickson hat Bankrott gemacht und die 2678 Pfund Sterling sind verloren, Grund genug, drei Tage lang nichts essen zu können und niedergeschlagen einherzuschleichen. Aber es hilft nichts. Dem treulosen Agenten wird der Prozeß gemacht, und die Zeit bis zur Verhandlung der Sache vor dem Geschworenengericht muß irgendwie ausgefüllt werden. Also auf nach London! Die erste Eisenbahnfahrt. Was für bequeme Kutschen, in denen man mit dem Hut auf dem Kopf da sitzen kann, ohne oben anzustoßen; und was in Afrika mehrere Tagreisen brauchen würde, geht hier schneller als in ebensoviel Stunden. „O, da betete ich," schreibt unser Freund, „daß ich die Zeit erleben möchte, wo so eine Eisenbahn auch in Westafrika geht! Was für eine Ersparniß an Zeit und Mühe für die armen Afrikaner wäre das! O, möge Gott in Gnaden herabsehen und der armen Afrikaner gedenken, damit auch sie alle Vortheile und Annehmlichkeiten der Civilisation theilhaftig werden. O daß sie nachdenken und weise werden möchten, um sich aufzumachen wie der verlorene Sohn und zu sagen: Ich will aufstehen und zu meinem Vater gehen ... wahrlich, Gott unser barmherziger Vater würde uns gewiß nicht von sich stoßen, sondern würde uns statt zu Knechten, zu seinen lieben Kindern machen! Ich habe mit vielen einsichtsvollen, hochherzigen Christen in England gesprochen, und sie alle sagen, daß die hohe Entwicklungsstufe, auf welcher die Weißen sich befinden, einzig dem Wort Gottes zu verdanken sei. Afrika, so hoffe ich, wird doch dies heiligste, theure Wort nicht verwerfen, das jetzt an so vielen Orten ihm von weißen Männern gepredigt wird seit 50, 40, 30, 20 oder 10 Jahren und das überall wenigstens einige köstliche Früchte getragen hat. O möge die Erkenntniß des Herrn sich ausbreiten über Afrika, wie das Wasser den Meeresboden bedeckt! Dann wird Afrika seine Reichthümer und Schätze erst heben, dann wird das Land sein Gewächs geben und Gott, unser Gott, wird uns — segnen. Komm heim, komm heim aus dem schrecklichen Land, wo der Finsterniß Macht dir nur Jammer gebracht. O verlornes Kind! komm heim, o komm heim! u. s. w."

„Und Gott sei Dank, eine neue Zeit ist angebrochen auch für Afrika; es fängt an aus dem Schlummer zu erwachen. Wie klein war noch vor wenig Jahren die Zahl der Afrikaner, welche nach Europa kamen, und das waren meist Sierra Leone-Leute, welche im Dienst der Regierung reisten. Jetzt aber kommen afrikanische Kaufleute und deren Söhne (NB!) in ihren eigenen Geschäften nach England, und die Freundlichkeit, welche sie erfahren, ist so groß, daß sie mit Freude und Dankbarkeit erfüllt werden. Man führt sie herum und zeigt ihnen alles mögliche Nützliche und Lehrreiche, und sie werden gebessert, nicht verdorben. Kehren sie dann zu ihren Freunden und Landsleuten zurück, so haben sie sehr viel zu sagen und man lauscht ihren Worten mit Achtung und Vertrauen. Ihre Angehörigen freuen sich und sind stolz darauf, daß die Engländer ihnen so viel Aufmerksamkeit geschenkt haben und nehmen nun um so williger allerlei englische Sitten und dergl. an. Und so wird nach und nach Afrika umgewandelt werden, wie England umgewandelt worden ist, denn auch England ist ja aus der Finsterniß heraus an Gottes wunderbares Licht—gekommen."

Soviel von den patriotischen und vielleicht etwas schwärmerisch klingenden Missionsgedanken unseres lieben Afrikaners, für den es uns von Herzen freut, daß er in England so gute christliche Freunde gefunden und so liebliche Eindrücke empfangen. „Wer weiß, wozu du noch bestimmt bist — so benutze denn die Gelegenheit, hier allerlei zu sehen und zu lernen," so sprachen ihm seine Liverpooler Freunde, von denen einige „großen Glauben an Afrika" hatten, gar aufmunternd zu. Beobachtend und lernend finden wir ihn denn auch in den Straßen, Museen, Ausstellungen und Etablissements der großen Weltstadt. Am empfänglichsten aber ist er stets für die Eindrücke, welche ihm in den Kirchen am Sonntag werden. Die St. Pauls-Kathedrale in London erscheint ihm als „eine sehr große Kapelle" und auf ihre Spitze zu steigen, reichen seine Kräfte nicht aus; mit wahrer Begeisterung aber betheiligt er sich am reichen liturgischen Gottesdienst. Der herrliche Gesang ergreift ihn mächtig, und die 24 Geistlichen, welche er in ihren weißen Chorhemden am Altar stehen sieht, kommen ihm vor wie die Versammlung der Seligen droben, so daß er an das Lied denken muß: „Wer sind die vor Gottes Throne? Was ist das für eine Schaar?

Digitized by Google

Träget jeder eine Krone, glänzen wie die Sterne klar, Hallelujah singen all, loben Gott mit hohem Schall." „Wir setzten uns nieder," erzählt er, „um mit ihnen anzubeten, denn meine Seele dürstete nach dem lebendigen Gott, und — die Zeit verging sehr schnell."

Im Ganzen blieb Herr Ocansey acht Tage in London, war aber zuletzt so müde, wie wenn er eine lange beschwerliche Reise gemacht hätte. Von der Neugier oder Ausgelassenheit der Gassenjugend hatte er nicht viel zu leiden. Nur einmal, scheint's, blieben ein paar kleine Buben vor ihm stehen, stierten ihn an und riefen: „Hallo, Schwarzer, warum hast du dich denn heute morgen nicht gewaschen, daß du so schwarz bist?" Im übrigen war jedermann höflich und zuvorkommend gegen ihn, so daß viele traurige Erfahrungen ihm erspart blieben, wie sie schon von anderen Ausländern, zumal Afrikanern, in London gemacht wurden.

Auch in Manchester machte er einen Besuch, sah sich die Fabriken, den Thiergarten, die Bildergallerie, das Panorama u. dergl. an und hatte auch hier überwiegend angenehme Erlebnisse. Einmal sah er einen Betrunkenen, der von der Polizei aufgehoben und ins Loch gesteckt wurde, um am nächsten Morgen Strafe zu zahlen. Nach zweimonatlichem Aufenthalt in England war das der erste Betrunkene, dem er begegnet. „In Afrika sehe ich täglich ein Dutzend oder mehr," schreibt er; „ja, in Afrika haben wir zu viel Branntwein, und das ist eins von den Dingen, die wir versuchen müssen anders zu machen, sonst wird unser Volk nie groß werden."

Einmal wohnte er auch einer Straßenpredigt bei und sah bei dieser Gelegenheit einen „Farbigen" aus New York, den jedermann zu kennen schien, und der sich ihm sehr zutraulich zu nähern suchte. Herr Ocansey aber fühlte sich gar nicht „zu ihm hingezogen," sondern dachte, als er seine schmutzige Kleidung und sein Gesicht betrachtet hatte: „Du führst kein gutes Leben!" Der Betreffende war ein sogenannter „Aufwecker," der alle Morgen früh an gewisse Thüren klopfen mußte, um so die Hausbewohner zu wecken. Damit verdiente er seinen Lebensunterhalt. — Gegen einen weißen Straßenjungen war unser Afrikaner gnädiger. Trotz alles Abmahnens von Seiten seines freundlichen Führers schenkte er dem Bettelnden einen Penny, um sich dann eine Vorlesung über das Armengesetz und die Schädlichkeit des Bettels halten zu lassen. Auch die Schuhputzer, Zeitungsverkäufer, Straßen-Bewässerer und viele andere in Afrika nie gesehene Erscheinungen fallen ihm auf. Ja, es ist doch ein herrliches Land, dies England!

Wie eine dicke, schwarze Wolke drückt aber je länger je mehr jene Geschäftssache auf sein Gemüth, und so oft er an den bevorstehenden Gerichtstag denkt, wird ihm beklommen ums Herz, und als dann dieser Tag immer weiter hinausgeschoben wird, da packt ihn das Heimweh so mächtig, daß er an nichts mehr Freude hat und auch die freundlichsten Einladungen nicht annehmen mag. Das unerwartete Eintreffen eines Jugendfreundes, des Herrn Jacobson aus Quitta, den ein ähnliches finanzielles Unglück nach Liverpool gebracht hatte, war zwar eine Freude für ihn, vermehrte aber noch die Entrüstung über das Unrecht, das ihm und seinem Vater von ihrem weißen Agenten war zugefügt worden. Rachegelüste übrigens lagen ihm ferne. Er wollte nur der Gerechtigkeit ihren Lauf lassen. Es dauerte aber sehr lange, bis endlich der Richterspruch gefällt und Herr Hickson zu 15monatlicher Haft mit Zwangsarbeit verurtheilt wurde. Das Geld übrigens blieb verloren. Mit Hiob sich tröstend und Gott für alle Bewahrung dankend trat unser Freund seine Rückreise an, nachdem er kurz zuvor noch die schmerzliche Nachricht vom Tode seiner alten Großmutter erhalten.

Sonderbare Fische.

Von J. G. Schaal.

Der Mensch besitzt einen ungeheuren Forschungstrieb. Er möchte gern Alles sehen, hören und wissen, was in dieser Welt ist und geschieht. Dieses Verlangen ist so stark bei ihm, daß er vor keiner Gefahr zurückschreckt, wenn er hoffen darf, etwas Neues zu entdecken und besonders, wenn ihm dabei noch ein erheblicher Gewinn in Aussicht steht.

Diesem Forschungstrieb ist es zuzuschreiben, daß wir heute bereits mit der ganzen Welt bekannt sind, ohne selbst überall gewesen zu sein.

So umfassend waren die Handels- und Entdeckungsreisen der Vergangenheit, daß wir nicht blos mit dem Festlande und seinen Bewohnern, sondern auch mit allen Gewässern der Erde und der in denselben sich tummelnden Thierwelt fast eben so bekannt sind, als ob wir sie selbst gesehen und beobachtet hätten.

Wenn ein Reisender oder Seefahrer zuerst eine neue Entdeckung über irgend einen Gegenstand machte, so folgten ihm sofort Gelehrte, welche das Entdeckte näher prüften und alle möglichen Erkundigungen über dasselbe einholten. Das Resultat ihrer Forschung schrieben sie sodann nieder, und auf diese Weise wurde ihre Forschung nach und nach immer mehr Gemein-

Digitized by Google

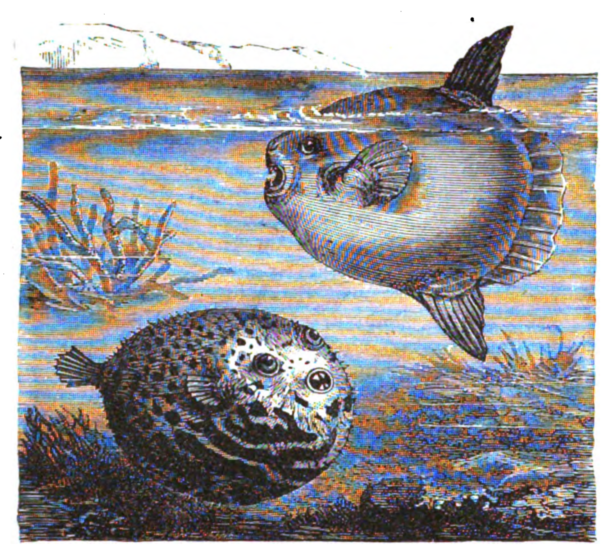


Fig. 1. Der Falaha. Der Mondfisch, Meermond oder Sonnenfisch.

gut der Welt, indem der Buchdrucker das Niedergeschriebene durch den Druck überallhin zu verbreiten suchte. Auf diese Weise kam es, daß vor einigen Jahren eine Jugendschrift unserer Kirche im Stande war, sogar mehrere Artikel über sonderbare Fische unserer Meere und Gewässer zu bringen, von welchen wir auch hier die Abbildungen mit einer kurzen Beschreibung wiedergeben.

Fische, von welchen wir in diesem Artikel reden wollen, stehen auf der untersten Stufe der höchsten Thierklasse, den Wirbel= oder Rückgrat=Thiere. Der Grad der Wirbelthiere richtet sich meist nach der Masse des Gehirns, der Schärfe der Sinne und der Vollkommenheit der Leibesglieder.

Beim Fisch treffen wir alle diese Vorzüge am wenigsten ausgeprägt, was ihr an seinem flachen Schädel, dem fast spindelförmigen Leibe mit mangelhaften Gliedern und geringem Sinn wahrnehmen könnt. Jedoch sein ganzer Körperbau eignet sich vorzüglich für seine Lebensweise; und außer dem Geruchs= und Gesichtssinn, hat er kaum einen Gebrauch für die übrigen unserer fünf Sinne.

Obgleich aber der Fisch auf der niedrigsten Stufe der Wirbelthiere steht, so hat ihm Gott dennoch einen wunderbaren Leib gegeben, und unter seinen Geschwistern eine solche Mannigfaltigkeit geschaffen, daß sie in den verschiedensten und buntesten Gestalten durcheinander wogen, und eine Wunderwelt vor unseren Augen bilden.

Ohne uns jedoch weiter auf den inneren oder äußeren Bau des Fisches einzulassen, wollen wir einige der außerordentlichsten und sonderbar aussehendsten Fischgattungen näher ansehen.

Auf dem ersten Bilde findet ihr zwei plump aussehende kleine Fische, welche zu der Klasse gehören, die von den Gelehrten Plectognathi genannt werden, d. h. Haftkiefer, weil ihre obere Kinnlade fest unter einander verwachsen ist, also im Kopfe unbeweglich haftet.

Die Haftkiefer werden in zwei Familien getheilt, Harthäuter und Nacktzähner. Nacktzähner, zu welchen die beiden Fische (Fig. 1) gehören, haben statt der Zähne einen elfenbeinernen Ueberzug auf der Kinnlade, welcher sie in den Stand setzt, Muschelthiere desto besser zu zermalmen.

Einige Gattungen dieser Fische haben das

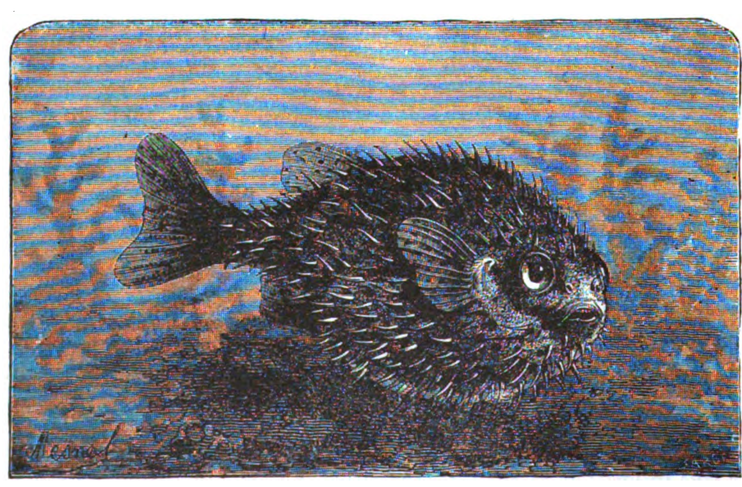


Fig. 2. Igelfisch.

Digitized by Google

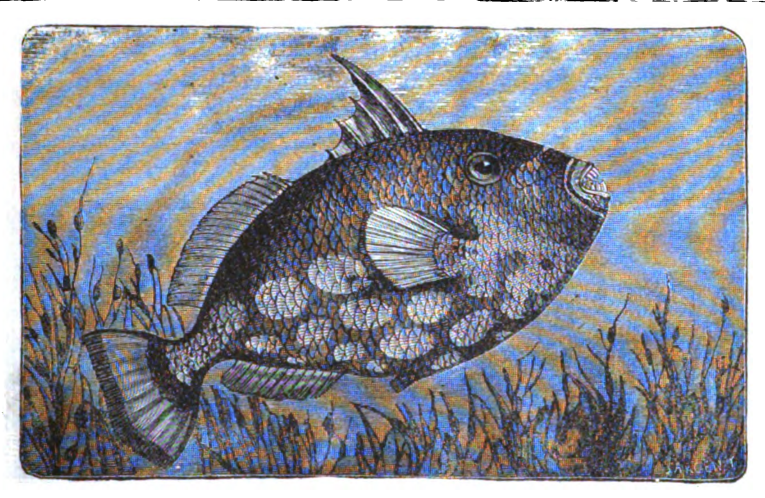


Fig. 3. Altweiberfisch.

Vermögen, Luft einzusaugen und sich dermaßen aufzublähen, daß sie eine kugelförmige Gestalt gewinnen. Fängt man sie aber, so lassen sie die Luft wieder aus ihrem Kopf ausfahren, wodurch sie einen knurrenden Ton hervorrufen. Ihr Fleisch soll schleimig und wenig geschätzt sein; das mancher Arten sogar zu gewissen Jahreszeiten giftig.

Der Fisch links auf dem Bilde wird von den Arabern Fahaka und von den Gelehrten Tetrodon genannt. Der letzte Name bedeutet so viel als vierzahnig, weil seine Kinnladen vorne einen senkrechten Einschnitt haben, wodurch sie das Aussehen als viertheilig gewinnen. Er lebt an der Nordküste Afrikas, und steigt öfter den Nil hinauf, welcher ihn bei seinen Ueberschwemmungen nicht selten über die Ufer auf's Land wirft. Die Haut dieses Fisches ist dicht mit kleinen Stacheln besetzt, die ihn gegen die Angriffe seiner Feinde schützen. Seine Farbe ist schön und lebhaft, und seine Augen sitzen weit oben gegen den Rücken hin. Er besitzt das Vermögen, sich aufzublähen, was ihm auf dem Bilde seine kugelförmige Gestalt verleiht.

Der Mondfisch, auch Meermond oder Sonnenfisch genannt, ist ein Verwandter des Fahaks, und hat diesen Namen von seiner scheibenförmigen Gestalt, der Silberfarbe und dem Vermögen, in der Nacht zu leuchten. Brehm nennt ihn in seinem Thierleben einen absonderlichen Fisch, „ungemein kurz mit zusammengedrücktem Rumpf und hohem, spitzen Rücken.“ Er lebt am häufigsten im Mittelmeer. Wegen seiner Größe und Stärke soll er meist mit der Harpune gefangen werden. Er wiegt zuweilen 300 Pfund, und sein Fleisch soll besonders von Schiffern gesucht sein.

Der Igelfisch, Fig. 2, gehört ebenfalls zu

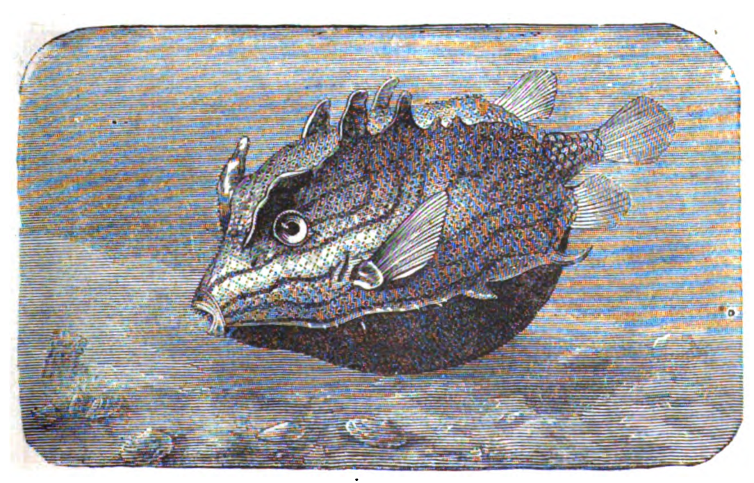


Fig. 4. Kofferfisch.

Digitized by Google

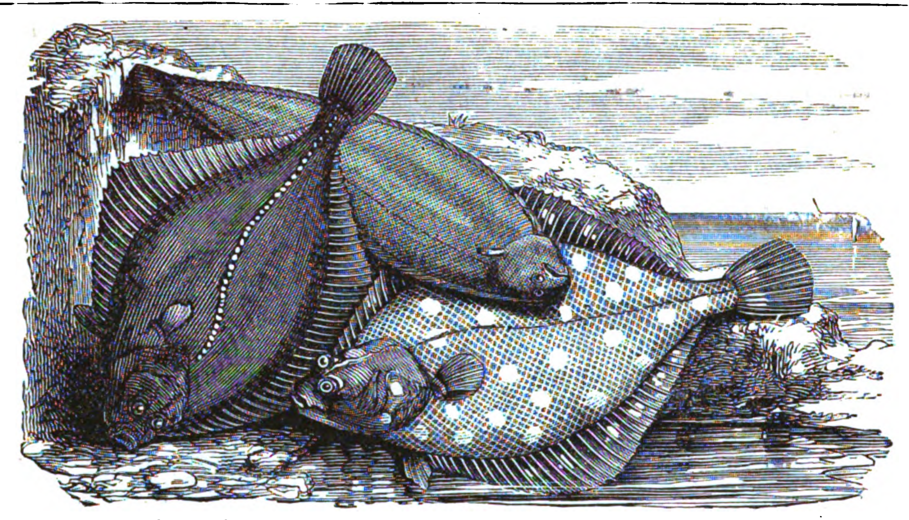


Fig. 5. Flunder, Zungenscholle, Goldbutt. (Flachfische oder Seitenschwimmer.)

den Haftkiefern, und sieht dem Fahak ähnlich, unterscheidet sich jedoch von diesem dadurch, daß seine Kinnladen ungefurcht und seine Stacheln viel länger und stärker sind, als die des Fahaks. Uebrigens besitzt er ebenfalls das Vermögen, sich aufzublasen und seine Stacheln gegen Feinde auszuspreizen.

Fig. 3 ist ein Hornfisch, welcher der zweiten Familie der Haftkiefer angehört. Diese zeichnen sich vor den Nacktzähnern dadurch aus, daß sie wirkliche Zähne haben. Ihre Haut ist rauh und mit harten Schuppen oder eckigen Knochenstücken besetzt. Der Altweiberfisch, wie man diesen nennt, wird im indischen Meer gefunden, in welchem er ein geselliges Leben mit seinesgleichen führt, und sich durch seine brillante Farbe auszeichnet. Seine harten Schuppen, welche seinen Körper bedecken, bilden einen fast undurchdringlichen Panzer, der ihn vor seinen Feinden bedeutend schützt.

Der Kofferfisch Fig. 4 bildet wieder eine andere Abart der Haftkiefer und hat einen vierschrötigen ungestalteten Leib. Anstatt mit Schuppen, ist er mit einem wirklichen Knochenpanzer versehen, aus welchem nur die Kiefer, der Schwanz und die Flossen frei hervorragen. Er lebt ebenfalls im wärmeren Meere und wird höchstens zwei Fuß lang, während einige Fische

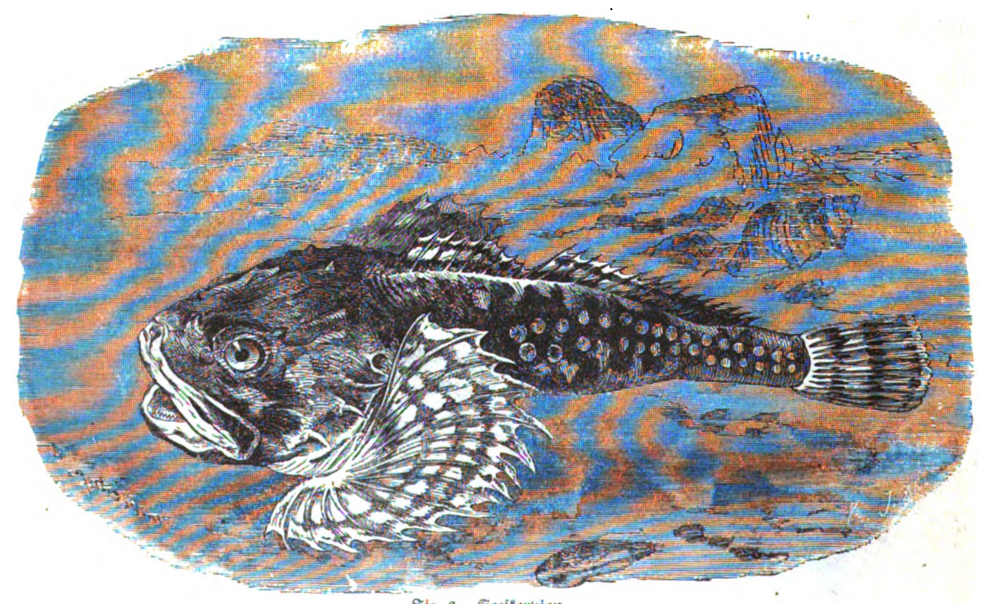


Fig. 6. Seeskorpion.

Digitized by Google

dieser Art als giftig betrachtet werden, sind andere von den Amerikanern als eine Delikatesse gesucht.

Der Seeskorpion, Rothfeuerfisch und Sattelknopf gehören der Ordnung Stachelflosser an. Diesen Namen haben sie wegen ihrer großen und stachelförmigen Flossen. Einige dieser Fische sind mit ihren großen Flossen im Stande sich über das Wasser zu erheben und auf eine kurze Strecke zu fliegen. Bei diesen Fischen scheint oft das Häßliche mit dem Schönen in ihrem äußeren Erscheinen eigenthümlich vereinigt zu sein, wie z. B. beim Rothfeuerfisch, dessen prachtvolle Farben eigenthümlich abstechen. Der Körper dieses Fisches ist so recht spindelförmig und der vordere Theil bedeutend dicker im Verhältniß zum Schwanze als bei andern Fischen. Er wird gewöhnlich 1 Fuß lang, ist sehr gefräßig und der Brut edlerer Fische höchst schädlich. Diese Art Fische sollen sogar den Fischerleuten ihrer Gefräßigkeit wegen verhaßt sein, da sie immer bereit sind sich ködern zu lassen, jedoch dem Angler für seine Mühe keinen Ersatz bieten. Man findet diese Art bereits in allen Meeren.

Welche häßliche Fische sich unter dieser Gattung befinden, beweist der Sattelknopf, welcher seinen Namen von der sattelartigen Erscheinung seines Kopfes erhalten hat.

Flachfische, Schollen oder Seitenschwimmer gehören der Ordnung der Weichstrahlenflosser an, und haben ihren Namen daher, weil sie nicht wie andere Fische mit dem Rücken nach oben schwimmen, sondern immer auf der Seite liegen. Ihr Körper ist zusammengedrückt, unregelmäßig von Gestalt, mit beiden Augen auf einer Seite. Nur diese Seite ist gefärbt, auf welcher die Augen sitzen, und welche nach oben gekehrt ist. Sie bewohnen das Meer und leben meist reihenweise auf dem Boden in der Tiefe. Diese Fische sollen ein sehr träges Leben führen; aber in Folge ihres flachen Körperbaues dennoch im Stande sein, ihre Nahrung auf eine leichte Weise zu gewinnen, da sie andere Thiere, von denen sie leben, durch ihre unscheinbare Gestalt täuschen. Aber in Folge ihrer eigenthümlichen Gestalt können sie ihren Feinden ebenso geschickt unbemerkt entgehen. In dieser Hinsicht bilden sie die Opossums der Meere, welche sich bei der Gefahr wie todt auf den Boden legen.

Die bekanntesten Flachfische der Ver. Staaten sind die Flunder, welche in großer Anzahl an Werften und von Brücken aus geangelt wer=

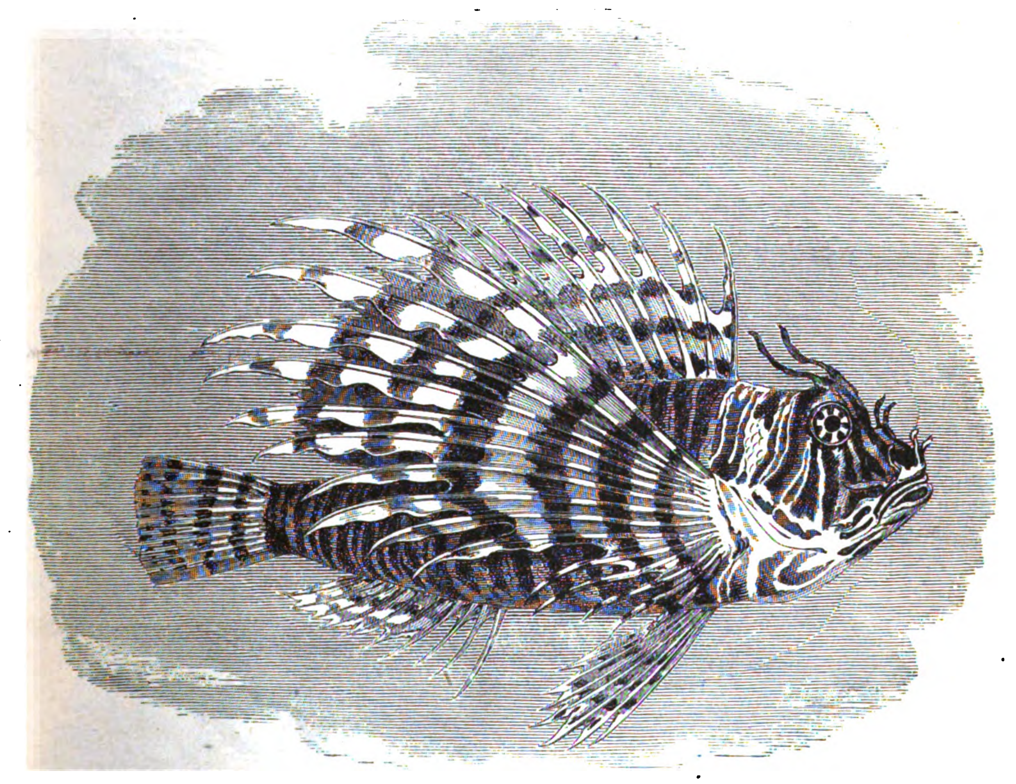


Fig. 7. Rothfeuerfisch.

Digitized by Google

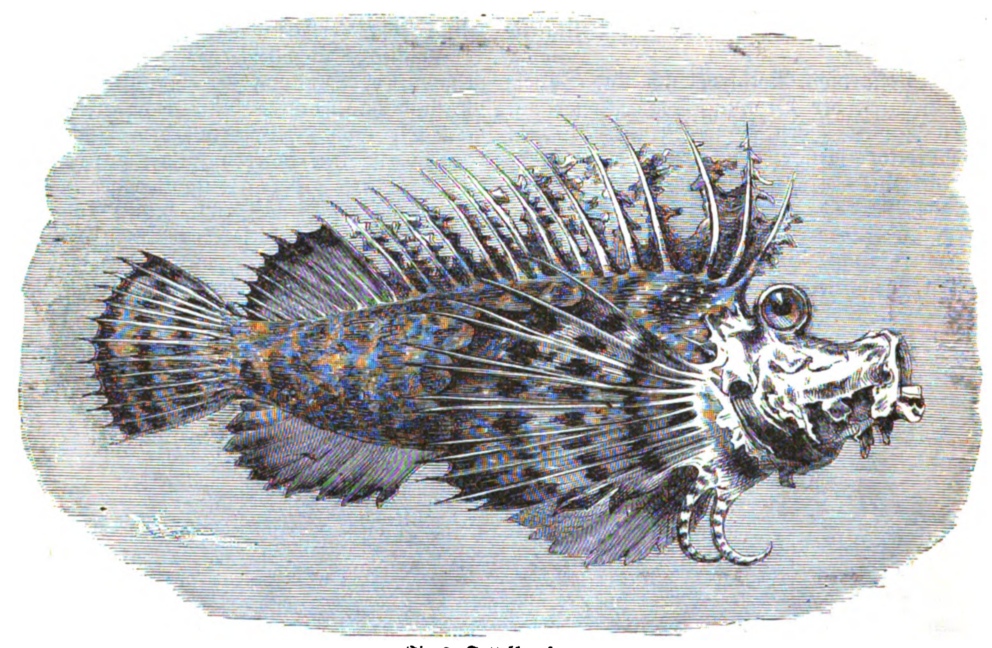


Fig. 8. Sattelknopf.

den. Sie erreichen eine Größe von 8 bis zu 20 Zoll Länge und ein Gewicht von einem halben bis zu drei Pfunden.

Schollen und Butten findet man an der europäischen Küste, wo sie meistens nur mit Netzen gefangen werden und eine beliebte und gesuchte Speise der Engländer bilden.

Es sollen alljährlich vier hundert Tausend Dollars werth Butten nach Großbritannien allein eingeführt werden.

Der Seeschmetterling hat seinen Namen von der Aehnlichkeit seiner zierlichen Flossen mit den Flügeln eines Schmetterlings, und gehört den Schleimfischen an; ist nur bei drei bis vier Zoll

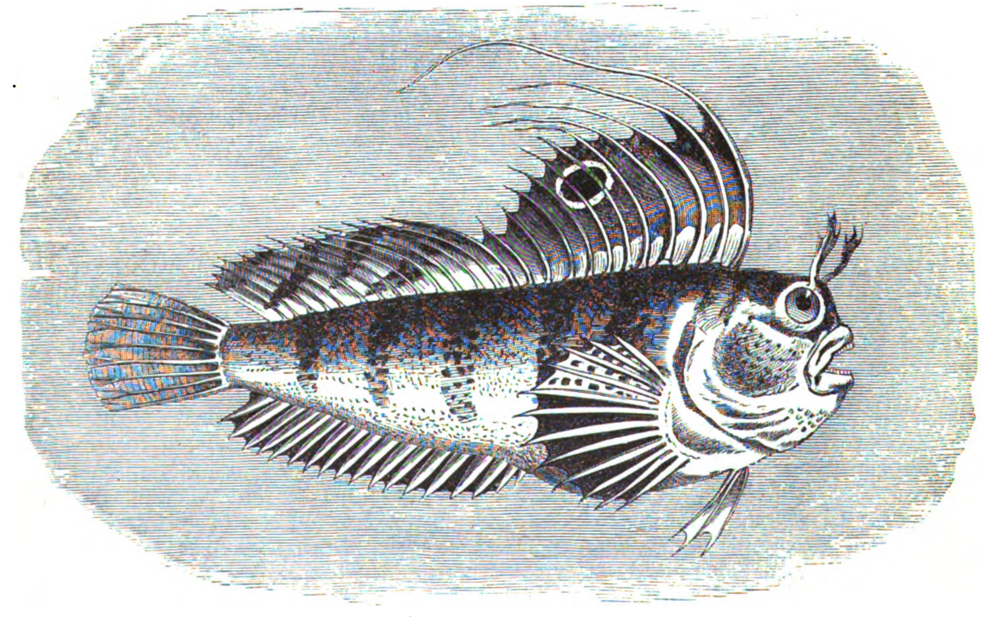


Fig 9. Seeschmetterling.

Digitized by Google

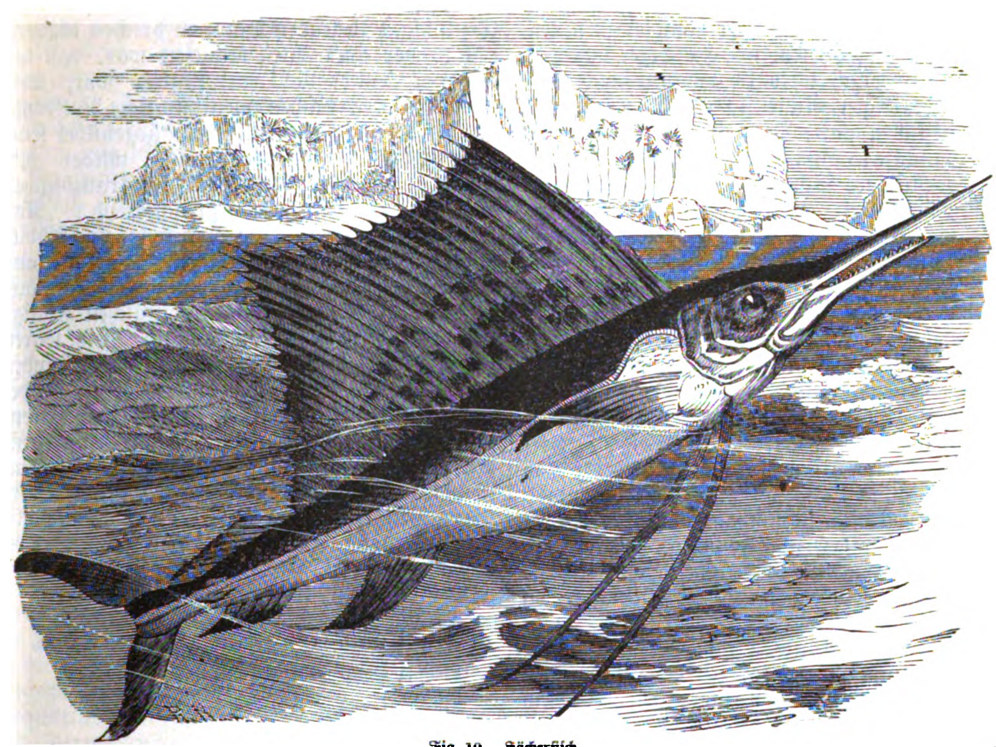


Fig. 10. Fächerfisch.

lang und bewohnt das Mittelmeer. Schleimfische halten sich meistens in kleineren Truppen zwischen Uferklippen auf, und können längere Zeit im Trockenen leben. Ihren Namen verdanken sie der schleimigen Haut ihres Körpers.

Der merkwürdigste aller Schleimfische ist ohne Zweifel der Meereswolf. Derselbe erreicht eine ungeheure Größe und ist mit einem furchtbaren Gebiß versehen; er ist sehr verwegen und gefräßig, und wenn gefangen, höchst desperat. Er

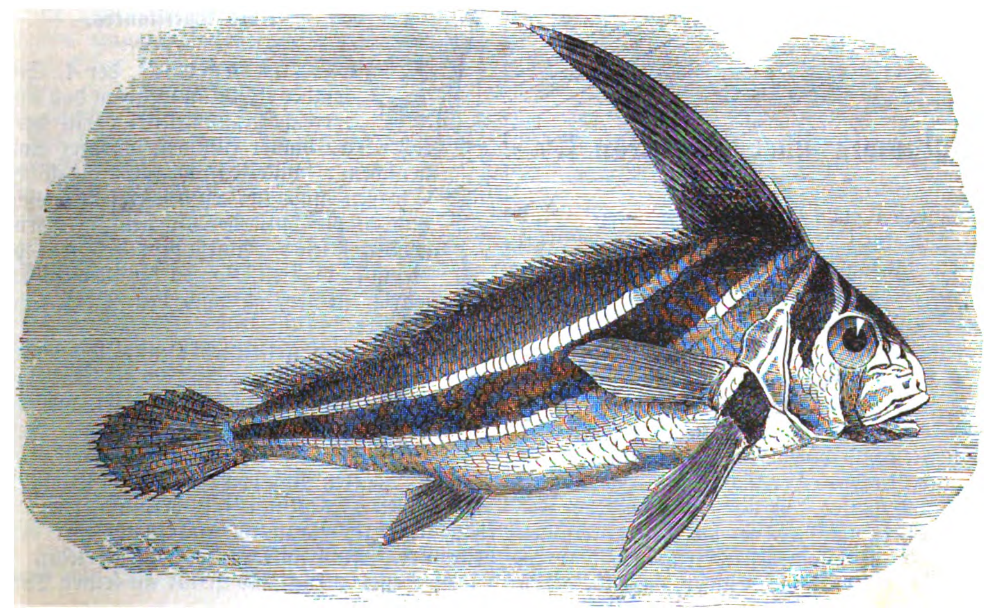


Fig 11. Ritterfisch.

Digitized by Google

soll sich oft in die Fischernetze auf die gefangenen Fische stürzen, um seinen Heißhunger zu stillen, und, wenn angegriffen, wie ein Tiger kämpfen.

Der Fächerfisch wird so genannt wegen seiner fächerartigen Rückenflosse und gehört den Schwertfischen an. Der gemeine Schwertfisch wird zwischen 15 bis 20 Fuß lang, dessen degenartig vorstehende Schnauze eine furchtbare Angriffswaffe bildet. Er soll sogar Wallfische damit angreifen und im gewaltigen Schwunge Fischerkähne durchbohren. Das Fleisch der Schwertfische wird in manchen Gegenden sehr gesucht, weßhalb Fischerleute gerne Jagd auf ihn machen. Sobald der Wächter im Mastkorbe einen solchen entdeckt, gibt er das Zeichen zu seiner Verfolgung, worauf die Fischer in kleinen Booten die Jagd beginnen, um ihm mit geschickter Hand den Harpun ins Fleisch zu treiben. Hierauf entspinnt sich ein schwerer und langer Kampf, in welchem sie oft stundenlang vom Fisch im Meer herumgezogen werden. Der letzte unserer sonderbaren Fische, der Ritterfisch, hat seinen Namen von der säbelartigen Gestalt und Haltung seiner Rückenflosse. Unter seinen Verwandten befindet sich eine Art, die sich an der Küste Georgias unten am Kiele der Schiffe aufhalten und einen solchen eigenthümlichen trommelartigen Ton von sich geben, der dem ungewohnten Reisenden fast wie Geisterspuck vorkömmt und allen Schlaf aus den Augen treibt.

Sollten wir nun durch diese kurze Skizze sonderbarer Fische auch nur die Aufmerksamkeit junger Leser für Gottes Wunderwerke im Meer geweckt haben, so glauben wir, ihnen damit einen nicht unbedeutenden Dienst geleistet zu haben.

Volkswitz über Napoleon I.

Napoleon I., von dem der geistreiche Friedrich Wilhelm IV. von Preußen als Kronprinz einmal sagte:

„Er bürstete die Fürstenkinder
Und fürstete die Bürstenbinder,"

war eine so imponirende geschichtliche Größe, daß seine deutschen Gegner zwar mit flammendem Haß gegen ihn redeten und schrieben, die Waffe des gemüthlich-scherzenden Witzes aber als unzureichend einem solchen Manne gegenüber fallen ließen. Der Ton, mit dem man in Deutschland später den Neffen behandelte, der im Busch herumkraucht, der die Stiefel kommen ließ, die vordem sein Onkel trug ꝛc., war bei diesem Onkel ehemals weniger passend. Erst als das Gottesgericht in Rußland den über Deutschland liegenden Bann zu brechen begann, als es vor aller Welt bewiesen war, daß der mächtige Kaiser nicht unbesiegbar war, lebte auch der den Deutschen eigenthümliche Volkswitz, der auch dem gehaßten Feinde gegenüber seine Gutmüthigkeit nicht verleugnet, wieder auf. Die vier N auf den Rockschößen der französischen Soldaten erklärte man jetzt scherzend: „Nur Nicht Nach Norden!" Es zirkulirte eine Abbildung, welche ein Schreibzeug darstellte, aus dessen Tintenfaß der Kopf Napoleons und aus dessen Sandbüchse der des preußischen Königs Friedrich Wilhelms III. heraussah. Beide waren sich zugekehrt. Unter Napoleons Kopf standen die Worte: „Steckte ich nur nicht so in der Tinte, so würde ich dich schon aus deiner Streusandbüchse herausjagen!" — Bei dieser Gelegenheit sei auch noch ein lateinisches Akrostichon auf Napoleon mitgetheilt, welches ungefähr in derselben Zeit entstanden sein muß und den völligen Untergang des „Völkerschlächters" voraussagt:

Nihil eram,	Nichts war ich,
Augustus factus sum,	Kaiser wurde ich,
Populorum carnifex.	Ein Schlächter der Völker.
Orbem turbavi,	Den Erdkreis habe ich verwirrt,
Libertatem suppressi,	Die Freiheit unterdrückt,
Ecclesiam destruxi,	Die Kirche niedergerissen.
Omnia fui,	Alles — bin ich gewesen,
Nihil ero!	Nichts — werde ich sein.

Im belagerten Paris.

Aus dem Tagebuche R. Shepherd's, eines Amerikaners.

Ein Sonntag war's, der 4. September 1870, an welchem das Kaiserreich zusammenfiel. Ein herrlicher Tag, blauer Himmel, warmer Sonnenschein; und da wogt's durch die Straßen und in den Gesetzgebungssaal und in die Tuilerien mit dem durchdringenden Rufe: „Absetzung! Es lebe die Republik!" Von Morgen bis in die Nacht war's ein Festtag nach dem Herzen der Pariser.

Aber die Eitelkeit lebt unaustilgbar fort. „Diese Unfälle sind das Beste, was uns zustoßen konnte. Geben Sie acht, wie wir mit diesen Preußen fertig werden. Jetzt erst machen wir uns recht auf. Wir treiben sie über die Vogesen und den Rhein nach Berlin!" Schon gut. Es klingt fast heroisch, was der kleine lebhafte Mann im Kaffeehaus mir vordeklamirt. Nun sinkt er so selbstzufrieden in seinen Sessel zurück und trinkt an seiner Tasse

Digitized by Google

weiter. Männer, die sich zum letzten Kampfe gürten, gibt's doch wenige.

19. Sept. Der letzte Zug nach Orleans ist abgefahren, die letzten Briefe von der Post sind vertheilt. Ich wollte noch telegraphiren, aber „Draht abgeschnitten," sagte der Beamte achselzuckend und schloß das Bureau ab.

Da wollte ich doch sehen, wie Paris sich in die Lage finde, und durchwandelte bei Nacht den Lustgarten. Paris findet sich ganz lustig in die Lage. Der Garten war gesteckt voll, man tanzte, trank, rauchte, schwatzte. „O, nein, mein Herr! keiner von diesen Kosacken wird lebendig zurückkehren!" sagte mir ein liebenswürdiger Herr, und warf sich in den nächsten Strudel von walzenden Paaren.

Der Nächste, dem ich begegnete, war „der alte Hugenott," ein ächter Puritaner.

„Ha! dies sieht nicht darnach aus, als bereite sie sich auf den Tag ihres Gerichts? Oder?"

— „So glauben Sie also, daß ein Gericht naht?" —

„Gewiß, gewiß! Der Herr hat einen mächtigen, starken Arm, der wie ein Sturmwind das Land zu Boden werfen wird mit seiner Krone des Hochmuths. Fünfzig Jahre habe ich verlebt in der Erwartung dieses Tages. Ich bin umhergegangen in dieser sichern Stadt, niedergedrückt vom Gefühl ihrer schauerlichen Schande und Verwesung. Sehen Sie, wie sie tanzen am Rande des Abgrunds! Nichts wird sie aufwecken als der grimmige Zorn des Allmächtigen, wenn er mit Feuer und Schwert sie verzehrt. 'Die Uebertreter und Sünder müssen miteinander zerbrochen werden, und die den Herrn verlassen, umkommen. Ihr Schutz wird sein wie Werg, und ihr Thun wie ein Funke, und beides mit einander angezündet werden, daß Niemand lösche.' Aber man beobachtet uns; wir müssen scheiden; wir treffen uns wieder."

Ich drehte mich noch um, als ich schied, und sah die hellen Thränen des Mitleids in den Augen des alten Hugenotten.

26. Jan. Alle Kaffeehäuser voll wie gewöhnlich und an Getränken wenigstens kein Mangel. Unverbesserliche Nipper, mußte ich denken, vielleicht ist doch dieses Nippen an ihrem Fall ein wenig schuld. Sie nippen Cognac und Absinth, nippen Wein und Kaffee, nippen Bücher und Schönheit. Sie nippen mit Messer und Gabel, und nippen auch mit ihren Chassepots und Säbeln, wie sie nippen an Spaziergängen und Arbeit.

Da begegnet mir im bombardirten Viertel wieder der alte Hugenott. Er hatte ein Kind auf dem Arm und führte ein anderes an der Hand; seine beiden Augen ruhten auf ihnen mit unbeschreiblicher Zärtlichkeit, während sein Mund vom „Gericht" flüsterte.

„Was bedeutet das, guter Freund? wie stehts?" fragte ich.

„Was wird's bedeuten, als daß wir dahinlebten in der Eitelkeit unseres Sinnes und sicher saßen. Und die Lüstin Paris sagte: ich bins und keine mehr; ich werde keine Wittwe sein noch kinderlos werden. Aber plötzlich auf einen Tag sind ihr diese beide gekommen, Witwenschaft und Kinderlosigkeit."

„Ich sage dir, es kommt alles vom Widerruf des Edikts von Nantes her. Meine Voreltern werden sich freuen, wenn sie auf dieses Gericht herabschauen dürfen. Was da alles herumläuft, das ist nicht des Herrn Volk. Ihr Bischof von Orleans hat wenigstens darin recht, wenn er sagt: „sie haben fast alle aufgehört, die Wahrheit zu sprechen." Sie vertrauen auf das Eitle und reden Lügen. Wir harren auf das Licht, siehe so wird es finster; auf einen Schein, siehe so wandeln wir im Dunkeln. Wir tappen nach der Wand wie die Blinden, und stoßen uns im Mittag als in der Dämmerung."

„Steh fest in der Wahrheit des Gottes der Schlachten, mein Sohn, und du wirst Frieden haben mitten im Krieg. Halte, was ich dir sage. Der Krieg ist ein gewaltiger Arbeiter für die Wahrheit auf Erden. Heere sind des Herrn Dreschflegel, damit drischt er die Völker, vom Norden her. Von Mitternacht soll ja das Unglück ausbrechen über Alle, die im Lande wohnen. Sie werden kommen und setzen ein Jeder seinen Thron am Eingang der Thore von Paris. (Wieder eine Bombe in der Nähe!) Aber ich muß die armen Kinder da von diese Stätte weg in Sicherheit bringen."

Damit eilte er aus der gefährlichen Straße und verschwand bald meinen Blicken.

Am 23. Sept. war's, daß der Erzbischof von Paris an alle Mauern anschlagen ließ: „Herr Pfarrer, da der Maire von Paris an allen öffentlichen Gebäuden das Motto: „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" erneuern läßt, bitte ich Sie, dem damit beauftragten Hrn. G. B. an die Hand zu gehen, soweit sich seine Arbeit auf die Kirchen bezieht."

Ich sah nun zu, wie die Arbeiter sich mit der Entweihung der Notre-Dame-Kirche zu schaffen machten. Da weckte mich aus meiner Träumerei eine Hand, die sich mir auf die Schulter legte, und eine angenehme Stimme sagte:

Schon gut! Sie wissen, das Himmelreich ist wie ein Netz, das ins Meer geworfen wird. Es muß mit der Fluth nachgeben, sonst würde die Strömung es zerreißen; wollte es versuchen Alles zu fangen, so fänge es nichts."

So sprach ein junger, hochgebildeter Priester. Ein Mann von edler Geburt, der sein Amt so sehr liebte, daß er sein ganzes Vermögen für die Armen hingegeben hat.

Digitized by Google

„Aber," fragte ich, „setzen sie da nicht eine Grabschrift auf den alten Dom?"

„Durchaus nicht, lieber Freund! Es ist eine seichte Schrift, die keine Schlagader verletzt. Etliche Venen bluten, aber die Wunde wird bald heilen. Wenn freilich solche Bursche das Herz der Kirche erreichen könnten, würde sie sich schon lange verblutet haben."

„Natürlich hat die Kirche nicht gutwillig ihre Zustimmung gegeben?"

„Gewiß nicht! Sie giebt nach; wie ich sage, das Netz giebt nach. Unser göttlicher Meister hat sich darüber klar ausgesprochen: verfolgt man uns, so müssen wir fliehen; können wir dann wieder nachjagen, so müssen wir's thun. Diese Mauer da giebt dem Meißel nach, wie unser Wille der unwiderstehlichen Strömung. So ist die Kirche: zwar auf einen Fels gegründet, der nimmermehr nachgiebt, aber was darauf gebaut ist, hat eine elastischere Art. Der Fels steht fest, das Haus muß von Regen und Wind sich mißhandeln lassen."

Er ging weiter, und ich hörte einen Arbeiter sagen: „Der gute Vater haßt unser Geschäft so grimmig, als wir ihn hassen. Der Himmel lasse bald den Tag anbrechen, an dem es keine Priester und Kirchen mehr giebt!"

Es war Abend, und die Kirche sah mich traurig an mit der halbvollendeten Aufschrift über der Leiter: "Liberté, Egal—". —

Was mir immer stärker aufstößt, ist die Unwissenheit der Menge. Es giebt hier sehr gelehrte, sehr einsichtige Männer, aber sie ragen in einsamer Größe. Die niederste Klasse kann nicht lesen, die höchste will nicht lesen und die Mittelklasse fühlt kein Bedürfniß zu lesen. Was aber gelesen wird, bliebe lieber ungelesen. Denn wie breit macht sich jetzt das Laster! Nirgends sah ich noch solche Bilder, wie sie hier in allen Straßen verkauft werden, und keines der Soldatenlieder kann in anständiger Gesellschaft gesungen werden. Spreche ich darüber mit meinen französischen Freunden, so zucken sie die Achseln und sagen: Wir wollen keine Tugendbilder sein wie ihr Angelsachsen, ihr seid halt Heuchler! Und überall hört man rühmen, wie Frankreich weiß von Unschuld sei, Napoleon III. aber schwarz und voller Schuld! Napoleon ist's, sagt man mir, der dem Volk das Lesen verboten und entleidet hat. — Wie, frage ich, binnen achtzehn Jahren? — Ich ahne, was dahinter steckt; das Bibellesen hat man so stark gefürchtet und verpönt, daß alles Lesen fast aufgehört hat.

Nach längerer Beobachtung glaube ich aber sagen zu dürfen: die Weiber sind hier im Ganzen den Männern überlegen. Jene haben mehr Verstand, mehr Muth, mehr Thatkraft; sie haben mehr Religion und Tugend als die Männer, und sinken selten so tief wie diese. —

Der Schreckensschrei: „Eine Feuersbrunst!" rief Alles auf die Straße, und wie ichs erblickte, mußte ich mir doch sagen, ein so blutrothes Nordlicht habe ich noch nie gesehen. Denn es war nur ein Nordlicht. Es gestaltete sich allmählich zu Fingern, und siehe da! — eine rothe Hand streckt sich über Paris.

„Mon dieu, 's ist Bismarcks blutige Hand!" sagte ein junger Mobilgardist zu seinem Kameraden. „Oder des Schicksals Hand?" erwiderte dieser und lachte. Doch zuckte es ihm stark um die Lippen. Wie ich mich über den sichtlichen Graus der Umstehenden verwunderte, sagte mir ein Offizier: „Ach, Sie wissen doch, unser gemeines Volk ist gewaltig abergläubisch." Da entgegnete ein Arzt: „und nur ungemeine Leute sind nicht abergläubisch. Ich wollte, ich hätte mehr davon, so fände ich mehr Seelenfrieden. Lieber das, als gar nichts. Aberglaube gehört einmal zur Religion, und ohne ihn giebts keinen Glauben."

Da fragte ich eine alte Verkäuferin: „Sie sind doch nicht abergläubisch?" — „Durchaus nicht, mein Herr." — „Aber wie sehen Sie denn das an?" — „'s ist Blut, Monsieur, Blut! Die heilige Gottesmutter ist doch vielleicht ärgerlich über das arme Frankreich." Eben ging ein vornehm gekleideter Herr vorbei, schaute lang an den Himmel, und sagte ernst: „Das ist das Blut, das noch in Paris vergossen werden wird."

Alte Herren aber, die hören, wie schlecht sich da und dort die Vertheidiger geschlagen haben, brechen in Strafreden aus: „Es ist kein Blut und kein Leben mehr in Frankreich; lauter Weichlinge und Feiglinge! Armes Land, du bist verloren! Sobald der Krieg vorüber ist, ziehe ich in die Schweiz — nach Amerika — lasse mich naturalisiren und leugne bis zu meinem letzten Athemzug, daß ich ein Franzose bin."

6. Nov. Nun hörte ich auch einmal die Rede eines protestantischen Predigers. Alphonse Coquerel eröffnete damit eine musikalische Unterhaltung, welcher eine Sammlung für die Verwundeten folgen sollte. „Mendelssohn und die Reformation," war sein Thema. Er begann: „Während die Deutschen uns mit ihrer Artillerie einschließen und ihre riesigen Kruppkanonen herbeischleppen, uns zu beschießen, was thun wir hier? Wir spielen ihre Musik (Gelächter). Ihr kamet ja, die großen Werke eines Beethoven, Weber und Mendelssohn zu hören — und alle drei sind ja Deutsche! Ist dies nun eine Untreue gegen unser Vaterland, womit wir uns zu Mitschuldigen machen an dem Verbrechen derer, die es so grausam angegriffen haben? Durchaus nicht. Diese großen Todten sind nicht unsere Feinde; das Gebiet des Idealen, worin sie uns einführen, kennt keine Grenze. Ihre un-

Digitized by Google

sterblichen Werke sind ein Theil des allgemeinen Erbguts der Menschheit" 2c.

Alles recht nett gedacht und schön gesprochen, aber doch kein zündendes Wort, wie ich's hier wünschte. Mendelssohns besondere Gaben wurden geschildert, und für die größte derselben galt, daß er ein „warmer und bescheidener Christ gewesen sei." Die wohlgedrechselten Phrasen trafen weder tief noch scharf in die Herzen. Und wie er nach der Musik die Bedürfnisse der Verwundeten hervorhob, meinte er: „Seid ihr eingegangen in den Geist der eben gehörten Melodieen, so werdet ihr durch edle Rührung zu einem patriotischen Drang euch aufschwingen, von dem unsere Verwundeten Nutzen ziehen werden. Bleiben unsere Ambulancen und Betten vernachlässigt, so sind wir nicht mehr Menschen, sind nicht mehr Franzosen" 2c. Ungeheurer Beifall erstickte die Stimme des Redners; aber mir schien, ein Prophet ist hier nicht mehr zu finden.

Zwar der Priesterfreund Veuillot versucht es auch, in seinem Blatt (Univers) je und je den Propheten zu spielen. Da liest man: „Hinfort sei die schwarze Fahne, die auf den Mauern von Paris weht, die Flagge Frankreichs bis zum Tag der Auferstehung! Möge dieses Banner vor Gott das Sinnbild unserer Buße sein, vor der Menschheit aber das Sinnbild unserer Entschlossenheit, das Vaterland nicht zu überleben!" Allein die rhetorischen Phrasen sind doch nur ein starkes Getränk, das die Menschen unfähig macht, vernünftig zu denken und zu handeln. Was hat man davon?

Am Tage des großen Ausfalls, 30. Nov., ging ich mit einem Freund nach Champigny, um den Verwundeten Hilfe zu bringen. Das schauerliche Getöse hat etwas von bezaubernder Kraft: es ist, wie wenn die Seele sich mit der grausigen Majestät des Kampfes erhöbe. Das unermüdliche Corps unter der Genfer Flagge durchsuchte Gebüsch und Häuser nach den Verwundeten. Die Leichtverwundeten mögen hie und da Schmerzenslaute von sich geben; die Tödtlichstgetroffenen klagen am wenigsten. In Wahrheit ist auf dem Schlachtfeld fast nichts zu hören, als das Getöse des Kampfes selbst. Je und je ein Kommandoruf, aber im Ganzen wird alles schweigend ausgerichtet; das Marschiren, Vordringen, Zurückweichen, Verwundete aufheben, selbst die Flucht, Alles hat einen gedämpften Ton. Mir scheint die Schlacht sowohl in ihrem Lärm als in ihrem Schweigen etwas ganz Einziges zu sein.

Da haben denn die Ambulancekorps alle ihre Hände voll zu thun.

Die Verwundeten sterben übrigens schnell weg, wie sorgfältig man sie auch behandelt. Zu allen Tagesstunden, in jeder Kirche kann man das Todtenamt über viele Särge beten hören, und wie geht es vollends im Grand Hôtel her! Von den Amputirten stirbt daselbst immer mehr als ein Fünftel, und von zehn, die hineingetragen werden, kommt nur einer lebendig heraus.

Im letzten Ausfall sind auch mehrere „Brüder der christlichen Lehre" gefallen, die vorzugsweise die Verwundeten zurücktragen. Ich mußte die Ruhe und Sorgfalt bewundern, womit sie die Fallenden mitten unter dem Feuern auflasen und trugen. Soldaten und Offiziere gestehen, daß dazu mehr Muth gehört, als zu ihrem eigenen Vorwärtsstürmen; denn nach der ersten Salve sei man wie außer sich, und wenn man aus der Schlacht komme, fühle man sich wie beim Genesen von einer Hirnentzündung oder von einem Schlag über den Kopf. —

5. Dez. Eine kalte Mondnacht schließt diesen Sonntag. Wie viele traurige Gesichter ich in der Madeleinekirche sah! Auch Soldaten waren da, fast lauter Bretonen. Die lassen sich leicht von Franzosen unterscheiden, denn beim Gebet steht der Bretone wie festgewurzelt und blickt weder rechts noch links. Alle Pariser lachen und witzeln über ihn, weil er so fromm ist und zur Messe geht. So wird auch Trochu verspottet, weil er in die Kirche gehe und nicht gegen die Preußen. Laut und bitter klagen die Soldaten über jenen Offizier, der sie zum Kirchenbesuch auffordert.

Ich wohnte dem Begräbniß des tapfern Generals Renault bei, das mit großer Pracht im Invalidenhaus gefeiert wurde. Als er schon röchelte, fragte ihn noch eine der Schwestern: „Sollen wir für Sie beten?" — „Betet für Frankreich!" war seine Antwort. Die Rede des Erzbischofs ließ mich kalt. Nicht eine Predigt habe ich noch gehört, die das Volk begeistern könnte. Ist es nicht wunderbar, daß Niemand das Wort spricht, das Jedermann sich eigentlich zu hören sehnt? Kein Erzbischof, Priester oder Prediger, Katholik oder Protestant hat bis jetzt ein öffentliches Wort gefunden, das der Sachlage oder dem Bedürfniß entspräche. —

Welch ein Christtag! Der Thermometer auf Null, ahnungsvolle Stille in der Stadt. Tausende liegen im Bett, um Nahrung und Feuerung zu sparen; denn Brod und Kohlen sind zu Ende. Hunderte von Soldaten erfrieren in der Nacht, und die Ueberlebenden schimpfen auf ihre Offiziere, auf die Regierung, auf Jedermann, die Gottheit nicht ausgeschlossen. Pferdefleisch wird selten, das Gas ist aus. Eine Katze kostet 15, ein Hund 50, eine Ratte 2 Franken. Im Spital aber sinken sie dahin wie Fliegen; keiner darf sich dort in den Finger schneiden, sagt man, wenn er die Thüre noch lebendig erreichen will; die Pocken raffen 400, das Nervenfieber 220 in der Woche dahin. Ich komme mir schrecklich einsam vor:

Digitized by Google

Im Jan. 71. Das Hauptvergnügen jetzt ist — dem Bombardement zuzuschauen. Alt und Jung, Weiber und Knaben, alle werden unwiderstehlich angezogen von den ungeheuren Geschossen, die auf uns hereinfliegen. Bald werden wir heiter, bald entsetzt. Sobald das eigenthümliche Zischen und Knurren der Bombe vernehmbar wird, fällt Alles auf das Angesicht. Da gleicht denn das Boulevard St. Germain gar oft einem muhammedanischen Marktplatz zur Stunde des Gebets. Noch nie hat das Pflaster von Paris so viele Niederwerfungen — vor Gott und Menschen — erlebt, als in diesen Tagen! —

Als ich (21. Jan.) in eine Kirche trat, wo eine Leichenfeier vor sich ging, fand ich fünf Kindersärge aufgestellt. Der Mann, der das Weihwasser sprengte, sagte mir mit flammendem Auge: eine Haubitze von Bismarck habe sie getödtet. Wie ich hinausging, sagte mir der Mann mit dem Wedel: „Bismarck wird dafür Rechenschaft abzulegen haben," und als ich durchs Kirchenthor schritt, rief mir eine französische Dame in bitterem Tone zu: „Da haben Sie Ihren protestantischen König! O er ist so gut, so fromm!"

Als ich eine Hauswand beschaute, die eine Haubitze gewaltig durchlöchert hatte, deutete eine barmherzige Schwester mit dem Finger hin und sagte: „Das ist ein Bote vom Himmel, uns an unsere Sünde und Gottlosigkeit zu erinnern."— Ich blickte auf; ein Gesicht voll Reinheit und Andacht wars, dem diese so selten gehörten Worte entquollen.

„Ja, ja," fuhr sie fort, „Gott ist mit uns unzufrieden. Ich weiß es, o! ich weiß es. Er hat lange mit uns Geduld gehabt, jetzt aber züchtigt er. Ach, ich mußte es wieder und wieder überdenken, wenn ich Nachts am Bett der Verwundeten wachte und den entsetzlichen Krach der Bomben hörte!"

„Und hat er Sie nicht erschreckt?"

„Ach nein, Monsieur. Fürchten Sie sich vor irgend etwas, das in dieser Welt geschieht? Sicherlich, ein Kind Gottes hat keine Angst vor seinem Vater. Nein, das wars nicht. Ich fühlte nur für mein liebes Vaterland, daß Gott es mit solchem Zorn heimsuchen müsse. Ich weiß wohl, es ist Alles um unserer Sünden willen. Seit Jahren hat Paris sich gottlos aufgeführt. Man besucht die Kirchen nicht mehr wie früher, man geht nicht in den Beichtstuhl, nicht zum Morgengebet. Unglauben nnd Luxus und Nichtsthun, die sind's, welche die Seele von Paris herausgefressen haben. Darum ist ein Gericht über ihr, und das bedeutet diese Schrift da drüben."

„Wird Paris vom Gericht Nutzen ziehen? Werdens die Sünder zu Herzen nehmen?"

„Ich fürchte manchmal, sie werdens kaum thun, aber einige werdens, das weiß ich. Ja, einige habens schon gethan.

Endlich am 27. Jan. 15 Minuten nach Mitternacht der letzte Schuß vom Mont Valerien — und Paris kapitulirt.

Nie werde ich vergessen, welche Verehrung den barmherzigen Schwestern gezollt wurde in einer Stadt, die den Glauben an Gott und die Achtung vor dem Weibe beinahe gänzlich verloren hat. Ihrer 30 oder 40 starben an den Pocken, andere an verschiedenen Seuchen in den Spitälern; wenn man aber Freiwillige aufrief, meldeten sich immer mehr als nöthig waren. Ein Glück für Paris, daß unter all dem Nippen und Müßiggang noch so viel wirksames Salz übrig blieb; und daß es auch an Erkenntlichkeit nicht fehlte, wo die edelsten Kräfte sich im Dienste des Nebenmenschen aufopferten. Daß man die Schwestern so hochachtete, schien mir wie das schwache Flämmlein einer Lampe, die in einem verlassenen Tempel noch einsam und geheimnißvoll fortbrennt.

Kirchliche Ordnung in der Sonntagschularbeit.

Die Arbeit in der Sonntagschule hat immer und überall eine zweifache Aufgabe zu lösen. Erstens soll sie das geistliche Wohl der Schüler — die Rettung ihrer Seelen und die Förderung und Nährung des inneren Lebens — bezwecken. Zweitens aber soll sie zum kräftigen Gedeihen und Wachsthum der Gemeinde beitragen. Die Sonntagschule bildet einen Theil des kirchlichen Organismus. In diesem Lichte betrachtet sie unsere Kirche, wie die in der Kirchenordnung niedergelegten Verordnungen zur Genüge darthun. Um sich die Sonntagschule dienstbar zu machen, hat die Methodisten Kirche das Verhältniß derselben zur Kirche festgestellt und einen Plan entworfen, nach dem sie zu organisiren und zu leiten ist.

Es ist die Aufgabe eines jeden aufsichtshabenden Predigers Sorge zu tragen, daß die unter seiner amtlichen Aufsicht stehenden Schulen nach dem in der Kirchenordnung gegebenen Thema organisirt werden. Damit sei jedoch nicht gesagt, daß die empfohlene Constitution in allen Einzelheiten von jeder Schule angenommen werden müsse. Es wäre das natürlich wünschenswerth, die Kirchenordnung macht es aber nicht zur absoluten Pflicht. Jede Schule unserer Kirche sollte jedoch in der von ihr angenommenen Constitution die wesentlichsten Punkte,

Digitized by Google

welche die Kirchenordnung betreffs der Organisation von Sonntagschulen vorschreibt, irgendwie anerkennen und berücksichtigen.

Einem Prediger mag's mißlingen, diese höchst wünschenswerthe Anerkennung zu sichern, weil er, auf seine amtliche Autorität sich stützend, die Sache zu eigenmächtig und gewaltthätig durchsetzen will. Solch schroffes Vorgehen erzeugt ganz naturgemäß Widerwillen und stößt auf entschiedenen Widerstand. Die Beamten und Lehrer mögen der Kirche treu ergeben sein, sie mögen eigentlich keine Einwendung gegen die von der Kirchenordnung geforderten Veränderungen zu machen haben; aber um dem herrschsüchtigen Pastor nicht den Willen zu thun, ziehen sie es vor, die Angelegenheit einstweilen zu vertagen. Wir glauben aber annehmen zu dürfen, daß solche Fälle selten oder nie eintreten. Diejenigen Arbeiter in der Sonntagschule, denen Gottes Reichssache am Herzen liegt, werden zu jeder Zeit bereit sein, den von der kirchlichen Autorität gestellten Forderungen bezüglich der Organisation des Sonntagschul-Boards auf's Freundlichste entgegen zu kommen.

Gideon Ouseley.

Von J. H. Horst.

In der Geschichte des irischen Methodismus nimmt Gideon Ouseley eine hervorragende Stellung ein. Er war ein echter Sohn der irischen Insel und ein in jeder Beziehung musterhafter, irischer Methodisten-Prediger. Gideon heirathete jung und gründete den häuslichen Herd auf einem kleinen Gut, welches der Schwiegervater ihm schenkte. Er besaß einen starken Körperbau, war ein lebenslustiger Mensch und ein Führer in all denjenigen Vergnügungen, wo es sich um Muskelkraft handelte. Im Reiten zeichnete er sich aus durch seine Gewandtheit; auf Hochzeiten, Jahrmärkten, bei Pferderennen und Todtenwachen war er eine beliebte und gerngesehene Persönlichkeit. Mit seinem Gelde war er nur zu freigebig. In Folge dessen hatte er sein kleines Gut bald durchgebracht und sah sich genöthigt zu seinem Vater nach Dunmore zu ziehen. Während eines Zechgelages wurde er hier in's Gesicht geschossen, wodurch er eines seiner Augen einbüßte. Er faßte nun den Vorsatz, ein besseres Leben zu führen, da er aber in eigener Kraft denselben auszuführen bestrebt war, so mißlang er leider vollständig. Sein braves Weib glaubte endlich an seiner Besserung verzweifeln zu müssen.

Als Ouseley etwa 26 Jahre zählte, wurde eine Abtheilung irischer Dragoner nach Dunmore versetzt. Unter diesen Dragonern waren einige Methodisten, welche einen geräumigen Saal im Wirthshause mietheten, um Versammlungen zu halten. Diese nahmen bald die Aufmerksamkeit des Volkes in einem hohen Grade in Anspruch. Die Leute verwunderten sich namentlich über das Singen von Liedern, das Beten ohne Buch und über die Ansprachen, welche wie Predigten klangen, obwohl die Redenden keine ordinirten Prediger waren, noch bei ihren Ansprachen sich eines Manuskriptes bedienten.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu,“ sagte Ouseley und weigerte sich anfänglich den Gottesdiensten beizuwohnen. Endlich meinte er doch, man müsse die Sache wenigstens prüfen und nun fing er an die Versammlungen der Dragoner zu besuchen. Da machte er aber eine Erfahrung, von der er sich nimmer hätte träumen lassen. Er gewann die Ueberzeugung, daß er ein armer verlorener Sünder sei, dessen einzige Hoffnung der Rettung und des Heils im Glauben an den Herrn Jesum Christum bestehe. Seine Sündenerkenntniß war eine tiefe und nach einem längeren Bußkampfe fand er Ruhe für seine Seele und Vergebung seiner Sünden im Blute des Lammes. Seine Bekehrung war eine durchgreifende. Frei und offen bekannte er vor der Welt, was der Herr an seiner Seele gethan habe. Als seine Kameraden hörten, Ouseley habe sich den Methodisten angeschlossen, da waren sie der festen Ueberzeugung, er müsse närrisch geworden sein.

Ouseley hatte eine edle, großmüthige Seele, aus der die Gnade Gottes einen leuchtenden Christen machen konnte und machte. Aus einer kleinlichen Seele kann selbst die mächtige Gottesgnade keinen großen Christen machen. Mit Energie und Entschlossenheit trat er nun für seinen Herrn und Meister in die Schranken. Sein Vater betrachtete das Ganze als einen der tollen Streiche, wie man sie von ihm von Zeit zu Zeit erwarten müsse. Seine Frau aber lernte nach und nach das Geheimniß seiner Umwandlung kennen und erfuhr an ihrem eigenen Herzen die wiedergebärende Kraft des heiligen Geistes.

Ouseleys Berufung zum Predigtamte steht im vollen Einklang mit seiner übrigen Erfahrung als Christ. Hören wir, was er darüber zu erzählen hat.

„Die Stimme sprach: Gideon, gehe hin und predige das Evangelium.“

„Wie kann ich gehen?“ sprach ich; „ach mein Herr und Gott, ich kann nicht reden, denn ich bin ja nur ein Kind.“

„Kennst denn du die Krankheit nicht?“

„Ach ja, mein Gott, ich kenne sie,“ sagte ich.

Digitized by Google

„Und kennst du nicht das Heilmittel?“

„Ich kenne es, gelobet sei dein heiliger Name.“

„Wohlan, gehe hin und predige diese zwei Thatsachen den Menschenkindern! Alles andere ist ja nur leeres Geschwätz.“

„Und seht, da stehe ich nun schon vierzig Jahre und rede nur von der Krankheit und ihrem Heilmittel.“

Obwohl die Ouseley's der vornehmeren Klasse von Irländern angehörten, welche meistens ein besseres Englisch sprechen, als die Mehrzahl der Engländer, so hatte sich Gideon doch auf die eine oder andere Weise den alten irischen Dialekt angeeignet. Als er nun anfing, die herrlichen Wahrheiten des Evangeliums dem irischen Volke in seiner eigenen derben Mundart auf den Straßen und besonders auf den Friedhöfen bei Begräbnissen zu predigen, da lauschten sie mit freudiger Spannung seinem Worte. Er machte es sich zur Aufgabe, so viel wie immer möglich, die Todtenwachen und Begräbnisse zu besuchen. Unter den Irländern waren diese sonst so ernsten Ereignisse dazumal Zeiten festlicher Ausgelassenheit. Ouseley trat oft mitten hinein in diese rauschende Lustbarkeit, und auf eine freundliche höfliche Weise gelang es ihm gewöhnlich, das wilde Gelage in einen ergreifenden Gottesdienst umzuwandeln.

Einst stand auf einem Gottesacker eine kleine Menschenschaar um ein frisches Grab, während der Priester die Todtenmesse in lateinischer Sprache vortrug. Da ritt ein Fremder an den Friedhof heran, band sein Pferd an einen Baum und trat zu den Versammelten an das Grab. Während der Priester fortfuhr die Messe in einer Sprache zu lesen, von der die armen Tagelöhner kein einzig Wort verstanden, fing der Fremde Satz um Satz, besonders die Citate aus der Bibel auf und übersetzte sie in die irische Mundart. Von Zeit zu Zeit frug er mit tiefem Gefühl: „Hört ihr's?“ „Versteht ihr das?“

Die Trauerversammlung wurde tief und mächtig ergriffen. Der Priester staunte und wußte nicht, was er denken sollte, von dem was seine Ohren hörten und seine Augen sahen. Dergleichen war ihm bisher nie passirt. Nachdem das Messelesen beendet war, gab Ouseley den Anwesenden noch eine herzliche Ermahnung und drang in sie, an Jesum Christum zu glauben, damit sie einstens im Frieden sterben und zum ewigen Leben eingehen könnten. Dann bestieg er sein Pferd und ritt weiter.

„Wer ist das, Vater — ?“ frug die tiefergriffene Versammlung, als Ouseley sie verlassen hatte.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte der Priester. „Ich glaube, er muß ein Engel sein; denn kein Sterblicher vermag, was er gethan hat.“

In späteren Jahren traf Ouseley mit einem Manne zusammen, der ihn an diesen Auftritt erinnerte.

„Erinnern Sie sich nicht an jenes Begräbniß, und wie Sie uns die vom Priester gelesene Messe erklärt haben?“

„Ich erinnere mich jenes Ereignisses noch sehr lebhaft,“ antwortete Ouseley.

„Sie sagten uns damals, wie wir den Herrn Jesum Christum finden könnten, und gepriesen sei sein hochheiliger Name, ich habe ihn bald darauf gefunden und seitdem wohnt er in meinem Herzen.“

Im Jahre 1797 empfing Ouseley den bestimmten Eindruck, daß Gott ihn berufen habe, eine Missionsreise durch's Land zu machen. Auf eigene Kosten zog er nun umher und predigte das seligmachende Wort vom Kreuze zu Tausenden. Später, als er sechsunddreißig Jahre alt war, nahm die Wesleyanische Conferenz seine Dienste in Anspruch, und bestimmte ihn als Missionar für Irland.

Nicht nur durch seine Frömmigkeit, sondern auch durch seinen Mutterwitz zeichnete sich Ouseley aus. An Gelegenheiten, beide zu verwerthen, fehlte es ihm nicht. Er war bereit, den Katholiken wie den Protestanten das Evangelium zu predigen. Während seiner vierzigjährigen Thätigkeit wurde eine große Anzahl protestantischer und katholischer Sünder zu Gott bekehrt. Er wußte, daß auch der römisch-katholischen Religion manches Wahre und Gute zu Grunde liege. Um bloße Namen kümmerte er sich kein Haar. Wenn er Katholiken vor sich hatte, so trug er nicht das geringste Bedenken, ihnen von der heiligen Jungfrau Maria zu erzählen, daß ihnen das Herz im Leibe lachte. Hatte er dadurch ihre Herzen erschlossen, so folgte eine eindringende Ermahnung, die sich auf irgend ein Wort „ihres Sohnes“ gründete.

Einmal wurde er von einem für „das heilige Rom“ begeisterten Pöbel umringt, der eine drohende Haltung ihm gegenüber einnahm. Der Pöbel schrie:

„Machen Sie, daß Sie aus dieser Gegend fortkommen. Wir dulden keinen Methodisten-Prediger in unserer Nähe.“

„Meine lieben Freunde,“ sagte Ouseley mit lauter Stimme, „seid ruhig; ich möchte euch was erzählen, das euch gefallen wird.“

„Kein Methodist kann uns etwas sagen, das uns gefallen würde,“ lärmte der Pöbel.

„Ich glaube doch,“ rief er, „seid nur stille und gebt mir die Gelegenheit. Ich will euch von derjenigen erzählen, die ihr alle lieb habt, von der heiligen Jungfrau, der Mutter unseres Herrn.“

„Wohlan, wir wollen hören, was Sie uns von der Mutter Gottes sagen können.“

Nun erzählte Ouseley seinen ruhig gewordenen

Digitized by Google

und aufhorchenden Zuhörern von einer Hochzeit, zu der „die heilige Mutter und ihr Sohn" als Gäste geladen waren; wie diese Mutter ihren Sohn bewog ein Wunder zu wirken, Wasser in Wein zu verwandeln. Nachdem er diese Geschichte recht anmuthig und fesselnd erzählt hatte, nahm er das Wort: „Was er euch saget, das thut," zu seinem Texte und hielt ihnen eine gewaltige Bußpredigt. Und da er immer wieder das Wort der „heiligen Mutter" betonte: „Was er euch saget, das thut," fiel es Niemanden ein, ihn zu unterbrechen.

Ihrem blinden Aberglauben gegenüber wußte er sich immer zu helfen. Eines Tages griff eine Schaar Raufbolde seine Versammlung an. Sie suchten sich einen Weg zu bahnen durch die Reihen der Freunde, welche zum Schutze ihres Predigers einen dichten Kreis um ihn geschlossen hatten. Als Ouseley es gewahrte, hielt er inne und sagte:

„Macht den Herren Platz, ich habe Wichtiges mit ihnen zu besprechen."

Diese Bemerkung überraschte Alle, namentlich aber die Raufbolde. Sich an die Männer wendend, die gekommen waren, ihn tüchtig durchzuprügeln, sprach er mit Ruhe:

„Meine Freunde, kennen Sie den Priester dieses Kirchspiels?"

„Wir kennen ihn," lautete die einstimmige Antwort.

„Wollen Sie die Güte haben, ihm eine Botschaft von mir zu überbringen?"

„Recht gern; wie lautet Ihre Botschaft?"

„Ich lasse ihn fragen, ob er eine Fliege machen kann, eine wirklich summende, beißende Fliege, wie die dort, welche sich auf meines Pferdes Brust gesetzt hat? Kann Ihr Priester aus einem Stückchen Lehm eine solche Fliege machen?"

„Ach was," entgegneten die Raufbolde lachend, „es ist nicht nothwendig, ihm diese Frage vorzulegen. Jedermann weiß, daß er das nicht vermag."

„Nun wohl, meine Freunde, wenn Ihr Priester keine Fliege aus einem Stückchen Lehm machen kann, wie sollte er den Herrn Jesum Christum aus einem Stückchen Brod machen können?"

Diese einfache, aber doch treffliche Beweisführung schlug die Gegner aus dem Felde und Ouseley konnte ohne weitere Störung seine Predigt beenden.

Dieser gläubige und nützliche Gottesmann starb im Jahre 1839 in seinem achtundsiebenzigsten Lebensjahre. Er predigte bis an sein Ende von „der Krankheit und ihrem Heilmittel." Er kannte nur die eine Aufgabe, Sünder zu Christo zu führen. Ob er auf der Kanzel stand, im Sattel saß, auf den Jahrmärkten weilte oder in eines armen Tagelöhners Hütte ruhte, wo die Kinder auf seine Kniee kletterten, kurz wo immer er auch weilen mochte, überall fand er in dem Thun und den Aussprüchen des Volkes den kürzesten Weg zu ihrem Herzen.

Seine letzten Worte waren: „Ich fürchte den Tod nicht, Gottes Geist ist mein Beistand."

Des Sonntagschul-Lehrers gesellschaftliche Unterhaltung.

Wahre Frömmigkeit bildet zweifelsohne die Grundbedingung zum Erfolge eines Religionslehrers. Sie macht aber keineswegs die Bildung des Geistes überflüssig. Beide lassen sich nicht wohl von einander trennen. Denn das Wahrnehmen und Begreifen der göttlichen Heilswahrheiten, aus denen das geistliche Leben hervorwächst, ist eine geistige Arbeit, welche die Kräfte des Geistes übt und den Gesichtskreis des Geistes erweitert. Nebstdem aber sollte der Geistesbildung besondere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Denn nur der Mensch, welcher eine möglichst gründliche Geistescultur mit ächter Frömmigkeit verbindet, wird am tiefsten ins gottselige Geheimniß eindringen, den reinsten und dauerhaftesten Genuß in der Religion finden. Der Lehrer soll demnach nicht nur in geistlicher Beziehung das „Mannesalter in Christo" zu erreichen suchen, sondern auch „geistig" ein Mann zu werden sich bestreben.

Der Mensch ist aber auch ein geselliges Wesen. Wie das Herz und der Geist, so hat auch diese Seite seines Wesens Bedürfnisse und erfordert Pflege. Nicht wie das Vieh auf der Weide oder wie die an den Wagen gespannten Pferde, sondern wie denkende Wesen sollen die Menschen mit einander verkehren, um Gedanken, Gefühle und Erfahrungen gegenseitig auszutauschen. Sofern der streng geistliche und religiöse Verkehr in Betracht kommt, bieten die Klassen- und Gebetsversammlungen, die Predigtgottesdienste und Sonntagschulen dieser geselligen Seite des Menschen die nöthige Nahrung und Pflege. Aber diese befriedigen noch nicht zur Genüge den Durst nach anregender Mittheilung und Unterhaltung.

Aus den geselligen Bedürfnissen unseres Wesens erwachsen die gesellschaftlichen Zusammenkünfte, die gemeinsamen Vergnügungsfahrten und bei den Weltlichgesinnten die Zusammenkünfte zum Tanzen, Spielen und andern sinnlichen Belustigungen. Christliche Grundsätze verbieten natürlich dem Sonntagschul-Lehrer an den Letzteren Antheil zu nehmen und die

Digitized by Google

Ersteren sind oft nur zu geistlos und langweilig, um genußreich und nutzbringend zu sein. — Kann irgend etwas gethan werden, um den gesellschaftlichen Verkehr der Christen geistreich und interessant zu machen? Die Geistlosigkeit der meisten gesellschaftlichen Zusammenkünfte liegt größtentheils darin, daß es an einem alle Anwesenden interessirenden Gegenstande des Gesprächs fehlt. Biete der Gesellschaft einen solchen Gegenstand und die Unterhaltung wird lebhaft; geistreich und nützlich sein. Damit dieser Zweck erreicht werde, sollte eine Anzahl Lehrer oder Familien sich verbinden, um einen literarischen und gesellschaftlichen Verein zu organisiren durch die Wahl der erforderlichen Beamten und die Annahme einiger einfachen Ordnungsregeln. Was diese Ordnungsregeln betrifft, so dürfte sich Folgendes oder Aehnliches am Zweckdienlichsten erweisen.

Man versammle sich während der Winterzeit, und womöglich das ganze Jahr hindurch wöchentlich oder monatlich an einem bestimmten Abend von 8 bis 10 Uhr im Hause eines Vereinsmitgliedes. In jeder vorhergehenden Versammlung ernenne man ein Mitglied, welches bei der nächsten Zusammenkunft entweder einen selbstverfaßten Aufsatz oder eine Abhandlung aus irgend einem Buche oder Magazine lese. Das Lesen sollte nicht mehr als dreißig Minuten Zeit in Anspruch nehmen. Hernach dürfte eine allgemeine Besprechung des betreffenden Gegenstandes folgen, die eine halbe Stunde nicht überschreiten sollte. Die zweite Stunde von 9 bis 10 Uhr dürfte sodann mehr einen gesellschaftlichen Charakter annehmen. Die Mitglieder sollten ungezwungen und freundschaftlich mit einander verkehren, sich anregender Unterhaltung widmen und jedes sich bestreben, den Andern gefällig zu sein. Die Unterhaltung wird sich dann ganz von selbst um den in der mehr formellen Sitzung besprochenen Gegenstand drehen. Da es dann nicht an Stoff mangeln wird, der das Interesse geweckt hat, so wird die Unterhaltung nicht ins Stocken gerathen; und da der Gesprächsstoff ein nützlicher ist, so wird sie nicht leicht in Leichtfertigkeit ausarten.

Wenn die Sonntagschul-Lehrer und andere Mitglieder der Kirche diese oder eine ähnliche Methode einschlagen, so werden sie nicht nur sich selbst geistig und gesellschaftlich bilden, sondern auch etwas zur Entwickelung eines geistreicheren gesellschaftlichen Lebens in der Kirche beitragen.

Das Erbe.

Eine Straßburger Familien-Geschichte aus der Zeit der Reformation.

Für Haus und Herd bearbeitet von

Paul Eugen.

5. Kapitel.

Wanderung und Abschied.

Als Johannes bei dem Abzug der Schützengäste aus Zürich von dem alten Thomann Abschied nahm, gab er ihm eine Bitte Kaspars kund, da sich dieser mit derselben an seinen Vater nicht heranwagte. Der Jüngling hatte nämlich den Entschluß gefaßt, seinen lieben Freund Johannes nach Wittenberg zu begleiten, um dort mit ihm gemeinsam die Vorlesungen Melanchthons zu besuchen und bei dem Doctor Luther in die Schule zu gehen. Der alte Thomann war nicht recht einverstanden mit der weiten Reise, als er aber den bittenden Blick seines Sohnes sah und den weichen Druck von Johannes Hand fühlte, willigte er endlich ein, ertheilte den beiden Jünglingen, die sich dem Dienste des Herrn geweiht, seinen Segen und bestieg thränenden Auges den Wagen, der gleich darauf mit ihm davon rasselte.

Noch an dem nämlichen Tage fand die Hochzeit Philippinens statt, und zwar mit großem Pomp, denn Graf Hohenheg hatte all seinen Einfluß aufgeboten, dieselbe so großartig als möglich zu halten.

Allein, obgleich eine große Gesellschaft heute die festlich geschmückten Räume des Ratbod'schen Hauses belebte, ging es doch ziemlich steif und einsilbig zu, denn das adelige Element überwucherte das gemüthliche bürgerliche. Der junge Kaspar Thomann, welcher gleichfalls zur Tafel gezogen war, begann alsbald zu seufzen, denn das freie Schweizerblut regte sich in ihm, darum raunte er auch Johannes zu:

„Ach, wären wir doch hundert Stunden weit

Digitized by Google

von hier, ich wollte gern mit trockenen Rinden fürlieb nehmen, das ist ja eine ganz entsetzlich steife, langweilige, hochadelige Gesellschaft."

„Ja, hast recht, Freund," antwortete Johannes, „indessen müssen wir dem Brautpaare und meinem Vater zu lieb ausharren. Morgen um diese Zeit wandern wir schon in den Thälern des Schwarzwaldes."

Kaspar athmete tief auf, als endlich Graf Hohenheg die Tafel aufhob; seine alte Lustigkeit kehrte jedoch erst am andern Morgen zurück, wo er und Johannes zu ihrer weiten Reise sich anschickten.

Von Philippine hatte Johannes bereits am Abend vorher Abschied genommen, jetzt blieb ihm nur noch übrig, dem Vater die Hand zum Lebewohl darzureichen. Es war dies ein tief ernster Augenblick und der Jüngling sah, daß es in den Augen des Greises feucht schimmerte.

„Der Herr hat mich mit irdischen Glücksgütern reich gesegnet," begann Michael Ratbod und seine Stimme zitterte, „er schenkte mir auch zwei Kinder, die ich Beide gleich geliebt. Ich gab in meinem Herzen der Hoffnung Raum, daß mein Sohn mir dereinst die müden Augen zudrücken werde, allein es war dies ein thörichter Glaube, denn er verläßt den alten Vater und zieht in die Ferne. Nun wohl, ich muß mich darein fügen, wenn schon ich weiß, daß ich ihn in dieser Welt nicht wiedersehen werde. Gott sei mit dir!"

Er wandte sich ab und fuhr mit der Hand über die Augen. Johannes ergriff seine Rechte, küßte und drückte sie und erwiderte:

„Schon hatte ich geglaubt, daß ich dem Herzen meines Vaters fremd geworden sei. Die Worte, welche ich von ihm vernommen, belehren mich eines Bessern, und ich vermag jetzt zuversichtlich der Zukunft entgegen zu sehen, denn ich weiß, daß arglistige Menschen mich nicht aus dem Herzen meines guten Vaters zu verdrängen vermögen."

Der alte Mann sah seinen Sohn halb betroffen und halb überrascht an, dann sagte er: „Mein Testament liegt in jenem Schrein, ich ändere es nicht." „Ich weiß es," versetzte Johannes leise. „Doch glaubet mir, mein Vater, es ist mir nit um den kalten Mammon zu thun, denn ich will ja ein Jünger Christi sein."

„Natürlich, entgegnete der Greis bitter, „darum verläßt du ja auch den Vater, was liegt an ihm, — er kann auch einsam sterben."

„Sprecht nit so," bat Johannes dringend, „Ihr glaubt selbst nit an das, was Ihr sagt."

„So bleib' bei mir und zeige, daß du mich liebst."

„Mein Vater, diese Probe könnt und dürft Ihr nit stellen. Gott hat mir den Beruf, ein Diener seines Worts zu werden, in's Herz gelegt, und er hat mich den Mann finden lassen, der mich heranbilden wird, im Geiste und Sinn des Evangeliums."

Das schneeweiße Haupt Michael Ratbods sank tief auf die Brust herab, ein leises Zittern überflog seinen Körper und in dumpfem Tone hallte es von seinen Lippen:

„Dir geschehe, wie du glaubst. Gott sei mit dir. Bete für deinen alten Vater, denn du siehst ihn niemals wieder."

„Weg mit diesen trüben Gedanken," rief Johannes herzlich, den alten Mann umarmend, „in Jahr und Tag bin ich wieder bei dir, und dann trennen wir uns nit mehr, bis der Tod uns scheidet."

„Bis der Tod uns scheidet," wiederholte Michael Ratbod leise. Mit einer stürmischen Hast drückte er den Sohn an's Herz, küßte ihn auf die Stirne und eilte mit den Worten: „Wir sehen uns niemals wieder!" aus dem Zimmer.

Johannes blieb einen Augenblick hochüberrascht stehen, dann eilte er dem Vater nach, allein es war vergebene Mühe, denn der alte Mann hatte sich in seine Schreibstube geflüchtet und dieselbe fest verschlossen, ein sicheres Zeichen, daß er festen Willens war, nicht eher wieder zum Vorschein zu kommen, als bis Johannes die alte Heimstätte verlassen.

Dem Jüngling war sehr, sehr weh um's Herz, und sein Entschluß, die Wittenberger Reise anzutreten, gerieth in's Wanken. Wahrscheinlich würde er unterlegen sein, hätte nicht ein Zufall den treuen Freund Gerbel in's Haus geführt, welcher Alles aufbot, Johannes zu trösten und seinen gesunkenen Muth wieder aufzurichten. „Ich werde deinen Vater nie verlassen und ihn trösten," versprach der treue Freund, „und dir von Allem Kunde geben, was während deiner Abwesenheit hier im Hause geschieht. Bist du es zufrieden?"

„Ich bin's," antwortete Johannes unter Thränen lächelnd. „Euere Worte haben mich wunderbar getröstet; Gottes Segen über Euch!" Er warf sich an Gerbels Brust und küßte ihn, dann eilte er in das kleine Gastzimmer zu Kaspar und rief diesem zu: „Bist du bereit, so laß uns nit länger säumen!" und eine Stunde später hatten die jungen Reisenden die alte Reichsstadt im Rücken, lustig ihre Rosse tummelnd. —

Das große Freischießen war vorüber, die Schützen verweilten längst wieder in ihrer Heimath und der lustige Pritschmeister schweifte als freier Mann im Lande umher. Verschwunden war die sonnige Jahreszeit, einsam war's, still und öde, denn nicht mehr spann eine sommerliche Maid an dem Rocken der Zeit, sondern der griesgrämige Winter, der pustend und fröstelnd Milliarden von Schneeflocken zur Erde sandte.

Einsam war's, in der freien Natur, wie in

Digitized by Google

der Stadt, und wohl dem Hause, hinter dessen Wänden liebende Menschen traulich beisammen saßen, am flackernden Kaminfeuer, oder um den großen Kachelofen und sich erzählen konnten, von Sommer und Frühling, Blumen und Sonnenschein. Ein solches gemüthliches Bild suchte man in dem Hause, das Michael Ratbod, dem Erben des Pfeiferkönigs, zugehörte, vergebens, denn dort war es so öde und trübselig, wie draußen in der Natur, und man hätte sich nicht darüber gewundert, wenn der Nordwind durch die Räume gefegt und Schneeflocken die Dielen des Bodens bedeckt hätten.

Einsam war's in dem kalten Hause, nur ein alter, gebrechlicher, kalter Mann hauste darin, dessen langes, weißes Haupt- und Barthaar an das Sinnbild des Winters mahnte. Und wie der Frühling und Sommer den griesgrämigen Alten nicht erwartet, so hatten auch die beiden einzigen Kinder des greisen Hausherrn ihren Vater verlassen und waren in die Fremde gezogen, denn Johannes weilte in Wittenberg und Philippine mit ihrem jungen Gemahl in Lothringen, an der Pfalz des Herzogs Anton, welcher Wolfgang von Hohenheg in seinen Hofdienst aufgenommen hatte. Nichts erinnerte mehr daran, daß fröhliche Kinder dereinst in dem öden Hause ihre Spiele getrieben, als eine kleine, unscheinbare Puppe, die das Christkind einmal der kleinen Philippine gebracht, und ein zerbrochener blecherner Kindersäbel, mit welchem Hänschen gefochten. Der alte Mann bewahrte diese Reliquien in dem Schrein, der die Urkunde seines Testamentes barg, und gar oft stand er fröstelnd von seinem Ehrensitze auf und schritt dahin, verächtlich die blitzenden Goldketten mit ihren Edelsteinen bei Seite schiebend und mit Thränen im Auge diese stillen Erinnerungszeichen an längst vergangene, glückselige Tage betrachtend. Allein er hatte in seiner Einsamkeit noch einen andern treuen Freund, als die Erinnerung; es war dies ein einfaches, schwarzgebundenes Buch, in dem er gar häufig las, sobald ihm die Augen von dem vielen Weinen nicht weh thaten. Aus diesem Buche wehte ihm mitten in allem Jammer und Kummer seines Herzens ein Hauch göttlichen Friedens entgegen, der seine müde Seele sättigte, seinen Geist erquickte und in die Dunkelheit seiner Tage ein helles Licht himmlischen Lebens und ewiger Gnade hereinscheinen ließ; sein Titel lautete ebenso einfach als schlicht: „Das Neue Testament, in's liebe Deutsch übertragen von Doctor Martinus Luther."

Vor mehreren Monden hatte der treue Gerbel dieses Buch ihm gebracht, allein manche Woche verging, ehe sich Michael Ratbod an dasselbe wagte, denn in ihm wurzelte tief und fest der Glaube seiner Väter, und er hielt es für eine Sünde, denselben zu verlassen und der neuen Lehre des Evangeliums zu folgen. Es war ergreifend, zu sehen, welch tiefen Eindruck dasselbe auf den greisen Ratbod ausgeübt, und zu welch heiliger Begeisterung es ihn hinriß, trotz der Altersschwäche, die mit Eintritt des Winters über seinen Körper gekommen war. Oft führte er die heilige Schrift küssend zu seinem Munde und rief gen Himmel blickend, mit gefalteten Händen aus: „Ja, das ist Gottes Wort, — und dieses köstliche Kleinod hat man uns bisher vorenthalten und uns mit fremden Dingen abgespeist, die wir nicht verstanden, bis endlich Martinus Luther erschien und uns Allen das heilige Gotteswort in unser liebes Deutsch übertrug!" Denn zu der einen Wandlung, die im Herzen des alten Mannes vor sich ging, gesellte sich eine andere. Gott und Christus waren ihm jetzt alles in allem geworden; dann aber kam gleich Doctor Martin Luther, und der Gedanke, daß sein Sohn Johannes zu Wittenberg bei dem theuern Gottesmanne verweile und sein Schüler sei, daß der Name Ratbod dereinst gleichfalls auf der Liste der Reformatoren prangen werde, — dies Alles rief in seiner Brust zuerst einen heftigen Sturm und sodann einen nie geahnten Frieden hervor.

Eines Tages nahm er ein Pergament zur Hand und begann zu schreiben, trotzdem Mürnhart so zu sagen sein geheimer Sekretär war und alle schriftlichen Arbeiten statt seiner erledigte. Er schrieb wohl über eine Stunde; zu Oeftern liefen Thränen über seine gefurchten Wangen, gleich darauf aber lächelte er wieder wie ein unschuldiges Kind. Es ging rasch abwärts mit dem alten Mann, immer schmaler ward sein Gesicht, immer größer seine Augen und immer beschleunigter sein Athem. Mürnhart war der Einzige, den er um sich duldete und der ihn pflegen durfte. Michael Ratbod hatte den armen Junker lieb gewonnen und es machte ihm Spaß, wenn er den hungrigen Gesellen mit allerlei Leckerbissen erfreuen konnte. Auf seinen Wunsch blieb Mürnhart in der letzten Zeit sogar während der Nacht bei ihm, denn er mochte ahnen, daß der Tod bald erscheinen werde, und so sehr der Greis auch die Einsamkeit liebte, so wollte er doch nicht einsam sterben.

Sonntag war's und die Glocken des Münsters riefen zum Gebet und zur Predigt. Der Greis lag auf seinem Ruhebette, das in die Wohnstube gestellt worden war, und lauschte andächtig auf die ehernen Klänge. „Mürnhart," sagte er mit leiser Stimme, „ich kann nicht zum Dome wallfahren, aber ich weiß dennoch, was der Meister Matthis seiner Gemeinde predigt."

Der Junker blickte verwundert den alten Mann an, welcher, den Finger erhebend, fortfuhr:

Digitized by Google

„Er ruft ihnen zu: liebet Euere Feinde — segnet die Euch fluchen — thut wohl denen, die Euch hassen, und bittet für die, so Euch beleidigen und verfolgen. Mag er seinen Text wählen, aus welchem Buche der Bibel er will, dieser Ausspruch des Heilands bildet doch die Grundlage aller christlichen Predigt."

Eine kleine Pause trat ein, dann fragte er: „Hast du's dem Gerbel und dem Meister Mathis gesagt, was ich dir aufgetragen?"

„Sie kommen nach dem Gottesdienste zu Euch," antwortete der Junker, und der Greis lächelte und nickte befriedigt mit dem Kopfe.

Als eine Stunde später die Münsterglocke abermals zu läuten begann, fuhr Michael Ratbod aus einem leichten Schlafe auf, richtete sich mit Mürnharts Hilfe im Bett empor und sagte:

„Jetzt ist die Predigt vorüber und sie beten das Vaterunser. Komm, Mürnhart, laß uns ihrem Beispiele folgen." Und mit lauter, andächtiger Stimme sprach der Greis das Gebet des Herrn.

Als bald nachher die erwarteten Freunde in's Zimmer traten, lächelte er ihnen zu und hieß sie willkommen: „Ich habe Euch zu mir beschieden, liebe Herren, um Euch noch einmal zu sehen, denn ich habe mein Haus bestellet und kann mich nun hinlegen, um zu sterben. Und sollte mir etwas Menschliches geschehen, so findet Ihr mein Testament in jenem Schreine und die Schlüssel dazu wird Euch der Daniel Mürnhart geben. Nun hab' ich aber noch etwas, das ich gern in Eurer Verwahrung wissen möchte, Freund Gerbel, und ich weiß, Ihr schlagt mir meine Bitte nit ab."

„Sprecht, mein alter Herzensfreund," entgegnete der Rechtsgelehrte mit vor Wehmuth zitternder Stimme.

Der Greis zog unter seinem Kopfpolster eine verschlossene Kapsel hervor, welche er Gerbel mit den Worten überreichte:

„Da drin befindet sich nichts weiter, als ein Pergament, auf dem ein Gruß an meinen lieben Sohn Johannes steht. Ich wünsche, daß die Kapsel erst nach meinem Hinscheiden, und zwar von Johannes selbst eröffnet werde. Wollt Ihr mir das versprechen und die Kapsel bei Euch verwahren?"

Der Freund gelobte es, beugte sich nieder und küßte die Stirn des Greises. „Ei, Ihr weint ja," sagte Michael Ratbod, da er eine Thräne auf seiner Stirn fühlte, „gönnt Ihr mir denn nicht, daß meine Seele bald in das Reich dessen eingehen wird, der sie so theuer mit seinem Blut erkaufet hat?"

„Ihr habt recht, mein Freund," antwortete Gerbel, „allein ich kann nit anders, und nun lebt wohl!"

„Lebt wohl, auf Wiedersehen — — dort!" Und der Greis deutete voll gläubiger Hoffnung mit der Rechten gen Himmel. Als sich der Rechtsgelehrte entfernt, wandte er sich an den Pfarrherrn und fuhr fort: „So, Meister Mathis, jetzt laßt uns noch einmal zusammen recht inbrünstig beten!"

Der Pfarrherr kniete nieder, legte seine gefalteten Hände auf jene des Greises und sprach ein brünstiges Gebet und reichte dem müden Greise das Abendmahl. Dann schied er von ihm und der Sterbende blickte ihm lange, lange nach.

„Nun wird es Abend," sagte er, auf sein Kopfpolster zurücksinkend. „Nun kommt der Herr und ruft mich zu sich!"

Mürnhart schauderte zusammen und begann sich vor dem alten Manne zu fürchten.

„Gieb mir die heilige Schrift," klang es abermals vom Bette her, „und bringe mir mein Testament."

Der Greis ahnte nicht, welch' entsetzlichen Kampf sein letztes Geheiß in der Brust des armen Junkers hervorrief. Der entscheidende Augenblick war jetzt für Mürnhart und seinen Oheim gekommen, ein Augenblick, der über Reichthum und Armuth entschied. Zwei feindliche Mächte rangen in des Junkers Brust, die Verlockungen der Sünde und die Mahnungen des Gewissens. Eisige Schloßen fuhren gegen die Fensterscheiben vom Himmel hernieder, grell zuckte es in den Wetterwolken auf und der rollende Donner verkündete ein Gewitter mitten im Winter. Mürnhart fuhr zusammen und verhüllte sein Gesicht mit den Händen, als ob das jüngste Gericht im Anzug sei. Da ertönte wiederum die Stimme vom Bette her: „Säume nicht so lange, Mürnhart, denn es geht rasch mit mir — — Bibel und Testament — schnell — zünde die Kerzen an, denn es wird dunkel."

„Jetzt oder nie," flüsterte Mürnhart, während seine Brust sich rasch hob und senkte, und im nächsten Augenblick schon stand er vor dem geöffneten Schrein, zog das Testament hervor, und es hatte den Anschein, als ob er das Pergament zusammengefaltet in seine Brusttasche schöbe, indessen war dies wohl nur eine, infolge der herrschenden Dämmerung entstandene Täuschung, denn als der Junker jetzt die Kerzen anzündete, hielt er das Testament in seiner Hand und überbrachte es, mit der Bibel, dem alten Manne, welcher hastig darnach griff und es mit seinen Fingern fest umklammerte.

Er rollte es hastig auf, zu Mürnharts großem Schrecken. — Die Augen des sterbenden Greises drangen weit aus ihren Höhlen hervor, als sie die Schrift überflogen, — ein Windstoß draußen, ein zuckender Blitz, und drinnen im Sterbezimmer ein kurzer Aufschrei, der sich in dem Gedröhne des nachfolgenden Donners verlor . . . .

Digitized by Google

Mürnhart hatte sich an die Wand gelehnt und zitterte und bebte am ganzen Körper. Der Blick des Sterbenden haftete auf ihm unausgesetzt in zornigem Aufleuchten, bis eine Thräne ihn umflorte. Dann zog ein leiser Schimmer der Verklärung über das Antlitz des Greises und seine Lippen hauchten: „Liebet... Euere Feinde, — segnet . . . bittet . . . vergebt . . . mein Vater und Heiland, nimm mich — gnädig auf!" Ein tiefer, tiefer Seufzer, ein kurzes Röcheln und der alte Michael Ratbod, der Erbe des Pfeiferkönigs, hatte vollendet.

Draußen der Kampf der Elemente und hier im Zimmer die Ruhe des Todes, trotz des bösen Gewissens, das im Herzen Mürnharts pochte und hämmerte. Nach wie vor stand er da, ängstlich an die Wand gedrückt und unbeweglich; er versuchte, seinen Augen eine andere Richtung zu geben, sie abzuwenden von dem bleichen Antlitz des Todten, allein er war wie gebannt und sah, wie das Auge des alten Mannes brach, wie die Thräne, die darin noch kurz zuvor gezittert, jetzt langsam über die eingesunkene Wange rann, wie das Auge trocken wurde und der gebrochene Blick starr auf ihm haftete, trotzdem der Greis mit einem Segenswunsche geschieden war. Vielleicht hatte sein Herz von dem Lallen seiner Lippen nichts gewußt, und sein Auge war dennoch im gerechten Zorne gegen Mürnhart gebrochen und der Zorn währte fort, auch nach dem Tode, und er schrie nach Rache . . . ewig, ewig!

Da endlich kamen Tritte die Treppe herauf und der lauschende Mürnhart vernahm, wie die Magd Jemanden begrüßte. Der Name, den sie aussprach, gab dem Junker die körperliche Kraft zurück, seine Hand faßte bereits in die Brusttasche und er eilte vorwärts auf den Todten zu, fest gewillt, ein schweres Unrecht gut zu machen so lange es noch Zeit war, ihm das Pergament zu entreißen und ihm dafür . . . zu spät — — die Thür ging auf und Waldner von Hohenheg trat, von der Magd gefolgt, in's Zimmer. Als er sich von dem eingetretenen Tode überzeugt und der Magd verkündet hatte, daß ihr alter Herr gestorben sei, wandte er sich zu dem todtbleichen Neffen mit der lauten Frage: „Was hält unser theurer verstorbener Freund in seiner todten Hand?" „Sein Testament," hauchte Mürnhart und der Oheim wiederholte seine Antwort mit lauter Stimme. Sodann tröstete er die weinende Magd. „Bleibe jetzt hier im Zimmer," sagte er zu ihr mit freundlicher Stimme. „Du aber, Mürnhart, rufst einige Freunde des Hauses herbei. Wenn du dem Rechtsgelehrten Gerbel und dem Oberherrn Schwarber die Trauerbotschaft verkündet hast, so begieb dich nach Hause und erwarte mich dort. Ich habe mit dir Wichtiges zu sprechen." Auf diese letzten Worte legte er eine eigenthümliche Betonung, deren Bedeutung dem Junker nur allzuverständlich war.

Mürnhart erhob sich zitternd und wankte dem Ausgang zu. Er holte tief Athem, als er endlich die Gasse betrat. Das Gewitter war vorüber, der Sturm aber pfiff noch immer über die Gassen dahin und wirbelte vom Boden den Schnee auf, den er als eisigen Regen den ihm entgegenkommenden Wanderer ins Antlitz trieb. Mürnhart that diese Kühlung wohl, denn Stirne, Wangen und Augen brannten ihm, als ob ein höllisches Feuer dahinter wüthe; und dazwischen heulte der Sturm und heulte ihm die Worte des Oheims in's Ohr: „Ich habe mit dir . . . Wichtiges zu sprechen!" . . . Und der Junker erbebte vor diesen Worten, wie er es vor dem fürchterlichen, stillen Blick gethan. Ruhelos eilte er in der Stadt umher, bis er den Freunden des alten Ratbod die Hiobsbotschaft überbracht. Nun sollte er nach Hause gehen und den Oheim erwarten; so hatte dieser es anbefohlen, da er Wichtiges mit ihm zu sprechen habe.

„Nein, nein!" rief Mürnhart dem um sein Haupt tobenden Sturm entgegen. „Ich thue es nicht, denn ich weiß, er wird meine Kleider untersuchen, bis er das Pergament gefunden und vernichtet hat, dann bin ich in seiner Hand und ohnmächtig seinem Willen preisgegeben. Vielleicht giebt Gott mir ein Zeichen, wie ich mein schweres Unrecht wieder gut machen kann, ohne meinem Verwandten und mir zu schaden. Und deshalb darf ich mich von dem Schriftstück nicht trennen, und deshalb muß ich es an einem sichern Orte bergen, doch auch dieses Versteck darf nur mir bekannt sein. Wo aber soll ich hin, — welche Menschenseele nimmt mich auf, wer kennt den armen Junker? . . . „Halt, ich hab's!" rief er frohlockend. „Lebt nicht mein alter Gönner, der Prior Uto, noch? Hat er mich nicht schon zu verschiedenen Malen eingeladen, sein Gast zu sein? Ja, ja, ich eile nach dem Kloster Walburg! Bis Abends sechs Uhr kann ich in Hagenau sein, und dann nehme ich den nächsten Weg durch den heiligen Forst, so daß ich noch vor acht an der Klosterpforte anklopfen kann!"

Noch hatten die Glocken der St. Nikolauskirche in der freien Reichsstadt Hagenau nicht den Abend eingeläutet, als Mürnhart bereits das Weichbild des Ortes betrat. Nach einer kurzen Rast setzte er seine Wanderung weiter fort, denn er mußte sich beeilen, da der Mond nur bis zur achten Stunde am Himmel stand und sein Licht ohnehin durch die unter ihm vorbeiziehenden Wetterwolken beeinträchtigt wurde. Dicht hinter der Stadt beginnt der viele Meilen umfassende heilige Forst, so geheißen wegen der vielen Klöster, die sich darin befanden. Nachdem ihn Mürnhart betreten, folgte er nicht der

Digitized by Google

breiten Straße, sondern bog seitab, um einen näher führenden Weg zu verfolgen. Da ein großer Theil des Waldes aus Laubholz bestand, so vermochte das silberhelle Mondlicht durch die kahlen Zweige und Aeste zu dringen und dem einsamen, ruhelosen Wanderer auf seinem Wege zu leuchten. Zuweilen freilich, wenn ein grösserer Wolkenzug an der Mondscheibe vorüber huschte, tauchte der Wald in den Schatten der Nacht, und Mürnhart mußte stehen bleiben, um nicht gegen einen Baumstamm anzurennen oder über eine den Weg kreuzende Wurzel zu fallen. Wenn dann der Sturm durch das Gezweig der Bäume fuhr, und es an allen Orten und Enden zu knistern, zu knattern und zu stöhnen anfing, dann war's ihm, als riefe er ihm gellend in die Ohren: „Ich habe mit dir Wichtiges zu sprechen!" Und dann thürmte sich der Schnee am Boden zu einem weißen Bett empor, und ein todter Mann lag darauf, mit langem Silberhaar und einem gebrochenen Blick, in dem keine Versöhnung und Vergebung zu lesen war, sondern der laut um Rache schrie. Und der grausige Blick ruhte starr auf dem Wandersmann, der erschöpft an einem Eichstamme lehnte und seine Hände fest gegen das Herz drückte, das so heftig pochte, als ob es zerspringen wollte; und weiter eilte er vorwärts, der Sturm aber blieb ihm immer zur Seite und sein eintöniges Lied setzte sich unbarmherzig zu den Worten zusammen: „Ich habe mit dir — Wichtiges zu sprechen!" Und es ward Mürnhart zu Muthe, als ob eine kalte, knöcherne Hand aus seinem Herzen heraus in die Brusttasche griffe, in welcher er das Pergament barg. „Hilfe, Hilfe!" schrie der Flüchtling verzweifelt auf, „erbarme dich meiner!" und gleich einem gefällten Baume stürzte er auf den schneebedeckten Boden nieder. Der tobende Sturm aber wußte schon, wie er's anzufangen hatte, um dem bewußtlosen Manne vom Boden wieder aufzuhelfen. Gellend dröhnte es in Mürnharts Ohren: „Ich habe Wichtiges — mit dir zu sprechen!" Und als ob ihn eine Natter gestochen habe, sprang er in die Höhe und rannte vorwärts, trotzdem in diesem Augenblicke tiefe Nacht im Walde herrschte. Er stieß an Bäume und riß sich wund, er fiel über Wurzeln und schürfte sich die Kniee, — allein er spottete des Schmerzes, gegenüber den inneren Qualen, die er zu erdulden hatte. Und immer mehr nahmen diese zu, denn nicht mehr war es der wüthende Sturm allein, der ihm jene unheimlichen Worte zurief, sondern auch der flüchtige Tritt seines Fußes, der den gefrorenen Schnee am Boden knirschen machte, stimmte die eintönige Melodie an: „Ich habe mit dir — Wichtiges zu sprechen!" Und hinter jedem Baume lugte der Greis mit seinem gebrochenen Blick hervor und riesige knöcherne Finger faßten in der Luft nach dem keuchenden Wanderer, bis dieser endlich sein Ziel erreicht hatte und zu Tode erschöpft an der Pforte des Klosters zu Walburg die Glocke zog.

„Wer da?" ertönte von innen die Stimme des Pförtners.

„Ein Freund des ehrwürdigen Priors Uto," erklang es zitternd zurück. „Gelobt sei Jesus Christ! —"

„In Ewigkeit, Amen," vollendete der Pförtner und schob den Riegel des Thores zurück, das den zum Tode Ermatteten aufnahm.

(Fortsetzung folgt.)

Bachs Passionsmusik.

Editor.

Nicht zum Zweck einer ausführlichen Schilderung dieses mächtigen Choralwerkes des großen Meisters schreiben wir diese Paragraphen, sondern nur dazu, um unsere Leser darauf aufmerksam zu machen. Wer ernste Musik und das Christenthum lieb hat, sollte die Gelegenheit, dieses Tonstück zu hören, gewiß nicht versäumen. Zwar haben sogenannte Musikkritiker sich bei der während des letzten Maifestes in Cincinnati stattgefundenen Aufführung desselben gar schrecklich gelangweilt und mitunter sogar unterstanden, elende Witze über das Kunstwerk des Altmeisters der Choralmusik loszulassen; aber solche Ergüsse oberflächlicher oder verkommener Leute sind werthlos, und wenn die Herren sich gelangweilt haben, so ist der Hauptgrund in ihnen und nicht in der Bach'schen Musik zu suchen.

Eine leichte Opernmusik, welche es vornehmlich auf die Unterhaltung abgesehen, hat der Meister selbstverständlich nicht geliefert. Auch kann die Matthäus Passion nachgerade nicht mit Händels Messias verglichen werden, denn sie ist anderen Wesens.

Wer aber den mächtigen deutschen Choral in seiner erhabenen Großartigkeit einmal auf sich wirken lassen will, wer Sinn und Gehör für herrliche Fugen hat, wem das Evangelium auch im Kunstgesang eine frohe Botschaft ist, wer etwas mit hinausnehmen will aus dem Concertsaal, das ihn in des Lebens Arbeit hebt und stärkt und bessert, der höre Bachs größtes Choralwerk — die Passionsmusik.

Bekanntlich hat der Meister, sich genau an den Schrifttext haltend, in diesem Werke das Leiden und Sterben unseres Herrn dargestellt. Die verschiedenen in der Leidensgeschichte han-

Digitized by Google

delnden Personen bringen meistens in Recitationen, seltener in Solo-Gesängen — ihre im Evangelium verzeichneten Reden vor das Publikum. Dazwischen hinein sind großartige größere oder kleinere Chöre angebracht, die oft von mächtiger Wirkung sind und theilweise zur Handlung der Leidensgeschichte gehören, wie z. B. der Chor der Juden — „Kreuzige ihn" — theilweise die Empfindungen und Gedanken frommer Herzen ausdrücken, wie — „O Haupt voll Blut und Wunden."

Es giebt somit die Passionsmusik den großen Sängerinnen keine Gelegenheit in Bravourarien zu glänzen, und Damen, wie die Materna, welche für die Wagnerischen Opern herangebildet ist, sind eigentlich in dieser „Passion" nicht zu Hause.

Aber für den Freund figurirter Chöre und den Liebhaber majestätischer Choralmusik bot jener Abend des Cincinnati Musikfestes die reichsten Genüsse; denn nicht nur ist die Composition an und für sich einzig in ihrer Art, sondern die Ausführung war auch eine meisterhafte.

Noch lange wird uns der „Blitz- und Donner-Chor" am Beginn des Werks und der Schluß-Chor des ersten Theils in Herz und Gedächtniß leben; und oft werden wir wünschen, wieder einmal einen Choral zu hören wie „O Haupt voll Blut und Wunden," „Herzliebster Jesu, was hast du verbrochen."

Einer der hochgebildeten Musikkritiker unserer Tagesblätter hat zwar gesagt — jeder Kirchenchor könne solche Choräle lernen und ausführen. Ja wohl — aber wie! So erlernt und so ausgeführt haben wir diese Choräle doch noch nie vortragen hören, wie es von jenen 800 geschulten Stimmen geschah.

John Wesley als Prediger.

Als J. Wesley einst vor einer reichen und vornehmen Versammlung zu predigen hatte, nahm er die Worte zum Texte: „Ihr Schlangen und Otterngezüchte, wer hat denn euch gewiesen, daß ihr dem zukünftigen Zorn entrinnen werdet?"

Nach der Predigt sagte einer der beleidigten Zuhörer zu ihm: „Mein Herr, solche Predigt würde passend gewesen sein in Billingsgate (ein verrufenes Stadtviertel Londons, Ed.), war aber hier sehr ungebührlich."

„Wäre ich in Billingsgate gewesen," antwortete Wesley, „so hätte ich den Text gewählt: Siehe, das ist Gottes Lamm, welches der Welt Sünde trägt."

Kaum dürfte irgend ein Vorfall im Leben dieses Predigers der Gerechtigkeit das Geheimniß seiner wunderbaren Macht deutlicher zeigen wie dieser.

Zum ersten hatte er ein scharfes Auge, das durch allen äußern Schein des Reichthums, Ranges, Standes und Stolzes hindurch in das Herz und innere Wesen seiner Zuhörer schaute. Zum zweiten war er gänzlich und durchaus frei vom geringsten Gefühle der Beschränkung oder Verlegenheit, das so viele Prediger auf der Kanzel beeinflußt, Wort und Manieren dermaßen einzurichten, daß der reiche und vornehme Zuhörer doch ja den Eindruck bekomme, der Prediger sei ein wohlgebildeter Mann. J. Wesley erkannte sich als Botschafter Christi und seine Sorge war nur, wie er seinem Herrn und Meister gefalle und dessen Auftrag getreu ausführe.

Der Louisd'or in der Bibel.

Karl, Herzog zu Württemberg, kam in seinen jüngeren Jahren öfters zur Frühlingszeit auf der Auerhahnbalz nach dem Schwarzwald, namentlich auch nach Fünfbronn, Kirchspiel Simmersfeld, und residirte dort im Hause eines Bauern. Diesem bewies er unter Anderm auch dadurch seine Freigebigkeit, daß er auf die unabsichtlich hingeworfene Bemerkung desselben: „Wenn Eure Durchlaucht in meinem Hause einzukehren die Güte haben, so muß ich auch statt des bisherigen blos irdenen Ofens mir einen eisernen anschaffen," demselben nach kaum erfolgter Abreise sogleich einen noch jetzt zu Fünfbronn vorhandenen, eisernen Ofen als Geschenk überschicken ließ. Im Hause dieses Bauern nun bemerkte der Herzog auf dem Wandbrett ein ihm als Katholiken besonders interessantes Buch, die Bibel, worauf er sogleich an den Bauer die Frage richtete: „Liest Er auch fleißig in seiner Bibel?" Der Bauer erwiderte mit protestantischem Eifer: „Freilich, Euer Durchlaucht, alle Tage ein Kapitel." Hierauf nahm der Herzog des Augenblicks wahr, da der Bauer nebst den übrigen Hausgenossen das Zimmer verlassen hatte, und legte schnell zwischen zwei, von seinem guten Gedächtniß genau bemerkte Seiten einen Louisd'or in die Bibel. Beim Abschied fügte er die Ermahnung hinzu: „Nun les' er mir fleißig in seiner Bibel; Er wird einen großen Schatz darin finden!" Der Bauer wiederholte sein: „Freilich! Euer Durchlaucht; alle Tage ein

Digitized by Google

Kapitel!" — Nach einem Jahr kam der Herzog wieder, und nachdem er den neuen Ofen beschaut, erging gleich die Frage an den Hausbesitzer: „Nun, hat Er fleißig in seiner Bibel gelesen?" „Freilich! Euer Durchlaucht; alle Tage!" „Reich' Er mir doch einmal die Bibel herunter!" Der Herzog schlug die ihm bekannten Seiten auf und — der Louisd'or war noch da. Er steckte ihn wieder in seine Westentasche und sagte zu dem Bauer: „Warum hat Er mich angelogen? Hätt' Er in seiner Bibel gelesen, so hätt' er das Goldstück gefunden!"

Item: Es steckt manches Goldstück in deiner Bibel, und du hast noch nie darnach gesucht.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 6. August. Mark. 11, 12—23.

Der unfruchtbare Feigenbaum.

I. Die Verwünschung des Feigenbaums. (V. 12 bis 14.) An einem Sonntag, dem letzten vor dem Tode Jesu, hatte der triumphirende Einzug in Jerusalem stattgefunden und zwar gegen Abend. Die darauf folgende Nacht brachte Jesus in Bethanien zu im Kreise der befreundeten Familie des Lazarus, den er vom den Todten auferweckt hatte. Am Montag Morgen kehrte er wieder nach Jerusalem zurück, bei welcher Gelegenheit die Verfluchung des unfruchtbaren Feigenbaums stattfand.

V. 12: Jesus war ein Mensch gleichwie wir, nur ohne Sünde. Daher war er auch den Schwächen und Bedürfnissen unserer menschlichen Natur unterworfen; er hungerte, dürstete, ward müde und schläfrig, weinte, zitterte und zagte wie wir. Darum steht er uns so innig nahe, daß wir ihm ruhig alle unsere Sorgen und Anliegen anvertrauen können.

V. 13: Die Frucht des Feigenbaums entwickelt sich eher als die Blätter. Da es nun noch nicht die Zeit der Feigen war, so hätte der Baum auch keine Blätter haben sollen, die ja der Regel nach erst nach dem Ansetzen von Früchten keimen. Der Jahreszeit nach also durften zwar keine Feigen erwartet werden, wohl aber dem Blätterreichthum nach. Der Baum hatte den Schein eines über die Maßen fruchtbaren Baumes, und darin war er ein trauriges Abbild Israels, das den Schein übermäßiger Gerechtigkeit, aber nicht die Früchte der Gerechtigkeit hatte.

V. 14: Das Wunder selbst hat, wenn es blos äußerlich angesehen wird, etwas Befremdliches. Denn es ist durchaus nicht klar, wie der Herr einen Feigenbaum wegen seiner Unfruchtbarkeit verfluchen konnte. Das Bild des Erlösers würde durch eine so unpassende Anwendung der Wunderkraft getrübt werden. Nur dann reiht sich dieses Wunder als reiner Zug in das Bild des Erlösers ein, wenn wir es als ein sinnbildliches betrachten. Da die Stunde der großen Entscheidung nahte, war die heilige Seele Jesu nur beschäftigt mit der Sünde des Volks, das in dem erhabenen Momente, in welchem die Hoffnung der Väter sich erfüllte, blind und taub gegen die Offenbarung seiner Herrlichkeit war. Er, der Sohn des himmlischen Vaters, war gekommen, Früchte ächter Buße zu suchen, bei denen, die das Gesetz (Blätter) hatten; aber er fand sie nicht. Die Folge dieser Unfruchtbarkeit ist das Strafgericht, welches in der Verdorrung des Feigenbaumes abgebildet ist. Dies ist die sinnbildliche Bedeutung des Wunders. Die Anwendung dieser Bedeutung auf die Christenheit unserer Tage liegt auf der Hand.

II. Die Reinigung des Tempels. (V. 15—18.) **V. 15 und 16:** Schon beim Anfang seiner öffentlichen Thätigkeit hatte Jesus einmal den Tempel von den Käufern und Verkäufern gereinigt (Joh. 2, 12 ff.); jetzt am Schlusse derselben wiederholt er diese Handlung. Auch sie muß, wie die Verfluchung des unfruchtbaren Feigenbaumes, als symbolische Handlung, und zwar als Symbol der gesammten Wirksamkeit des Herrn angesehen werden. Die Reinigung des Hauses Gottes im geistigen Sinne des Worts bildete die eigentliche Aufgabe des Wirkens Jesu, und diese wird am Anfang und Schluß durch die Tempelreinigung sinnbildlich dargestellt. Den Schauplatz der Handlung bildete der sogenannte Vorhof der Heiden, der in einem großen gepflasterten Raum vor den eigentlichen Vorhöfen bestand. In diesem Raume hatten die Verkäufer von Opferthieren und die Wechsler ihre Buden aufgeschlagen und versetzten so den Lärm des weltlichen Treibens in die Nähe der Betenden. Das scheinbar Gewaltthätige in dem Verfahren Jesu könnte vielleicht Manchen als eine Trübung seines gnadenreichen Charakters erscheinen. Aber zur heiligen Liebe gehört ebenso der Ernst wie die Milde; wie diese den Gebeugten sich kundgiebt, so jene den Frechen. Daher spricht es der Herr auch an anderen Stellen deutlich im Worte aus, daß er der sei, der die Widerwärtigen verderben werde (vgl. Luk. 19, 27; Matth. 24). Daß Niemand es wagte, dem Herrn entgegenzutreten, und es ihm gelang, wenigstens für die Zeit seiner Anwesenheit den Lärm zu verscheuchen, das muß einfach auf den überwältigenden Eindruck zurückgeführt werden, den die Persönlichkeit des Erlösers selbst auf das Volk machte. Wie Jesus später durch sein Wort und den heiligen Eindruck seiner stillen Majestät die Schergen

Digitized by Google

entwaffnete (Joh. 18, 6), so verscheuchte er auch durch seinen heiligen Zorn die Unheiligen aus dem Bereich des Heiligthums. Die geläufig gewordene Zurückführung dieser Handlungsweise Jesu auf das sogenannte Zelotenrecht wird von vielen Schriftauslegern als unberechtigt zurückgewiesen.

V. 17: Zur Erklärung seiner Handlungsweise beruft sich der Herr auf zwei Stellen des alten Testaments, auf Jes. 56, 7 und Jerem. 7, 11. Das Haus Gottes sollte ein Bethaus sein, durch den unsauberen Kramhandel aber, welcher dem Beuteaustheilen der Räuber zu vergleichen ist, wird es zur Mördergrube oder (nach dem Griechischen) „zur Räuberhöhle" gemacht. Ist das Wort: Mein Haus soll ein Bethaus heißen, schon wahr vom äußeren Tempel, so gilt es noch viel mehr von dem inneren des Herzens. Dieses wird durch die Sünde zur Räuberhöhle. Eine Räuberhöhle kann so häßlich nicht sein, als es ein Herz voll Geiz, Wucher, Neid, Haß, Wollust u. s. w. in Gottes Augen ist. Christus ist gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre. Wie er einst den Tempel zu Jerusalem von den Käufern und Verkäufern reinigte, so will er unsere Herzen reinigen von der Sünde. Aber er thut es nicht gewaltsam und wider unseren Willen, wie dort wider den Willen der Juden, sondern nur dann, wenn wir ihn darum bitten und uns ernstlich von unseren Sünden reinigen lassen wollen. Die Gotteskraft, durch welche er dann die Sünde aus unseren Herzen vertreibt, ist der hl. Geist, der allen denen gegeben wird, die von Herzen an Jesum als ihren Heiland und Erlöser glauben.

V. 18: Das energische Auftreten Jesu fachte den längst vorhandenen Neid und Haß der Schriftgelehrten und Hohenpriester zur hellen Flamme an. Sie suchten, wie sie ihn umbrächten. Aber noch hielt sie die Scheu vor dem Volke, unter welchem Jesus einen großen Anhang hatte, von offenen Maßregeln zurück. Die Scheu vor Gott scheinen sie bereits überwunden zu haben. Um ihr eigenes Ansehen bei dem Volke zu wahren, opfern sie den, von welchem sie wissen, daß er „ein Meister ist, von Gott gesandt."

III. Die Kraft des Glaubens. (V. 19 — 23.) **V. 19 und 20:** Als Jesus am folgenden Morgen wiederum mit seinen Jüngern von Bethanien, wo sie die Nacht zugebracht, nach Jerusalem zurückkehrte, war der Feigenbaum, den er Tags zuvor verflucht hatte, verdorret von der Wurzel aus. Der Fluch Christi hatte dem Baum nun auch den äußeren Schein der Fruchtbarkeit genommen, nun trug er auch keine Blätter mehr, welche den Vorübergehenden täuschen konnten. Wie genau hat sich 40 Jahre später diese sinnbildliche Drohung an dem jüdischen Volke erfüllt! Durch die Zerstörung Jerusalems und die Zerstreuung des Volkes unter die Heiden verlor es seine politische Selbstständigkeit, sein Heiligthum, seinen Cultus, kurz die äußeren Formen der Theokratie, welche gleichsam die Blätter bildeten, deren Vorhandensein auf die Früchte des Glaubens und der Liebe schließen ließen. Aber die Juden hatten diese Früchte nicht gebracht; sie hatten vielmehr im Unglauben den Messias verworfen und gekreuzigt. Darum konnte das Gericht nicht ausbleiben. Wie wichtig ist es doch, daß unser religiöses Leben nicht nur Blätter, d. h. die äußere Form der Frömmigkeit, erzeuge, sondern auch Früchte, die Früchte des Geistes, Gerechtigkeit, Liebe, Friede *rc.* zur Reife bringe!

V. 21 und 22: Die Jünger wundern sich über das schnelle Verdorren des Feigenbaumes, und Petrus giebt auch hier, wie so oft, der Stimmung der Jünger Ausdruck (V. 21). Diese Gelegenheit benützt der Herr, um seine Jünger darauf aufmerksam zu machen, daß bei ihnen alles auf den Glauben ankomme, durch welchen auch sie ähnliche Wunder wirken könnten. Die Wunderthaten sind nur Aeußerungen des Glaubens. Der Glaube an Gott schließt natürlich den Glauben an die Person des Erlösers nicht aus, vielmehr kam Gott eben in ihm zur Erscheinung (Joh. 14, 9) und der Glaube an Christum ist der Glaube an Gott in ihm. Daher ist es Apg. 3, 16 der Glaube an Jesum, der den Kranken heilt.

V. 23: Mit diesen Worten will der Herr nicht sagen, daß seine Jünger buchstäblich Berge versetzen sollen. Paulus spricht: Wenn ich Glauben hätte, daß ich Berge versetzen könnte, und hätte der Liebe nicht, so wäre es mir nichts nütze. Der Heiland meint nur, wer Glauben hat, der vermag alles; und da führt er einen Berg, den er gerade vor sich gehabt, zum Exempel an. Der Sinn seiner Worte ist also: Wenn ihr Glauben habt, so werdet ihr die Schwierigkeiten in eurem Wege, und wenn sie die größten Berge sind, bald hinwegräumen. Das Weggebieten des Berges setzt voraus, daß man sich nicht über denselben hinwegsetzen kann, denn dies ist noch ein näherer Weg. Dem Glauben aber wird es stets gelingen, das Hinderniß, welches sich ihm in den Weg stellt, auf die eine oder auf die andere Weise zu überwinden. Den Gegensatz zum Glauben bildet der Zweifel. Wie der Glaube wesentlich Vertrauen zu Gott ist, so ist der Zweifel Mißtrauen gegen ihn. Daher sagt auch Jakobus: „Wer da zweifelt, der ist gleich wie die Meereswoge, die vom Winde getrieben und gewebet wird. Solcher Mensch denke nicht, daß er etwas von dem Herrn empfangen werde" (Kap. 1, 6. 7).

Disposition. Der Feigenbaum. 1) Ein Bild der Kirche, wie sie sein soll. Ein gesunder Feigenbaum setzt eher Feigen an als Blätter. So geht der Glaube und seine Früchte den äußerlichen Formen des Gottesdienstes voran. 2) Ein Bild einer erstorbenen Gemeinde ist der Feigenbaum, wenn er blätterreich aber früchtelos ist. 3) Die Verwünschung des Feigenbaums ein warnendes Bild der Verwerfung einer erstorbenen Gemeinde (das dürre Holz taugt zu nichts mehr als zum Verbrennen). 4) Eine ernste Mahnung zur Selbstprüfung für jeden einzelnen Christen.

Sonntag, 13. August. Mark. 11, 24—33.

Gebet und Vergebung.

I. Der rechte Gebetsgeist. (V. 22 und 23). **V. 24:** Von der Schilderung der Macht des Glaubens (V. 22 und 23), geht der Herr nun über zu einer Belehrung über den rechten Geist des Gebets. Zunächst giebt er seinen Jüngern die Verheißung:

Digitized by Google

„Alles, was ihr bitten werdet" u. s. w. Die Erhörung des Gebetes wird auch hier vom Glauben abhängig gemacht. Dieser Glaube umfaßt ein Zweifaches: 1) das kindliche Vertrauen zu Gott, unserem himmlischen Vater, daß er unsere Bitte gewähren könne und 2) daß er sie um unseres Heilandes willen, den wir lieb haben, gewähren wolle. Wer an Gottes Macht und Liebe zweifelt, hat keinen Glauben. Der Glaube setzt übrigens stets eine besondere Gemüthsstimmung voraus. Wer sich um Gott nicht kümmert und von ihm nichts wissen will, kann ihm auch nicht vertrauen, nicht an ihn glauben. Die Kraft des gläubigen Gebetes beweisen zahlreiche Beispiele der heiligen Schrift. Durch's Gebet ließ Elias auf dem Karmel Feuer vom Himmel fallen, durch's Gebet erflehte er den erquickenden Regen nach langer Dürre, durch's Gebet rief er den Sohn der Wittwe zu Zarpath aus dem Tode zurück; durch's Gebet fanden zahllose Kranke und Bedrängte Hülfe und Rettung bei dem Herrn in den Tagen seines Fleisches; durch's Gebet erweckte Petrus die Tabea und Paulus den Eutychus von den Todten.

V. 25: Zur rechten Gebetsstimmung gehört aber auch die vergebende Liebe. Im wahren Glauben und erhörlich beten, können wir nur dann, wenn wir willig sind, unseren Mitmenschen zu vergeben. Wenn ihr stehet und betet, so vergebet ꝛc. Das Stehen ist durchaus keine unpassende Stellung beim Gebet; es war die bei den Juden gewöhnliche. Die ersten Christen dagegen beteten meist knieend, nur am Sonntag, der als Freudentag gefeiert wurde, beteten sie selbst im öffentlichen Gottesdienste stehend. Vergebet! Ehe wir im Gebet zu Gott nahen, müssen wir uns ernstlich prüfen, ob wir unseren Nächsten gegenüber zur Vergebung bereit sind; denn wie können wir Vergebung und Gnade von Gott erwarten, wenn wir selbst nicht vergeben wollen! „Vergieb uns unsere Schulden, wie (d. h. in dem Maße und in der Weise, wie) wir unsern Schuldigern vergeben," beten wir im Vaterunser, und der Herr selbst ermahnt seine Jünger zur Ausgleichung jeder Entzweiung mit dem Bruder, ehe sie sich dem Hause und Altare Gottes nahen (Matth. 5, 23. 24).

V. 26: Von unserer Vergebung macht der Herr hier bestimmt die Vergebung Gottes abhängig. Erwarten wir von Gott, daß er uns unsere zahllosen Sünden und Uebertretungen vergebe, so dürfen wir nicht zögern, unseren Brüdern die wenigen Fehler zu vergeben, durch welche sie uns beleidigt haben mögen. Wer selbst nicht vergeben will, geht auch der göttlichen Vergebung verlustig. Dies zeigt uns der Herr in höchst anschaulicher Weise an dem Gleichniß von dem herzlosen Schalksknecht, Matth. 18, 23—35. — Freilich ist es nicht möglich, mit allen Menschen in Friede und Eintracht zu leben; denn die Frommen sind den Gottlosen stets ein Dorn im Auge; aber die Jünger Jesu sollen den Haß der Welt nicht erwidern, sondern vielmehr ihre Feinde lieben und für sie beten, nach dem Vorbild, welches ihnen ihr Herr und Meister selbst gegeben hat.

II. Die messianische Vollmacht Christi. (V. 27 bis 33). **V. 27:** Sie kamen wiederum nach Jerusalem. Der Aufenthalt Jesu in den letzten Tagen vor seinem Leiden theilte sich zwischen Bethanien, wo er im Kreise der Seinigen die ausgestreuten Keime des höheren Lebens zur Reife zu bringen bemüht war, und zwischen dem Tempel. Hier, im Hause des Vaters, als dem eigentlichen Orte der Wirksamkeit des Sohnes (Luk. 2, 49), wandelte er umher und spendete Segen. Aber den Obersten Volkes gegenüber, welche dem Geist der Wahrheit, der aus ihm redete, widerstrebten, gestaltete sich seine Thätigkeit zum Gericht.

V. 28: Um den König der Wahrheit zu verderben traten einige von der herrschenden Partei der Priester an ihn heran mit der Frage: In welcher Macht thust du das? Nach 5 Mos. 13, 1 ff.; 18, 20 ff. stand es jedem Israeliten, besonders aber der israelitischen Obrigkeit, dem hohen Rathe, zu, einen auftretenden Propheten nach dem Worte Gottes zu prüfen. Die Frage der Schriftgelehrten und Priester war also durchaus berechtigt. Nach den oben angeführten Stellen waren zwei Fälle möglich, in welchen man den Propheten nicht zu gehorsamen hatte, und diese einer schweren Strafe verfielen. Entweder nämlich der Prophet führte selbst seine Vollmacht auf einen anderen Gott (z. B. Baal) als den wahren zurück, oder er berief sich zwar auf Jehovah, vermochte sich aber nicht durch Wunder und Weissagung zu legitimiren. Es gab also für die Prüfung des Propheten kein anderes Mittel, als ihn über seine Legitimation zu fragen. So schickte der hohe Rath einst zu Johannes dem Täufer (Joh. 1, 19) und Johannes erklärte ihnen, er sei der Vorläufer des Messias, zu welchem er selbst das Volk hinwies (vgl. auch Matth. 11, 1 ff.). So untadelhaft aber die Form der Frage war, so unlauter war die Gesinnung, aus der sie hervorging. Die Pharisäer fragten gar nicht aus Bedürfniß und innerer Ungewißheit über den Beruf Christi für sich und das Volk, sondern aus Bosheit. Sie hatten die Kraft der Wahrheit, die von ihm ausging, an ihren Herzen verspürt; sie hatten Wunder genug von ihm gesehen und kannten seine Legitimation nach Joh. 3, 2; dessen ungeachtet stellen sie sich als ungewiß und suchen Jesum in Verlegenheit zu bringen. Was konnte aber die Frage Jesu schaden? Hätte er geantwortet: „In der Macht Gottes," so hätte freilich eine solche Erklärung ihm nicht beim Volke, das ihm geneigt war, schaden und eben so wenig hätten die Priester daraus etwas ableiten können, um ihn zu verurtheilen. Die Pharisäer aber erwarteten wahrscheinlich eine Antwort, in welcher sich Jesus (ähnlich wie Joh. 8, 17) für den Sohn Gottes erklärte. Dies betrachteten die damaligen Juden, welche das Wort Gottes im A. B. nicht verstanden, als Gotteslästerung (Matth. 26, 63—66). Um dieser heuchlerischen Gemüthsstellung willen verweigerte der Erlöser mit Recht die Beantwortung der Frage und richtete statt derselben selbst eine Frage an seine Gegner, welche diese zum Bewußtsein ihrer Sünde bringen und das Volk auf die Unlauterkeit seiner Leiter führen mußte.

V. 29 und 30: Der Herr befragt sie nämlich über die Würde des Johannes. Diesen Gottesgesandten hatten sie selbst über seine Autorität befragen lassen, und er hatte ihnen geantwortet und ihnen als Zeichen zur Prüfung seines göttlichen Auftrags die Anwesenheit des Messias unter ihnen genannt (Joh. 1, 26). Statt sich nun dieser Legitimation zufolge von Johannes taufen zu sich dem Messias anzuschließen, überließen diese

Digitized by Google

falschen Hirten den Johannes seinem Schicksal und ließen das Volk, das sie über den erschienenen Messias hätten belehren sollen, im Unklaren. Diese ihre heuchlerische Unlauterkeit deckt der Herr auf. Indirekt lag übrigens auch in dieser Gegenfrage eine Antwort auf die Frage der Schriftgelehrten; denn diese wußten ja recht wohl, welches Zeugniß der Täufer von Jesu abgelegt hatte.

V. 31—33: Die Beantwortung der Frage Jesu nach der Vollmacht des Johannes war für die Pharisäer äußerst schwierig. Sie mochten antworten, wie sie wollten, ihre Falschheit kam zu Tage. Sie überlegten unter einander. Ihre geheime Berathung wird fast wörtlich von den drei Evangelisten angeführt und mag diesen durch Nikodemus oder Joseph von Arimathia mitgetheilt worden sein. Nur was sie sagen könnten und was er (Jesus) und das Volk dann sagen würden, bedenken die heuchlerischen Pharisäer, nicht was recht und wahr ist vor Gott. Die Antwort, welche sie endlich gaben: „Wir wissen es nicht,“ war eine Lüge, denn nach der officiellen Sendung der Deputation wußten sie recht gut, wer der Täufer war. Mit dieser lügnerischen Erklärung haben sie die Berechtigung verloren, Jesum nach seiner Legitimation zu fragen; daher seine Antwort: „So sage ich euch auch nicht“ u. s. w.

Disposition. Wir sollen täglich um Vergebung unserer Sünden bitten; denn wer nicht bittet, empfängt nicht. Aber die Versöhnlichkeit ist die Bedingung, unter der wir Vergebung erlangen.

I. Beweis. 1) Der Herr selbst versichert, daß uns nur dann werde vergeben werden, wenn wir selbst vergeben. 2) Das soll aber nicht heißen, daß wir etwa nur mit dem Munde, zum Schein, die Versöhnlichkeit bezeugen, denn wir bezeugen sie vor Gott, der in die Herzen sieht. 3) Darum soll der Betende nicht nur zur Versöhnlichkeit bereit sein, sondern auch für die beten, die ihm ein Leid angethan (V. 25 und 26).

II. Anwendung. 1) Im Menschen ist eine natürliche Neigung, an dem Thun Anderer die schlimmsten Seiten herauszusuchen. 2) Der Gedanke allein, daß wenn Gott so auch an uns handeln wollte, wir verloren gehen müßten, macht stark zum Ueberwinden des Zorns. 3) Unsere Versöhnlichkeit ist wohl Vorbedingung zum Empfang der Vergebung, aber nicht ein Verdienst, um dessen willen uns vergeben würde. Die Gerechtigkeit wird uns ja nur aus Gnade zu Theil.

Sonntag, 20. August. Mark. 12, 1—12.

Die bösen Weingärtner.

I. Der Weinberg. (V. 1). An die Abfertigung der Kommission des Synedriums knüpfte Jesus (nach Matth. 21 und Luk. 19) drei Gleichnisse an, von denen Markus nur das mittlere mittheilt, das Gleichniß, welches die Häupter des jüdischen Volkes im Zusammenhang mit den Prophetenverfolgern als die Mörder des Messias erscheinen läßt. Dieses Gleichniß enthält zunächst eine bildliche Darstellung der Geschichte Israels. Es offenbart den ganzen Reichthum göttlicher Liebe gegen das erwählte Volk, schildert eine kaum zu ermüdende Geduld und Langmuth, mit der die undankbaren Sünder getragen werden, entwickelt zugleich die zu einer furchtbaren Höhe steigende Bosheit des gottlosen Herzens und schließt endlich mit der Drohung unausbleiblicher schrecklicher, aber gerechter Strafgerichte. In weiterer Beziehung spricht das Gleichniß allgemeine Wahrheiten aus, welche sich auch in der christlichen Kirche, an den Schicksalen ganzer Völker und Einzelner stets auf's Neue abspiegeln.

V. 1: Ein Mensch, d. i. Gott, pflanzte einen Weinberg. Der Weinberg ist zunächst die jüdische Kirche, ein schon bei den Propheten, besonders bei Jesaias (vgl. 5, 1—6) gewöhnliches Bild, dann überhaupt das Reich Gottes. Die folgenden Bilder werden sehr verschieden gedeutet. Klar ist, daß der Herr anschaulich machen will, wie Gott alles Mögliche gethan habe, um den Weinberg (d. h. die jüdische Kirche) fruchtbringend und segensreich zu machen. Will man die einzelnen Züge deuten, so bezieht man den Zaun am besten auf das Israel von den Heiden trennende Gesetz, den Thurm auf die bürgerliche Ordnung, die Beaufsichtigung und Leitung des Volks durch die Häupter der Theokratie und die Kelter, durch welche der Traubensaft ausgepreßt und so die Frucht des Weinbergs gewonnen wird, auf den öffentlichen Gottesdienst und die Gnadenmittel der jüdischen Kirche. Die Weingärtner sind die Schriftgelehrten und Obersten des Volkes, im weiteren Sinne überhaupt die Leiter und Vorsteher der Kirche. Diese Weingärtner bleiben stets Gott verantwortlich. Er zog über Land, d. h. entweder: Gott offenbarte sich nach der ersten Pflanzung des Weinbergs, nach Israels Rettung aus Egypten nicht mehr auf so augenscheinliche Weise (5 Mos. 34, 10—12), oder es bezeichnet den Sinn der Weingärtner, welche meinen, Gott habe auf ihre Verwaltung nicht Acht.

II. Die Weingärtner. (V. 2—8.) **V. 2:** Da die Zeit kam. Es ist die Zeit der Früchte gemeint (Matth. 21, 34). Lange hat Gott Geduld mit seinem Volke gehabt und auf Früchte, die Früchte wahrer Frömmigkeit, gewartet, und es hatten die Obersten und Leiter des Volkes keinen ausreichenden Grund, ihre treulose Amtsverwaltung, in der sie mehr ihre eigene als Gottes Ehre suchten, zu entschuldigen.

V. 3—5: Die wiederholten Sendungen der Knechte, der Propheten, und die immer erneuerten Besserungsversuche Gottes bezeichnen theils seine Geduld, Langmuth und Barmherzigkeit, theils schildern sie den Leichtsinn, die Gottvergessenheit und Bosheit der Führer des Volks, welche in den Propheten nur Männer sahen, durch die sie im Genuß ihrer Rechte und Freiheiten gestört, ihres Ansehens beim Volk beraubt und in der Befriedigung ihrer bösen Begierden gehindert werden. Die schlechte Aufnahme und grausame Behandlung, welche die Knechte erfuhren, ist geschichtlich begründet (Jerem. 10, 1—2; 37; 38; 1 Kön. 18, 13; 22, 24; 2 Kön. 6, 31; Cap. 22). Jesaias ward mit einer Säge zerschnitten, Jeremias gesteinigt, Amos mit einer Keule erschlagen. Nicht besser ist es späterhin Johannes dem Täufer ergangen und den Aposteln Jesu, die

Digitized by Google

nach der Ueberlieferung alle, außer Johannes, den Märtyrertod starben. Auch in unseren Tagen giebt es Viele, welche, streng genommen, dieselbe Schuld auf sich laden, wie einst die Juden. Denn was den Prophetenmord so überaus schuldvoll macht, ist eben das, daß mit dem Zeugen der Wahrheit auch die Wahrheit selbst verworfen und ertödtet wird. Und wie Viele verwerfen in unseren Tagen die Wahrheit und thun, was nur in ihren Kräften steht, um die Stimme desselben im eigenen Herzen und in den Herzen Anderer zu ersticken! Treten sie damit nicht in die Fußtapfen der Prophetenmörder?

V. 6: Da hatte er noch einen einigen Sohn (Joh. 3, 16), der war ihm lieb; beide Züge sollen die alles übersteigende Liebe Gottes zu den Sündern, und wie er nichts zur Erreichung seiner Gnadenabsichten unversucht läßt, vorstellen. Den sandte er zum Letzten. Die Sendung Christi war der letzte Versuch der göttlichen Barmherzigkeit mit dem Bundesvolke als solchem. Sie werden sich vor meinem Sohne scheuen. Der Herr redet hier von Gott, wie von einem Menschen; denn der Allwissende konnte sich ja über den Erfolg der Sendung seines Sohnes keinen falschen Hoffnungen hingeben. Der Ausspruch drückt die billige Erwartung aus, daß so große Huld die Sünder zur Besinnung bringen und zur Sinnesänderung und Unterwerfung bewegen werde, eine Erwartung, welche sich freilich nicht erfüllte. Mit diesem Vers wendet sich das Gleichniß, welches sich vorher mehr auf die Vergangenheit bezogen hat, der Zukunft zu und gewinnt prophetische Bedeutung.

V. 7: Als Gottes Sohn ist Christus der Erbe des himmlischen Reiches. Dieses kann ihm freilich nie geraubt werden; aber die unlauteren und in ihrer Unlauterkeit erblindeten Leiter des jüdischen Volkes glaubten, die mosaische Theokratie, welche dem Himmelreiche vorarbeiten sollte, stabil und dauernd machen zu können, und deshalb tödteten sie den Heiland, dessen Geist ihrer Aeußerlichkeit entgegen war.

V. 8: Die Worte: „sie warfen ihn vor den Weinberg hinaus," erinnern daran, daß auch Jesus draußen, vor dem Thore Jerusalems, gelitten hat und gestorben ist. Die Idee, welche dem Hinausführen aus dem Thore (dem Lager) zu Grund liegt, ist keine andere, als die Ausschließung aus dem Volke Gottes. Christus wurde von seinem eigenen Volke verworfen und verstoßen; und wie viele sogenannte Christen thun heute noch dasselbe!

III. Der Herr des Weinbergs. (V. 9—12.) **V. 9:** Nach Matthäus fragt der Herr seine Gegner, damit die Antwort aus ihrem Munde ein Zeugniß wider sie werde. Und die Gegner, welche in ihrer Blindheit noch nicht erkennen, worauf das Gleichniß hinzielt, sprechen sich selbst das Urtheil. Das Kommen des Herrn ist die Zukunft Christi zum Weltgericht; denn der Herr des Weinbergs, der verborgene Vater, offenbart sich nur in dem Sohne. So zeigt er sich auch am Ende der Tage in dem verklärten Erlöser. Das Strafurtheil ist ein zweifaches: „Er wird die Weingärtner umbringen" und „seinen Weinberg anderen geben" (nämlich den Heiden). Den Verächtern der göttlichen Wohlthaten und denen, die sie mißbrauchen, werden dieselben entzogen, um Anderen, Würdigeren, verliehen zu werden. Nach Luk. 20, 16 sprechen jetzt die Zuhörer: Das sei ferne! Sie ahnen den Sinn des Gleichnisses und wollen nun den Gedanken ausdrücken: Dahin wird es nimmermehr kommen, daß es uns so gehen sollte! Hierauf folgt dann zur Bestätigung der angekündigten Strafe das Citat aus dem alten Testament.

V. 10: Der Herr sieht in der Psalmstelle (118, 22. 23) eine Weissagung auf das Verhalten der Oberhäupter des jüdischen Volkes gegen den Messias. Jesus ist der feste und kräftige Eckstein des neuen Gebäudes der christlichen Kirche, in welcher die bisher getrennten Völker, Juden und Heiden, zu einem neuen herrlichen Ganzen verbunden worden sind (Eph. 2, 13. 20). Dieser Eckstein ist von den Bauleuten, den Hohenpriestern, Schriftgelehrten und Aeltesten (als der wahre Messias nicht anerkannt und) verworfen worden.

V. 11: Daß dieser als unbrauchbar verworfene Stein trotzdem zum Eckstein geworden ist, das ist von dem Herrn geschehen, nicht nach menschlichem Willen und durch menschliche Bemühung (Ps. 2, 9—11). Wunderbarlich vor unseren Augen ist die Erhöhung Christi, die Sammlung einer neuen Gemeinde und die Ausbreitung derselben durch das Wort vom Kreuz und die Macht des göttlichen Geistes.

Wir finden hier die Geschichte Israels, der Menschheit und jedes einzelnen Menschen. Manchen guten Keim hat Gott in dein Herz gelegt, manche Kräfte gab er dir, die du zum Guten brauchen solltest und brauchen kannst. Wie oft bewahrte dich Gott vor Bösem und machte einen Zaun um dein Herz! Alles das, damit du Früchte brächtest zu seiner Zeit. Und wenn die Zeit kam, wie manche Knechte sandte er dir nicht! Der Freund, der Prediger, die Bibel, das Gewissen — was sind's anders als Knechte Gottes, die dich daran erinnern sollten, was du ihm schuldig bist! Aber wie oft widersetzest du dich diesen Gesandten Gottes! Wahrlich Gottes Güte ist nicht Schwäche. Die Strafe deiner Verstocktheit wird nicht ausbleiben, wenn du dich nicht besserst; aber noch ist es Zeit, die Knechte Gottes zu hören, noch kannst du dich bekehren. Je früher sich der Mensch bekehrt, desto besser für ihn; aber besser spät, als gar nicht.

V. 12: Den Pharisäern war die drohende Strafrede nun vollkommen klar und verständlich geworden; da sie aber in wahre Sinnesänderung nicht eingehen wollten, erregte dieselbe ihren bittersten Zorn. Indeß so lange das Volk noch an Jesu hing und einen Propheten in ihm sah, durften sie sich keine Gewalt erlauben. Daher verließen sie ihn und gingen davon, beschämt und erbittert.

Disposition: Das verdammliche Verhalten der bösen Weingärtner.

1. Die Quelle dieses Verhaltens: Verblendung über die äußere Abwesenheit des Herrn, über seine Langmuth und Güte; ferner Selbstsucht, Eigennutz, böse Genossenschaft.
2. Die Aeußerung dieses Verhaltens: Vorenthaltung der Früchte, Mißachtung der Boten, Abfall vom Herrn, Ermordung des Erben.
3. Der Ausgang dieses Verhaltens: Entsetzung aus dem Beruf, Verlust des Weinbergs, schrecklicher Untergang.

Digitized by Google

Sonntag, 27. August. Mark. 12, 13—27.

Der Herr bringt die Pharisäer und Sadduzäer zum Schweigen.

I. Angriff und Niederlage der Pharisäer und Herodianer. (V. 13—17). Das in unserer Lektion berichtete Gespräch fällt auf den Dienstag der Leidenswoche. Nachdem die Abgesandten des hohen Raths mit dem Versuch, das Ansehen Jesu durch Geltendmachung ihrer Autorität vor dem Volke zu erdrücken, zu Schanden geworden waren, faßte die pharisäische Partei, welche das Synedrium beherrschte, den förmlichen Beschluß, Christum durch Abgesandte vermittelst verfänglicher Fragen zu fangen. Bemerkenswerth ist hierbei, daß sie sich mit den Herodianern verbanden. Diese, die Anhänger der Herodianischen Familie und besonders des Herodes Antipas, waren einer ganz anderen politischen Gesinnung zugethan als die Pharisäer. Während die letzteren ihrer ganzen Denkweise nach den Römern entgegen sein und eine selbstständige jüdische Macht wünschen mußten, um ihren Einfluß um so gewisser geltend machen zu können, hatte die Familie Herodes eben in der Fortdauer der römischen Herrschaft ein Interesse, indem sie durch diese im Besitz ihrer Macht geschützt wurde. Aber wie später Herodes und Pilatus Freunde wurden, als es galt, den Heiligen Gottes zu verderben, so hier die Pharisäer und Herodianer. Die Abgeordneten beider Parteien sollten die Zeugen abgeben, Jesum zu stürzen, wie er auch antworten möge. Eine Erklärung gegen die Römer hätte ihm zwar die Neigung des Volkes noch mehr gewonnen, allein die Herodianer würden Anlaß gehabt haben, ihn vor der heidnischen Obrigkeit zu verklagen, was die Pharisäer gewiß vor Allem wünschten. Sprach sich Jesus aber einfach für die Römer aus, so hofften die Pharisäer ihm die Volksgunst entziehen und ihn ohne Besorgniß verhaften zu können.

V. 14: Heuchlerisch suchen die Abgeordneten den Erlöser durch Schmeichelreden zu täuschen, indem sie seine Wahrhaftigkeit und Unerschrockenheit preisen. Aber er, der wußte, was im Menschen ist (Joh. 2, 25), erkannte ihre Bosheit und Heuchelei und antwortete demgemäß.

V. 15 und 17: Fragen wir uns zunächst: wie mag wohl Jesus das Verhältniß des jüdischen Volkes zu den Römern und deren Kaiser angesehen haben? Die Frage: Ist es recht, u. s. w. (V. 14) weist deutlich auf die Ansichten jener extremen jüdischen Fanatiker hin, als deren Oberhaupt der bekannte Judas Galiläus (Apg. 5, 37) zu betrachten ist. Dieser verlangte für das jüdische Volk Befreiung von allen Abgaben an irgend eine weltliche Obrigkeit; nur Gott (d. i. dem Tempel und dessen pharisäischen Verwaltern) seine Abgaben zu bezahlen. Für diese fanatische Ansicht ließ sich aus der Schrift nicht der mindeste Grund anführen; denn die Juden hatten von jeher ihren Fürsten Abgaben außer der Tempelsteuer gezahlt, und als Provinz von Babylon oder Syrien hatte Palästina auch Abgaben entrichten müssen. Hiernach leuchtet ein, daß Jesus dieser Partei unmöglich beipflichten konnte. Nach Gottes Gebot muß auch der unrechtmäßigen und ungerechten Obrigkeit gehorcht werden, wenn sie einmal faktisch besteht. Freilich war Jesus damit noch kein Freund der Römer, wie die Herodianer. Aber er sah in ihrer Herrschaft über die Juden ein göttliches Strafgericht und betrachtete sie somit als Geißel in der Hand Gottes. War nun die Geißel auch ein verabscheuungswürdiges Instrument, so war doch die Heiligkeit dessen anzubeten, der sie führte; das ist des Herrn Himmels und der Erde. Wäre freilich das ganze Volk dem Herrn im wahren Glauben zugefallen, dann hätte sich Gott wohl wieder zu ihm gewandt und das Joch seiner Dränger zerbrochen; aber nun erkannte Jesus nur zu klar, daß das Volk dem Verderben geweiht war. Er theilte also keine der Ansichten, welche ihm in den Fragenden entgegentraten und zwischen denen, wie sie wähnten, er sich entscheiden müsse. Seine Ansicht stand über den beiden Gegensätzen.

Nun aber fragt es sich ferner: wie der Heiland seine Ansicht darlegte. Er lehrte durch sinnliche Anschauung des Gegebenen. Er ließ sich einen Groschen, die gewöhnliche Münze, in welcher die Steuer bezahlt wurde, zeigen. Dieser trug des Kaisers Bild und Namen, und in dem Gebrauch solcher Münze lag daher die schweigende Anerkennung des Kaisers, denn wessen Bild die Münze trägt, der ist des Landes Herr. Auf diese Weise erinnerte der Herr die Juden an ihre Verschuldung, um derenwillen sie Gott in die Gewalt der Römer hingegeben hatte. War aber dies einmal geschehen, so folgte das andere, die Zahlung der Abgaben an den Kaiser, mit Nothwendigkeit. Außer dieser Hinführung auf die Schuld der Juden leitete aber Jesus ihren Blick noch von dem Sinnlichen auf das Ewige (V. 16). Den Ausdruck: was Gottes ist, auf die Tempelabgabe zu beziehen, ist nicht nur oberflächlich, sondern geradezu falsch. Es handelt sich hier nicht wieder um eine äußerliche Abgabe. Die Worte des Herrn sind Geist und Leben. Gott, den himmlischen König, setzt er dem Kaiser, als höchstem Inhaber der weltlichen Macht entgegen. Dieser macht Anspruch auf das Irdische (den Mammon), Gott aber fordert Geistiges, das Herz und ganze Wesen. Der innere Mensch gehört Gott (wie das Aeußere der Welt und dem Kaiser), denn er trägt das Bild Gottes unvertilgbar in sich. Wie sie es mit dem Kaiser halten sollten, fragen die Heuchler, aber was sie Gott schuldig seien, kümmert sie nicht. Dieser grelle Gegensatz, den der Herr ihnen vor Augen stellte, traf die Gewissen so tief, daß ihre Unlauterkeit sich ihnen selbst enthüllte. Aber sie blieben auch jetzt bei der Bewunderung der Weisheit Jesu stehen, zu einer Bekehrung kam es nicht. Der Gedanke: Gieb Gotte, was Gottes ist, nämlich deine Seele, die Gottes Bild an sich trägt! läßt sich sehr schön und erbaulich weiter ausführen.

II. Angriff und Niederlage der Sadduzäer. (V. 18—27.) **V. 18:** Was das Verhältniß Jesu zu den Sadduzäern betrifft, so erkennt der Herr offenbar in ihnen eine gewisse Gutmüthigkeit an; sie waren entfernt von jener Bosheit der Pharisäer, aber nur, weil sie sich um kirchliche Angelegenheiten überhaupt weniger kümmerten. Ihre Versunkenheit in Genußsucht ließ sie jedes Höhere verkennen, und in Hinsicht der Erkenntniß standen sie den Pharisäern weit nach. Sie leugneten die Auf-

Digitized by Google

erstehung und sogar die Realität der Engelwelt und hielten sich unter den alttestamentlichen Schriften fast ausschließlich an die 5 Bücher Mose.

V. 19—23: Die Frage, welche die Sadduzäer dem Herrn vorlegen, ist ein klarer Beweis der Seichtigkeit ihrer Beweisführung. Wahrscheinlich gehörte die (nur fingirte) Geschichte, welche sie erzählen, zu den Hauptbeweisen, die sie gegen die Auferstehung vorzubringen wußten. Eben darum mochte es ihnen der Mühe werth erscheinen, dieses Hauptargument dem berühmten Propheten von Nazareth vorzulegen. Die ganze Geschichte gründete sich auf das Mosaische Gesetz, 5 Mos. 25, 5 ff., über die sogenannte Levirats-Ehe. Der Zweck dieser Anordnung war kein anderer, als die Geschlechter zu erhalten, deren Zahl mit dem Grundbesitz im Lande Kanaan in Beziehung stand. Eben deshalb ward auch der Erstgeborene als Erbe des Verstorbenen betrachtet und als dessen echter Nachkomme behandelt. — Mit ihrer erdichteten Geschichte wollten die Sadduzäer beweisen, daß Mose dieses Gesetz nicht gegeben hätte, wenn er an eine Auferstehung geglaubt hätte, wobei sie ohne allen Grund voraussetzen, daß auch in der jenseitigen Welt das Verhältniß der Ehe fortdauern müsse.

V. 24: In seiner Antwort straft der Herr zuvörderst die Unwissenheit der Sadduzäer: ihr irret. Die Ursache dieser Unwissenheit war ihre Unkenntniß der hl. Schrift. Dies gilt noch bis auf den heutigen Tag von dem Unglauben der Meisten. Den Ausdruck: die Kraft Gottes beziehen die meisten Ausleger speziell auf die von den Sadduzäern geleugnete Auferstehung, als ob sie die Macht Gottes, vom Tode aufzuwecken, bezweifelten; dagegen beziehen Andere den Ausdruck auf die Kraft Gottes, in der die Schrift geschrieben ist und nach der dieselbe zu verstehen und auszulegen ist, welche Beziehung gleichfalls einen recht guten Sinn ergiebt.

V. 25: In der Auferstehung — hier so viel wie: in dem mit der Auferstehung beginnenden neuen Leben — werden sie weder freien u.s.w. Wo kein Sterben mehr ist, bedarf es auch keiner Fortpflanzung des Geschlechtes mehr. Was die Frage selbst betrifft, so erklärt der Herr hier unumwunden, daß das Leben der Auferstandenen gänzlich von dem irdischen Leben verschieden sein werde, und daher die von den Sadduzäern betonte Schwierigkeit ganz wegfalle. Sie werden sein wie die Engel. Mit diesen Worten erkennt der Herr die Engel als wirklich existirende Persönlichkeiten an, während die Sadduzäer die Existenz derselben leugneten. Offenbar werden die Engel als Geister gedacht, welche die Natur Gottes, des Urgeistes, theilen; und die mit dem verklärten Leibe bekleideten Auferstandenen werden ihrer geistigen Natur nach als mit ihnen verwandt dargestellt. Ueber die Leiblichkeit der Engel läßt sich aus dieser Stelle nichts bestimmen, da der Vergleichungspunkt nicht die Beschaffenheit des Leibes, sondern nur das Freien und Freienlassen (und nach Lukas das Nichtsterben) ist.

V. 26 — 27: Schließlich führt der Herr, nachdem er die Natur der Auferstandenen geschildert, noch einen Beweis für die Lehre der Auferstehung aus der Schrift. Die Propheten hätten ihm weit bestimmtere Stellen dargeboten (Jes. 26, 19; Hesek. 37, 1 ff.; Dan. 12, 2 ff.), allein da die Sadduzäer nur die 5 Bücher Mosis anerkannten, bezog sich Jesus nur auf diese. Die citirte Stelle ist 2 Mos. 3, 6. Sie ist nur den Gedanken nach angeführt. Hier deckt der Herr die eigentliche Wurzel aller Beweise für die Unsterblichkeit und Auferstehung auf, nämlich die persönliche Verbindung Gottes mit den Menschen. Das Verhältniß Gottes zu Abraham ist kein vergangenes, sondern ein immer noch fortbestehendes, weshalb sich Gott auch fort durch den Namen der Gott Abrahams bezeichnet. Eben deshalb aber fordert der Name auch die Fortdauer dessen, mit welchem Gott dieses Verhältniß eingegangen ist. Denn Gott ist nicht der Todten, sondern der Lebendigen Gott. Hierzu paßt dann trefflich der Gedanke, den Lukas noch anschließt (20, 38): „denn ihm leben sie alle." Mit der Verheißung: Ich bin dein Gott! ist daher dem Abraham (und jedem Gläubigen) auch die Auferstehung des Leibes zugesagt; auch diese und nicht blos die „Unsterblichkeit"; denn nach der Schrift erscheint das Leben des Menschen als ein ganzes und volles nur dann, wenn die Seele mit dem Leibe bekleidet ist.

Disposition. a) Die Majestät, mit welcher Christus über die Rechte des Kaisers verhandelt: 1. die freie Untersuchung; 2. die gerechte Anerkennung; 3. der heilige Vorbehalt.

b) Das schöne Bild des jenseitigen Lebens. Die Auferstandenen sind: 1. über die zeitliche Vergänglichkeit erhaben; 2. den Engeln Gottes gleich; 3. sie führen ein Leben im Himmel.

Im Schatten.

Ein Prediger frug seine Sonntagschule: „Mit welcher außerordentlichen Waffe schlug Simson einst eine Anzahl Philister?" Keine Antwort erfolgte, worauf der Prediger, um die Schüler auf die Spur zu bringen, mit dem Finger an sein Kinn klopfte, zu gleicher Zeit fragend: Was ist dies? was ist dies? Blitzschnell rief ein kleiner Knabe ganz unschuldig: „Ein Eselskinnbacken, mein Herr!"

Zu den mannigfachen Wunderlichkeiten, welche von Erblassern erzählt werden, gehört auch die folgende: Ein Mann hinterläßt einem Freund $10,000, stellt aber die Bedingung, daß der Erbe dem Erblasser die halbe Summe in den Sarg legen und mit in's Grab geben soll. Der Erbe nimmt die Erbschaft an und geht zu seinem Advokaten, um sich Rath zu holen.

Digitized by Google

„Wo ist das Geld denn jetzt?" fragte der Advokat.

„In der Bank," erwiderte der Erbe.

„Ganz gut," sagte der Advokat; „schreiben Sie einen Check aus für die Hälfte, d. i. $5000, zahlbar an die Order des Erblassers, und legen Sie demselben den Check in seinen Sarg."

So geschah's; aber die Geschichte sagt nicht, wann der Inhaber den Check einlöste.

Ein Greis mit dem 21. Geburtstage. Ein Veteran des Teltower Kreises feierte am Schalttage, dem 29. Februar 1880 seinen nur alle vier Jahre wiederkehrenden Geburtstag. Der in sein 84. Lebensjahr tretende Greis, Karl Friedrich Hobrecht zu Ahrensdorf, wurde am 29. Februar 1796 geboren, 1813 zu den Fahnen einberufen und machte beim Landwehr-Ulanenregiment die Schlachten bei Lützen, Bautzen, Großbeeren, Zahna und Dennewitz mit. In der letztgenannten Schlacht wurde er schwer verwundet und infolgedessen auf ein lange dauerndes Krankenlager geworfen. 22 Jahre lang vertrat er als Schulze die Interessen seines Heimathdorfes und erwarb sich die Liebe und Achtung aller Gemeindemitglieder. Trotz seiner 84 Jahre feierte er erst seinen 21. Geburtstag.

Abhärtung. Ueber die Frage, ob es schädlich sei, mit bloßem Kopfe zu gehen, hat schon der alte Grieche Herodot durch Vergleichung der Aegypter und Perser entschieden. Er bemerkt, daß bei ersteren, die den Kopf immer entblößten, dieser Körpertheil sich in einem weit gesunderen, den äußern Einflüssen weniger zugänglichen Zustand befinde, hingegen schwach und kränkelnd bei den Persern sei, die ihn stets sorgfältig bedeckten. Hannibal und Julius Cäsar gingen beständig in bloßem Kopf, sowohl im brennendsten Sonnenschein als im Regen, weil sie sich überzeugt hielten, daß man vom Wetter nur dann nichts zu fürchten habe, wenn man ihm Trotz biete. Weder Kälte noch Regen konnten Massinissa, den König von Nubien, bewegen, sein Haupt zu bedecken. Kaiser Severus hatte seinen Kopf ebenfalls so abgehärtet, daß er im ärgsten Schneegestöber keine Kopfbedeckung aufsetzte.

Obschon die Königin Victoria seit dem Tode des Prinz-Gemahls die Trauer nicht abgelegt hat, so pflegt sie doch bei feierlichen Anläßen sich mit allem Glanz der Majestät zu umgeben. Die Pracht und den Luxus des englischen Hofes zu bewundern, dazu bot die Vermählung des Herzogs von Albany mit der Prinzessin von Waldeck neuerdings Gelegenheit. Nicht minder interessant aber waren die Wahrnehmungen, welche man bei diesem Anlaß über die Arrangements machen konnte, in deren Veranstaltung sich die Hand der gekrönten Frau manifestirt, welche den ceremoniösen Pomp und die steife Etikette des Hofes, statt sich von ihnen beherrschen zu lassen, nach ihren eigenen Eingebungen formt. Es ergeben sich dabei allerdings Abweichungen von den Gesetzen höfischen Herkommens, zu welchen die Etikettegelehrten und Ceremonienweisen der continentalen Höfe staunend die Zöpfe schütteln mögen. Ein solcher Fall trug sich jüngst bei der Hochzeitstafel in Windsor zu. Es nahte der Moment zur Ausbringung der üblichen Toaste; aber weder der Prinz von Wales, noch der Lord Chamberlain, noch der Lord High-Steward, noch der Prinz des Geheimen Raths, noch der Primas von England ergriff das Wort, sondern John Brown, der Leibkammerdiener ihrer Majestät, der während des ganzen Festes hinter dem Sessel der Königin postirt war, brachte von dieser Stelle aus, zum höchsten Erstaunen der erhabenen Gäste, mit donnernder Stimme die vier Trinksprüche aus: „Braut und Bräutigam", „König und Königin der Niederlande", „Fürst und Fürstin von Waldeck" und „Die Königin". Als die Gesellschaft sich bei dem letzten Toast erhob, wurden die Thüren am untern Ende des Saales geöffnet, und zwei kolossale Dudelsackpfeifer, Schotten vom reinsten Blut, traten ein und machten dreimal die Runde um die Tafel, ununterbrochen auf ihren ohrenzerreißenden Bocksfellen einen sogen. Lilt, für nicht englische Ohren eine grauenhafte Katzenmusik, mit voller Lungenkraft spielend. Welche Ueberraschung prägte sich da in den Mienen des Königs von Holland und der deutschen Fürsten aus; welch' Entsetzen malte sich in den Gesichtern der Obersthof- und Ceremonienmeister aus der Fremde! Wenn die Königin ihren Gästen eine Ueberraschung bereiten wollte, so ist ihr dies durch das Auftreten des toastirenden Kammerdieners und der nacktknieigen Hochländer bestens gelungen. Wer jedoch die von der erlauchten Frau veröffentlichte Biographie ihres unvergeßlichen Gemahls gelesen hat, für den haben diese Vorgänge nichts befremdendes. Der alte John Brown, der einstige Kammerdiener des Prinzen Albert, steht dem Herzen Victoria's näher, als der höchste steifleinene Hofwürdenträger, und ihre Erinnerung weilt noch immer in den Hochlanden, wo sie die schönsten Tage ihres Ehelebens genossen hat. Der Kammerdiener und die Dudelsäcke sollten die Erinnerung an den frühgeschiedenen Gatten und Vater wachrufen. Die gekrönte Frau wollte, daß seiner an diesem Familienfest gedacht werde, und was in solchen Fällen die Frau will, das setzt die Königin durch, mag es auch gegen die Regeln der starren Etikette verstoßen.

Ein origineller Bericht. In den Akten der herzoglich dessauischen Forstverwaltung findet sich eine ganze Sammlung höchst origineller Berichte, die sämmtlich einen alten biederen Förster zum Verfasser haben. Nachstehender „Perigt an de Pauhern" wird als Probe dieser Schriftstücke hier seinem Wortlaut nach und unter Beibehaltung der eigenthümlichen Orthographie mitgetheilt:

„Perigt an de Pauhern
in un um Werlitzsch, in un um Rhesen!

Weilen in die große Hieze tas öttle willbrett in Elentem Madenzustand verscheʒt worden is, so er get an Eurch, dorch mich hochferschtlicher Pefähl, das ihr des Daches und des Nagts euhre Hunte an der Käte lägt un nich mehr an Dage un des Nagds looß last, wie Eure tumme Motte (Mode) is, sunst schitz ich ahles tott was looß is, un wenn's sogar mein Bruhter wär'.

Der hochferschtlicher Ferster W . . ."

Lob der Eisenbahn. Ein schottischer Hochländer war noch nie auf der Eisenbahn gefahren. Als nun in seinem Distrikte eine solche gebaut war, benutzte er die erste Gelegenheit, um das Wunder kennen zu

Digitized by Google

lernen; allein er hatte Unglück. Es fand ein Zusammenstoß statt, und der Hochländer ward sehr unzeremoniell in einen Garten geschleudert; zwar erlitt er keine wesentlichen Verletzungen, aber doch mehrere Schrammen und blaue Flecke. Als ihn nun die Genossen in seinem Dorfe frugen, wie ihm die neue Einrichtung gefallen habe, erklärte er: „O, es geht hübsch schnell und glatt; aber die Art und Weise der Herausbeförderung ist etwas störend und gewaltig schnell."

Goldkörner. Man hat viel seltener Nachsicht und Entschuldigung für die, die man kennt, als für Unbekannte.

Die Wahrheit zu nennen ist Spiel,
Die Wahrheit erkennen ist viel;
Die Wahrheit zu sagen ist schwer,
Die Wahrheit ertragen ist mehr.

Ein vielseitiger Amerikaner. In Essex County im Staate New York wohnte ein Herr Francis K. Fish, der in dem verhältnißmäßig jungen Alter von 32 Jahren schon die merkwürdigsten Wandlungen seiner Laufbahn erlebt hatte. In Pennsylvanien geboren, ging er als Junge nach den Adirondakgebirgen, um seinem Vater beim Holzfällen zu helfen. Dann kam er zu einem Sattler und Geschirrmacher in die Lehre, später trat er zur Schuhmacherei über, dann trieb er die Schreinerei und Baukunde und wurde der Architekt und Bauunternehmer eines Hotels. Hiebei lernte er auch die Dekorationsmalerei und übte sie, um dann als Ingenieur auf einem Dampfboot sich von dieser Menge von Leistungen zu erholen. Aber damit ist seine Laufbahn noch lange nicht abgeschlossen, war er doch auch einige Jahre Friseur und Barbier und nachher Koch in einem großen Restaurant in Schroonvillage. Musik hat der vielseitige Mann nebenbei autodidaktisch erlernt; er spielte Klavier und strich die Geige, beides nicht übel, und wenn ein gemeinsames Stück aufgeführt werden sollte, war Francis Fish der Kapellmeister. Gleichzeitig war er ein geschickter Gasarbeiter, reparirte Maschinen, errichtete Brunnen und Pumpwerke, kurz war in allen Handwerken zu Hause. Auch ein guter Setzer war er, ebenso Journalist, und das Lokalblatt seiner Heimath hat manchen Artikel aus seiner Feder abgedruckt. Das ist der Typus eines echten Amerikaners, der in allen Sätteln gerecht ist und mit seltenem Scharfblick und unermüdlicher Ausdauer sich stets dessen befleißigt, was ihm die meisten Aussichten auf Gewinn verspricht.

Ein Geistlicher, der ein Negerpaar von außergewöhnlicher Häßlichkeit getraut hatte, richtete an dasselbe nach Vollziehung des kirchlichen Actes die nachstehende Ansprache: „Die Sitte will es, daß der Diener des Herrn nach Abschluß der heiligen Handlung der Neuvermählten einen Kuß giebt als Zeichen seiner besten Wünsche für ihr Wohlergehen im Ehestand. Gestattet mir, in Christo Geliebte, daß ich ausnahmsweise von diesem Gebrauch diesmal Abstand nehme." Der junge Gatte faßte sich rasch und erwiderte mit dem liebenswürdigsten Grinsen: „Der Gebrauch schreibt vor, daß der Geistliche für die Vornahme einer Trauung eine Spende von 10 Dollars empfängt; gestattet mir, hochwürdiger Herr, daß ich ausnahmsweise von dieser Gepflogenheit diesmal Abstand nehme." Sprach's und verschwand, ohne den Beutel zu öffnen, mit Frau und Zeugen.

Zwei schöne Aeußerungen eines Generals. Eines Tages war General Göben in eifrigem Gespräch mit seinem Begleiter bei einem Bettler vorübergegangen. Nach einer Weile kehrte er um, indem er sagte: „Wem es so schlecht gegangen ist, wie mir, der darf keinen Armen unerhört am Wege stehen lassen." Als dem General am 2. März 1872 eine Dotation von 200,000 Thalern zur Verfügung gestellt wurde, schrieb er an seine Gattin, mit der er in kinderloser, aber glücklicher Ehe lebte: „Wir müssen andern Freude machen, sonst haben wir gar kein Recht auf so viel Geld."

Der vornehme Wasserträger. Einst brannte in Dresden ein großer Palast ab. Es war Winter, die Brunnen waren eingefroren, und Jedermann scheute die fürchterliche Kälte. Zwar gab es müßige Zuschauer in Menge, aber es fehlte an fleißigen Wasserträgern. Unter Andern stand auch ein dickbeleibter Herr da mit einem großen Schlupfer vorne und einem gewaltigen Haarbeutel hinten und sah dem verheerenden Brande wie einem Schauspiele zu, ohne sich von der Stelle zu bewegen.— „Allons, dicker Herr, helfen Sie Wasser tragen!" rief eine starke Stimme aus den Wasserträgern ihm zu. „Ich bin der Hofrath von Schröder," antwortete der Herr mit dem großen Haarbeutel. — „Und ich bin der Herzog Karl von Kurland," sagte der Wasserträger und goß ihm einen Eimer Wasser über den Kopf.

Eine rührende Scene wird aus dem Goldgräberlager Montana berichtet. Es wurde dort das erste weiße Kind geboren; die Mutter war, was zu den seltenen Ausnahmen gehört, ihrem Manne bis in die fernen Golddistrikte gefolgt und hatte mit ihm hingebungsvoll alle Mühseligkeiten, Gefahren und Entbehrungen getheilt. Die Geburt des Knaben gestaltete sich zu einem festlichen Ereigniß, das eine ganze Woche lang mit allerhand Lustbarkeiten von der Ansiedelung gefeiert wurde. Die rauhen Minengräber warfen Gold in die Wiege des Kleinen, bis er fast ganz bedeckt war mit den gelben Goldklümpchen. Einer gab mehrere Hände voll Gold mit der Erklärung, er möchte wieder einmal das Schreien eines Kindes hören; ein solcher Laut sei ihm seit Jahren nicht zu Ohren gekommen. Die verwilderten Männer baten um die Wette um die Gunst, den Jungen auf die Arme nehmen und küssen zu dürfen; manchem rollten dabei heiße Thränen in den Bart. Andere wieder wollten den Kleinen um jeden Preis aus der Saugflasche trinken sehen. Als das Kind erkrankte, stockte beinahe das ganze Geschäft bei den Minen und nahm erst nach der Genesung des „Baby" wieder seinen gewohnten Gang an.

Ein Franzose hat drei beträchtliche Jahrespreise der Pariser Akademie zu dem Zwecke vermacht, mit denselben diejenigen französischen Frauen zu betheilen, welche die größte Anzahl lebender Kinder besitzen. Der Stifter wünschte, daß die Vertheilung dieser Prämien gleichzeitig mit der Zuerkennung der Monthyon'schen Tugendpreise, welche ebenfalls der

Digitized by Google

Akademie obliegt, stattfinde. Er wollte offenbar, daß die vierzig Unsterblichen des Palais Mazarin den Grundsatz proclamiren, daß die Erzielung eines großen Kindersegens ein patriotisches Verdienst sei, das öffentliche Anerkennung verdiene. Die Akademie zog es jedoch vor, das Vermächtniß abzulehnen.

Politisches. „Nun, Bürgermeister, wie kommt Ihr mit Eurem Pfarrer und Eurem Lehrer aus?"

„Ganz gut, Gnaden Herr Bezirksamtmann: bin ich bei Seiner Hochwürden, so schimpf' ich über'n Lehrer, und bin ich beim Herrn Lehrer, so räsonir' ich über'n Pfarrer; auf die Weis' können mich Beide ganz gut leiden!"

Zur Verdeutlichung. Bauer: „Es ist doch fatal, wie die Zeitungen in gegenwärtiger Zeit von Fremdwörtern wimmeln. Da lese ich nun seit Monaten von Nihilismus und von Nihilist und weiß immer nichts. Du, Nachbar, bist in der Fremde gewesen, kannst du mir die Bedeutung dieser Fremdwörter sagen?"

Nachbar: Nichts leichter als das, Nachbar. Nihil ist gleichbedeutend mit Nichts, Nihilismus meint Nichtsmus und Nihilist ist Nichtsnutz.

Bauer: „O, Nachbar Schuster, ich fühl' mich beschämt von deiner Menschenweisheit, was man doch nicht alles unter dem Felleisen lernen kann. Wenn du nun Zeitungsschreiber wärst, dann gäbe es für unser einen nichts mehr, das man nicht verstände, du weißt es einem so klar zu machen. So, so, jetzt ist mir ein Licht aufgegangen, mit dem Nichtsmus will ich nichts zu thun haben, und unter die Nichtsnutze gehe ich jetzt erst recht nicht."

Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Das Wasserbad.

Friedrich Lehn und seine Schwester Maria waren eines Tages in der Küche, um für die Mutter etwas zu thun, welche in einem anderen Theile des Hauses beschäftigt war. Maria half kochen und Friedrich trug Wasser in den Zuber, da am nächsten Tag gewaschen werden sollte. Beide waren gewöhnlich brave Kinder und gutherzig gegen einander; doch liebte es Maria, ihren kleinen Bruder manchmal zu necken, worüber derselbe dann auch recht ungehalten wurde.

An diesem Tage schien Maria ganz besonders darauf versessen, ihren Bruder zu plagen.

Jedesmal, wenn Friedrich mit dem Wasser an ihr vorbei kam, zog sie ihn entweder am Rock, kämmte sein Haar mit dem Besen, oder schlug die Thür vor ihm zu, damit er sein Wasser hinstellen mußte, um sie wieder zu öffnen. Friedrich ertrug es, so lange er konnte, sagte aber endlich, nachdem seine Geduld erschöpft war: „Wenn du das wieder thust, dann schütte ich diesen Kübel voll Wasser über dich."

Diese Drohung ermuthigte Maria, anstatt sie einzuschüchtern. „Er darf es nicht wagen," sagte sie zu sich selbst, „denn die Mutter würde ihn hart strafen, und das weiß er, er sagt es blos, um mir Furcht einzujagen, ich will ihm zeigen, daß ich gar keine Furcht habe."

Da gerade kommt Friedrich mit seinem eiskalten Wasser; er schaute seiner Schwester scharf in's Gesicht, und sie zögerte ein wenig, — doch im nächsten Augenblick zog sie ihn ziemlich hart am Rock, und Friedrich, nicht langsam, nimmt den Kübel voll Wasser und schüttet ihn über sie, so daß sie vom Kopf bis zu den Füßen durchnäßt wurde. Von den beiden fürchtete sich Friedrich freilich am meisten, als er seine Schwester so blaß und erschrocken vor sich sah. Sie schrie laut nach der Mutter, welche lief um zu sehen, was vorgefallen war. Als sie die Kleine betrachtete und Friedrichs verwirrtes Gesicht sah, konnte sie sich die Sache gleich denken. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie Maria in's Schlafzimmer, entkleidete sie und brachte sie rasch in ein warmes Bett. Aber sie hatte sich eine starke Erkältung zugezogen und in kurzer Zeit lag sie in heißem Fieber. Die Mutter fürchtete, daß nach dem Schrecken eine schwere Krankheit folgen möchte, und that ihr Möglichstes, dies zu verhüten. Sie gab dem Kinde Medizin gegen das Fieber und streichelte ihm die Wangen, bis es einschlief. Dann ging sie hinunter in die Küche und suchte Friedrich. Der unglückliche Knabe hatte seine Arbeit zwar recht schön vollendet, saß aber recht traurig beim Küchenfeuer. Die Mutter sah wohl ein, daß die Strafe nicht angebracht wäre, so nahm sie ihn hinauf, und führte ihn zu seiner Schwester. An ihrem gerötheten Gesicht und schnellem Athemzuge merkte er gleich, daß sie recht krank sei, und sein Herz wurde mit Furcht und Schrecken erfüllt.

„O, Mutter, Mutter," rief er weinend, „wird sie sterben? Können wir sie nicht wieder gesund machen?"

„Ich kann es jetzt noch nicht sagen, ob der liebe Gott deine Schwester von uns nehmen wird oder nicht, hoffe jedoch, daß wir sie noch viele Jahre behalten werden. Wir wollen ihm vertrauen, und dabei unser Möglichstes thun, damit sie wieder gesund werde; du kannst jetzt zum Arzt gehen, damit er uns sage, was für sie gethan werden muß."

Friedrich berührte kaum den Boden, so schnell ging er die Straße hinunter, und in ganz kurzer Zeit brachte er den alten freundlichen Doktor.

Einige Tage lang war die kleine Maria sehr krank, und Friedrich mußte sie beständig bewachen. Sie warf sich unruhig hin und her im Bett und schrie laut auf in der Fieberhitze: „Nicht mehr, Friedrich, nicht mehr, das Wasser ist so kalt!" Und dabei war es dem kleinen Friedrich, als wollte sein Herz zerspringen. In einigen Tagen, nachdem der

Digitized by Google

Doktor die Kleine gehörig untersucht hatte, wandte er sich an Friedrich und sagte: „Ich denke, unsere kleine Schwester wird bald wieder gesund werden, sie hat einen so guten Pfleger."

Friedrichs Angesicht heiterte sich ganz auf, und der Arzt fuhr fort: „Wir müssen aber immerhin sehr achtsam sein, du mußt sie also fernerhin noch gut pflegen. Einige Tage noch muß sie in diesem Zimmer bleiben, es wird wohl schwierig für dich sein, sie zu befriedigen. Denkst du, daß du es fertig bringst?" Friedrich versprach das beste zu thun, fand es aber schwierig, wie der Doktor vorhersagte. Wie die Kleine sich besserte, wurde sie krittelig und unzufrieden, aber Friedrich ließ seine Geduld nicht ausgehen. Er las ihr Geschichten vor, spielte mit ihr, kaufte von seinem ersparten Gelde Früchte und Spielsachen und behandelte sie wie ein liebender Bruder.

Später wurde Maria wieder ganz gesund, und konnte ausgehen wie früher, was Friedrich unendliche Freude bereitete. Eines Tages nahm Frau Lehn die beiden Kinder auf ihr Zimmer und sprach mit ihnen über das was vorgefallen war.

Sie sagte der Maria, daß sie so viel Schuld trage wie Friedrich. Darüber war Maria erstaunt und meinte, sie hätte doch genug gelitten in ihrer Krankheit; aber sie überlegte die Sache, dachte nach und gab der Mutter Recht.

Und sie umarmte ihren kleinen Bruder und sagte: Ich werde alles versuchen, in Zukunft dich nie wieder zu necken. Friedrich küßte sie herzlich und antwortete: Und ich werde ebenfalls alles versuchen, um meine kleine Schwester liebreich zu behandeln; so viel ist gewiß, ich werde dich nie wieder mit kaltem Wasser begießen.

An den Gräbern unserer Lieben.

Der Gang zum Friedhof ist ernst und traurig. Dort kommt der Gatte und Vater durch's Thor, zur Rechten und Linken führt er ein Kleines; wir fragen nicht lange, was der kaum mit Gras bewachsene Hügel in sich birgt: die Gattin und die Mutter seiner Kleinen; er erinnert sich, wie sie ihm nur Liebes und Gutes erzeigte ihr Leben lang, und noch sterbend ihn anflehte, wie einst die fromme Königin Louise:

Sorge doch für meine Kinder,
Nimm sie an dein Vaterherz.

Sehnsuchtsvoll zieht's ihn hin zum Friedhof und mit Blumen schmückt er das theure Grab.

In tiefster Trauer versunken naht sich durch's Thor eine andere Gestalt; es ist die Gattin eines Trunkenboldes, auch sie kommt und ziert mit Blumen sein Grab und benetzt es mit heißen Zähren. — Treu bis in den Tod.

Der Tödtengräber, der solche Scenen täglich sieht, wird gerührt; — ich will die Blumen für sie pflanzen, ich will sie pflegen; ach könnte der Arme, der hier gebettet, über's Grab schauen und sehen, in welchen Jammer und welches Herzeleid er seine Gattin stürzte. Dort kommt die Tochter zum Grabe der Mutter; ihre beste Freundin und Rathgeberin, die sie hatte, liegt hier im kühlen Schooß der Erde geborgen. Ihr Herz will fast brechen. Wer erkennt die Gefahr einer mutterlosen Waise, wer lenkt ihre Schritte, wer leitet, wer führt sie durch's Leben? Am Grabe der Mutter ergiebt sie sich dem Herrn. Wie heilig ist diese Stätte! Der Herr nimmt sich ihrer an, er lenkt fortan ihre Schritte. Auch die Mutter kommt zum Grabe der Kinder; wer ist vermögend ihre Gefühle zu beschreiben; die tiefe Trauer, die Thränen, die unzählig flossen; wer kennt die bangen und schlaflosen Nächte, die Opfer, die sie gerne und willig brachte, die Hoffnung, die sie hegte? Meine Kinder werden mich einst versorgen; aber ihr Kind, das holde und liebste, das sie hatte, wurde von ihr genommen; es wurde auf Engelsflügeln empor getragen zu Jesu, dem ewigen Kinderfreund, der einst sagte: Solcher ist das Himmelreich. Werden wir die Unseren wiederfinden? Ein Anderer kommt durch's offene Thor, er heißt: Die ewige Liebe. Herr! spricht Martha, wärest du hier gewesen, mein Bruder wäre nicht gestorben, und er sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, der wird leben, ob er gleich stürbe.

Wiederseh'n, ich darf dich hoffen;
Liebe kommt, mein Arm ist offen,
Kommt, laßt mich auch zu euch geh'n.
Liebe, aller Welt Gewalten
Sollen meinen Arm nicht halten;
Ja! ich werd' euch wiederseh'n.

Ueber ein Mittel gegen die Wasserscheu

berichtet das „Britische Medical Journal" Folgendes: Dr. John Raxton, ein Militärarzt, wurde in Peschawur im Jahre 1874 zu einem fünfjährigen Knaben gerufen, der heftige Symptome von Wasserscheu zeigte, die einen Monat, nachdem er von einem tollen Hunde gebissen, eintraten. Da er den Fall für hoffnungslos hielt, und sich der schmerzstillenden Wirkungen von indischem Hanf, den er bei einer Gelegenheit versuchsweise selber eingenommen, erinnerte, gab er dem Kinde fünf Tropfen von der Tinctur dieses Krautes, lediglich zu dem Behufe, um dessen Leiden zu lindern. Zu seinem Erstaunen verfiel das Kind in einen zehnstündigen Schlaf, erwachte dann, und schlief noch weitere zwölf Stunden. Die Symptome der Wasserscheu kehrten niemals wieder, doch wurde die Medizin dem Kinde noch wiederholt gereicht, um vollkommene Erleichterung zu gewähren.

Quitten einzumachen. (Quinces.)

Die Quitten werden mit einem reinen Tuche abgerieben, geschält und nachdem das Kerngehäuse (core) entfernt, wird ein Theil im Wasser gekocht, bis man sie durchstechen kann; man lasse sie aber nicht weich kochen; so verfahre man, bis sie alle gekocht sind. Dann nehme man sie sorgfältig mit einem Schaumlöffel heraus und lege sie in ein weißes oder irdenes Geschirr.

Man nimmt einen glasirten Kessel und löst 8 Pfund vom besten Zucker in ein wenig Wasser auf, rührt ihn beständig über dem Feuer, bis der Zucker kocht; dann nehme man 8 Pfund von den im Wasser gekochten Quitten, lege sie sorgfältig hinein, damit sie nicht zerfallen, und nach Belieben kann man einige Stücke ganzen Zimmet hinzuthun. Dann bringe man die Quitten zum Kochen, schäume sie ab und lasse sie langsam 3 Stunden gut kochen. Darnach thut man sie in reine irdene Töpfe, wirft über die Töpfe ein reines Tuch, bis sie kalt werden, und am nächsten Morgen verbindet man sie mit weißem Papier; dann schreibt man oben auf das

Digitized by Google

Papier, was der Topf enthält, stellt die Frucht an einen kühlen und dunklen Platz, aber nicht in den Keller, da die meisten Keller zu feucht sind und die Frucht somit verdirbt.

Quitten-Gelee.

Man nehme das Kerngehäuse (core) und die Schalen von 8 Quart Quitten, sehe aber darnach, daß sie nicht wurmstichig sind, und 4 Quart saure Aepfel. Man schäle die Aepfel nicht, sondern wasche sie und schneide sie in Stücken. Dann koche man dieses mit einander im nämlichen Kessel (nachdem die Quitten ausgeleert), ohne den Kessel zu waschen. Man bedecke die Schalen und Aepfel mit Wasser, lasse es recht weich kochen, rühre es um und drücke die gekochte Masse, wenn kalt, durch ein Sieb oder reines Tuch. Dann nimm zu einem Pint Saft ein Pfund Zucker. Man bringe es langsam zum Kochen, rühre es beständig um, und nach 20 Minuten versuche man das Gelee auf einem kalten Teller; hängt er fest, so stelle man es vom Feuer weg, wenn nicht, so koche man es noch einige Minuten länger und verfahre dann wie bei Johannisbeeren-Gelee.

Landwirthschaft.

Ein Farmer erklärt, daß er Nichts ziehen kann, was ihm mehr einbringt, als süßer Mais (sweet corn). Die Aehren bringen ihm in der Stadt $50 vom Acker (5 Cent das Dutzend), wonach die Stengel und Blätter als Kuhfutter noch so viel werth sind, als irgend etwas, das auf derselben Bodenfläche hätte gezogen werden können. Wird die Pflanzung zeitig genug gemacht, so läßt sich nachher noch eine reichliche Rübenernte erzielen. — Das ist erfolgreiche Landwirthschaft auf einem kleineren Grundstücke.

Chronik der Gegenwart.

„Und doch nach Canossa." So rufen heute Hunderte, weil Bismarck, um das Tabacksmonopol durchzusetzen und andere Zwecke zu erreichen, Rom entgegengekommen ist. Er hat eine geordnete Diöcesenverwaltung hergestellt. Einige katholische Bischöfe wurden an Stelle der durch Tod abgegangenen ernannt, und den Ernannten von der Regierung der „eiserne" Eid erlassen. Der Papst hat wieder einen preußischen Gesandten. Dazu kommt noch das neueste Kirchengesetz, durch das jenes frühere Friedensgesetz vom Jahre 1880 bis zum 1. April 1884 verlängert, das sogenannte Culturexamen der Candidaten der Theologie aufgehoben wird und außer anderen minder wesentlichen Punkten ganz besonders die Begnadigung und Wiedereinsetzung abgesetzter Bischöfe in ihren vorigen Stand möglich gemacht wird.

All' das mag aussehen, als ob der Reichs-Kanzler nach Canossa gegangen sei. Wir glauben es nicht. Es sind dies nur Zugeständnisse, um das Centrum im Reichstag aus seiner Position zu locken, die es so zähe nun schon Jahre lang gehalten, und in welcher es der Regierung in allen Stücken heftig opponirte. Noch ein kleiner Schritt, und das Centrum ist aus dieser Stellung geworfen und hat sich auf Grund der Maigesetze gestellt, das heißt, es hat das Recht des Staates anerkannt, diese Angelegenheiten zu ordnen.

Obgleich wir lieber gesehen hätten, daß Bismarck diese Zugeständnisse nicht gemacht, so erkennen wir darin doch nicht eine Uebergabe an Rom. Ob er dadurch auch das Tabaksmonopol schließlich noch durchsetzt, dies ist eine andere Frage. Einstweilen hat der Reichstag das Monopol mit großer Mehrheit niedergestimmt.

Manche große, berühmt gewordene Männer sind in letzter Zeit vom Schauplatz ihrer irdischen Thätigkeit abgerufen worden. Longfellow, Emerson, Darwin und andere sind dahin und auch Garibaldi, der glühende italienische Vaterlandsfreund, ist zu seinen Vätern versammelt.

Garibaldi! Welche Erinnerungen, welche Gegensätze knüpfen sich an diesen Namen! Edelste Vaterlandsliebe, Abenteuersucht, Heldenthum und spartanische Strenge vereinigten sich in ihm und schufen — Garibaldi.

Die Welt aber hat seine oft gar tollen Unternehmungen bereits vergessen, und denkt nur des Helden, welcher den Wahlspruch seines Lebens — „Alles für meine Mitbürger" — thatsächlich ausgeführt hat.

Alles hat er für Italien und dessen Einheit gewagt und gethan und gelitten. Von Selbstsucht keine Spur; Ehren, Reichthümer, Aemter, Orden wies Garibaldi zurück, um desto freier handeln zu können. Hat er auch als geborener Revolutionär selbst an dem gerüttelt, was er aufbauen half, und manch' abenteuerlichen Sprung gethan, so kann man all' dies ob seinem wirklich großen Streben für sein Volk vergessen.

Von geringen Eltern herstammend, wurde er schon im Jahre 1834 wegen Theilnahme an Mazzini's Revolutions-Versuch zum Tode verurtheilt und mußte das von ihm so sehr geliebte Vaterland fliehen.

Von jener Zeit an finden wir ihn entweder in großen Heldenthaten oder als echten Freibeuter sich in aller Herren Ländern schlagend, ohne jedoch jemals mehr für sich selbst zu erbeuten, als sein rothes Hemd. Einmal ist er im Dienste eines despotischen Beys, dann streitet er für südamerikanische Republiken, dann als Guerillaführer gegen Oesterreich und endlich gar im letzten Theil des deutsch-französischen Krieges unter Gambetta gegen die Deutschen.

Das Jahr 1848 brachte ihn aus seiner Verban-

Digitized by Google

nung vom Jahre 1834 zurück, um nach Niederwerfung der Revolution wiederum in die Verbannung zu gehen, und zwar diesmal nach den Ver. Staaten, wo er auf Long Island eine Seifen- und Lichterfabrik betrieb. Später diente Garibaldi als Schiffskapitän im Stillen Ocean.

1854 ward ihm erlaubt, nach Sardinien zurückzukehren, woselbst er sich mit dem in den Ver. Staaten erworbenen Gelde die jetzt weltberühmte Insel Caprera kaufte und sich darauf niederließ, um, wie er sagte, Ziegen zu hüten. In Wahrheit aber, um den Zeitpunkt abzuwarten, an welchem für sein Italien gehandelt werden konnte.

Und dieser Zeitpunkt kam. Im Jahre 1859, als Napoleon III. Oesterreich bekriegte, schlug er sich an der Spitze seiner Freischaaren mit den Oesterreichern auf's Heldenmüthigste, und konnte es nicht verhindern, daß man ihn mit dem Titel eines piemontesischen Generals auf seine Ziegeninsel sandte.

Das Jahr 1861 ist es jedoch, in welchem er durch Niederwerfung des Königreichs Neapel seinen Ruhm begründete. Er und seine Freischaaren eroberten „beide Sicilien!" Und als die Eroberung vollendet war, rief Garibaldi den König Emanuel von Sardinien herbei, um ihm, dem Repräsentanten der italienischen Einheit, das Königreich in den Schooß zu legen. Also ward der Grund zum italienischen Einheitsstaat gelegt. Nur wenigen Menschen ist es gestattet, solche Thaten in den Blättern der Geschichte verzeichnet zu sehen, und dieselbe wird Garibaldi einen Ehrenplatz zuweisen.

Was darnach kam, war wiederum abenteuerlich und mag füglich vergessen bleiben. Die Menschen werden kaum daran denken und in Garibaldi nur den patriotischen, selbstlosen Mann verehren, welcher — wenn alles ermessen wird — wohl auch ein großer Mann genannt werden darf.

Das nationale Abgeordnetenhaus hat mit 155 gegen 48 Stimmen ein Gesetz angenommen, das, wenn es die Zustimmung des Senats findet, unsern westlichen Farmern sehr willkommen sein wird. Die Bill richtet sich gegen den Schwindel, der auf Grund der Patentgesetze von gewissenlosen Agenten &c. namentlich mit Gegenständen getrieben wird, die in der Landwirthschaft gebraucht werden. Sie bestimmt in der Hauptsache, daß keine Schadenersatzklage fernerhin für den Gebrauch eines patentirten Artikels eingeleitet werden soll, wenn derjenige, welcher den Artikel in Gebrauch genommen hat, nachweisen kann, daß er denselben zu einem angemessenen Preise gekauft hat. Wer da weiß, welchen endlosen Scherereien namentlich unsere Farmer zuweilen ausgesetzt sind, wenn sie einem Hausirer irgend eine neue Vorrichtung ein Fenzthor zu öffnen, eine neue Art Fenzdraht und dergleichen abkaufen, wird die Tragweite der betreffenden Bill zu ermessen wissen.

Die Judenverfolgung in Rußland. Zu den schwer zu lösenden Fragen, welche die inneren Zustände Rußlands zur Zeit reichlich darbieten, zählt auch die Judenfrage. Die beklagenswerthen Vorgänge in Südrußland, wo um die Osterzeit Tausende von Juden von dem erregten Pöbel von Haus und Hof getrieben, all ihrer Habe beraubt und mißhandelt worden sind, haben diese Frage in den Vordergrund geschoben und dieselbe auch dem europäischen Westen recht nahe gerückt.

Diese Ausschreitungen, unter welchen so viele Unschuldige schwer zu leiden haben, erregen selbstverständlich den Abscheu und das Mitgefühl im höchsten Grad. Es läßt sich aber eine so gewaltige sociale Erscheinung nicht mit einigen bequemen Schlagwörtern abthun, auch kann man hierbei, wie ja in den meisten ähnlichen Fällen, nicht alle Schuld nur dem einen Theil aufbürden.

Gerade in Podolien, wo sich letzthin diese Judenhetzen zumeist abgespielt, bilden die Israeliten einen erheblichen Bestandtheil der Einwohnerschaft, in den Städten und Flecken sogar die Mehrzahl. Geistig stehen sie unzweifelhaft höher, als der größte Theil ihrer russischen Mitbürger, namentlich, was die Landbevölkerung betrifft. Hierdurch ist die letztere in Handel und Wandel fast gänzlich in die Hände der Juden gegeben, von denen leider viele den Leichtsinn, die Unbildung und die Trägheit des Volks gehörig auszubeuten verstehen.

Vorzugsweise mag dies von den jüdischen Branntweinschänkern gelten. Der hierdurch in dem Volk erzeugte Groll sucht gern nach einer Gelegenheit, sich Luft zu machen. Dem Regiment des früheren Ministers des Innern war es beschieden, solche Gesinnungen kräftig zu fördern. Graf Ignatieff machte kein Hehl aus seinen antisemitischen Gefühlen. Durch zahlreiche Verwaltungsmaßregeln wurde seinerseits der verhaßte Stamm bedrängt.

Es kann nicht Wunder nehmen, wenn das Volk daraus die Ueberzeugung schöpfte, sich ungestraft Exzesse aller Art gegen die jüdischen Mitbürger erlauben zu können. Das lässige Verhalten der Lokalbehörden solchen Ausschreitungen gegenüber konnte diesen Glauben nur bestärken. Dazu rechne man die traurige Gewohnheit der niedern Schichten, sich an Festeszeiten thierisch zu betrinken. Um so größer sind dann Lust und Gelegenheit zu Tumulten. Die vorjährigen großen Judenhetzen begannen gleichfalls während der Ostertage. Während die damaligen Unruhen nur gegen das jüdische Eigenthum gerichtet waren, sind diesmal die Personen weit mehr in Mitleidenschaft gezogen.

Was aber die verübten Greuel betrifft, so sind die Zeitungsberichte außerordentlich übertrieben, und manche geradezu erdacht. Das, was verübt worden, ist beklagenswerth genug; man braucht nicht auch noch Weiber mit abgeschnittenen Brüsten u. s. w. in die Spitäler hineinzulügen.

Die letzten Maßnahmen der russischen Regierung können nicht barbarisch genannt werden, sondern sind sogar den Juden im Ganzen günstig.

Auch haben die europäischen und amerikanischen Hilfsgesellschaften jetzund die Entdeckung gemacht, daß Hunderte sogenannter jüdischer Flüchtlinge zu ihnen gelaufen kommen, nur um Geld zu erhalten, während sie gar keine Verfolgte sind.

Auch diese Frage hat zwei Seiten.

Die Gotthardsbahn ist also dem Verkehr geöffnet. Durch Jahrhunderte sind sich Deutsche und Italiener — freilich nur, wenn sie sich am Gängelbande Roms führen ließen — feindlich gegenüber gestanden. Italiens Erde ist gedüngt mit deutschem Blute und auf seinen Schlachtfeldern bleichen die Gebeine deutscher Krieger. Seitdem beide Nationen sich von

Digitized by Google

fremden Fesseln befreit haben, ist auch die alte Gegnerschaft zwischen Deutsch und Wälsch geschwunden und einem festen Freundschaftsbunde gewichen. Dieser Bund ist nun besiegelt worden durch ein Werk gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Thatkraft, welches, indem es für Handel und Verkehr einen neuen Weg durch den Riesenwall der Schweizer Alpen gebahnt hat, bestimmt ist, die Bande, welche beide Nationen mit einander verbinden, noch fester zu schlingen.

Mehr als zehn Jahre waren nothwendig, um das Werk von seiner ersten Inangriffnahme an zu Ende zu führen. Der Zeitraum mag für ein Geschlecht, das so schnell zu leben und zu arbeiten gewohnt ist, wie das heutige, lang genug erscheinen, und doch kann er nur kurz genannt werden, wenn man das Riesenwerk betrachtet, das inmitten der größten Naturhindernisse durch menschliche Kunst und menschliches Wissen seinem Ende zugeführt worden ist. Lange Jahre der Vorbereitung waren nothwendig gewesen, um den Plan überhaupt lebensfähig zu machen, als aber dann die Beihülfe der Staaten hergestellt war, da wurde auch schnell an's Werk gegangen, um den Riesenbau seiner Vollendung in der möglichst kürzesten Frist entgegenzuführen.

Von der Größe des ganzen Werkes mögen einige wenige Zahlen einen schwachen Begriff geben. Die Strecke Luzern-Mailand, die man mit den Schnellzügen jetzt etwa in zehn Stunden zurücklegt, zählt 62 Tunnels, 32 große Brücken, 10 Viadukte und 25 Uebergänge. Es wurden 500,000 Kilo Dynamit gebraucht, 320,000 Löcher wurden gebohrt; täglich arbeiteten durchschnittlich 2500 Mann.

Aegypten. In den Augen Europas galt bisher noch immer Konstantinopel als Mittelpunkt der orientalischen Frage, jene uralte menschliche Ansiedelung, wo heute, wie vor Jahrtausenden, Hunderttausende auf der Asche von Millionen wohnen. Aber obschon Konstantinopel in seiner Eigenschaft als die Vermittlerin zweier Erdtheile und Beherrscherin zweier Meere nichts von seiner naturgegebenen Bedeutung eingebüßt hat, so läßt sich doch nicht in Abrede stellen, daß die orientalische Frage längst weiter gegriffen, daß sie die Levante und Aegypten in Mitleidenschaft gezogen und in dieses letztere vergangenheitsreiche und zukunftverheißende Land einen neuen Brenn- und gewichtigen Schwerpunkt verlegt hat, weil im Banne von Aegypten die immer belebter und bedeutender werdende Verkehrsstraße gelegen ist, welche Europa mit Indien und dem fernen Osten unmittelbar verbindet.

Was in der Hauptstadt des neuen Aegyptens vorgeht, erfährt rasch und genau die dabei lebhaft interessirte europäische Welt. Freilich begreift auch die moderne Oeffentlichkeit nicht immer sogleich den großen Zusammenhang der Lage: die Wirren und Strebungen in Kairo selbst, die Concurrenz der Franzosen und Engländer am Nil, die Bedürfnisse und Wünsche von Stambul, die diplomatische Action der mitteleuropäischen Mächte, Rußlands und Italiens.

Englands Gelüste auf Aegypten sind alt und bekannt, und europäische Mächte haben denselben wiederholt weitgehende Zugeständnisse gemacht, freilich nur, um dabei andere Vortheile für sich zu gewinnen, zuletzt Rußland, als es nach dem letzten Krieg gegen das türkische Reich zur Theilung desselben schreiten wollte. Damals soll Lord Beaconsfield erwidert haben, er nehme Aegypten nur im Princip an, weil er glaube, daß der Augenblick, um es factisch in Besitz zu nehmen, noch nicht gekommen sei, wozu ihm von Berlin aus bemerkt worden sein soll, England thue Unrecht daran, nicht sogleich zuzugreifen, denn später würde man es wahrscheinlich nicht zulassen. Inzwischen haben die Engländer alle Verwaltungen Aegyptens in ihre Hände gebracht, so die Zoll-, Post- und Telegraphenverwaltung, die Hafenpolizei in Alexandria, die Bewachung der Leuchtthürme u. a. m., auch sind sie bestrebt, sich ein Monopol für den Betrieb der Nilschifffahrt und der Landeseisenbahnen zu sichern wie die Oberleitung des Suezkanals vollends zu erlangen, um so zunächst eine administrative Besitzergreifung Aegyptens herbeizuführen. Es handelt sich nunmehr für England darum, sei es durch eine Vereinbarung mit Frankreich, sei es infolge einer europäischen Verwickelung, in den unbestrittenen Besitz Aegyptens zu gelangen, damit dasselbe aufhört, ein Gegenstand der Eifersucht zwischen ihm und Frankreich zu sein.

Aber Aegypten ist ein für ganz Europa viel zu wichtiges Land geworden, als daß ohne Schädigung der allgemeinen Interessen zugegeben werden könnte, daß es unter die Botmäßigkeit einzelner Großmächte komme und denselben die Möglichkeit gelassen werde, die Freiheit des Verkehrs auf dem Suezkanal zu hindern, oder auch nur zu erschweren. Deutschland, Oesterreich-Ungarn und nicht in letzter Linie Italien haben alles Interesse daran, ein so wichtiges Land nicht derart zur ausschließlichen Verfügung der Westmächte zu lassen, daß es unter Umständen zu einem Tausch- oder Compensationsobject für dieselben werden könnte, was auf dem Boden des bestehenden Rechts am zweckmäßigsten durch eine internationale Vereinbarung verhindert werden könnte, welche zugleich unter Garantie der Mächte die Unabhängigkeit und Neutralität Aegyptens anerkennen würde. Solches Vorgehen würde nicht nur in Europa, sondern auch von allen Klassen der einheimischen und fremden Bevölkerung Aegyptens selbst freudig begrüßt werden; denn alle, die in diesem Lande Interessen haben oder Interesse an demselben nehmen, wünschen, daß Aegypten europäischer Cultur nicht abhold gemacht werde, daß es auch fernerhin unter europäischem Schutz ägyptisch sei und bleibe.

Interessante Erhebungen sind in den letzten Jahren über die durchschnittliche Lebensdauer in den verschiedenen Ländern Europas gemacht worden. Am höchsten ist dieselbe in England, wo sie 38 Jahre beträgt. Dann kommt Frankreich mit 36,6, Hannover mit 35,4, Schleswig-Holstein mit 34,7, Baden mit 32,9, Preußen mit 30,3, Württemberg mit 30, endlich Sachsen mit blos 20 Jahren. Der geneigte Leser aber wolle sich nun darüber besinnen: Warum steht England am günstigsten, Sachsen am ungünstigsten mit seiner Ziffer da?

Digitized by Google

Digitized by Google

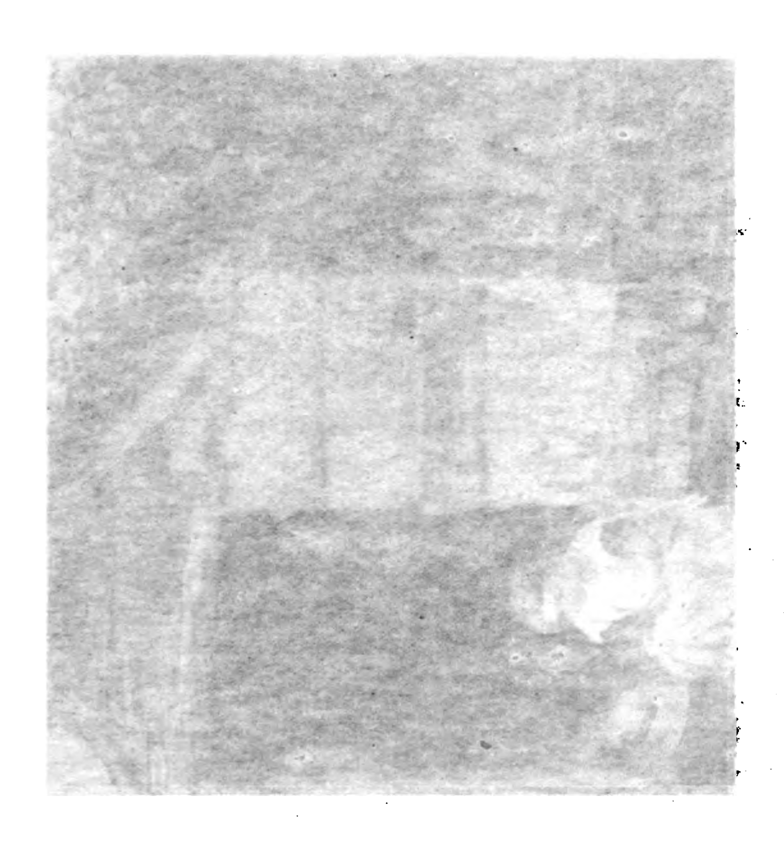


Digitized by Google

Hand war in dieser Begegnung, denn es entspann sich daraus ein reines, wiewohl auch romantisches Liebesverhältniß zwischen diesen jun-

Doch Gottes Wege sind wunderbar. All zu kurz für sie — zu kurz für Tausende — sollte dieser glückliche und für die Menschheit so segens-

Digitized by Google



Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. September 1882. Neuntes Heft.

Eine auserwählte Frau.

Von G. E. Hiller.

Unter den vielen „Marias,“ die sich durch treue Nachfolge des Gekreuzigten ausgezeichnet haben, und getrost zu seinen „Heiligen“ gezählt werden dürfen — steht gewiß auch die vor Kurzem verewigte Frau Mary Cookman. Abgesehen davon, daß sie die Gattin von Georg und die Mutter von Alfred Cookman, zwei der hochbegnadigtsten Männer des amerikanischen Methodismus, war, verdient es ihr ausgezeichneter Charakter an sich, der Frauenwelt als das Musterbild einer wahrhaft gottseligen Frau vor die Augen gestellt zu werden.

Ihre Jugendjahre verlebte sie in Dorcaster, England, wo ihr Herz sich schon frühe Gott hingab und von der Liebe Jesu erwärmt wurde. Ihre intelligenten und gottesfürchtigen Eltern gaben sich alle Mühe sie im Katechismus der englischen Staatskirche zu unterrichten, und ihr christliche Grundsätze einzupflanzen, aber Mary Barton (so hieß sie als Mädchen) entdeckte trotzdem, besonders als sie eine eindringliche Bußpredigt hörte über den Text: „Der Herr ist König,“ daß sie ohne die Neugeburt von oben nicht bestehen könne vor Gott. Von da ab war sie eine Heilsuchende, bis sie eines Tages, in ihrer Kammer eingeschlossen, nach heißem Ringen mit Gott, ihres Heils gewiß wurde. Hinfort war ihr Verhalten das eines freudigen Kindes Gottes, und Niemand konnte sie zweifeln machen an der Realität ihrer Erfahrungen.

Einige Jahre darauf traf sie zum ersten Mal, bei einem Besuch, den sie in Hull, England, machte, mit Georg Cookman zusammen, der damals gerade, voll feuriger Begeisterung für die Sache des Evangeliums, sich anschickte, als Missionar nach Amerika zu gehen. Gottes Hand war in dieser Begegnung, denn es entspann sich daraus ein reines, wiewohl auch romantisches Liebesverhältniß zwischen diesen jungen Leuten, wovon die Braut noch mit hellglänzenden Augen oft redete, als sie schon eine betagte und vereinsamte Wittwe war. Am 2. April 1827 fand in der Georgs Kapelle zu Dorcester die Trauung statt, und am nämlichen Tage noch verließ das glückliche junge Paar die elterliche Heimath, um die Reise nach dem fernen Amerika anzutreten, wo sie ihr Leben der heiligen Missionssache widmen wollten.

Erfahrungen der verschiedensten Art warteten ihrer dort, und ihr Herz wurde auf die Probe gestellt, wie nur wenige. Sein erstes Arbeitsfeld wurde ihrem Gatten in einem damals noch wilden Theile Pennsylvaniens angewiesen, und war von solchem Umfang, daß er nur einmal in sechs Wochen die Runde machen konnte. Entbehrungen und Strapatzen, wie sie sich dieselben hier mußten gefallen lassen, waren ihr in England gänzlich unbekannt geblieben. Der Gehalt von $90 jährlich, wie Cookman ihn damals bezog, ließ der jungen Predigersfrau reichlich Gelegenheit Selbstverleugnung zu üben. Aber sowohl hier wie dann, als sie sich in den aristokratischen Kreisen der größten Städte des Landes zu bewegen hatte, bewährte sie sich als die einfache, warmherzige und starkherzige Jüngerin des Herrn. Im spätern Leben sagte sie, auf ihre Erlebnisse an der Frontier zurückschauend: „Um Christi willen würde ich das Alles gerne wieder durchmachen, denn ich war dabei so glücklich wie eine Königin.“ Sie war eine musterhafte Pfarrfrau. Bei all ihren häuslichen und mütterlichen Aufgaben und Sorgen, war es doch die hochwichtige Arbeit ihres Mannes, womit sich ihr Herz am öftesten und tiefsten beschäftigte. Welche Stütze sie ihm darin muß gewesen sein, beweist das liebevolle Andenken, das man ihr in allen Gemeinden bis heute noch bewahrt.

Doch Gottes Wege sind wunderbar. All zu kurz für sie — zu kurz für Tausende — sollte dieser glückliche und für die Menschheit so segens-

Digitized by Google

reiche Ehebund währen! — Ihr Gatte war ein Mann von wunderbarer Begabung. Man gab ihm immer wichtigere Stellungen. Noch ziemlich jung an Jahren schien er den Gipfel eines edlen und erfolgreichen Strebens erreicht zu haben. Er verkündigte die frohe Botschaft vom Heil der Menschen in der Hauptstadt des glücklichsten Volkes der Erde und wurde erwählt als Kaplan des amerikanischen Congresses. Viele der Großen des Landes wurden hier die Bewunderer und Freunde des Mannes, der nicht nur mit Menschen- und Engelzungen redete, sondern auch die Liebe Gottes in ihrer Fülle besaß; und nicht wenige der Congreßleute wurden durch seine gewaltigen und hinreißenden Predigten bewogen, ihr Leben Gott zu weihen. Da kam es ihm ins Herz nach England zurückzukehren, um noch einmal seine Eltern zu besuchen. Nachdem er vor dem Congreß noch eine schmelzende Abschiedspredigt gehalten, und am 4. März 1841, bei der Inauguration des Präsidenten Harrison, den Segen Gottes auf die amerikanische Nation herabgefleht hatte, umarmte er seine edle Lebensgefährtin und seine liebenswürdigen Kinder zum Abschied. Es war das letzte Mal hier auf Erden. Der Dampfer „Präsident", auf dem er mit vielen Andern aus dem New Yorker Hafen fuhr, ist mit seinen Passagieren nie in einen irdischen Hafen eingekehrt. Wo ihre Leiber dem großen Auferstehungsmorgen entgegenschlummern, hat nie ein Mensch erfahren.

Kannst du dir denken, mein lieber Leser, was dieses Frauenherz durchmachte, als statt des ersten Briefes ihres Mannes aus der lieben alten Heimath Nachrichten von dem Ausbleiben des Schiffes kamen, die immer mehr alle Hoffnung nahmen? Nie ist der geheimnißvolle Schleier, der über dem Schicksal ihres Mannes hing, gelüftet worden. Gleich Samuel Tilden, der auf dem nämlichen Schiff seine Braut verloren hat, und den Jahrestag ihrer Einschiffung stets in stiller Einsamkeit am Meeresufer zubringt, ist auch ihr nie eine Nachricht aus der dunkeln, wässerigen Tiefe gekommen. Lange, bange Jahre schwebte sie zwischen Furcht und Hoffnung, bis sich endlich ihr Herz allmählig der Ueberzeugung hingab, daß sie den Geliebten in dieser Welt nie wiedersehen werde. Sie betrachtete sich jedoch nie als Wittwe. Das Leben bei Christo war ihr etwas Reelles. Noch im hohen Alter hörte man sie oft sagen: „Georg hat mich gestern verlassen; er bleibt heute aus; aber morgen kehrt er wieder."

Zuerst konnte sie sich nicht aufrecht halten. Der Schlag schmetterte sie nieder. Ihr Herz verlor seinen Halt. Sie klagte und zagte und konnte ihrem Gott unter dieser düstern Wolke nicht recht kindlich vertrauen. So schmachtete ihre Seele 14 Monnte lang, ohne Trost und Frieden, hin. Da erbarmte sich Gott über sie, und goß die völlige Liebe, die alle Furcht austreibt, in ihr Herz aus. Als sie in der Eutaw Str. Kirche zu Baltimore am Altar kniete und Herr Nelson Head ihr eben den Kelch darreichte, wurde sie so von der Gnade Gottes überschüttet, daß für etwas Anderes kein Raum in ihrem Herzen übrig blieb. Gott that da ein Werk in ihrer Seele, an dem sie später nie zweifeln konnte. Mit großer Freudigkeit zeugte sie stets von dieser großen Gnade.

Nun hatte sie gesiegt. So oft auch ihre Gedanken sich mit dem Verklärten beschäftigt haben mögen, so hat sie sich doch nie wieder düsterem und nutzlosem Hinbrüten überlassen, sondern im Gegentheil wurde ihr Leben von nun an ein reges und thätiges. Mit Heldenmuth griff sie die Aufgaben, die ihr in der Welt oblagen, an. Mit Recht betrachtete sie die Erziehung ihrer Kinder als die größte dieser Aufgaben. Diese gelang ihr denn auch in hohem Grade; denn sie erlebte die Freude zu sehen, wie auf ihren Söhnen, als sie heranwuchsen, der Geist ihres Vaters ruhte, ja, der bekannte Alfred Coolman, dem die gute Mutter beinahe zwanzig Jahre vor ihrem eigenen Ableben die Augen schloß, schien diesen Geist in zwiefachem Maaß zu besitzen. Reinere und edlere Charaktere, als er einer war, hat die Welt wohl nicht viele gesehen. Kurz vor seinem triumphirenden Heimgang rief der Unvergeßliche seine Mutter zu sich und sprach: „Allertheuerste Mutter, zunächst dem Herrn Jesu habe ich Alles Dir zu verdanken. Dein Einfluß, dein Beispiel, deine Rathschläge, deine Gebete haben aus mir gemacht, was ich heute als Mensch, als Christ und als Prediger bin." Auf ähnlich triumphirende Weise, wie Alfred, gingen noch andere ihrer Kinder ihr in die himmlische Heimath voraus. Diesen erfreulichen Erfolg in der Kindererziehung schrieb sie drei Dingen zu: 1) Der Besitz der völligen Liebe in ihrem Herzen; 2) die strenge Heilighaltung des Sonntags in der Familie; 3) das Bewachen und Daheimhalten der Kinder, nachdem es dunkel war.

Folgendes, das sie am Jahrestage ihrer Hochzeit niederschrieb, läßt uns einen Blick in ihr Herz thun: „Mit Freuden begrüße ich immer wieder diesen Jahrestag, und habe große Ursache dem Geber aller guten und vollkommenen Gaben dafür zu danken. Der 2. April 1827 machte mich zu einer der glücklichsten Personen, die je gelebt haben. Ich sage mit Bedacht, daß das Weib und Theilhaberin an dem Leben, den Arbeiten, den Sorgen, den Kämpfen und den Siegen eines solchen Mannes zu sein, Glückseligkeit genug für mich gewesen ist — und Ehre genug war es, die innig geliebte und geschätzte

Digitized by Google

Lebensgefährtin dessen zu sein, dessen großes, treues, fühlendes Herz mir immer und allenthalben entgegenschlug." . . . .

„Als Mary Barton Mary Cookman wurde, erreichte sie den Gipfelpunkt von dem, was sie in ihrer Jugend von einem wahren und glücklichen Leben geträumt hatte. Zufriedenheit und Freude begegnete uns auf allen Pfaden, die wir zu gehen hatten, und unsere gegenseitige Zuneigung wurde durch Nichts gestört, bis der letzte Augenblick kam, der ihn meinem Blicke auf immer entriß. Wer hätte an solchen Ausgang gedacht, der schmerzvoll, wie er auch war, dennoch begleitet war von Segnungen, die wohl kein menschliches Herz recht wird würdigen — und keine menschliche Zunge wird aussprechen können, bis wir auf den seligen Höhen des himmlischen Kanaan angekommen sein werden? Ich habe die höchsten Freuden genossen, ich habe die tiefsten Schmerzen empfunden; aber der Schmerz war es, der mich in Tiefen und Höhen der Jesusliebe geführt hat, die mir höher steht, als die Liebe von zehn Gatten."

Ihr ganzes Wesen war überhaupt ein musterhaftes. Sie hatte einen klaren Verstand und ein für ihr Geschlecht ungewöhnlich gesundes Urtheil. Für alles Wichtige und Wissenswerthe, das vor sich ging, hatte sie ein Interesse. Jede Minute, die sie dazu erübrigen konnte, benutzte sie, irgend ein gutes Buch zu lesen. Wenn man noch dazu rechnet, daß sie ein ungewöhnlich reiches und heiteres Gemüth besaß, das sich an allem Erfreulichen im Leben auch erfreuen konnte, so wundert es uns nicht, daß sie überall, wo sie hinkam, einen großen Einfluß ausübte, und daß besonders die liebe Jugend mit ungewöhnlicher Liebe an ihr hing. Sie kann keine Kopfhängerin genannt werden. War sie auch in religiösen Dingen sehr entschieden und von klaren Ueberzeugungen beseelt, so blieb sie doch dabei immer natürlich, einfach, unaffektirt; und obwohl sie erwiesenermaßen eine hochbegnadigte Person war, so vermied sie doch alle Frömmelei und Abgeschlossenheit und blieb ihren Nächsten immer nahe stehen.

Daß ein solches Leben einen schönen Abend hatte, finden wir selbstverständlich. Sie verlebte denselben in der Reisepredigerheimath ihres jüngeren Sohnes, Rev. John Cookman. Aus der Trübsalswoche, die das geheimnißvolle Schicksal ihres Mannes über sie gebracht hatte, war sie gereinigter und göttlicher hervorgegangen. Was ihr nun auch Trübes begegnen mochte, ihr geläuterter Glaube trug sie siegreich über Alles hinweg. Bis ans Ende arbeitete sie mit Freudigkeit im Reiche Gottes, denn die ihr nun zu Gebote stehende Muße ermöglichte es ihr die Wünsche ihrer Jugend zu verwirklichen.

Das Ende kam schnell. Sie war darauf vorbereitet, denn sie hatte oft gesagt: „Leben oder Tod ist mir Eins. Ich bin fertig zu gehn, wenn Jesus ruft." Nachmittags war sie noch in der Kirche gewesen, um die für eine nahe Festlichkeit gemachten Vorkehrungen zu sehen. Heimgekehrt, brachte sie, nach ihrer Gewohnheit, eine Stunde mit Lesen und Meditiren in ihrer Bibel zu. (Man fand das Merkzeichen beim 22. Kapitel der Offenbarung. Sie hatte also das Durchlesen der Bibel soeben vollendet). Dann kam sie zum Abendessen; und als sie eben am Brodbrechen war, sank sie ohnmächtig hin. Ruhig lag sie dann auf ihrem Bett bis zum 3. Dezember 1881, da sie im seligen Frieden hinüberschlummerte in die Heimath des Lichts. Die lang ersehnte Stunde war gekommen. Sie war vierzig Jahre lang Wittwe gewesen. Nach langer, geheimnißvoller Trennung durfte sie bei Jesu auch den wieder umarmen, um den sie so lange getrauert hatte. O Wiedersehn, du köstliche Hoffnung der Kinder Gottes!

Meine theure Leserin, möge dein Leben sein wie ihr Leben, und dein Ende wie ihr Ende.

Mexiko's Erzeugnisse und Bewohner.

Von J. H. Schimmelpfennig.

„Je länger, je lieber," heißt es auch in Mexiko. Der erste Eindruck ist eine gänzliche Enttäuschung, besonders wenn man seine vorgefaßten Meinungen auf die Erzählungen des Cortez und seiner Begleiter, oder auf die abenteuerlichen Geschichten von Banditen oder von den fabelhaften Reichthümern der Silberminen gebaut hat. Anstatt feenartiger Paläste und allerlei Erstaunen erregender und eigenthümlich-mexikanischer Werke und Einrichtungen findet man sich zurückversetzt in die Realistik des neunzehnten Jahrhunderts, in ein Land, das noch vieles zu wünschen übrig läßt, das, selbst wenn es in seiner Entwickelung nicht so oft und so anhaltend durch politische Ereignisse gehindert worden wäre, dennoch kaum die großen Naturhindernisse, die in Mexiko überall zu finden sind, dermaßen hätte überwinden können, um mit dem Fortgang unserer Zeit Schritt halten zu können. Aber diesem ersten Eindruck folgt bald ein anderer der Bewunderung und Anerkennung. Klima und Naturschönheiten, der tiefblaue Himmel, milder Sonnenschein, gelinde Temperatur, die schneebedeckten Berge Iztaccihuatl und Po-

Digitized by Google

pocatepetl dämpfen bald jede Mißstimmung und üben ihren anziehenden Reiz auf den Beobachter.

Das heutige Mexiko sucht sich rasch in den Geist unserer Zeit hineinzufinden. Lange versäumte Verbesserungen werden mit einer Energie angegriffen, die kaum durch die chronische Armuth der Regierungskasse zu zügeln ist. Die Beleuchtung der Straßen in der Hauptstadt, die Bearbeitung der Kohlenminen, die Begründung von Zuckerfabriken, Schuhfabriken, Baumwollenfabriken, werden hier besprochen. Neue Telegraphenlinien werden errichtet. Diese Person ist hierhergekommen, um Kaffeeplantagen zu besichtigen, jene, um eine Dampferlinie zu gründen. Fünf neue Eisenbahnen, von denen zwei schon weit voran sind, sollen das Land von Nord nach Süd durchziehen, und mehr als zweimal so viel sollen von Ost nach West gebaut werden.

Von dem Meeresufer bis zur Hauptstadt Mexiko ist das Land eine lange, an manchen



Strom in einer mexikanischen Ebene.

Stellen sehr steile, an anderen wieder durch große Ebenen (Plateaus) unterbrochene Bergesanhöhe, und auf der anderen Seite geht es wieder bis zur Meeresküste bergab. Es ist oft wunderbar, wie sich die menschliche Kunst über die ungeheuren Schwierigkeiten, die durch Berg und Thal und Kluft den Eisenbahn-Unternehmungen in den Weg gelegt werden, hinwegsetzt. Die Palmer und Sullivan-Bahn illustrirt trefflich die typischen Schwierigkeiten des Landes. In den ersten anderthalb Meilen zählt man so viel als siebenzehn Brücken, die über einen einzigen Strom gebaut werden mußten. Auf der Vera-Cruz und Mexiko-Bahn kommen Windungen vor, die das traditionelle Kunststück beinahe möglich machen, daß der Schaffner auf dem letzten Waggon seine Pfeife an der Lokomotive anzünden kann. Auf dieser Bahn befindet sich oberhalb Maltrata ein Punkt, der in direkter Linie nur zwei und eine halbe Meilen entfernt ist, den wir aber per Eisenbahn nur nach zurückgelegten zwanzig Meilen erreichen können.

Mexiko wird sich nie einer großen Einwanderung erfreuen. Das Haupthinderniß ist Mangel an Raum. Die Plateaus, die Hauptsitze der Bevölkerung, sind nicht groß genug, um den planlosen Anforderungen eingewanderter Volksmassen zu genügen. Diese Plateaus bieten den scharfen Kontrast verschiedener Klimate; die tieferen, nahe der Küste, zeichnen sich durch tropische Temperatur und Vegetation aus, während die höher gelegenen inländischen Ebenen einem milderen Klima angehören. Bananen, Kokusnußbäume, Dattelpalmen und Stachelbeeren wechseln mit einander, je nach der höheren oder niederen Lage des Landes.

Der größte Theil des Landes ist eingetheilt in Riesenplantagen (Haciendas), kleine Landgüter sind kaum bekannt. Der Eigenthümer übergiebt die Aufsicht einem Stellvertreter, der das Arbeitspersonal anstellt und bei der Arbeit bewacht. So nahe im Centrum des Gutes wie möglich liegt das Herrenhaus, je nach dem Geschmack des Besitzers kostbar und schloßähnlich, oder einfach und schlicht, welches aber nur periodenweise die Ehre hat, den Gutsherrn zu beherbergen, der sich am liebsten in seiner Stadtresidenz aufhält. Auf der Hacienda wohnen Aufseher und Arbeiter möglichst nahe beisammen, und die Gruppe Häuser, die das „große Haus" umgiebt, nebst Stallungen und Scheuern und verschiedenen Werkstätten, bilden an sich oft eine ansehnliche Stadt von hunderten und sogar tausend Einwohnern.



Der Cactus und seine Frucht.

Auf der wunderschönen Calzada, die zwischen der Hauptstadt und Chapultepec sich erstreckt, oder auf dem Bahnzug, oder auf den Plantagen sieht man den jungen mexikanischen Dandy, der sich ein abschreckend bizarres Aussehen zu geben versteht durch seine Kleidung. Er trägt eine kurze schwarze Jacke, unter welcher ein großer Revolver hervorsieht, ein rothes Schnupftuch ist



Die mexikanische Aloe. (Century Plant.)

um seinen Hals gebunden, enge Hosen mit breiten Streifen von silbernen Münzen, gewaltige silberne Sporen und einen breiten Filzsombrero mit Silberband geschmückt. Ein derartiger Sombrero ist nothwendig zur Vervollständigung seiner Kleidung, und er bezahlt gern zwanzig Dollars für diese Kopfbedeckung, wenn sie nur recht breit und mörderisch aussieht. Aber gefährlich sind diese Gentlemen nicht, trotz Revolver und Sombrero; sie kleiden sich nur nach der Mode, und diese steht ohne Zweifel mit den politischen Zuständen des Landes in Verbindung. Aus den vielen Revolutionen und Kriegswirren, durch welche das Land in schneller Reihenfolge seit vielen Jahren gegangen ist, hat sich der militärische Gedanke auch bei den friedsamen Bürgern festgesetzt. Denn patriotisch ist der Mexikaner, wir dürfen fast sagen, patriotisch zum Exceß. Wo man hinschaut, bemerkt man die Spuren des Kampfes; sogar die Namen der Städte und Straßen sind ihm nicht ganz mundgerecht, wenn er sie nicht mit dem Namen einer Schlacht oder eines Generals verbinden kann.

Auch die übriggebliebenen Azteken sondern sich durch besondere Kleidung von dem übrigen Volke ab. Die Männer der ärmeren Klasse tragen fast allgemein ein einfaches Stück Wollenzeug, durch dessen Mitte ein Loch geschnitten ist, um es über den Kopf ziehen zu können. Die Frauen dagegen tragen einen Shawl von blauer Baumwolle, der, über den Kopf gelegt und vorn am Kinn übereinander geschlagen, der Gestalt ein orientalisches Gepräge giebt.

Wie doch dieses arme Indianervolk so hart arbeiten muß. Wahre Lastträger sind sie. An den Eisenbahnen leisten sie im Heben und Tragen fast Unglaubliches. Andere, die auf dem Lande wohnen, tragen ihre Produkte ganze Tagereisen auf den Schultern zur Stadt, um sie dort gegen einige Cents auszutauschen.

Die Hauptprodukte des Landes sind **Korn**, Roggen und Maguny. Aus letzterem wird ein süßer Saft gewonnen, aus dem der Wein (oder Pulque) des Landes bereitet wird. Jeden Tag geht Einer umher mit seinem Esel, und sammelt an den Häusern diesen Saft in Weinschläuche, die aus Häuten bestehen, und führt ihn heim. Hier wird er in einen großen Behälter, der auch aus Häuten gemacht ist, ausgeleert und bleibt dann stehen, bis er gegohren hat; in ungefähr drei Wochen ist der Wein zum Verkauf bereit.

Zu Hecken oder Umzäunungen der Felder wird die Century-Pflanze benutzt. Man sieht auf jenen großen Besitzungen, von denen manche so groß wie unsere Counties sind, schöne grüne Linien, durch welche das Vieh nicht dringen kann, und die dem Lande ein recht nettes Aussehen geben.



Indianische Obsthändler.

Digitized by Google

Eine verzogene Tochter und ihre Nerven.

Von Julius Eberhard.

„Beruhigen Sie sich, Verehrteste," sagte der Obermedizinalrath Füllner, ein würdiger Herr mit weißem Haar zu der Wittwe des reichen Herrn Meier. Er hatte eben deren einzige Tochter besucht und die Mutter hatte ihn vor die Zimmerthüre begleitet. „Ich kann nicht die geringste Ursache zur Besorgniß finden. Ihre Tochter ist vielleicht in den letzten Tagen zu wenig an die frische Luft gegangen."

„Werden Sie nicht wenigstens die Güte haben, morgen wieder nach meiner Tochter sehen? Vielleicht läßt sich dann ihr Zustand besser beurtheilen."

„Es thut mir leid, ich halte weitere Besuche für überflüssig."

„Aber der heftige Kopfschmerz auf der linken Seite und die nervöse Aufregung und die Schlaflosigkeit . . .!"

„Würde sich alles verlieren, wenn Fräulein heute Abend das Eisfest auf dem Schloßsee besuchen wollte."

Damit empfahl sich der Arzt.

In einem allerliebsten Zimmer, von welchem man in einen prächtigen Salon sehen konnte, saß am Fenster Natalie Meier, ein reizendes Mädchen von ungefähr zwanzig Jahren. Sie lehnte sich eben in ihren Sessel zurück und strich eine ihrer blonden Locken aus ihrer Stirne, als die Mutter wieder eintrat.

„Habe ich es dir nicht vorausgesagt, Mama, daß der Medizinalrath meinen Zustand nicht versteht, oder vielmehr nicht verstehen will? Warum? — weiß ich nicht."

„Der Herr Obermedizinalrath meint gar, du sollest heute Abend zum Eisfest gehen. Das ist doch recht leichtsinnig geredet von einem Arzte. Ich hätte es dem Herrn Medizinalrath wirklich nicht zugetraut."

„Das fehlte mir noch, daß ich zum Eisfest gehen sollte! Es sind schon vier Wochen, daß ich mich wie ein Schlachtopfer von einer Festlichkeit zur andern schleppen muß. Erst am Samstag auf dem Kasinoball, am Freitag bei der Schlittenpartie, am Donnerstag Abend bei Kommerzienraths und heute gar zum Eisfest! Nein, da sollen andere Mädchen hingehen, ich gehe ganz gewiß nicht."

„Liebes Kind, du erhitzest dich!"

„Nur einige Wochen möchte ich einmal Ruhe haben vor den jungen Herren! Es ist ihnen allen nicht um mich, sondern nur um mein Geld zu thun. Diese Dinge sind es, die mich krank machen."

„Aber Natalie, du vergißt, daß du krank bist!"

„Ich hätte es beinahe vergessen, wenn mich nicht eben das heftige Kopfweh daran erinnerte. Hier, Mama, befühl einmal meine Hände."

„Fieberheiß!" seufzte die Mutter, wiewohl die Hitze sehr mäßig war.

„Aber nicht wahr, Mama, jetzt folgst du mir. Ich habe dir bisher nachgegeben und es noch einmal mit dem Medizinalrath versucht, obwohl ich wußte, daß es vergeblich sei; aber nun erwarte ich, daß du den Doktor Zimmer rufen lässest und zwar sogleich."

Frau Meier, die Tochter armer Eltern, war zuerst Zimmermädchen und dann Haushälterin bei dem Mann gewesen, der sie zuletzt heirathete, und als er bald darauf starb, ihr und ihrem einzigen Kinde ein großes Vermögen hinterließ. Da die Wittwe Meier mit ihrem Kinde viele Jahre sehr einfach lebte, und zugleich ihr Vermögen auf's umsichtigste verwaltete, so schwoll dieses immer mehr an. Natalie hatte viel Verstand und besonders einen angebornen Sinn für's Schöne. Von ihrem achtzehnten Jahr an überließ ihr die Mutter die Verwaltung des Vermögens. Natalie kaufte ein Haus in einer der schönsten Straßen und das schönste Stockwerk des Hauses wurde auf's eleganteste eingerichtet. Bei dem allem behielt sie die Vermehrung des Vermögens beständig im Auge und zeigte in allen Geschäften große Umsicht.

Dem Doktor Zimmer wäre der Ruf zu Natalie Meier zu andrer Zeit sehr erwünscht gewesen, jetzt aber kam er ihm unbequem. Er war ein junger, noch unverheiratheter Mann und hatte sich erst vor Kurzem in der Stadt niedergelassen. Nach einer beim Wein durchschwärmten Nacht lag er müd und abgespannt auf seinem Sopha, als das Dienstmädchen der Frau Meier ihren Auftrag bestellte. Er versprach sogleich zu kommen und beeilte sich, sich besser anzukleiden.

„Hast du unserem Bankier wegen der amerikanischen Papiere geschrieben?" fragte unterdessen Natalie ihre Mutter.

„Ach, das habe ich leider über der Sorge um dich vergessen."

„Aber welche Nachlässigkeit, Mama! Es ist höchste Zeit, die Papiere zu verkaufen, wenn wir nicht in Schaden kommen sollen. Muß ich denn alles selbst thun?"

„Es soll gewiß nicht mehr vorkommen, liebes Kind; beruhige dich nur für dieses Mal."

Digitized by Google

„Du solltest, Mama, ehe der Doktor kommt, ein anderes Häubchen aufsetzen, damit du nicht aussiehst wie eine Nonne.“

Die Mama gehorchte.

„So jetzt komm 'mal hieher zu mir,“ begann Natalie wieder und rückte der Mama das Häubchen zurecht: „so jetzt passirts.“

Man hörte jetzt den Arzt kommen. Natalie gab sich geschickt den Anstrich einer halben Ohnmacht und sank kraftlos in ihren Lehnsessel.

„Mit inniger Theilnahme habe ich von der Erkrankung Ihrer Fräulein Tochter gehört, allein ich hoffe . . .“

„Wir sind Ihnen großen Dank schuldig, Herr Doktor, daß Sie unserem Rufe so bald folgen,“ sagte Frau Meier.

„Ich danke der Vorsehung, daß Ihr Dienstmädchen nicht einige Minuten später kam. Ich war eben im Begriff auszugehen, um meine zahlreichen Patienten zu besuchen. Ihr Ruf, Verehrteste . . .“

„Innigen Dank!“ lispelte Natalie, und lud mit einer leichten Handbewegung den Arzt, der ihr indessen näher getreten war, ein, sich auf einem Sessel ihr gegenüber niederzulassen.

Natalie fing nun an, dem Arzte ihre Leiden zu beschreiben.

„Haben Sie den Kopfschmerz ununterbrochen?“

„Nein, nur von Zeit zu Zeit. Hier,“ sie deutete damit auf die linke Seite ihres Kopfes, „fängt es an, zieht sich dann plötzlich hier herüber, bis es auf der rechten Stelle am heftigsten wird und mich zuletzt in der Nähe des Nackens wieder verläßt.“

Der Doktor, zunächst in Verlegenheit, was er sagen solle, ergriff Nataliens Hand, wie wenn er ihren Puls fühlen wollte, dabei zog er seine Uhr, als wollte er die Pulsschläge zählen. Er stierte aber ganz gedankenlos über seine Brillengläser weg, während Frau Meier in fast athemloser Spannung auf seinen Ausspruch wartete. Endlich ließ er seine Hand wieder fallen.

„Aber die Krankheit ist doch nicht gefährlich?“ fragte Frau Meier.

„Beruhigen Sie sich, meine Gnädige, von Gefahr ist keine Rede,“ antwortete der Doktor und setzte nach einer Weile ernsthaft hinzu: „vorausgesetzt, daß meine Verordnungen pünktlich befolgt werden.“

„Meine Tochter wird sich zu Bette legen sollen? Ich habe sie bisher nicht dazu bewegen können.“

„Das kommt ganz auf das Gefühl von Fräulein an. Sobald Sie, verehrtes Fräulein, ein Bedürfniß darnach empfinden, sollten Sie sich sogleich zu Bette legen. So lange das nicht der Fall ist, ist es zweckmäßiger, Sie bleiben — natürlich mit der nöthigen Vorsicht — außerhalb des Bettes. Darf ich um Papier und Tinte bitten?“

Frau Meier führte den Doktor an den Schreibtisch ihrer Tochter.

Als der Doktor am Schreibtisch saß, überlegte er, was zu thun sei. Er wollte durch möglichst umständliche Verordnungen einen Beweis seiner Gewissenhaftigkeit geben, allein er hatte Mühe, seine Gedanken zu sammeln. In dem bequemen Sessel vor dem Schreibtisch saß sichs so weich, im Zimmer herrschte lautlose Ruhe — so übermannte ihn die Müdigkeit und er nickte ein. Die Damen blickten einander bedenklich an. Endlich erlaubte sich Frau Meier, durch ein Räuspern die Stille zu unterbrechen, wodurch auch der Doktor richtig geweckt wurde, aber schnell besonnen sagte er: „Der Fall ist zwar nicht bedenklich, aber sehr verwickelt und erfordert großes Nachdenken. Ich halte es für meine Pflicht, mit der größten Vorsicht vorzugehen.“ Jetzt fing er an, Rezept um Rezept zu schreiben. „Ich habe,“ sagte er, vom Schreibtisch aufstehend, „nach bestem Wissen und Gewissen alle nöthigen Verordnungen getroffen. Zuerst ein Wasser zur Linderung Ihrer Kopfschmerzen, womit Sie alle halbe Stunden Stirne und Schläfe waschen werden.“

„Ich sollte vor allem etwas zur Stärkung der Nerven haben.“

„Ganz richtig. Dafür habe ich eine Arznei verordnet und ebenso eine solche, um die Hitze zu mäßigen. Diese Arzneien sollten Sie im Wechsel nehmen.“

„Wie oft?“ fragte Frau Meier.

„Abwechslungsweise alle halbe Stunden. Außerdem habe ich einen Thee verordnet, wovon Sie alle Stunden eine halbe Tasse nehmen wollen. Aber ich muß Sie bitten, Frau Meier, daß Sie die Bereitung des Thees selbst besorgen. Man kann sich in diesen Dingen auf die Dienstboten nicht verlassen. Er muß bei mäßigem Feuer genau zwanzig Minuten lang gekocht werden.“

Natalie bot dem Arzte gerührt die Hand und dankte ihm für seine Theilnahme und Sorgfalt.

„Wie lange wird es währen, bis meine Tochter wieder hergestellt wird?“

„Wenn meine Verordnungen befolgt werden, so hoffe ich bestimmt, daß Fräulein in wenigen Tagen eine Ausfahrt werden wagen können.“

„Ach, daß wir Sie schon bälder hätten kennen lernen!“ seufzte Frau Meier. „Herr Ober-Medizinalrath Füllner war bisher unser Hausarzt, aber wir haben alles Vertrauen zu ihm verloren und schätzen uns glücklich, in Ihnen einen so gewissenhaften Arzt gefunden zu haben.“

„Ich habe den Medizinalrath immer für einen

Digitized by Google

oberflächlichen Arzt gehalten," sagte Natalie, „er wollte nie auf meinen Zustand eingehen."

„Und was sagen Sie dazu, Herr Doktor?" fiel Frau Meier ein. „Der Obermedizinalrath wollte, meine Tochter solle heute Abend das Eisfest besuchen."

„Ist das möglich?" rief der Doktor. „Das wäre ja der pure Wahnsinn! Es wäre Ihr unfehlbarer Tod."

„Welch unverantwortlicher Leichtsinn!" rief entsetzt Frau Meier.

„Werden Sie das Eisfest besuchen, Herr Doktor?" fragte Natalie. „Es soll ja sehr glänzend werden."

„Wo denken Sie hin, Fräulein? Wie sollte man sich solchen Vergnügungen hingeben können, so lange man so schwere Verantwortungen auf sich liegen hat?"

Frau Meier wischte sich eine Thräne der Rührung ob solcher Aufopferung.

„Allein für Sie, verehrtes Fräulein," fuhr der Doktor fort, „thut es mir leid, daß Sie durch Ihr augenblickliches Unwohlsein verhindert sind, daran theil zu nehmen."

„Ich bin allerdings von Kommerzienrath Grolls eingeladen worden, in ihrer Gesellschaft das Eisfest zu besuchen; ich habe aber, schon ehe ich unwohl wurde, für die Einladung gedankt."

„Ei, der Bruder des Kommerzienraths ist gestern Abend angekommen," sagte der Doktor.

„August Groll! Mama, erinnerst du dich noch seiner aus der Zeit, da seine Eltern in unserer Nachbarschaft wohnten? und was ist denn aus ihm geworden, Herr Doktor?"

„Er hat ein großes Geschäft in Mailand und ist zugleich belgischer Konsul."

„Und wie soll es mit der Diät gehalten werden?" fragte die besorgte Mutter.

„Was Süßigkeiten betrifft, so kann ich Ihnen diese durchaus ..." er wollte sagen: „durchaus gestatten," als ihm Frau Meier in die Rede fiel: „ach, meine Tochter ist nicht wie andere Mädchen, sie liebt die Süßigkeiten gar nicht, nur das Saure und Scharfe."

„Desto besser! ich wollte eben sagen, daß ich Ihnen Süßigkeiten durchaus nicht gestatten könne, sonst mögen Sie essen, was Sie wollen."

Sobald sich der Arzt empfohlen hatte, wurden die Rezepte in die Apotheke geschickt. Als der Gehülfe des Apothekers die Verordnungen des Arztes gelesen hatte, konnte er die Bemerkung nicht unterdrücken, nach den Anordnungen des Arztes scheine eine ernste Erkrankung vorzuliegen. Man denke sich den Schrecken der Mutter, als ihr das Dienstmädchen diese Aeußerung hinterbrachte! Mit der Uhr in der Hand führte sie alle Anordnungen des Arztes auf das pünktlichste aus.

Bald fand die Tochter, daß sich das Bedürfniß, sich zu Bett zu legen, bei ihr einstellte. Von der Mama auf der einen, von einem Dienstmädchen auf der andern Seite gestützt, wankte sie in ihr Schlafzimmer.

„Mama," lispelte sie mit schwacher Stimme während des Ganges.

„Liebes Kind!"

„Wenn ich sterben sollte ..."

„Natalie, ich bitte dich, rede nicht also!"

„Wenn ich also sterben sollte, Mama, so wünsche ich denselben Sarg, wie neulich die russische Gräfin, Schloßstraße Nr. 11 einen hatte!"

Hätte es nicht gegolten, die theuerste Last zu stützen, so wäre Frau Meier jetzt ohnmächtig zusammengesunken.

Endlich ließ sich Natalie auf einem Sessel in ihrem Schlafzimmer nieder, und die Mutter und das Dienstmädchen begannen sie auszukleiden.

„Laß das, Mama," wehrte Natalie der Mutter, „du greifst mich so ungeschickt an, Hannchen soll mich allein auskleiden." So blieb der Mutter nichts übrig, als in stiller Ergebung diesen Dienst einer andern zu überlassen.

„Mama," lispelte Natalie, als sie im Bette lag, „ich bedarf jetzt nichts als Ruhe, absolute Ruhe. Wenn die Zeit dazu ist, magst du kommen und mir die Medizin reichen." Mama entfernt sich. Nach einer Weile läutet Natalie. „Mama, laß die Vorhänge herunter, ich kann das Licht nicht ertragen." Noch einmal läutet Natalie. „Mama, ich höre Geräusch in der Küche; ich bitte mir völlige Ruhe aus."

Todtenstille herrschte in den Gemächern der Frau Meier, Jedermann ging auf den Zehen, die Thüren wurden mit ängstlicher Sorgfalt geöffnet und geschlossen. Im Vorzimmer von Nataliens Schlafgemach saß Frau Meier, bereit, auf jedes Zeichen der Tochter herbeizueilen.

Doktor Zimmer lag wieder auf seinem Sopha und berechnete, wie bald seine Schulden bezahlt wären, wenn Natalie Meier seine Frau würde.

Es war jetzt Nachmittags 2 Uhr. Um 6 Uhr sollte bei festlicher Beleuchtung das Eisfest beginnen. Die Damen in der Stadt richteten ihre Kleider.

In Nataliens Krankenzimmer wars immer noch still. Alle halbe Stunden kam die Mutter, um ihr die Stirne zu waschen und die Medizin zu reichen. Natalie wurde es allmählich in ihrer absoluten Stille langweilig. Ihre Gedanken beschäftigten sich mit dem Bruder des Kommerzienraths. „Also August Groll ist wieder da. Ich möchte ihn doch wieder sehen. Er war ein hübscher, munterer Junge. Er sei ein großer Kaufmann geworden, sagte der Doktor. Gewiß hat er sehr feine Manieren. Ob er wohl auch zum Eisfest geht? Natürlich geht er zum

Digitized by Google

Eisfest, wenn sein Bruder und seine Schwägerin gehen. Da hätte ich jetzt die beste Gelegenheit ihn zu sehen."

„Wie geht es, Kind?" fragte Frau Meier, die mit dem Schlag halb drei mit einer Tasse Thee und der Medizin an dem Bett der Tochter stand.

„Ich fühle mich bedeutend wohler. Du könntest die Vorhänge zurückziehen."

„Gott sei Dank! hier ist die Medizin."

„Ich nehme keine Medizin mehr."

„Natalie, der Arzt hat es strengstens befohlen."

„Ist mir einerlei. Den Thee will ich noch einmal nehmen. Wo ist Hannchen? ich will aufstehen."

„Sie wird gleich hier sein."

Natalie läßt sich ankleiden.

„Wo ist Luise?" — so hieß ein anderes Dienstmädchen. — „Mama, ruf mir sogleich die Luise."

Luise kommt.

„Luise, du gehst auf der Stelle zu Frau Kommerzienrath Groll und bestellst von mir nebst höflicher Empfehlung, daß ich nun doch von ihrer freundlichen Einladung Gebrauch machen und mich heute Abend fürs Eisfest an sie anschließen werde."

Frau Meier fällt halb ohnmächtig in einen Sessel.

„Was zauderst du?" rief Natalie dem Mädchen zu.

„Natalie," ruft jetzt die Mutter, „bist du von Sinnen? weißt du nicht, was der Arzt gesagt hat? — es wäre ein Wahnsinn, es wäre dein unfehlbarer Tod! Dein Tod, Natalie!"

„Ach die Aerzte sind nicht allwissend. Ich muß selbst am besten wissen, was mir zuträglich ist. Wirst du gehen, Mädchen? wenn du nicht gehorchen willst, so verlaß meinen Dienst."

Luise geht.

„Hannchen, du gehst auf der Stelle zur Kleidermacherin und bestellst: das Kleid, das sie für mich in Arbeit habe, müsse unfehlbar in zwei Stunden fertig sein. Halt! auf dem Rückweg gehst du zu Pelzhändler Fuchs. Ich lasse ihn bitten, sogleich mit einer Auswahl des neuesten und schönsten Pelzwerkes zu mir zu kommen."

Die Mutter hätte sich vor Jammer auf dem Boden wälzen mögen. Da alles Bitten und Flehen vergeblich war, stieg sie eine Treppe höher zu Frau Professor Scheber und bat diese um Hilfe.

Der Pelzhändler war unterdessen gekommen und hatte auf einem Tisch die Waaren ausgelegt.

„Mein liebes Fräulein," sagte die Frau Professorin, „thun Sie es Ihrer guten Mama zu lieb und bleiben Sie da. Bedenken Sie, was der Arzt gesagt hat!"

„Welchem von diesen beiden Pelzen würden Sie den Vorzug geben, liebe Frau Professor?" fragte Natalie mit größter Ruhe.

„Ich rathe Ihnen dazubleiben. Es wird Sie gewiß reuen, wenn Sie Ihrer Mutter nicht gehorchen."

„Lassen Sie sich doch nicht von der Aengstlichkeit meiner Mutter anstecken. Ich denke, ich wähle diesen Pelz."

„Die Kleidermacherin bedauert, das Kleid unmöglich in zwei Stunden fertig bringen zu können," bestellte Hannchen.

„Natalie," rief jetzt wieder die Mutter, „ich will dir mein Lebenlang in allen Dingen zu willen sein, nur diesesmal folg mir! Natalie, du bringst deine Mutter ins Grab!"

„So hören Sie doch, Natalie!" sagte die Professorin.

„Auf der Stelle gehst du wieder zur Kleidermacherin," befahl Natalie dem Dienstmädchen, „ich erwarte das Kleid unfehlbar in zwei Stunden."

„So hören Sie doch, Natalie!"

„Ach, Sie müssen die Sache nicht so schwer nehmen, liebe Frau Professorin, meine Mama geräth so leicht außer sich."

Die Professorin sieht, daß sie nichts ausrichtet und geht. Frau Meier begiebt sich in einen Winkel des Zimmers und läßt ihren Thränen unter lautem Schluchzen freien Lauf.

Es wurde dreiviertel auf sechs. Eine Droschke wartet vor dem Hause auf Natalie. Händeringend wirft sich die Mutter ihr in den Weg. „Natalie, erbarme dich deiner Mutter!" Ohne eine Miene zu verziehen, geht Natalie an der Mutter vorbei und fährt zum Eisfest.

Den Mann, den sie zu sehen gewünscht hatte, traf sie nicht. Sie gab sich nichtsdestoweniger als geübte Schlittschuhläuferin der Fröhlichkeit hin. Zu gegenseitigem Erstaunen traf sie hier den Doktor Zimmer, der ihr ihren Wahnsinn verzieh, wie sie ihm seine Gleichgiltigkeit gegen seine Patienten vergab. Spät kehrte Natalie nach Hause zurück. Am andern Morgen schlich ihre Mutter einmal über das andere an ihr Bett, aber Natalie schlief fest und stand erst spät kerngesund auf.

Nach einigen Tagen las man in der Zeitung: Natalie Meier. Dr. E. Zimmer. Verlobte.

Die Ehe war sehr unglücklich. Natalie nahm ihren Eigensinn und ihre Launenhaftigkeit und Selbstsucht mit in den Ehestand hinüber, und da auch ihr Mann nicht eben den Sinn selbstverleugnender Liebe besaß, so gab es bald Unbefriedigtsein, Streit, Entfremdung. Zuletzt wurde Natalie schwermüthig und lebt nun seit einigen Jahren im Irrenhaus. Zwischen ihrem Mann und ihrer Mutter ist aller Verkehr aufgehoben.

Digitized by Google

Heimath-Glocken.

Von Opusculum.

Liessest du vom rechten Pfade dich verlocken,
Kannst du nicht des Labyrinthes Ausweg finden;
O, so höre doch die sanften Heimathsglocken,
Die vom Himmel Rettung dir und Trost verkünden.



Wie wir vergeben Unseren Schuldigern!

Hörest du, wie sie dich freundlich laden?
Kehr' nach langer Trennung endlich doch nach Haus;
Auf, zerreisse du der Sünde Faden,
Weine deinen Kummer im Verborg'nen aus.

Fallsucht.

Unter allen Kranken werden ohne Zweifel die Epileptischen am meisten durch Geheimmittelschwindel ausgebeutet. Es giebt ja nichts Unsinniges, nichts Ekelhaftes, nichts Grauenhaftes, was nicht als Heilmittel diesen armen Kranken zugemuthet wird. Selbst geradezu unsittliche Mittel werden angerathen.

Es erscheint darum Pflicht, diese Unglücklichen gegen solche Ausbeutungen gewissenloser Geheimmittelverkäufer zu schützen und diejenige Behandlungsweise anzugeben, welche sich in der großen Kolonie für epileptische Kranke zu Bethel bei Bielefeld am meisten bewährt hat. Da hier gegenwärtig über 500 Kranke von mehreren erfahrenen Aerzten seit einer Reihe von Jahren behandelt werden, so dürfte an keiner anderen Stelle ein so reiches Material zur richtigen Behandlung dieser Krankheit vorliegen.

Die wirksame Behandlung epileptischer Kranker setzt eine gesunde Lebensweise voraus: Einfache Nahrung, Vermeidung aller den Magen beschwerenden, zu fetten und sauren Speisen und aller aufregenden Getränke, vor allem des Branntweins ist geboten. Auch Kaffee und Thee sollten nur in sehr verdünntem und stark mit Milch vermischtem Zustande getrunken werden. Milch als Getränk, auch Milch- und Mehlspeisen sind zuträglicher, als überwiegend Fleischspeisen oder starke Bouillon. Abends muß die Mahlzeit zeitig genommen werden und recht leicht sein. Auch das Rauchen ist nur in sehr bescheidenem Maße zu gestatten.

Digitized by Google

Jede Unthätigkeit, welche Zeit zum geistigen Hinbrüten gewährt, ist diesen Kranken überaus nachtheilig, ebenso alle aufregenden Vergnügungen und übertriebenen geistigen Anstrengungen. Bewegung im Freien und kalte Waschungen sind wohlthätig, noch wirksamer als letztere sind kalte, allmählich verlängerte Douchen. Ein Heilmittel, von welchem absolute Heilung zu erwarten wäre, wie das von Geheimmittelfabrikanten in Zeitungsreklamen behauptet wird, giebt es bis jetzt nicht. Wie Tausende von Zeugnissen unglücklicher Kranker, die die berühmtesten dieser Geheimmittel durchgebraucht haben, bezeugen und wie auch eine große Anzahl hier angestellter Proben bewiesen, haben sich alle diese Geheimmittel als völlig wirkungslos herausgestellt. Ist ja einmal ein Aufhören der Anfälle zu verzeichnen, so dürfte dies schwerlich diesen Mitteln zuzuschreiben sein, sondern der vorgeschriebenen einfachen Diät, die mit der unsrigen übereinstimmt.

Das wirksamste bekannte Mittel gegen die Epilepsie ist unstreitig das Bromkalium. Es wirkt dasselbe in hohem Grade nervenberuhigend und wird von den meisten Kranken ohne die geringste Schädigung ihres übrigen Befindens und namentlich ihres Magens jahrelang genommen. — Ist auch die Erfahrung noch zu kurz, um sagen zu können, daß es eine völlige Heilung bringt, so ist doch soviel gewiß, daß es durch Beschränkung der Anfälle das Versinken in Blödsinn wirksam aufhält und selbst bei vielen Kranken durch längeres Ausbleiben der Anfälle eine Erfrischung und Stärkung der geistigen Kräfte, namentlich des Gedächtnisses, erzielt. In frischen Fällen regelmäßig und ausdauernd gebraucht, ist auch eine nicht unbedeutende Anzahl völliger Heilungen wahrscheinlich. Es kommt besonders darauf an, dasjenige Maß zu finden, das für einen Kranken paßt, und es ist daher Aufgabe des behandelnden Arztes, das zur event. Unterdrückung der Anfälle nöthige Quantum bei jedem einzelnen Kranken allmählich festzustellen. Wir müssen daher rathen, in jedem einzelnen Falle einen Arzt zuzuziehen, da oft, namentlich bei Frauen, nicht nur einfache Epilepsie, sondern komplizirte Krankheitserscheinungen vorhanden sind. Im Großverkauf kann dieses Mittel um verhältnißmäßig billigen Preis gekauft werden.

Der Vorstand der Kolonie „Bethel" bei Bielefeld. (Daheim.)



Lady Jane Grey.

Von K. F. Kunschik.

Es sind nun mehr als drei Jahrhunderte verflossen, seitdem das unschuldige Haupt der jugendlichen und reizenden Lady Jane Grey durch des Henkers Beil gefallen, und noch immer erweckt das tragische Schicksal dieses zarten Opfers der Intrigue und der Tyrannei die innigste Theilnahme.

Zum besseren Verständniß ihrer Geschichte ist es nothwendig, den Leser etwas näher mit ihrer Abkunft bekannt zu machen. Es war im Jahre 1513, als die Armee Heinrichs des Achten von England einen entscheidenden Sieg über die Schotten in der Schlacht von Flouden gewann. Zehntausend tapfere Schotten, die Blüthe des schottischen Adels, blieben todt auf dem Schlachtfelde. Selbst der König Jacob kam um's Leben. Die Macht der Schotten war nun gebrochen und sie sahen sich genöthigt, um Frieden zu bitten. Ludwig der Zwölfte von Frankreich, der ein Bundesgenosse des Schottenkönigs war, stand in Folge davon dem englischen Könige Heinrich allein gegenüber. Er verspürte aber wenig Lust, den Kampf mit einem Gegner, dem er sich nicht gewachsen fühlte, allein fortzusetzen. Daher suchte er auch um Frieden nach, der ihm auch gewährt wurde. Der französische Herzog Longueville, der sich als Kriegsgefangener in England befand, wußte nicht allein Heinrich den Achten zum Friedensschluß zu bewegen, sondern überredete ihn sogar, dem französischen Könige seine Schwester Marie zur Gattin zu geben. Marie war zwar mit Charles Brandon, einem Günstlinge Heinrichs, verlobt. Obschon sie mit innigster Liebe an ihren Verlobten hing, der ein Mann von Schönheit und mancherlei Auszeichnungen war, so wurde sie doch gezwungen, sich den Wünschen ihres rücksichtslosen Bruders zu fügen, ihr Verhältniß zu Brandon aufzuheben und in eine Verbindung zu willigen, die ihr im höchsten Grade zuwider war. Rücksichtslosigkeit war überhaupt ein kennzeichnender Zug im Charakter Heinrichs des Achten, von dem Charles Dickens sagt: „Ich nehme mir die Freiheit, ihn einen der abscheulichsten Schurken zu nennen, der je geathmet hat." Nach einer sehr stürmischen Fahrt landete Marie in Boulogne, an der französischen Küste. Von hier wurde sie mit großem Pomp abgeholt und nach Abbeville gebracht, wo die Hochzeit der sechszehnjährigen Prinzessin mit dem dreiundfünfzig Jahre alten Könige mit großen Festlichkeiten und Turnieren gefeiert wurde. Aber schon nach drei Monaten starb Ludwig in Folge seiner Zügellosigkeit. Heinrich der Achte hatte mittlerweile Brandon

Digitized by Google

zum Herzog von Suffolk erhoben. Diesen sandte er nun nach Frankreich, um die Königin Wittwe als seine Gemahlin heimzuführen. Gleich nach der Ankunft auf englischem Boden fand die Hochzeit Mariens mit ihrem ehemaligen Liebhaber, dem jetzigen Herzog von Suffolk statt. Marie starb in ihrem siebenunddreißigsten Jahre, nachdem sie ihrem Gatten ein einziges Kind, eine Tochter Namens Frances, geboren hatte. Als Frances herangewachsen war, wurde sie mit Henry Grey, dem Marquis von Dorset, vermählt. Da Frances das einzige Kind ihrer Eltern war, so wurde ihr Gemahl mit Rücksicht hierauf ebenfalls zum Herzog von Suffolk erhoben. Aus dieser letzteren Ehe stammt Lady Jane Grey.

Lady Jane wurde geboren im Jahre 1537 zu Broadgate in der Grafschaft Leicestershire. Sie wurde von ihren Eltern mit übertriebener Strenge und Sorgfalt erzogen. Mit ängstlicher Wachsamkeit wurde jede heitere Regung in dem Leben des zarten Kindes unterdrückt, so daß demselben das muntere Wesen anderer Kinder gänzlich fehlte. Schon sehr frühzeitig wurde Jane zu schwierigen Studien angehalten. Da ihre natürlichen Neigungen etwas ernst waren, so wuchs sie unter solch strenger Erziehung zu einer unermüdlichen Studentin heran, und sie erwarb sich einen solchen Schatz von Kenntnissen in ihrer zarten Jugend, wie er nicht oft bei reifen Gelehrten gefunden wird. Konnte sie auch mit ihren reichen Kenntnissen der Außenwelt wenig dienen, so schufen dieselben in ihr einen gewissen philosophischen Charakter, durch welchen sie ihre späteren schweren Prüfungen mit der Ausdauer eines Märtyrers ertrug.

Ein Vorfall aus dem Leben Jane's, der viel Licht auf ihren Charakter wirft, verdient erwähnt zu werden. Einst kehrte der gelehrte Roger Ascham auf einer Reise im Schlosse des Marquis von Dorset ein. Die ganze Familie war abwesend auf der Jagd, bis auf Jane, welche Ascham in der Bibliothek fand, in Plato's Phaedra vertieft. Erstaunt, ein solches Werk in den Händen eines Kindes zu sehen, stellte er eine Frage an sie in griechischer Sprache, worauf sie geläufig auf griechisch antwortete. Nun ersuchte er sie, ihm einen Brief in griechischer Sprache zu dictiren. Sie that es mit Leichtigkeit.



Lady Jane Grey.

Ihr Lehrer war Dr. Aylmer, der spätere

Digitized by Google

Bischof von London. Einen besseren Lehrer hätte man für Jane nicht finden können. Sie hing auch mit Bewunderung und Vorliebe an ihm. Die Stunden, die sie unter seiner Aufsicht verbrachte, waren ihr stets die angenehmsten. Sie machte auch unter der Anleitung dieses edlen und gelehrten Mannes geradezu wunderbare Fortschritte. Als sie noch kaum zehn Jahre alt war, konnte sie schon die Bibel in den Ursprachen lesen. Mit fünfzehn Jahren sprach sie fertig lateinisch, italienisch und französisch. Während ihre Altersgenossen die Zeit mit allerlei Vergnügungen vergeudeten, fand sie ihren größten Genuß im ernsten Studium. Sie hatte auch besondere musikalische Gaben und eine süße Stimme, welche sie bezaubernd zu gebrauchen wußte. Je mehr wir den hohen Ernst, den eisernen Fleiß, die großartigen Talente, die lautere Sittsamkeit und sonstigen Vorzüge dieser edlen Jungfrau bewundern, um so trauriger erscheint uns ihr so frühes und unglückliches Ende.



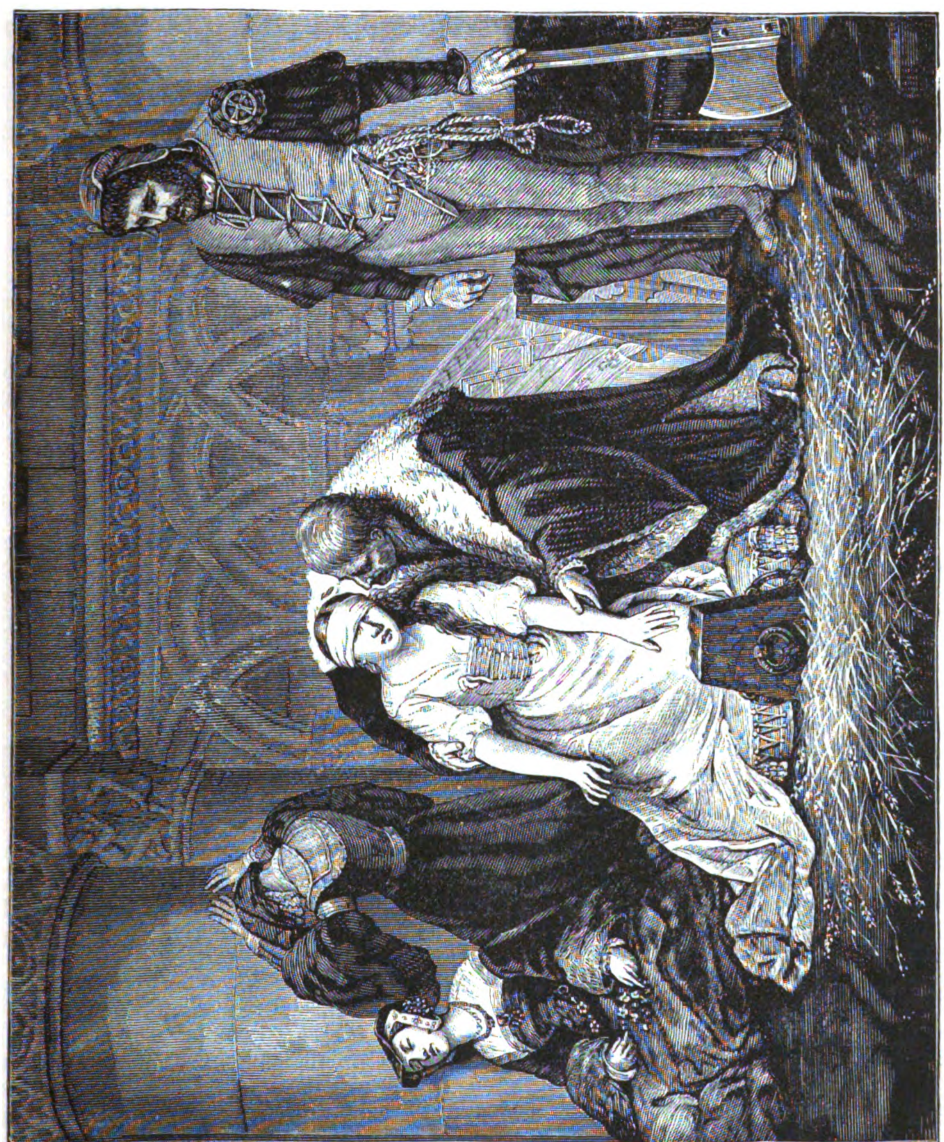
Königin Jane im Tower.

Etwa einen Monat vor seinem Tode (1547) setzte Heinrich der Achte die Thronfolge fest. Nach seinen Bestimmungen sollte sein Sohn Eduard der nächste Kronerbe sein. Im Falle von Eduard's Tode sollte die Krone der Lady Mary zufallen, welche die Tochter von Heinrichs erster Gattin, Catharina von Aragonien, war, obgleich Heinrich sich hatte von Catharina scheiden und Mariens Geburt als illegitim erklären lassen. Als nächste Erbin wurde Elisabeth, die Tochter der unglücklichen Anna Boleyn, bestimmt, und im Falle ihres Ablebens sollte die Krone auf Heinrichs Nichte Frances, Herzogin von Suffolk und Mutter von Jane Grey übergehen.

Eduard der Sechste war bei seines Vaters Tode erst im zehnten Jahre; darum war zur Leitung der Regierung bis zu dessen Volljährigkeit von Heinrich ein Regentschaftsrath bestellt worden, in welchem Eduards mütterlicher Oheim, der Herzog von Somerset und der Erzbischof

Digitized by Google

Cranmer bald den höchsten Einfluß erlangten. Der erste zum Protektor von England erhoben, riß allmählig die ganze Staatsgewalt an sich, zog sich aber durch seine Herrschsucht viele Feinde zu, die seinen Sturz und endlich seine Hinrichtung bewirkten. An seine Stelle trat das Haupt der Gegenpartei, der herrschsüchtige Warwick, der als Herzog von Northumberland über den schwachen König und das Reich ebenso unumschränkt regierte wie sein Vorganger. Da die Gesundheit Eduards schnell verfiel und es dem ehrgeizigen Northumberland um die Verlängerung seiner Herrschaft zu thun war, so wußte dieser seinen Einfluß auf Eduard dahin geltend zu machen, daß er ihn bewog seine zwei Schwestern Marie und Elisabeth von der Thronfolge auszuschließen und Lady Jane Grey zu seiner Nachfolgerin zu ernennen. Als Gründe hiefür gab er an, daß Marie und Elisabeth eigentlich Bastarde wären; daß, wenn Marie, deren Neigung zur römischen Religion bekannt war, zur Herrschaft kommen würde, sie das ganze Werk der Reformation unterdrücken und das Land wieder unter päpstlichen Druck bringen würde;



Die Hinrichtung der Königin Jane.

Digitized by Google

daß, wenn Marie von der Thronfolge ausgeschlossen würde, Elisabeth mit gleichem Rechte ausgeschlossen werden müßte, und daß Lady Jane, die als Großnichte Heinrichs des Achten und Tochter der im Testamente bedachten Lady Frances gerechte Ansprüche auf die Krone hatte, mit ihrem liebenswürdigen Charakter, ihrer gediegenen Bildung und ihrem evangelischen Glauben gewiß als Herrscherin die Wohlfahrt des Landes und den Fortbestand des evangelischen Glaubens sichern würde. Eduard, dem besonders der Fortbestand der Reformation am Herzen lag, ließ sich überreden, ein Testament abzufassen, das im Einklange mit Northumberlands Plänen war. Der ränkesüchtige Herzog hatte kaum seinen Zweck erreicht, so wußte er auch schon eine Ehe zwischen Lady Jane Grey und seinem vierten Sohne Lord Guilford Dudley herbeizuführen. So geschah es, daß während König Eduard im Greenwich Palast todtkrank darniederlag, der jugendliche Lord Guilford Dudley die kaum siebzehnjährige Lady Grey zum Traualtar führte. Jane fügte sich in ihr Loos mit etwa denselben Gefühlen, als sie eine griechische Lektion gelernt haben würde. Sie bat nach der Hochzeit mit ihrer Mutter heimgehen und verweilen zu dürfen, bis sie und ihr jugendlicher Gatte ein reiferes Alter erreicht haben würden, was ihr auch gestattet wurde. Der Plan Northumberlands war offenbar, durch die Vermählung seines Sohnes mit der wahrscheinlichen Regentin die Zügel der Regierung in seinen Händen zu behalten und vielleicht die Krone Englands an sein Haus zu reißen.

Sechs Wochen nach dieser Trauung starb Eduard der Sechste im Greenwich Palast, im Alter von sechzehn Jahren (1553). Northumberland's nächstes Projekt war, die beiden Prinzessinnen Marie und Elisabeth in seine Gewalt zu bringen. Daher sandte er Briefe im Namen des Königs an beide, in welchen er sie ersuchte, ihren schwer kranken Bruder zu besuchen und ihn durch ihre Gegenwart zu trösten. Marie begab sich sogleich auf den Weg, allein bei Hodesden kam ihr der Earl Arundel entgegen und warnte sie vor der Gefahr, der sie entgegen ging. Nun machte sie sich gleich auf die Flucht, um sich in Sicherheit zu bringen. Sie sandte Briefe an den Adel in allen Grafschaften Englands und forderte zur Vertheidigung ihrer Person und ihrer Ansprüche auf. Die Rathsherren benachrichtigte sie, daß ihres Bruders Tod ihr nicht länger ein Geheimniß sei; sie bot ihnen Vergebung an für etwaige Vergehen und befahl ihnen, sie in London als Königin auszurufen.

Northumberland sah nun, daß seine Pläne verrathen waren. Er beeilte sich nun mit einer Zahl seiner Anhänger, um Lady Jane als Königin zu erklären und ihr seine Huldigungen darzubringen. Allein Jane hörte die Kunde von ihrer Erhöhung zum Throne mit dem größten Mißvergnügen. Sie wies auf die besser begründeten Ansprüche Mariens und Elisabeths hin und drückte ihre Befürchtungen vor den Folgen eines so gefährlichen, ja vielleicht verbrecherischen Unternehmens aus und wünschte im Privatleben zu verbleiben. Endlich gab sie dem Drängen ihres Vaters, Schwiegervaters und Gatten nach und ließ sich mit ihrem Gatten nach dem Tower bringen, wo die englischen Könige die ersten Tage ihrer Regierungszeit zubrachten.

Mariens Ansprüche fanden beim Volke fast allgemeinen Anklang, während Northumberland wegen seiner Herrschsucht allgemein verhaßt war. Rasch verlor sich sein Anhang und endlich stand er verlassen da. Marie zog triumphirend in London ein, vom Volke als Königin anerkannt. Northumberland wurde nebst einer Zahl seiner Anhänger gefangen genommen. Etliche von den Letzteren wurden wieder von Marie begnadigt, Northumberland dagegen wurde mit zwei anderen Edelleuten des Hochverrathes beschuldigt, zum Tode verurtheilt und hingerichtet. Lady Jane und ihr Gatte wurden einstweilen um ihrer Jugend willen verschont.

Es währte jedoch nicht lange, als die Rebellion eines gewissen Sir Thomas Wiat der „blutdürstigen Königin Marie" zur Veranlassung diente, das Todesurtheil der Lady Jane und ihres Gatten zu unterzeichnen. Der Beichtvater der Königin, Pater Feckenham, wurde nun gesandt, um Jane mit ihrem Schicksale bekannt zu machen. Jane nahm diese Kunde mit Freuden auf. Als Feckenham versuchte, mit ihr über ihr Seelenheil zu sprechen, fand er sie ruhig und fröhlich, getrost auf Gott vertrauend. Da er versuchte mit ihr über ihre Ansichten zu argumentiren, mußte er empfinden, daß sie ihm an Kenntnissen und Verständniß weit voraus war. Mit Sanftmuth und Geduld beendete sie endlich die Debatte mit den Worten: „Da ich nur wenige Stunden noch zu leben habe, bedarf ich derselben ganz zum Gebet." Feckenham, von Mitleid gerührt, eilte zur Königin Marie, und machte ihr Vorwürfe, daß sie Jane nur so kurze Zeit gegeben hätte, und bewog sie die Frist auf drei Tage zu verlängern. Als er darauf Jane den Aufschub ihrer Hinrichtung ankündigte, sagte sie: „Ihr habt meine Absicht mißverstanden, Vater Feckenham. Ich wünsche nicht Aufschub meines Urtheils, sondern Ruhe von Disputationen. Ich bin bereit ergebenst in irgend einer Weise zu sterben, welche die Königin bestimmen mag. Allerdings schaudert das Fleisch, wie es einem schwachen Sterblichen natürlich ist, aber mein Geist wird freudigst in das ewige

Digitized by Google

Licht eingehen, wo, wie ich hoffe, die Barmherzigkeit Gottes ihn annehmen wird."

Sie wollte nicht sterben so jung, aber doch war ihr der Tod ein erlösender Engel. Sie bereitete sich mit allem Ernste auf ihr Ende vor. In einem Briefe an ihre Schwester, in griechischer Sprache verfaßt, ermahnte sie dieselbe zur Ausdauer in allen Lagen des Lebens. Mit dem Briefe sandte sie ihr zugleich ein griechisches Neues Testament. In den Controversen mit verschiedenen Priestern und insbesondere mit dem grausamen und fanatischen Bischof Gardiner, wehrte sie sich meisterhaft. Sie wünschte noch ihren Gatten zu sprechen, allein es wurde ihr nicht gewährt. Sie sah ihn am Tage bestimmt zur Hinrichtung, wie er in einem Karren vorbeigefahren wurde. Mit Ruhe harrte sie der Stunde, die ihr dasselbe Schicksal bringen und sie mit ihrem Gatten vereinen sollte. Sie sah, wie der hauptlose Leichnam zurückgefahren wurde. Die Berichte von der Heftigkeit und dem Muthe ihres Gatten dienten mehr dazu, sie zu stärken, als sie zu erschüttern. Besonders rührend war ihr Abschied von Roger Ascham.

Es war am Morgen des 12. Februar 1554, als Lady Jane Grey ihr Gefängniß verließ, um ihrer Hinrichtung entgegen zu gehen. Sie trug ein Gebetbuch in ihrer Hand, auf ihren Lippen ruhte ein himmlisches Lächeln und ein sanftes Licht glänzte in ihren Augen. Mit bescheidenem Schritte ging sie mitten durch die Soldaten hindurch und bestieg das Schaffot. Hier anerkannte sie in einer kurzen Rede die Gerechtigkeit ihres Urtheils, fügte aber hinzu: „Ich willigte ein, wozu ich gezwungen wurde." Sie legte hierauf ein Bekenntniß ihres Vertrauens auf Gottes Barmherzigkeit und Christi Verdienst ab und sprach ein kurzes Gebet. Darauf zog sie ein weißes Tuch hervor und verband sich selbst die Augen. Da sie nun den Block, auf den sie ihr Haupt legen sollte, nicht finden konnte, mußten sie Feckenham und der Scharfrichter dazu leiten. Hier kniete sie nieder und legte ihr Haupt auf den Block. „Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist," waren ihre letzten Worte, und mit denselben ging die Seele der zarten Lady Jane Grey in die ewige Ruhe ein, als ihr edles Haupt unter der Henkersaxt fiel.

Es ist schon recht, daß wir zufrieden sind mit dem, was wir haben; aber nie dürfen wir zufrieden sein mit dem, was wir sind. Das Werk, welches im Himmel gelten soll, muß auch für den Himmel gethan sein. Das Werk, welches für die Erde gethan wird, sinkt mit uns in's Grab.

Der Gemeingeist in der Sonntagschule.

Von J. H. Horst.

Drei Dinge sind nothwendig, um ein Kriegsheer stark und siegreich zu machen, nämlich: Mannszucht, Ausdauer und Gemeingeist. Diese drei Dinge sind auch erforderlich zum Erfolge der Sonntagschulen. Von der Nothwendigkeit der Zucht und Ausdauer ist jeder redlich arbeitende Lehrer überzeugt. Die Macht des Gemeingeistes wird aber leider vielfach in diesem Werke übersehen. Dieser Begriff bezeichnet die thätigste Theilnahme jedes Einzelnen am Gesammtwohle mit Unterordnung aller, selbst persönlicher Rücksichten. Es ist der Geist, welcher Lehrer und Schüler zur gemeinsamen Arbeit verbindet.

Im Heere ist die Mannszucht nothwendigerweise sehr streng. Wie kommt's wohl, daß die Soldaten sich so geduldig in die strenge Zucht fügen? Es ist gewiß in einem hohen Maße nur dem mildernden Einflusse dieses Gemeingeistes zuzuschreiben. Die Offiziere sind keine herrschsüchtigen Tyrannen und die Soldaten keine bloßen Maschinen. Sie sind vielmehr auf's Engste mit einander verbunden, um im Interesse des Ganzen gemeinsam zu arbeiten. Ihre Herzen schlagen warm für die gemeinsame Sache. Die Ehre des Regiments, des ganzen Heeres ruht in ihren Händen. Jeder fühlt sich persönlich für dieselbe verantwortlich. Deshalb unterziehen sie sich schwerer Strapazen, bringen freudig große Opfer und verrichten todesverachtend die kühnsten Heldenthaten.

Sollten wir nicht mehr von diesem Gemeingeiste in unsern Sonntagschulen haben? Derselbe ist bekanntlich in den Freischulen sehr wirksam. Jeder Schulknabe fühlt, daß er einen guten Ruf zu wahren hat, oder er ladet Schmach und Schande nicht nur auf sich selbst, sondern auf die ganze Schule. Ein solch' wirksames Mittel darf von denen, die es zu verwerthen Gelegenheit haben, nicht vernachlässigt werden.

Wie kann dieser Gemeinsinn geweckt werden? Es giebt zweifelsohne viele kleine Dinge, welche zum Gedeihen dieses zarten Pflänzleins nützlich sind. Es giebt aber auch viele schädliche Kräfte, die dessen Wachsthum hemmen. Hier kann nur das Wesentlichste zur Sprache kommen. Soll der Gemeingeist in einer Schule recht stark und wirksam werden, so müssen die Beamten und Lehrer ein unerschütterliches Vertrauen haben in die drei folgenden Thatsachen: 1) Daß die Schule, der sie angehören, ein wirklich körperliches Leben hat, daß sie gleichsam ein lebendes

Digitized by Google

Wesen ist, das eine eigene Geschichte aufweisen kann. 2) Daß sie auf dieses Leben segensreich einwirken können. 3) Daß die Größe des Einflusses immer durch die Größe der Selbstsuchtlosigkeit einerseits und der Theilnahme am Gemeinwohle andererseits bedingt sein wird.

Kein Lehrer sollte in der Sonntagschule eine längere Zeit thätig sein können, ohne daß sein theilnehmendes Interesse für die Mitarbeiter und die sämmtlichen Schüler geweckt werde. Wenn das Ich keine zu große Rolle spielt, so wird der Lehrer einen regen Antheil an Allem nehmen, was zum Gedeihen der ganzen Schule förderlich ist. Einerseits wird er erkennen, daß jede Nachlässigkeit, deren er sich schuldig macht, eine schlimme Wirkung auf die Nachbarklassen und durch diese auf die ganze Schule haben muß. Andererseits wird er einsehen, daß die guten Elemente, welche in der Schule wirksam sind, auch auf seine Klasse einen segensreichen Einfluß ausüben. Auf diese Weise wird der Gemeingeist, der Einheitssinn im Lehrer geweckt und genährt.

Wie aber kann der Gemeingeist in den Schülern geweckt und dem Gemeinwohl der Schule dienstbar gemacht werden? Erstens, der Lehrer muß seinen Schülern so nahe stehen, ihr Vertrauen in einem solchen Maße genießen, daß er mit ihrem Fühlen und Denken genau bekannt ist. Zweitens muß er das Geschick und die Willenskraft besitzen, dieses Denken und Fühlen seiner Schüler so zu lenken, daß sie dem Gesammtwohle dienstbar werden. Wie das geschehen kann, wird folgendes Beispiel darthun. Ein gewisser Pastor wurde ersucht, einen kranken Lehrer in einer Abendschule zu vertreten. Die Schule bestand aus zwei Klassen, und jede Klasse zählte etwa 20 verwahrloste Knaben. Nicht um's Lernen, sondern um die Ausführung ihrer Schelmenstreiche schien es ihnen zu thun. Während sie den neuen Lehrer musterten und auf eine passende Gelegenheit warteten, um die Ruhestörungen einzuleiten, entstand ein geräuschvoller Auftritt in der andern Klasse. Im Tone der Entrüstung sagte der Pastor: „Na Buben, einen solchen Lärm würden wir in *unserer* Klasse nicht dulden, wie?" Die Buben konnten nicht wohl anders, sie mußten die Frage bejahen. Sobald er die geringste Insubordination wahrnahm, wußte er dieselbe durch einen bedeutungsvollen Blick auf die Nachbarklasse oder durch eine Bemerkung über „den schändlichen Lärm," der da drüben gemacht werde, zu dämpfen. Auf diese Weise gelangs ihm, die unruhigen Geister im Zaum zu halten und jeder Ruhestörung seitens seiner Klasse vorzubeugen.

Etwas über Winde und Cyclone.

Ein Beitrag zu den Naturereignissen im Westen.

Von Professor A. Sauer.

Die Hauptursache der Luftbewegungen ist die Wärme. Wenn die Luft an irgend einem Orte erwärmt wird, so dehnt sie sich aus. Natürlich wird sie dadurch dünner und leichter, und sie steigt demgemäß in die Höhe. Zu gleicher Zeit tritt von unten her dichtere, schwerere — kältere Luft an ihre Stelle. Hält man z. B. oben unter die geöffnete Thüre eines geheizten Zimmers ein brennendes Licht, so schlägt die Flamme auswärts, d. i., die wärmere Luft des Zimmers strömt oben durch die geöffnete Thüre auswärts, hält man das Licht unten, so schlägt die Flamme einwärts, dem Zimmer zu, weil die kältere Luft von auswärts unten in das Zimmer hineinzieht. Die Luft, die unsere ganze Erdoberfläche umgiebt, wird nun stets an verschiedenen Orten in verschiedenem Grade erwärmt, dem erwähnten Gesetze gemäß strömt dann überall dahin, wo größere Wärme die Luft ausgedehnt und verdünnt hat, kältere und dichtere Luft herbei. Diese Bewegungen in der Luft nennen wir je nach ihrer Stärke Lüftchen, Wind, Sturm, Orkan. Mit der Richtung des Windes hängen die verschiedenen Witterungsverhältnisse zusammen. Nordwinde, weil von kälteren Breiten kommend, werden in der Regel kühlere Luft bringen, während die Südwinde aus gegentheiligem Grund gewöhnlich wärmere Temperatur verursachen. Der Ostwind, der vom Meere her kommt, bringt für die Staaten diesseits des Felsengebirges Regen; der Westwind dagegen, welcher den ganzen Continent zu durchstreichen und beim Uebersteigen der beiden westlichen Gebirgsketten seine Feuchtigkeit verloren hat, bedeutet für uns trockenes Wetter (Ost- und Westwind haben natürlich jenseits der Anden ebenso wie in Europa umgekehrte Wirkung).

Alle Winde sind entweder *regelmäßige* oder *unregelmäßige*. Zu den ersteren gehören die *Land-* und *Seewinde* der Küstengegenden. Das Land wird nämlich den Tag über von der Sonne schneller erwärmt als das Wasser, demgemäß strömt die untere kältere Luft während des Tags vom Wasser her dem Lande zu. Des Nachts wird jedoch das Land auch wieder schneller abgekühlt als das Wasser, weßhalb des Nachts die kältere Landluft dem Meere zu streicht. Ein anderer regelmäßiger Wind ist der *Passat-* oder *immerwährende Ostwind*, welcher mit der Umdrehung der Erde im Zusammenhang steht. Er wird nämlich dadurch gebildet, daß die von den Polen dem Aequator

zuströmende Luft in langsamerer Bewegung von West nach Ost ist als die Erdoberfläche am Aequator, weßhalb für die Aequatorialgegenden die Erscheinung einer fortwährenden Luftströmung von Ost nach West sich bildet. Uebrigens wird diese Erscheinung nur deutlich, wo keine Gebirgszüge diese Regelmäßigkeit stören. — Treffen zwei Luftströmungen im Winkel zusammen, so entsteht ein Wirbelwind. Auf dem Lande heißt derselbe Windhose, zur See Wasserhose. Je nach seiner Stärke zeigt er sich in sehr verschiedener Form. Wir sehen ihn bei uns in der Regel nur im Kleinen, nicht viel stärker denn als schäkerndes, zirkelndes Lüftchen, das sich damit begnügt, den Staub in die Höhe zu wirbeln. Wo er eben in seiner größten Gewalt einhergeht, geben wir ihm den Namen Orkan oder Cyclon. Doch folgt er in jedem Fall bestimmten Gesetzen. Seine Bewegung ist immer eine doppelte, nämlich eine nach einer Gesammtrichtung, welche nördlich vom Aequator eine solche von Süd-West nach Nord-Ost, südlich vom Aequator aber eine solche von Nord-Ost nach Süd-West ist; sodann eine andere kreisende, zugleich in die Höhe strebende Bewegung, welche bei uns immer von rechts nach links, d. i. dem Zeiger einer Uhr entgegengesetzt, geht, während sie südlich vom Aequator von links nach rechts erfolgt. Daß Elektrizität in der Entstehung der Orkane oder Cyclone ebenfalls ein mitwirkender Faktor ist, scheint sehr wahrscheinlich. Jeder derselben ist von heftigen Gewittern begleitet. Eigenthümlich ist, daß derjenige, welcher in das eigentliche Geleise der Windhose hineingeräth, nichts vom Donner wahrnimmt, ohne Zweifel, weil das Geheul und Sausen des Sturmes den Donner übertönt.

Schreiber dieses kann sich wohl der Blitze und elektrischen Funken erinnern, die ihn umzuckten, als er mit den Seinigen in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai im College-Gebäude zu Warrenton von einem Cyclon überfallen wurde, kann sich aber nicht denken, etwas von einem Donner gehört zu haben, während alle ferner Wohnenden darin übereinstimmten, daß es stark gedonnert habe.

Die Wuth der Orkane entladet sich zuletzt in heftigen Regengüssen, worauf dann die erregte Natur zur Ruhe und Ordnung zurückkehrt. Ist Elektrizität ein Faktor bei der Entstehung der Orkane, und ist die weitere Voraussetzung richtig, daß die Sonne das Centrum für alle elektrische Thätigkeit in unserem gesammten Planetensystem ist, so wird der weitere Schluß der sein, daß alle derartigen Störungen an unserer Erdoberfläche oder in der sie umgebenden Atmosphäre, wie sie die Orkane sind, ebenfalls von gewissen Prozessen bedingt sind, die an, in oder auf dem Sonnenkörper vor sich gehen, ohne daß wir jedoch im Stande sind, die Gesetze dieses Zusammenhanges genauer zu ermitteln. — Befremdend ist, wie häufig und zugleich wie verheerend in letzterer Zeit diese Cyclone in unsern westlichen Staaten aufgetreten sind. Zahlreiche Menschenleben sind ihnen zum Opfer gefallen. Der Verlust an zerstörtem Eigenthum berechnet sich auf Millionen. So manche, die sich vor einem Gewitter nie gefürchtet, ergreift jetzt Bangen und Zittern, wenn schwere, dunkele Wolken sich zusammenziehen und der Donner grollt, und in Angst und Furcht frägt man sich: mag das wohl wieder ein Cyclon werden?

Trotz all dem Schrecklichen, das vielleicht viele von uns miterlebt, müssen wir uns, wenn auch nicht zum Troste, sagen, daß wir verhältnißmäßig noch günstiger daran sind als die Bewohner der heißen Zonen. Dort wüthen die Orkane nicht bloß in stärkerem Grade, sondern auch in weit größerer Ausdehnung und mit längerer Zeitdauer. Während z. B. bei dem Cyclon, der uns hier in Warrenton heimsuchte, die ganze Spurbreite der Windhose hundert Fuß nicht überstieg (die allgemeine Erscheinung eines Sturmes dehnte sich natürlich auch in die Breite auf Meilen weit aus), so erreichen dagegen in den wärmeren Zonen die einzelnen Wirbel der Orkane manchmal einen Durchmesser von Hunderten von Seemeilen, und der Verlust an Menschenleben zählt bisweilen in die Tausende. Als einen Beweis für die Stärke einzelner Orkane erwähne ich, daß auf der westindischen Insel Barbadoes einmal eine Batterie von Geschützen schwersten Kalibers mehrere hundert Schritte weit durch die Luft getragen wurde.

Der Bewohner der westlichen Staaten ist sehr geneigt, die Frage aufzuwerfen: warum werden wir häufiger als früher von solchen Stürmen heimgesucht? Der Astronom antwortet ihm vielleicht, daß seinen Beobachtungen gemäß allerlei magnetisch-elektrische Stürme gegenwärtig auf der Sonne wüthen, daß auch derzeit mehr Sonnenflecken als je wahrzunehmen seien. Geben wir alle diese und noch andere Möglichkeiten zu, so bleibt für den Schreiber dieses noch ein Moment übrig, von dem er glaubt, daß es von den Meisten bis jetzt übersehen worden ist und welchem er mehr Folgen zuschreiben möchte, als es Andere thun. Ich glaube, daß eine Hauptursache der Häufigkeit und Heftigkeit dieser Stürme in unserem Amerika in der Ausrottung unserer Wälder zu suchen ist. Stürme und Orkane werden in dem Maße mächtiger und intensiver, je freier und größer die Fläche ist, auf der sie sich tummeln können. Der beste Wall, an dem sie sich brechen, sind Gebirgsketten. Von den Alleghanies im Osten bis zum Felsengebirge im Westen tritt ihnen kein derartiger Wall entgegen. Einigen Schutz gewährten uns aber schon die compakten Waldungen

Digitized by Google

von Arkansas, Missouri u. s. w., indem diese wenigstens die Kraft der Stürme lahm legten. Als Illustration zur Bedeutung des Schutzes, den schon kleinere Baumgruppen bieten können, gelte uns, was die Zeitungen über den Cyclon berichteten, der Mt. Pleasant, Jowa, getroffen. Verheerend war der Sturm, wohin er immer auch lenkte. In seiner Bahn lag ebenfalls das dortige College-Gebäude, welches aber glücklicher Weise von kräftigen Bäumen umgeben war. Die letzteren wurden von der Gewalt des Sturmes zwar niedergeworfen, doch vermochten sie noch in ihrem Fall den heftigsten Anprall desselben zu brechen, so daß das Gebäude unversehrt stehen blieb.

Es ist hier nicht der Ort, darauf hinzuweisen, wie verderblich eine unvernünftige Ausrottung der Wälder für Temperatur und climatische Verhältnisse eines Landes in noch ganz anderer Beziehung werden kann; wir beschränken uns hier darauf aufmerksam zu machen, welche Schutzwehr von der Gewalt der Orkane wir hinwegräumen, wenn wir in der bislang üblichen Weise fortführen unsere Wälder niederzuhauen.

Bekannt sind die Ansichten der Gelehrten über die Entstehung der Bora, d. h. des kalten Sturmwindes, der vom hohen Karst herab in's adriatische Meer bläst. Man nimmt an, daß dieser Wind erst in seiner jetzigen Stärke entstand, als der hohe Karst (so heißt die Hochebene, welche der Nord-Ost-Ecke des adriatischen Meeres gegenüber liegt) unter der venetianischen Herrschaft seiner Wälder beraubt wurde. Nunmehr ist diese Hochfläche eine Einöde; nur an ganz geschützten Stellen vermag eine Vegetation aufzukommen. Die Bora wüthet auf derselben mit solcher Gewalt, daß sie zuweilen ganze Eisenbahnzüge umwirft, und sie macht noch weit herunter in das adriatische Meer die Schifffahrt gefährlich. —

Schließlich aber geben wir dem Leser, welcher in solcher Gegend wohnt, in Cyclone zu befürchten sind, folgende Punkte noch zur Beachtung:

1) Cyclone kommen für uns in den Ver. Staaten immer nur aus süd-westlicher Richtung. So drohend denn ein Gewölk auch aussehen mag, es wird für deinen Wohnort nicht zum Cyclon werden, wenn es in einer andern Himmelsrichtung steht.

2) Wirst du in deinem Hause von einem Cyclon überfallen, so flüchte in den Keller, wenn du einen sicheren hast. Auf keinen Fall fliehe vor, d. i. in der Richtung mit dem Wind, sondern gegen denselben, damit du von den nachfolgenden Trümmern nicht getroffen wirst.

3) Lerne immer in der inneren Bereitschaft stehen, in welcher du jederzeit vor deinem Gott erscheinen kannst. Wir mögen sein, wo wir wollen, immer wird des Dichters Ausspruch uns gelten:

So lang' ich leb' auf dieser Erden,
Schweb' ich in steter Tod'sgefahr.

Und vergessen wir

4) nicht, daß, so verderblich in vielen Fällen die Kräfte des Windes auch werden mögen, sich nicht blos der Mensch dieselben nutzbar zu machen wußte in der Schifffahrt, durch Windmühlen, mit Maschinen u. a., sondern auch, daß dieselben im Haushalt der Natur geradezu unentbehrlich sind. Die Winde reinigen die Luft, sie bewahren die stehenden Gewässer vor Fäulniß (das alles gilt in besonderem Maße von den Stürmen), sie vermitteln bei den meisten Pflanzen die Befruchtung; sie streuen den Samen aus; sie bewegen die Pflanzen, damit der Saft besser in denselben aufsteigen kann; sie bringen Abkühlung und befördern die Verdunstung ꝛc. ꝛc.

Der Streit in Egypten.

Von Opusculum.

Von Egypten hat man in den letzten Monaten in allen Zeitungen gelesen. Krieg soll es geben. Die Engländer haben Alexandrien bombardirt. Der Kriegsminister ist gegen den Vicekönig und dieser kann dem Arabi Bey nichts anhaben. So lauten die Nachrichten. Warum streiten sie denn? Weshalb die Großmächte England, Frankreich ꝛc. ein Auge auf Egypten geworfen, ist in Haus und Herd bereits auseinandergesetzt. Aber wie steht es denn mit dem Arabi Bey, dem Kriegminister und dem Vicekönig, dem Tewfik Pascha? Das verhält sich also:

Tewfik Pascha, der freilich nichts weniger als thatkräftige Vicekönig, welchem die Rolle des leidenden Helden in der sich abspielenden Tragikomödie zufällt, hat die Lage der Dinge nicht geschaffen, sondern bei seinem Regierungsantritt schon vorgefunden. Auf seinem Vater Ismail Pascha lastet der Vorwurf, daß er durch maßlose Verschwendung einen beträchtlichen Theil der Suezkanal-Actien in Englands Hände gebracht, den Briten zur Sicherung der in egyptischen Schuldtiteln angelegten Kapitalien sämmtliche Domänen pfandweis überlassen, den Franzosen ausgedehnte Besitzungen an dem internationalen Kanal abgetreten, den Staatsbankrott und die englisch-französische Verwaltung zur Aufbesserung der Finanzen über das Land gebracht und nach seiner vor drei Jahren erfolgten Entsetzung nicht aufgehört hat, durch Ränkespinnen mit Hülfe der geretteten Schätze dem Nachfolger das Leben so schwer wie möglich zu machen.

Digitized by Google

Tewfik Pascha ist gegenwärtig 31 Jahre alt. Unter seinem Vater leitete er zwar dem Namen nach das Ministerium des Innern, ob er aber in dieser Stellung einen hinreichenden Abscheu vor der Mißwirthschaft und der Bedrückung des Volks eingesogen hat, mag doch fraglich erscheinen. An dem Betreten gleicher Pfade hinderte ihn die englisch-französische Vormundschaft. Sie ist es aber auch, welche alles aufbietet, um ihn auf einer Stelle zu erhalten, die der schwache, von seinem Vater zu strenger Abhängigkeit verurtheilte Vicekönig aus eigener Kraft nicht behaupten könnte. Ohne die Finanzcontroleure und Generalconsuln der Westmächte, ohne Englands und Frankreichs entschiedene Verwendung bei der Pforte hätte Tewfik Pascha vor den Meutereien der Truppen, denen die Notabeln und Ulemas nicht genügend die Stange halten, gewiß das Feld räumen müssen. Erklärte doch Lord Granville im Oberhaus den Schutz des Vicekönigs durch Englands Ehre geboten, was wohl sagen soll, daß die Briten mit dem Sultan, wenn er einen beliebigen Günstling zum Khedive erheben oder Egypten in eigene Verwaltung nehmen wollte, nicht in gleicher Weise wie bisher umspringen könnten.

Tewfik-Paschas ehrgeiziger Widersacher, der Kriegsminister und Führer der neu ausgebrochenen Nationalpartei, Arabi Bey, zählt gegenwärtig 45 Jahre. Er stammt aus Ouraba in Unteregypten und genoß als Sohn eines dort angesessenen Notabeln die in egyptischen wohlhabenden Familien übliche Erziehung. Gerühmt werden seine Belesenheit im Koran, seine Beredtsamkeit und seine Bekanntschaft mit den Verhältnissen des Abendlands. Mit 19 Jahren Soldat, konnte er lange Zeit hindurch nicht vorwärts kommen. Bei dem vorigen Vicekönig Ismail galt er für einen grübelnden Offizier, der einmal unbequem zu werden vermöchte, und erst Tewfik Pascha beförderte ihn zum Obersten und übertrug ihm den Befehl des 4. Garderegiments.

Arabi Bey zeigte sich schlecht erkenntlich. Er rückte am 2. Februar des vorigen Jahres dem Vicekönig vor das Palais, erzwang den Rücktritt des Ministeriums, übernahm dann die Geschäfte des Kriegsministers und bestimmt noch gegenwärtig die Geschicke des Landes, bis vielleicht der Großherr es für gut findet, ihn fallen zu lassen oder die Engländer der Wirthschaft ein Ende machen. Die von ihm vertretene Losung „Egypten für die Egypter," kehrt sich ebensowohl gegen die westmächtliche Verwaltung, welche bei der englischen Gepflogenheit begünstigte Personen mit übermäßigen Besoldungen auszustatten, sehr kostspielig ist und den Neid der Einheimischen erweckt, als gegen das türkische Regiment. Der Truppen bemächtigte sich Arabi Bey mit Benutzung der Unzufriedenheit infolge der bedeutenden Herabsetzung des Armeebestands. Das egyptische Heer, vormals weit über 100,000 Mann gebracht und in dieser Stärke eine schneidige Waffe in der Hand Ibrahim Paschas, des Stiefsohns von Mehemed Ali, ward durch die Sparsamkeit der Finanzcontroleure bis auf 18,000 Mann verringert, und die entlassenen, großentheils recht unzulänglichen Offiziere zeigten sich wie die noch beibehaltenen, aber um ihre Stellung besorgten Führer jederzeit putschbereit. Nachgehends verletzte jedoch Arabi Bey einen Theil seiner militärischen Anhänger. Unter dem Druck des Grundsatzes „Egypten für die Egypter" bevorzugte er seine Landsleute, von denen er auf einmal 18 zu Generalen beförderte. Dies erregte die Eifersucht der Offiziere türkischen und tscherkessischen Herkommens, welche bisher einen Vorzug in Anspruch genommen hatten. Um sich ihrer zu entledigen, beschuldigte sie der Kriegsminister einer gegen sein Leben angezettelten Verschwörung und ließ sie durch ein Kriegsgericht stracks zum Tode verurtheilen.

Tewfik Pascha wollte jedoch die nach ihrer Berechtigung höchst zweifelhafte Entscheidung nicht bestätigen und legte die Sache seinem Oberherrn, dem Sultan, vor, welcher die Todesstrafe in Verbannung verwandelte. Daß der Vicekönig über das Ministerium hinweg an den Souzerän berichtet, ward ihm darauf als Verletzung der Ehre des Cabinets und des Landes ausgelegt, und Arabi Bey drang mit der Forderung seiner Absetzung durch. Soweit wollten jedoch die von Arabi Bey eigenmächtig einberufenen Notabeln nicht gehen, und das Ministerium demüthigte sich vor dem ohnmächtigen Herrscher durch die Bitte um Verzeihung. Als aber Tewfik Pascha die Gelegenheit zur Entlassung des Ministeriums und zur Uebernahme des Oberbefehls benutzte, erkärte Arabi Bey dies für eine Anmaßung. Der Vicekönig vermochte keine Männer zu finden, welche unter den gegenwärtigen Umständen die Leitung übernehmen wollten, und mußte zuletzt auf Bitten der Notabeln den Meuterer, welcher allein noch die Ordnung aufrecht erhalten könne, auf dem Posten als Kriegsminister belassen. Dafür wirbt Arabi Bey Unterschriften zu Bittgesuchen an den Sultan um Absetzung Tewfik Paschas.

Wie sich sonst die Lage in Egypten gestaltet hat, das berichten die Zeitungen. Ich habe nur das Wesen des Streites in diesem unglücklichen Lande selbst, abgesehen von den Gelüsten der Großmächte, dargestellt. Die Beschießung Alexandriens muß nicht nothwendig einen Krieg zwischen England und der Türkei herbeiführen; denn die englischen Kugeln waren vorläufig nur für Arabi Bey bestimmt. Aber — wer weiß, wie die egyptische Frage noch gelöst wird?

Digitized by Google

Ein lieber Bruder und guter Musikant.

Von E. Rinck.

Mit dieser Ueberschrift habe ich ein sehr bekanntes Sprüchwort ein wenig geändert. Eigentlich lautet es: „Ein lieber Bruder, aber — ein schlechter Musikant;" soll heißen: Zwar ein braver und liebenswürdiger Mensch, der aber in seinem Beruf nicht viel taugt und wenig leistet. Nun, da dank' ich wenigstens auch für alle Bravheit und Liebenswürdigkeit. Doch leider nur zu oft findet dieses Sprüchwort seine traurige Bestätigung. Um so erfreulicher ist es darum, wenn man einem Menschen begegnet, von dem man sagen kann: Ein lieber Bruder und zugleich ein guter Musikant. Die nachfolgende kleine Geschichte will euch von einem solchen erzählen.

Es war im Mai des Jahres 1821, als eines Tages große Schaaren vornehmer Herren und Damen im Wiener Prater, einer prachtvoll bewaldeten Anlage, lustwandelten. Ganz einsam, an eine alte Linde gelehnt, steht der siebzigjährige Invalide Joseph Felndorfer. Stirn und Wangen tragen die Narben mancher Schlacht. Der heiße Tag von Aspern riß ihm das linke Bein und zwei Finger der rechten Hand hinweg. Darum trägt er mit Recht auf seiner Brust das Ehrenzeichen. Auch heute, wie fast täglich, steht der arme Stelzfuß hier mit seiner Geige und läßt sie fröhlich bald, bald klagend ertönen. Der treue Pudel, sein beständiger Begleiter, sitzt aufwartend neben ihm und hält den Hut im Maul, um Almosen für seinen alten Herrn zu erbitten. Heute aber scheint weder Pudel noch Stelzfuß Beachtung zu finden. Es ist schon spät am Nachmittag und noch kein Kreuzerchen in den Hut gefallen. Ach, von den vielen, die vorüberwallen, hatte niemand Herz und Auge für den armen Invaliden. Der Alte blickt traurig auf die Schaar der fröhlichen Spaziergänger und senkt betrübt sein silberweißes Haupt. Kaum trägt ihn noch das eine schwache Bein, sein Arm kann nicht länger den Bogen führen, ermattet setzt er sich auf einen Stein. Da tritt plötzlich ein vornehm gekleideter Herr auf ihn zu und spricht in gebrochenem Deutsch: „Kamerad, leihen du mir dein Violin auf ein Stund, dann haben du Geld." Der Invalide weiß nicht, wie ihm geschieht und blickt verwundert bald auf den eleganten „Collegen", bald auf das Goldstück, das ihm dieser heimlich in die Hand gedrückt hat. Nach einigem Zaudern jedoch giebt er dem Fremden die Geige. Dieser stimmt sie und beginnt nun zu spielen. Er legt seine ganze Seele in das Instrument, und es ist, als hörte man Engelsstimmen, welche um Mitleid für den alten Krieger flehen, und bald ist's, als ob ein fromm Gebet emporschwebe, bald schwillt's zum frohen Jubel an. Der Alte hält vor Staunen seinen Athem an, und das Herz klopft ihm vor innerer Bewegung. Die Spaziergänger horchen und staunen bald des wundervollen Spiels Gewalt und bald den mit vielen Ordensbändern geschmückten Spieler an. Erst bleibt einer stehen, dann mehrere, endlich machen selbst die vorbeifahrenden Wagen Halt, und um die Gruppe wächst mit jedem Augenblick das Gedränge der Horchenden. Man ahnt auch bald des fremden Spielers edle Absicht. "Eh bien, Messieurs et Mesdames," ruft plötzlich der Virtuose, „ick geben da Concert für ein pauvre invalide, aber das entrée seien nick frei. Ganz nack Ihr plaisir — aber in die Hut von die alten Mann."

Das lassen sich die reichen Wiener nicht zweimal sagen. Es regnet Gold und Silber, Thaler und Zwanziger von allen Seiten. Der Pudel knurrt, denn der Hut wird ihm zu schwer. „Leere den Hut aus, wir füllen ihn wieder!" ruft's von allen Seiten. Der Invalide gehorcht, schüttet die reiche Ernte in seinen Geigensack und macht den Hut für neue Gaben leer. Die Augen des Fremden aber leuchten vor Wonne. Immer freudiger läßt er seine Töne hallen; endlich geht er mit prächtigem Schwung in die Weise der österreichischen Nationalhymne über, und in jubelnder Begeisterung mit geschwenkten Hüten singt alles mit: „Gott erhalte Franz den Kaiser." Doch als des Liedes letzte Töne verklungen sind, da reicht er schnell dem beglückten Greis seine Geige wieder und verschwindet, als ob er Flügel hätte, in dem großen Haufen, und das war noch schöner als sein herrliches Geigenspiel. Gott wird ihn segnen an jenem Tage, wo Alles offenbar werden und auch die geringste Wohlthat, die in seinem Namen geschah, nicht vergessen sein wird. Nicht wahr, das ist ein lieber Bruder und zugleich ein guter Musikant gewesen? — Paganini war's, der große Geigerkönig. (Nachbar.)

Eine ganz hübsche Satire auf die Affentheorie bringt der Hebelkalender für 1882. Ein Herr Darwinowitsch in Amsterdam zähmt einen Hering. Zuerst gewöhnt er ihn an das Süßwasser, indem er das Seewasser tropfenweis mit Quellwasser vermischt. Nachdem sich das Thier an das neue Element gewöhnt, gewöhnt es sein Herr an die Luft. Das ist etwas schwieriger, geht aber auch. Wenn der Herr in seinem Park spazieren geht, schnalzt ihm der Hering sprungweis nach. Dabei versieht er sich eines Tages, fällt in's Wasser und — ertrinkt.

Digitized by Google

Einfluß und Macht der christlichen Familie auf die Gestaltung des jugendlichen Charakters.

Von J. G. Roſt.

Der Schaden, welcher durch das gottloſe Leben unchriſtlicher Eltern und unweiſe Erziehung bei den jugendlichen Sprößlingen angerichtet wird, iſt nie wieder gut zu machen, denn es bleiben die Narben, ſelbſt nachdem die Wunden durch eine gründliche Bekehrung zu Gott im ſpäteren Leben geheilt ſind. Deshalb kann unſerm Gegenſtande nicht genug Aufmerkſamkeit von Seiten der Eltern und der Erzieher geſchenkt werden.

Der jugendliche Charakter iſt bildungsfähig, weil das Herz und Gemüth zart, offen und empfänglich iſt für das Gute wie für das Böſe. Die Eindrücke, welche deshalb auf die Jugend gemacht werden, werden mehr oder weniger durchs ganze Leben bleiben. Deshalb iſt es Thatſache, daß durchſchnittlich alle große Männer und berühmte fromme Frauen auf dem Gebiete der Kirche nicht nur fromme, ſondern auch weiſe Eltern hatten, welche ihren Einfluß auf die Geſtaltung des jugendlichen Charakters geltend machten.

Das Leben, der Wandel und das Betragen des Vaters und der Mutter wirkt viel mehr als alles Beten, Bekenntniß und äußere Beobachtung kirchlicher Formen und Gebräuche. Darum muß unbedingt beides miteinander übereinſtimmen; alsdann werden ſich die Erzieher Achtung, Anſehen und Reſpekt vor der Jugend verſchaffen und ihr Einfluß wird nicht nur ein heilſamer und geſegneter, ſondern auch eine Macht ſein, welche ſich fürs ganze Leben im Charakter der Jugend geltend machen wird.

Die Jugend hat ſcharfe Beobachtungsgaben. Es ſchaut deshalb ſelbſt der junge Erdenbürger ſchon beſtändig nach dem Auge ſeiner Erzieher und beobachtet den Blick, ob etwa herauszuleſen ſei, daß es vielleicht anders gemeint ſei, als das ſoeben vernommene Wort. Deshalb ſollten Eltern ihre Kinder nie täuſchen in einem Verſprechen, entweder eines verheißenen Gutes, noch einer angedrohten Strafe.

Wer wahrheitsgetreue, verläſſige Charaktere bilden will, der ſei ſelber wahr, wahrheitsgetreu und zuverläſſig. Der jugendliche Charakter iſt bildungs- und erziehungsfähig, darum ſpricht die Schrift: „Ihr Väter erziehet eure Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn.“ Ohne Erziehung und Bildung iſt der jugendliche Menſch wie der Marmorblock, nur der Meiſel des Künſtlers wird ein Engelsbild daraus formiren können. So bedürfen chriſtliche Familien der Weisheit, des Verſtandes und der Gnade Gottes, um die Fähigkeiten und Kräfte ihrer Sprößlinge zu wecken, die Anlagen und Gaben, die in ihnen ſind, zu ſtudiren, zu modeln und zu geſtalten fürs irdiſche und göttliche Leben.

Gehorſam muß unbedingt von der Jugend gefordert werden und ſollte derſelbe mit Gewalt erzwungen werden müſſen. Der Wille des Zöglings muß dem Willen des Erziehers unterworfen ſein nach göttlichem Befehl, und zwar um des Herrn willen und des Kindes willen.

„Von der Kinderſtube aus wird die Welt regiert,“ darum ſollten Eltern, Großeltern oder Gouvernantinnen ihre Pflegbefohlenen frühzeitig zum Gehorſam gewöhnen, denn die verdorbene menſchliche Natur iſt eigenwillig, eigenſinnig, hartnäckig und zum Böſen geneigt; deshalb muß der Wille gebrochen werden in der Zeit, ehe derſelbe zu ſtark wird, ſonſt bekömmt derſelbe die Herrſchaft und macht den Unerzogenen unglücklich und trotzig; darum gilt's die elterliche Autorität aufrecht zu erhalten.

Ferner gilt es, die Jugend an Männlichkeit, Muth und Tapferkeit zu gewöhnen, denn wir wollen ja Menſchen bilden, die eine Aufgabe im Leben zu erfüllen haben, welche ſelbſtſtändig und zuverläſſig ſind. Erziehen wir keine Drohnen, ſondern thätige, nützliche Arbeiter, im häuslichen Kreiſe, für die Kirche und für die menſchliche Geſellſchaft; gewöhnen wir die Jugend zur Selbſtverleugnung, Opfer und Thätigkeit.

Als Eltern, Lehrer und Erzieher macht euren Einfluß und Autorität durch Wort und edle Thaten und gutes Beiſpiel geltend, während ihr die größte Sorgfalt auf die Erziehung der lieben Jugend verwendet in jeglicher Hinſicht.

Laßt es ferner eure Aufgabe ſein, die Jugend zu geſunden, robuſten und kräftigen Menſchen zu erziehen, habt nicht allzu große Aengſtlichkeit und Beſorgniß für ihr Leben, und ſeid nicht allzu zärtlich gegen die Knaben und Mädchen, damit ihr keine Topfpflanzen des Hauſes heranbildet, welche kein rauhes Lüftchen ertragen können. Dieſer Punkt iſt von großer Wichtigkeit fürs zukünftige Leben und die Exiſtenz der Jugend, wenn die Mädchen nicht verzärtelte, tändelnde Modedämchen und die Knaben nicht Straßenlungerer und Weibernaturen werden ſollen. Deshalb iſt die phyſiſche Erziehung für die Jugend ein ſehr wichtiger Faktor in der Geſtaltung des jugendlichen Charakters.

Digitized by Google

Halte dem jungen Weltbürger stets die Männer und Frauen der That und der Errungenschaften auf dem Gebiete der Pädagogik, der Theologie, der Kunst und Wissenschaften als Ideale vor und suche sie zu begeistern.

Verschaffe der Jugend Schriften und Werke großer Meister zum Lesen und Studium und sei darin nicht gar zu sparsam und kärglich.

Studiere die Neigung, den Charakter und die Eigenschaften der Jugend bezüglich ihrer Lieblingsspiele und Beschäftigungen und sei versichert, daß wenn du genau darauf achtest, du am ersten eräthst, was der zukünftige Beruf derselben im Leben sein wird, wie aus vielen Fällen nachgewiesen werden kann. Jeder Mensch ist zu irgend einem nützlichen Berufe angelegt, die schlummernden Gaben und Talente aber müssen durch die Erzieher geweckt werden. Die Jugend, welche keine Bildung und Erziehung genießt, ist wie das Schiff ohne Steuer und Kompaß, es fehlt am Ballast und wird deshalb hin und her geworfen, ohne Zweck und Ziel, und das Leben wird ein verfehltes sein.

So ist es auf allen Gebieten des Lebens; wer nicht was tüchtiges lernt, ist ein Ignorant, und wer nichts liest, weiß nichts und muß sichs gefallen lassen, der Wasserträger und Holzhacker der Erzogenen, Geschulten und Gebildeten zu sein, zu seinem größten Aerger und Verdruß. Darum sehet dazu, daß eine gute gesunde und gut gewählte Bibliothek für die Jugend ins Haus kömmt.

Lehret den Knaben den Nutzen und Segen eines Handwerks, denn es hat einen goldenen Boden. Ein Handwerk, ein Geschäft, das ehrbar ist, das ihm und der Welt nützt. Reden wir nie geringschätzig vor den Ohren der Jugend vom Arbeiter- oder Handwerkerstande, auch nicht im Hause der Wohlhabenden und Reichen, denn die Zeiten ändern sich oft gar plötzlich.

Jeder Schriftgelehrte, Weise und Rabbi des alten Judenthums war ein gelernter Handwerker. Die Prinzen des preußischen Königshauses sind Meister eines Handwerks. Luther war Drechsler und doch der große Reformator, seines Handwerks unbeschädigt. Darum ihr Jungen, lernt ein Handwerk, denn es ist ein wackerer Stab.

Ein gewisser Geschichtsschreiber Frankreichs sagt: „Ich habe viel gereist im Norden und Süden und eine Thatsache ist mir überall entgegen getreten. Wo die Bibel nicht den Grundstein der Erziehung der Gesellschaft des ganzen Lebens bildet, giebt es nirgends eine Literatur für die Kinder und für das gesammte Volk. Betrachtet Spanien, Italien und selbst Frankreich mit einem Worte alle Länder, wo man die Bibel nicht liest, auch nirgend etwas zu lesen ist für das Kind und für den Arbeiter! In Deutschland und England dagegen findet sich eine ganze Jugend- und Volks-Literatur, in der sich der nationale Geist wie in einem Spiegel abbildet.“ Darum macht als Erzieher eueren ganzen Einfluß bei der Jugend für die Bibel geltend, zur Gestaltung ihres Charakters. Das Wort Gottes ist die Macht der Kirche und die Macht des jugendlichen Charakters zu ihrer Erziehung. Als die Ritter dem Doktor Luther ihr Schwert anboten zum Dienste der großen Reformation, wies er es ab, mit der Erklärung: „Das Wort solls thun.“ Darum soll man Gottes Wort daheim fleißig treiben, der Jugend die heiligen Lehren desselben beibringen, lehren und erklären und sie zum Studium und Auswendiglernen der wichtigsten Theile ermuntern, dieselbe schon frühe zum Besuche der Gottesdienste aller Art gewöhnen und sie, nebst der Sonntagschule, auch regelmäßig zur Predigt des Wortes Gottes bringen, damit sie frühzeitig die Kraft desselben in einer gründlichen Bekehrung erfahren mögen, denn Gewohnheit ist eine Macht im Guten wie im Bösen.

Da selbst wilde Thiere und giftige Schlangen durch Musik und Gesang gezähmt werden können, so geht daraus hervor, freundlich, leutselig und liebevoll gegen die Jugend zu verfahren, und der Zauber der Liebe wird sich auch bei der wilden, ausgelassenen Jugend Eingang verschaffen, „denn wie man in den Wald ruft, so schallt es wieder heraus.“ Sei barsch, roh, grob und griesgrämig in dem Umgange und Erziehung der Jugend und du weckst den Leu und erziehst eine gleiche Natur wie du selber bist. Z. B. ein trunkener Wütherich in einer namhaften Stadt des Westens konnte nicht von sechs Mann überwältigt werden, während derselbe Mann eine kurze Zeit darnach sich durch einen einzigen christlichen Polizisten, durch den Geist der Liebe, geduldig wie ein Schaf, in sicheren Gewahrsam leiten und führen ließ. Welch ein Beispiel giebt uns der größte aller Meister, Jesus Christus, im Umgang mit bösen Menschen und der lieben Jugend! Liebe ungefärbt, Freundlichkeit ohne Heuchelei, oder gemeine Kriecherei, war der mächtige Magnet, die Massen der Rohen zu fesseln, die Mütter mit den Kleinen an sich zu ketten und die Zöllner und Sünder aus dem Verderben zu reißen. Darum war auch sein Wort und Unterricht so gewaltig und übte einen so gesegneten Einfluß auf alles Volk aus. Darum ihr Erzieher „seid gesinnet wie Jesus auch war.“ „Verlernen wir,“ wie Dr. Luthard sagt, „unsere Wege und lernen Gottes Wege, wenn unser Einfluß auf die Jugend ein nachhaltiger und gesegneter sein und werden soll zur Gestaltung ihres Charakters.“

Die Familie ist der Hauptfaktor in dieser großen Aufgabe. Nie darf die zärtliche Mutter

Digitized by Google

Partei nehmen für den ungehorsamen Sohn oder die ungehorsame Tochter gegen den strafenden Vater, der seines Amtes pflichtgetreu mit der Ruthe der Zucht waltet, oder auch umgekehrt. Beide Eltern müssen nebst den Lehrern das gleiche Ziel verfolgen in der Veredelung, Bildung und Gestaltung eines festen männlichen und christlichen Charakters der ihnen anvertrauten Jugend, welcher ihnen in Zeit und Ewigkeit Ehre macht. Darum, ihr lieben Eltern, verzärtelt und verderbet eure Kinder nicht, erkauft nicht ihren Gehorsam mit Näschereien, seid ihnen nicht in Allem zu Willen und hätschelt dieselben nicht, sonst bildet ihr weinerliche Naturen, empfindliche, eigensinnige und trotzige Zwerge des Charakters, statt heroische Gestalten, brauchbare und nützliche Menschen, geschaffen nach dem Bilde Gottes.

Die Aufgabe und das Werk ist zu groß für irrende, schwache Menschen, darum wollen wir den Alleinweisen mit in den Rath nehmen, damit wir das Geschäft ausführen zum Preise des Herrn, zu unserer Freude und zum zeitlichen und ewigen Heile der uns anvertrauten Jugend.

Wie sich der Väter Missethat an den Kindern rächt.

Von Maria Rebe.

Wohlgemuth fuhr ich mit dem alten Doktor Berg im schönen Argau von Dorf zu Dorf. Er besuchte alte Bekannte, während ich mir die Schulen ansah. So wurde aus dem Morgen Mittag und schon neigte sich die Sonne gegen die Berge, als der kräftige Fuchs einen Bettler einholte, der auf staubiger Straße dahinschlotterte. Er war so betrunken, daß er kaum aufrecht stehen konnte; als er den Hut zum Almosen hinhielt, machte ich Anstalt ihm ein Geldstückchen zuzuwerfen. „Frau Pfarrer," sagte der alte Herr, die graue Mähne schüttelnd, „ich hab' Ihnen mehr Verstand zugetraut als so. Der hat genug. Lieber wollt' ich mir die Nas' abbeißen, als dem den Tropfen zum Ueberlaufen liefern."

Dieser Tropfen war übrigens schon genossen, denn als ich mich umdrehte, lag der Bettler im Graben.

„Was denken Sie von diesem Ebenbild Gottes, Frau Pfarrer?" lächelte der Doktor, mit der Peitsche zurückdeutend.

„Was soll ich da sagen, war meine Antwort, wir haben im Elsaß auch deren."

„Glaub's ohne Unterschrift!" versicherte Berg. „Es könnte mich freuen, daß der Argau nicht das Vorrecht hat, allein Lumpen zu liefern, wenn's nicht so jammervoll wäre."

Ueber das alte Gesicht des Doktors breitete sich ein Schatten. Der Fuchs trabte weiter, ohne daß ihm sein Herr die Fliegen wehrte. Dieser dachte an größeres Uebel als das Geschmeiße, das seinen rothen Liebling umschwirrte. „Wir wollen," unterbrach er nach einer Weile das Schweigen, „drunten bei Schmieds ausspannen. Dort will ich Ihnen Etwas erzählen, was ich selbst erlebt habe."

Die Mähre stand bei Schmieds Rappen an der Krippe, während die Wirthin unsern Tisch auf der Terrasse, unter den schattenreichen Platanen, deckte. Zu unsern Füßen rauschte die Aare, während das Auge befriedigt auf dem jenseitigen Ufer weilte, wo Felder und Matten sich bis zu der schönen Gebirgskette dehnen.

„Es ist eigentlich schade, eine schaudervolle Geschichte in solch friedlichen Rahmen zu fassen," begann Berg, „aber es ist einmal nicht anders möglich. Uebrigens stoßen wir im Leben immer und immer auf Gegensätze. Diese Unebenheit wird sich erst im Himmel ausgleichen. Meine ersten Versuche, die leidende Menschheit dem Tod zu entreißen, machte ich in einer gebirgigen Gegend dieses Cantons. Die Leute dachten, zu meinem Verdruß, nicht groß daran krank zu sein. Es mußte schon ein Extrafall vorliegen, bis man zum Doktor kam. Die Führer erzählten mir meist schon unterwegs, was los sei. So klopfte es denn auch wieder einmal an meine Thüre. Ein etwa zwölfjähriger Knabe stand davor. Auf mein: „Was wotsch?" schüttelte er den blonden Krauskopf und legte den Finger auf den Mund. Taubstumm! dachte ich, während das Kind mit Entsetzen die Bewegung machte, als wollte es sich die linke Hand abhauen. Eine Operation! wurde mir klar, und ich steckte das Nöthige ein.

Meine Aufwärterin verstand der Kleine vollkommen, als sie ihm einen Teller voll Suppe hinschob. Er aß, als habe er einen langen Weg hinter und einen eben so weiten Weg vor sich. Neugestärkt faßte er seinen Knittel, packte mich am Arm und wies mich den Waldweg hinauf. Er hielt tüchtig Schritt. Auf den Gaiswegen, die er mich führte, hatte ich manchmal Mühe mitzukommen. Als wir aus dem Tannenwalde tretend, eine weitere Aussicht auf die Bergeshalde gewonnen, hob mein Begleiter die Hand gegen ein Haus, das sammt seinem Aeckerlein und Garten mit einer Hecke umgeben war. Dort war das Ziel unserer Reise. Plötzlich tauchte ein anderer Knabe vor uns auf, der mit seinem

Bruder die wunderlichsten Zeichen ausführte. „Na, was ist's Bubli?" fragte ich. Keine Antwort; auch dieser grinste mich an und legte den Finger auf den Mund; auch er war stumm! Ein Mägdlein saß in einem Korb vor der Hausthüre; das stumpfe Gesicht war alt und faltig, die verkrüppelten Glieder hingegen, die eines dreijährigen Kindes! Mein Begleiter schob der Kleinen ein Heidelbeersträußchen in den Korb. Die Gier, mit welcher das arme Wesen darüber herfiel, war das erste Lebenszeichen, das ich bemerken konnte. Mir schwindelte ob all dem Jammer, als die Frau unter die Thüre trat. Kaum wagte ich sie anzureden, aus Furcht, auch sie möchte die Finger auf den Mund legen und schütteln. Mir wohlte, als ich einen menschlichen Laut vernahm.

„Herr Doktor, kommen Sie! Mein Mann hat großes Unglück gehabt," sagte sie, die Stubenthüre aufstoßend. Ja, großes Unglück! er hatte sich mit dem Beil die Hand vom Gelenk getrennt; daß sie noch an einem dünnen Fleischfetzen hing, wollte nicht viel heißen.

„Ich hab's verbunden, so gut ich gekonnt," sagte die Frau, indem sie das Tuch entfernte.

Glücklicherweise hatte sie den Knoten so fest geschürzt, daß die zu fürchtende Verblutung nicht statthaben konnte. Der Mann war schwach, er wollte sich theils stärken, theils betäuben mit dem Inhalt eines Branntweinglases, das vor ihm stand.

Ich machte mich an den schwierigen, schmerzhaften Verband. Die Knochen waren mürbe, das Fleisch schlaff. Die Ursache hierzu fand ich in dem Glas auf den Tisch, und doch wagte ich nicht, ihm den Branntwein zu versagen. Die Kräfte des Kranken mußten, wenn auch nur künstlich, aufrecht erhalten werden. Der Fusel leistete übrigens in verringertem Maße, was heutzutage Aether und Chloroform thut. Es war ein schweres Stück Arbeit gewesen, aber ich konnte in diesem Haus des Jammers den Bissen nicht hinunterwürgen, den mir die Frau hinstellte. Der Mann war halbohnmächtig, die Knaben glotzten in die Stube herein; das Mädchen lag regungslos in der Zeine. Der Frau Rede klang mir unheimlich in die Ohren. Ich meinte, die Decke müsse sich neigen und einbrechen über der unglücklichen Familie. Ich mußte fort in den Wald über Felsen und Berge. So wollte ich mir den Eindruck verwischen, aber ich konnte es nicht, kann's heut' noch nicht, wenn schon vierzig und etliche Jahre darüber hingegangen sind. Es dunkelte zwischen den Fichten, als ich heimging. Majestätisch hoben die Baumriesen ihre Wipfel, wie Orgelton brauste es durch die Aeste, während würziger Duft mich umwehte. Die überwältigende Waldesmajestät trat um so gewaltiger an mich heran, da sie sich den Schatten der Dämmerung vermählte. Meine Seele grollte. „Das hier die leblose Natur, und dort drinnen der König der Schöpfung verstümmelt! Warum hast du, o Herr, das wundervolle Ohr geschaffen und es verschlossen? — Warum den Prachtbau des Körpers zur Mumie einschrumpfen lassen?" — Die Warum häuften sich, ohne daß ein einziges Darum darüber zu siegen vermochte ... Wie ein Kind, das sich fürchtet, mit magnetischer Gewalt dahin gezogen wird, wo es das Gruseln ankommt, so zog's mich wieder und wieder auf den Waldweg hinauf, dem Haus an der Bergeshalde zur Den Cretinismus sucht man in großen Städten, in den Kellerwohnungen der engen Gäßchen, wo die Sonne nicht einmal an einem Schaltjahr hinkommt. Aber hier, dem Himmel zunächst, dieses bodenlose Elend!

So lang der Vater im Bett lag, stand das Schnapsglas daneben; als er auf war, stand's neben ihm auf der Bank. Das Glas widerte mich mehr und mehr an.

„Mann," sagte ich, „wenn ihr gesund werden wollt, laßt das Schnapstrinken."

„Ohne das, Herr Doktor, kann ich nicht mehr sein. Der Teufel weiß, wie ich dazu gekommen. Als ich jung war, hab' ich nicht viel nach Schnaps gefragt, aber als wir anfingen zu hausen, da hat's ein Jahr so viele Kirschen gegeben, daß wir manche Tenne voll brennen konnten. Ueber dem Brennen kam's mir in die Nase, und weil das Kirschwasser nichts gelten sollte, hab' ich gedacht, wir brauchen's an Stelle des theuern Weins. Ich hab' Morgens nüchtern getrunken, Mittags und Abends, ja es kam mich auch manchmal mitten in der Nacht ein Gelüst darnach an. Die Frau hat nichts davon gewollt, sie hat Milch getrunken und wenn's anging Kaffee."

Bei dieser Erklärung streckte sich ein grauenerregendes Darum aus dem Glas auf der Bank.

„Mann," sagte ich, „ihr müßt das Schnapstrinken abthun, um eurer Kinder willen müßt ihr es lassen."

„Herr Doktor, um das Elend zu vergessen, das unser Herrgott über uns verhängt, trink ich manchmal, bis ich nichts mehr von mir und der Welt weiß."

„Damit bringt ihr immer Schrecklicheres über eure arme Frau und über die Kinder, die Gott euch noch schenken wird. Von eurem sündlichen Saufen sind eure Kinder taubstumm und Krüppel geworden, und so ihr den Schnaps nicht laßt, so wird, so wahr Gott lebt, noch Aergeres über euch kommen."

„Herr Doktor," stotterte der Bauer erbleichend, „ist das möglich?"

„Nicht möglich," entgegnete ich, „aber gewiß."

Ich ließ den Mann mit seinen Gedanken. Predigen kann unsereins nicht, das können die Gedanken besser, die sich unter einander ver-

Digitized by Google

klagen und entschuldigen. Die Frau begleitete mich. Sie hatte über der Pflege meine ganze Sympathie gewonnen. Manchfach hatte ich die Energie bewundert, mit welcher die schwache Frau die Wirthschaft regierte, während sie den Mann besorgte. Wie beredt waren die Augen gewesen, wenn sie ihren Knaben eine Arbeit zutheilte, wie liebevoll ihr ganzes Wesen, wenn sie sich mit dem kleinen Krüppel beschäftigte. Sie klagte nie, und doch wie schwer lag's auf dieser Gattin, dieser Mutter!

„Herr Doktor," sagte sie, „was Sie meinem Mann gesagt, hab ich schon lang vermuthet, aber unsereins kann so Etwas nicht erklären. Ich hab alles versucht, um ihn von dem heillosen Trinken zu bringen, aber es hat nichts geholfen. Jetzt bin ich still und bitte nur noch Gott, daß er den Fluch wenden möge, der über uns und unseren armen Kindern liegt. Wie Er helfen wird, weiß ich nicht. Wird er sie heimnehmen, in seinen Himmel, wo kein Fluch mehr ist? Ich hab sie lieb wie eine Mutter ihre Kinder lieb hat, aber wenn man sie nuntertrüge, ich glaube es wohlete mir für sie, wenn ich schon meinem Leid und Weh kein Ende wüßte."

Ich sah die Bauersfrau mit Bewunderung an. Solche selbstlose Liebe hatte ich noch nie gefunden, und diesem treuen Herzen mußte so Schreckliches widerfahren! Da stand ich mit all meinem guten Willen rathlos und ohnmächtig; war mir doch bewußt, daß so der Mann das Trinken nicht zu lassen vermöge, selbst Gottes erbarmende unendliche Liebe die rächende Gerechtigkeit nicht beugen könne. „Frau, sagte ich, Euer Mann muß Herr werden, sonst hat's auch für die Zukunft gefehlt. Er liegt unter einem Bann. Das Trinken hat sein Gehirn berührt und demselben die nöthigen Säfte entzogen. Wo das ist, wird die Völlerei zum Bedürfniß. Deßhalb habt Ihr Geduld mit ihm und helft ihm mit Sanftmuth zurecht. Betet ohne Unterlaß, daß sich Gott erbarmen möge. Ihn jammert ja heute noch der Menschen Leid und Sünde. Ich will Etwas verschreiben, das er meinetwegen in seinem Schnaps nehmen soll, vielleicht möchte den Magen des losen Trankes dann ekeln." . . . .

Den Rahmen hatte ich längst über dem grauenvollen Gemälde vergessen, das der Doktor vor mir entrollt. Die Wirthin brachte den Kaffee und Herr Berg zündete eine Cigarre an. Ein Zeichen, daß Fuchs und Rappe sich noch gemüthlich über ihr unerwartetes Wiedersehn freuen konnten.

„Wie ist's denn den Leuten ferner gegangen?" fragte ich, die blaue Tasse vor den Erzähler setzend.

„Des Mannes Gedanken waren derweile nicht müßig geblieben, nahm der alte Herr das Wort wieder auf, als die Frau heim kam, war er wie hintersinnt. Das Glas hatte er an die Wand geworfen, daß die Scherben in der Stube herum lagen; aber mit dem Glas war der Saufteufel noch lange nicht todt. Je länger er an sich hielt, mit desto größerer Gewalt forderte die Natur ihre Rechte.

„Trink Wein, bat dann die Frau, um's Himmels willen nur keinen Schnaps."

Der Wein hatte keinen Reiz für den an Branntwein gewohnten Gaumen. Er kam wieder zum Fall. Wenn dann der Rausch vorüber war, und die Abspannung darauf folgte, war er tief drunten, so jammervoll unglücklich, daß er öfters versuchte sich selbst zu entleiben. Die Frau litt mehr denn je und keinem ihrer Kinder konnte sie das Leid klagen oder ihre Angst und Sorge begreiflich machen. Das Trostlose in ihrer irdischen Lage trieb sie indessen immer entschiedener in Gottes Gemeinschaft. Sie rang und rang, wenn sie auch manchmal alles Hoffen aufgegeben. Bei Gott ist Hilfe! war der Fels auf dem sie fest stand, wenn auch alles um sie in der unheimlichen Fluth unterzugehen schien.

Wie wenig mein Brechmittel genützt, gestand ich mir selbst und gab jeden Versuch in dieser Beziehung auf.

Wenn der Apostel Paulus darüber klagt, daß er das Gesetz in seinen Gliedern, wider seinen Willen, thut, was will da ein armes Bäuerlein ausrichten, das seinen Saufgelüsten Jahre lang die Zügel gelassen. Jedesmal wenn der Mensch der Versuchung nachgiebt, verschreibt er sich dem Teufel, nicht mit Blut, wie der Volksglaube wähnt, wohl aber mit dem Edelsten, das ihm Gott gegeben, mit seinem freien Willen. Das Defizit, das sich da allmählig steigert, führt unfehlbar zum Bankerott. Der Mann zerrte umsonst an den Fesseln, er rieb sich im Kampfe auf. Ich stand an seinem Todesbette. Sein Sterben war ein dumpfes Verzweifeln. Nach menschlichem Dafürhalten war der Himmel nicht offen über diesem Sterbebette. Wer dürfte jedoch ein Urtheil in dieser Beziehung wagen? Ich hoffe, daß Gott in Gnaden das angesehen hat, was der Mann gethan, um sich von der Sünde zu befreien, wenn auch sein gelähmter Willen nicht völlig über die furchtbare Macht, die ihn gefangen hielt, gesiegt.

Die beiden Knaben waren dabei, als der Vater seinen Geist ausgehaucht (das Mädchen war früher schon heimgegangen). Was sich in der Tiefe dieser verschlossenen Seelen geregt? Wer konnte das wissen? Nur um den Mund zuckte es schmerzlich und aus den Augen thauten schwere Tropfen.

Die Frau war während dem schweren Kampfe neben dem Gefährten geblieben, der all den Jammer über sie und ihre Kinder gebracht hatte.

Digitized by Google

Wenn auch der Himmel verschlossen schien über dem in Todesverzweiflung windenden Sünder, aus diesen Augen strahlte Liebe und Erbarmen. Es bleibt wahr: die Liebe läßt sich nicht erbittern.

Bald darauf wurde ich nach Zürich berufen. Ehe ich wegging, zog's mich noch einmal hinauf zu den Leuten. Ich fand die Frau ihrer Entbindung nahe. Ich sprach ihr Muth ein.

„Herr Doktor," sagte sie, „des Herrn Wille geschehe."

Ich erröthete vor dieser Seelengröße, vor diesem Glaubensmuth über all das Erbärmliche, das ich ihr gesagt und ging mit der Ueberzeugung an die Universität, daß es eine Bauersfrau gebe, die in der Wage Gottes viel schwerer in's Gewicht falle, als der neu bestellte Professor."

Doktor Berg schob mir die Tasse zum Füllen hin. Ein Beweis, daß die Geschichte noch nicht fertig sei.

„Nach Jahren, nahm er die Erzählung wieder auf, ging ich einmal die Gasse in Arau hinunter, wo die Bauersweiber ihre Waare feil halten; da hörte ich, hinter einem Kirschenkorb her, meinen Namen rufen. Es war ein altes Mütterchen, in dem ich die Bäuerin erkannte.

„Na, wie geht's!" sagte ich nach der ersten Begrüßung.

„Gut, Herr Doktor, Gott sei Dank, gut," war die Antwort.

Zur Erörterung war hier der Platz nicht. Wir hatten zusammen ein Stelldichein. Dabei erzählte mir die Frau: „Ich habe eine Tochter, die ist so schön, so gescheidt, so gut wie Wenige, sie ist verheirathet auf dem Gut, und ihr Mann ist ein Braver. Er ist so gut gegen den Hans und den Jakob, daß man meint sie seien leibliche Geschwister. Die schaffen brav und sind ganz vergnügt dabei. Wir haben auch ein Meitli und ein Bubli, an denen ist kein Leibesschaden zu sehn. Der Fluch ist weg, Herr Doktor, über unserm Haus steht der Himmel offen. Gottes Gnade währet für und für und seine Barmherzigkeit hat kein Ende," schloß die Alte ihre Geschichte.

„Rudi, meinen Fuchs!" befahl Doktor Berg. Die beiden alten Freunde an der Krippe mußten scheiden und wir fuhren unter leuchtendem Abendroth der Herberge zu.

Wie verhielt sich Friedrich von Schiller zum Christenthum?

Von Georg Guth.

Obwohl Schiller im eigentlichen Sinn des Wortes kein Christ war, und wie Scherr in „Schiller und seine Zeit," Band II, Seite 96, sich ausdrückt, „zum dogmatischen Christenthum nie ein, auch nur halbwegs leidliches Verhältniß gewinnen konnte," so nahm er doch immerhin in der Entwicklungsgeschichte des evangelischen Protestantismus eine nicht unbedeutende Stellung ein. Das Zeitalter, in welchem Schiller lebte und wirkte, war ein besonderes in der Weltgeschichte. Es war die Zeit der französischen Revolution unter Louis XVI. und der Kämpfe Deutschlands unter Friedrich II. Es war eine Zeit des Aufblühens der Künste und Wissenschaften, der Literatur und Bildung sowie des Idealismus und Rationalismus.

Klopstock, der Schöpfer des großen Helden-Gedichtes, der Messias; Sebastian Bach und Händel, die Vertreter der edlen Tonkunst; Lessing, der Dramatiker; Wilhelm von Humboldt, der Sprach- und sein Bruder Alexander, der Naturforscher; Herder, der dichterische und geistreiche Forscher der Sprache; Wieland, der heitere Lebensphilosoph; Goethe, der größte Genius seines Jahrhunderts; Lavater, der Theologe; Kant, der tiefe Denker und Philosoph; Fichte, der Idealist; Schelling und Hegel, die Verbinder des Idealismus mit der Naturphilosophie; Pestalozzi, der Gründer des Volks-Schulwesens; Rousseau, der Ungläubige: das waren einige der Zeitgenossen Schillers.

Johann Christoph Friedrich Schiller war am 10. November 1759 in Marbach, Württemberg, geboren. Im elterlichen Hause wurde der Gottesdienst der Familie regelmäßig gepflegt und Schiller hörte schon als kleiner Knabe mit großer Andacht zu. Seine Schwester Christophine erzählt: „Wenn der Vater aus der Bibel vorlas oder die Morgen- und Abendgebete sprach, da war es ein rührender Anblick, den Ausdruck der Andacht auf dem lieblichen Kindergesichte zu sehen. Die frommen blauen Augen gen Himmel gerichtet, das lichtgelbe Haar, das die helle Stirne umwallte und die kleinen mit Inbrunst gefalteten Hände, gaben ihm das Ansehen eines Engelsköpfchens." Schillers Mutter pflegte oft die sonntägliche Muße zu benützen, um mit ihren Kindern ins großelterliche Haus zu wandern. Auf einem solchen Gang an einem frühlingsmilden Ostermontag erzählte sie ihren beiden

Digitized by Google

Kindern die Geschichte, wie sich auf dem Wege der zwei Jünger nach Emmaus Jesus zu ihnen gesellte. „Während der Erzählung waren die Drei auf den Gipfel der Anhöhe gelangt, wo der Weg in's Neckarthal abfällt, und hingerissen von dem Zauber feiertäglicher Ruhe ringsher und wie inspirirt von dem Hauche der Andacht, welcher aus dem evangelischen Berichte sie anwehte, knieten Mutter und Kinder auf den Rasen nieder und beteten still." (Scherr, Bd. I, Seite 27.)

Als Schiller zur Schule ging, legte er sich nie zur Ruhe nieder, ohne vorher sein Abendgebet verrichtet zu haben. Die geistlichen Lieder von Luther und Paul Gerhard gehörten zu seinen Lieblingsliedern; oft las er sie unter der Bank, während der Lehrer in der Schule „mit der ganzen trostlosen Trockenheit damaliger Katechetik dogmatische Langweile trieb."

In Lorch, wohin die Familie übersiedelte, übte der Ortsgeistliche Moser einen so starken sittlich-religiösen Einfluß auf Schiller aus, daß er sich mit dem Gedanken trug, Theologie zu studiren, und diese „Symptome theologischer Neigungen in dem Knaben" wurden von der Mutter wie von dem Vater genährt. Als Schiller jedoch 1773 auf den Wunsch des Herzogs Karl in der Militärschule Aufnahme fand, da wurde dieser Plan für immer vereitelt. „Damals mögen viele bittere Thränen aus Frau Elisabeths Augen geflossen sein, denn sie mußte ihren Herzenswunsch, den geliebten Sohn dereinst auf der Kanzel zu sehen, einem Willen opfern, welcher keinen Widerspruch duldete. Daß Fritz selber den Eingriff in seinem Lebensplan schmerzlich empfand, ist gewiß; doppelt schmerzlich deshalb, weil dadurch die Lieblingshoffnung der heißgeliebten Mutter scheitern ging." (Scherr, Bd. I, Seite 46.) Auf die religiöse Entwicklung seines Charakters war diese Anstalt nicht förderlich. Zwar fehlte es hier an religiösen Uebungen nicht, sie wurden aber zu militärisch gehalten, indem man zu denselben förmlich kommandirt wurde. Zum Glück blieben die früheren Eindrücke der frommen Erziehung, die Schiller genossen, nicht ohne Nachwirkung. In einem Zeugniß auf der Militärschule heißt es unter Anderm: „Ist sehr dienstfertig, freundschaftlich und dankbar. Ist gewiß ein guter Christ. Hat einen Hang zur Theologie." Er beschäftigte sich gern mit der Bibel, besonders den Psalmen und Propheten. Oft ergoß er sich im Gebet und hielt selbst in Gesellschaft Andachtsübungen. Die geistliche Poesie galt ihm als die höchste. Der geistliche Stand blieb fortwährend sein Ideal. Folgendes Gebet schrieb Schiller 1773 nieder als Gebet am Sonntage des genannten Jahres. Niemand kann es ohne Rührung lesen. Es lautet:

„Gott der Wahrheit, Vater des Lichts! Zu dir blick' ich mit dem ersten Morgenstrahle empor und bete dich an, du erforschest mich. Gott! du siehst jedes Zittern des betenden Herzens von ferne. Ach! so kennst du auch dies heiße Verlangen meiner Seele nach Wahrheit. Oft hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein, oft ängstigte sich mein Herz, Gott, du weißt's, und rang nach himmlischer Erleuchtung vor dir. O! da fiel oft ein wohlthätiger Strahl von dir in die umnachtete Seele; ich sah den schrecklichen Abgrund vor mir, an dem ich schon schwindelte, und dankte der göttlichen Hand, die mich so wohlthätig zurückzog. Sei noch ferner bei mir, mein Gott und Vater, denn die Tage sind da, wo die Thoren auftreten und sprechen in ihrem Herzen: Es ist kein Gott! — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da steh' ich und schwanke oft im Sturme, und ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe! Vater derer, die dich suchen! — Was bin ich ohne Wahrheit, ohne die Führerin durch des Lebens Labyrinthe? Ein Wanderer, der in der Wüste irrt, den die Nacht überfällt, dem kein Freund, kein führender Stern den Pfad erhellt. Zweifelsucht, Ungewißheit, Unglaube, ihr beginnt mit Qual und endigt mit Verzweiflung. Aber Wahrheit, du führst uns sicher durchs Leben, trägst uns die Fackel vor im finstern Thal des Todes und bringst uns in den Himmel zurück, von dem du ausgegangen bist.

Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen Fluth strahlt sie ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dies Herz, daß es fähig sei, dich, o Gott, und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen, denn nur dies ist Wahrheit, die das Herz stärkt und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; hab' ich Jesum, so hab' ich Gott; hab' ich Gott, so hab' ich alles. Sollt ich mir durch die Weisheit der Welt, die Thorheit ist vor dir, mein Gott, dieses Kleinod rauben lassen? Nein! wer die Wahrheit haßt, sei mein Feind, und wer sie mit inbrünstigem Herzen sucht, den umarm' ich mit Bruderfreuden.

„Die Glocke schallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen, mich in der Wahrheit stark zu machen und mich auf Tod und Ewigkeit vorzubereiten. O, so leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich stark genug sei, sie auch den Meinen zu verkünden; dann sind sie glücklich. Wissen sie doch, daß du

ihr Gott und Vater bist, daß du sandtest Jesum, deinen Sohn und den Geist, daß er die Wahrheit bezeugen soll. Haben sie doch für jeden Kummer dieses Lebens Stärkung und für die Leiden des Todes den seligen Trost einer frohen Ewigkeit.

„Nun, mein Gott! Du magst mir Alles nehmen, jedes herzfesselnde Erdenglück, jede betäubende Weltfreude, laß mir nur die Wahrheit, so hab ich Glück und Freude genug.

„Darf ich dich bitten, Allgütiger! Darf ich dich flehen mit diesem bebenden Herzen und dieser zitternden Thräne im Auge, so erbarme dich auch der Irrenden. Sind sie doch unter allen Elenden der Erde deiner Hülfe am bedürftigsten! Sie können sich deiner Sonne nicht freuen, und nicht des lieblichen Mondes; denn Nacht ist ihre Seele, und voll bitteren Kampfes ihr Herz. Ach, so erbarme dich ihrer Angst, laß sie hören die Stimme der Wahrheit, daß sie stehen, zittern und umlenken, und ihrem himmlischen Rufe folgen. Bring' uns alle hinüber, wo keine Nacht, kein Irrthum, kein Zweifel mehr unsere Herzen quält, sondern wo Licht und Wahrheit und Gewißheit die Seligen umstrahlt, und wo wir ewig erkennen werden, daß du bist Gott unser Vater, und daß Jesus sei der Abglanz deiner Herrlichkeit, durch den du uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheilst. —

> Beschütz' uns Heiland, Jesu Christ!
> Der du zur Rechten Gottes bist;
> Sei unser Schild und starke Wehr!
> Staub ist vor dir der Spötter Heer.
>
> Du hast von Ewigkeit gesehn,
> Wie lange noch ihr Trotz besteh'n
> Und wider dich hier schnauben soll;
> Vielleicht ist nun ihr Maß bald voll.
>
> Auch sie, o Herr, hast du versöhnt,
> Sie, deren Spott dich jetzt verhöhnt!
> Gieb, daß noch vor der Todesnacht
> Zur ernsten Reu' ihr Geist erwacht. Amen."

So betete Schiller als achtzehnjähriger Jüngling. Bei aller Inbrunst aber ist doch der Zweifel, den sein Herz in Folge seiner allzufrühen Bekanntschaft mit der Philosophie eines Voltaire erfaßt hatte, unverkennbar, doch ist es „ein Zweifel voll heiligen Ernstes und Tiefe der nach Wahrheit lechzenden Seele."

Ungefähr zwei Jahre später schrieb Schiller seine „Philosophische Briefe", in welchen uns die Zerrissenheit seines Herzens offen entgegen tritt. Im Briefe, „Julius an Raphael, Im Oktober." heißt es unter Anderem: „Selige paradiesische Zeit, da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener. .... Ich empfand und war glücklich. Raphael hat mich Denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen ... Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Frieden gab. Du hast mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche stürmen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen — zweimal stand ich vor dem Bette des Todes, sah zweimal — mächtiges Wunderwerk der Religion! — die Hoffnung des Himmels über die Schrecknisse der Vernichtung siegen und den frischen Lichtstrahl der Freude im gebrochenen Auge des Sterbenden sich entzünden. Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die Besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet. Deine kalte Weisheit löschte meine Begeisterung ... Glaube Niemand, als deiner eigenen Vernunft, sagtest du weiter. Es giebt nichts Heiliges, als die Wahrheit ... Ich habe gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert, habe gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe in Brand gesteckt, da ich an dieser Insel landete, und alle Hoffnung zur Rückkehr vernichtet .... Meine Vernunft ist mir jetzt Alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesen einzigen Bürgen auf einem Widerspruche begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirne ihren Gang verrückt! Wehe mir, wenn die Saiten dieses Instruments in den bedenklichen Perioden meines Lebens falsch angeben — wenn meine Ueberzeugungen mit meinem Aderschlage wanken!"

In diesem schrecklichen Zustand der Zerrissenheit seines Glaubens schrieb Schiller in den Jahren 1777 — 1780 sein erstes Schauspiel: „Die Räuber". Merkwürdig ist es doch, wie Schiller in der Vorrede zu dieser Tragödie die Wahl und Behandlung seines Stoffes damit zu rechtfertigen sucht, daß er eben die von Religion und Christenthum sich abkehrende Gesinnung darstellen zu wollen uns versichert! Er sagt: „Wer sich den Zweck vorgezeichnet hat, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, ein solcher muß das Laster in seiner nackten Abscheulichkeit enthüllen und in seiner kolossalischen Größe vor das Auge der Menschheit stellen. — .... Auch ist jetzt der große Geschmack, seinen Witz auf Kosten der Religion spielen zu lassen, daß man beinahe für kein Genie mehr passirt, wenn man nicht seinen gottlosen Satyr auf ihren heiligsten Wahrheiten sich herumtummeln läßt. Die edle Einfalt der Schrift muß sich in alltäglichen Assembleen von den so-

Digitized by Google

genannten witzigen Köpfen mißhandeln und in's Lächerliche verzerren lassen; denn was ist so heilig und ernsthaft, das, wenn man es falsch verdreht, nicht belacht werden kann? — Ich kann hoffen, daß ich der Religion und der wahren Moral keine gemeine Rache verschafft habe, wenn ich diese muthwilligen Schriftverächter in der Person meiner schändlichsten Räuber dem Abscheu der Welt überliefere."

Die Rolle, die Schiller in „Die Räuber", Akt 4, Scene 2, Pastor Moser spielen läßt, giebt uns freilich das Bild eines kantischen, rationalistischen Geistlichen der damaligen Zeit als Ideal Schillers von einem Prediger. Er läßt ihn sagen: „Seht zu, das Schicksal der Menschen steht unter sich in fürchterlich schönem Gleichgewicht. Die Wagschale dieses Lebens sinkend, wird hochsteigen in jenem, steigend in diesem, wird in jenem zu Boden fallen. Aber, was hier zeitliches Leiden war, wird dort ewiger Triumph; was hier endlicher Triumph war, wird dort ewige unendliche Verzweiflung." Merkwürdig ist ferner, daß gerade im „Räuber", mit geringer Ausnahme, die letzte günstige Darstellung und Charakterisirung eines Geistlichen in Schillers Werken ist. Fast überall sonst stoßen wir auf einen Priesterhaß, der nicht ohne Einfluß auf seine Stellung zum Christenthum blieb. Wie hat sich doch der vormals so fromme Knabe und betende Jüngling umgewandelt! Zwar näherte sich Schiller später dem Christenthume wieder mehr, doch gelang es ihm nicht, sich aus den ihn umgebenden Einflüssen zu versetzen und sich über die Strömung seiner Zeit zu erheben. Schiller strebte nach hohen Idealen; aber diese Ideale suchte er nicht in, sondern über der Sphäre jeder geschichtlichen Religion.

Ja, er behauptete sogar in einem bekannten Distichon, daß er sich zu keiner der bestehenden Religionen bekenne und zwar „eben aus Religion." Die christliche Idee jedoch an sich hat Schiller hochgestellt und mit den schönsten Worten äußerte er sich über dieselbe, indem er auf Veranlassung der „Bekenntnisse einer schönen Seele" im Wilhelm Meister am 17. August 1795 an Goethe schrieb: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten und die Erscheinungen derselben im Leben scheinen mir blos deshalb so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellung dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderem, als in der Aufhebung des Gesetzes, des Kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum eine freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also, in seiner reinen Form, Darstellung schöner Sittlichkeit oder der Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion."

In seiner Abhandlung „Die Sendung Mosis" haben wir einen Versuch Schillers auf dem Gebiete theologischer Schriftstellerei, doch läßt er leider Mosis Aufgabe als ein Werk kluger menschlicher Berechnung und Ueberlegung darstellen, anstatt als das Werk der göttlichen Menschenerziehung selbst. Unter Anderm sagt Schiller: „Den wahren Gott kann Moses den Hebräern nicht verkündigen, weil sie unfähig sind, ihn zu fassen; einen fabelhaften will er ihnen nicht verkündigen, weil er diese niedrige Rolle verachtet. Es bleibt ihm also nichts übrig, als ihnen seinen wahren Gott auf eine fabelhafte Art zu verkündigen."

Als Professor der Geschichte zu Jena schrieb Schiller an Goethe: „Ich muß gestehen, daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu den biblischen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß Ihre Zweifel an einem einzelnen Faktum noch sehr räsonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allen Anderem, was mit eigentlichem Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung." Die Rolle jedoch, die das Christenthum in der Weltgeschichte spielt, kann Schiller nicht verkennen. In einer akademischen Antrittsrede über die „Universalgeschichte" sagt er: „Die christliche Religion hat an der gegenwärtigen Gestalt der Welt einen so vielfältigen Antheil, daß ihre Erscheinung das wichtigste Faktum der Weltgeschichte wird."

Trotz diesem erhabenen Zeugniß ist Schiller leider nicht hindurchgedrungen zu einer persönlichen Erfahrung wahren Christenthums. Schiller suchte Philosophie und Idealismus in der Schrift, aber nicht Jesum von Nazareth.

Mit großem Eifer studirte Schiller die Kantische Philosophie, welche seinen Sinn für die sittliche Entwicklung der Persönlichkeit schärfte, und das Ergebniß dieses Studiums finden wir in manchen seiner Dichtungen niedergelegt. An Körner schrieb er: „Mein Entschluß ist unwiderruflich gefaßt, die Kantische Philosophie nicht eher zu verlassen, bis ich sie ergründet habe, wenn mich dies auch drei Jahre kosten könnte." . . . „Das Studium Kant's ist noch immer das einzige, was ich anhaltend treibe, und ich merke doch endlich, daß es heller in mir wird."

Dem Theater zollte Schiller das höchste Lob. Er erklärte sogar, daß die Aufgabe des Schauspiels eine religiöse sei. In seiner Abhandlung „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", sagt er: „Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Laster und Tugend, Glückseligkeit und Elend, Thorheit und

Digitized by Google

Weisheit in tausend Gemälden faßlich und wahr an dem Menschen vorübergehen, wo die Vorsehung ihre Räthsel auflöst, wo das menschliche Herz auf den Foltern der Leidenschaft seine leisesten Regungen beichtet und die Wahrheit unbestechlich Gericht hält. Wenn Gram an dem Herzen nagt, wenn trübe Laune unsere einsamen Stunden vergiftet, wenn uns Welt und Geschäfte anekeln, wenn tausend Lasten unsere Seele drücken und unsere Reizbarkeit unter Arbeiten des Berufs zu ersticken droht, so empfängt uns die Bühne — in dieser künstlichen Welt träumen wir die wirkliche hinweg, wir werden uns selbst wiedergegeben, unsere Empfindung erwacht, heilsame Leidenschaften erschüttern unsere schlummernde Natur und treiben das Blut in frischeren Wallungen. Der Unglückliche weint hier mit fremdem Kummer seinen eigenen aus und seine Brust giebt jetzt nur e i n e r Empfindung Raum — es ist diese: e i n M e n s c h z u s e i n."

Daß Schiller bei solcher Begeisterung für die Kantische Philosophie und für das Theater zur I n n e r l i c h k e i t des Christenthums nicht gelangen konnte, ist durchaus nicht auffallend. Schiller bewegte sich im Kreise der sogenannten Humanisten und Rationalisten, und es scheint ihm in demselben wohl gewesen zu sein. So z. B. erzählt Voß von einer Abendgesellschaft im Hause Herders zu Jena, wo nebst Schiller, Wieland, Goethe u. a. m. anwohnten: „Wir wurden ausgelassen lustig. Die Erzväter der Bibel wurden recensirt mit unauslöschlichem Lachen, indem Herder komisch ihre Vertheidigung übernahm. Dabei wurde rechtschaffen gezecht, Steinwein mit Punsch."

Betrachten wir noch kurz Schillers Stellung zum Christenthum als Dichter. Daß wir Schillers Poesie weder „christliche Gedichte" noch „geistliche Lieder" nennen können, ist klar. Immerhin aber ist wahr, daß der Geist der christlichen Geschichte göttlicher Offenbarung, trotz aller Götter Griechenlands und allem Träumen und Sehnen nach dem alten poetischen Fabellande, in derselben wurzelt. Schiller hat die Poesie aus dem ihr drohenden Schmutze der Sinnlichkeit emporgehoben in die reinere Sphäre des I d e a l e n. Wahrheit enthielten alle seine Gedichte, wenn auch oft nur subjective Wahrheit. Nimm den Gedanken des Christenthums aus manchen seiner Gedichte und du hast unzweifelhaft die hellglänzendsten Perlen entfernt. Schiller hat manchen herrlichen, vom Geist des Christenthums durchwehten Reim geschrieben. Führen wir einige Beispiele an.

Was das Christenthum als eine Realität in den Gemüthern der Gläubigen zu thun vermochte, drückt er im „Johanniter" in diesen Worten aus:

„Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!"

Die Sündhaftigkeit des Menschen schildert er auf folgende Weise:

„Die Welt ist vollkommen überall,
Wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual."

und:

„Dies Eine fühl' ich und erkenn' es klar:
Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
Der Uebel größtes aber ist die Schuld."

Wie schön lautet seine Apologie des Christenthums, die Schiller in den Worten giebt:

„Und was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das ü b e t in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Im Gedichte: „Der Kampf mit dem Drachen" finden wir diese Stellen:

„Hin kniet' ich vor dem Christuskinde
Und reinigte mein Herz von Sünde."

und:

„Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund."

Sein Lied von der „Hoffnung" schließt Schiller mit dem Vers:

„Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündet es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren.
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuscht die hoffende Seele nicht."

Im Lied von der „Glocke" drückt Schiller die Lehre des Christenthums von der Unsterblichkeit in diesen erhabenen Worten aus:

„Dem dunklen Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sä'mann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
N o c h k ö s t l i c h e r e n S a m e n b e r g e n
W i r t r a u e r n d i n d e r E r d e S c h o o ß
U n d h o f f e n, d a ß e r a u s d e n S ä r g e n
E r b l ü h e n s o l l z u s c h ö n e r m L o o s."

Doch wir brechen ab.

Bekanntlich wandte sich Schiller in den letzten Jahren von der Kantischen Philosophie wieder mehr ab, und versenkte sich in die Poesie als sein eigentliches Lebensgebiet. Von der Schwärmerei für das Alterthum, für die Götter Griechenlands hatte er sich erhoben zur innigsten Verehrung des c h r i s t l i c h - sittlichen Gemeinschaftslebens und zu tiefer Ahnung des Wesens christlicher persönlicher Heiligung. In eigener persönlicher Läuterung gelangte er zum entschiedensten Abscheu an allem

Digitized by Google

Gemeinen, zum Ringen nach dem Sittlich-Edlen, und unzufrieden mit dem kalten Gesetz des kategorischen Imperativ, forderte er vom Menschen eine innere Umwandlung seines Wesens. Das „Ideal" sollte den Menschen reinigen und erneuern; wie Kant, so sah wohl auch Schiller in Christo nicht den geschichtlichen Erlöser, sondern das von uns selbst zu producirende Ideal; so stand er aber dem Christenthum näher, als die kantianischen Theologen jener Zeit. Jesum Christum aber, als den Quell des neuen Lebens, als seinen Heiland, hat Schiller nicht kennen gelernt. In Treue hat er gestrebt und gerungen seine idealen Forderungen zu verwirklichen. Durch die Lauterkeit seiner Gefühle und die Wahrheit seines Strebens erwarb sich Schiller viele Freunde, unter denen besonders Goethe zu nennen ist; dem Christenthum aber scheint er nicht näher gekommen zu sein.

Schiller starb am 9. Mai 1805 ohne zur seligmachenden Erfahrung der christlichen Religion hindurchgedrungen zu sein. So lebte und strebte Schiller vom Idealismus begeistert und durchdrungen; er wollte sein Volk heben und umbilden im Sinne der großen humanen Idee. Eine sittliche Begeisterung lebte in ihm, aber Christus, das Licht der Welt, kannte er nicht. Ach! wäre er doch selbst hindurchgedrungen zum Verständniß seiner eigenen Worte, die er so tiefsinnig aussprach:

„Von dem allerersten Werden
Der unendlichen Natur,
Alles Göttliche auf Erden
Ist ein Lichtgedanke nur!"

Bei der Enthüllung der Statue Schillers in Stuttgart 1839, sprach der Festredner, Gustav Schwab, die Zuversicht aus, „daß auch das Herz des großen Dichters wohl nicht so ferne möge gewesen sein von Dem, dessen Namen er zwar wenig aussprach." Was hätte aber dieser „hohe Dichter, der tiefsinnige Lehrer der Völker, der Arbeiter am Bau der Ewigkeiten, der theure Volksgenosse, der unser Stolz und unsere Liebe ist," wie es in der angeführten Festrede weiter heißt, durch seinen großen Geist und durch seine Autorität auf sein Volk und die Völker der Erde auszuüben vermocht, wenn er mit aller ihm zu Gebote stehenden Kunst und Schwung der Worte für eine lebendige und geistreiche Auffassung des Christenthums gewirkt hätte!

Bilder und Thatsachen vom Arbeitsfelde in Deutschland.

Von C. Weiß in Berlin.

Leser, erschrecke nicht! Ich beabsichtige nicht, langweilige Berichte über Missionen und Conferenzsitzungen zu geben, denn das wäre in Haus und Herd nicht am Platze.

Der Hauptsache nach ist unsere Conferenzsitzung denjenigen in Amerika ziemlich gleich, nur mit dem Unterschied, daß bei uns noch mehr die Sprachenverwirrung eine Rolle spielt, wie drüben; denn nicht alle unsere Prediger haben es so weit gebracht, daß sie der parlamentarischen Sprache des Bischofs unbedingt folgen können. Ja wenn gemooved, seconded und resolved wird, so hat man das bald begriffen, aber es giebt auch amendments und allerlei andere Dinge, die erst gelernt werden müssen. Doch können wir uns über Bischof Harris nicht beklagen. Seit 1874 zu Schaffhausen, woselbst sein Begleiter Packhurst am Tage der Unabhängigkeitserklärung Amerika's eine fulminante Unabhängigkeitsrede gegen uns losließ, hat der Bischof bedeutend an Unabhängigkeit gewonnen. Er liest in correctem Deutsch den Bibel-Abschnitt mit echt deutscher Betonung und versteht beinahe Alles, was gesprochen wird. Aber mehr als das, er liebt unser Werk und freut sich über unsere Fortschritte.

So kamen wir denn doch vom Platz und hatten für den Schaden Babels reichlich durch des Bischofs Takt und reiche Erfahrung Ersatz.

Unsere Conferenz zählt jetzt 78 Prediger in voller Verbindung*), 9 Prediger auf Probe; unter den Distrikts-Aeltesten reisen etwa 12 Gehülfen; in der Missionsanstalt werden beim Beginn des Semesters 10 Brüder sein. Zusammen 109. Wir haben eine Mitgliederzahl von 9760, Probeglieder 2359 und einen reinen Zuwachs von ca. 150 Mitgliedern.

Gottlob, wir haben trotz Auswanderung, trotz allerlei Hindernissen, unter welchen manche dürren Aeste vom Baume fielen, noch Zunahme. Waren doch gesegnete Erweckungen auf vielen

*) Den Württembergern wird es interessant sein zu hören, daß in den 3 Zweigen des Methodismus in Deutschland und der Schweiz 77 geborene Württemberger thätig sind. Die 3 Zweige zählen zusammen 8060 Glieder, welche auf 534 Predigtplätze sich vertheilen. In 234 Sonntagschulen werden in 709 Gruppen 10,629 Kinder unterrichtet.

Digitized by Google

Arbeitsfeldern, in Folge dessen eine Schaar von 1580 Probegliedern neu aufgenommen werden konnten. Nach unserer neuesten Ordnung wird auf den meisten Plätzen kein Probeglied aufgenommen, ohne Empfehlungsschein von seinem Klaßführer, so daß wir diese Zahl als eine reelle begrüßen.

Unsere Finanzen stellen sich so, daß zu den Unkosten unseres Werkes zwei Drittel (Mark 236,706) von uns und ein Drittel von der Missionsgesellschaft beigetragen worden ist. Daß wir aber schon auf dem Weg der Independence gewesen sind vor Mr. Packhurst's Rede und bevor Dr. C. sein Annual speech vor dem Missions-Comittee studirt hatte, zeigen folgende unseren Statistiken entlehnten Zahlen:

Jahr.	Mitglieder.	Einnahmen.	pro Glied.
1860	1,687	Mk. 4,246	Mk. 2.59
1870	7,259	„ 76,444	„ 9.70
1880	11,821	„ 207,302	„ 18.14

Man bedenke aber, daß unter dieser Mitgliederzahl viele Frauen und erwachsene Kinder eingeschlossen sind, welche keinen Verdienst haben. Wir mögen gegenüber den Beiträgen in Amerika, woselbst der Verdienst bedeutend höher ist, zurück sein, aber unsere Landsleute von den Staatskirchen haben wir weit überflügelt und ein Princip eingeführt, welches den völlig vom Staat unterhaltenen Kirchen neu war, und seine segensreichen Früchte auch für die Mitglieder der Landeskirche bringen wird.

Unser Werk dehnt sich von den Alpen bis zur dänischen Grenze, vom Rhein bis nach Hinterpommern aus. Dicht besetzt ist Württemberg und die Schweiz, — am schwächsten besetzt ist Preußen. Schreiber dieses hat wohl das größte Arbeitsfeld der Methodistenkirche in der Welt. Er sitzt in einer Stadt von 1,140,000, mit zwanzig Millionen Preußen rings um ihn her, und nur in Neu-Ruppin und dann eine Tagereise weit per Bahn in Colberg und Belgard sind noch drei Vorposten. Noch nie klang mir das Lied: „Es ist noch Raum" so schön wie hier. Kommt, ihr amerikamüden Brüder, auf meinem weiten, großen Bezirk ist Raum für Euch!

Nebst mancherlei andern Unternehmungen haben wir auch das Diakonissenwerk in die Hand genommen und unser Freund T. Eilers sah es dieses Jahr als seine Pflicht an, aus den Reihen der Reiseprediger zu treten und sich als Inspector des Bethanien-Vereins der Diakonissensache zu widmen. Der Verein hat jetzt 22 Schwestern in Thätigkeit und ein unter ihm großgewordener aber losgetrennter Zweig beschäftigt circa 18 Schwestern. Da das Werk bisher selbsterhaltend war, und die Aussichten gut sind, so gedenkt der Verein zum Bau einer eigenen Ausbildungsanstalt — zu einem Krankenhaus zu schreiten.

Unter uns blühen noch zwei liebliche Kinder: Die Missions-Anstalt zu Frankfurt a. M., welche 12 Zöglinge im letzten Jahre hatte mit Dr. L. Nippert als Direktor und A. Sulzberger als Professor. Die Haushaltung wird immer noch großentheils unterhalten durch Geld- und Naturaliensendungen. Ein Professorfonds ist zwar angelegt unter dem Namen „Louise Burkhardt-Fonds", allein es ist auch hier noch Raum da.

Das zweite Kind, welches aber bereits ziemlich groß geworden ist, ist das Buchgeschäft, welches unter Prediger C. H. Doerings weiser Leitung und der kräftigen Mithülfe aller Prediger und Glieder jetzt jährlich Mk. 25—30,000 zu den Unkosten unseres Werkes beiträgt. Unsere Zeitschriften sind in steter Zunahme an Abonnenten begriffen. Der „Evangelist" hat mit seiner Zahl um etwa 1000 die Mitgliederzahl überschritten. Der „Kinderfreund" reist munter wöchentlich ihm zur Seite; der „Missionssammler" bringt 10,000 Lesern monatlich Kunde von der Mission unter Heiden und Christen und dient als Belohnung für Alle, welche wöchentlich oder monatlich von emsigen Bienen eingezogene Gaben für die Mission spenden. Der „Monatliche Botschafter" soll erweckend als Tractat wirken; die „Wächterstimmen" sammeln die Weisheit der Prediger bei den Distriktsversammlungen, indem die besten Abhandlungen hier Aufnahme finden, und wollen durch homiletische Abhandlungen belehrend und anregend für unsere seßhaften Prediger und Ermahner wirken; das von Br. S. Breiter redigirte „Sonntagschul-Magazin" behandelt die internationalen Lectionen und bringt Kunde aus der Sonntagschulwelt.

Schon oft fragte man: Warum habt ihr soviel kleine Blätter und nicht lieber Alles in einem großen. Doch damit würden wir dem Geschmack unseres Volkes widersprechen, welches die großen amerikanischen Blätter nicht liebt, denn es ist noch nicht genug „Reichssinn" vorhanden.

Die vielen Blätter, Tractate und Bücher aber, welche die Conferenz mir und meinem lieben Mitarbeiter, Br. Ruppanner, auf's Herz gebunden hat, erinnern mich daran, daß ich nur noch wenig für heute sagen darf. Jedoch erlaubt man mir vielleicht noch die Frage zu beantworten: Wie steht es mit der Religionsfreiheit in Deutschland?

Manche sind der Ansicht, daß wir seit 1870 volle Freiheit allenthalben genießen. Dem ist nicht so. Frei sind wir in Preußen, woselbst nur eine Anzeige der Versammlung, 24 Stunden vor Abhaltung derselben, beim Schultheißenamt nöthig ist, und wir dafür auch den Schutz eines Polizeidieners genießen können. Freier sind wir in Württemberg, woselbst diese Um-

Digitized by Google

ständlichkeit von der Obrigkeit nicht verlangt wird, aber die Kirchenbehörden Jeden, der zu den Methodisten in die Klassen und zum Abendmahl geht oder sogar seine Todten von ihnen beerdigen läßt, mit Bann belegt. Noch freier sind wir in Baden. Am freiesten sind wir in der Schweiz. Wohl Allen, welche diese frische Alpenluft genießen. Man merkt es auch bei den Conferenzen den freien Söhnen Helvetiens an, aus welcher Luft sie kommen.

Gebunden sind wir in Sachsen, woselbst zwar Vorträge ohne Gesang und Gebet erlaubt, aber Gottesdienste nur auf sechs Plätzen des Zwickauer Bezirks gestattet sind. Unser Prediger in Chemnitz, Br. Burkhardt, war im Laufe des letzten Conferenzjahres nicht weniger als 40 Mal vor verschiedene Behörden geladen worden und doch bestand er die Charakterprüfung an der Conferenz. Das Ministerium erklärte auf eine Eingabe, daß nach seinem und der Kreishauptmannschaften Urtheil zu Gottesdiensten auf den genannten Plätzen, woselbst die ausgetretenen Methodisten wohnten, kein Bedürfniß vorliege. Taufen, Trauungen und Abendmahl-Spendungen wolle man dem Zwickauer Prediger auf den genannten Plätzen erlauben. Br. C. H. Dietrich und H. Burkhardt gingen deshalb vor den König, und wurden von ihm in einer Audienz huldreich empfangen. Derselbe versprach Berücksichtigung der Angelegenheit. Gebundener sind wir im Königreich Bayern, in welchem es ebenso steht, wie in Sachsen, ohne daß irgend ein Bezirk Anerkennung besäße. Doch wurden die Strafen und Maßregelungen auf Verwendung liberaler Abgeordneten beim Ministerium eingestellt.

Am gebundensten wären wir in Mecklenburg. Dort ist noch ganz das alte System. Aber es hat noch Niemand dorthin gelüstet.

In dem Fürstenthum Reuß, welches man vom Frühstück bis zum Mittagessen zu Fuß durchpilgern kann, dreht sich der Streit seit einem Jahr um das hl. Abendmahl. Das hohe Ministerium verlangt, wir sollen Niemand zum Abendmahl zulassen, der nicht seinen Austritt aus der Landeskirche erklärt hat, und richtete eine dahin gehende Petition an unsere jährliche Conferenz. Der Kern der Antwort derselben war etwa folgender: Wir dürfen kein anderes Gesetz der Zulassung zum hl. Abendmahl aufstellen, als was im Wort Gottes geschrieben steht, denn des Herrn Tisch ist aller Christen Tisch. Ist es aber mit Euren Regeln unvereinbar, daß Lutheraner bei uns zum Abendmahl gehen, so übt ihr Kirchenzucht.

Das Erbe.

Eine Straßburger Familien-Geschichte aus der Zeit der Reformation.

Für Haus und Herd bearbeitet von

Paul Eugen.

Siebentes Kapitel.

Die Ritter vom Bundschuh.

Das Dominikanerkloster Walburg hatte eine große Aehnlichkeit mit einer Festung, denn es war ringsum von ziemlich hohen Mauern eingeschlossen, deren Luken sich recht gut in Schießscharten verwandeln ließen. Hinter den Mauern erhoben sich erst die einzelnen Gebäude; sie bildeten ein Viereck und umschlossen einen Garten mit einem offenen Bogengange, dem sogenannten Kreuzgang.

Es war ungefähr um die zehnte Morgenstunde. In der behaglich erwärmten Wohnstube des Priors stand ein wohlbesetzter Tisch, an welchem der Hausherr mit seinem Gaste Würnhart Platz genommen hatte, der sich bereits vom gestrigen Schrecken erholt zu haben schien und tüchtig zulangte.

So ging es denn eine geraume Weile in dem Zimmer äußerst stille zu, bis endlich der Prior sich behaglich in seinem Stuhle zurücklehnte. „So!" erdröhnte der Baß des geistlichen Herrn, „das wäre besorgt, — möge der Herr uns das Mahl gesegnen. Nun aber sprich, mein Sohn, wie es kam, daß du gestern Abend in einem so erregten Zustande unser Kloster betreten? Du zitterteſt an Händen und Füßen und sahst bleich wie der Tod, ja du vermochtest kaum zu sprechen, — sollten dich etwa aufrührerische Bauern verfolgt haben?"

Diese Vermuthung kam dem Junker sehr gelegen und daher antwortete er: „Der Tod des alten Ratbod, den ich während der letzten Zeit gepflegt, hatte mich sehr angegriffen. Der Greis schwebte mir immer vor Augen, als ich zur Abendzeit den heiligen Forst betrat, und ich gestehe offen, daß mich eine abergläubische Angst überfiel, da ich plötzlich hinter mir Tritte vernahm und auf der andern Seite des Waldes allerlei verdächtige Gesichter auftauchten."

„So hab ich also doch recht gehabt," rief der Prior, „denn Nachrichten aus dem Oberelsaß, die uns vor ein paar Tagen zukamen, meldeten die Zusammenrottung von Bauern; daran schloß sich die Mahnung, fein auf der Hut zu sein, denn das Gesindel habe allerorts Anhänger und gehe mit der Absicht um, die Klöster des Landes zu stürmen und auszuplündern, um auf diese Weise die Mittel zum Krieg gegen ihre Herren und Fürsten zu bekommen."

Digitized by Google

Während der Prior sich anschickte, seine soeben ausgesprochenen Befürchtungen noch näher zu begründen, ließ sich ein fremder Mönch durch einen der Klosterbrüder melden, der ihm wichtige Nachrichten zu bringen habe. Er wurde eingelassen und aufgefordert, Bericht zu erstatten. „Nun, frommer Vater," rief ihm der Prior entgegen, „was bringt Ihr neues? Darf ich es wissen?"

„Recht gern," gab der Mönch zurück, „doch taugen meine Nachrichten nicht für jedes Ohr." Bei diesen Worten streifte sein stechender Blick den Junker.

Der Prior verstand den Wink und sagte zu Mürnhart: „Würdest du mir wohl einen Gefallen erweisen, mein Sohn, und dich nach der Bibliothek begeben, um mir ein Buch zu holen, das den Titel führt: Jus episcopale, zu Deutsch: Bischöfliches Recht?"

Es verwunderte die beiden Zurückbleibenden, daß Mürnhart, dessen Neugier Alle kannten, ohne jeglichen Widerwillen dem Geheiße Folge leistete, ja sogar über den Auftrag erfreut zu sein schien. Und das Letztere war er auch wirklich, denn er suchte nach einer Gelegenheit, sich jenes Pergaments zu entledigen, das ihn gleich Feuer in seiner Brusttasche brannte. Eilig entfernte er sich, durchschritt grüßend den Schreibersaal und öffnete die Thüre des Bibliothekzimmers. Nachdem er sie wieder geschlossen, schob er mit großer Vorsicht den Riegel vor, um ja nicht überrascht zu werden.

Während der Junker im Bibliothekzimmer verweilte, entledigte sich der Mönch seiner Mittheilungen, die bedeutsam genug waren, um den für seine werthe Person besorgten Prior mit Unruhe zu erfüllen. Denn er erzählte, daß an den Ufern des Bodensees und im Sundgau die aufständischen Bauern bereits mehrere Klöster gestürmt und die Insassen schwer gemißhandelt hätten; daß ihre Anzahl, gleich einer Lawine, stetig wachse und auch schon im Oberelsaß der dumpfe Ton der Kriegstrommel ertöne und die unheimliche Sturmglocke läute, die noch friedlich ihrer Arbeit nachgehenden Bauern einzuladen, ihre Rechte mit bewaffneter Hand zu erkämpfen, und sich dem sogenannten „Bundschuh," der Genossenschaft der aufrührerischen Rotten anzuschließen.

„So ist also," rief der Prior in ängstlicher Heftigkeit, „der arme Mürnhart wirklich von einem Haufen aufrührerischer Bauern bis an die Mauern unseres Klosters verfolgt worden, so daß er, gleich einem gehetzten Wilde, in der Vorhalle niedersank, nachdem ihn der Bruder Pförtner eingelassen."

„Wer weiß, wen der feige Gesell gesehen," meinte jener, „doch soll es mich nit wundern, wenn er uns die Bauern von Marley und Cronenburg auf den Hals hetzt, denn er gehört zu der Sippe der Hohenhegs, und die Familie ist bei den lutherisch gesinnten Bauern verhaßt, mag der Junker Wolf zehntausendmal die Tochter des alten Ratbod geheirathet haben."

„Aber, was soll ich denn thun, um das Unheil von unserm frommen Kloster abzuhalten?" rief der Prior und rang von Neuem die Hände.

„Gebt dem Mürnhart auf eine feine Art den Laufpaß," lautete der Rath des verschmitzten Mönchs.

„Auf eine feine Art," wiederholte der Klosterherr; „Ihr habt gut reden, mein Bruder, — was nennt Ihr: auf eine feine Art?"

Der Gefragte sann nach, doch plötzlich fuhr er auf und rief: „Ich hab's! . . . Wahrlich eine prächtige Idee! Das nenn' ich zwei Fliegen auf einen Schlag!"

„Nun?" stieß der Prior erwartungsvoll hervor.

„Merkt fein auf, hochwürdiger Vater. Ihr setzt ein Schreiben auf, in welchem Ihr den Straßburger Rathsherren meldet, daß, nach zuverlässigen Nachrichten, die wir soeben erhalten, ihrer Stadt Gefahr durch die empörten Bauern drohe. Mit diesem Schreiben betraut Ihr Mürnhart, der sicherlich sich sehr geehrt fühlen wird, der Bote und Besteller eines so wichtigen Briefes zu sein. Auf solche Weise seid Ihr den Gesellen los und habt Euch den Straßburger Rath verpflichtet."

„Bruder Thomas, Ihr seid ein Mann!" rief Prior Uto entzückt und schloß den Mönch in seine Arme. Dieser aber nickte stumm, da in diesem Augenblicke der Junker Mürnhart mit einem in Schweinsleder gebundenen Folianten zurückkehrte. Der Mensch hatte recht gehabt, denn als Prior Uto seinem jungen Gaste seinen Wunsch zu erkennen gegeben, erklärte sich dieser mit Freuden bereit, noch zur selben Stunde nach Straßburg zurückzukehren. Die Klostermauern, nach denen er sich gestern noch so sehr gesehnt, schienen ihm jetzt zu einer Art von Alp geworden zu sein, und in der That fühlte er sich außerordentlich erleichtert, als er gegen Mittag von dem Pförtner in's Freie entlassen wurde.

Es war ein sonnenheller Tag und das gestrige Unwetter hatte ausgetobt; furchtlos schritt Mürnhart durch den Forst, ja, er vermochte heute sogar über die gespenstigen Bilder, die sich ihm am Abend vorher aufgedrängt, zu lächeln. Indessen schien dieses Lächeln nicht so recht aus dem Herzen zu kommen, sondern zum großen Theil erzwungen zu sein. Als er wieder nach der Stadt zurückgekehrt, fand er aber in Straßburg eine verschiedenartige Aufnahme. Der Rath zeigte sich zwar sehr artig gegen ihn, da er in der Eigenschaft eines amtlichen Boten des Klosters Walburg erschienen war; die Herren

Digitized by Google

ließen dem Prior Uto für seine Aufmerksamkeit herzlich danken und fügten hinzu, daß sie die Umtriebe der Bauern schon gekannt hätten und nicht versäumen würden, die Vermittlerrolle zu spielen, zumal der Rath der Stadt Straßburg bei den Bauern ein großes Vertrauen genieße. Der Empfang, welcher Mürnhart bei seinem Oheim zu theil ward, gestaltete sich dagegen weniger freundlich für ihn. In zorniger Rede warf der Graf seinem Neffen vor, daß dieser sich widerspenstig gezeigt und seinem Befehle geradezu entgegengehandelt habe.

„Bis spät in die Nacht hab' ich daheim auf dich gewartet," schalt der Oheim, „allein du kamst nit, trotzdem du wußtest, daß ich Wichtiges mit dir zu sprechen hatte." Der Junker warf unwillkürlich einen Blick durch's Fenster, um zu sehen, ob der schauerliche Nordost sich wieder erhoben habe, der ihm die Worte des Ohms ohne Unterlaß in's Ohr gerufen hatte.

Er athmete schwer auf und entgegnete: „Ihr könnt wohl denken, welch schauerliche Stunden ich in der Gesellschaft des alten Mannes verlebt, von jenen entsetzlichen Gewissensbissen aber, die ich empfunden, als das Auge des Greises im Tode brach, vermögt Ihr Euch keine Vorstellung zu machen. Michael Ratbod schied mit dem Bewußtsein aus der Welt, daß sein Testament von uns —"

„St!" gebot Hohenheg, die finstern Brauen tief herabziehend, „gewöhne dich daran, in Zukunft mit mir über gewisse Dinge nit mehr zu sprechen, denn es führt zu nichts und reizt nur meinen Zorn. Wo hast du das bewußte Dokument?" fügte er in flüsterndem Tone hinzu.

„Glaubt Ihr," entgegnete Mürnhart mit gut erheucheltem Erstaunen, „ich würde ein solch gefährliches Schriftstück auch nur eine Minute lang bestehen lassen? Ich warf es, sobald Ratbod den letzten Athemzug gethan, in die Flammen des Kamins."

„Gesell," mahnte der Graf, „sprichst du auch die Wahrheit? Komm her und laß dein Wamms untersuchen, ob du es nit dort verborgen."

„Euer Mißtrauen beleidigt mich, Herr Ohm," versetzte der Junker, „ich hab' es wahrlich nit um Euch verdient, denn ich war Euch seither ein gar getreuer Diener."

Der Graf antwortete nicht, sondern begann den Neffen streng zu visitiren. Als seine Untersuchung ohne Resultat blieb, sagte er endlich: „Die Familie Ratbods, namentlich jener Gerbel, ergeht sich in allerlei Vermuthungen: Das Testament Ratbods, welches meine Schwiegertochter Philippine zur Universalerbin einsetzt und ihrem Bruder nur ein Pflichttheil läßt, wird von den Schurken angezweifelt und sie gehen damit um, Sachverständige zu ernennen, welche prüfen sollen, ob die Handschrift des Testaments auch in Wahrheit jene des Michael Ratbod sei."

„Das können sie immerhin," meinte Mürnhart, „sie werden sich bald überzeugt haben, daß die Handschrift echt ist. Sie mögen sich allerdings darüber ärgern, daß ihr Freund Johannes, der ja zu den Propheten der neuen Lehre gehört, im Testamente übergangen wurde und nit die Mittel besitzt, dem Lutherthum Vorschub zu leisten, wie der Gerbel und seine Genossen gedacht und gehofft."

„Wohl, du magst recht haben," pflichtete der Oheim bei, „indessen besitzest du nit einen so erleuchteten Kopf, um gegen alle Angriffe Gerbels gewappnet zu sein; über kurz oder lang würdest du doch in die Falle gehen und dich verschnappen. Darum gehst du sogleich nach Lothringen ab, an die Pfalz Herzog Antons, um meinem Sohne die glückliche Botschaft zu übermitteln, daß die Grafen von Hohenheg nun bald wieder von dem Schlosse ihrer Ahnen Besitz ergreifen werden. Außerdem will ich dir noch einen Brief an den Herzog in die Feder dictiren und ihn dann unterschreiben."

Gegen Mitternacht ritten zwei Reiter aus dem Burgthore der Stadt und schlugen die nach Wasselheim führende Straße ein. Das erste Frühroth leuchtete im Osten auf, als sie an einem ungemein steilen Felsen vorüberkamen, auf dessen Kuppe eine stattliche Ritterburg zu sehen war. Der mächtige, sich inmitten der Ringmauern erhebende Wartthurm blickte auf vier kleinere Thürme nieder, welche die Ecken der Burg bezeichneten. In den kleinen Fenstern spiegelte sich das Morgenroth, und es war, als ob in der erleuchteten Burg ein großes Fest stattfände, so daß das Ohr unwillkürlich auf Pauken und Trommelklänge lauschte. Allein sie blieben aus, denn in der Burg herrschten Oede und Einsamkeit und die großen amtlichen Siegel des Reichskammergerichts, welche überall angebracht waren, zeigten an, daß das alte Ahnenschloß gepfändet sei.

Jetzt lag die Burg im Morgenlichte da; Waldner von Hohenheg deutete zu ihr hinauf und sprach zu dem neben ihm reitenden Mürnhart: „Wenn du mit dem Junker Wolf aus Lothringen zurückkehrst, brauchst du nit mehr den Umweg nach Straßburg zu machen, denn dann wird auf dem Thurme das Banner der Hohenhegs wehen und ich werde Euch entgegenkommen mit Reisigen und Dienern, und ein Fest soll den feierlichen Tag beschließen, ein Fest, wie es Schloß Hohenheg bisher nie gesehen." Und nochmals grüßte er zu den steinernen Mauern des Schlosses hinan, dann gaben die Reiter dem Rossen die Sporen und jagten davon. — — —

Es war vier Wochen später, als der arme Johannes in Straßburg eintraf und in Begleitung

Digitized by Google

Gerbels, Schwarbers und Meister Mathis den Friedhof besuchte, um das Grab seines Vaters zu sehen. Noch hatten die Freunde nicht gewagt, dem trauernden Jünglinge von der sonderbaren Fassung des Testamentes Kunde zu geben, laut deren er von seinem Vater gänzlich übergangen und nur mit einem geringen Pflichttheil bedacht werden war. Endlich aber mußte es doch geschehen, da Waldner von Hohenheg, als der Schwiegervater Philippinens, von dem Ratbod'schen Hause Besitz ergriffen hatte, was ihm von Seiten der Obrigkeit nicht verwehrt werden konnte, da er ein amtlich beglaubigtes Dokument mit der Unterschrift Philippinens vorwies, welche darin dem Grafen Vollmacht ertheilte, die erbschaftlichen Angelegenheiten zu ordnen.

Gerbel war empört darüber, daß Philippine, von deren gutem Herzen er bisher überzeugt gewesen, so handeln konnte und nicht einmal nach Straßburg eilte, um ihren armen Bruder, dessen Ankunft ihr im Voraus gemeldet war, zu trösten und sein hartes Loos nach Kräften zu lindern. Hätte der gute Gerbel freilich geahnt, daß Philippine nur mit Widerstreben jene Vollmacht unterzeichnet und gewaltsam an der Pfalz des Herzogs zurückgehalten worden war, hätte er ihre Thränen und verweinten Augen gesehen und den schmerzlichen Ton vernommen, mit welchem die Arme die Namen ihres Vaters und Bruders rief, so würde er ganz anderer Ansicht gewesen sein. Es waren unheimlich bange Minuten, als in Gerbels Wohnung die Freunde gemeinsam Johannes den letzten Willen seines Vaters kund gaben. Eine Weile stand der Jüngling hoch überrascht da, dann stürzte eine ganze Fluth von Thränen aus seinen Augen hervor und mit einer Wehmuth, die alle Herzen erschütterte, rief er aus:

„Oh, Vater, ich weine ja nit wegen des Mammons, den du mir vorenthalten, sondern weil ich jetzt sehe, daß du mich nit einmal ein klein wenig lieb gehabt hast und mir das Erbe nur entzogst, damit ich es nit zu Gunsten der neuen Lehre, der ich diene, verwerthen kann. Oh, Vater — Vater! Das thut weh, sehr weh!" „Mein lieber Johannes," ergriff jetzt der Pfarrherr Matthäus Zell das Wort, „ich brauche dir wahrlich nit erst zu sagen, daß ich mit dir fühle, wie Alle hier, dennoch muß ich dir in Einem widersprechen; der Standpunkt, welchen dein lieber Vater in letzter Zeit zu unserer evangelischen Kirche einnahm, war ein so freundlicher und wohlwollender, wie ihn nur ein treuer Anhänger einnehmen kann. Das Neue Testament, welches Freund Gerbel ihm zum Geschenk machte, brachte einen vollständigen Umschwung in seinen Anschauungen hervor und er starb im lebendigen Glauben an das Evangelium."

Während dieser Rede hatte Gerbel jene blecherne Kapsel herbeigeholt, welche ihm von Michael Ratbod an dessen Todestage übergeben worden war. Er händigte sie, nebst dem mit einem Siegel versehenen Schlüssel an Johannes aus, unter Hinzufügung der nöthigen Erklärung. Mit tiefer Rührung entfaltete der Jüngling das Pergament, welches die Kapsel barg, und las mit lauter, aber gebrochener Stimme wie folgt:

„Sohn meines Herzens!

Wenn diese Schriftzüge dir zu Gesicht kommen, ruht mein Körper in der kühlen Erde und weilt meine Seele bei Gott. Du aber weine nit um mich, denn mir ist wohl, und möge dich das Bewußtsein trösten, daß mein Herz, noch ehe der Tod mit seinen kalten Fittigen mich berührte, Frieden gefunden hat in Christo Jesu. Mein Sohn, da du von mir schiedest, war ich noch ungehalten, daß du ein Anhänger der neuen, evangelischen Lehre seiest und dein Leben ihrem Dienste widmen wolltest. Nachdem mir aber durch meinen lieben Martinus Luther der köstliche Schatz des Evangeliums gezeigt worden ist und nachdem meine Seele die seligen Verheißungen des Heilands in sich aufgenommen, seit dem Augenblicke danke ich stündlich meinem Schöpfer, daß er mir in dir einen Sohn gegeben, der ein wahrer Diener Gottes werden will, und daß du bei dem Manne verweilst, den ich liebe und verehre, wie nur ein Mensch seinen Nächsten lieben und verehren kann, nämlich bei dem Doctor Martinus Luther. Mein Sohn, ich habe nichts, als ein Herz voll Liebe, bald aber wird der Augenblick nahen, wo es bricht. Das Erbe, das ich zurücklasse, theile mit deiner armen Schwester Philippine; es haftet daran, Gottlob! keine Sünde, denn es ist durch ehrliche Arbeit erworben, nütze auch du es aus zur Ehre Gottes und seines lieben Sohnes.

Noch einmal, weine nit um mich, wenn ich gestorben bin, sondern gönne meinem Körper die Ruhe und meiner Seele die ewige Seligkeit durch Jesum Christum. Amen.

Dein
Dich herzinnig liebender
Vater."

Johannes schwieg, und die Anwesenden blickten einander erstaunt an, denn der Widerspruch, welcher zwischen diesem Briefe und dem Testamente bestand, gab Jedem zu denken. Gerbel war der Erste, welcher die Stille unterbrach und ausrief: „Ich habe dem mißtrauischen Gedanken, der mein Herz seit unsers lieben Freundes Tod beschlichen, bisher keinen Ausdruck verliehen, jetzt aber sage ich's kühn und offen: das Testament, welches Johannes nur den Pflichttheil zuerkennt, ist entweder gefälscht, oder erschlichen; die Namen der Schurken brauche ich sicherlich nit

erst zu nennen. Was ist Eure Meinung, Meister Matthis?"

„Auch in meinem Herzen hat sich das Mißtrauen festgesetzt," entgegnete der Pfarrherr, „trotz alledem wollen wir nit zu rasch den Stab brechen, sondern erst prüfen. Als wir an das Todtenbett unsers Freundes gerufen wurden, hielt er das Testament, welches seinen letzten Willen kund giebt, fest umklammert in seiner starren Hand: ein sicheres Zeichen, daß er es noch kurz vor seinem Ende gelesen. Schon aus diesem Grunde glaube ich an keine Fälschung, dagegen nehme ich mit ziemlicher Bestimmtheit an, daß der Graf mit Hülfe Nürnharts, der Tag und Nacht bei dem kranken Greise verweilte, ein neues Testament erschlichen hat."

„So ist's und nit anders," mischte sich Peter Schwarber in's Gespräch, „lehrt mich die beiden Schurken nit kennen; sie haben den altersschwachen Gevatter Ratbod in ihrem Netz gehabt und alles mit ihm anfangen können. Wer weiß, was sie dem guten Alten vorgelogen."

„In diesem Falle aber würde mir unser Freund nit wenige Stunden vor seinem Tode jene Kapsel mit dem Schreiben gegeben haben, um sie seiner Zeit an Johannes abzuliefern," wandte der Rechtsgelehrte ein und gab damit den Anwesenden von Neuem zu denken. Nach längerem Hin- und Herreden kam man dahin überein, die Vollstreckung des Testaments vor der Hand abzulehnen und die Richtigkeit des Dokuments anzuzweifeln.

Noch war in dem Prozesse, der deßhalb zwischen dem Grafen von Hohenheg und Johannes schwebte, keine richterliche Entscheidung erfolgt, als im gesammten Elsaß der unselige Bauernkrieg ausbrach. Kein Ereigniß hat dem Fortschreiten der Reformation so geschadet, als dieser Kampf, in welchem Ströme Blutes vergossen wurden. Es ist wahr, die Lage der Bauern war damals eine furchtbar gedrückte, denn es lasteten auf dem armen Landvolke eine Menge Abgaben und Frohnen, welche von Jahr zu Jahr zunahmen; umsonst hatten die Bauern um Abhilfe gebeten, rücksichtslos und unbarmherzig fuhren die Herren fort, sie zu knechten. Besonders gegen die reichen Prälaten und adeligen Herren richtete sich der Haß derselben, und da sie recht gut wußten, daß es auch in den Städten Leute gab, die zu ihnen hielten, so ging ihr Plan dahin, sich vor allem in den Besitz der Städte zu setzen und dann mit vereinter Macht die Herrschaften und Fürsten anzugreifen. Ende April standen gegen 13,000 bewaffnete Bauern zu einer Armee vereinigt im Elsaß. Keine Macht zeigte sich stark genug, der wüthenden Schaar Widerstand zu leisten und schon waren die aufständischen Bauern Herren der Stadt Weißenburg geworden, deren reiche Abtei sie besonders angereizt hatte. Die Mehrzahl der Bürger öffnete den Anstürmenden von selbst Thor und Thüren, „denn," riefen sie sich gegenseitig zu, „sollen wir uns von den Bauern um Gut und Leben bringen lassen, um den Abt zu schützen, der uns selbst bedrückt und beschwert?" Auf diese Weise fiel Weißenburg in die Hände der Bauern und die stolze Abtei in Trümmer. Im Hagenauer Forst hatte sich gleichfalls eine Anzahl Aufständischer gesammelt und ihr Hauptquartier im Kloster zu Neuburg aufgeschlagen, das sie nach blutiger Gegenwehr der Mönche gleichfalls eroberten und niederbrannten.

Noch war seitdem keine Woche verflossen, als in Straßburg die Kunde anlangte, daß auch Zabern von den rebellischen Bauern genommen worden und der Bischof geflüchtet sei, daß aber auch gleichzeitig ein lothringisches Heer, in der Stärke von 14,000 Mann in Eilmärschen gegen sie heranziehe.

Johannes, welcher den Herzog Anton von Lothringen als einen finstern, harten Ritter kannte, ahnte sofort, daß derselbe das Amt eines Richters in dem Kampfe gegen die Bauern nur übernommen hatte, um einen Religionskrieg zu entfachen und den Fortschritten der Reformation im Elsaß zu schaden. Er faßte daher insgeheim den Entschluß, sich allein in das Lager der aufständischen Bauern zu begeben und Alles aufzubieten, sie zu einer friedlichen Umkehr zu bewegen. Ohne einem seiner Freunde den Zweck seiner plötzlichen Abreise kund zu geben, bestieg er sein Roß und ritt nach Zabern. Niemand hatte ihn bemerkt, als er Straßburg verließ, ein Einziger ausgenommen, nämlich sein heftigster und erbittertster Gegner, Waldner von Hohenheg. Ohne daß Johannes eine Ahnung davon hatte, folgte ihm der Graf nach und auf diese Weise gelang es demselben, hinter den Zweck zu kommen, welchen der Jüngling mit seiner heimlichen Reise verband.

Als Johannes in Zabern eintraf, erschien bereits auf den nächsten Höhen der Vortrab der Lothringer, doch fielen am ersten Tage nur wenige Scharmützel vor und die leichte Reiterei des Herzogs, welche die Gegend durchstreifte, machte einige Gefangene, die der Herzog angesichts der Stadt aufhängen ließ. Dies erbitterte die Bauern nur noch mehr, welche jetzt in Jedermann, der ihnen noch von Frieden und Rückzug sprach, einen Verräther witterten. Infolge dessen hatte Johannes einen harten Stand, doch fürchtete er sich nicht, sondern sprach frei vom Herzen weg, und fußte namentlich darauf, daß Luther, dessen Freiheitslehre von den Bauern in schlimmster Weise ausgebeutet worden sei, gleichfalls ihr Thun verdamme.

Die rasenden Empörer hörten jedoch nicht auf ihn, sondern hielten ihn als Gefangenen fest,

Digitized by Google

„damit," wie die fürsorglichen Worte ihres erzürnten Befehlshabers lauteten, „der Herr Studiosus nit entwischen und dem Feinde ihre Stellungen und Befestigungen verrathen könne."

Am Morgen des nächsten Tages ließ Herzog Anton das grobe Geschütz gegen die Stadt richten und bald lag sie in Brand. Viele hunderte von Bauern kamen in den Flammen um oder wurden von dem anstürmenden Feinde erschlagen; gegen 18,000 Menschen verloren an jenem unglückseligen Tage das Leben; die Stadt wurde geplündert, alles Gold und Silber weggeführt und viele unschuldige Bürger gefangen genommen.

Die Hauptleute der Bauern hatten sich in das bischöfliche Schloß geflüchtet, allein sie wurden bald entdeckt und in Fesseln gelegt.

Mit dem Herzog war auch sein Verbündeter, Graf Waldner von Hohenheg, in das Schloß gedrungen und rief den Gefangenen herrisch zu: „Wo habt Ihr den jungen Geistlichen versteckt, der vor zwei Tagen in Euer Lager kam? Gebt Antwort, oder ich lasse Euch bei lebendigem Leibe verbrennen!"

„Wenn Ihr den jungen Herrn, der allerdings ein treuer Verbündeter von uns gewesen, haben wollt," antworteten sie höhnisch, „so müßt Ihr Euere Beine in Bewegung setzen und hinter ihm her nach Straßburg jagen, denn wir haben ihn schon gestern aus unserm Lager entlassen, damit er uns die schwarzwälder Bauern zu Hilfe rufe."

Hohenheg stampfte wüthend mit dem Fuße und biß die Lippen blutig; war ihm ja doch sein ganzer schöner Plan mißglückt, denn wäre Johannes als Rebell in die Hände der Lothringer gefallen, so hätte er, namentlich als ein Anhänger und Verbreiter der lutherischen Lehre, sofort den Tod erlitten, der Graf dagegen wäre den unbequemen Erben für alle Zeiten los gewesen.

Drei Tage nach dem Blutbad von Zabern zog Herzog Anton wieder ab, und es war ein Glück für unsern Johannes, daß er erst nachher in seinem Gefängniß von einigen Bürgern der Stadt Zabern entdeckt wurde, denn sonst wäre es ihm übel ergangen. Seine Nahrung während der vier Tage, die er in dem unterirdischen Gewölbe zubringen mußte, hatte aus einigen Zwiebeln bestanden, die er in seinem Gefängniß aufgestöbert. Daß diese nicht ausreichten, um unsern Freund bei Kräften zu erhalten, versteht sich von selbst, und so mußte er Gott doppelt dankbar sein, daß jene Bürger, welche ihn aus dem Kerker erlösten, gut evangelisch gesinnt waren und den jungen Studiosus daheim in ihrer Wohnung pflegten. In einem Briefe meldete er seinen Straßburger Freunden das Mißgeschick, das ihn betroffen, bat sie wegen seiner heimlichen Handlungsweise um Verzeihung und drückte am Schlusse des Schreibens die Hoffnung aus, sie innerhalb der nächsten acht Tage in Straßburg zu begrüßen, denn in dieser Zeit hoffte er wieder bei Kräften zu sein. Groß war aber sein Erstaunen, als nach einigen Tagen Gerbel bei ihm in Zabern anlangte und ihn in dem kleinen Stübchen aufsuchte, das sein freundlicher Wirth ihm eingeräumt, wo er ihm mittheilte, daß der berüchtigte Bauernoberst von ihm als einem Verbündeten gesprochen habe und Graf Hohenheg, mit Hilfe des zur Zeit in Straßburg verweilenden Bischofs, der ihm plötzlich sehr wohlwolle, alle Mittel in Bewegung setzte, einen Verhaftsbefehl gegen Johannes zu erwirken.

„Das ist ja ein ganz nichtswürdiges Lügennetz, mit dem man mich umgeben hat!" rief Johannes außer sich und theilte in ausführlicherer Rede, als er es im Briefe hatte thun können, dem Freunde alle seine Erlebnisse mit. „Ich werde," fügte er hinzu, „schon morgen nach Straßburg zurückkehren und mich beim Rathe der Stadt vertheidigen." „Das Straßburger Weichbild betreten," entgegnete Gerbel traurig, „heißt, dem Rathe die Möglichkeit benehmen, dich auf freiem Fuße zu lassen und den ärgerlichen Vorfall der Vergessenheit anheim zu geben." „So soll also mein Gegner Recht behalten und ich unschuldig leiden?" gab Johannes verletzt zurück. „Aber, mein Sohn, siehst du denn nit ein, daß der Graf die lügnerische Aussage des Bauernobersten nur dazu benützt, um dich für immer los zu werden, damit er ohne Sorge das dir geraubte Erbe antreten kann?" erwiderte Gerbel betrübt; und Johannes mußte der Ansicht des erfahrenen Mannes beipflichten.

„Er ist ein gar schlauer Patron, dieser Waldner von Hohenheg," fuhr dieser weiter fort. „Damit du nit der einzige Angeklagte seiest, hat er es sogar versucht, unsere Freunde Zell, Butzer und Kapito zu verdächtigen, den Aufruhr begünstigt zu haben. Denn nur von ihm stammt das Gerücht, die gefangenen Bauern hätten zu Zabern eingestanden, daß die Straßburg'schen Prediger sie zum Aufruhr verleitet. Glücklicher Weise hat dies nit viel zu bedeuten, auch ist bereits Kapito mit der Herausgabe einer Schrift beschäftigt, welche ihn und seine Amtsbrüder vollständig rechtfertigen wird. Bei dir dagegen, mein armer Johannes, liegt die Sache anders, denn Hohenheg hat einen falschen Zeugen aufgestellt, der seine Anklage unterstützt."

„Was aber soll ich thun?" rief Johannes verzweifelt.

„Vorläufig nach Wittenberg zurückkehren," versetzte Gerbel achselzuckend. „Das Pflichttheil, welches dir die Erbschleicher im Testament nit abwendig machen konnten, reicht glücklicher Weise hin, daß du deine Studien vollenden kannst. Das Weitere wollen wir für jetzt Gott anheim-

Digitized by Google

stellen. Ich habe jene kleine Summe gleich mitgebracht; sie ward mir gestern von dem Gericht angewiesen, da wir unsern Prozeß gegen die Hohenhegs verloren haben. Die aufgestellten Sachverständigen bestätigen die Aechtheit des Testaments, gegen Erbschleicherei aber ist nichts zu thun, wenn man nit klare Beweise hat."

Eine längere Pause entstand. Johannes war an's Fenster getreten, endlich wandte er sich seinem Pathen wieder zu und sagte in frommer Ergebung: „Das Glück des Menschen besteht nicht im Besitze irdischer Reichthümer, sondern in dem Bewußtsein des Herzens, nach Gottes Geboten gehandelt zu haben. Ich war reich und bin jetzt arm, wie es ein rechter Jünger des Heilands sein muß, wenn er sein Kreuz auf sich nehmen und ihm folgen will. Nur die Liebe zu ihm vermag den Frieden zu geben, den ich jetzt erlangt habe, da ich arm aus der Heimath scheide, wie es vorher meinem Vater zu Theil wurde, als er von seinen irdischen Reichthümern aus diesem Leben schied." Und schon nach Verfluß von drei Tagen lag die alte Heimath mit ihren heiligen Erinnerungen hinter Johannes, der freudigen Herzens wieder nach Wittenberg zog.

Die Judenverfolgungen in Rußland.

Haus und Herd hat schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß die Judenfrage in Rußland zwei Seiten habe. Das „Daheim" bringt nun unter obiger Ueberschrift einen Artikel, welcher die andere Seite zeigt. Wir theilen denselben im Auszug mit.

„Die ehemals polnischen oder litauischen Provinzen Rußlands entbehren des Bürgerthums vollständig. Die Kleinrussen, die Polen, die Litauer bewohnen als Edelleute, Geistliche oder Bauern das Land, in den Städten sitzt neben dem Beamten ausschließlich der Jude. Man denke, wenn von dem polnischen Juden die Rede ist, nur nicht an unsere Juden. Ohne in unser Volk wirklich aufgegangen zu sein, haben diese sich demselben immerhin stark genähert und zwar nicht nur äußerlich, in Sprache, Gewohnheiten und Kleidung, sondern auch innerlich. Bewußt oder unbewußt haben sie mit der Luft, die sie unter uns athmen, auch bis zu einem gewissen Grade die aus dem Christenthum entstandenen Ideen sich angeeignet, welche ein Gemeingut der christlichen Völker Europas sind. Selbst der meist ganz religionslose, gebildete deutsche Jude steht insofern immerhin im Banne des Christenthums, als die philosophischen Systeme, durch die er sein religiöses Bedürfniß zu befriedigen sucht, direkt oder indirekt (wie z. B. bei Spinoza) aus der Welt des Neuen Testamentes hervorgegangen sind. Die besseren unter ihnen haben immerhin nur eine Moral, die allen Menschen gegenüber die gleiche Geltung hat und wenn sie nicht selten ihre Volksgenossen bevorzugen, so geschieht es oft mehr infolge einer natürlichen Sympathie, als mit Absicht und Bewußtsein. Dem entsprechend verhält sich auch ihr Gewissen.

„Von allem diesen ist bei den polnischen Juden nicht die Rede. Zwischen ihnen und der slawischen Bevölkerung, unter der sie sitzen, besteht gar kein gemeinsames Band. Unsere Juden sind mitunter oder thun oft empört, wenn man von ihnen als von Angehörigen eines fremden Volkes spricht. In Rußland wird diese Entrüstung weder empfunden, noch auch nur geheuchelt. Die Thatsache liegt dort so nackt und bloß zu Tage, daß sie von allen Seiten, also auch von jüdischer, ohne Weiteres zugegeben wird.

„Der Russe gehört auch einem anderen „Volke" an, als der Deutsche, und dieser wie jener ist sich dieses Unterschiedes bewußt, aber kein rechtschaffener Russe wird sich durch denselben berechtigt glauben, dem Deutschen gegenüber nach anderen moralischen Grundsätzen zu verfahren, als gegen den Volksgenossen. Das ist im Verkehr zwischen dem polnischen Juden und den umwohnenden Völkerschaften anders. Der Jude hat hier eine doppelte Moral. Die eine gilt für den Verkehr mit den Juden, die andere für den Umgang mit den Gojim (d. h. den Nichtjuden). Derselbe Jude, der es aus sittlichen Beweggründen unterlassen wird, einen Volksgenossen zu hintergehen, betrügt den Goi, ohne sich ein Gewissen daraus zu machen. Aber der Jude weiß nicht nur nichts von einem gemeinsamen Sittengesetz, er betrachtet auch das bürgerliche Landesgesetz als für sich nicht verbindlich. Wenn er es straflos umgehen kann und es umgeht, so macht ihm sein Gewissen keinen Vorwurf daraus. Für ihn hat nur das jüdische Gemeindegesetz verbindliche Kraft, das Staatsgesetz nicht. Er betrachtet letzteres so, wie etwa die Franzosen die vom deutschen Militär erlassenen Vorschriften angesehen haben mögen.

„So denkt und empfindet nicht nur der Einzelne, sondern auch die Gesammtheit. Der Kahal, die aristokratisch organisirte Gemeindevertretung, handelt nach denselben Grundsätzen, dem Staate gegenüber hier, den Gojim gegenüber dort. Mit eiserner Strenge wird darauf gehalten, daß kein Jude sich einfallen läßt, die staatliche Autorität anzuerkennen, etwa dadurch, daß er einen Volksgenossen vor dem bürgerlichen Gericht belangt. Acht und Aberacht wird über ihn verhängt von der Grenze Kurlands (die kurischen Juden sind größtentheils emanzipirt und stehen

Digitized by Google

mehr oder weniger wie die Juden in Deutschland) bis zum Schwarzen Meere verschließt sich vor ihm jedes jüdische Haus. Dafür ist aber auch der Kahal bereit, für den Einzelnen einzustehen, wenn der Staat etwa Ansprüche an ihn erhebt und auch sonst seinen Vortheil wahrzunehmen. Er breitet seine starke Hand schützend über ihn aus, wenn er, was oft vorkommt, mit dem Strafrecht aneinander geräth, und er schützt ihn vor Konkurrenz, wenn er damit beschäftigt ist, sich auf Kosten des Staates oder eines Goi ein Vermögen zu machen. Es kommt eine Lieferung für den Staat zum Ausbot und der Kahal verbietet, daß jemand weniger verlange, als der und der; ein Anderer ist damit beschäftigt, einen Gutsbesitzer durch wucherische Darlehen auszusaugen, und der Kahal verbietet, daß jemand dem Betreffenden zu geringeren Zinsen Geld gäbe. Der Kahal gewährt also von sich aus ein Monopol, verkauft es mitunter geradezu (vgl. z. B. Richard Andree: Zur Volkskunde der Juden. Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. 1881, S. 137).

„Diese Leute nun haben den gesammten Handel und Wandel in Händen. Sie bewohnen im allgemeinen die Städte, aber sie haben Ausläufer in jedem Dorfe in der Form von Schenkwirthen, die in der Regel zugleich Wucherer sind.

„Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Städtebewohner den Bewohnern des flachen Landes vielfach überlegen sind. Schon das engere Zusammenleben, der verschärfte Kampf ums Dasein bringt das mit sich. Hier hat es nun gar eine für den Erwerb ganz besonders geeignete Rasse mit einer anderen zu thun, der die dafür erforderlichen Eigenschaften durchgehend fehlen. Der Kampf, der seit vielen Jahrhunderten geführt wird, nahm nur, wenn er mit den Waffen gekämpft wurde, einen für die Landleute günstigen Ausgang. Sie schlugen dann ein paarmalhunderttausend Juden todt. Spielte der Kampf dagegen auf wirthschaftlichem Gebiet, so unterlagen die Landleute stets. In unserem Jahrhundert war es so gewesen und das Landvolk war vollständig in die Hände der Juden gerathen. Ich habe mir die Zustände von mehreren mir durchaus kompetent erscheinenden Beobachtern, die sie genau kannten, eingehend schildern lassen. In Südrußland gehört alles den Juden: das Vieh im Stall des Bauern, das Stroh auf dem Dache, der Halm, der eben erst auf dem Felde aufsproßt.

„Nun denke man sich die Lage des Landmannes. Er ist in die hoffnungsloseste Schuldsklaverei gerathen, und sein Herr ist nicht etwa ein Edelmann, der immerhin aus seinem Volke hervorging, sondern ein Fremder, der sich als solcher auf hundert Schritt kennzeichnet. Sein Antlitz ist fremd, sein Leib ist anders gebaut, seine Tracht ist eine andere. Er spricht eine andere Sprache, er bekennt eine andere Religion, er hat keinerlei Sympathie mit seinem Schuldknecht. Wenn der Hörige zu seinem feudalen Baron aufblickte, so gewahrte er, daß dieser wenigstens persönlich allezeit bereit war, für die Nation einzutreten. Auch dieses versöhnende Moment fällt in unserem Falle fort, denn der Bauer sieht, daß der Jude sich allen Pflichten, die der Staat auferlegt, immer und überall, wenn irgend möglich entzieht, daß er mit demselben in stetem Kriege lebt. Es giebt nichts, was den Bauer mit seinem grausamen Gläubiger auch nur einigermaßen aussöhnen könnte. Er verachtet den, den er doch auch fürchten muß.

„Aber der Bauer hat nicht nur das berechtigte Gefühl, unter einer meist durch List und Betrug über ihn gekommenen Fremdherrschaft zu stehen, sondern es leben auch noch Erinnerungen in ihm an eine Zeit, da dieser selbe Jude demüthig zu den Füßen seiner Vorfahren lag und um sein Leben flehte.

„So liegen die Dinge, und nun frage ich jeden einigermaßen besonnenen Menschen, ob es da noch besonderer „Hetzer" bedarf, um die Judenverfolgungen in Szene zu setzen. Sie sind so naturgemäß, wie der Umstand, daß ein tropfenweise gefülltes Faß überläuft, wenn es voll ist.

„Aber warum treten diese Verfolgungen gerade jetzt auf? Warum machte sich der Volkshaß nicht schon vor einer Generation Luft? Die Antwort liegt auf der Hand: weil die liberale Gesetzgebung der Regierung Alexanders II., weil die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Hebung der Verkehrsmittel und anderes mehr erst jetzt dem Spiel der wirthschaftlichen Kräfte freiere Hand ließ, und infolge dessen der wirthschaftlich so überlegene Jude seine Schuldknechte erst ganz und voll ausbeuten konnte. So lange im Gebiet der schwarzen Erde der Weizen als Gegenstand des Handels meist so gut wie werthlos war, konnte auch der Jude mit ihm nichts anfangen und überließ ihn dem Bauer, seit es aber Eisenbahnen giebt, hat sich beides geändert. Der Ausgang einer Spekulation auf das Erbgut des Edelmannes war immerhin zweifelhaft, während die Bauerngemeinde in ihrer Schwerfälligkeit ein fast wehrloser Gegner ist.

„Es war interessant zu beobachten, welche Versuche von der ganz jüdischen Presse Oesterreichs und der mindestens zur Hälfte jüdischen Presse Deutschlands gemacht wurden, um die Erscheinung auf eine Weise zu erklären, welche die polnischen Juden als die harmlosen Opfer einer bethörten Bauernmasse erscheinen lassen konnten.

„Wer nur die deutschen Zeitungen liest, muß glauben, daß die russische Regierung den Judenverfolgungen nicht nur unthätig zusah, sondern auch an ihrem Theil und in ihrer Weise mit

Digitized by Google

verfolgte. Nichts kann unwahrer sein. Die russische Regierung ist zunächst gegen die Volksaufläufe mit wahrhaft drakonischer Strenge vorgegangen, mit einer Strenge, welche selbst in der entschieden liberalen, durchaus judenfreundlichen russischen Presse (z. B. im Poriadok) mehr als einen Schreckensschrei wachrief. Das blieb freilich den deutschen Zeitungslesern sorgfältig verschwiegen. Nach den Emeuten in Odessa durchzogen Strafkommandos in weitem Umfange die Dörfer. Dieselben wurden umzingelt, Haus für Haus wurde abgesucht. Wo sich geraubtes Gut fand, wurden die Schuldigen ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht unbarmherzig gepeitscht. In der Stadt Odessa selbst wurden weit über tausend Menschen körperlich gezüchtigt.

„Nicht minder energisch verfuhr die russische Regierung in Warschau, wo wiederum Tausende verhaftet und durch ein beschleunigtes Verfahren abgeurtheilt wurden. In Südwestrußland wurde das Standrecht proklamirt, überall mußten Strafanträge, die aus Anlaß dieser Unruhen bei den Friedensrichtern gestellt wurden, allen anderen vorangehen, das russische Strafrecht mit seiner in diesen Dingen so furchtbaren Strenge war überall rücksichtslos in Bewegung gesetzt.

„Niemand wird von den russischen Judenverfolgungen ohne Bedauern gehört haben. Leidenschaftlich erregte Volksmassen sind schlechte Richter und noch schlechtere Büttel. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß die eigentlich Schuldigen die durchtriebenen Köpfe rechtzeitig aus der Schlinge zogen und gerade die Opfer der Verfolgungen verhältnißmäßig unschädliche Menschen waren, die schon ihre Armuth und ihre Unbildung verhinderten, die Ausbeutung in größerem Maßstabe zu betreiben. Wer außerdem die untersten Volksklassen einer deutschen Stadt während eines Auflaufs beobachtete, der wird sich ungefähr eine Vorstellung davon machen können, wie es bei diesen Anlässen in Kleinrußland und Polen hergegangen sein mag. Immerhin wird man gut thun, die betreffenden Zeitungsnachrichten mit dem äußersten Mißtrauen aufzunehmen. Die Juden gehörenden, von Juden redigirten oder von jüdischen Anzeigen abhängigen Blätter feierten in dieser Beziehung in letzter Zeit Lügenorgien, die selbst einen in diesen Dingen blasirten Journalisten in Erstaunen setzten. Ich erinnere nur an den famosen Bericht des jüdischen Arztes über das Odessaer Hospital."

Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Schlafzimmer. Reinlichkeit ist das große Haupterforderniß. Alle Lebensthätigkeit ruht während der Stunden des Schlafes und nur das Athmen geht ununterbrochen vor sich; deshalb ist reine Luft in dem Schlafzimmer von besonderer Wichtigkeit. Stets sollte eine Verbindung mit der äußeren Luft vorhanden sein und bei warmer Witterung mögen Fenster und Thüren offen stehen. Wenn ein Luftzug am Tage oder auch des Nachts, so lange er die Schlafenden nicht gefährdet, durch das Zimmer stattfinden kann, um so besser. Die verdorbene Luft, welche in den Schlafzimmern entsteht — die von dem menschlichen Körper durch die Lunge und Haut stattfindenden Absonderungen — setzt sich an Teppichen, Vorhängen, Bettzeug und Kleidung fest, und durchdringt sie mit fauliger oder vielleicht auch einer giftigen Substanz, wenn nicht ein fortwährender Reinigungsprozeß durch reichliches Lüften und die Einwirkung des Lichtes, namentlich des Sonnenscheins, stattfindet. Das Bett sollte nicht wieder gemacht werden, bis Kissen und Bettzeug durchlüftet sind, und je mehr dies im hellen Sonnenschein und der Luft im Freien geschehen kann (namentlich im Sommer), desto besser ist es. Auch die Nachtkleider sollten gut durchlüftet werden. Das Zimmer sollte möglichst frei gehalten werden von allen starken Gerüchen und auf's Einfachste eingerichtet sein; schwere Teppiche und Vorhänge, sowie auch viele Verzierungen passen nicht in ein gesundes Schlafzimmer. Hat man das Zimmer einige Stunden ausgelüftet, dann reinige man es und bringe es in Ordnung, schließe die Läden, damit Fliegen und Ungeziefer nicht eindringen und am Abend, wenn es dunkel ist, öffne man Fenster und Thüre. Die Schlafzimmer sind oft überfüllt. Es wäre gut, wenn Jeder, der alt genug ist, ein Bett für sich allein hätte. Für die Gesundheit wäre durch diese Einrichtung viel gewonnen. Aber in den meisten Familien wird ein Säugling zwischen zwei Erwachsene gelegt, und der Mann des Hauses, der den ganzen Tag seinen Berufsgeschäften nachgehen muß, wird oft die halbe Nacht hindurch gestört. Es ist besser, die Mutter nimmt das Kleinste mit in ihr Bett; es ist zwar eben so schlimm, wenn sie durch übermäßige Sorge und Mangel an Nachtruhe krank wird, aber — werden die Gesundheitsregeln beachtet in Bezug auf frische Luft und Nahrung (den kleinen Kinden gebe man ein leichtes Nachtessen) — so wird man sich wenig über Störungen in der Nacht zu beklagen haben, weil gesunde Kinder ruhig und ohne Unterbrechung schlafen. (Am. Agr.)

Canning Tomatoes. Man nimmt reife, gut geformte Tomatoes, reibt sie ab und legt sie in eine reine Blechschüssel, gießt kochendes Wasser darüber, deckt sie einige Minuten zu und zieht dann die Haut

Digitized by Google

ab mit einem dünnen, spitzen Messer. Man sei vorsichtig, daß sie ganz bleiben, lege sie in die Gläser, die zum Einmachen bestimmt sind, nehme ein wenig Salz und Saft genug von den weichen Tomatoes, bis die Frucht bedeckt ist. Dann stellt man die angefüllten Gläser in den Waschkessel, füllt ihn mit kaltem Wasser bis an den Hals der Gläser und läßt Alles gut durchkochen, nimmt die Frucht aus dem heißen Wasser und schraubt die Gläser zu. Nach fünf Minuten öffnet man sie und sieht nach, ob sie voll sind, wenn nicht, nimmt man kochenden Saft aus einem anderen Glase und gießt so viel nach, bis die Gläser voll sind. Man schraubt sie so fest wie möglich, reibt die Gläser rein, läßt sie ruhig stehen bis sie kalt sind, und darnach stellt man sie an einen kühlen und dunklen Ort.

Tomatoes in Essig eingemacht. Man nimmt ein Peck grüne Tomatoes, zwei große Zwiebeln, zwei grüne Pfeffer, schneidet dies in dünne Scheiben und streut darüber ein halbes Pint Salz, man läßt es über Nacht stehen in einem porzellanenen Kessel oder hölzernen Schüssel, und Morgens gießt man sie auf ein Sieb und läßt sie ablaufen. Dann nimmt man drei Quart vom besten Essig, eine Unze ganzen schwarzen Pfeffer, eine Unze ganzen Senfsamen, thut alles in den Kessel, deckt es zu und stellt es auf's Feuer. Fängt es an zu kochen, so rührt man es einigemale um und läßt es zugedeckt erkalten. Dann gießt man es in steinerne Krüge, legt inwendig darauf einen kleinen Teller, damit der Essig die Frucht bedeckt. Nach zwei Tagen gieße man den Essig ab, koche ihn über, und wiederholt man dies einigemal, so schützt es die Frucht vom Verderben.

Bemerkung. Eingemachte Essiggurken und Tomatoes müssen oft untersucht werden, weil der Essig nicht immer echt ist, und in solchem Falle, wenn sich weiße Punkte auf den eingemachten Sachen zeigen, thut man das ganze auf ein Sieb, nimmt andern Essig, läßt ihn aufkochen, reinigt die Krüge, legt die Gurken oder Tomatoes wieder hinein und gießt den kochenden Essig darüber, deckt es zu mit einem Teller bis es erkaltet und stellt die Frucht an einen kühlen Ort.

Pfirsiche in Essig eingemacht. Man nimmt eine Gallone vom besten Cider-Essig, acht Pfund weißen Zucker, eine Unze ganzen Zimmet, thut es in einen porzellanenen Kessel und läßt es gut durchkochen. Unterdeß nehme man reife, gesunde Pfirsiche, reibe sie ab mit einem feinen Tuch und stecke in jede Pfirsiche zwei oder drei ganze Nelken. Man lege in den kochenden Essig und Zucker, nachdem alles gut abgeschäumt ist, so viel Pfirsiche, als auf der Oberfläche Platz haben; lasse sie eben aufkochen, zerkochen dürfen sie nicht. Man nimmt sie sorgfältig heraus, legt sie in einen reinen, steinernen Topf, legt andere in den heißen Essig, und macht so fort, bis man einen zwei Gallonen Topf angefüllt hat, dann gießt man den kochenden Essig über die Pfirsiche und wirft über den Topf ein reines Tuch bis sie erkalten; man lege inwendig in den Topf einen kleinen Teller, damit der Saft, die Frucht bedeckt und binde den Topf zu. Nach zwei Tagen gießt man den Essig ab, kocht ihn über und gießt ihn abermals kochend über die Frucht. Diese Pfirsiche sind leicht eingemacht, und halten sich ein ganzes Jahr an einem kühlen und dunklen Ort; man sehe aber hin und wieder nach, und ist etwas nicht richtig, so kocht man den Essig über.

Was ich von meiner Nachbarin lernte. Ich stand in der Thür und bemerkte meine Nachbarin, die ihren Garten und Wege vom Grase und Unkraut reinigte. In ihrer Hand hatte sie ein langes, spitzes Messer, und neben ihr stand ein Korb; so oft der Korb sich anfüllte, trug sie alles sorgfältig auf einen Haufen, und als sie fertig war, bat sie den Mann, der die Asche und Küchenabfälle fortfährt, freundlich, es mitzunehmen. Wie ganz anders als die meisten unserer Stadtleute es machen! Die nehmen allen Unrath und tragen denselben einfach auf einen leeren Platz, dort bleibt er liegen Jahr aus und ein, und schändet durch Geruch und Aussehen die beste Nachbarschaft. Da mir die Art und Weise meiner Nachbarin so gut gefiel, gönnte ich mir einige Augenblicke, und befragte mich mit ihr über Manches, und sie sagte mir: sie verwerthe fast Alles. Am Waschtag wird das schmutzige Seifenwasser, nachdem es kalt genug ist, anstatt weggeworfen, sorgfältig um die Traubenstöcke, Rosen, Bäume, Georginen und andere Pflanzen gegossen; auch reines Geschirrwasser wird auf diese Weise verwendet. Ofenruß wird um die Pflanzen als Dünger gebraucht, Knochen, Kehricht und trockener Küchenabfall wird verbrannt, die verbrannten Knochen werden wieder aus der Asche hervorgesucht, fein geklopft — und man hat den berühmten Bone-Dust-Dünger für Korb- und feine Topfpflanzen; man nimmt jede Woche einen Löffel voll von diesen pulverisirten Knochen, vermengt es mit der obern Erde im Blumentopf, begießt die Blumen Morgens früh und auch Abends mit lauem Regenwasser, zu einer Gallone kaltem nimmt man ein Quart warmes Wasser, so daß es lau ist, und man kann auf diese Weise Pflanzen ziehen so schön wie im Gewächshaus.

Epheu, Rosen, Lilien, Georginen und Chrysanthemum brauchen Schatten im heißen Sommer, dagegen Geranium, Tuberosen, Oleander, Gladiolien, Verbenen und noch andere brauchen viel Sonne. Den Grund lockere man oft um Topfpflanzen mit einem spitzen Messer, und um Gartenpflanzen mit Messer oder Hacke, im trockenen Wetter begieße man die Gartenbeete früh Morgens und Abends und Abends und halte sie rein von Unkraut.

Die Haupt- und Nebenstraßen meiner Nachbarin waren rein, und sie versicherte mich, daß sie im Frieden mit ihren Nachbarn lebt, und schon manche bewogen, ihrem Beispiel zu folgen.

Chrysanthemum. Dies ist die letzte Herbstblume, die das Auge entzückt, und blüht, wenn recht behandelt, im November und Dezember. Im Frühjahr pflanzt man sie im Garten; sie lieben etwas Schatten und lockeren Grund; man nimmt sie wieder auf im Juli. In die Töpfe, in welche sie gepflanzt werden, legt man unten ein kleines Stück von einem alten Topf oder ein Stückchen Glas, damit Ungeziefer nicht hineinkriecht, dann eine Handvoll Holz- oder Kohlen-Asche. Man nehme reichen, lockeren Grund, pflanze die Chrysanthemums hinein, begieße sie oft mit lauem Regenwasser, stelle sie im Schatten und schneide sie kurz ab; in einer Woche zeigen sich

Digitized by Google

neue Knospen und Schößlinge, dann läßt man sie im Garten stehen bis es kalt wird, und nimmt sie, ehe der Frost kommt, in's Haus. Sind sie gut gepflegt, tragen sie eine Masse der schönsten Blumen und sind stärkere Pflanzen, als die, welche in Gewächshäusern gezogen sind.

Haferschleim. Ein Getränk für Kranke. Man nimmt eine halbe Tasse frische Hafer-Grütze (Oat meal), wascht und reinigt sie, und stellt sie in ein Quart Wasser am Ofen; man läßt es eine halbe Stunde kochen und giebt Acht, daß es nicht anbrennt. Ist das Wasser zu viel verkocht, so gießt man etwas kochendes nach, dann seiht man es durch ein dünnes Tuch oder Stück Netz, thut ein wenig Salz hinein und nach Belieben etwas frischgekochte Milch. Die kränkste Person darf dieses trinken.

Kartoffel - Pfannkuchen. Man koche Morgens große Kartoffeln mit der Schale, daß sie nicht verkochen, sondern ganz bleiben, gegen Abend reibe man sie, nehme ein Pint gekochte und ein Pint ungekochte geriebene Kartoffeln, zwei Eier und etwas Salz, rühre es gut durcheinander, und backe rasch in reinschmeckendem, heißen Schmalz kleine Kuchen in offener Pfanne. Sie sind vortrefflich zum Thee mit Apfelmus.

Lebensmittel. Die hohen Marktpreise der Lebensmittel im Frühjahr bewegen mich, einige Zeilen über diesen Punkt zu schreiben. Es wächst in unserm Lande so viel, daß wir noch jedes Jahr die Hülle und Fülle hatten, und doch — die große Noth, theure Zeiten und die hohen Preise für Lebensmittel wiederholen sich, so oft der Winter und das Frühjahr sich zeigt. Die Ursache ist: einerseits Unwissenheit und Verschwendung. Wir haben Arbeiter gekannt, die im Walzwerk und der Eisenfabrik ihre 5 und 8 Dollars täglich verdienten; an's Sparen und Zurücklegen wurde aber nicht gedacht, sondern Alles so geschwind verbraucht, wie verdient; die Geschäftsstockung kam und die Frauen dieser Arbeiter mußten durch Nähen sich ihren Bedarf sichern, und es ging ihnen oft kümmerlich genug.

Auf der andern Seite thut Klugheit und Spekulation das ihre, um die Preise zu erhöhen. Der Spekulant baut sich große Waarenlager, kauft Getreide, Korn und Frucht und alle Lebensmittel zu den billigsten Preisen, er speichert Alles auf und versteht seine Waare zu halten, bis er den höchsten Preis erhält, oder besser gesagt: Diese Männer einigen sich und setzen uns die Marktpreise. Man muß einkaufen, giebt sein Geld aus, und erhält dafür so wenig — man staunt und wundert, man fragt? Die Antwort ist: Ja es war so trocken letzten Sommer, oder: Es war zu naß, es ist genug gewachsen, aber man konnte nicht ernten; es war zu warm oder zu kalt. Irgend eine Ausrede, die sich jedes Frühjahr wiederholt. Erstens rathen wir nun: „Man spare," und zweitens halte man sich Zeitschriften, die halten Rundschau und bringen uns Nachrichten über Ernteaussichten, Landwirthschaft und ob Lebensmittel steigen oder fallen. Der Spekulant bedient sich noch anderer Mittel. Er verschlingt sogar telegraphische Depeschen; ihm ist's einerlei, ob er sich verfrüht oder verspätet.

Nun noch einige Bemerkungen: Kohlen kosten im Sommer 10 bis 11 Dollars per 100 Buschel, im Winter um die Hälfte mehr; Mehl, Butter, Eier, Kartoffeln und dergleichen verdoppeln sich nicht blos, sie haben sich auch schon verdreifacht. Weißkraut, Bohnen und eingemachte Früchte, wenn man lernt, wie einzumachen und aufzuheben, sind nicht blos ein Luxus-Artikel für die Reichen, sondern der Arbeiter kann in diesem Lande auch des Guten genießen.

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Sept. Mark. 12, 28—44.

Gottesliebe und Nächstenliebe.

Text: Und du sollst den Herrn, deinen Gott, lieb haben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von allem Vermögen. (5 Mos. 6, 5.)

Einleitung. Von V. 13 an hat es der Herr mit seinen Feinden zu thun gehabt, die sich ihm mit allerlei verfänglichen Fragen nahen: zuerst die Pharisäer und Diener des Herodes mit einer politischen Rechtsfrage über den Zinsgroschen, sodann die Sadducäer mit einer theologischen Streitfrage über die Auferstehung. Aus allen diesen Kämpfen war er aber mit dem Siege seiner göttlichen Weisheit und himmlischen Wahrheit hervorgegangen. Und diese verfehlt niemals ganz ihren Eindruck: auch wenn Viele sich gegen sie verhärten, so sind es doch immer noch und immer wieder wenigstens einzelne Wenige, die sich ihr innerlich beugen und hingeben, und sich selbst aus den Reihen ihrer Gegner heraus zu Freunden ihres Trägers und Zeugen anwerben lassen. Unter diesem Gesichtspunkt stellt Markus die erste der vier Geschichten unserer Lektion, während Matthäus (22, 35 ff.) sie ebenfalls mehr von der anderen Seite betrachtet, als weiteren Beleg der aus feindseliger Absicht an Jesum gestellten Streitfragen. Von jetzt an sind es die Schriftgelehrten, die sich ihm nähern: möglicherweise allerdings, wenigstens zum Theil, mit dem aufrichtigen Wunsch, daß er ihre eifrig verhandelte Schulfrage über das größte Gebot mit derselben treffenden Schlagfertigkeit entscheide, wie die bisher an ihn gestellten Prüfungsfragen, die nur seinen Scharfsinn auf die Probe stellen und womöglich in irgend einen Widerspruch verwickeln, und ihn

Digitized by Google

in Verlegenheiten stürzen sollten; zugleich aber doch wohl auch mit der geheimen Absicht, ihn gleichfalls in die Enge zu treiben. Ihr Abgesandter ist aber besser, als ihre Partei selbst, denn schon V. 32 fällt er, vom Zeugniß aus Jesu Munde, der die spitzfindige Menschenfrage einfach mit dem Gotteswort beantwortet, aus der Rolle des feindseligen Versuchers (vgl. Luk. 10, 25) und der in Jesu erschienenen Wahrheit zu, welcher es als seinen höchsten Sieg betrachtet, selbst auf dem Kampfplatz noch aus den Gegnern selber sich eine Seele zu gewinnen.

I. Das Gespräch mit den Schriftgelehrten. (V. 28—34.) **V. 28:** Daß er ihnen fein geantwortet habe; darin liegt nicht blos die stillschweigende, aber zugleich volle und unumwundene Anerkennung der hohen Weisheit Christi, sondern zugleich auch die Hoffnung und der Wunsch, daß er nun auch seine Frage ebenso gut und richtig beantworten werde. Das vornehmste Gebot vor allen, d. h. das erste dem Rang und Wesen nach, das allen anderen voransteht und das größte dem Inhalt und Umfang nach, das alle anderen in sich begreift wie im Keim, zu dem sie sich verhalten wie die Strahlen zum Lichte.

V. 29 und 30: Vgl. 5 Mos. 6, 4 ff. Dieser Spruch, welcher von jedem frommen Israeliten täglich Morgens und Abends laut gebetet werden mußte und den man zu steter Erinnerung auf den sog. Denkzetteln oder Gebetsriemen und Gesetzesbehältern an der Stirne oder am linken Arme trug (vgl. 5 Mos. 6, 9), enthält die **Grundstelle der ganzen alttestamentlichen Glaubens- und Sittenlehre**, denn der Mittelpunkt der ersteren ist der Glaube an den Einen, wahren, lebendigen Gott Israels gegenüber den vielen, falschen, todten Göttern der Heiden, der Zielpunkt der letzteren aber das Gebot der Liebe. Liebe zum Nächsten ist aber nur möglich auf Grund der Liebe zu Gott, diese ist die Quelle, jene der daraus fließende Strom; nur sie allein kann im Menschen die Macht der Selbstsucht und Eigenliebe so tödten, daß er fähig und willig wird, seinen Nächsten auf ganz gleiche Linie mit sich selber zu stellen (vgl. Matth. 7, 12); nur wer das **Urbild**, Gott selber, über Alles liebt, kann auch das Abbild Gottes, die Menschen, so lieben wie er soll: in der Gottesliebe liegt also die Kraft und Triebfeder der Nächstenliebe, in der Nächstenliebe aber der Beweis und die Probe der Gottesliebe (vgl. 1 Joh. 4, 20).

V. 31: Und das Andere (aus 3 Mose 19, 18 genommen) ist ihm gleich, d. h. nicht weniger wichtig, weil ebenso allumfassend und grundlegend, wie jenes und also auch ebenso hoch zu stellen; denn diese, nämlich Beide in ihrer Verbindung mit einander zu einem einzigen. Jesus verknüpft also die beiden im A. T. äußerlich getrennten Gebote innerlich mit einander zu einem einzigen, weil sie ihrem Wesen nach gleich sind und aus ein und demselben Geiste stammen. So aber kann nur Er allein das Gesetz auslegen, weil auch nur Er allein es so an sich selber erfüllt hat, denn Er ist selber Gott und Mensch in einer einzigen unzertrennten Person; wer also ihn, den Gottmenschen liebt, der liebt in ihm ebensowohl Gott, als auch die Menschen und wer ihn nicht liebt, begeht eben damit die schwerste, fluchwürdigste Sünde, weil er damit das ganze Gesetz gebrochen hat (vgl. 1 Cor. 16, 22). Die Liebe selber, die des Gesetzes Erfüllung ist (Röm. 13, 10), ist zwar an sich nur Eine, aber sie nimmt sich ein doppeltes Ziel, je nachdem sie sich nach oben oder nach unten richtet, anbetend die Hände gen Himmel erhebt, oder helfend sie ausstreckt nach den Brüdern auf Erden.

V. 32 und 33: Die Zustimmung des Schriftgelehrten zeugt von Ehrerbietung („Meister") und aufrichtigem, unbestochenem Wahrheitssinn („recht geredet"); er bezeugt damit, daß er die schon im A. T. selbst vielfach enthaltenen Andeutungen (vgl. 1 Sam. 15, 22; Hos. 6, 6; Ps. 51, 18 ff.) wohl verstanden hat, wornach das Wesen des wahren Gottesdienstes eben nur in der ungetheilten Hingabe des Herzens an Gott allein und in der um seinetwillen geschehenden aufopfernden Selbstverläugnung für die Menschen besteht, die, weil Kinder eines und desselben Vaters, auch unter einander Brüder sind. Diese rückhaltslose, schrankenlose, unterschiedslose Hingabe im Dienst selbstvergessender Liebe stellt schon das A. T. höher, als alle blos äußerlichen Bräuche und Gaben gottesdienstlicher Opfer und Leistungen; vgl. auch 1 Cor. 13, 1 ff.; Jac. 1, 27; Röm. 12, 1.

V. 34: Vernünftig = mit Verstand und zugleich mit offener und unpartheiischer Empfänglichkeit für die Wahrheit. Nicht fern vom Reich Gottes, nämlich, wie die Andern, die sich nur durch meine Worte ärgern und erbittern lassen; du kannst also auch, wenn du auf dem eingeschlagenen Wege bescheidenen und demüthigen Herzens forschend und lernend weitergehst, noch zur vollen Erkenntniß durchdringen. Es ist dies ein Wort gewinnender Liebe, womit der Herr einer Seele, in welche ein Strahl der Wahrheit gefallen ist, zum vollen Lichte weiter helfen will. Damit erkennt er ausdrücklich diejenige Stellung zu seinem Reiche, seiner Person und Lehre als eine berechtigte an, die man gewöhnlich als ein „wohlwollendes Verhältniß zum Christenthum" bezeichnet, die aber leider viele Christen, die sich gerne die „Entschiedenen" nennen, bei vielen ernstlich Suchenden und Strebenden nicht verstehen können oder wollen, und ihnen darum auch nicht liebevoll und schonend entgegenkommen, sondern sie als „halbe Leute" zurückweisen oder doch mißachten; in Wahrheit ist sie aber für gar manche gerade der ehrlichsten und redlichsten Gemüther die nothwendige Anfangs- und Entwicklungsstufe, auf der sie aber allerdings nicht stehen bleiben dürfen, weil sie nur eine Uebergangsstellung zum vollen Wahrheitsbesitz und zur ganzen Erkenntniß Jesu Christi sein soll. Beim Herrn bleibt auch mitten unter seinen arglistigen Gegnern sein Liebesauge noch klar und hell genug, um auch die kleinste Spur und leiseste Regung des Glaubens zu erkennen; ja der überwältigende Eindruck und Einfluß seiner Person ist gerade hier so groß, daß er auch aus ihnen, wie unwiderstehlich, die noch empfänglichen Seelen an sich zieht, wie z. B. später einen Saulus bei Damaskus.

II. Die Frage an die Schriftgelehrten. (V. 35 bis 37.) **V. 34:** Es durfte ihn Niemand weiter fragen gehört eigentlich nicht an den Schluß dieses, sondern an den Anfang des nächsten Verses als Einleitung zur folgenden zweiten Ge-

Digitized by Google

schichte. Sinn: Während Niemand mehr den Muth hatte, ihm durch eine weitere Frage eine Falle zu stellen, richtete nun Jesus selber eine Frage an seine Gegner, um sie, die sich als „Schriftgelehrte" so gerne mit dem Alleinbesitz der ganzen Wahrheit brüsteten, mit ihrer blos halben Wahrheit bloßzustellen. Nun, da sie beschämt schweigen müssen, fängt der Herr zu reden an, und zwar ist es die entscheidende Frage über Wesen und Würde des Messias nach dem Zeugniß der Schrift, die er an Die stellt, welche der Schrift Meister sein wollen und die Matthäus (22, 41 ff.) ebenfalls wieder mehr in den Zusammenhang der vorangehenden Streitfragen rückt, während Markus schon durch die ganze Form der Erzählung gleich von vorn herein den Sieg des Herrn schon in seinem Angriff, d. h. schon in der Art und Weise der Fragestellung selbst betont; Matth. also hat diese Schluß- und Gegenfrage nach ihrer ganzen großen geschichtlichen Bedeutung absichtlich an's Ende der Streitfrage gestellt, und sie nimmt darum hier auch ganz die Gestalt einer solchen an, bei Markus dagegen erscheint sie mehr als der siegreiche Abschluß derselben in dem Sinn, daß der Herr nicht blos das „letzte Wort", sondern auch Recht behält.

V. 35: Wie sagen denn u. s. w. Damit läugnet er nicht, daß dies volle Wahrheit, sondern nur, daß es die ganze Wahrheit sei; denn Davids Sohn war er allerdings, nicht blos nach der landläufigen Bezeichnung und gewöhnlichen Benennung (vgl. Matth. 9, 27; 12, 23; 15, 22; 20, 3 u. s. w.), sondern auch nach ausdrücklichen Stellen des A. T.'s, z. B. 2 Sam. 7, 12 ff.; Jes. 11, 1 ff.; Jer. 23, 5 ff. Sie fragen vorhin nach dem Gesetz, er antwortet ihnen jetzt aus den Propheten. Wie nach der vorangehenden Geschichte der wahre Gottesdienst darin besteht, daß man liebend beide umfaßt, Gott sowohl als die Menschen, so besteht der wahre Glaube an den Messias gleichfalls in beidem: in der Anerkennung sowohl seiner wahrhaft göttlichen, als auch seiner echt menschlichen Natur.

V. 36 und 37: Durch den heiligen Geist, nämlich Ps. 110, 1. Seinen Herrn und zwar einen solchen, vor dem er sich in tiefster Ehrfurcht wie vor Gott selber beugt und dem er durch das gleiche Wort (Adonai) auch den gleichen Rang anweist, wie Jehovah. Das Volk hörte ihn gerne, daß er nämlich so trefflich die Schrift handhabte, aber ohne sich deshalb zugleich innerlich tiefer von seiner Lehre erfassen zu lassen, vgl. Apostelg. 24, 25.

III. Die Warnung der Schriftgelehrten. (V. 38 bis 40.) **V. 38:** Er lehrte sie in einer längeren Rede, wobei er sich zunächst an seine Jünger, hernach an seine Gegner selber wandte, und die uns nur Matthäus (23, 1—33) ausführlich berichtet hat, Markus und Lukas (20, 45—47) deuten nur einzelne Hauptpunkte daraus an und zwar nur in der milderen Form einer bloßen Warnung, nicht in der scharfen und strengen der Drohung (wie bei Matthäus in dem achtmal wiederholten „Wehe Euch!" dem Gegenstück zu den acht Seligpreisungen der Bergpredigt); denn nur für die Judenchristen, für welche der Letztere vorwiegend schreibt, war dies vernichtende Wort des Herrn über das ganze Thun und Treiben der in Israel so hoch angesehenen „Pharisäer und Schriftgelehrten" von solcher Wichtigkeit. Doch sind auch schon in den wenigen Versen der beiden anderen Evangelisten die drei Hauptzüge des pharisäischen Wesens deutlich genug gezeichnet: Ehrgeiz, Habsucht und Scheinheiligkeit. In langen Kleidern, gemeint sind wohl die breiten Säume und tief herabhängenden Quasten des Rockes, vgl. 4 Mos. 15, 38.

V. 39: Im Abendmahl, d. h. bei Gastmählern u. s. w., vgl. Matth. 23, 6, wo sie gern oben an saßen als die vornehmsten Gäste (Luk. 14, 7) und sich damit als eitler Ehre geizig (Gal. 5, 26) zeigten.

V. 40: Wenden langes Gebet vor, vgl. Matth. 23, 14 und 6, 5 ff. Diese heuchlerische Frömmigkeit vermehrt noch ihre Strafwürdigkeit und somit auch Gottes gerechtes Gericht, 2 Tim. 3, 6.

IV. Die Beschämung für die Schriftgelehrten. (V. 41—44.) **V. 41:** gegen den Gotteskasten, welcher im Vorhof der Weiber stand.

V. 42: zwei Scherflein, die kleinste griechische Münze, zusammen ein Heller, die kleinste römische Münze, höchstens ein halber Cent zusammen.

V. 43 und 44: Hat mehr eingelegt, nämlich mit Rücksicht auf den inneren Werth der Gabe, der nicht vom äußeren Geldwerth, sondern von der Gesinnung des Herzens abhängt. Von ihrer Armuth, die weit hinter ihren eigenen Bedürfnissen zurückblieb, dies wäre für sie ein Grund gewesen, überhaupt gar nichts zu geben, um nicht selber in Noth zu kommen und ein Almosen zu brauchen; ihre ganze Nahrung, trotzdem daß die zwei Münzen ihr wenigstens eine Theilung nahgelegt hätten. Zwei Dinge sollen die Jünger hier als künftige Stifter neuer Gemeinden und eines neuen Gottesdienstes lernen: aus dem Bilde der Pharisäer, daß in ganz demselben Maß, als die äußere Frömmigkeit nur ein Mittel des Ehr- oder Geldgeizes wird, sie auch Ursache zum Gericht werden muß, und aus der That der Wittwe, daß ganz in demselben Maß, als die innere Frömmigkeit in Wahrheit ein stiller Gottesdienst des Herzens und eine verborgene, aber völlige Hingabe des ganzen Menschen und alles dessen, was er ist und hat, an den Herrn ist, sie auch zur wirklichen Förderung und Erbauung der Gemeinde dienen und für den Gebenden selbst jedes Opfer zu äußerem oder innerem Segen werden kann, sobald er nur gelernt hat, sein eigen Herz mit hineinzulegen. „Freilich zum Weiterbau des Gotteshauses in Jerusalem, wozu der Tempelschatz zunächst bestimmt war, haben diese paar armseligen Bettlerpfennige wenig oder nichts beigetragen, aber wer weiß, wie viel Zinsen schon dies bei Gott angelegte Kapital seither im Laufe der ganzen Geschichte der christlichen Kirche getragen hat?"

Disposition: Wie das echte Christenthum sich beweisen müsse.

1) in der vollen Hingabe unserer Herzen — Verhältniß zu Gott (V. 28—34);

2) in dem offenen Bekenntniß unsers Mundes — Verhältniß zu Christo (V. 35—37);

3) in dem lauteren Zeugniß unseres Wandels — Verhältniß zum Nächsten (V. 38—40);

4) in dem inneren Werthe unserer Opfer — Verhältniß zu uns selbst (V. 41—44).

Digitized by Google

Sonntag, 10. September. Mark. 13, 1—20.

Die Aussicht auf kommende Leiden.

Text: Der Witzige siehet das Unglück, und verbirgt sich; die Albernen gehen durchhin, und werden beschädiget. (Sprüche 22, 3.)

Einleitung und allgemeiner Ueberblick über das ganze Kapitel: Es enthält die große Weissagungsrede des Herrn von der Zerstörung Jerusalems als dem nächsten und vom jüngsten (d. h. letzten) Tage, als dem letzten Gericht Gottes über das ungläubige Volk und die gottlose Welt. Unsere heutige Lektion handelt zunächst nur vom Gericht über Israel, die heilige Stadt und den Tempel und zwar ist dabei zuerst von den schrecklichen Vorzeichen, dann von der entsetzlichen Drangsal und Trübsal selber die Rede. Von wem diese ausgeht, ist nicht gesagt, war auch bei der damaligen Zeitlage ganz selbstverständlich; es kann nur die römische Weltmacht sein, von der sie herrührt. Im Einzelnen kommen nun zur Sprache:

I. Der äußere Anlaß für die Rede des Herrn. (V. 1—4.) **V. 1:** Seiner Jünger Einer, vielleicht Andreas, weil er nachher (V. 3) unter den drei Lieblingsjüngern genannt ist. Seine Anrede knüpft sich vielleicht noch an das uns nur Matth. 23, 39 erhaltene Schlußwort der vorangehenden, von Markus nicht vollständig mitgetheilten Rede an. Und welch ein Bau ist das? Nimmt man den eben angedeuteten Zusammenhang wirklich an, so läge in dieser Frage nicht blos die staunende Bewunderung des prächtigen großartigen Gebäudes, sondern auch der Nebensinn: wie schade wäre es um ein so herrliches Bauwerk, wenn es zerstört würde! Ein neuerer Ausleger schildert die ganze Scene schön in folgenden Worten: „Es mag gegen Abend gewesen sein, als Jesus aufbrach und das Heiligthum verließ; in den Strahlen der untergehenden Sonne glänzten und glühten seine Mauern und Zinnen und seine fast einzigartige Schönheit trat in um so hellerem Lichte hervor!" Welche Steine, d. h. wie große und gewaltige: noch die heutigen letzten Ueberreste legen ein beredtes Zeugniß davon ab durch die kolossalen Quadern und Mauerstücke mit ihren Werksteinen von oft 18 bis 20 Fuß Länge und 5—6 Fuß Höhe!

V. 2: Siehst du wohl u. s. w., zu ergänzen ist dabei: „und kommen dir dabei nicht auch ernste Gedanken in den Sinn, was für ein schweres Gottesgericht doch das sein müsse, bei dem auch solche Macht und Pracht spurlos untergeht?" Nicht ein Stein u. s. w. Diese Bestätigung des Herrn ist ebenso ruhig als bestimmt, und ebenso selbstgewiß als ausnahmslos.

V. 3: auf dem Oelberg, also beim Weggang aus der Stadt, um nach Bethanien zu gehen über das Kidronthal hinüber. Gegen den Tempel über, den man von dort aus gerade unmittelbar vor sich hatte; denn dort schweift der freie Blick über die ganze Breite der Stadt hin. „Dort sitzt Jesus wie in tiefes Sinnen verloren und die Jünger sind ihm stumm gefolgt. Jetzt aber treten die vier Vertrautesten zu ihm heran und unterbrechen das stille Schweigen; sie bitten um nähere Auskunft, wie und wann das Gericht erfüllt werden solle d. h. zu welcher Zeit und unter welchen Umständen, Verhältnissen und Vorzeichen." Es sind dieselben beiden Brüderpaare, die schon den ersten Anfang der öffentlichen Thätigkeit Jesu in Galiläa miterlebten und die nun jetzt die Empfänger seiner letzten, die Wirksamkeit in Judäa abschließenden Weissagung werden dürfen. Unter ihnen sind die drei Lieblingsjünger absichtlich zusammen- und zugleich vorangestellt.

V. 4: Sage uns u. s. w. Eine solche Vertrauensfrage können sie jetzt wagen, da weder er noch sie mehr Rücksicht auf die umgebende Volksmenge zu nehmen haben. Nun beginnt der eigentliche Inhalt seiner Rede selbst:

II. Die innere Folge des Gerichts Gottes; dabei nennt uns der Text zweierlei:

a) Verfälschung des Christenthums und Verfolgung der Christen. V. 5 bis 13.

V. 5: Sehet zu 2c., bemerkenswerth ist, wie der Herr in seinen Weissagungen und Belehrungen über die Zukunft zugleich immer auch schon praktische Winke für die Gegenwart einstreut, so hier und V. 21 die Warnung, sich nicht von falschen Messiashoffnungen täuschen zu lassen, später (V. 7), nicht vorschnell das letzte Ende selber zu erwarten und endlich (V. 14), den rechten Zeitpunkt zur Rettung nicht zu versäumen.

V. 6: Unter meinem Namen, d. h. so, daß sie meinen Namen gleichsam als Deckmantel für ihre Ansprüche benutzen und unter seinem Schutze Anerkennung für ihr Auftreten finden. Das Gericht geht von Innen nach Außen: Zuerst kommt die Erweckung der falschen Messiashoffnung, womit das Verderben innerlich in den Herzen beginnt, das sich dann auch äußerlich in der Kirche zeigt, bis dann endlich auch von Seiten der Welt die Stürme des Gerichts hereinbrechen. Die natürlichste und nächste Strafe für die Verwerfung des wahren Messias ist für Israel das Preisgegebenwerden an diese falschen Retter, Befreier und Volksbeglücker (Joh. 5, 43). Wie dem ersten großen Strafgericht über Israel in der babylonischen Gefangenschaft solche lügenhaften Propheten und Tröster vorangegangen waren, so treten sie auch jetzt vor dem zweiten, der Zerstörung Jerusalems auf, so z. B. jener Simon und Theudas (Apostelg. 8, 9. 5, 36. 21, 38) und viele andere derartige Schwärmer, deren man bei den Juden seit Christo mehr als funfzig zählt.

V. 7: Mit diesem Vers beginnt eigentlich erst die Weissagungsrede Christi selbst und zwar mit der Belehrung über die Vorzeichen seines ersten gerichtlichen Kommens zur Zerstörung Jerusalems. Kriege, d. h. das laute Schlachtgetümmel selbst in der Nähe, Kriegsgeschrei, die Gerüchte von kommenden Kämpfen in der Ferne. Fürchtet euch nicht, von den falschen Freunden und Lügenpropheten sollen sie sich nicht verlocken und von den Feinden nicht abschrecken lassen, sondern getrost und besonnen bleiben. Das Ende, nämlich des letzten Weltgerichts selbst, dem erst noch ganz andere Trübsale und Drangsale vorangehen müssen und von dem die Zerstörung Jerusalems selber nur ein schwaches Abbild und Vorspiel ist.

V. 8: In den Empörungen in der Völkerwelt

Digitized by Google

kommen noch schrecklichere Bewegungen im Reiche der Natur. Der Noth Anfang, d. h. so groß die Noth auch jetzt schon sein wird, so wird doch die größte Noth, aus der aber schließlich doch nur das Heil hervorgeht, erst noch kommen.

V. 9: Ihr aber, ihr Jünger, seht euch vor, daß ihr in den euch betreffenden Leiden wohl bestehet, denn sie, die ungläubigen Juden, werden, bevor das göttliche Gericht an sie selber kommt, euch vor ihr menschliches Gericht schleppen, um meinetwillen und nach meinem Vorbild (vergl. Matth. 20, 19). Bei Markus sind hier insbesondere solche Züge mit eingeflochten, die bei Matthäus zwar auch nicht ganz in der Gerichtsrede des Herrn fehlen (vergl. 24, 9), aber doch noch ausführlicher in der von ihm berichteten großen Rede Jesu bei Aussendung der Jünger (Matth. 10, 17—22) enthalten sind.

V. 10: Zuvor, ehe nämlich das wirkliche Ende von V. 7 kommt. Unter allen Völkern (vergl. Matth. 24, 14), wo das bei Markus schon im vorigen Vers stehende „zu einem Zeugniß über sie" erst hier folgt, = so daß es ihnen allen bezeugt und verkündigt und angeboten ist, ob sie es nun annehmen wollen oder nicht, und sie soweit keine Entschuldigung haben (vergl. Röm. 1, 20). Dann erst, wenn diese Vorbedingung erfüllt ist, nämlich die Heilsanerbietung Gottes an alle ohne Ausnahme, dann kann und wird, dann muß aber auch das Ende, d. h. die letzte Entscheidung, selbst kommen, die sich ganz nach der Stellung richten wird, welche die Einzelnen zur angebotenen Gnade eingenommen haben. Das Evangelium hat seinen Lauf durch die ganze Welt vollendet, der Glaube daran ist Jedem ohne Unterschied möglich gewesen; jetzt, aber auch erst jetzt folgt nothwendig das Gericht. Merkwürdig ist, wie zu den Vorzeichen des letzteren zwei scheinbar so widersprechende Dinge gehören, wie der Verfall des Christenthums nach innen (V. 5 ff., 21 ff.) und seine möglichst umfassende Ausbreitung nach außen.

V. 12: Aber nicht nur von den ungläubigen Juden wird den Christen eine solche Verfolgung zu Theil werden, sondern selbst von Denen, die ihnen von Natur die Nächsten sein, und von denen sie sich also lauter Gutes zu versehen haben sollten; weil auch unter den Christen bei'm Sieg der Gesetzlosigkeit und Zuchtlosigkeit des Weltgeists und Zeitgeists die Ungerechtigkeit überhand nehmen und die Liebe zum Herrn sowohl wie zu den Brüdern erkalten wird (vergl. Matth. 24, 12). Der Glaube giebt uns so viel Brüder und Schwestern, als Christen sind (vergl. Mark. 10, 29 ff.), der Unglaube dagegen verwandelt auch unsere natürlichen Brüder und Schwestern in Feinde und Verräther.

V. 13: Mit dem Wort „um meines Namens willen" ist deutlich auf die späteren Christenverfolgungen hingewiesen, welche Markus wohl absichtlich etwas ausführlicher behandelt als Matthäus, besonders für die Christen in Rom, für die er ohne Zweifel hauptsächlich schrieb, war dieß sehr wichtig, zumal zur Zeit der wahrscheinlichen Abfassung seines Evangeliums, wo dieselben bereits im Gang waren.

b) Schändung des Heiligthums, aber Schonung der Heiligen. V. 14 bis 20.

V. 14: Von dem der Prophet Daniel sagt, (vergl. Dan. 9, 27; 11, 31; 12, 1), da er nicht soll, nämlich „an heiliger Stätte," die dadurch entweiht und dem Gericht der Verwüstung preisgegeben, ja entgegengeführt wird. Gemeint ist mit dem „Gräuel der Verwüstung," d. h. nach dem eben Gesagten dem die schließliche Verwüstung des Heiligthums veranlassenden und sogar herbeiführenden Gräuel ohne Zweifel jenes Ereigniß, das den merkwürdigen Wendepunkt des ganzen jüdischen Krieges bildete, nämlich die Belagerung der auf den Tempelberg sich zurückziehenden und dort sich verschanzenden jüdischen Truppen, durch den syrischen Statthalter Cestius Gallus im Herbst 66 nach Christo. So lang noch der Tempel selbst unangegriffen und unentweiht bestand, so lang diese heilige Wohnung Gottes unter seinem Volk noch von der Verwüstung und den Gräueln des Krieges verschont war, war auch die Stunde zur allgemeinen Flucht noch nicht gekommen, denn die Gegenwart Gottes bot auch der Stadt Gottes noch immer sicheren Schutz und gewisse Hoffnung des Sieges; ist aber sein Heiligthum selber geschändet, so weicht auch Gott selber von seinem Volk und Land, und damit ist das Zeichen zur allgemeinen Flucht gegeben. Auch Luk. 21, 20 widerspricht dieser Hoffnung nicht, denn bei dem belagernden Heere ist dort nicht nothwendig schon an die römischen Legionen zu denken, wie dies z. B. Matth. 24, 28, wo aber schon von der eigentlichen, letzten Zerstörung der Stadt durch die Römer die Rede ist, wegen der ausdrücklichen Beziehung auf die römischen Adler sich allerdings fast nothwendig ergiebt. Cestius Gallus zog sich übrigens damals ganz unbegreiflicher Weise fast plötzlich mit ungeheuren Verlusten wieder zurück, und es trat für die bedrängten Juden eine Frist durch einen mehrmonatlichen Waffenstillstand ein. Diese Kriegspause hätte aber auch sollen recht benutzt werden; darauf deutet das Wort hin: „Wer es lieset, der vernehme es!" d. h. er mache sich die darin liegende ernste und dringende Warnung zu Nutz, daß er sich nicht durch die falschen Hoffnungen der andern betrügen lasse, wie dies thatsächlich bei den Juden damals geschah, die sich in falsche Siegessicherheit einwiegen ließen, und in voreiligem Siegesjubel Alles wieder einbüßten. Auf die Berge (Judäa's), denn das Flachland wurde natürlich zuerst von den feindlichen Truppen überschwemmt.

V. 15: Etwas zu holen, etwa als Reisevorrath, denn die Flucht soll schleunig geschehen ohne beschwerendes Gepäck; zu ergänzen ist: sondern er steige sogleich auf den außen am Haus herunterführenden Treppen so schnell als möglich herab, oder flüchte sich eiligst über die Nachbarhäuser (Matth. 9, 2), um ungesäumt das Weite zu gewinnen.

V. 18: Bittet aber, dies schließt in sich, daß Gott auch in solchen Zeiten der äußersten Noth noch helfen oder doch lindern kann. Im Winter, bei der oben erwähnten Niederlage des Cestius Gallus war es bereits Oktober, also die Regenzeit schon eingetreten; und merkwürdigerweise war es gerade auch ein Sabbath (vergl. Matth. 24, 20), an welchem die Juden ihren Angriff auf ihn machten; der Sabbath ist hier von Markus weggelassen, ebenso wie schon in V. 14 die Räumung des Tempels, weil er für spätere Zeiten schreibt, wo beides für die römischen Heidenchristen nicht mehr die hohe

Digitized by Google

Bedeutung hatte, als für die Judenchristen, an die zunächst das Matthäus Evangelium sich wendet.

V. 19: In diesen Tagen, wenn nämlich das große Strafgericht wirklich hereinbricht, dem sie sich durch rechtzeitige Flucht entziehen sollen; was später durch den Auszug der Christengemeinde aus Jerusalem nach Pella in Peräa auch wirklich geschah. Und auch nicht werden wird, mit Ausnahme der großen Trübsal der letzten Zeit, Offenb. 13, 7 ff. 10, 15 ff.

V. 20: Nicht würden verkürzt, nach Gottes Rathschluß, der ihre Dauer schon zuvor bestimmt und abgemessen hat nach der trostvollen Verheißung 1 Cor. 10, 13. Denn ohne diese Beschränkung würde die Drangsal auf die Dauer nicht zu ertragen sein.

Disposition: Die Aussicht auf kommende Leiden:

1) sie fördert die heilsame Einsicht in die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit alles Irdischen. (V. 1 und 2);

2) sie fordert eine heilige Vorsicht gegenüber den Verführungen der Welt (V. 3—6);

3) sie lehrt uns die göttliche Absicht bei aller Trübsal verstehen (V. 7—10);

4) sie wehrt aller fleischlichen Nachsicht gegen uns selbst oder andere Menschen (V. 11—13);

5) sie treibt uns zur vollen Entschiedenheit ohne alle bedenkliche Rücksicht (V. 14—17); und

6) sie tröstet uns mit der seligen Gewißheit der alles bedenkenden göttlichen Aufsicht (V. 18—20).

Sonntag, 17. September. Mark. 13, 21—37.

Der Hinweis auf drohende Gerichte.

Text: Von den Zeiten aber und Stunden, lieben Brüder, ist nicht noth euch zu schreiben. (1 Thess. 5, 1).

Einleitung: Der Anfang der Lektion ist eigentlich noch eine Fortsetzung der vorigen und Beschluß des ersten großen Hauptheils der ganzen Gerichtsweissagung des Herrn, bis V. 23; von V. 24 an beginnt dann der zweite wichtigere, der vom zweiten Wiederkommen des Herrn handelt. Während dort nur von dem vorläufigen Strafgericht über das heilige Volk, die heilige Stadt und den heiligen Tempel die Rede war, also vom Gericht über Israel und Jerusalem als Vorbild des großen Weltgerichts, so hier von diesem abschließenden Endgericht über alle Völker selbst.

I. Das Bild der kommenden Gerichte selbst. (V. 21—27.) **V. 21:** Zu der Zeit, nämlich zur Zeit solcher Trübsal, wo begreiflicherweise die Sehnsucht nach Erlösung am lebendigsten und darum auch große Neigung vorhanden ist, denen, die eine solche bringen zu können vorgeben, vollen Glauben oder doch mindestens Gehör zu schenken; so glaubet nicht, denn ihr wisset ja, wer allein euer Helfer und Heiland ist, und wem ihr allein euch anvertrauen dürfet, eine ähnliche Warnung vgl. Matth. 7, 15 ff.

V. 22: falsche Christi. Schon ein frommer alter Ausleger sagt: „Vor nichts hat man sich so sehr zu fürchten zu allen Zeiten, als daß man sich einen falschen Christus mache, wornach Einem die Ohren jucken." Solche falschen Christi traten also schon damals bei der Zerstörung Jerusalems auf (vgl. V. 5 und 6 in der vorigen Lektion), noch viel mehr wird es aber in der großen Trübsal der letzten Zeit der Fall sein, vgl. Offenb. 16, 13. 13, 11 ff. 2 Thess. 2, 9 ff. Falsche Propheten, welche jenen falschen Messiassen den Weg bereiten und zur Beglaubigung ihrer vorgeblichen göttlichen Sendung sogar große Zeichen und Wunder thun; es giebt also auch teuflisch gewirkte Wunder, die als trügerische Nachäffung der göttlichen den gerade entgegengesetzten Zweck verfolgen, nämlich vom Glauben an Gott abzubringen (vgl. z. B. die Nachahmung der Wunder Moses durch die egyptischen Zauberer). So es möglich wäre, denn Gott wird seinerseits durch gewaltige Gegenzeugnisse den Eindruck jener Zeichen und Wunder an denen, die seinem Wort noch Glauben schenken, wieder wirkungslos machen, vgl. Offenb. 13, 18, und ihre Seelen so durch die Macht seiner Gnade bewahren zum ewigen Leben, vgl. Offenb. 14, 12 ff. und Luk. 21, 22.

V. 23: Alles zuvor gesagt, so daß ihr euch nicht brauchet überraschen und betrügen zu lassen, und auch nicht im Ungewissen darüber bleibet, sondern wisset, was ihr davon zu halten habt. Hier schließt also wie gesagt der erste Haupttheil und zwar ganz mit derselben Mahnung zur Vorsicht, womit er schon oben V. 5 begonnen hatte, und es beginnt nunmehr der zweite. Das Gericht, zu dem Christus kommen wird, vollzieht sich wesentlich nicht auf einmal, gleichsam nur in einem einzigen Gerichtsakt, sondern durch mehrere Gerichtskatastrophen hindurch, wovon jene Zerstörung Jerusalems durch die Römer unter Kaiser Titus im Jahr 70 nach Christo nur erst eine und zwar die der Zeit nach früheste Entwicklungsstufe bildet, das kommende Gericht vom jüngsten Tage aber die letzte und zugleich Alles für immer und ewig abschließende. Beide Gerichte hängen in der Weise mit einander zusammen, daß das erstere das noch unvollkommene Vorbild für das letztere, und dieses nur die vollendete Erfüllung von jenem ist. Auf das erste Kommen des Herrn, das seiner äußeren Erscheinung nach ein Kommen in der Niedrigkeit des Fleisches und seinem inneren Zwecke nach ein Kommen zur Heilsanerbietung und Heilsaneignung durch die Gnade gewesen war, folgt nur noch ein einziges, gleichfalls persönliches und sichtbares zweites Kommen des Herrn in himmlischer Herrlichkeit zur Heilsvollendung durch das Gericht. Dieses Gericht aber vollzieht sich durch mehrere Entwicklungsstufen hindurch, die in der biblischen Weissagung bald mit mehr, bald mit weniger großer Deutlichkeit hervortreten. Insbesondere geht ganz ebenso, wie einst die erste Erscheinung Christi auf Erden in der Fülle der Zeiten durch die ganze Zeit der alttestamentlichen Heilsvorbereitung in Israel eingeleitet wurde, ehe sie eine Heilszubereitung für alle Völker werden konnte, so auch dem abschließenden Weltgericht ein Volksgericht über Israel als Vorspiel voraus. Dies sind die beiden Hauptpunkte, um die es sich in der ganzen Rede handelt: Gericht über Israel und Ge-

Digitized by Google

richt über alle Völker, und schwierig ist auch bei dieser, wie bei jeder Weissagung überhaupt, deren volle Enthüllung eben immer erst mit der vollen Erfüllung eintreten kann, die erst die Zukunft bringt, eigentlich nur die Frage nach dem zeitlichen Neben- und Nacheinander jener beiden Hauptseiten, sofern sie durch das Uebersehen und Uebergehen der Zwischenstufen fast in unmittelbare Nähe aneinander gerückt scheinen, so daß auch das Ferne schon wie dicht bevorstehend erscheint. Als ein gerichtliches Kommen des Herrn ist aber jene Zerstörung Jerusalems allerdings auch schon zu betrachten, wenn schon nicht als ein persönlich sichtbares, und bildet darum als eine noch im zeitlichen Lauf der Weltgeschichte sich vollziehende Gerichtsthat Gottes für das letzte Schlußgericht am Ende der Tage, das für die ganze Welt eine absolut geltende Scheidung und Entscheidung herbeiführen wird durch die zweite sichtbare und persönliche Wiederkunft Christi, sozusagen nur die Grundlage, einen bloßen vorläufigen Ruhe- und Durchgangspunkt für die richterliche Thätigkeit Gottes, die ihren inneren Ausgangspunkt schon in der Sendung des Sohnes selbst hatte (vgl. Joh. 3, 19), ihren äußeren Schlußpunkt aber erst künftig im definitiven Endgericht finden wird. Mitten inne liegt noch während des ganzen zeitlichen Verlaufs der christlichen Kirche eine neben allen Gerichten herlaufende Gnadenzeit, eine fortwährende Gnadenoffenbarung Jesu Christi, sein gleichfalls unsichtbares und dennoch persönliches „Kommen im heiligen Geist" (Joh. 14, 18ff. 16, 16. 20ff.) Erst wenn auch diese Uebergangsperiode vorüber ist, erfolgt der letzte Abschluß als das Ende und Ziel der ganzen Reichsgeschichte. Diese vermittelnden Zwischenstufen sind nun aber in der Weissagungsrede des Herrn, welche über alle diese bloßen Durchgangsperioden und Entwicklungsmomente des geschichtlichen Prozesses mit einem einzigen Schritt hinwegschreitet, völlig übergangen, die beiden Katastrophen des allgemeinen Weltgerichts und der Zerstörung Jerusalems sind in eine so enge zeitliche Verbindung gebracht, daß sie fast in einen einzigen gerichtlichen Schlußakt zusammenzufallen scheinen. Christus sieht im Gericht über Jerusalem bereits „den Anfang des Endes", und vor seinen Augen schlagen die Flammen der brennenden Stadt und ihres Tempels bereits in das Feuer des großen Weltenbrandes um, oder vielmehr beide in eine einzige Gluth zusammen. Auch Er folgt hier bei seiner Weissagung dem allgemeinen Gesetz aller Weissagung überhaupt, dem sog. Gesetz der „prophetischen Perspektive", wornach wie beim Blick von einer hohen Warte aus, nur die hervorragendsten Punkte deutlich und klar erscheinen, die dazwischenliegenden niedrigeren Gegenstände aber mehr oder weniger verschwinden und die weit auseinander liegenden Dinge als dicht zusammengerückt geschaut werden, weil der Blick über den sie trennenden Zwischenraum hinwegsieht, so daß jene ihm nicht sowohl in einer Linie hintereinander zu folgen, als vielmehr auf einer Fläche nebeneinander zu stehen scheinen. So hat der Herr auch hier die beiden großen Gerichtsthatsachen in einer ununterbrochen fortlaufenden Gerichtsscene zusammengeschaut und demgemäß auch zusammengestellt, trotzdem daß sie zeitlich nicht zusammenfallen. Geirrt hat er sich aber darum doch nicht, sofern ja wirklich in der Katastrophe über Jerusalem das Gericht schon beginnt, aber freilich nur erst als ein theilweises über dies einzelne Volk, noch nicht als das allgemeine über die ganze Welt, immerhin ist aber damit der richterliche Proceß, der freilich erst beim Endgericht, als dem Tag der bleibenden Sichtung und Vernichtung alles gottlosen Wesens, in seine letzte Spitze ausläuft, wenigstens eingeleitet und in Gang gebracht. Daß der Herr selbst, da wo er lehrend redet, einen längeren Zwischenraum zwischen seinem ersten und zweiten Kommen voraussetzt, zeigen ganz deutlich die Gleichnisse Matth. 13, 31 ff. und auch die Worte in unserem gegenwärtigen Kapitel, V. 10, nöthigen uns zur Annahme einer solchen längeren Periode, und ebenso die ganze sich daran anreihende Reichs-Entwicklung (vgl. Matth. 22, 7ff.); aber wo er weissagend redet, läßt er diese Beziehung auf die allmähliche geschichtliche Reihenfolge fallen und fügt sich den Schranken alles prophetischen Schauens und Redens, ganz so, wie er nachher selbst (V. 32) die Schranken seines Wissens im Stand der Erniedrigung demüthig anerkennt, die selbst da, wo er weissagend die Zukunft enthüllt, noch nicht völlig gefallen sind. Wie er selber hier ausdrücklich auf eine nähere Angabe der Zeit verzichtet, so werden auch wir in Bezug auf diesen Punkt am besten daran thun, von seiner Demuth zu lernen und uns dabei zu bescheiden, nur zu wissen, daß ein solcher Tag kommt, aber nicht, wann er erscheint. Denn nur jenes ist der Kern und Mittelpunkt seiner Rede, dies dagegen eine bloße Nebensache, ja hierin gerade ist sogar das Nichtwissen für uns eine sittliche Nothwendigkeit, vgl. V. 33ff., denn nur daraus fließt die Mahnung zu steter, allezeit bereiter Treue in der einem Jeden bis zur bestimmten Zeit der Wiederkunft Christi anvertrauten Arbeit im Reiche Gottes. Die Weissagung über Israel hat die Vergangenheit in wunderbarer Weise bestätigt, die Zukunft wird auch den anderen Theil seines Wortes über sein sichtbares Wiederkommen zum Weltgericht in gleicher Weise bestätigen.

V. 24: Hier also beginnt die Schilderung des Endgerichts selbst mit den ihm vorangehenden Schreckenszeichen im Natur- und Völkerleben. Zu der Zeit, wenn nämlich jene falschen Messiasse (V. 22) auftreten, vgl. 1 Thess. 2, 3—12. Nach dieser Trübsal, bei Markus ist die Zwischenzeit zwischen der Zerstörung der Stadt und den nun folgenden Vorzeichen des letzten Gerichts selbst ganz unbestimmt gelassen, während bei Matthäus ausdrücklich (24, 29) dabei steht „bald", was also auf eine fast unmittelbare Zeitnähe hinweist. Werden Sonne und Mond &c., wörtlich: wird die Sonne sich verfinstern und der Mond seinen Schein nicht mehr geben. Manche Ausleger nehmen dies alles, sowohl an unserer Stelle wie in Offenb. 6, 12—14, im „geistlichen" also blos bildlichen Sinn, wornach die sich verfinsternde Sonne die Verwerfung Israels bezeichnen soll, das zwar nicht ganz untergegangen, aber doch von seiner einstigen Herrschaft an der Spitze der Völker verstoßen sei, der Mond dagegen das Gesetz und Wort Gottes überhaupt, das nicht mehr so hell und klar wie zur Zeit des A. T's. in Israel leuchte.

V. 25: Die Sterne, die vom Himmel gefallen sind, wären nach dieser Deutung die an Glanz dem auserwählten Gottesvolk selbst nach-

Digitized by Google

stehende Kirche aus den Heidenchristen, die während der zwischen beiden Gerichtskatastrophen in der Mitte liegenden „Zeit der Heiden" (Luk. 21, 4) regierte, jetzt aber wird auch dieser Kirchenhimmel mit seinen Kirchenlichtern zergehen, und die Kräfte des Himmels, d. h. die den Himmelsbau über der Erde tragenden und aufrecht erhaltenden festen Ordnungen und Gesetze des Naturlebens als Bild der das Völkerleben tragenden und stützenden sittlich-religiösen Mächte, werden erschüttert werden und in unheimliche Bewegung gerathen.

V. 26: Alsdann, wenn so die Wogen und Wellen des Völkermeers in stürmischer Gährung und wildem Brausen begriffen sind (vergl. Psalm 93, 3. 4), dann kommt nach vollzogenem vorläufigem Gericht über den Antichrist und zeitweiliger Wiederherstellung Israels der Herr selber sichtbar und persönlich (nicht blos wie nach Matth. 24, 30, blos „das Zeichen des Menschensohnes") zum letzten Alles abschließenden Endgericht. Aus den Wolken (vergl. Offenb. 20, 11 ff.; Dan. 7, 13); ebenso wie er einstens in einer solchen gen Himmel fuhr (Apostelgesch. 1, 9 ff.), mit großer Kraft und Herrlichkeit, eben als Weltrichter (vergl. Joh. 5, 27).

V. 27: Die Engel erscheinen auch Matth. 13, 41 als die Diener des Gerichts, hier dagegen als „dienstbare Geister," wie Hebr. 1, 14 zur Errettung der auserwählten Frommen, um deretwillen schon V. 20 die Tage der Trübsal verkürzt wurden, von den vier Winden, wohin sie zerstreut waren.

II. Das Sinnbild des blühenden Feigenbaums. (V. 28 bis 35.) **V. 28:** Ein Gleichniß nämlich für die Frage, wann das Reich Gottes und die Zukunft des Menschensohnes kommen werde. Wann jetzt nach Ablauf des Winters, wo alles Leben in der Natur wie erstorben ist; so wisset ihr nach allgemein menschlicher Einsicht, daß sich jetzt wieder neues Leben in ihm regt.

V. 29: Also auch verhält sich's auf geistlichem Gebiet; daß es nahe vor der Thür ist, nämlich das letzte Gericht und mit ihm die Vollendung des ewigen Reiches (vergl. Jac. 5, 9). Unter dem Feigenbaum selbst ist hier nicht wie z. B. Matth. 21, 19; Luc. 13, 6 ff., das Volk Israel selbst zu verstehen, was schon aus einer Vergleichung mit Luk. 21, 29 hervorgeht, wo daneben auch noch andere Bäume genannt sind, die man dann in diesem Fall auf die Christengemeinden aus den Heiden beziehen müßte, die gleichfalls aus dem geistlichen Tod wieder neu erwachen sollen, sondern derselbe ist blos ganz im allgemeinen zur Vergleichung herangezogen: An einer wohlbekannten Erscheinung aus der Natur sollen sie auch hier, wie überhaupt bei allen Gleichnissen des Herrn die geistlichen Dinge besser verstehen lernen, und zwar hier speziell das für das Reich der Sichtbarkeit sowohl als der Unsichtbarkeit gleichmäßig geltende Entwicklungsgesetz stetigen Fortschritts, wornach man von einem bestimmten Punkt des Wachsthums aus das Eintreten der Vollendung sicher berechnen kann.

V. 30: Dies Geschlecht kann ohne Künstelei auf nichts anderes bezogen werden, als auf die damals lebende Generation. Die Leute, zu denen Christus redete, sollen auch noch die Erfüllung seiner Weissagung erleben, natürlich nur dem Anfang nach, der schon mit der Zerstörung der Stadt eintrat, welche in der That die meisten der damals Gegenwärtigen noch mit durchzumachen hatten, während der letzte Abschluß des ganzen mit jener Katastrophe blos beginnenden Gerichtsprozesses erst im Gerichtsakt jenes Tages erfolgt.

V. 31: Werden vergehen, (vergl. Matth. 5, 18); werden nicht vergehen, d. h. nie wird eine Zeit kommen, wo sie ungiltig und zu einem bloßen verschwindenden Schall werden, der keine Wirkung zurückläßt.

V. 32: Auch die Engel nicht, die doch im Rath Gottes stehen (Dan. 4, 14); diese Selbstbeschränkung seiner Allwissenheit gehört auch zu seinem Glaubensweg freiwilliger Erniedrigung (Hebr. 12, 2): die Sache selbst verkündigt er, weil wir sie und wie wir sie zur Seligkeit zu wissen nöthig haben, aber nicht auch die Zeit, denn diese ist nur Gottes Sache, nicht die unsrige (vergl. Apostelgesch. 1, 7). Neben der Demuth Christi liegt darin doch auch zugleich das Bewußtsein seiner Hoheit, die ihn selbst über die Engel erhebt, ausgesprochen.

V. 33 ist die Schlußfolgerung aus dem Vorangehenden: Wenn es Zeit ist, nämlich für die Vollendung der Gerichte Gottes, wo es dann zu spät ist zur Umkehr; sie sollen also, wie schon V. 5 u. 23, aus dem Gesagten eine Weisung für ihr Verhalten nehmen. Ueber die äußere Zusammenstellung und den inneren Zusammenhang von Wachen und Beten vergl. schon die Warnung des Herrn in Gethsemane.

III. Das Vorbild des wachsamen Thürhüters. (V. 34 bis 37.) **V. 34:** Ließ sein Haus allein, ohne seine persönliche, unmittelbare Gegenwart; Macht über sein Hauswesen während der Zeit seiner Abwesenheit zu verfügen, je nachdem es die einem Jeden zugetheilte eigenthümliche Aufgabe erforderte. Er solle wachen, natürlich die ganze Nacht hindurch, woran auch die Uebrigen erkennen konnten, daß seine Wiederkunft zu einer ganz unbestimmten Stunde erfolgen werde. Auf das Bild aus dem Naturleben (V. 28 ff.) folgt eines aus dem häuslichen Leben.

V. 35: Anwendung auf die Jünger (V. 1), als die von Gott gesetzten Arbeiter in seinem Reich und Thürhüter in seinem Hause; dieselbe Mahnung gilt aber nach V. 37 auch allen anderen Christen insgemein, nicht blos den zu einem besonderen Amt in der Kirche Berufenen, sondern Jedem, der ein wahrer Jünger sein will. Ihr wisset nicht, d. h. ihr wisset zwar das Eine ganz gewiß, daß er kommt, aber nicht wann er kommt, denn die Zeit seiner Wiederkunft ist ersichtlich ganz ungewiß gelassen (V. 32). Ob er kommt u. s. w. Die Römer theilten die Nacht bekanntlich in vier Nachtwachen ein zu je 3 Stunden: der Abend 6—9, die Mitternacht 9—12, der Hahnenschrei 12—3 und der Morgen 3—6 Uhr (vergl. Apostelgesch. 12, 4).

V. 36: Schlafend und also eurer Pflicht ungetreu, denn wie ihnen für die Tageszeit eine gewisse Arbeit aufgetragen war (V. 34), so für die Nacht, daß sie alle wachen sollen; im Gleichniß ist jedoch das Erste nicht mit in Betracht gezogen, wenigstens nicht ausdrücklich, obwohl allerdings mittelbar in V. 34 auch die Aufforderung zur gewissenhaften und treuen Benutzung der Zeit für die Verrichtung der aufgetragenen Arbeit liegt, sondern

Digitized by Google

das Hauptgewicht ist nur auf das Zweite gelegt, weil es nach dem ganzen Zusammenhang vorwiegend nur auf diese Pflicht der Wachsamkeit ankommt, nicht auf die Selbstthätigkeit der Knechte, daher das Gleichniß auch nicht diese selbst, sondern den Hausherrn als Hauptfigur an die Spitze stellt (V. 34).

V. 37: „Wachet!" und zwar Alle, denn auch V. 34 galt das Gebot an den Thürhüter zugleich auch ebensogut den anderen Knechten. Das ganze Gleichniß steht in der Mitte zwischen dem Gleichniß Matth. 24, 45 ff., und dem anderen ihm verwandten Luk. 12, 35 ff.; dort ist mehr von der treuen Erfüllung der Pflicht gegenüber dem den Knechten anvertrauten Gesinde die Rede, hier mehr von der ausharrenden Geduld im Warten auf den Herrn selber.

Disposition: „Wachet!" Denn
a) die Welt trügt (V. 21—23);
b) der Herr naht (V. 24—27);
c) die Zeit eilt (V. 28—33);
d) das Gericht droht (V. 34—37).

Chronik der Gegenwart.

Ueber die Arbeitseinstellungen und deren Kosten schreibt das Pittsburger Volksblatt:

Die Strikes, welche hier in der Umgegend bestehen, haben bereits ungeheure Verluste an Arbeitslohn verursacht. Wie hoch sich diejenigen der Kohlengräber beziffern, welche ausgestanden sind, um einen Lohn von 4 Cents per Bushel zu erzwingen, darüber fehlen uns statistische Anhaltspunkte. Die Lage der Kohlengräber aber ist traurig. Die Männer an der Pan Handle Eisenbahn haben das Lager bezogen, weil man auf diese Weise leichter durchzukommen hoffte. Die Familien aber, Weiber und Kinder, sind daheim und sollen sehen, wie sie sich durchschlagen. Da ist denn bereits in viele Familien die bitterste Noth eingezogen, und die Wohlthätigkeit der Nachbarn und des Gemeinwesens im Allgemeinen muß angerufen werden, um den Hunger fernzuhalten. Das geht eine Zeit lang, aber nicht immer; Alles hat seine Grenzen. Wenn der Strike der Kohlengräber sich in den Herbst hineinziehen sollte, so würde das Auskunftsmittel der Lager nicht mehr vorhalten, und die Männer würden genöthigt sein, zu jedem Preise, der ihnen geboten werden mag, wieder an die Arbeit zu gehen. Ein Mann kann für sich allein entbehren und darben — er kann anderswo Arbeit suchen —; aber wenn er nicht ein gewissenloser Patron ist, so nimmt er doch eher einen ihm gebotenen Lohn an, als daß er Weib und Kind der Verkümmerung und dem Hungertode preisgiebt.

Die Verluste, welche die Eisenarbeiter seit Beginn der Strikes an Arbeitslohn erlitten haben, werden auf drei Millionen Dollars veranschlagt, und die Schätzung scheint nicht zu hoch. Die Eisenarbeiter sind als Bund und auch individuell besser gestellt, und können einen Strike schon eher aushalten als die Kohlengräber. Doch ist auch bei denen die Frage, ob sie innerhalb eines Jahres die Strike-Verluste wieder einbringen könnten, wenn ihre Lohnforderungen jetzt bewilligt würden, sehr berechtigt und sie wird kaum bejaht werden dürfen.

Es scheint, nachdem der Strike bereits sechs Wochen besteht, daß derselbe gegen den Rath der klügeren Führer erklärt wurde, und daß der Zeitpunkt dazu sehr unglücklich gewählt war. Die Fabrikanten und Grubenbesitzer erleiden durch Einstellung des Betriebs wohl auch Verluste verhältnißmäßig minder bedeutend, und es liegt ihnen nicht viel daran, ob ihre Werke in den nächsten paar Monaten stillstehen oder nicht.

Die Lohnverluste der Arbeiter gehen über die möglichen Lohnerrungenschaften der Strikes weit hinaus. Aber es scheint, daß es den Arbeiterverbindungen überhaupt weniger um den Lohn zu thun war, als um die Geltendmachung ihrer Macht. Sie dachten, jetzt sei der richtige Zeitpunkt, ihre Obmacht zu zeigen, dann würden künftighin die Arbeitgeber sich allen Vorschriften seitens der Arbeiterverbindungen, nicht nur in Lohnfragen, sondern auch hinsichtlich der Führung der Geschäfte, unbedingt fügen müssen. Und wenn das ihre Absicht war, so haben sie sich verrechnet. Die Arbeit hat ihre Rechte, das Kapital aber auch. Die Arbeitgeber sagen: Wenn ich mein Kapital und die Arbeit eines ganzen Lebens in meinem Geschäft stecken habe, so will und kann ich mir nicht von den Arbeitern vorschreiben lassen, wie ich mein Geschäft führen, für wen ich arbeiten oder nicht arbeiten lassen, welche Leute ich anstellen oder entlassen soll.

Deshalb sehen wir jetzt, wie das große Kapital allenthalben fest zusammenhält gegen diejenigen Forderungen der Arbeiter, welche zu weit gehen.

Und die Moral von der Geschichte ist: Man sollte beiderseits nie vergessen, daß es außer dem Recht noch einen anderen Faktor in der Welt giebt, um diese in gedeihlichem Gang zu erhalten. Das ist die Billigkeit, die gegenseitige Rücksichtsnahme.

Sidi-Muley-Hassan, der Sultan von Marokko, hat einen zufällig in seiner Hauptstadt Fez eingetroffenen französischen Photographen beauftragt, die Damen seines Harems zu porträtiren. Die Sammlung dieser Conterfeis wird ein ungemein stattliches Album bilden, denn dieser Herrscher besitzt drei- bis vierhundert Frauen verschiedener Rangklassen. Unter der fanatischen Bevölkerung der Residenz hat das Vorhaben des Sultans große Erbitterung hervorgerufen, da der Koran das Abbilden von Menschen streng verbietet. Es ist bekannt, daß der ermordete Sultan Abdul Aziz, trotzdem er mit der Würde des Chalifats bekleidet war, ebenfalls dieses Verbot des Propheten nicht geachtet hat.

Digitized by Google

Schlaf ein, mein Herz.

Andantino. (Rückert.) Alb. Sauer.

p

1. 2. { Schlaf ein, mein Herz, in Frie = = den, schlaf ein, mein Herz, schlaf ein!
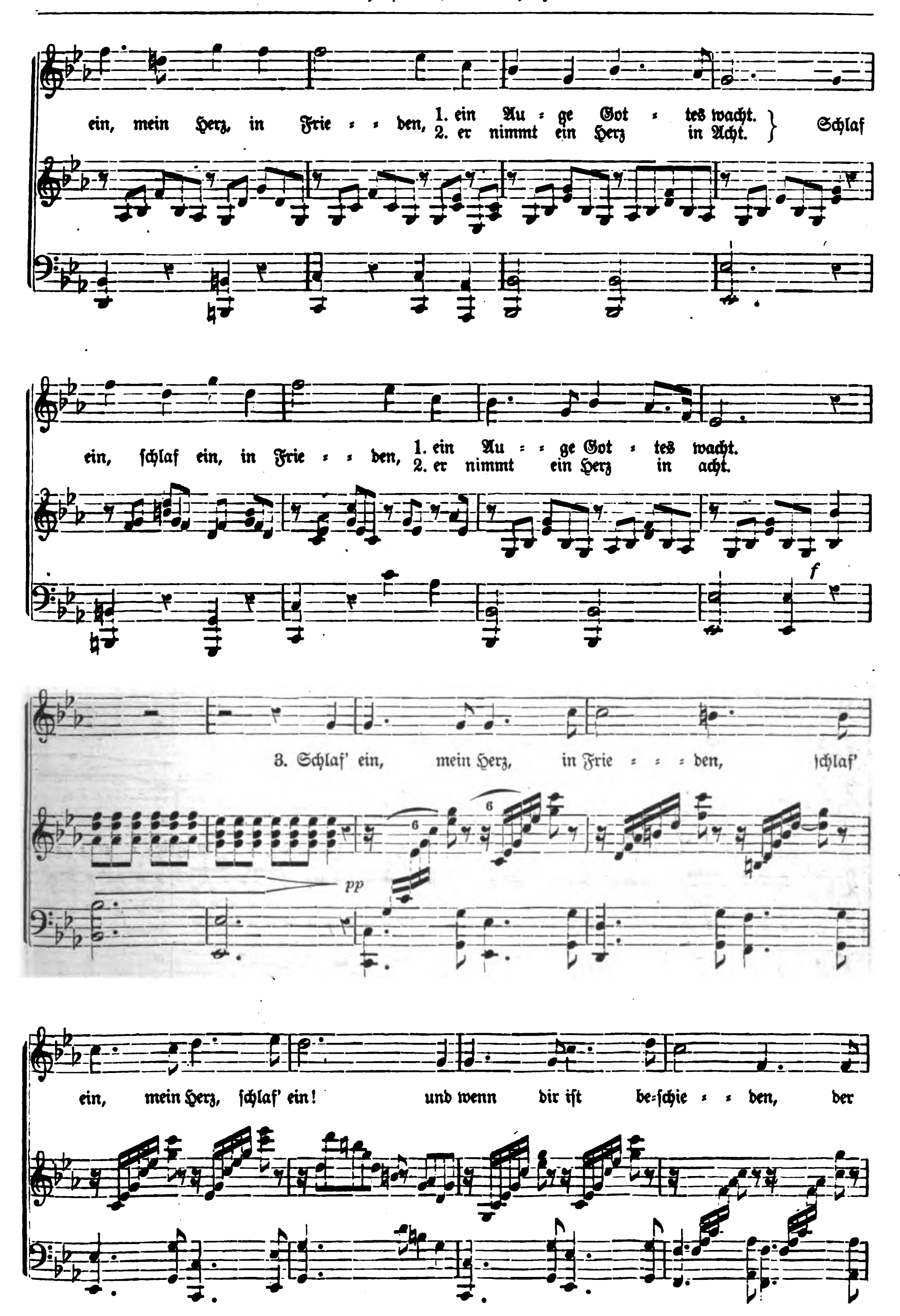
1. { Das Le = = ben schläft hie = nie = = = = den, } schlaf ein, mein Herz, schlaf ein.
2. { Von Furcht und Gram ge = schie = = = = den, }

pp 3 3 mp mf
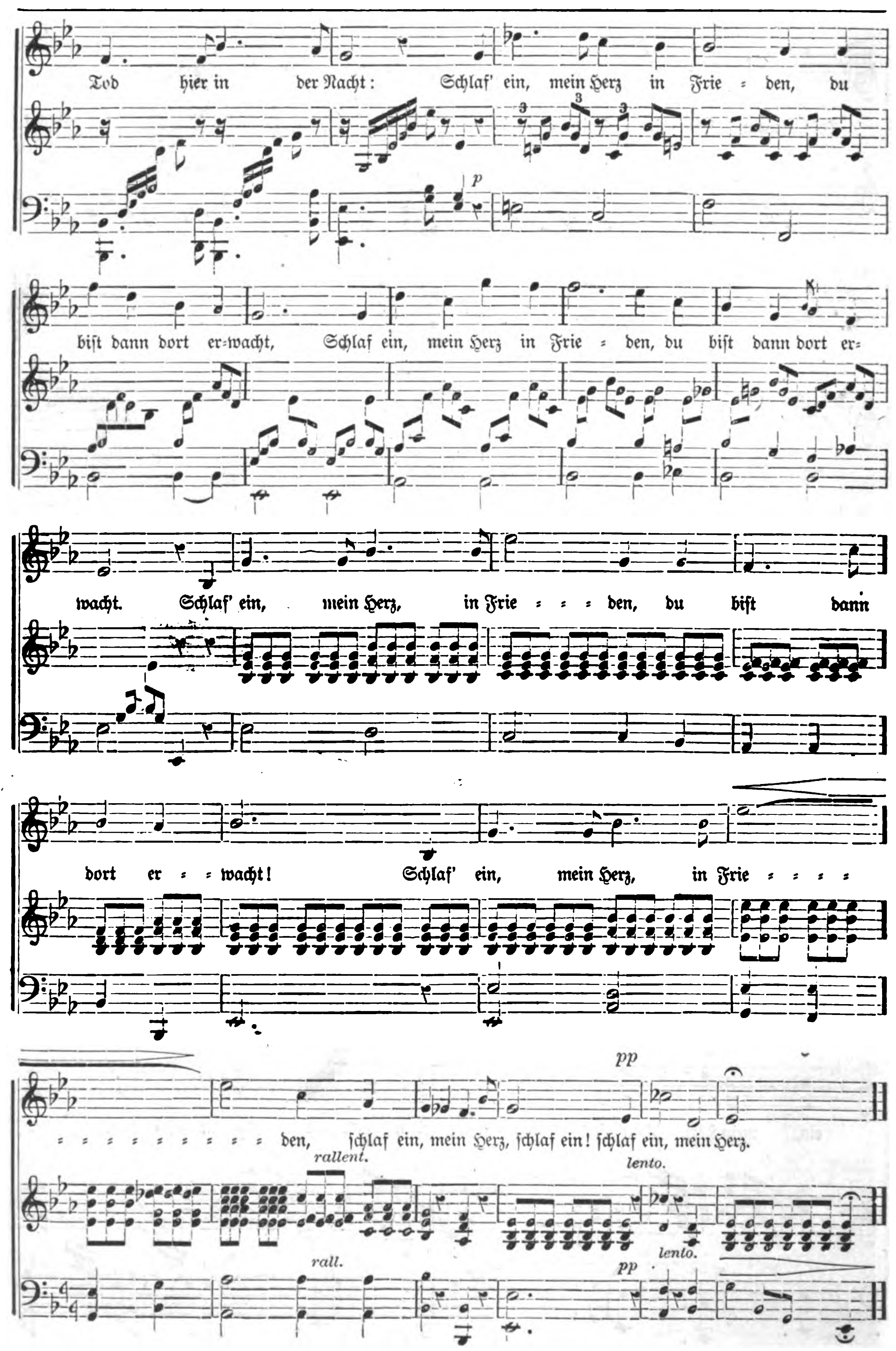
1. { Der Mond in stil = ler, stil = ler Pracht, ein Au = ge Got = tes wacht.
2. { Der Wel = ten, Wel=ten, hat bedacht, nimmt auch ein Herz in acht.

1. { Schlaf

Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

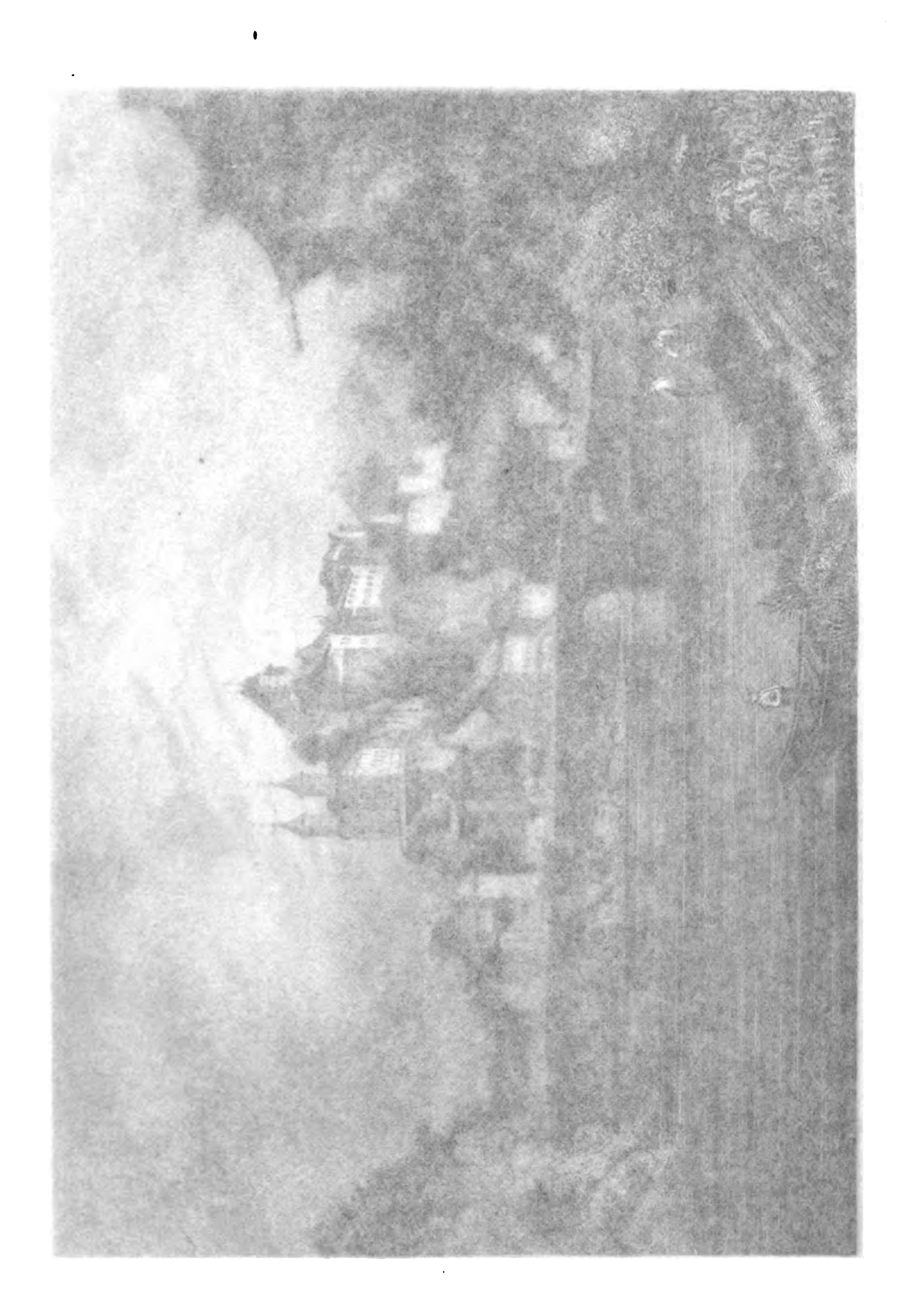




alte Schloß als Gefängniß und Zeughaus.

der Baltimore und Ohio=Bahn nur Spielwerk.

Digitized by Google



Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. | Oktober 1882. | Zehntes Heft.

Schweizer Erinnerungen.

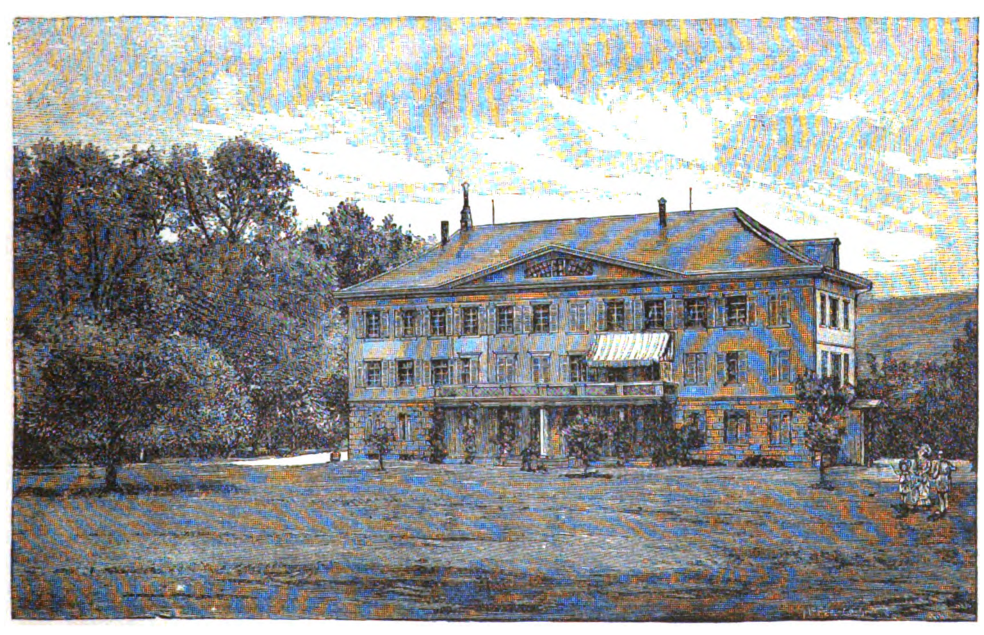
Vom Editor.

„Gar vieles ist zu sehen, allein
Die Augen müssen darnach sein."

Wer von Deutschland aus die mittlere Schweiz bereisen will, kann entweder bei Basel den Rhein überschreiten, oder vom württembergischen Friedrichshafen aus über den Bodensee setzen, oder mittelst der Schwarzwaldbahn Schaffhausen erreichen.

Von Friedrichshafen her öffnet sich der Bodensee dem Blick. Dort liegt das historische Konstanz, wo Huß und Hieronymus den Märtyrertod erlitten. (1415—1416.)

Wir wählten die Schwarzwaldbahn, theils, weil die anderen Touren später gemacht werden sollten, theils, weil dieselbe uns auf kürzestem



Adlergarten in Winterthur.

Weg nach Winterthur, unserem nächsten Bestimmungsort führte. Niemand wird es gereuen, dieses Wunder der Bahnbaukunst gesehen und die würzige Tannenluft des Schwarzwaldes geathmet zu haben. Verglichen mit den Windungen und sogenannten Kehrtunnels der Schwarzwaldbahn ist doch der vielgenannte Hufeisen-Bogen der Pennsylvania- oder das Bockshorn der Baltimore und Ohio-Bahn nur Spielwerk.

Die Fahrt von Basel bietet, ob man nun nach Zürich oder Luzern fährt, manche schöne Landschaft im Aar- oder Limmatthal. Alterthümliche Städte, Ruinen und Burgen verleihen der Scenerie sowohl Abwechslung als Würde. So z. B. die Aarburg bei dem malerisch gelegenen, wohlhabenden Städtchen gleichen Namens. Einst eine starke Festung dient jetzt das 1660 erbaute alte Schloß als Gefängniß und Zeughaus.

Digitized by Google

Nur der Gotthardbahnbau übertrifft das Kunstwerk, welches der kleine Mensch über den Schwarzwald geführt.

Und so sind wir denn in Winterthur, der betriebsamen, wohlhabenden Stadt mit gegen 14,000 Einwohnern, deren Bürger einst gut österreichisch, heute aber echt schweizerisch sind und mit erhabenem Mitleid auf das „geknechtete" Deutschland herabblicken.

In den freundlichen Räumen des palastähnlichen, im Adlergarten stehenden Hauses fanden Dr. J. M. Walden und ich ein gastfreies Unterkommen. Die Schweizer geben nämlich ihren Familiensitzen poetische oder historische

Auch diese schönen Stunden fanden, wie alles Irdische, ein Ziel. Der Kutscher steht mit Kutsche und Rappen im Adlergarten, das Gepäck ist geladen; ein Händedruck, ein herzlicher Dank und fort geht's per Eisenbahn durch das Hügelland der Schweiz auf Zürich zu.

Jedermann aus unserm amerikanischen Reisekreis blickt von Zeit zu Zeit erwartungsvoll durch's Waggonfenster, um die Hochalpen zu erspähen, und Dr. Hoyt meint, sie müßten sich nun bald zeigen, denn sie seien ja so gar hoch. Einstweilen aber werden die Riesen durch die Vorberge verdeckt, welch' letztere gleichsam eifersüchtig sind und haben wollen, daß man ihre



Winterthur.

Namen, und nennen sie „Jakobs Quelle", „Wonnig' Au", Adlergarten u. s. w.

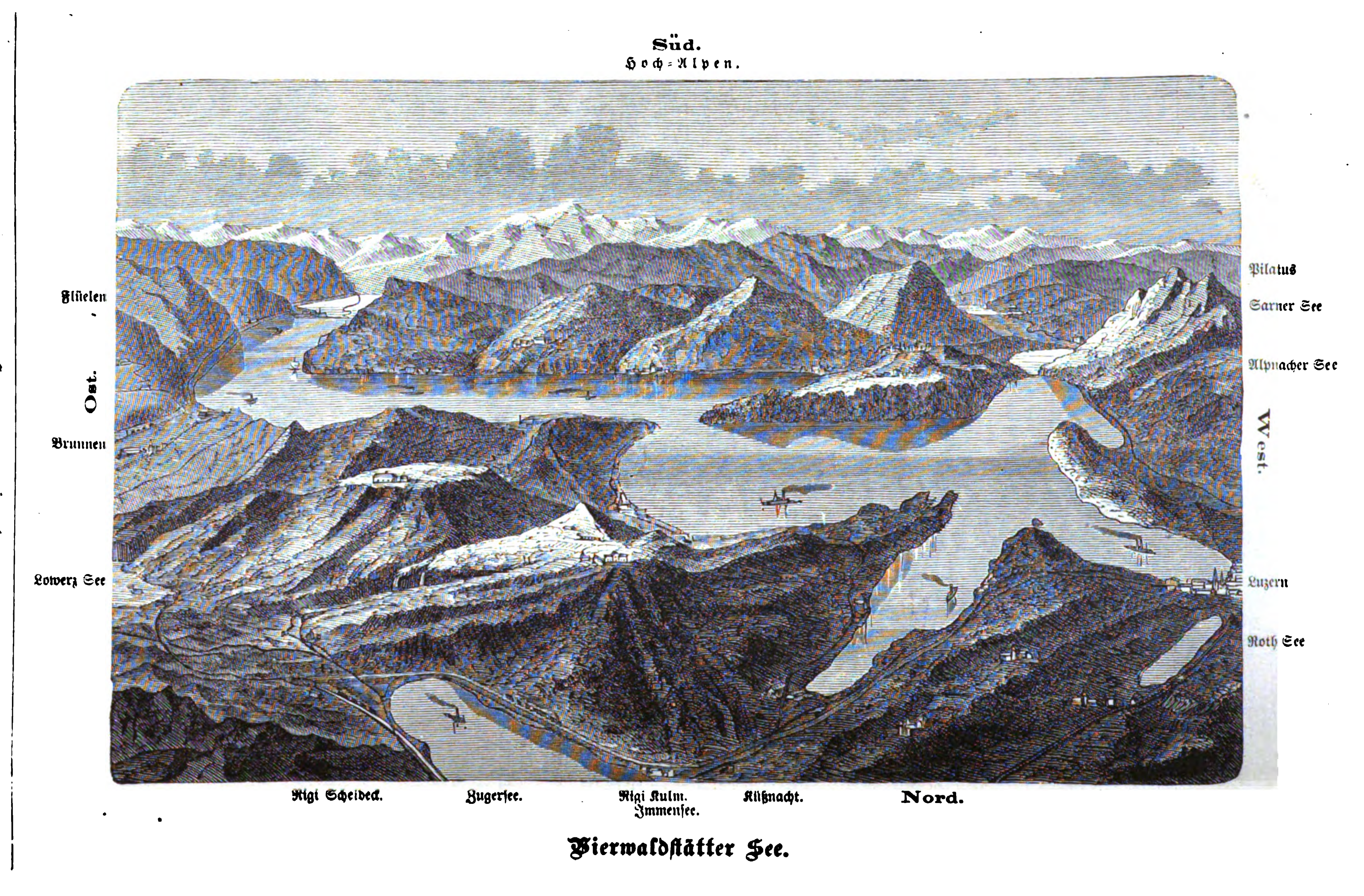
So ein echtes Schweizerheim der wohlhabenden Bevölkerung ist mit seinen großen, luftigen Räumen, den Balkons, den Garten- und Parkanlagen und den gebildeten, aber herzigen Schwyzerlüt ein gar heimeliger Ort. Wie wohlthuend war es, des Morgens und Abends die Mahlzeit auf dem geräumigen Balkon einzunehmen; wie reizend diese Baumgruppe im Park, wie frisch und rein diese Schweizerluft und wie fein und taktvoll und doch frei von aller Ziererei das Verhalten der gastfreien Schweizer. Ich schreibe bei 95 Grad Fahrenheit im rauchigen Cincinnati, und wünsche mit Anderen so ein Schweizerlüfterl herbei, und sage mit meinem Herbergsgenossen: „Es ist wie ein Traum."

Schönheiten nicht so mir nichts, dir nichts übersieht.

Nebst ihnen bietet sich noch manches Interessante für die aus anderen Verhältnissen kommenden Amerikaner. Hier mäht ein Schwyzermann mit der alterthümlichen Sense. „O, wie langsam das geht," sagt der Maschinenkenner unter uns, „weshalb gebrauchen denn diese Leute nicht die prächtigen Mähmaschinen?" Er denkt nicht daran, daß auf diesem Bergland die amerikanische Mähmaschine doch schwer anzubringen und bei der großen Feldzerstückelung wenig lohnend wäre.

„Wie sich jener Bursche abschleppt unter seiner ungeheuren Tragkorblast," sagt der mitleidige Dr. Starr. Der Schwyzerbursch aber jauchzt seinen Jodler frisch hinein in's schöne

Digitized by Google



Vierwaldstätter See.


Grütli.

„Nach der Heimath süßer Stille
Sehnt sich heiß mein müdes Herz;
Dort erwartet mich die Fülle
Reiner Freuden ohne Schmerz."

Also ist es! Trotz aller irdischen Pracht bleibt im tiefen Herzensgrunde das Sehnen nach dem Heim, der Bleibstätte des Vaterhauses.

Nahe bei dieser Allee steht, am Zeltweg, Kapelle und Pfarrhaus der Methodisten, beides sehr stattliche Bauten, und welch' angenehme Erholung die in der Nähe liegende Promenade bietet, das habe ich eines Sonntags Abends, nachdem das Wort gepredigt war, erfahren, als ich in Gesellschaft von Dr. L. Nippert und des Predigers der Kapelle, Rev. F. Härle, eine stille Sabbathstunde daselbst genoß.

Thal und marschirt unter seiner Bürde so stramm einher, als ob sie federleicht wäre.

Dr. Reid, unser lieber Missionssekretär, blickt sinnend auf die Höhen, hinab in die Thäler und hinein in die Flecken und denkt: „Wie wird es sein, wenn einmal das ganze schöne Land mit Kapellen und Kirchen übersäet, und das ganze Schweizervolk vom groben und feinen Unglauben erlöst und zu Christum, unserem Herrn gebracht ist!"

Drüben auf der anderen Seite des Waggons aber unterhält ein Winterthurer Stadtrath seinen Nachbar von der großen Methodisten-Conferenz in Winterthur, „wo man g'meint hab', es hätt' Methodistenlüt geschneit."

„Zürich, aussteigen," ruft der Schaffner. Ja wohl, hier sind wir, in dem alten Turicum der Römer an der hellgrünen Limmat, an dem krystallhellen Zürchersee, in einer der blühendsten Schweizerstädte, in der Festung des früheren Rationalismus. Im Märzheft des '75er Jahrgangs haben wir eine schöne Ansicht der Stadt gebracht, welche darthut, daß hier die Sehnsucht der Wanderer gestillt und sich die Hochalpenwelt dem Blicke aufthut. Da stehen denn meine Freunde mit einem langen: „Ach, das ist wunderschön;" denn die alabasterweißen Bergriesen sind von mittäglichem Sonnenglanz übergossen.

Jedoch, wir müssen die Stadt besehen und haben, wie immer, nicht viel Zeit. Vor allererst eilen wir hinauf zur hohen Promenade, einer hochgelegenen Allee großer Linden, und überzeugen uns daselbst, daß die Reisenden, welche Zürich seiner herrlichen Lage wegen zu einem längeren Aufenthalt wählen, guten Geschmack haben, denn das Panorama auf den See, auf die Vorberge, auf die Hochalpen und auf die Stadt ist eines der reizendsten, das der Wanderer auf der weiten Erdenrunde trifft. Am Ende dieser Allee steht das Denkmal des bekannten Zürcher Liedercomponisten; und als ich so davor stand, umgeben von dieser herrlichen Gottes-Natur fiel mir sein köstliches Lied ein:

Das Groß-Münster, das Rathhaus, die Stadtbibliothek, das Zeughaus, das Schänzle und einige andere Sehenswürdigkeiten nehmen noch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch, dann wenden wir uns wieder dem See zu, der, wenn er auch nicht auf Großartigkeit der Landschaft Anspruch machen kann, so doch an Lieblichkeit kaum von einem anderen See erreicht wird.

Etwa 28 Meilen lang zieht sich derselbe zwischen sanft ansteigenden, unten mit Weinbergen und Obstbäumen bepflanzten, kaum 2500 Fuß hohen Hügeln von Nordost nach Südwest. Beide Ufer sind mit Dörfern, Städtchen, Villen und Fabrikgebäuden übersäet. Dort auf dem Westufer liegt Thalwyl, das stattliche Dorf; weiterhin Horgen mit dem „idyllischsten Pfarrhaus im Werk," seinem poetischen Pfarrherrn und der feinen Pfarrfrau (1881); und


Tells Denkmal in Altorf.

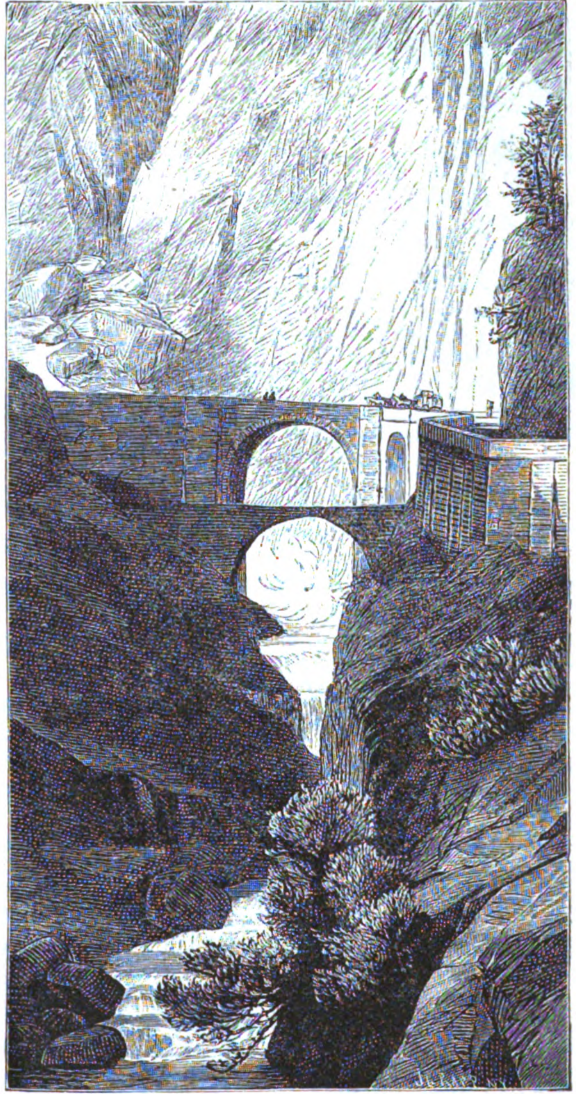
Digitized by Google

noch weiterhin — Wädenschwyl und Richterschwyl und andere Schwyls. Auf dem Ostufer laden uns ebenfalls eine Anzahl schöner Dörfer ein, namentlich Männedorf, der Ort, wo die Jungfer Trudel gewirkt und Pfarrer Zeller jetzt ein Krankenhaus unterhält, welchem wir später auf der Rückreise in aller Stille einen Besuch abstatteten.

Aber es zieht uns noch weiter hin zur Mitte der Schweiz — zum Vierwaldstätter See und dem Rigi.

Vierwaldstättersee! Du Zauberbecken großartiger Naturschönheit; unerreicht bist du von all deinen schönen Brüdern, und lachst mir noch so jung und frisch entgegen wie vor vielen, vielen Jahren, während ich alt geworden. Und an deinem Westende liegt Luzern, das der berühmte Reisende Chateaubriand zu den vier schönsten Punkten der Welt zählt. An und für sich bietet Luzern zwar nicht viel Merkwürdiges. Wenn man den Löwen, ein Denkmal zum Gedächtniß der in den Tuilerien (1792) gefallenen Schweizer, den Gletschergarten — ein Theil eines bloßgelegten Gletschers, die Stiftskirche mit der berühmten Orgel und allenfalls die alten Thürme der früheren Stadtbefestigung gesehen hat, so sind die Merkwürdigkeiten absolvirt. Aber an Liebreiz der Natur ist diese Stadt überreich und bietet auf allen Flanken Aussichtspunkte der herrlichsten Art.

Da stehen meine amerikanischen Freunde am See, und gestehen mit verwundertem Blick, daß der Hudson übertroffen sei. Vor ihnen die grüne, einladende Fluth, durch welche der Reußfluß „schießt“; droben zur Linken die Rigi-Gruppe; ihr gegenüber der Bürgenstock; noch weiter rechts das Stanserhorn und zur äußersten Rechten der finstere Pilatus. Hinter diesen aber der Tiltis, der Finster-Aarhorn und die Schreckhörner. Es ist ein Panorama, wie es keine andere Stadt bietet, und zu dem wir immer und immer wieder zurückkehrten.



Teufelsbrücke.

Droben aber auf Rigi-Kulm ist die Rundsicht noch ungleich großartiger. Es ist eine schwindelnde Eisenbahnfahrt, die du machst, lieber Wanderer, auf der Viznau-Kulm-Bahn, mit ihrer Zahnstange, die in der Mitte des Geleises eingreift, und von der meine amerikanischen Freunde jeden Augenblick befürchteten, daß sie brechen möchte. Auch ist das Material des Rigi, was schon sein deutscher Name „Schichten“ anzeigt, nicht darnach angethan, Vertrauen einzuflößen, denn die Nagelflue und Molasse, aus welcher der Berg besteht, sind nachgerade nicht so fest als Granit.

Wir kamen jedoch, wie viele tausende von uns, unter Gottes Schutz glücklich hinauf und herunter, und genossen ein Naturschauspiel, wie es wohl kaum ein anderer Berg der Erde bietet; denn obwohl nur 5850 Fuß hoch, gewährt der Rigi durch seine abgesonderte Lage eine Rundsicht von 300 Meilen im Umkreis, die im Sonnenuntergang und -Aufgang gesehen an Mannigfaltigkeit und großartiger Schönheit jedes andere Landschaftsbild übertrifft, das ich bis heute zu schauen gewürdigt war.

Digitized by Google



Gotthardstraße.—Urner Loch.

Nördlich und westlich breitet sich im Vordergrund das herrliche Hügel- und Thalland der Schweiz bis zum Jura und dem Rhein hin wie ein Garten aus, durchrauscht von hundert Bächen und Flüssen, geschmückt durch herrliche Seen, zwischen denen die Städte, Dörfer und Flecken wohl geborgen liegen. Den Hintergrund bildet auf dieser Seite westlich der bläuliche Jura, und nördlich weit über dem Rhein der Schwarzwald mit dem Feldberg und Belchen, welche sichtbar sind, und Hohenstoffeln, Hohenhöwen und Hohentwiel in Schwaben.

Reizend wie diese Landschaft ist, dreht man sich doch immer wieder nach der anderen Seite, wo die gewaltige Kette der Hochalpen sich in 120 Meilen langem Halbbogen hinzieht. Fern im Osten hält der Appenzeller Sentis die Wacht, über dem die Sonne sich erhebt; an ihn reihen sich schneebedeckte Bergriesen ohne Zahl: Der Glärnisch, der Tödi, der Tiltis und weiter nach Süden die in Weiß erglänzenden Berneralpen — Finster-Aarhorn, Wetterhorn, Mönch, Eiger und Jungfrau. Den westlichen Abschluß der Alpenkette bildet der düstere Pilatus mit seinen zackigen Hörnern.

Interessant und zum Nachdenken auffordernd war mir das Verhalten der Angehörigen verschiedener Nationalitäten beim Sonnenaufgang auf Rigi-Kulm. Jeder Einzelne jener buntgemischten Gesellschaft war voll von Bewunderung, die in den verschiedensten Ausrufen geltend gemacht ward. Aber nur wenige dachten an den Schöpfer dieser überaus prächtigen Schöpfung, namentlich die Franzosen und die Deutschen nicht.

Der immer bewegliche Franzose läuft beständig von Punkt zu Punkt, und ruft sein oberflächliches: „Sehr schön, mein Herr; ausgezeichnet, mein Fräulein!"

Der Deutsche nimmt's etwas tiefer. Er nimmt sozusagen die Landschaft in sich auf; er hat ein Wort über die wunderbare Schaffkraft der Natur; er erinnert sich und andere an das, was die Dichter — Haller, Anastasius Grün, Schiller &c. &c. — über die Alpen gesagt; aber an den allmächtigen Schöpfer denkt der Durchschnittsdeutsche in dieser großen Schöpfung nicht.

In amerikanischen und englischen Kreisen hört man dagegen schon eher ein Wort von dem Ewigen, der Alles schuf und Alles erhält durch sein gewaltig Wort, und es hat einen ergreifenden Eindruck auf mich gemacht, als ich dort oben beim Sonnenaufgang auf Rigi-Kulm eine englische Dame ihren beiden Töchtern einige Verse des 92. Psalm aus einem Taschenpsalter laut vorlesen hörte: „Herr, du lässest mich fröhlich singen von deinen Werken, und ich rühme die Geschäfte deiner Hände. Herr, wie sind deine Werke so groß! Deine Gedanken sind so sehr tief. Ein Thörichter glaubt das nicht, und ein Narr achtet solches nicht."

Drunten am See, wohin wir eilen, und an dessen steilen Ufern warten so viele Schönheiten und Aussichtspunkte anderer Art auf uns, daß wir unmöglich Alles auf der schnellen Dampfbootfahrt fassen und in uns aufnehmen können. Noch weniger kann mit Wort oder Bild dem Leser ein richtiger Begriff dieses wundervollen Alpensees mit seinen schroff ansteigenden Bergen, frischen Wäldern, saftigen Matten, Bergvorsprüngen und Aussichtspunkten, und dem majestätischen Hintergrund der Hochalpen beigebracht werden.

Ueberall liegen am Ufer liebliche Städtchen und Dörfer, und Villen und Gasthäuser, unter welchen Brunnen wohl die reizendste Lage hat. Ueberall stoßen wir auf geschichtlich merkwürdige Orte, wie z. B. die Tellsplatte und das Grütli zwischen Brunnen und Flüelen.

Auf der Grütli-Wiese erfreuten sich deutsche Sänger und Sängerinnen, und gar lieblich klang Schillers prächtiges Lied herüber:

„Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kukuk ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai."

Auf dieser Strecke ist auch die berühmte Axenstraße dicht am Ufer in den Fels gehauen, neben

Digitized by Google



Göschenen.

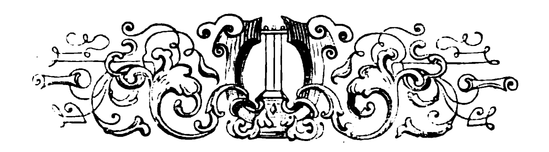
welcher nunmehr ebenfalls die Gotthardbahn angebracht ist.

In Fluelen verläßt der Wanderer das Dampfboot und kann heute per Eisenbahn dem Gotthard in Italien zueilen. Damals (1881) ging es noch per Post oder Fiaker.

Die Gebirgswelt wird dem Gotthard zu immer wilder, die Schluchten immer tiefer, die Felsen immer schroffer und düsterer, und wenn man das bekannte Altorf, wo Tells Denkmal steht, verlassen, so ist's als ob das Reußthal ein Felsen-Labyrinth sei, aus dem kein Ausgang zu finden. Dasselbe findet seinen Höhepunkt bei der sogenannten 4550 Fuß über der Meeresfläche in großartigster Felsenlandschaft angebrachten Teufelsbrücke bei dem nahegelegenen Urnerloch.

Durch alle diese Klammen, Berge und Schichten windet sich der Kunstbau der Gotthardbahn, die bei Göschenen in den neun Meilen langen Haupttunnel des Gotthardstocks tritt. Im ganzen zählt diese Bahn 64 Tunnels und eine Menge Viadukte und Gallerien.

Ich schied hier von meinen amerikanischen Freunden, welche in's sonnige Italien zogen, und kehrte zurück in die Thäler Helvetiens, aus welchen ich meinen Lesern später noch einige andere Bilder zu entwerfen gedenke. Einstweilen aber leb' wohl, du schönes, heimeliges Schwyzerland! Gott möge deine Fluren segnen mit Korn und Obst; und die Schweizerherzen mit seiner reichen Gnade.



Digitized by Google

Durch Irrungen zur Wahrheit.

Ein deutsch-amerikanisches Familienbild aus der Gegenwart.

Von J. J. Meßmer.

I.

26. Mai 18—.

Ob ich wohl jemals wieder recht gesund werde? Mutter scheint oft sehr besorgt um mich zu sein. Vater zeigt eine Gütigkeit mir gegenüber, die mir ganz ungewöhnlich erscheint; er ist zwar gut und freundlich gegen Alle, wenn er aber zu mir spricht, so schlägt er einen besonders sanften Ton an, etwa einen solchen, wie man ihn sich gegenüber eines schwer Kranken bedient. Bruder Heinrich hat gleichfalls seine Neckereien aufgegeben, und bringt mir bald eine seltene Blume, bald eine besonders saftige Frucht, bald ein schönes Bild oder ein hübsches Buch. Alfred, der arme Junge, weiß offenbar nicht recht, wie er sich gegen mich verhalten soll, da ihm seine gewohnten losen Streiche unpassend erscheinen, und selbst unser kleiner Wildfang,, mein süßes Schwesterchen Emilie, dämpft möglichst ihre Schritte, wenn sie meinem Zimmer nahe kommt, und giebt sich alle Mühe, ihr lebhaftes Temperament zu zügeln. O, sie sind alle sehr gut zu mir! — Aber ihre Güte erscheint mit ängstlicher Sorge gemischt, die sie freilich zu verbergen suchen.

Bin ich denn sehr krank?

Ich fühle mich allerdings zu Zeiten sehr schwach, doch habe ich weiter keine besondern Schmerzen, und giebt es Tage, wo ich ganz munter und gekräftigt bin. Onkel Hermann sprach erst gestern von meinem gekräftigten Aussehen und macht mir die schönsten Complimente. Ja, er sprach sogar bereits von den Vergnügungen des nächsten Winters. Bis dahin werden meine Kräfte vollkommen hergestellt sein, und dann sollte ich in die Welt eintreten und als einer der schönsten Sterne in der Gesellschaft glänzen. Der gute Onkel! Er glaubte sicherlich, daß mich seine Schmeicheleien sehr erfreuen würden. Cousin Johannes, der mich bei seinem letzten Besuche so aufmerksam beobachtete, scheint die Sache ernster aufzufassen. Gestern erhielt ich einen Brief von ihm, worin er sich nach meiner Gesundheit erkundigte, und mich bat, „mein Herz dem Herrn zu geben." Eine sonderbare Zumuthung! Bin ich doch vor zwei Jahren konfirmirt worden, und Pastor G—— sagte noch kürzlich, daß ich eine seiner besten Schülerinnen gewesen sei. Auch habe ich mein regelmäßiges Gebet; und meine Bibel und mein Gebetbuch, das mir Mutter zur Konfirmation schenkte, sind mir in meiner Zurückgezogenheit ein rechter Trost. Vater meinte zwar, ich sollte mich nicht zuviel damit beschäftigen, es könnte mich trübsinnig machen. Cousins Brief schien ihm auch nicht besonders zu gefallen, er sprach von beschränkten Ansichten, und Onkel Hermann nannte es gar Unsinn und bezeichnete ihn in seiner rauhen Weise als einen „Frömmler," die er nie habe leiden können. Indessen, ich fühle es, Cousin Johannes meint es recht gut, und vielleicht sollte ich auch mehr an Gott denken, als ich bisher gethan habe.

Heute Morgen war Doktor Snyder bei mir. Er sprach zu mir, daß ich diesen Sommer ein Seebad benutzen sollte; aber keines von den modernen Seebädern mit ihrer feinen Gesellschaft und ihren ermüdenden Vergnügungen. Es sei nothwendig, daß ich neben der frischen Seeluft und den stärkenden Seebädern mich der vollkommensten Ruhe erfreue. Mein Körper müsse vor jeder Uebermüdung behütet werden, dann würden auch meine Nerven sich stärken und meine Kräfte nach und nach wiederkehren. Als Mutter ihn fragte, welchen Platz er anrathen würde, meinte er, Ocean Grove würde für mich der geeignetste sein. Es sei zwar ein neuer Platz, doch biete er bereits alle Annehmlichkeiten des Lebens, er sei hinreichend von dem Geräusch der großen Seebäder entfernt, und lärmende Vergnügungen würden dort nicht geduldet, da der Platz unter der Aufsicht einer Lagerversammlungs-Gesellschaft stehe. Mutter erinnerte sich, von unsern Nachbarn gehört zu haben, daß dort jährlich Lagerversammlungen gehalten würden, und meinte bedenklich, daß wir nicht dorthin paßten, indem wir nicht jener Kirche angehörten und an dem sonderbaren Treiben der Leute keinen Gefallen hätten. Der Doktor aber lächelte nur und sagte, das habe Nichts zu bedeuten, da Niemand gezwungen sei, den Versammlungen beizuwohnen. Als Mutter dem Vater am Abend davon erzählte, fand der Plan wenig Beifall. Vater sagte, er wolle nicht, daß seine Tochter eine Methodistin werde, sondern daß sie sich ihrer Jugend freue; zudem würde uns Onkel Hermann mit seinen Spöttereien unablässig verfolgen.

Ich weiß nicht, ich fühle, als wenn ich am liebsten dorthin gehen möchte, wenn ich denn nun einmal in ein Seebad soll. Frau Gilbert, unsere Nachbarin, war letzten Sommer dort, und

Digitized by Google

hat mir viel davon erzählt. Sie kömmt jedesmal förmlich in Extase, so oft sie von der Herrlichkeit des Platzes spricht, und was die Methodisten anbetrifft, die dort ihre Versammlungen halten, so gehören Manche unserer Nachbarn und Bekannten unter den Amerikanern zu jener Kirche, und Vater selbst sagte kürzlich, daß, wenn sie auch ihre Schrullen und Sonderbarkeiten hätten, so seien sie doch im Ganzen vernünftige und anständige Leute, die viel Gutes thäten. — Doch ich muß für heute meine Aufzeichnungen schließen. Was wohl aus dem Plane werden wird? —

28. Mai 18—.

Die letzten zwei Tage wurde viel über meine Badekur gesprochen. Vater hat selbst mit dem Doktor geredet; der darauf bestand, daß von einem eigentlichen Badeplatze abgesehen werden müsse, da das gewöhnliche Treiben in denselben meiner Kur hinderlich wäre. Dann zog Vater noch weitere Erkundigungen ein, und endlich ging er selbst hin, um sich den Platz und die Gelegenheiten, die er darbietet, anzusehen. Er war in jeder Beziehung sehr befriedigt und schilderte die Szenerie als reizend; da ich nun auch am liebsten dahin ging, und zudem Vater und Geschwister mich leicht besuchen können, so wurde beschlossen, daß ich den Sommer in Ocean Grove zubringen solle, und daß Mutter und Emilie mich begleiten und Vater und die Brüder so oft als möglich herauskommen sollen.

Es ist unsere Aufgabe, unsere werthen Leser näher mit der lieben Schreiberin dieses Tagebuches bekannt zu machen. Die Familie Lehmann gehörte jener zahlreichen Klasse von Deutschen an, welche vor etlichen Jahrzehnten mit geringen Mitteln an der amerikanischen Küste angekommen waren. Gleich den meisten neuen Ankömmlingen, namentlich der früheren Zeiten, hatten die Eltern erst Jahre lang mit mancherlei Ungemach und vielen Enttäuschungen zu kämpfen. Herr Lehmann aber war nicht allein ein tüchtiger Geschäftsmann, er war auch ein Mann von großem Fleiße und strenger Nüchternheit. Mit der Zeit gelang es ihm, sich nach und nach empor zu arbeiten und war er jetzt der Chef eines lukrativen Groß-Geschäftes in New York und der Besitzer eines geräumigen, bequem eingerichteten Braunstein-Hauses in dem der Metropole gerade gegenüberliegenden W. Frau Lehmann war eine echt deutsche Hausfrau, mit liebender Fürsorge jedes Einzelne umfassend, dabei mit einem reichen Geiste und guter Bildung ausgerüstet, so daß es ihr nicht schwer wurde, den Ihrigen ein wirklich angenehmes Heim zu bereiten. Dabei hatte sie eine entschiedene Hinneigung zu einer ernsteren religiösen Richtung. Die Ehe war eine sehr glückliche und mit vier Kindern gesegnet, von welchen die eben zur lieblichen Jungfrau herangeblühte Mina das zweitälteste war. Sie war, so zu sagen, der Sonnenschein des Hauses. Von freundlicher, liebevoller Gemüthsart, dabei sehr bescheiden, war sie auch dem Aeußern nach der Mutter Ebenbild. Unterrichtet, ohne sich darauf etwas einzubilden, anziehend, ohne kokett zu sein, dabei mit warmem Herzen jedem Geschöpfe sich zuneigend, gehörte sie zu jenen Naturen, die, ohne es selbst zu wissen oder zu beabsichtigen, einen sanften, veredelnden Einfluß auf ihre Umgebung ausüben. Ihre delikate Gesundheit, die zu Zeiten zu den ernstlichsten Befürchtungen Veranlassung gab, hatte diesen Einfluß noch gesteigert, und Alle im Hause schienen zu fühlen, daß mit ihr ein Kleinod verloren ginge und entschlossen zu sein, was von ihnen abhing, sich dasselbe zu erhalten.

Seiner religiösen Richtung nach gehörte Herr Lehmann den harmlosen Durchschnitts-Deutschen an, deren eigentliche Stellung sich nur sehr schwer erkennen läßt. Er hatte aus der deutschen Tagesliteratur gleichfalls seinen Theil des gewöhnlichen deutschen Skeptizismus eingesogen, doch war er zu sehr mit Geschäften überhäuft, um näher auf die Sache einzugehen und zu liberal, um irgendwie agressiv zu werden. Die Familie hielt sich äußerlich zur evangelischen Kirche, ohne jedoch dieselbe besonders fleißig zu besuchen. „Thue recht, und scheue Niemand!" schien das Motto ihres Lebens zu sein.

Anders verhielt es sich mit Onkel Hermann, dem Bruder der Frau Lehmann. In den Kämpfen des Jahres 1848 hatte er im alten Vaterlande eine hervorragende Rolle gespielt, und nachdem der kurze Freiheitstraum zu Ende war, in Amerika eine Zufluchtsstätte gesucht und gefunden. Der moderne Unglaube fand in ihm einen eifrigen Anhänger. Büchner, Vogt und Darwin waren seine Autoritäten, und ohne die christliche Religion einer näheren Prüfung zu unterwerfen, war er in der Verurtheilung derselben sehr entschieden. Er konnte ihrem Einflusse nicht begegnen, ohne daß sein Haß und seine Spottlust geweckt wurde. In der Gesellschaft liebte er es, den Freigeist aufzuspielen; dabei war er aber eine joviale Natur; „Leben und leben lassen" gehörte zu seinen obersten Grundsätzen, und Lebensgenuß, soweit sich derselbe mit seiner Gesundheit und dem Stande seiner Geschäfte vertrug, war sein vorzüglichstes Lebensziel. Seine Gattin, eine liebende, demüthige Seele, der der ausgesprochene Unglaube ihres Lebensgefährten oft in der Seele wehe that, vermochte keinen Einfluß auf ihn auszuüben; von seinen beiden Söhnen hingegen trat besonders Harry, der ältere derselben, ganz in die

Digitized by Google

Fußstapfen seines Vaters, nur ging er dabei, wie dieses gewöhnlich zu geschehen pflegt, noch einen Schritt weiter. Sein Antheil am Lebensgenuß stand nicht immer im Einklang mit seiner Geldtasche und überschritt zu Zeiten selbst die Grenzen des Anstandes und der guten Sitte, was seinem Vater denn doch einigen Kummer bereitete.

Es mag ebenso gut sein, wenn wir unsere Leser gleich noch mit einer anderen Familie bekannt machen, welche in unsere Erzählung eingreift. Cousin Johannes war etliche Wochen bei Lehmanns zum Besuch gewesen. Sein Vater war Geschwisterkind zu Herrn Lehmann. Die beiden Familien hatten die Reise nach Amerika mit einander gemacht; Cousin Rieter hatte sich aber gleich nach dem großen Westen gewendet und war jetzt der Besitzer einer guten Farm im nordwestlichen Illinois. Die beiden Familien hatten zeitweilig mit einander Briefe gewechselt; die Briefe aus dem Westen hatten aber seit etlichen Jahren, wie Herr Lehmann bemerkte, „einen religiösen Anstrich bekommen;“ Onkel Hermann behauptete spottend, sie seien da draußen im Hinterwalde den Methodisten in die Hände gefallen. Cousin Johannes, der älteste Sohn der Familie, hatte das College bezogen, wo er sich auf das Predigtamt vorbereitete. Auf vielfache Einladungen hin hatte er auch seine letzten Ferien in W. zugebracht. Ein aufgeweckter, freundlicher junger Mann, mit schlagfertigem Witze und scharfer Urtheilskraft begabt, war er nicht allein eine anziehende Erscheinung, sondern auch ein angenehmer Gesellschafter. Freilich wollte es der Familie Anfangs durchaus nicht einleuchten, daß er die Theilnahme an den gewöhnlichen Vergnügungen der jungen Deutschen beharrlich abwies und den Sonntag meist in der Kirche oder in seinem Zimmer zubrachte; man nannte dieses einen übertriebenen Berufseifer und meinte, zu solcher Zurückgezogenheit wäre noch Zeit genug, wenn er erst in sein Amt werde eingetreten sein; als Student sollte er noch sein Leben genießen, gerade wie in Deutschland die Studenten es auch thun. Aber solche Vorstellungen fruchteten nichts; er ging nach wie vor ruhig seines Weges; da er aber mit seinen sogenannten „religiösen Anschauungen“ sich durchaus nicht aufdringlich erwies, daneben ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter war, so lernte man sich bald in seine Entschiedenheit finden und seine Charakterfestigkeit stellte ihn schließlich in der Achtung der Familie um so höher.

Onkel Hermann konnte es sich freilich nicht versagen, sich hie und da an dem „Herrn Pastor“, wie er ihn neckend nannte, zu reiben und seine Freigeisterei auszukramen; allein er fand den jungen Mann so sattelfest und sein eigenes Wissen stellte sich dabei jedesmal so mangelha[ft] heraus, daß er regelmäßig seine Flagge streich[en] mußte, so daß er unwillkürlich bald eine gewi[sse] Scheu empfand, noch weiter mit ihm anzubi[n]den. Mina selbst empfand zu ihrem Cousin ei[ne] herzliche Hochachtung und Zuneigung, währe[nd] ihr anspruchloses, liebliches Wesen einen tief[en] Eindruck auf ihn machte. Indessen wenn [sich] bei Beiden auch tiefere Gefühle geltend machte[n], so wurden dieselben doch so in Schranken [ge]halten, daß der schärfste Beobachter nichts v[on] denselben entdeckt hätte, und als der junge Ma[nn] schied, folgte ihm die Hochachtung der ganz[en] Familie und der beim Abschied besprochene Bri[ef]wechsel mit Mina fand nicht den geringst[en] Widerspruch der Eltern und hielt sich auch stre[ng] in den Schranken verwandtschaftlichen Interess[es] und belehrender Unterhaltung.

II.

Die Saison in Ocean Grove war in volle[m] Gange. Die Hotels beherbergten bereits ei[ne] ziemliche Anzahl Gäste, die schönen Somm[er]wohnungen hatten zum größten Theile ihre B[e]sitzer und deren Freunde aufgenommen, ei[ne] neue Zeltstadt, ausgerüstet mit allen Beque[m]lichkeiten des modernen Lebens, hatte sich au[fs] Neue gebildet. Versammlungen verschieden[en] Charakters, doch alle den heiligsten Interess[en] der Menschheit gewidmet, folgten rasch auf ei[n]ander; die besten Kräfte des weiten Ostens war[en] von allen Seiten herbeigeeilt, um das somm[er]liche Laubhüttenfest theils mitzufeiern, the[ils] verherrlichen zu helfen. Bischöfe, Editoren, Pr[o]fessoren, Doktoren der Theologie und viele Pr[e]diger ohne Titel, aber nicht minder mit d[er] Kraft aus der Höhe ausgerüstet, kamen u[nd] gingen, je nachdem ihr Beruf es ihnen gestatte[te]. Die religiösen Versammlungen wurden imm[er] zahlreicher und mit stets vermehrtem Intere[sse] besucht.

Es ist eine eigenthümliche Szene, welche [die] Laubhüttenstadt an dem herrlichen Gestade d[es] Atlantic alljährlich darbietet. Auf der ein[en] Seite all der Reiz des modernen Badeleben[s], dabei aber von den rauschenden Vergnügunge[n], dem Luxus und den gefährlichen Versuchung[en] der großen Badeplätze frei, auf der andern Se[ite] bietet eine fortlaufende Kette christlich-phila[n]thropischer Unternehmungen die reichsten u[nd] reinsten Genüsse dar, welche das menschliche H[erz] für den Kampf des Lebens neu zu stärken ve[r]mögen. So kann der Platz nicht verfehlen, a[uf] jedes nachdenkende Gemüth einen tiefen Ei[n]druck zu machen. Freilich, wer sich eine Erholu[ng] von den Mühseligkeiten des täglichen Lebe[ns] nicht ohne den Lärm eines Cirkus denken kan[n], wem außer dem Bierglas, den Karten und d[em]

Tanz-Fiedel wahres Vergnügen undenkbar ist; wer es gewohnt ist, Religion als die unangenehmste Angelegenheit in den hintersten Winkel seiner täglichen Gewohnheiten und Pflichterfüllungen zu schieben, dem kann ein solcher Platz nicht gefallen, und er wird sich auf demselben zum wenigsten jämmerlich langweilen. Es müssen eben Leute sein, deren innerster Sinn auf das innere geistliche Leben gerichtet ist, um einen solchen Platz recht zu würdigen.

Welchen Eindruck das Leben in Ocean Grove auf Mina machte! Da ihr Aufenthalt den ganzen Sommer über dauerte, so hatte sie volle Muße, den ganzen Einfluß desselben auf sich wirken zu lassen. Ihr Tagebuch giebt von Zeit zu Zeit Aufschluß über ihre daselbst gemachten Erfahrungen und wir werden es uns nicht versagen, öfter Blicke in dasselbe zu werfen.

16. Juni 18—.

„Gestern Nachmittag langten wir in Ocean Grove an. Die Fahrt auf dem großen und schönen Dampfer nach Long Branch war eine sehr angenehme. In der Stadt ist es bereits sehr heiß; die frische Seeluft that mir wohl. Es ist das erste Mal, daß ich das Meer in solcher Nähe sehe. Es ist ein prachtvolles Schauspiel, und die Aussicht, mich den ganzen Sommer über an dem Anblicke desselben weiden zu dürfen, entzückend. Wir haben ein sehr gutes Unterkommen gefunden. Gilberts, unsere Nachbarn, die sich immer so sehr für mich interessirten, sobald sie hörten, daß wir nach Ocean Grove gingen, sagten Mama von einer Familie, welche dort eine Cottage besitzt und willig wäre, etliche respektable Leute als Kostgänger bei sich aufzunehmen. Vater hat sich genauer erkundigt, die Familie ist in der Nachbarschaft sehr angesehen und beliebt, und so hat er etliche Zimmer für uns gemiethet. Wir werden das Essen im Hause haben. Außer uns soll blos noch eine Predigersfamilie Aufnahme finden, deren Haupt gleichfalls Stärkung seiner Gesundheit und etwas Ruhe und Erholung sucht. Die Cottage ist in der Nähe eines kleinen Wäldchens sehr hübsch gelegen. Da sie etwas vom Tabernakel entfernt ist, so dringt das Geräusch aus demselben nicht zu uns. Unsre Zimmer liegen im zweiten Stockwerk und bieten die Aussicht auf die weite See. Als ich heute Morgen aufwachte, fiel mein Blick sogleich auf dieselbe. Wie unendlich breiten sich die dunkelgrünen Wasser vor uns aus! Wie majestätisch rollen die Wogen heran und zerschlagen sich an dem sandigen Strande! In der Ferne sieht man mächtige Dampfer mit riesigen Rauchwolken vorbeiziehen, während andere Schiffe jeglicher Art mit ihren weißen Segeln sich auf's Lieblichste am Horizonte abheben. Jetzt athmet Alles Ruhe und Stille. Wie muß es aber bei einem Sturme aussehen, wenn die Wellen haushoch daherstürmen und der Wind heulend den Grund des Meeres aufwühlt, wie ich schon in Büchern gelesen habe. Nun, ich werde Gelegenheit haben, auch dieses Stück Romantik selbst kennen zu lernen.

Mutter ist mit liebevoller Sorgfalt um mich beschäftigt, während Emilie, die wir zur Gesellschaft mitgenommen haben, bereits dem Strande ihren Besuch abgestattet hat, und nicht genug davon erzählen kann, wie lustig sich die Gesellschaft in den Wellen getummelt habe. Wir waren mit der Familie allein zu Tische. Herr Grace ist nur zeitweilig hier, da er die meiste Zeit der Woche zu seinen Geschäften sehen muß. Frau Grace ist eine anspruchslose, sehr freundliche und liebevolle Dame und ihre beiden Töchter versprechen mir eine angenehme und unterhaltende Gesellschaft. Die älteste, Lydia, ist sehr hübsch, die zweite, Mary, noch etwas linkisch. Sie haben Beide hübsche Stimmen und auch mein liebes Piano werde ich nicht entbehren. Herr Grace zeigte uns an, daß jeden Morgen im Parlor eine Familienandacht gehalten werde, zu welcher alle Bewohner des Hauses eingeladen seien, doch stehe es ganz in dem Ermessen der Boarders, ob sie die Einladung annehmen wollen oder nicht."

18. Juni 18—.

„Heute habe ich das erste Seebad genommen. Ich fürchtete mich etwas, in die Wellen zu steigen; doch Mutter und Emilie führten mich und die Andern tummelten sich so lustig im Wasser umher, daß ich bald alle Furcht vergaß. Nach dem Bade fühlte ich mich sehr ermüdet und legte mich auf der Veranda in die Hängematte. Mutter und Emilie machten einen Spaziergang, um sich die Gegend näher zu besehen; unterdessen leistete mir Lydia Grace Gesellschaft. Sie erzählte mir, welch' eine herrliche Zeit sie voriges Jahr hier gehabt hätten. Damals habe eine große Auflebung stattgefunden und sie habe gleichfalls ihr Herz Gott gegeben. Dann sprach sie viel von all den Predigern, die kommen werden, um im Tabernakel Vorträge zu halten und von den herannahenden Lagerversammlungen; endlich fragte sie, ob ich auch bekehrt sei und wann? Ich antwortete, daß ich vor zwei Jahren konfirmirt worden sei und versprochen habe, Gott und der Kirche treu zu sein, daß ich ferner meine Bibel lese und täglich mein Gebet halte. Sie schien von dieser Antwort nicht völlig befriedigt zu sein. Auch bei Tische war viel über Religion und kirchliche Angelegenheiten die Rede. Mich berühren die vielen religiösen Gespräche etwas sonderbar. Pastor G. hatte uns ausdrücklich vor aller Ostentation in der Religion gewarnt, da dieselbe leicht zur Heuchelei führe. Die Religion sei eine Sache, die jedes Einzelne

Digitized by Google

am besten in der Stille zwischen sich und seinem Gott abmache. Indessen kann Niemand Grace's der Heuchelei beschuldigen. Sie sind so freundlich und liebevoll gegen Jedermann, und wie Mutter sagt, so gut gegen die Armen und reell in Geschäften, daß sie in der That ihr Bekenntniß ehren. Ihr ganzes Leben ist offenbar so mit der Religion erfüllt, daß sie unwillkürlich immer wieder auf diesen Gegenstand zurückkommen. Es scheint dieses im Charakter der Amerikaner zu liegen; wir Deutsche, sagt Mutter, sind nun einmal anders und verschließen unsere heiligsten Gefühle am liebsten in unserer Brust."

22. Juni 18—.

„Ich fühle mich noch immer ziemlich schwach. Auch scheint das Seebad mich anzugreifen; ich darf es daher auch nur von Zeit zu Zeit gebrauchen. Die Predigers = Familie, Pastor C. H. Wilkens, ist nun auch angekommen. Das Haus ist nun angefüllt. Doch haben wir Raum genug, und wenn wir uns gut verstehen, so können wir ganz vergnügt zusammen leben. Herr Wilkens ist ein recht liebenswürdiger alter Herr, zu dem man recht Zutrauen fassen kann. Frau Wilkens scheint eine natürliche Neigung zu haben, Alles um sie her zu bevormunden. Der Sohn, der gleichfalls Prediger werden soll, hat etwas steifes und förmliches an sich und die schon etwas ältere Tochter zeigt ziemlich strenge Gesichtszüge. Wie wir uns wohl zusammen stellen werden?

Gestern Nachmittag wohnte ich zum ersten Male dem Gottesdienste im Tabernakel bei. Es war eine ziemlich starke Versammlung gegenwärtig. Professor S. hielt die Predigt. Sie war sehr schön und recht klar. Er redete von der Liebe Gottes zu den Menschen. Es ist im Grunde dasselbe, was in unserer evangelischen Kirche gepredigt wird, nur scheint der Prediger eine ganz besondere Wirkung auf die Herzen seiner Zuhörer zu erwarten. Freilich sollte jede Predigt auf die Zuhörer einen Eindruck machen und uns bewegen, Thäter des Wortes Gottes zu werden. Aber diese Leute scheinen eine gewisse augenblickliche und augenscheinliche Wirkung zu erwarten. Was sie eigentlich wollen, kann ich nicht verstehen."

25. Juni 18—.

„Ich habe mich in Martha, der Predigerstochter, nicht getäuscht. Ihre scharfen Augen schienen gleich von Anfang an Unheil verkündend auf mir zu ruhen. Wahrscheinlich bestärkte unsere Nationalität sie in der Idee, daß wir eine ungläubige, gottlose, biertrinkende Sorte von Leuten seien. Heute Morgen, da ich mich auf der Veranda befand, Mutter und Emilie waren mit dem Ordnen der Zimmer beschäftigt, fragte sie mich, warum wir nicht dem Familiengottesdienst beigewohnt und warum wir gestern herrliche Predigt von Rev. H. K. versäumt. I erwiderte, daß ich mich heute Morgen noch abgespannt gefühlt hätte, und daß ich nicht i mer zur Predigt gehen könnte; überhaupt se wir blos wegen meiner Gesundheit hierh gekommen. Dann fragte sie mich sogleich weg meiner Bekehrung. Ich erwiderte ihr das Nä liche, was ich Lydia gesagt hatte, allein sie n davon durchaus nicht befriedigt. Sie sagte, d dieses Alles nur äußere Gebräuche und Ce monien seien, durch welche Niemand selig w den könne. Jeder Mensch sei ein Sünder, dar bedürfe auch ein jeder einer gründlichen Bek rung, und immer heftiger werdend citirte schließlich die Bibelstellen: „Wer nicht glau wird verdammt werden," und „die Gottlos müssen zur Hölle gekehrt werden, alle Heid die Gottes vergessen." Ihre Heftigkeit erschre mich, so daß ich in Thränen ausbrach. Mut kam gerade dazu, wie Martha jene Bibelstell anführte. Sie war über den unbefugten A griff sehr entrüstet. Sie fragte sie, ob sie de glaubte, daß wir eine Bande von Dieben u Mördern wären? Wir seien rechtschaffene u geachtete Leute, seien getauft und konfirmi gehen zur Kirche und zum heiligen Abendmal und hätten am Ende so viel Glauben und Frö migkeit wie sie, wenn wir auch nicht auf Straße Aufsehen erregten; übrigens lehre Bibel ausdrücklich: „Wenn du aber betest, gehe in dein Kämmerlein, schließe deine Th zu und bitte deinen Vater im Verborgenen." A Martha, welche offenbar zu den streitsüchtig Naturen gehört, ließ sich damit noch nicht zurü weisen und meinte, wenn wir rechten Glaub hätten und Gott aufrichtig liebten, so würd wir das Gebet und die Gnadenmittel nicht verachten. Das war aber Mutter zu viel. antwortete, man könne auch beten und sei Bibel lesen, ohne sich öffentlich damit zu pr duciren, und führte mich in ihre Zimmer zurü

Mutter war sehr aufgeregt und sagte, we wir hier vor solchen persönlichen Angriffen ni sicher seien, so müßten wir den Platz verlasse Das würde mir doch leid thun und ich suchte wieder zu beruhigen, sagte ihr auch, daß Martha am Ende nicht so böse gemeint hal wie wir es aufgefaßt hätten. Noch waren in der Unterredung darüber begriffen, als es unserer Thür klopfte und Martha's Vater he eintrat, um seine Entschuldigungen über d unzarten Angriff seiner Tochter anzubringe Herr Wilkens sagte zu ihrer Entschuldigun Martha sei von jeher sehr heftiger und leide schaftlicher Gemüthsart gewesen. Letzten Wi ter sei sie bekehrt worden und nun voll Fe und Eifer, aber oft sei sie noch unvorsichtig u einseitig und habe noch Vieles zu lernen. Mut

Digitized by Google

beklagte sich besonders über die Anführung jener Bibelstellen, wodurch sie uns den Ungläubigen und Gottlosen gleichgestellt habe. Sie sagte, wir könnten unsern ehrenhaften Charakter hinreichend nachweisen; auch sollte er ja nicht denken, daß wir nicht die höchste Achtung vor der Religion hegten, auch wenn wir uns damit mehr in der Stille hielten. Herr Wilkens sagte, daß wir Martha gewiß mißverstanden hätten, zum wenigsten hätte sie es nicht so gemeint, wie wir es aufgefaßt. Es könne gewiß Niemandem einfallen, unsere Ehrenhaftigkeit und unsern guten Charakter in Zweifel zu ziehen, oder uns gar den offenbaren Gottesleugnern beizugesellen. Indessen seien in einem gewissen Sinne alle Menschen Ungläubige und Gottlose; denn den Meisten fehle der lebendige, zueignende Glaube an Jesum Christum, und sie begnügten sich mit einem todten, historischen Glauben. Dann verstehe die heilige Schrift auch oft unter dem Ausdrucke „Gottlosigkeit" die natürliche Verdorbenheit des menschlichen Herzens. Manche Leute seien so ehrbar und rechtschaffen nach Außen, wie irgend welche bekehrte Leute, aber in ihrem Herzen seien sie ferne von Gott. Ueberhaupt sage die heilige Schrift ausdrücklich, das Dichten und Trachten des menschlichen Herzens sei böse von Jugend auf, und in dem Kirchengebete der evangelischen Kirche hieße es ja auch: „Ich armer, sündiger Mensch, bekenne vor dir, meinem Herrn, Gott und Schöpfer, daß ich leider viel gesündiget habe mit Sinnen und Gedanken, Worten und Werken." Er zeigte ferner, wie alle protestantischen Kirchen die Lehre von der gänzlichen Verdorbenheit der menschlichen Natur festhielten, und schloß mit der Versicherung, daß wir vor allen weiteren Angriffen geschützt sein sollten.

„Die natürliche Verdorbenheit der menschlichen Natur!" — Ich mußte viel über diesen Ausdruck nachdenken. Er läßt mir keine Ruhe. Ist denn das Herz des Menschen verdorben? Das Wort steht freilich in der Bibel, aber was meint es eigentlich? Während ich im Stillen darüber nachdachte, ging mein ganzes Leben an meinem Innern vorüber; ich fand, daß ich doch bisher fast nur an mich selbst gedacht und mir selbst gelebt habe. Vielleicht ist es diese Selbstsucht, was die heilige Schrift meint. Dann bin ich mir auch bewußt, nicht so viel an Gott gedacht zu haben. Ich hielt freilich immer mein Morgen- und Abend-Gebet, aber damit meinte ich genug gethan zu haben. Wer kann aber auch immer an Gott denken?—Ich darf Mutter von diesen meinen Gedanken Nichts sagen, sie möchte sonst fürchten, dieselben könnten mein Gemüth angreifen. Und doch möchte ich damit gerne in's Klare kommen. Ich will Cousin Johannes schreiben. Ich weiß, er wird mir Aufschluß geben; ich bin ihm ohnedies noch einen Brief schuldig.

III.

Der nächste Samstag Abend brachte unter den Besuchern, welche ihren Sonntag in der Lagerversammlung zuzubringen gedachten, auch Herrn Lehmann mit seinen zwei Söhnen, sowie Onkel Hermann mit seinem Sohne Harry. Nachdem man sich gegenseitig begrüßt, auch konstatirt hatte, daß Mina in ihrem Aussehen bereits einen leisen Anflug der rückkehrenden Gesundheit zeige, kam die Rede sogleich auf den Platz und auf die Unterhaltungen, welche derselbe darbiete. Die Frauen bestätigten, was die Herren bereits gehört hatten, daß auf demselben außer Bootfahren, Baden und Fischen und einigen unschuldigen Gesellschaftsspielen keinerlei Vergnügungen gestattet seien, und daß auch die obigen am Sonntag nicht gestattet seien. „Aber wie sollen wir denn unsere Zeit hinbringen?" frägten die jungen Männer wie aus einem Munde, worauf die Mutter die Auskunft gab, daß nach der Aussage ihrer Hauswirthe Morgens Bischof F—— predigen werde, Nachmittags solle eine Kinderversammlung und ein Liebesfest stattfinden wird, und Abends werde gleichfalls Predigt von Pastor N—— sein.

„Brr!" lachte Onkel Hermann, „wie konntet ihr dieses Leben diese Wochen nur aushalten? Wundert mich, daß ihr nicht bereits ganz melancholisch geworden seid. Oder seid ihr etwa schon bekehrt? Ich hoffe, ihr habt zu gutes deutsches Blut, als daß ihr euch jemals zu Kopfhängern machen läßt. Uebrigens — fuhr er spottend fort — wenn ich morgen den ganzen Tag in dieser frommen Atmosphäre zubringe, und gezwungen bin Wasser und Kaffee zu trinken, ohne etwas Stärkendes hinter die Binde gießen zu können, so hoffe ich, daß damit alle Sünden meines vergangenen Lebens abgebüßt sind. Jedenfalls werdet ihr es als einen eklatanten Beweis meiner Zuneigung zu euch betrachten, daß ich mich entschließen konnte, einen Sonntag in diesem langweiligen Neste zu verbringen, anstatt mich irgend einer Vergnügungs-Gesellschaft anzuschließen."

„Was mich betrifft," brummte Harry dazwischen, „so bin ich eines solchen Opfers nicht fähig; der Weg nach Long Branch ist nicht weit, und ich gedenke Morgen früh dahin zu gehen, und hoffe daselbst bessere Unterhaltung zu finden, als Revival-Meetings."

„Ja, und an Fallen fehlt es dort auch nicht," meinte Onkel Hermann ärgerlich, „wo junge Gimpel gefangen und gehörig gerupft werden. Junger Herr, es würde dir sicherlich auch nichts schaden, einmal einen Sonntag in der Kirche

zuzubringen, anstatt mit deinen saubern Kameraden in eine Spielhölle zu gerathen."

Aber diese Ermahnung war offenbar nicht nach dem Geschmacke des „jungen Herrn," der die freigeistigen Ansichten seines Vaters bereits in einer Weise in praktische Anwendung brachte, die demselben schwere Sorgen bereitete. „Ich lasse mich nicht in eine Clause einsperren, und gedenke das Leben zu genießen, so lange ich noch jung bin," brummte er mit einem keineswegs ehrerbietigen Seitenblick auf seinen Vater. Dann aber, sich schnell fassend, schlug er Mina noch einen kurzen Spaziergang am Strande vor, was diese auch in der warmen Sommerluft und im lieblichen Mondscheine gerne annahm.

„Ich weiß nicht, was Vater immer an mir auszusetzen hat," klagte er Mina, die er gerne zu seiner Vertrauten machte. „Er hat uns oft genug von seinen lustigen Studentenstreichen erzählt, daß ich nicht einsehe, weshalb ich mir nicht mit meinen Freunden hie und da einen vergnügten Tag machen sollte; ich kann die Woche hindurch genug in der Office schwitzen."

Mina wußte auf diese Auslassungen nicht viel zu erwidern, doch suchte sie ihm die Sorge der Eltern vor den ihm drohenden Gefahren klar zu machen, und pries die Ruhe und Stille ihrer jetzigen Lebensweise. Allein damit fand sie bei dem jungen Manne wenig Anklang. Er sei kein Kind mehr, daß er nicht auf sich selbst Acht haben könne. Sie sei kränklich und die Stille und Abgeschiedenheit möge ihr gut thun, er aber sei ein junger, lebensfrischer Mann, dem ein solches Leben eine Pein wäre. Von seinem Vorhaben, morgen nach Long Branch zu gehen, ließ er sich durchaus nicht abbringen.

Die zurückgebliebenen Familienglieder hielten unterdessen einen kleinen Familienrath ab. Onkel Hermann spie Feuer und Flammen, als er von Frau Lehmann von dem Angriff der Predigerstochter hörte; er meinte, man hätte sofort aufpacken und den Platz verlassen sollen. Herr Lehmann sah jedoch die Sache in einem milderen Lichte an. Herr Wilkens habe sich als ein gebildeter Mann entschuldigt, und was die kleine Fanatikerin anbetreffe, so werde sie schon ruhig werden, wenn sie sehe, daß sie nichts ausrichte, und sollte sie sich dennoch wieder vergessen, so werde eine derbe Zurechtweisung sie für die Zukunft in Schranken halten. Ueberdies habe man sich engagirt, der Platz sei sehr hübsch, Mina habe unstreitig an Kraft und Gesundheit bedeutend gewonnen, so müsse man die kleine Unbequemlichkeit mit den religiösen Schrullen der Leute mit in den Kauf nehmen; auf einem andern Platze gebe es auch wieder Etwas.

Dieser Ansicht stimmten die Andern gleichfalls zu, und um alles Herausfordernde zu vermeiden, wurde beschlossen, morgen wenigstens einigen der religiösen Versa[...] wohnen.

Der Sonntag Morgen b[...] Pracht und Herrlichkeit eines [...] an. Schon beim Morgeness[...] daß Harry seinen Vorsatz aus[...] verschwunden war. Diese [...] regte augenscheinlich den Un[...] Es war freilich nicht die Tr[...] christliche Art und Weise, in [...] den Sabbath zuzubringen ged[...] anging, so hätte er selbst keine[...] men, dasselbe zu thun, aber [...] Sohn mehr und mehr in die [...] sellschaft gerieth, die ihn den [...] würde. Doch durfte er sein[...] Tischgesellschaft nicht laut wer[...] bemühte er sich, denselben du[...] zu verdecken, die indessen mit [...] Stillschweigen aufgenommen [...] terhaltung drehte sich vorzügl[...] setzten Gottesdienste, und vo[...] Bischofs wurden offenbar gr[...] gehegt.

Um ½11 Uhr gab die Glock[...] Beginn des Gottesdienstes. [...] war dicht mit Menschen gefüll[...] bedingt zu Hause bleiben mu[...] kommen. Bischof F. predigte [...] ten gründlichen, logischen Wei[...] Christi nach Ev. Johannes 1, [...] Thema. Seine Beweisführ[...] und schlagend, seine Schlüsse [...] derspruch zu, seine Anwendun[...] fend. Onkel Hermann mußt[...] dienst zugeben, daß seine [...] „dieser Leute" einen harten S[...] Gewohnt, die Wissenschaftlic[...] andern Seite zu suchen, war [...] einer Fülle von gründlichen [...] gegnen, welche gegen die schwa[...] hauptungen der Apostel des U[...] mehr abstachen, da denselben [...] Anwendung auf's Herz, gepaa[...] lichen Interesse für das wahr[...] schen, nicht fehlte. „Der Ma[...] tiger Gelehrter sein, ich kann i[...] nicht versagen," meinte er über[...] sich seines Unglaubens erinner[...] „wenn ich auch seine Ansich[...] kann." Auch die übrigen F[...] fühlten sich angeregt und erb[...] Predigt, die zum Herzen sprich[...] passend, einen Theil des Sonnt[...] meinte Herr Lehmann. Ir[...] Zeit zu einem längeren Geda[...] handen. Die jüngeren Leut[...] den Kinder-Gottesdienst, und [...] geistert von demselben zurück.

Digitized by Google

Lieder da gesungen wurden. Mit dem größten Interesse begab sich dann Alles nach dem Liebesfeste.

Keine Gottesdienste erscheinen dem eingewanderten Deutschen in diesem Lande ungewohnter als diejenigen, in denen die Laien selbst thätigen Antheil nehmen, sei es nun in öffentlichem Gebete oder in lebendigem Zeugnisse über eigene Herzenserfahrung. So sehr dieselben auch ihre Neugierde erregen, so groß ist auch gemeiniglich ihre Verwunderung, und der erste Eindruck, den sie dabei empfangen, nicht immer ein günstiger. So war es auch hier. Da standen Männer und Frauen aus allen Lebensstellungen auf, und gaben Zeugniß, wie sie in Jesu die Vergebung ihrer Sünden und den Frieden mit Gott gefunden hätten. Damen, augenscheinlich den höheren Ständen angehörend, Dienstmädchen, alte Mütterchen und junge Mädchen, Geschäftsleute und Arbeiter, Gelehrte und Jünglinge, die zu ihren Füßen saßen; sie Alle bezeugten, wie sie in Jesu ihre Seligkeit gefunden und kein höheres Glück kannten, als ihn zu lieben, und wie sie entschlossen seien, ihm von ganzen Herzen zu dienen. Zwischen den Zeugnissen ertönten die lebhaften Weisen der neuen Evangeliumslieder, Seufzer und einige Gebete stiegen zum Himmel empor, und manches „Hallelujah" und „Gott sei sei Dank" zeugte von der Rührung, die sich der Herzen bemächtigt hatte. Für unsere Freunde war diese Feier verwunderlich, ja erstaunlich. Sie konnten nicht begreifen, wie diese Leute dazu kamen, solche Dinge zu reden; denn daß das Alles nicht blos äußere todte Form war, sondern aus dem innersten Herzensgrunde kam, das mußten sie wohl einsehen. Unter den Bekennenden waren Manche, die ihnen persönlich bekannt waren, und auch sie sprachen von inneren Erfahrungen, von denen sie sich eingestehen mußten, daß sie selbst nichts davon wußten. Während sie auf dem Heimwege gegenseitig ihrer Verwunderung über die Bekenntnisse ihrer Bekannten Ausdruck gaben, fühlte Jedes einen Stachel in seinem Herzen, der nicht weichen wollte, und daß dieses Gefühl auch bei Onkel Hermann vorherrschend war, zeigte die Wolke des Unmuths an, welche auf seiner Stirne thronte.

Der milde Abend vereinigte noch sämmtliche Hausgenossen auf der luftigen Veranda, und die Ereignisse des Tages wurden auf's lebhafteste besprochen.

„Wie hat Ihnen denn unser Liebesfest gefallen?" fragte Herr Wilkens Frau Lehmann. „O recht gut, nur wissen Sie, sind wir diese Art und Weise, Gottesdienst zu halten, nicht gewohnt. In unserer Kirche predigt der Pastor allein, und die Leute verrichten ihr Gebet im Stillen!" antwortete Frau Lehmann.

„Ich könnte nicht sagen, daß mir dieses so sehr gefallen hätte. Alle Ostentation, und besonders in der Religion, ist mir verhaßt. Ich halte es für eine Entwürdigung, seine innersten Gefühle so der Oeffentlichkeit preiszugeben, und könnte mich selbst niemals dazu verstehen!" mischte sich Onkel Hermann in ziemlich herausforderndem Tone in's Gespräch.

„Ja, man muß eben die Gnade Gottes selbst an seinem Herzen erfahren haben, um dieses verstehen zu können, und wer einmal das hat, der kann gar nicht schweigen, er muß erzählen, was der Herr an seiner Seele gethan hat," ließ sich Martha etwas schnippisch vernehmen.

Das Wort wirkte aber auf Onkel Hermann wie ein Funke in's Pulverfaß. „Es ist nicht Jedermanns Sache, seine religiösen Gefühle zur Schau zu tragen, wie die Heuchler und Scheinheiligen thun," stieß er rauh hervor, „überhaupt thäten manche Leute besser, sie würden die Religion weniger im Munde führen und mehr davon in ihrem Leben zeigen."

Die Gesellschaft war über diesen heftigen Ausfall augenscheinlich nicht wenig betreten. Herr Wilkens, der seinen Mann bald erkannt hatte, sagte ruhig vermittelnd: „Sie wollen gewiß nicht sagen, daß diese Uebungen nur Schein und Heuchelei seien!"

„Das gerade nicht, doch ist ohne Zweifel viel davon dabei, und diese Uebungen können sehr leicht dazu führen." Sich plötzlich einer Hauptwaffe entsinnend, setzte Onkel Hermann mit siegesgewisser Miene und etwas höhnisch hinzu: „Man liest nachgerade so viel von durchgebrannten Sonntagschullehrern, unredlichen Kirchenlichtern und den Skandalen gewisser Geistlicher, daß ein ehrlicher Mann Bedenken tragen muß, in eine solche Gesellschaft zu kommen."

Herr Wilkens ließ sich durch diesen weiteren Ausfall durchaus nicht in Aufregung bringen, sondern fuhr ruhig fort: „Es ist allerdings traurig genug, daß solche Aergernisse stattgefunden haben und noch immer stattfinden, aber als gerechter und vernünftiger Mann können Sie doch nicht die ganze Kirche für die Sünden Einzelner ihrer Glieder verantwortlich machen. Haben Sie nicht heute manche Ihrer Bekannten gesehen, die ein Zeugniß für den Herrn abgelegt haben, und denen Sie als tüchtigen Geschäftsleuten, und als ehrlichen, rechtschaffenen und für das allgemeine Wohl sich interessirenden Leuten ihre Achtung nicht versagen können?"

Das mußte nun Onkel Hermann ohne Weiteres zugeben.

„Nun denn," fuhr Herr Wilkens fort, „sind jene Leute wegen oder trotz der Religion, die sie bekannten, in Sünde gefallen? Wären sie recht von dem Geiste der Religion durchdrungen gewesen, sie wären nicht zu so tiefem Falle gekom-

Digitized by Google

men. Nicht weil sie Religion hatten, sondern weil sie zu wenig davon besaßen, fielen sie in Sünde. Uebrigens kommen solche Verbrechen unter Nichtkirchenleuten gerade so gut und oft noch zahlreicher vor. Warum hält man sich darüber so wenig auf? Warum macht es ein solches Aufsehen, wenn einmal ein Kirchenglied zu Falle kommt? Ist nicht dieses gerade der beste Beweis, daß man der Religion eine heiligende, reformirende Kraft zutraut, so daß es auffällt, wenn sie einmal diese Kraft nicht ausübt. So gestehen die Lästerer selber ein, daß sich von der Religion nur Gutes erwarten läßt. Jene anstößigen Bekenner sind durchaus kein Beweis, daß die Religion Nichts sei, sie beweisen blos, daß sie selbst keine Religion haben."

Onkel Hermann, der wohl fühlte, daß er sich auf unsicherem Grunde befand, wollte nun schnell seine Kampfweise ändern und einen Hauptschlag führen, indem er mit seinem ganzen Unglauben herausplatzte:

„Nun, ich will auch darüber nichts weiter sagen, diese Frage hat überhaupt bei mir kein so großes Gewicht. Aufrichtig eingestanden, ich glaube überhaupt nicht an Religion, weder an die christliche, noch an irgend eine andere. Die besten Gelehrten, die tiefsten Philosophen sind längst darüber einig, daß alle Religion blos menschliche Erfindung ist, die christliche nicht ausgenommen. Es ist wahr, sie hat manches Gute schon in der Welt gewirkt, aber auch manches Schlimme; man denke nur an die Intoleranz und die Religionskriege der vorigen Jahrhunderte; jedenfalls ist es zu weit gegangen, sie als eine göttliche Offenbarung darzustellen und unbedingten Glauben zu verlangen. Der Bibel sind bereits viele Irrthümer und Unrichtigkeiten nachgewiesen worden, die neuere Naturwissenschaft hat manche ihrer Behauptungen über den Haufen geworfen; Vogt, Büchner, besonders aber Darwin haben über den Ursprung der Welt und die Entwicklung des menschlichen Geschlechtes solch überraschende Enthüllungen gemacht, daß die große Majorität der gebildeten Welt mit dem Glauben an die Bibel für immer gebrochen hat. So mag sich denn der urtheilslose Haufe noch von ihr in Schranken halten lassen, der Gebildete richtet sich nach dem Gesetz in seiner Brust."

Mit Erstaunen und theilweise sogar mit Entsetzen hatte ein Theil der Gesellschaft diesen Auslassungen zugehört; den Wenigsten unter ihnen war der Unglaube jemals in so nackter Gestalt und in so schroffer Weise gegenüber getreten; der weibliche Theil richtete scheue Blicke auf seinen scheinbar so beredten Vertheidiger, wogegen Lehmanns sehr verlegen fühlten und Onkel Hermann gerne zurückgehalten hätten, wenn die offenbar voll erwachte Kampflust desselben irgend einen Erfolg hätte voraussehen lassen.

Herr Wilkens aber war ni
durch ein so schroffes Auft
Verwirrung bringen zu lasse
Leichtes, die verborgenen Sc
ners zu entdecken, und in r
mit unerbittlicher Logik bega
zu Punkt zu widerlegen und
sition zur andern zu treiben
den energischen Angriffen d
schließen mußte. Zum ersten
berühmter Männer, wie N
an, die allgemein als wisse
täten anerkannt sind, dabei
der Seite der Bibel stehen
welche Unrichtigkeiten und
Systemen eines Büchner u
nachgewiesen seien, und wie
wissenschaftlichen Entdeckung
die Wahrheit der heiligen S
ten; dann wies er darauf hi
lichen Unrichtigkeiten und Wi
theils auf Unkenntniß ihre
Bibel, theils auf Mißverstä
ruhen; dann wies er darau
dung und der Fortschritt u
ders auch die immer mehr zu
tät hauptsächlich dem Einfl
Religion zu danken seien;
Onkel Hermann, ob er, da
Werken der Naturalisten be
jemals um die Vertheidigung
lichen Religion gekümmert h
schämt verneinen mußte. „D
erwiderte Herr Wilkens, „ge
Ihrer Parteigenossen, welche
ohne sie auch nur zu kennen
zufallen, ohne ihre Behaup
oder nur anhören zu wolle
dieselben zu sagen hat."

Herr Wilkens war gerad
Hermann mit der Wahrheit
Leibe zu rücken, als er pl
wurde. Ein Buggy war ei
gefahren, ein junger Mann
selben und eilte auf die G
schien Onkel Hermann zu ke
zutretend, flüsterte er ihm n
grüßung etliche Worte in's
derselbe sich verfärbte. Schn
Ueberzieher herbeiholend, th
ten Gesellschaft mit, daß er
empfangen habe, sein Soh
wundet in einem Hotel in L
sprang er in das Buggy und
glücksboten davon.

Auf dem Wege gelang es i
zurückhaltenden jungen Man
heiten des Unglücksfalles zu
hatte in Long Branch Beka

Digitized by Google

sich denselben angeschlossen. Den Morgen hatte man mit Fischen und Bootfahren zugebracht, am Nachmittag hatte man einen Vergnügungsplatz aufgesucht und bald war die ganze Gesellschaft eifrig in ihr Spiel vertieft; man trank sich dabei fleißig zu, über dem Spiele entstanden Differenzen, es kam zu Streitereien und endlich zu einem Handgemenge, in welchem Harry mit gebrochenem Arme und blutigem Kopfe liegen blieb.

Bei seiner Ankunft im Hotel fand Onkel Hermann den Arzt am Bette seines Sohnes. Er hatte die Wunde verbunden und den Arm wieder eingerichtet und theilte dem besorgten Vater mit, daß die Verletzungen nicht gefährlicher Art seien, immerhin aber sorgfältiger Pflege und großer Schonung bedürften.

Da es bereits spät war, so beschloß er, die Nacht selbst am Bette des Verwundeten zu bleiben, morgens dann nach Hause zu gehen und die Mutter zur Pflege des Verwundeten zu senden, bis er nach Hause transportirt werden könne. Während er vor dem Bette saß, konnte er es nicht helfen, daß seine Gedanken sich mit den Erlebnissen des verflossenen Tages beschäftigten. Es war ihm, als hörte er wieder die geistvolle Predigt des Bischofs und die lebendigen Zeugnisse seiner Bekannten. Er hatte bisher nichts um ihre Ansichten gegeben, dieselben wohl höhnisch als Schrullen und sie selber als Kopfhänger bezeichnet. Aber waren sie nicht am Ende doch im Recht? Er fühlte, wie sein mühsam aufgebautes philosophisches System schon bei der ersten Berührung mit einem ernsten Christen bedenklich ins Wanken gekommen war. Zudem, welche praktische Wirkung hatte dasselbe bisher gehabt? Ihn hatte es entschieden nicht glücklich gemacht. Er hatte seine Kinder nach diesem Systeme erzogen, denn ihre Mutter war eine zu schüchterne Natur, um seinem Einflusse ein Gegengewicht zu geben; und welche Wirkung hatte dasselbe auf sie gehabt? Der Verwundete vor ihm sagte es deutlich, und er war aufrichtig genug, sich selbst einzugestehen, daß dieses die natürlichen Folgen seines Systems waren. Aber was sollte er thun? Sein Herz empörte sich gegen den Gedanken, selbst umzukehren, und so einzugestehen, daß er bisher im Irrthum gewesen sei. Und was würden seine Freunde und Bekannte sagen, wenn er nicht mehr zu ihnen hielte! Zudem, waren es nicht große und weise Männer, die auf seiner Seite standen, sollten die Gelehrten, denen Tausende zujauchzten, alle im Irrthume sein? — So, während der Verwundete vor ihm phantasirte, kämpften in seinem eigenen Herzen Licht und Finsterniß den alten verzweifelten Kampf.

(Fortsetzung folgt.)

Von Alexandrien nach Kairo.

Ein Bild, gezeichnet von Carolus.


Ein Beduine.

Das uralte Land der Pharaonen, das seit Alters her den Menschen ein Wunder ist, hat wiederum die Aufmerksamkeit der ganzen Welt auf sich gezogen. Ein solches Land wie Egypten, ist ein großer Anziehungspunkt für Reisende. Es bietet uns die herrlichste Pracht der Natur, die unvergleichlichen Reize des Orientes, es stellt uns auch vor Augen die ehrwürdigen Zeugen einer grauen Vergangenheit, einer Geschichte, die so weit in die fernen Jahrtausende zurückreicht, wie bei keinem andern Lande. Der wissenschaftlich Gebildete, der Gelehrte findet hier in gleichem Maße Genüge für seinen Geist, wie der Freund der Natur, und kein Land der weiten Erde kann sich gleicher Reize rühmen, wie das gesegnete Nilthal. Wenn man noch die jetzige Aufregung dazu fügt, so ist dies wahrhaft Anlaß genug, dieses wunderbare Land zu besuchen.

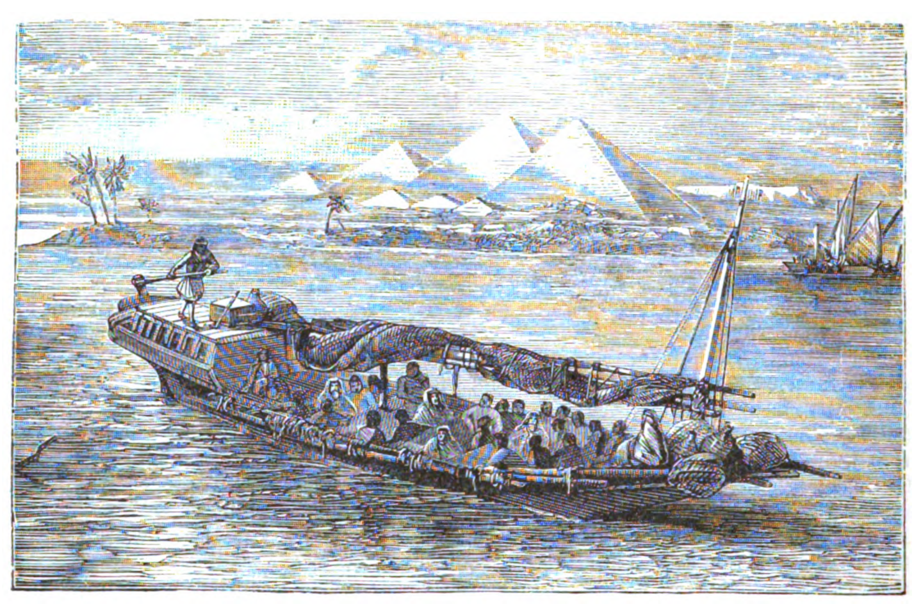
Wer denn will mit mir reisen? Wenn auch nicht in Wirklichkeit, können wir die Reise doch im Geiste machen, wie sie praktischerweise ausgeführt wird.

Zu einer verlängerten Nilfahrt haben wir nicht die Zeit, und müssen uns daher mit Alexandrien und Kairo nebst Umgegend begnügen. Wir veranstalten die Reise, ehe die egyptischen Unruhen ausgebrochen waren.

Nach einer glücklichen Fahrt über das Mittelländische Meer wirft gegen Abend der Dampfer im Hafen von Alexandrien Anker. Das Bewußtsein, von seiner großen Reise einen beträchtlichen Theil zurückgelegt zu haben, bringt dem Wanderer ein Gefühl zufriedenen Behagens. Die erste Station ist erreicht. Da liegt das schöne Alexandria vor uns, von der Abendsonne beschienen.

Man unterscheidet deutlich die interessante arabische Stadt von dem stolzen Frankenquartier mit seinen stattlichen Gebäuden; dazu helfen die zahlreichen Minarets, welche die Einförmigkeit der weißgetünchten Häuserreihen wohlthätig unterbrechen. Aus einem Wald von Dattelpalmen taucht, alles überragend, das korinthische

Digitized by Google



Auf dem Nil.

Kapitol der Pompejussäule hervor, das als unvergängliche Landmarke den Wechsel der Jahrhunderte überdauerte.

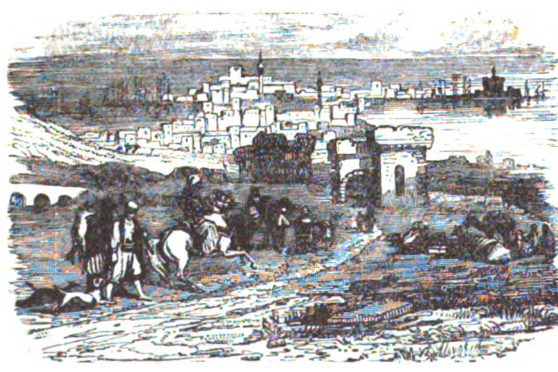
Welch ein Genuß ist aber der überwältigend schöne Anblick des Sonnenuntergangs! Gleich einer flammenden Kugel versinkt die Königin des Tages in das Meer und beinahe unmittelbar darauf hüllen die grauen Schleier der Dämmerung die Umgegend in ihre dunklen Schatten.

Das Leben im Hafen scheint mit einem Male erstorben. Mit Einbruch der vollständigen Dunkelheit flackert plötzlich das grellrothe Feuer des Leuchtthurms über dem Meere auf und wirft seine Schlaglichter bald hierhin, bald dorthin, je nachdem der Abendwind die Leuchtpfanne bewegt.

Vom Dampfer wird der Passagier in einer buntbemalten Gondel ans Land geschaukelt, wo ihn ein zudringliches Gemisch von Eseltreibern, halbnackten Fellahs und europäischen Gasthofsagenten überfällt, um ihn auszubeuten oder ihm wenigstens ein Trinkgeld (Backschisch) abzuverlangen.

Alexandria kann in einem Tage besehen werden.

Von dem Reichthum und der Pracht der alten Stadt Alexanders und des Ptolemäus haben sich nur geringe Reste erhalten. Um die interessantesten Sehenswürdigkeiten der Stadt zu beschauen, gilt der erste Gang nach der Pompejussäule, welche südlich außerhalb der Stadt auf einer sanften Anhöhe errichtet ist. Diese 100 Fuß hohe Säule aus einem einzigen Stücke rothen Granits wurde zu Ehren des Kaisers Diocletian aufgestellt.



Alexandria.

Zur linken Hand, durch einen reizenden Palmenhain, führt der Weg zu den Katakomben, unterirdischen Gängen und Grabkammern, alle mehr oder minder eingestürzt.

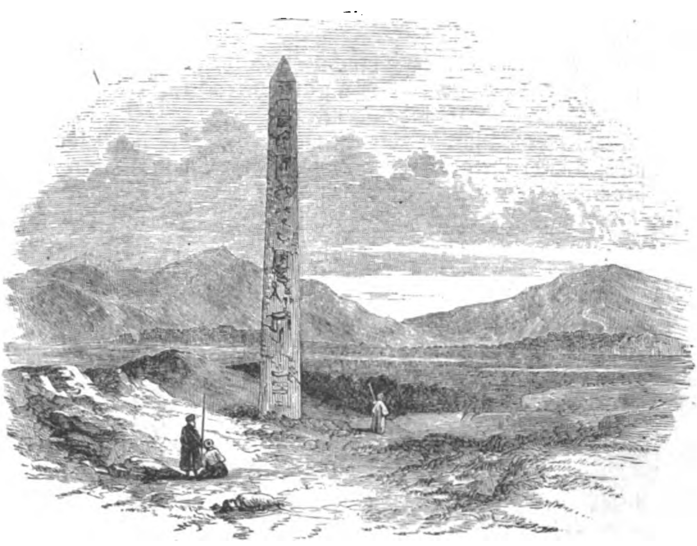
Unter diese Alterthümer gehörten früher auch die beiden Obelisken, von denen der eine umgestürzt am Meeresstrande lag, während der andere, die Nadel Kleopatras genannt, sich in einer Höhe von 70 Fuß erhob und gleich der Pompejussäule weithin sichtbar war. Es ist ja bekannt, daß Kleopatra mit dieser Nadel sich so wenig zu schaffen machte, wie Pompejus mit seiner Säule. Beide berühmten Kolosse stammen aus den Syenit-Steinbrüchen von Syene, und waren auf dem Nil nach Heliopolis, der Sonnenstadt, geführt wor-

Digitized by Google

den, um als Zierde vor dem Königspalaste zu glänzen.

Wie es diesen Obelisken ging, ist bekannt; der eine wurde nach England und der andere nach den Vereinigten Staaten transportirt.

Von der Pompejussäule uns wieder zur Stadt wendend, gehen wir zunächst zum neulich niedergebrannten und zerstörten Mehemed Aliplatz, dem Mittelpunkt des europäischen Lebens. Dieser Platz ist mit Springbrunnen und schattigen Baumpflanzen geschmückt und in der Mitte steht eine Reiterstatue Mehemed Ali's, des Stifters der Dynastie.

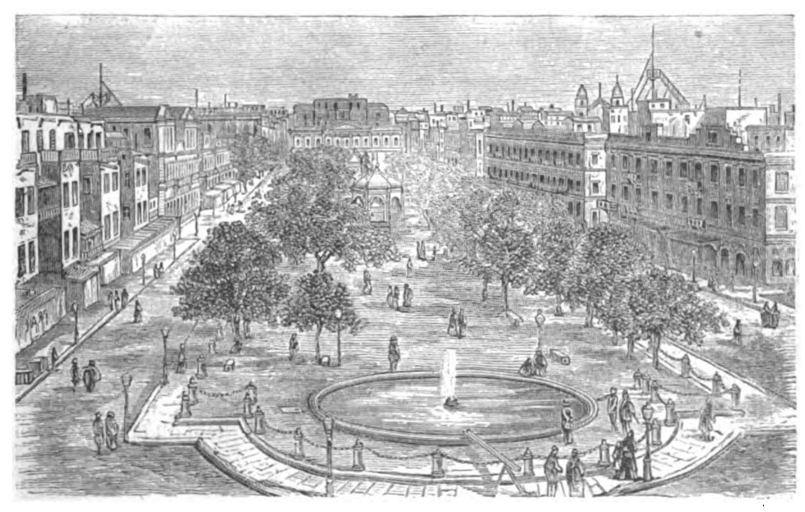


Obelisk in Heliopolis.

Von hier gehen wir die Rue Ras-et-Tin entlang, die längste Straße der Stadt, zum arabischen Viertel, welches zwischen den beiden Häfen liegt. Dieser Theil der Stadt ist dem Touristen der interessanteste. Hier in den engen Straßen kann er sich das echt orientalische bunte Leben und Treiben ansehen. Von hier aus führt der Weg durch das türkische Viertel, welches an der Halbinsel Pharos liegt, und wo früher der berühmte Leuchtthurm Pharos, eines der sieben Wunderwerke der Welt, stand, zum Palast und Garten des Vicekönigs. Hier genießt man eine prächtige Ansicht des westlichen Hafens mit seinen großartigen Wellenbrechern und dem Leuchtthurm. Der östliche, der große (Hafen der Alten) wird wegen seiner immer mehr zunehmenden Versandung nur als Nothhafen gebraucht.

Gern möchten wir das europäische Quartier näher besehen, doch müssen wir weiter auf unserer Reise. Morgens um 9 Uhr verlassen wir Alexandrien mit der Bahn und erreichen nach ungefähr sechs Stunden die altberühmte Stadt Kairo.

Eine gute Rundsicht der Stadt genießt man von der Citadelle. Endlos zieht sich die Stadt nach Osten hin, zahllos sind ihre Kuppeln von zierlich maurischer Arbeit. Zu Hunderten ragen schlanke Minarete empor, die mit schlanken Palmen wetteifern, und durch das Gewirr von Stra-



Mehemed Ali-Platz.

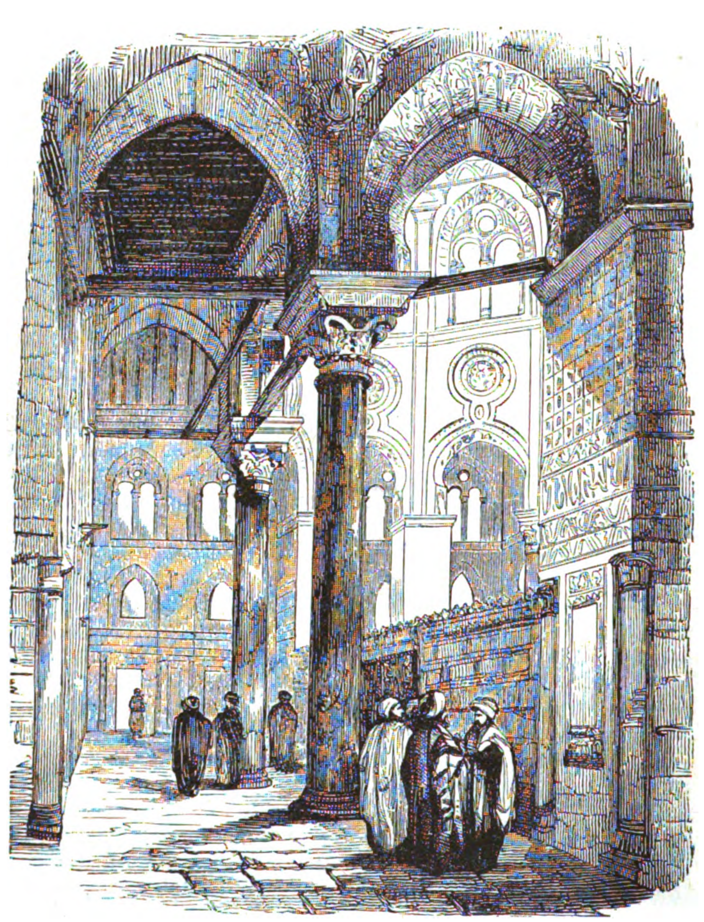
Digitized by Google

ßen und Plätzen sieht man deutlich die farbige Menschenmenge wogen.

An die Vorstädte schließen sich prachtvolle grüne Gärten mit südlicher Vegetation an, in deren Schatten Paläste und Landhäuser stehen, und kühle Alleen hoher Bäume durchkreuzen die Sarazenenstadt; hinter ihr aber fließt der alte, herrliche, der treue Vater Nil, in dessen Nähe der Feind lauert und hereinzubrechen droht. Denn nur ein schmaler Streif Grün jenseits des Stromes — und die Wüste Afrika's breitet sich zum unabsehbaren Sandmeere aus, inmitten dessen die Pyramiden sich erheben, jene uralten Zeichen des menschlichen Schaffungstriebes.

Außer der Citadelle sind sehenswürdig die Gräber der Mameluken-Könige und der Nilmesser auf der Insel.

Unter den vielen Moscheen ist die prächtigste die Grabmoschee Mehemed Ali's, dieses Helden, der dem Lande einen hohen Grad von Unabhängigkeit und Selbstständigkeit errungen und es gewaltsam auf die Bahn des Fortschrittes gedrängt hat; die Moschee ist ganz aus dem kostbarsten Alabaster ausgeführt. Kein zweites Gebäude dieser Art existirt auf der Erde.



Alabastermoschee Mehemed Ali's.

Der große Hof mit den Säulenhallen, die maurischen Bogen, die vier hohen, schlanken, weißen Minarets, die Arabesken in Roth und Grün, Blau und Gold, das blau und grün glasirte gewaltige Kuppeldach, die bunten Glasscheiben, welche das Licht dämpfen — all dies macht einen wunderbaren Eindruck. Das Glas hat etwas Magisches, Feenhaftes, und tritt man endlich vor das vergoldete Eisengitter, hinter welchem der mit schwerem Purpurdamast bedeckte Sarkophag Mehemed Ali's steht, so überkommt den Beschauer unwillkürlich ein Gefühl der Andacht; er steht an dem Sarge eines großen Mannes.

Die Alabastermoschee wurde erst im Jahre 1857 vollendet.

Viel reizender aber als alle die Trümmer der

Digitized by Google

alten Zeit und die großartigen Gebäude, ist die Scene auf der Straße, in den Bazars und den Kaffeehäusern. Bunt und gemischt ist die aus etwa 300,000 Köpfen bestehende Volksmenge, denn hier sieht man Gestalten aller Rassen, Repräsentanten des Abendlandes sowie des Morgenlandes.



Straße in Kairo.

Hier reitet der bedächtige Muselmann auf seinem weißen Langohr; dort geht der hochaufgeschossene schlanke Araber, oder der weiße und grelle Farben liebende Neger; der bedauernswerthe „Sais," der jedem Wagen vorlaufen und mit den flüchtigen Hufen gleichen Schritt halten muß; der Nilbootman und der Wasserträger, der seine Ladung in bocksledernem Sacke auf dem Rücken trägt und sich durch das Aneinanderschlagen von Blechstücken bemerkbar macht. Da ist der schmutzige Fellah im blauen Kittel; der blinde Bettler mit seinem rührenden Ruf; der Eseltreiber; die verhüllte Dominofigur der Haremdame; das unverhüllte Weib des Fellah, ein nacktes Kind rittlings auf der Achsel tragend; der Gaukler, der seine Kunststücke vor einer Schaar zerlumpter Rangen produzirt; der ernste Schreiber, meist am grünen Turban und am altegyptischen Schreibzeug im Gürtel erkennbar; und der Schlangenbändiger mit den giftigen Schlangen — und wie sie alle heißen und aussehen mögen, die abenteuerlichen Gestalten des bunten, bewegten Lebens, denen der Fremde verwunderte und erstaunte Blicke nachsendet, wenn sie an ihm vorüberhuschen.

Nicht minder überrascht schweift sein Auge in diese winkeligen Gassen und Gäßchen, mit Häusern ohne Thüren und mit seltsamen balkonartig vorspringenden Fenstern, oft Brandstätten und Ruinen ähnlicher als menschlichen Wohnungen, in deren Labyrinth sich Alles drängt, was Beine hat, vom Kinde, das sich im Staube aufsichtslos wälzt, bis zum Greise, der am Stabe einherschwankt; von der Katze und dem herrlosen Hund bis zum Kameel, das schwerbeladen daherkeucht.

In den Bazaren, diesen schmutzigen, niedrigen Gewölben, in denen Alles, was zum Haushalte und zum Luxus gehört, die einfachsten Geräthe, die kostbarsten Gewebe und Juwelen, ausgeboten wird, herrscht womöglich ein noch bunteres morgenländisches Treiben vom frühen Morgen bis spät am Abend.

In den Moscheen aber predigen die Ulemas (Wissenden), diese fanatischen Anhänger des Propheten, den Widerstand gegen die Christenhunde, und in den Palästen der Paschas werden Pläne geschmiedet, um Egypten frei zu machen.

Was das meint, das wissen wir. Es meint die Wiederherstellung der alten Paschahwirthschaft, die das Volk schrecklich aussaugte, ohne demselben etwas zu bieten, und willkürlich that, was die Großen wollten.

Egypten ist trotz all seiner Pracht und seinem Reichthum zu bedauern. Ob die Engländer dasselbe beherrschen oder die Paschas, das arme Volk wird dulden und bluten müssen. Nichts kann demselben gründlicher helfen, als das Evangelium. Möge es bald dem falschen Propheten den Rücken kehren, und dem Kinde aus Bethlehem Thor und Herz öffnen.

Digitized by Google

Der junge Dichter und die Redaktion.

Von Julius Eberhard.

Wo bleibt die Post? In einer halben Stunde
Soll ich zur Schule gehn. Zu Stunden werden
Minuten mir, bis ich die neu'ste Nummer
Vom Unterhaltungsblatt in Händen habe.
In letzter Nummer konnt' es nicht mehr sein,
In dieser aber muß von den Gedichten,
Die ich jüngst eingesandt, sich eines finden.
Vielleicht folgt gleich das Honorar auch mit.
Wie sollt' die Redaktion nicht unterscheiden
Von schlechtem Machwerk wahre Poesie?
Ich bin begierig, was sie wohl zuerst
Hat aufgenommen, ob die Bismarcksode,
Ob von den andern Liedern eines — doch
Mein Dichterruhm wird so wie so begründet;
Denn mein Talent kann nicht verborgen bleiben.
Bald wird auch ein Verleger sich mir finden,
In Prachtband auf Velinpapier wird man
Bald meine Verse lesen, daß mit Fingern
Man auf den Dichter deutet. Aufgegeben
Wird dann das trock'ne Studiun
Von meinen Honoraren werd' i
Am See ein Landhaus kaufen n
Der Bote kommt! Gebt her! Da
Wie? nicht auf erster Seit'? ist'
Nur eine Spur von meinen schö
Briefkasten aufgesucht! Hier m
Des Räthsels Lösung. Meine C
X. Z. „An A. in M.: ganz ung
An R. in K.: hübsch, doch schon
An B. in B.: erwünscht. An T.
Das Honorar ist abgegangen."
„An X. Z.: dem Papierkorb üb
Verblendete Redaktion! wie seh
Verkennst du deinen Vortheil! j
Schlecht redigirt und nicht der N
Daß ich es länger lese. Das Ab
Werd' ich mit kommendem Qua

Wie lange dauert das Leben?

Diese Frage hat kürzlich Professor August Weismann in Freiburg in einer kleinen Schrift (Jena bei G. Fischer) zu beantworten gesucht. Er beschäftigt sich da nicht speziell mit dem Menschen, über dessen Lebensdauer wir ja sehr genau unterrichtet sind, sondern mit der Lebensdauer der verschiedenen Organismen überhaupt. Ihr Dasein hat seine natürlichen Grenzen, die allerdings sehr verschieden gesteckt sind; schon ein mittelhochdeutscher Spruch sagt: „Ein Zaunkönig währt 3 Jahre, ein Hund 3 Zaunkönigalter, ein Roß 3 Hundsalter, ein Mann 3 Roßalter, macht 81 Jahre."

Als Erklärung für die Verschiedenheit der Lebensdauer wird auf körperliche Unterschiede der Arten, deren Bau und Mischung hingewiesen. Die Körpergröße kommt hierbei in Betracht. Die längste Lebensdauer von allen Organismen besitzen große Bäume. Die Adansonien (Affenbrotbäume) der Kapverdischen Inseln sollen 6000 Jahre alt werden. Unter den Thieren sind es aber, so glaubt man, die größten, welche das höchste Alter erreichen; der Walfisch lebt gewiß einige Jahrhunderte, der Elefant wird 200 Jahre alt, das Pferd 40, die Amsel 18, die Maus 6 Jahre alt; viele Insekten leben nur ein paar Wochen oder gar nur ein paar Tage. Indessen bei näherer Betrachtung verliert diese absteigende Skala der Karpfen erreicht ein ebens der Elefant, die Kröte wie d Flußkrebs erreicht dasselbe Alte nämlich etwa 20 Jahre, ob hundertsten Theil von diesem nicht die Körpergröße allein, Alter bedingt.

Nachdem Weismann noch (physiologische) Bedingungen welche auf die Dauer des kommt er zu dem Schlusse, d Bedingungen des Lebens sin ganismus gewissermaßen die seine Dauer bestimmt oder die von bestimmter Stärke mache stimmter Zeit ihre Spannkra den Verfasser nun weiter in se setzungen über die Ursachen und deren Bedingtheit folgen wir aus seiner Schrift noch interessirende thatsächliche B aus.

Die Vögel besitzen im all fallend lange Lebensdauer. einheimischen Sänger leben 1 Eidergans paar wurde 20 Ja selben Nistplatze beobachtet, ei

Digitized by Google

einem fehlerhaften Rufe leicht kenntlich war, 32 Jahre nacheinander in demselben Waldbezirke gehört. In der Schönbrunner Menagerie hielt sich ein weißköpfiger Geier 118 Jahre lang in der Gefangenschaft.

Sehr genau verfolgen können wir die Lebensdauer der Insekten. Sie ist sehr verschieden und hängt von der leichteren oder schwierigeren Ernährung ab. Die Larven der Bienen, die mit Honig und Blüthenstaub gefüttert werden, ohne sich selbst darum bemühen zu müssen, entwickeln sich schon in fünf bis sechs Tagen zur Puppe, während die blattfressenden Raupen der Schmetterlinge bis sechs Wochen und länger brauchen, um sich verpuppen zu können, die Raupe des von Holz lebenden Weidenbohrers aber sogar zwei bis drei Jahre.

Die Dauer des vollkommenen Insektes (sog. Imago, also des fertigen Schmetterlings, Käfers 2c.) ist eine sehr kurze, ja möglichst kurze. Die Maikäferlarve frißt vier Jahre lang die Wurzeln der Pflanzen ab, ehe sie zum Käfer wird, und diese so mühsam errungene, so komplizirt gebaute Gestalt des reifen Insektes hat ein schnell vergängliches Dasein; der Käfer stirbt etwa einen Monat nach dem Verlassen der Puppe. Die meisten Tagschmetterlinge leben noch kürzer und das äußerste an Lebenskürze leisten die Eintagsfliegen, die im vollendeten Zustande nicht länger als vier bis fünf Stunden leben. Gegen Abend schlüpfen sie aus der Puppenhülle, sobald ihre Flügel erhärtet sind, erheben sie sich in die Luft, pflanzen sich fort, sämmtliche Eier werden auf einmal ausgestoßen und das Leben ist zu Ende, das Thier stirbt.

Der berühmte Naturforscher K. E. von Baer hat einmal gesagt, die Nothwendigkeit des Sterbens sei nicht erwiesen und er hoffe, dem Tode seinen Willen entgegenzusetzen. Natürlich im Scherze! John Hunter hoffte, es werde gelingen durch abwechselndes Erfrieren und Wiederaufthauen das Leben des Menschen in's Unendliche zu verlängern und der Veroneser Alessandro Guaguino band seinen Zeitgenossen das Märchen auf, in Rußland gebe es ein Volk, welches welches regelmäßig alle Jahre am 27. November stürbe, um am 24. April wieder aufzuwachen — aber im Ernste hat es noch niemand bezweifelt, daß die höheren Organismen alle den Keim des Todes in sich tragen.

Spitz komm! Der Pfarrer stichelt.

Eines alten Schäfers Sohn las seine erste Messe und hielt seine erste Predigt. Wie hätte da der Vater nicht dabei sein wollen, um „Sr. Ehrwürden“ predigen zu hören! Er schleicht mit seinem Hund von der Heerde weg und lauscht an der Kirchthür den Worten seines Sohnes, welcher über das Evangelium vom guten Hirten predigt. Da hört er alle die guten Eigenschaften eines rechten Hirten rühmen, wie sie der Sohn wohl am Vater abgesehen hat. Als aber zuletzt auch dessen gedacht wird: „Ein guter Hirte bleibt bei seiner Heerde,“ — da packt der Alte schleunigst auf und spricht zu seinem Hund: „Spitz, komm, der Pfarrer stichelt.“

Diese alte Geschichte wiederholt sich noch oft bis auf den heutigen Tag. Hier nur zwei Beispiele.

Ein Geistlicher erzählt von den Erfahrungen in seinem Amte folgendes:

Ich hatte meine Stelle in einem Dorfe, wo ein wüstes und zuchtloses Leben herrschte, das dem Evangelium gänzlich entfremdet war. Das erste Lebenszeichen, nachdem ich schon eine Zeitlang dort gestanden hatte und verzagte, war eine offene Feindschaft gegen das Wort und gegen mich, dessen Verkündiger. Ich ließ mich aber dadurch nicht irre machen, fuhr fort, das Evangelium zu verkündigen und fügte dem gewöhnlichen Gottesdienste noch eine Bibelstunde in der Woche hinzu. Diese wurde auf wunderbare Weise die Ursache einer großen Erweckung. Eines Abends theilte ich in der Bibelstunde, die ich gern durch Einreihen christlicher Geschichten zu beleben suchte, aus Schuberts „Altes und Neues“ die Geschichte von einem Manne mit, der am Abend über Feld will, um in einem nahen Dorfe eine Sünde zu begehen; unterwegs aber hört er aus dem Felde den sich gleichmäßig wiederholenden Schlag einer Wachtel, die, wie es ihn dünkt, zu rufen scheint: „Wo willst du hin? Wo willst du hin?“ Das faßt ihn so, daß er seine Sünde erkennt und, von lebendiger Buße ergriffen, von seinem Sündenwege umkehrt.

Nach Beendigung der Bibelstunde war ich kaum in meiner Stube, als mir jemand auf der Treppe mit heftigen Schritten nachfolgte, hastig an die Thür klopfte und ohne mein „Herein!“ abzuwarten, in die Stube trat. Es war ein Mann aus der Gemeinde, der bisher der feindlichste Gegner des Wortes war. Hart, mit zornigem Gesichte trat er an mich heran und fragte: „Wer hat Ihnen das von mir erzählt? Ich will das wissen!“ Ich fragte erstaunt: „Was denn, lieber Mann?“ — „Nun, Sie werden es wohl wissen; Sie haben es ja heute Abend vor der Gemeinde erzählt, das, was mir vor einigen Tagen mit der Wachtel passirt ist!“ — „Ihnen, lieber Mann, ist das passirt? Mir soll das jemand von Ihnen erzählt haben?“ — „Ja, Herr Pastor, halten Sie es nicht zurück! Ich will es wissen, wer Ihnen das erzählt hat!“

Ich stand staunend und bewegt still; mir war wunderbar zu Muthe. Ohne dem Manne eine

Digitized by Google

andere Antwort zu geben, holte ich Schuberts Werk, schlug die betreffende Seite auf und gab sie dem Manne zu lesen. Er wußte anfangs nicht, was er mit dem Buche sollte, so grollte und kochte es in ihm. Als er dann aber auf das Blatt sah, als er die Geschichte las, ging sein Unmuth in die tiefste Bewegung über. Er konnte kaum das Buch halten und erzählte mir dann mit von Thränen erstickter Stimme, daß eben dasselbe ihm passirt sei, als er in derselben Absicht gegen Abend über Feld gegangen und den Wachtelschlag gehört habe.

Nun hatte ich Gelegenheit, auf sein Herz zu wirken, und der Herr segnete es. Er, der Wind und Feuerflammen zu seinen Dienern macht, der den Petrus durch den Ruf des Hahnes erweckte, hatte hier in zwei Fällen den Ruf einer Wachtel zu seinem Herolde gemacht. Auf diese Weise half mir der Herr, deß Name „Rath und Wunderbar“ ist. Jener Mann ging nicht von meiner Stube fort, bevor wir unsere Kniee vor Gott gebeugt hatten. Das war die erste Erweckung in der Gemeinde, und der Herr gab Pfingstregen und Geistesfeuer zu weiterem Segen.

„Weg hast du allerwegen, an Mitteln fehlt's dir nicht!“ — Noch heute gilt: „Du bist der Gott, der Wunder thut. Mit einem lebendigen Gott haben wir's zu thun. Nicht blos Feuer und Hagel und Sturmwinde sind es, die sein Wort ausrichten, sondern auch Thiere und alles Vieh, Gewürm und Vögel.“ (Ps. 148, 8. 10.)

Die andere Geschichte hat es weder mit einem Spitz, noch mit einer Wachtel zu thun, — ob der Pfarrer „stichelt“? Wir wollen es ergründen.

Es ist ein schöner, sonnenheller Sonntag. Der Hauptmann F. ist beim Doctor G. zum Besuch und die beiden alten Kameraden sitzen am offenen Fenster.

Der Doctor wohnt in einem schönen Hause, das auf einem Hügel grad' vor dem Städtchen steht. Er ist ein tüchtiger Advokat und hat sich in den langen Jahren seines Aufenthalts in Z. viel Geld und Ruhm erworben.

Von dem Fenster, an dem die beiden plaudernd sitzen, überblickt man die kleine Stadt mit ihren Thürmen und breiten, schattigen Straßen, während dahinter im Süden die Sonne sich im Ohioflusse spiegelt. Da fängt eine Glocke an zu läuten. Klar und deutlich dringt der Ruf der ehernen Zunge herauf zum Zimmer.

Der Hauptmann ist allewege ein frommer und gottesfürchtiger Mann geblieben, der sich nimmer schämt, sein Christenthum zu bekennen. Er steht auf und sagt: „In welche Kirche gehst du?“

Der Doctor streckt sich behaglich in seinem Polsterstuhle und sagt gähnend: „In gar keine!“

„Gar keine? Gehst du nie[...]
„Nein,“ sagt der Doctor ku[...]
ein für allemal die Sache erle[...]
„Warum denn nicht? Gla[...]
mehr?“
„O, ich glaube schon noch[...]
Kirche, zu der meine Famili[...]
nicht, und allein in eine an[...]
auch nicht.“
„Warum gehst du nicht mi[...]
„Kann den Prediger nicht [...]
„Warum?“
„Stichelt!“
„So? Hab' doch gehört, d[...]
ger, allgemein geachteter Ma[...]
„Er stichelt! Hat's imme[...]
abgesehen. Sobald ich mich i[...]
lasse, geht's los. Er stichelt s[...]
ich nicht mehr hingehe. Hab'[...]
nichts in den Weg gelegt, un[...]
mer auf mich abgesehen, gr[...]
ich dir. Er stichelt — und in[...]
„Ach was! Wird nicht so s[...]
er sagt, würde er gewiß au[...]
nicht da wärst.“
„Ha — kennst ihn eben nic[...]
nicht mehr in die Kirche.“
„Könntest aber doch mich [...]
geh' mit, mir zu Lieb'!“
„Mußt du denn unbedingt[...]
„Gewiß! Ich geh' jeden S[...]
wenn's nur irgend möglich[...]
herrlicher Tag, so schönes, [...]
da wird man doch nicht dah[...]
wenn die Kirchenglocken rufen[...]
und Stock und geh' mit! [...]
einmal deinen stichelnden Pa[...]
Nun, der Doctor brummt[...]
aber er schickt sich doch an, mi[...]
viel von seinem alten Kriegs[...]
ihm denn doch den Willen thu[...]
Sie gehen also miteinander[...]
Pastor beginnt seine Predig[...]
Luk. 10, 42: „Eins aber ist[...]
das gute Theil erwählet, das[...]
genommen werden.“ — In ei[...]
Sprache zeigt er, wie ein jed[...]
Erden wählen müsse zwischen[...]
beleuchtet dann erstens das [...]
zweitens das böse Theil[...]
Während des ersten Thei[...]
ganz still und ruhig da. Der[...]
ihn an, nicht lächelnd mit de[...]
„Er stichelt ja gar nicht!“ [...]
„Wird schon kommen, paß' a[...]
Nun kommt der Pastor zu[...]
seiner Predigt. Das gute T[...]
wie es wirklich ein gutes se[...]
Christ hier auf Erden schon b[...]

Digitized by Google

der Ungläubige; wie er in Noth und Jammer stets Trost und Friede im Herzen behalte, und wie selbst im Sterbestündlein die Gewißheit der kommenden Seligkeit durch Christi Verdienst und Gerechtigkeit ihn tröste. Zum Schluß hat er in beredten Worten das gute Theil im Jenseits geschildert, wo die Erlösten ewig bei Jesu, ihrem Heilande leben und mit der Schaar der Engel und Heiligen jubeln und ihn preisen werden. Da hatte also der Doctor ruhig gesessen und zugehört.

Im zweiten Abschnitt zeigt nun der Pastor, wie thöricht die Leute seien, die das böse Theil erwählen. — Der Doctor wird unruhig.

Der Prediger fährt fort und erklärt, wie nichtig die Pracht und Herrlichkeit dieser Welt, und wie sie am Ende doch Lug und Trug sei und eitel Jammer und Herzeleid bringe. — Der Doctor rückt hin und her.

Von der Kanzel werden nun die Menschen geschildert, die im tollen Laufe der Welt dahinrennen und den Heiland, der sie ruft und retten will, stehen lassen und sogar verachten. — Der Doctor dreht seinen Hut in der Hand und stößt den Hauptmann an.

„Und wenn es nun zum Sterben kommt,“ fährt der Pastor fort, „wenn die vielen Jahre des Lebens endlich zu Ende sind, wenn der bleiche Tod an's Bett tritt und sagt: Nun mußt du in die Ewigkeit—ach! dann ist kein Trost, kein Rath, keine Hilfe da. Das brechende Auge kann sich nicht auf einen Heiland richten, die zitternde Hand kann nicht die eines treuen Führers durch's dunkle Todesthal ergreifen. Fort, fort in die Ewigkeit, vor den Richterstuhl des gerechten Gottes, und kein Bürge, der die schreckliche Schuld eines ganzen sündigen Menschenlebens sühnen könnte! Welch' ein schreckliches Ende!“— Der Doctor sitzt wie auf Nadeln. Einmal nach dem andern tritt er dem Hauptmann auf den Fuß und stößt ihn an, um ihm zu bedeuten, daß der Pastor wieder am „Sticheln“ sei.

„Der Mensch ist in der Ewigkeit,“ sagt der Prediger weiter, „und was nun? Sollen wir das Bild weiter ausmalen? Nein, das hat der Heiland selbst gethan im 27. und 28. Verse des 13. Kapitels.“ Und nun liest er langsam, aber laut und deutlich die beiden Verse: Und er wird sagen: „Ich sage euch, ich kenne euch nicht, wo ihr her seid, weichet alle von mir, ihr Uebelthäter. Da wird sein Heulen und Zähneklappen, wenn ihr sehen werdet Abraham und Isaak und Jakob und alle Propheten im Reiche Gottes, euch aber hinausgestoßen.“

Da wird der Doctor ganz roth im Gesicht, zerrt den Hauptmann am Aermel und sagt: „Nein, das ist zu arg! Diese Stichelei halte ich nicht länger aus!“ — und stürmt fort.

Ob er je wiederkam? Wir wissen es nicht. Sollte es aber einem, der dies liest, schon begegnet sein, daß das mahnende Wort der Predigt auch ihn packte und ihm, wie einst dem König David durch den Mund Nathans, des Propheten, zurief: Du bist der Mann! — so laßt uns nicht trotzen und den schelten, der es uns vermittelt, sondern stillehalten und uns beugen. Ob es auch wie ein zweischneidig Schwert Mark und Bein durchdringt, es birgt doch lauter Evangelium. (Nachbar.)

Bischof Scott in seiner Heimath.

Von Henricus.

Jüngstens brachte Haus und Heerd Bischof Scott's Bildniß nebst einer kurzen Biographie. Seither ist dieser Patriarch der Kirche in die ewige Heimath abgerufen worden. Daß er einer der reinsten, geheiligtsten Charaktere unserer Zeit, ein mächtiger Schriftausleger, und weiser Rathgeber gewesen, ist allgemein bekannt. Weniger aber weiß das Publikum von seinem Privatleben, dem Umgang mit seinen Nachbarn, und doch ist es das Leben im Haus, im alltäglichen Kreise, welches jedem Lebenslauf Züge verleiht, die zur Abrundung des Lebensbildes gehören.

Vernehmen wir deshalb in Kürze, was über „Bischof Scott in seiner Heimath“ gesagt wird.

Von Jugend auf kannte Bischof Scott die ganze Nachbarschaft, woselbst er geboren ward, lebte und starb. Und jedes Kind kannte ihn.

Dort, in jenem alten Blockhaus, das noch heute auf seinem kleinen Landgut nahe bei Odessa steht, erblickte er das Licht der Welt. Als Knabe durchstreifte er die Wälder der Nachbarschaft, und war einer der Fröhlichsten unter den Fröhlichen, half aber auch im Schweiße seinen Eltern den Acker bauen, und machte sich die einfache Landschule zu Nutzen.

Zwanzig Jahre darnach kehrte er als reifer, mit vielen selbsterworbenen Kenntnissen ausgestatteter Mann zu diesem seinem Heim zurück, welches fortan sein Ruhe- und Arbeitsplatz gewesen, bis er in's ewige Vaterhaus gerufen wurde.

Es waren alte Bekannte, die er hier traf. Für ihn hatte fast jeder Baum am Weg eine Geschichte; jeder Landweg war ihm interessant; jedes Haus erzählte ihm etwas aus der lieben Jugendzeit. Die Gesänge der alten, längst heimgegangenen Schnitter lebten frisch in seinem Gedächtniß; mit einem immer jungen Herzen genoß er die Herrlichkeit der freundlichen Landschaft, und lauschte in seinen letzten Lebenstagen oft stundenlang den lieblichen Weisen der fröhlichen Vögelein.

Digitized by Google

Als Knabe, Mann und Greis gehörte er im eigentlichsten Sinne des Wortes dem Volke an, und lebte ohne jegliche Anmaßung und Schauausstellerei bescheiden unter seinen Nachbarn, auf die er jedoch durch seinen sittlichen Ernst und seine kindliche Liebenswürdigkeit fast unbewußt den nachhaltigsten Einfluß ausübte. Jedermann liebte und achtete ihn zugleich, und die Kinder standen grüßend am Wege stille, um seinen Handdruck, seinen Segen zu empfangen, und sich am Lächeln des freundlichen Greises zu erfreuen. Die älteren Personen aber ehrten und liebten ihn nicht minder, und wurden wahrhaft beglückt, wenn der „liebe Bischof" einige freundliche Worte für sie hatte. Greise im weißen Silberhaar, sowie ehrwürdige Matronen, die ihn von Jugend auf gekannt, standen an seiner Bahre und widmeten ihm Thränen inniger Liebe.

„Es war mir immer," sagte eine alte Nachbarin, „als ob ich den Apostel Johannes sähe, so oft ich des Bischofs gewahr ward." In seinem Umgang, in der Beurtheilung Anderer, in seinem Rath und ganzen Wesen glich der Bischof auch dem Apostel der Liebe. Er liebte und wurde geliebt. Dabei zeichnete er sich in allen Geschäftssachen durch die strengste Rechtlichkeit aus, die weit und breit in der Nachbarschaft sprichwörtlich geworden ist.

Während er sein ganzes Leben lang unablässig für das Wohl der ganzen Kirche mit seiner ganzen Manneskraft arbeitete, lagen ihm die Gemeinden in der Nachbarschaft besonders am Herzen. Für die St. Paulus Kirche in Odessa, wo er fleißig anbetete, hat er stets liberal beigetragen. Unmittelbar vor der Kanzel stand ein Sessel für den greisen Bischof bereit, welcher stets besetzt war, bis Leibesschwachheit ihm den Besuch der Gottesdienste unmöglich machte. Einen aufmerksameren Zuhörer als ihn kann sich kein Prediger wünschen, und sein Gebet nach der Predigt war immer kindlich und innig, oft aber gewaltig und pathetisch, während es den Zuhörern oft vorkam, als käme der von ihm zum Schluß gesprochene feierliche Segensspruch direkt von oben. Und wenn er dann nach dem Gottesdienste an seinem Stabe zur Kirche hinauswankte, standen die Menschen an der Thüre, um ihn zu begrüßen. „Schwester," sagte er nicht gar lange her zu einer ehrwürdigen Matrone, „noch immer wandeln wir hienieden, während unsere Lieben überwunden haben. Es geht gar schwer, und wir kommen kaum mehr vorwärts; aber hab' nur Muth, bald werden wir im Flug dahinziehen und mit den Engeln im obern Heiligthume singen."

So lange, bis seine zitternde Hand nicht mehr dienstfähig war, half er bei der Austheilung des heiligen Abendmahles, und selbst als er nicht
mehr mithelfen konnte, saß
entließ die Communikanten
während die ergriffene Zuh
nen gebadet lauschte.

Sein „Heim" war voll
Freude. Jedermann war
Jedermann ward fröhliche
übt. Längere Zeit Wittwer,
Kinder den Lebensabend.
liebten Gattin aber trug e
denken in seinem Herzen.
Nachts von seinen bischöfl
heimkam, stand sie mit de
um den geliebten Gatten n
heit zu begrüßen und ihn i
führen. Die Stunde kam,
das Licht so oft für ihn ge
kaltet war, und seit jener
wankende Lebenskraft des l
chen zu sein.

Von der im Jahre 1880
ral-Conferenz zurückgekehrt,
selbe die letzte derartige Ver
die er mitmachte, und seine
über diese Körperschaft an
hinzu:

„Wächter, stell' dein
Birg dich in dein ruhig

Jetzt ist Bischof Scott dal
in seinem Familien- und
ein Beispiel hinterlassen, de
folgen.

Die Zerstreuung der
Vorbereitung für d
tung des Evan

Von J. L. Na

Nicht erst nach der Zers
durch die Römer, sond
als der Erlöser auf E
das Evangelium seinen ras
gann, waren die Israeliten
ter alle bekannte Nation
Dieses geht auch aus viele
Testamentes, besonders de
deutlich hervor. Judäa und
sozusagen das pulsirende Her
gen Volkes. Im Tempel
zur Zeit der großen Feste
desselben aus allen bekannt
sammen. Als z. B. Petr
seine gewaltige Predigt von
zigten und Auferstandenen h
ten und entsetzten sich die J

nossen (Proselyten) über die merkwürdigen Dinge, die sie sahen und hörten, und sprachen unter einander: Wie hören wir denn ein Jeglicher seine Sprache, darinnen wir geboren sind? Parther, und Meder und Elamiter. (Vergl. Apstg. 2, 1 ff.) Die Zerstörung Jerusalems und des Tempels durch die Römer war also nicht die Ursache oder der Anfang der Zerstreuung der Juden, sondern kann vielmehr als die Vollendung derselben betrachtet werden.

Die Zerstörung des Zehnstämmereichs kann als der Anfang der Zerstreuung der Israeliten betrachtet werden. Dieses geschah im Jahre 721 vor Christo. Der letzte König über die zehn Stämme war Hosea. Gegen ihn zog herauf Salmanasser, der König von Assyrien, belagerte Samaria, die Hauptstadt des Reiches, gewann sie nach dreijähriger Belagerung, und führte die Masse des israelitischen Volkes „weg in Assyrien und setzte sie zu Halah und zu Habor, am Wasser Gosan und in den Städten der Meder." Die Städte Israels wurden mit verschiedenen heidnischen Völkern besetzt. Diese Völker dienten ihren Götzen und fürchteten auch Jehovah, den Gott Israels, in dessen Gesetzen sie durch zurückgesandte israelitische Lehrer unterrichtet wurden. (Man vergl. 2 Kön. Kap. 17.)

In diesen barbarischen Zeiten, da der Despotismus unbeschränkt herrschte, geschah es sehr oft, daß ganze Völker und Stämme in entlegene Länder geschleift wurden, um sie dadurch für die Zukunft unschädlicher zu machen. Die Besetzung der israelitischen Städte mit orientalischen Völkern war ebenfalls eine gezwungene. Diese gezwungene Transportation oder Gefangenschaft war deshalb keine Sklaverei im strengen Sinne des Wortes, sondern blos ein erzwungener Wechsel des Wohnortes eines besiegten Volkes politischer Rücksichten wegen.

Aus dem apokryphischen Buche Tobia, das wohl manche Dichtungen enthält, aber doch wahrscheinlich einen wahren, geschichtlichen Grund hat, kann man ersehen, daß bei manchen dieser Israeliten die wahre Gotteserkenntniß und Gottesfurcht noch nicht ganz ausgestorben war, und daß sie im fremden Lande manche Leiden und Trübsale zu erdulden hatten, welches sicherlich dazu beitrug, in Vielen Erkenntniß und Reue ihrer Sünden zu bewirken. Aber was ist aus diesen Israeliten geworden? Diese Frage wurde schon oft gestellt; aber eine genügende Antwort ist noch nicht gefunden. An abenteuerlichen Hypothesen hat's allerdings nicht gefehlt. Manche z. B. haben schon die Ansicht ausgesprochen, die zehn Stämme seien später von Medien aufgebrochen, durch Asien gewandert, hätten die Behringsstraße überschritten, sich in Amerika niedergelassen und hier die alten Kulturstaaten Mexiko und Peru gegründet u. s. w.

Ob diese zehn Stämme verschollen sind, oder noch irgendwo im Innern Asiens verborgen wohnen, oder ob sie sich später mit den gefangenen Stämmen Juda und Benjamin vermischt haben und Manche von ihnen nach dem Lande Canaan zurückgekehrt sind, — wer wollte dieses mit Bestimmtheit behaupten? Doch scheint die letztgenannte Ansicht die wahrscheinlichste zu sein, indem die Erlösung Israels und Judas aus der Gefangenschaft durch die Propheten vorhergesagt wurde, und zwar meistens im engsten Zusammenhang. (Vergl. Jer. 30, 3. 10; 31, 27; 33, 7.) Doch wenn auch Manche mit zurückkehrten, die Meisten sind doch wohl, wie dieses auch beim Stamme Juda der Fall war, in der neuen Heimath geblieben.

Mehr denn hundert Jahre länger währte die Gnadenfrist des Reiches Juda; da aber sein Sündenmaß voll war, brach die gedrohte Strafe schnell herein. Im Jahre 606 vor Christi kam Nebukad Nezar, der König von Babel, vor Jerusalem, eroberte die Stadt und führte viele Juden gefangen nach Babel. Unter diesen Gefangenen befanden sich Daniel und seine Freunde. (Dan. 1, 1 ff.) Von dieser Zeit datirt die vom Propheten Jeremia geweissagte siebenzigjährige Gefangenschaft der Juden. (Vergl. 2 Chron. 26, 21; Jer. 25, 1. 10; 29, 10.) Einige Jahre später erschien Nebukad Nezar zum zweiten Male vor Jerusalem und führte noch mehr Volk in die Gefangenschaft. (2 Kön. 24, 14.) Zedekia wurde zum Könige des Landes gemacht. Nach einigen Jahren fiel er ab vom König von Babel, und dieser erschien wieder vor Jerusalem, belagerte die Stadt drei Jahre lang, zerstörte sie sammt dem Tempel und führte die Masse des Volkes nach Chaldäa. Dieses geschah im Jahre 588 vor Christo. Das wenige, geringe Volk, das im Lande bleiben durfte, floh aus Furcht vor den Chaldäern nach Egyptenland. So war denn im sechsten Jahrhundert vor Christo das Volk Israel von Medien bis Egypten unter allen Völkern zerstreut.

Als das babylonische Reich gestürzt war, und der Perserkönig Kores den Juden die Erlaubniß ertheilte, wieder in ihr Land zurückzukehren, da zog es der bei weitem größte Theil des Volkes vor, in dem fremden Lande, wo sich Viele Reichthum und Ansehen erworben hatten, zurückzubleiben, ohne deswegen die Liebe und Anhänglichkeit zu ihren Brüdern im Vaterlande zu verlieren. Wir finden deshalb bis zu den Zeiten der Apostel eine große Ansiedelung der Juden in Babylonien, so daß das Land der Gefangenschaft ein „zweites Land Israel" wurde. (Man vergl. auch 1 Petri 5, 13.) Diese babylonischen Juden unterhielten einen regen Verkehr mit ihren Brüdern in Judäa, welches durch die in den Zwischengegenden zerstreuten Juden sehr erleich-

Digitized by Google

tert wurde. — Auch über Syrien, Phönizien und die naheliegenden Länder hatten sich die Juden schon sehr frühe verbreitet.

Daß nach der Zerstörung Jerusalems durch die Babylonier ein Theil des jüdischen Volkes nach Egypten zog, haben wir bereits erwähnt. Als Alexander der Große Egypten erobert hatte, bewog er einen großen Theil der Juden dorthin zu ziehen, um seine neue Stadt Alexandria, die er im Jahre 332 v. Chr. erbaute, theilweise damit zu bevölkern. Die Juden bewohnten wenigstens den dritten Theil dieser berühmten Handelsstadt, und erfreuten sich derselben politischen Vorrechte wie die Römer und Egypter. Im Jahre 301 v. Chr. machte Ptolemäus Soter, ein Nachfolger Alexanders des Großen und König von Egypten, einen Einfall in Syrien, eroberte viele Städte, darunter auch Jerusalem, und führte einhundert Tausend Juden mit nach Egypten, welche dann in Alexandria und Kyrene wohnten. Später verbreiteten sie sich über einen großen Theil von Egypten und über die Länder an der südlichen Küste des Mittelmeeres.

Als Seleucus, ein anderer Nachfolger Alexanders und König über Syrien, Antiochia in Syrien baute, um es zur Hauptstadt seines Reiches zu machen, gab er den Juden dieselben politischen Rechte, wie anderen Bürgern. Diese berühmte Heidenstadt hatte bald eine ebenso große Proportion von jüdischen Einwohnern, als Alexandria in Egypten. Dasselbe kann auch von anderen Städten, die dieser König gründete oder baute, gesagt werden. Antiochus der Große verpflanzte zweitausend jüdische Familien nach Lydien und Phrygien in Kleinasien und gründete noch an sonstigen Orten seines Reiches jüdische Colonien.

Wann und unter welchen Verhältnissen die ersten Juden nach Griechenland und Italien kamen, ist nicht bekannt; doch ist gewiß, daß zur Zeit der Apostel viele Juden über alle Theile dieser Länder verbreitet waren.

Wir können also annehmen, daß zur Zeit Jesu und der Apostel die Juden über das ganze römische Weltreich und noch außerhalb seiner Grenzen verbreitet waren. Vergeblich suchen wir damals, wie auch heute, nach einem anderen also zerstreuten Volke. Der Geist des Handels, der sie heute charakterisirt, belebte sie damals schon, welches sicherlich sehr viel zu ihrer weiten und raschen Verbreitung beitrug.

Aber, man beachte wohl: wo immer die Juden auch hinkamen, sie waren und blieben dennoch Juden; von ihrer Religion und von ihren Sitten ließen sie nicht. Die Neigung, ihre eigene Religion aufzugeben und die Religionen anderer Völker anzunehmen, hatte dieses Volk nach der babylonischen Gefangenschaft für immer verlassen. In allen Städten, wo sie wohnten, bauten sie Synagogen, wo sie an den Sabb[illegible] zusammenkamen, ihre Religionsbücher vor[illegible] und Gottesdienst pflegten. Und da sie in i[illegible] Sitten und Gebräuchen von allen anderen [illegible]kern so grundverschieden waren, so wurde[illegible] von ihrer heidnischen Umgebung auch allge[illegible] verspottet und gehaßt. Der römische Geschi[illegible]schreiber Tacitus (Hist. V, 4) sagt von ih[illegible] „Was die Römer heilig halten, das ist den J[illegible] gemein; und was unter anderen Völkern [illegible] gesetzlich und unrein ist, das wird bei ihne[illegible] laubt. Ihr Gottesdienst ist aller Welt zuwi[illegible] Auch wurden sie einmal wegen ihrer Reli[illegible] vom Kaiser Claudius aus Rom verwiesen. [illegible] vgl. Tacitus, Annal. II, 85 und Apstg. 1[illegible]

Aber trotz diesem übten diese zerstreuten J[illegible] doch einen großen Einfluß auf die sie umge[illegible] den Heiden aus, so daß der Philosoph Se[illegible] der zur Zeit Jesu lebte, klagte: „Die Besi[illegible] haben den Siegern Gesetze gegeben." [illegible] Einfluß zeigte sich besonders in der großen [illegible]zahl von Proselyten, d. h. solcher Heiden, [illegible] zum Judenthum übergetreten waren. Beson[illegible] waren es die Pharisäer, die in dieser Beziel[illegible] sehr thätig waren, vgl. Matth. 23, 15. „[illegible] Schwanken des Ansehens der alten Volksrel[illegible]nen, das unbefriedigte religiöse Bedürfni[illegible] Vieler kam ihnen zu Hülfe. Ehrfurcht vor [illegible] jüdischen Bundesgott, als einem mächt[illegible] Wesen, vor den verborgenen Heiligthümern [illegible] prächtigen Tempels zu Jerusalem, hatte le[illegible] unter Heiden Eingang gefunden. Jüd[illegible] Goeten erlaubten sich manche täuschende Kü[illegible] in deren Anwendung sie sehr geschickt waren, [illegible] überraschende Eindrücke hervorzubringen. [illegible] hatte daher die Anhänglichkeit an das Ju[illegible]thum, besonders in manchen der großen Ha[illegible]städte, unter den Heiden so weit um sich ge[illegible]fen, daß bekanntlich die römischen Schriftst[illegible] zur Zeit der ersten Kaiser oft darüber kl[illegible] mußten." (Neander.)

Es gab zwei Arten von Proselyten — P[illegible]selyten der Gerechtigkeit und P[illegible]selyten des Thores. Erstere ware[illegible] Proselyten im strengen Sinne des Wortes. [illegible] nahmen die Beschneidung an und unterwa[illegible] sich dem ganzen Ceremonialgesetze und wu[illegible] nachdem sie einmal allem Nichtjüdischen en[illegible] hatten, sehr oft die strengsten und engherzi[illegible] Eiferer um das Gesetz und die zahlreichen [illegible]ungen der Pharisäer. Darum sagt auch [illegible] von den Pharisäern, daß sie Land und [illegible] umzögen, um einen Judengenossen zu ma[illegible] und setzt dann hinzu: „Und wenn er es gewo[illegible] ist, macht ihr aus ihm ein Kind der Hölle, [illegible]fältig mehr, denn ihr seid," vgl. Matth. 23[illegible] Die Proselyten des Thores verpflichteten [illegible] nicht das Ceremonialgesetz zu halten, son[illegible] blos dem Götzendienste sammt den damit

Digitized by Google

bundenen heidnischen Ausschweifungen zu entsagen, und den einen Gott zu verehren. Sie wurden also Monotheisten ohne eigentlich Juden zu werden.

In wiefern war die Zerstreuung der Juden eine Vorbereitung für die Ausbreitung des Evangeliums? Diese Frage werden wir suchen in der nächsten Nummer von Haus und Herd zu beantworten.

(Schluß folgt.)

Was trägid er hä?*)

An einem Missionsfeste hat ein alter Appenzeller, der bei vielen in gar guter Erinnerung lebt, erzählt, daß es in seiner Jugend unter den Buben auf der Gasse üblich gewesen sei, wenn die Wallfahrer, mit dem Rosenkranze in der Hand, von Einsiedeln vorübergezogen, denselben das Verslein zuzurufen:

„Ihr guete Lüt, was trägid er hä?
Läri Seckel und müedi Bä!"
(Leere Beutel und müde Beine!)

Es thut ihm zwar leid, daß er damals auch mit eingestimmt, denn es sei ihnen, den Buben, nicht angestanden, an die Alten, die sich's um ihres Glaubens willen so sauer werden ließen, solche Gewissensfragen zu richten. Aber jetzt als alter Mann dürfe er sich's wohl erlauben, nach der schönen Feier, die sie mit einander verlebt, ihnen zum Abschied dieses Verslein in Erinnerung zu rufen. Es sei vielleicht geeignet, den und jenen davor zu bewahren, daß er nicht gar so leer und armselig heimkomme. Und der Alte hat sicher nicht Unrecht gehabt.

Ja, ja, das ist eben die leidige Erfahrung, daß von dem reichen Segen, der im sonntäglichen Gottesdienst, der an christlichen Feiertagen, an Gebetsversammlungen, an Missionsfesten, an den Zusammenkünften im Freien 2c. einem gespendet wird, oft so wenig heimgetragen wird. Man reist dahin und dorthin, man wandert über Berg und Thal, man scheut keine Anstrengung, man läßt es sich was kosten; man fühlt sich auch herrlich erquickt in der Stunde der Andacht, beim Anhören all' der mannigfaltigen Zeugnisse des einen Geistes; in festlich erhobener Stimmung nimmt man Theil an dem Lobgesang der Gemeinde. Aber bis man wieder daheim ist, was ist von dem allem noch geblieben? Was bekommen die Zurückgebliebenen davon? Was sehen sie? Nichts als einen müden, abgespannten Menschen, an dem sich keineswegs erfüllt: „Wer an mich glaubt, von deß Leibe werden Ströme lebendigen Wassers fließen." Man hütet eben den Segen zu wenig, den man empfangen, man wacht nicht darüber im Gebet. Man läßt tausend andere Gedanken in's Herz eindringen, ehe die heilsamen Anregungen, die einem zugekommen sind, haben Wurzel fassen können. O, es wäre wohl gar nicht so übel, wenn hie und da auf dem Heimwege einer uns zuriefe:

„Ihr guete Lüt, was trägid er hä?
Läri Seckel und müedi Bä!"

Aber in erhöhtem Maße mag's doch wohl zutreffen bei den vielen Tausenden, die jahraus jahrein all' den weltlichen Festen nachlaufen, den Abendunterhaltungen mit Musik und Deklamation, dem Billardspielen und Kegeln, den Tanzanläßen, den Schützen- und Sängerfesten. Es soll nicht jedes Vergnügen und jeder Festanlaß von vornherein verurtheilt werden. Aber wie viele von diesen in den Zeitungen angepriesenen Herrlichkeiten erscheinen nur dazu da, dem Volke den Sinn für die allerschönsten und reinsten Freuden zu verderben; sind schlimme Plünderer, die nicht nur seinen Geldbeutel leeren, sondern auch um den Reichthum seines Herzens, um seine gesunde Arbeitskraft und frische Arbeitslust, um das gottgeschenkte Familienglück bringen. Ja, oft genug möchte man den Schaaren, die am Sonntag Abend von solchen Anläßen heimkehren, zurufen:

„Ihr guete Lüt, was trägid er hä?
Läri Seckel und müedi Bä!"

und vielleicht noch dazu einen wirren Kopf, einen gereizten, wüsten, heillosen Sinn! Wie ihr auszogt, wolltet ihr den bösen Geist der Langeweile vertreiben, und siehe: denselben Geist der Langeweile bringt ihr zwiefach wieder zurück und mit ihm sieben andere böse Geister. Könntet ihr nicht Sonntags- und Festfreude haben, davon ihr so viel mehr heimbrächtet: neues Vertrauen auf Gott und innigere Liebe zu einander, frischen Muth zur Arbeit, ein dankbar fröhliches Herz? Wie wär's, wenn wir alle wieder einmal darüber nachdächten, wie man zu gesegneter Freude kommt und solche bewahrt? (C. B.)

*) Appenzeller Mundart: Was tragt ihr heim?

Im Athemholen sind zweierlei Gnaden:
Die Luft einziehen, und sich ihrer entladen.
Jenes bedrängt, dieses erfrischt;
So wunderbar ist das Leben gemischt.
Du danke Gott, wenn er dich preßt,
Und dank' ihm, wenn er dich wieder entläßt!
W. v. Goethe.

Digitized by Google

Die alte Uhr in der Halle.

Von Longfellow. — Uebersetzt von Dr. Perrot.

Vom Dorfweg steht etwas abseit
Ein Landsitz noch aus alter Zeit;
Ein schatt'ger Baumweg führt durch's Thal
Zum alterthümlichen Portal,
Und vorn im weiten Treppenflur
Pickt eine alte Ständeruhr
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
Dort wie mit Händen zeigt die Uhr
Der Stunden Lauf im Treppenflur;
Sie blickt aus ihrem eich'nen Schrein
Wie ein Mönch aus der Kutte in's Haus hinein,
Der seufzend sich bekreuzt und schlicht
Zu Allen, die vorbeigeh'n spricht:
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
Tags klingt die Stimme leis und sacht,
Doch kommt die todtenstille Nacht,
So tönt es wie Gespensterschritt
Durch die verlass'ne Halle mit
Entlang dem Flur unheimlich schier,
Als spräch's an jeder Zimmerthür:
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
So stand die Uhr in Lust und Leid,
Bei Todtenklang und Kindtaufsfreud';
Was dort im Lauf der Zeit gescheh'n,
Die Uhr hat's still mit angeseh'n;
In jedem Wechsel fort und fort
Die Gleiche stets mit gleichem Wort:
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
Das alte Haus war jederzeit
Ein Vorbild edler Gastlichkeit;
Das Herdholz brannte hell und frisch,
Stets fand man hier gedeckten Tisch;
Doch an der Trepp' die alte Uhr
Sprach stets ihr mene tekel nur:
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
Hier spielt' manch' frohe Kinderschaar,
Hier träumte manch' junges Liebespaar;
O gold'ne Jugend! Dir gedeiht
Viel Ueberfluß an Lieb' und Zeit!
Doch die alte Uhr, wie ein Geizhals sein Gold,
Zählt auch diese Stunden und warnt und schm[...]
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
Aus jenem Zimmer trat beglückt
Die Braut zum Hochzeitsfest geschmückt;
In jenem andern still und kühl,
Lag sie dann todt auf ihrem Pfühl;
Wie Alles stumm in Trauer steht,
Klingt's von der Uhr fast wie Gebet:
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
Ach, Alle sind sie nun zerstreut!
Niemand mehr, der Willkommen beut!
Und frag' ich: „Kann es wohl gescheh'n,
Daß sie einst All' sich wiederseh'n?"
Dann, wie in Tage längst verweht,
Die alte Uhr mir Antwort steht:
„Immer — nimmer!
Immer — nimmer!"
Nimmer hier, doch für immer dort,
Wo kein Tod und kein Scheidewort.
„Immer dort, doch nimmer hier,"
So deut' ich diese Worte mir.

Das andere Ich des Dichters.

Von Amely Bölte.

Ehen werden im Himmel geschlossen, wie viel mehr noch Ehen von begabten Männern. Der Gelehrte, der Künstler, der Dichter bedarf einer andern Eva als ein Mann, der sein Glück in der Befriedigung äußerer Dinge sucht. Wer auf dem Wege des Gedankens das menschliche Leben zu bereichern wünscht, steht auf einer Warte, wo nur das sinnige Auge inniger, wahrer Frauenliebe ihm zu folgen vermag, die selbstvergessend dem Aar seinen Flug gönnt. Frauen, die in dem Sinne das ewig We[...]liche, das himmelan zieht, vertreten, hat es allen Zeiten gegeben, giebt es auch heute no[...] doch ist ihre Zahl klein.

Jane Welsh Carlyle war eine von dies[...] Ihr Gatte, Thomas Carlyle, hat ihr in sein[...] Nachlasse ein Monument gesetzt, das sie hei[...] spricht. Wie aus einem Gusse steht sie vor u[...] da, die treue Gefährtin des arbeitenden Mann[...] seine Kadidjah, die Gläubige, die zu ihm ste[...] wenn auch die ganze Welt ihn verläßt, die j[...]

Digitized by Google

Sorge von ihm fern hält, seinen Ruhm, seine Ehre, sein Glück zu dem Altare macht, wo sie opfert und auch kein Opfer scheut.

Carlyle ist der Sohn eines kleinen Pächters in Dumfriesshire, er hat seine Studien mit geringen Mitteln vollendet, ist Schulmeister in einer kleinen Stadt geworden, hat vielleicht Mangel gelitten, seine Gesundheit nicht geschont, kränkelt. Er besitzt keine Protektion, keine Hülfe, er ist selbst nicht der Mann, um ehrgeizigen Plänen nachzuhängen, er glaubt nicht an sich, an seine große Begabung, sein Mißtrauen hält ihn fest, wo er ist, und läßt ihn dabei an der Welt und dem Leben, das ihm so wenig bietet, verzweifeln.

In dieser Gemüthsverfassung kommt er nach Haddington und wird von seinem Freunde Irving mitgenommen zu der Frau Doctor Welsh, einer Wittwe, die eine schöne Tochter besitzt.

Carlyle hat wenig Familienumgang gepflogen, sich wenig um junge Damen bekümmert, besitzt auch schwerlich das Geschick, mit ihnen umzugehen. Er ist hochgewachsen, schlank von Gestalt, hat einen interessanten Kopf; ist aber ungeschickt, ist linkisch in seinem Auftreten. Sie werden in einen eleganten Salon geführt. Hier tritt ihm Jane Welsh entgegen. Er glaubt, nie etwas so Schönes gesehen zu haben. Aus holdem Frauenantlitz lächelt ihm die schönste Güte, die edelste Theilnahme entgegen, er sieht sich verstanden, sein Wesen erkannt, er fühlt sich wie neu belebt durch ihren Zuspruch, der so viel Ermuthigendes für ihn enthält. Wie in einem holden Traume befangen, verläßt er das Haus, mit seiner Seele noch bei ihr. Er wird sie nie mehr vergessen.

Ihr seine Hand anzubieten, darf ihm nicht einfallen, aber seine Gedanken dürfen bei ihr sein. Sie ist nicht das Ziel seines Strebens; denn so hoch versteigen seine Wünsche sich nicht, sie ist nur seine Egerie, sie ist der Born, aus dem er schöpft, wenn ihm die Flügel sinken.

Er geht nach Edinburg, geht nach London, nach Paris; er arbeitet, strebt; aber ohne besonderen Erfolg. Weil er die betretenen Bahnen nicht wandelt, so zuckt man die Achseln über den jungen Mann, der seine eigenen Wege geht, die Welt mit seinen eigenen Augen anschaut. Dann und wann hat er sie wiedergesehen, jetzt aber kommt eine so heiße Sehnsucht über ihn, daß er ganz plötzlich London verläßt und zu ihr, zu ihr seine Schritte lenkt.

Er hat auch jetzt noch nichts zu bieten, als sich selbst und seine Arbeitskraft, die die Welt verkennt; sie aber acceptirt Beides, wird die Seine, zieht mit ihm nach Edinburg, schifft sich mit ihm ein auf dem Strome des Lebens, wo ihr kleines Fahrzeug so leicht, ach! so leicht scheitern kann.

Eines hat sie sich und ihm versprochen: Niemals soll seine Feder etwas schreiben, was sein Genius nicht diktirt hat, nie soll er ein Handwerker werden! Und unter ihrer treuen Führung ist er es nie geworden.

Seine Beiträge für die „Edinburgh Review" wurden oftmals zurückgewiesen, weil sie neue Gesichtspunkte aufstellten, die den Konservativen nicht zusagten. Obwohl nun der kleine Haushalt auf den Betrag des Honorars, das sie bringen sollten, angewiesen war, so litt seine Jane doch nicht, daß er seine eigenthümliche Denkweise dem Erwerb opferte, daß er seine Seele des Wirthschaftsgeldes halber verkaufte. Sie sparte und suchte mit Wenigem auszukommen, und als es auch mit Wenigem nicht länger ging, da entfloh sie mit ihm in die Einsamkeit der Berglande, wo sie eine kleine Pachtung besaß und die Nothdurft des Daseins gesichert war.

In dieser absoluten Einsamkeit harrte sie aus, seinetwegen! Hier mußte er nicht schreiben; hier konnte er sich ganz nach Neigung beschäftigen, ohne jeglichen Gedanken an die Verwerthung, hier konnte er denken, sinnen, schaffen, was er wollte, und was dann damit wurde, blieb dem Schicksal überlassen.

Mit welchen Opfern aber erkaufte sie ihrerseits ihm diese Ruhe?

Dort in den einsamen Hochlanden wollte kein Stadtmädchen dienen, dort stand ihr nur ein dummes Bauernmädel zur Verfügung, dem sie erst Alles lehren mußte, was zu einem anständigen Haushalt erforderlich. Das elegante, zarte junge Mädchen, voll Gelehrsamkeit und Wissen, hatte davon gar Vieles erst selbst zu lernen.

Ein Brod zu backen, — ja, wie fängt man das an?

Aber dem guten Willen ist Vieles möglich, sie begann zagend ihr Werk und brachte triumphirend dem Gatten die schön gebräunte Stolle zur Ansicht. Indessen die kleinen Mühen des Tages in ihrer nie endenden Wiederholung, der Wechsel der Mägde, ihre Nachlässigkeiten, die Beschäftigung mit Dingen, die an sich so wenig Interesse boten, die nur des Zweckes halber zu ertragen waren — das Alles machte diese sieben Jahre zu einem Loos, das in gerechter Würdigung so edler Aufopferung von dem Gatten mit warmem Herzen geschildert wurde, wie uns vorliegt.

Er hatte seinen "Sartor Resartus" vollendet, ein Buch, das seinen Ruhm als denkender Schriftsteller begründen sollte. Aber in den Hochlanden verlegt man keine Bücher, er mußte dazu nach London gehen, und wiederum war sie es, die ihn ermuthigte, dort auf dem großen Markte mit seinem Geisteswerk aufzutreten. Der kleine Haushalt wurde aufgelöst und ein ebenso kleiner an den Ufern der Themse neu begonnen, worin sie wiederum als die stille Fee waltete, die alle

Digitized by Google

Dinge zum Besten zu wenden suchte und Carlyle nie etwas vermissen ließ.

Ihr Gatte war längst ein berühmter Mann geworden und immer noch waltete seine Jane in still bescheidener Weise fort; nie erhob sie Anspruch auf Luxus, auf Glanz, Alles, was sie begehrte, war eine gerechte Würdigung seiner. Sie, die in Schottland auf ihrer Pachtung gar oft die niedrigste Arbeit hatte verrichten müssen, war dadurch nie von ihrer idealen Höhe in das gemeine Leben hinabgezogen worden, die hochgebildete, feine Frau wurde in London in die ersten Kreise gezogen, sie fand ihren Platz neben Carlyle unter dem höchsten Adel des Landes. Wie nichts sie hatte erniedrigen können, so vermochte auch nichts, sie zu erhöhen, sie blieb unter allen Umständen die Gleiche, und auch ihr Haus veränderte sich wenig. Wie das geschah, möge nachstehender Brief erklären:

„5 Cheyne Row, Chelsea.
14. August 1847.

„Meine liebe Freundin!

„Ihre Handschrift zu sehen, gewährt mir große Freude, Ihre freundlichen Worte aber noch größere. Doch ist damit nicht gesagt, daß auch die schöne Stickerei, die Sie mir senden, von mir unbeachtet geblieben sei; denn ich bewundere, was die Nadel schafft, und schätze es hoch, besonders wenn das, was sie herstellt, nützlich ist, was leider so häufig ausgeschlossen ist bei den Werken von Frauenhand.

„Ich hoffte, daß Sie mir Ihre Rückkehr anzeigen würden, denn jetzt, wo London leer ist, vermisse ich Sie doppelt als eine meiner treuesten, ja vielleicht die treueste meiner Freundinnen. Wenn sich auch mitunter kleine Wolken über uns aufthürmen, so ist damit nichts verloren; denn ideale Leute, wie Sie und ich, werden stets Gelegenheit finden, mit sich und Anderen unzufrieden zu sein. Es liegt das in der Natur der Sache.

„Ich bin seit drei Wochen von dem Schlosse der Lady Ashburton zurückgekehrt, habe aber noch kaum Muße gehabt, an mich selbst zu denken; denn unsere Wohnstube mußte neu tapezirt werden, und als nun das frische, hübsche Papier auf den Wänden saß, nahm sich alles Uebrige entsetzlich schlecht aus. Dazu kam noch, daß Lady Ashburton uns einen großen Prachtspiegel über den Kamin hatte setzen lassen, der die alten Möbel nun doppelt alt erscheinen ließ. Ich machte mich nun zuerst daran, alle Bilder mit dunklen Rahmen abzunehmen und in Carlyle's Zimmer hinaufzutragen, und von dort und überall jene mit goldenen Rahmen zusammenzusuchen, mochte ihr übriger Werth sein, was er wollte. Ich fand aber, daß damit schließlich nur wenig Abhülfe gefunden war, und bat Carlyle, daß er den Ankauf neuer rother Vorhänge gestatte, — mit St
Eicheln trugen. Denken
Glanz! Damit fertig, kam
an die Reihe, das ich, al
Antiquar für $1.12½ geka
ein neues für $2.12½. S
wir in der Welt emporko
den Staatspapieren, an
ganze Geschichte hat $50.0
doch so verschwenden kann,

„Dann hatte ich meine
sich von einem Fleischer, d
Verehrung ausgezeichnet
wollte, und was das sag
Wesen in die Geheimnisse
weihen, das weiß Gott! S
dann meine alte Helen, i
auch befriedigt hat, so kan
so daß ich feige war und li
kannte, über mich ergehe
neuen vertraut machte,
konnten.

„Mündlich erzähle ich
“Wits” (Schriftstellern), d
zu Gast waren, und wie
sein angestrengt hat.
Alles nicht fassen können,
artiges Thema.

„Schreiben Sie mir b
Ihrer Rückkehr nach Deut

Von S
J
(Uebe

Das E

Eine Straßburger Familien-
der Reform

Für Haus und Herd

Paul En

Siebentes

Lachende

Acht Jahre w
nicht eben
Zeit, denno
nerhalb ein
hunderts, n
mation gewesen ist. Wie
und wie zu Straßburg a
Evangeliums hatte einen f
größte Theil des Adels w
Würden, durch Hoffnung
ferliche Seite gezogen, die

Digitized by Google

ren eines selbstständigen Handelns nicht fähig, vielmehr unterdrückten die Magistrate jede evangelische Regung, um nicht der Rache der Katholiken anheim zu fallen, und so blühte und gedieh die Reformation nur in Straßburg und den ihm untergebenen Dorfschaften und Landgemeinden. Mit einem Wort, die Reformation im Elsaß erinnerte an einen glimmenden Brand, der rasch die Balken und Sparren entlang flog und überall zu hellen Flammen aufloderte, wo nicht sogleich Löschung war. Aber es wurde viel gelöscht und zertreten.

Am zwanzigsten Februar des Jahres 1529 war in Straßburg laut Schöffenbeschluß die Messe abgeschafft worden, und mit endlosem Jubel und Freudengeschrei hatte das vor dem Rathhaus versammelte Volk die Entscheidung vernommen, welche an demselben Tage noch dem Reichsgerichte zu Speyer schriftlich angezeigt wurde, mit dem Bemerken, es sei an dem Schöffenbeschlusse nichts abzuändern. Auf dem Speyerer Reichstage vertheidigte Jakob Sturm diese Abschaffung mit Nachdruck, und als trotzdem die elsässische Hauptstadt vom Reichsregiment ausgeschlossen ward, um ihre Kühnheit zu büßen, da traten sämmtliche Reichsstädte, auch die katholischen, für das gute Recht Straßburgs ein, und es erfolgte von Seiten der evangelischen Stände die Protestation, nach welcher die Anhänger der neuen Lehre fortan Protestanten genannt wurden.

Unterdessen hatten sich auch die allgemeinen politischen Verhältnisse für Straßburg weit friedlicher gestaltet, ja in den Beziehungen zwischen dem Kaiser und den Protestanten trat sogar wieder eine gewisse Freundlichkeit zu Tage, denn Karl V. hatte sein Augenmerk anderen gefährlicheren Feinden zuzuwenden.

Dies war der Stand der Dinge und Begebenheiten innerhalb des kurzen Zeitraums von acht Jahren, welchen wir in unserer Erzählung übersprungen, und wir nehmen nunmehr den Faden der letztern wieder auf.

Auf dem Thurm der Burg Hohenheg flatterte wiederum die roth-weiße Fahne des alten Adelsgeschlechts, Dank dem reichen Erbe des Pfeiferkönigs, welches sich als ausgiebig genug erwiesen, um nicht nur das verpfändete Ahnenschloß wieder einzulösen, sondern dem Grafen auch ermöglichte, jenen Glanz und Aufwand zu entfalten, durch welchen sich das Geschlecht der Hohenhegs von jeher ausgezeichnet hatte. Um die bürgerliche Verwandtschaft kümmerte sich die Familie des Grafen in keiner Weise, und der einzige Brief, der Johannes aus der Burg Hohenheg zugekommen war, hatte die höfliche kalte Anzeige von dem Ableben seiner Schwester, der armen Philippine, enthalten. Ein kleiner siebenjähriger Knabe, der sich zur schönen Jahreszeit munter auf dem Burghofe herumtummelte, war das einzige Kind, welches Philippine ihrem Gatten Wolf hinterlassen. Der kleine Knabe wuchs ziemlich wild heran, denn als zwei Jahre nach dem Tode seiner Mutter Wolfgang von Hohenheg eine zweite Gattin heimgeführt, die diesmal einem uralten Adelsgeschlecht angehörte, kümmerte sich Niemand mehr um das Kind, Mürnhart ausgenommen, welcher es für eine heilige Pflicht ansah, sich des hilflosen Knaben anzunehmen. Nur dadurch glaubte der Junker einigermaßen jenen schweren Betrug zu sühnen, dessen er sich an dem Großvater des kleinen Kurt schuldig gemacht. Er ward sein Lehrmeister und brachte ihm die Anfänge des Rechnens, Lesens und Schreibens bei, was allerdings nicht viel sagen wollte, da Mürnharts Bildung auf ziemlich niedriger Stufe stand. Für die ritterlichen Künste dagegen zeigte Kurt ein ganz besonderes Talent, und er war gar bald ein so vortrefflicher Reiter und Schütze, daß Mürnhart es nicht mehr mit ihm aufzunehmen vermochte. Unsere Leser werden sich erinnern, welche Versprechungen dereinst Graf Hohenheg seinem unbemittelten Neffen gemacht; Herr Waldner hatte aber schlecht Wort gehalten und Mürnhart immer abzuspeisen gewußt, wenn derselbe auf diesen Punkt zurückgekommen war. Als der Junker nach dem Tode Philppinens die sichtliche Vernachlässigung des kleinen Kurt sah, raffte er alle seine Energie zusammen und begehrte gegen seinen Oheim auf, indem er diesem sein Unrecht vorhielt und hinzufügte, daß es ihm eine Gewissenssache sei, die Zukunft des Knaben gesichert zu sehen. Der Graf brauste auf, allein Mürnhart kehrte sich nicht daran, sondern schleuderte ihm keck die Drohung zu, daß er seinem Vetter Wolf ein gewisses Geheimniß enthüllen werde, sobald der Graf dem Enkel des alten Ratbod nicht eine gehörige Summe aussetze.

„Wie ich den Junker Wolf kenne," schloß Mürnhart seine erregte Rede, „weiß ich im Voraus, daß er lieber als ein Bettler im Lande umherirren wird, als noch eine Stunde länger Herr eines Vermögens zu sein, welches durch Hinterlist dem rechtmäßigen Erben entzogen wurde."

Der Graf mußte sich insgeheim eingestehen, daß Mürnhart den Character seines Sohnes vollständig verstanden habe, denn trotzdem in Wolf der unbändige Stolz und Hochmuth seiner Ahnen erwacht war, trotzdem er sich der bürgerlichen Gattin zuletzt geschämt und sie dies hatte fühlen lassen, und trotzdem er den kleinen Kurt als eine Art von Stiefsohn betrachtete und behandelte, hielt er auf ritterliche Ehre und zeigte sich jeder gemeinen Handlung unfähig. In Folge dessen zog Graf Waldner gegen Mürnhart gelindere Saiten auf, und suchte ihn vorerst dadurch zu besänftigen, daß er sagte:

Digitized by Google

„Es versteht sich ja doch von selbst, daß Kurt dereinst seinen Antheil an dem Erbe bekommt; jedenfalls ist dies aber die Sache seines Vaters, und es würde sonderbar erscheinen, wenn ich Wolf in diesem Punkte Vorschriften machen wollte."

Damit gab sich jedoch Mürnhart nicht zufrieden, denn er kannte die Hinterlist seines Oheims und sagte sich im Stillen, daß es im Plane desselben liege, den bürgerlichen Sprößling seines Sohnes möglichst aus der Familie und dem Erbe zu verdrängen. Er bestand auf seiner Forderung, und so kam es, daß dem kleinen Kurt gerichtlich die gleiche Summe zuerkannt wurde, welche Philippine dereinst bei ihrer Hochzeit dem Gatten zugebracht.

Mürnharts Freude über diesen Sieg war groß und sein Gewissen um vieles beruhigter. Mit Ruhe ertrug er die Launen des ihm zürnenden Oheims, bis ihm schließlich eines Tages der Geduldsfaden riß, als derselbe aufs Neue ihn und den kleinen Enkel zu mißhandeln versuchte.

„Treibt's nit zu bunt mit mir," rief er drohend aus, „denn die Zeiten sind vorüber, wo ich als ein armer verwaister Knabe das Joch ertragen mußte, das Ihr mir auferlegtet! Ja, merkt's Euch nur, Herr; ich erkläre Euch rund heraus, daß ich fürder keinerlei Gemeinschaft mit Euch und Euerm Haus mehr haben will; gebt mir, was Ihr mir vor Jahren versprochen, und zwar auf der Stelle, — versteht Ihr wohl!"

Der Graf vermochte sich eines Erstaunens nicht erwehren; eine solche Kühnheit hatte er dem Neffen nicht zugetraut. Nachdem er einige Augenblicke nach Fassung gerungen, erwiderte er mit erzwungener Kälte: „Es ist hier weder Zeit noch Ort, um mit Dir zu verhandeln. Entferne Dich jetzt und überlasse es mir, auf dieses Thema wieder zurückzukommen."

„Da könnt' ich lange warten!" rief Mürnhart höhnisch. „Nein, jetzt gleich muß es geschehen, denn ich habe es satt, mich an der Nase herumführen zu lassen."

„Gesell, Du wirst unverschämt!" rief Hohenheg mit ausbrechendem Zorn. „Räume das Gemach oder es ergeht Dir schlecht!"

Mürnhart ballte die Hände, dann begann er, während er dem Grafen sich näherte, in leisem, aber eindringlichem Tone: „Wohlan, ich gehe, und zwar nit nur aus diesem Raume, sondern auch aus der Burg. Ich trete eine weite Wanderung an, die mich bis nach Wittenberg führen wird, woselbst ein gewisser Johannes lebt, dem ich eine Kunde zubringen will, die ihn hoch erfreuen wird, — verstanden, Herr Waldner?"

Trotz des giftigen Blickes, den der Graf dem rachsüchtigen Neffen zusandte, schwebte ein höhnisches Lächeln um seinen Mund, als er jetzt in

eisigem, verächtlichem
wünsche Dir glückliche
recht viel Vergnügen, u
die Kunde, welche Du
überbringen willst, in
auszuposaunen. Es wi
Du den Beweis nit mehr
der für die Wahrhaf
bürgt."

Es war ein unheimli
in des Junkers Antlitz
Mürnhart mit fliegende
sicher fühlenden Verwa
Ihr wirklich, daß ich d
jenem fluchwürdigen
Worten und Versprechu
hätte? Nein, Herr Wal
kopf war Euer Neffe ni
jetzt: Ratbods wirkliches
stament ist nit von mir
fert worden, sondern e
sichern Orte aufbewahrt
nach Wittenberg gehe
Ohm?"

Der Graf sprang auf,
es auf und rief ein paa
welche Wache hatten. „
verrückten Junkers!" la
Bewaffneten in den Spei
bringt ihn nach dem Bu

Mürnhart stand da w
er sah jetzt ein, wie u
hatte, und wußte, daß d
Gefängniß öffnen werde,
werfen ließ. Zuerst w
Junker zur Wehr setzen,
Gedanken auf, und ohn
entgegnen, ließ er sich g
über den Hof nach dem
unterem Raume sich da
Einige Mägde und Kne
zufällig verweilten, blic
Gefangenen erstaunt nac
der in der Nähe spielte,
und fragte unter Thräne
habe. Als sein treuer,
Bescheid ertheilte, bega
wollte mit in das Burg
und die Wache wehrten
sah nur noch, wie der K
warf und unter einem
die Worte ausbrach: „N
und habe Niemanden me

Bald machte die Nac
Mürnhart auf Geheiß d
genommen worden sei, d
Burg, überall steckte man
und begann zu flüstern
tauschen, die aber samn

Digitized by Google

vom rechten Ziele trafen, denn von dem alten Grafen hörte man immer nur den kurzen Bescheid: „Weil er toll geworden ist!" Allein schon am nächsten Morgen brachte der wachthabende Dienstmann die Kunde, daß der Junker Mürnhart aus dem Burgverließ spurlos verschwunden sei.

Graf Hohenheg blieb einige Augenblicke vor Schrecken starr, dann gab er hastig den Befehl, daß Schloß und Umgegend durchsucht werde und einer der Reisigen sofort aufsitzen solle, um dem Entflohenen nachzujagen. Schloß und Umgegend wurden durchsucht, allein kein Junker Mürnhart gefunden, — er war und blieb verschwunden, und alle Burgbewohner zerbrachen sich vergebens den Kopf, wie es dem Gefangenen möglich gewesen, aus dem starken Gewahrsam zu entkommen. Nur Einer wußte das Geheimniß, denn in der Burg befand sich ein kleiner Knabe, der an jenem Morgen sehr vergnügt war und heimlich alle nach Mürnhart ausgesandten Boten verlachte, während er still bei sich dachte: „Ihr könnt lange suchen, und werdet meinen herzlieben Mürnhart doch nit finden, denn er ist schon über alle Berge." — — —

In einem kleinen, aber recht wohnlichen Gemach zu Wittenberg saß ein junger, etwa dreißigjähriger Mann, dessen Kleidung den Geistlichen verkündete. Auf seinem Schooße ruhete ein kleiner, zwölf Monate alter Knabe, der gar lustig mit seinen Beinchen strampelte, und vor ihm stand eine noch junge Frau, deren Blicke voll Zärtlichkeit auf Gatten und Kind gerichtet waren, bis sie schließlich sich herabneigte und beide küßte.

Es ist die Häuslichkeit des Herrn Magisters Johannes Ratbod, in welche wir den geneigten Leser eingeführt haben, und aus den behaglichen Verhältnissen, die unsern Freund umgeben, erhellt, daß ihm von Gott die Laufbahn gesegnet worden war, der ihn hier vor die rechte Schmiede geführt hatte, denn Wittenberg war die Hauptstätte des Protestantismus. Trotzdem die Universität noch sehr jungen Datums war, erlangte sie dennoch durch Luther und Melanchthon eine schnelle Berühmtheit, und galt als Stützpunkt der neuen Lehre. Das wüste Leben, welches damals von den Studenten geführt wurde, fand in Wittenberg nur wenig Nachahmung; die jungen Leute gaben sich vielmehr emsig ihren Studien hin. Melanchthon, ganz besonders aber Luther, nahmen sich ihrer in wahrhaft väterlicher Weise an; sie zogen sie in ihrem häuslichen Kreis und zeigten Theilnahme für ihre Lebensschicksale. Namentlich fand dies auf Jene Anwendung, welche als Kostgänger im Lutherischen Hause tagtäglich verkehrten. Zu ihnen hatte einst auch Johannes gehört, und die Stunden, welche er daselbst verbrachte, zählten zu den schönsten seines Lebens. Andererseits blickten wiederum der Doctor Martinus und der Magister Philippus mit freudigem Stolz auf ihren begabten Schüler, dessen heiliger Feuereifer sie veranlaßte, ihm nach Erledigung seiner Studien in Wittenberg ein Amt zu verschaffen; ihren vereinten Anstrengungen hatte Johannes es zu verdanken gehabt, daß er schon nach vier Jahren an der Schloßkirche als Hilfsgeistlicher angestellt wurde. Durch den ehrlichen Obersteiger Huber lernte er dessen Nichte Irmgard kennen. Sie stand vater- und mutterlos da, und lebte in dem Hause ihres Oheims und Vormunds, welcher rechtschaffen das kleine Vermögen seiner Nichte verwaltete. Johannes sehnte sich nach einem häuslichen Herd und nach einem Herzen, das er sein eigen nennen durfte; er ging hin und freite um Irmgard, und wenige Monate später ward er mit ihr von Martinus Luther in der Schloßkirche getraut. Zwei Jahre war er schon mit ihr verbunden, und heute war der Tag, an welchem sein Knäblein, das zum Angedenken des Großvaters in der heiligen Taufe den Namen Michael erhalten, ein Jahr alt wurde. Er ließ den Kleinen eben auf den Knieen reiten, als es auf einmal klopfte. Irmgard öffnete rasch, und durch die Thüre trat die gebeugte Gestalt eines elend aussehenden, halbverhungerten Mannes, welcher dem kleinen Michael so grauenhaft erschien, daß er sofort zu schreien begann, und sich nicht eher wieder beruhigte, bis die Mutter mit ihm in die anstoßende Kammer eilte.

Nun befand sich Johannes mit dem sonderbaren Fremden allein, welcher wiederholt fragte, ob ihn denn der Herr Magister nicht erkenne. Allein Johannes verneinte, und so nannte der allerdings sehr veränderte Mürnhart endlich zögernd seinen Namen.

Unser Freund war höchlich erstaunt und fragte den Junker, was ihn soweit ab nach Wittenberg führe.

„Ich will Euch beichten," antwortete Mürnhart mit einem unheimlichen Feuer in seinen großen, gespenstischen Augen.

Die Verwunderung des Magisters stieg, denn als er sagte, daß der Junker ja doch auch in Straßburg hätte beichten können, erhielt er eine verneinende Antwort. „Nur Ihr allein dürft und sollt mein Beichtvater sein," rief Mürnhart mit einer gewissen Feierlichkeit, „und da Ihr ein Lehrer des Evangeliums seid, so darf ich auch hoffen, von Euch Vergebung zu erhalten, obwohl ich ein schwerer Sünder bin."

„Euch geschehe nach Euerm Glauben," antwortete Johannes mitleidig und forderte den Junker auf, zu beginnen.

Ehe Mürnhart dies aber that, seufzte er ein paar Mal tief auf und strich sich mit der Hand über die heiße Stirne. Dann begann er:

Digitized by Google

„Die Geschichte meiner Jugendzeit ist Euch wohl bekannt und ich brauche daher nit weit auszuholen. Der liebe Gott hat mir zwar einen großen Körper, aber keinen großen Geist verliehen; von Talenten zeigte sich keinerlei Spur, ausgenommen etwa, daß ich eine hübsche Handschrift schrieb, und dieser kleine Vorzug schlug für mich zum Bösen um und machte mich zu einem Verbrecher."

Der lauschende Johannes fuhr unwillkürlich empor, Mürnhart aber zog ihn wieder zu seinem Sitz zurück, indem er fortfuhr: „Da ich eine gute Handschrift schrieb, so beschäftigte ich mich viel mit Abschreiben für Mönche und hohe Klosterleute. Da fand ich aber bald heraus, daß ich noch ein zweites Talent besaß, nämlich die Fähigkeit, meine Handschrift verstellen und jene anderer Leute nachbilden zu können. Als Waldner von Hohenheg — denn Ohm nenne ich ihn in diesem Leben nie wieder — in Noth und Armuth gerieth, mußte ich gar oft bis spät in die Nacht schreiben, um ein paar Pfennige zu verdienen, und es war mir sehr lieb, daß Euer guter Herr Vater mich mit seinem Vertrauen beehrte und mich gewissermaßen zu seinem Sekretär ernannte. Oh, hätte er nur noch rechtzeitig die Schlange erkannt, die er am Busen nährte!"

„Was sagt Ihr da?" rief Johannes überrascht.

„Nit so, ehrwürdiger Herr," versetzte Mürnhart kopfschüttelnd, „es ist nit recht von Euch, ein Beichtkind zu unterbrechen, wird's mir doch wahrlich schwer genug, fortzufahren und mein Geständniß zu Ende zu bringen." Mit halbgebrochener Stimme fuhr er fort: „Die Hohenhegs konnten nur durch Reichthum wieder zu Ansehen und Rang gelangen und ihr Blick fiel auf Euern Vater, der diese Mittel besaß; deshalb mußte Junker Wolf Euere Schwester heirathen."

„Noch hab' ich den Tod meiner armen Philippine nit gänzlich überwunden," unterbrach Johannes seinen Gast, „Ihr könnt Euch daher denken, wie peinlich es mir ist, daß Ihr auf jene Verhältnisse zu sprechen kommt." „Es ist nöthig, daß ich davon spreche," gab Mürnhart finster zurück, „und ich bitte Euch nochmals, mich nit weiter mehr zu unterbrechen. Die Mitgift, welche Euer Herr Vater der Jungfer Philippine ausgesetzt, reichte natürlich nit aus, den zerrütteten Verhältnissen der Hohenhegs von Grund aus abzuhelfen. Deshalb gerieth Waldemar auf einen teuflischen Gedanken, dessen Ausführung er mir überließ. Natürlich versprach er mir goldene Berge und schläferte auf alle nur denkbare Weise mein Gewissen ein, und so ward ich denn das Werkzeug seiner verbrecherischen That. Seht mich nit so starr an, Herr Magister," unterbrach Mürnhart seine Erzählung, „wendet das Haupt

seitwärts, ich vermag so[…]
So . . . so ist's recht . . . […]
Ihr ein geistlicher Herr sei[…]
kind. Laßt's mich jetzt k[…]
Kraft, noch lange zu reden, […]
ner gebot mir, mich bei […]
einzuschmeicheln, um mir i[…]
schrift anzueignen. Es ge[…]
gut, und als ich mich ve[…]
Euer Herr Vater seine Sch[…]
nen nit zu unterscheiden v[…]
die Ausführung der von […]
Schurkerei und fertigte ein[…]
ches Euere Schwester zur[…]
setzte, Euch dagegen nu[…]
Summe zuerkannte. Um[…]
bleibt ruhig," bat Mürn[…]
einen leisen Schrei ausstie[…]
meinen Mund für immer. […]
Eueres Vaters vertauschte[…]
ment mit dem gefälschten[…]
in die Innentasche meines […]
das andere dem sterbenden[…]
nach verlangte. Er erkann[…]
er vermochte nit mehr ge[…]
denn schon schloß der T[…]
hätte nun, laut Waldne[…]
Testament den Flammen ü[…]
der starre Blick des Tod[…]
wunsch, mit dem er aus di[…]
riefen mein Gewissen wach[…]
Hause hinaus, die Gassen […]
und weiter, bis ich das […]
einem sichern Ort gebor[…]
meines Herzens aber war[…]
und ich ahnte, daß einst die[…]
wo jener Waldner mir m[…]
mals, als er von mir die S[…]
daß das Testament noch […]
er mich in das Burgver[…]
schickte mir Gott doch eine[…]
in Gestalt eines lieben kle[…]
Neffen, Herr Magister; […]
Dunkelheit dem Burgverl[…]
Werkzeuge, daß ich die eise[…]
nes Gefängnisses zu durchf[…]
ten in der Nacht setzte ich ü[…]
die Rückseite der Burg beg[…]
ziemlich hart auffiel und […]
Abhangs herabkollerte, ve[…]
Flucht fortzusetzen, und […]
auf, mir sobald als mögli[…]
folgen, damit Ihr selbst[…]
Zeugen das Testament fin[…]
wie schon gesagt, an einem […]
Meine Beichte ist zu Ende[…]
Euch, mir zu vergeben od[…]
verziehen, das fühle ich jet[…]
mein Herz so ruhig, als i[…]

Digitized by Google

Johannes war tief erschüttert und es währte eine geraume Zeit, ehe er sich soweit gefaßt, um Mürnhart die vergebende Hand reichen und ein Wort des Trostes zurufen zu können. Dann aber eilte er sofort zu Irmgard, um ihr das Nöthigste mitzutheilen. Nur ungern willigte sie in die bevorstehende Trennung, allein es mußte sein, und so fügte sich denn die Gattin.

Am nächsten Tage schon brach Johannes mit Mürnhart auf. Gegen Abend näherten sie sich dem Städtchen Bitterfeld und erreichten eben ein kleines Gehölz, als plötzlich aus einem Gebüsch ein Kriegsknecht hervorstürzte und mit seiner langen Pike einen wohlgezielten Stoß nach Mürnharts Brust führte, welcher laut aufschrie und mit den Worten: „O Gott, erbarme dich meiner!" vom Pferde sank, während ein Blutstrom sein Wamms färbte. Johannes war einen Augenblick starr vor Schrecken, dann aber sprang er vom Pferde und eilte dem armen Junker zu Hilfe. Der Kriegsknecht jedoch schien an dem einen Opfer noch nicht genug zu haben und wandte seine mörderische Waffe jetzt auch gegen Johannes. Schon rannte er gegen ihn an, als zwei kräftige Arme rücklings den Mörder umfaßten und ihn zu Boden rissen. Erstaunt blickte der Magister auf seinen Retter, dessen Mienen gleichfalls Ueberraschung zeigten, denn er rief aus: „Da ist ja wahrhaftig mein alter Freund, der Herr Studiosus aus Basel!"

„Benedict Edelbeck!" erklang es von Johannes Lippen und er wollte auf ihn zueilen, doch der Pritschmeister rief warnend zurück:

„Bleibt, wo Ihr seid, so lieb Euch Euer Leben ist, denn dieser Geselle hier hat nichts Gutes im Sinn und wehrt sich gar tapfer, um wieder auf die Beine zu kommen! Hollaho, wo stecken denn die faulen Landsknechte, daß sie nit herbei eilen, wenn Jemand um Hilfe ruft?"

Da ward's plötzlich im Gebüsch lebendig und vier derselben brachen daraus hervor. „Kommt Ihr endlich, Ihr Schnecken," rief Benedict Edelbeck. „Schnell, schnell! bemächtigt Euch des Räubers, da seht, er hat einen Mann erstochen."

Damit deutete er auf den am Boden liegenden Mürnhart, vor welchem Johannes niedergekniet war, um ihm einen nothdürftigen Verband anzulegen. Nachdem die Landsknechte den Mörder an Händen und Füßen geknebelt, traten sie an sein Opfer heran und einer von ihnen sagte:

„Gebt Euch keine Mühe, der Gesell da hat eine Wunde im Herzen, die kein Chirurg zu heilen vermag, und wäre er der geschickteste in der Welt." „Will's meinen," bestätigte ein zweiter Landsknecht, „der Tod sitzt ihm ja schon im Auge. — Da seht, er macht Anstrengungen zu sprechen — es scheint, daß er Euch noch etwas zurufen will."

In der That bewegten sich die Lippen des todtenbleichen Mürnhart und Johannes ahnte, daß er ihm jetzt den Ort nennen wollte, woselbst er das Testament verwahrt; allein man vernahm nur ein leises:

„Tes . . . tes . . . Klo . . . burg!" — dann folgte ein unheimliches Gurgeln und der arme Junker blickte den über ihn gebeugten Johannes so starr an, als ihn vor Jahren der greise Ratbod.

Johannes faltete die Hände und sprach über dem Todten ein kurzes Gebet und die Landsknechte folgten seinem Beispiele. Während sich einer der Söldner in das nahe gelegene Lager begab, um Hacken und Grabscheit zu holen, näherte sich Benedict Edelbeck dem Leichnam und rief: „Wahrhaftig, das ist mein armer Ritter Wackel! Hätt' nit gedacht, daß er einmal ein so klägliches Ende nehmen werde! Und daran ist dieser nichtswürdige Schurke da schuld," schrie der Pritschmeister zornig, sich von Neuem gegen den gefesselten Kriegsknecht wendend. „Bekenne auf der Stelle, warum hast du das gethan?"

Aber der Gefragte blieb stumm und begnügte sich damit, seinem Ueberwältiger einen Blick giftigen Hasses zuzuwerfen.

Wenige Minuten später kehrte der Landsknecht, der in's Lager geeilt war, mit Werkzeugen und einem Dutzend Kameraden zurück und sie gruben Mürnhart dicht an der Landstraße das Grab. Johannes nahm mit Thränen im Auge die Schaufel und ließ die ersten Erdschollen auf Mürnharts Leiche fallen, ihm folgte Benedict Edelbeck und sodann schlossen sich die Landsknechte an, bis die Grube gefüllt war und ein kleiner Hügel die Stätte bezeichnete. Dann transportirten die Landsknechte den Gefangenen in's Lager und während Johannes mit Edelbeck dem Zuge folgte, theilte der Böhme ihm mit, daß er in Bitterfeld bei dem dortigen Freischießen das Amt eines Pritschmeisters versehen, es aber freiwillig niedergelegt habe, da nicht viel dort zu holen sei. „Ich hatte mich im Lager der Landsknechte ein wenig aufgehalten," schloß er seine Mittheilung, „und wollte eben gen Wittenberg ziehen, als ich auf der Landstraße einen Reiter heranstürmen sah, der sich hier im Gehölze versteckte. Hollah, dachte ich, der Gesell hat nichts Gutes vor, und eilte zu den ausgestellten Wachen der Landsknechte zurück, ihnen sagend, daß sie gleich zu Hilfe eilen sollten, sobald sie meinen Ruf vernähmen. Eben langte ich im Gehölz wieder an, als die Mordthat bereits geschehen war; aber glücklicher Weise konnte ich Euch noch rechtzeitig zu Hilfe eilen."

Johannes dankte dem treuherzigen Pritschmeister. Im Lager angelangt, ließ sich Johannes zum Zelte des Hauptmanns geleiten, um diesem den Vorfall zu berichten. Wahrscheinlich würde der Mörder mit einer schimpflichen Strafe

Digitized by Google

und harter Gefangenschaft davon gekommen sein, hätte der Hauptmann in ihm nicht den Räuber wieder erkannt, der ihm einst bei dem Zuge wider die Türken alle seine Baarschaft gestohlen und sich sodann auf und davon gemacht hatte. Da wurde denn kurzer Prozeß mit ihm gemacht, und noch ehe die Sonne gänzlich untergegangen war, hing er, den wohlverdienten Strick um den Hals, an einem Baume.

Johannes war noch unschlüssig, ob er weiter reisen, oder nach Wittenberg zurückkehren sollte. Um sich später einmal keinerlei Vorwurf zu machen, entschied er sich für das Erstere und langte zehn Tage später in der alten Heimathsstadt an, jubelnd begrüßt von dem treuen Gerbel, in dessen Hause er Wohnung nahm. Der ehrliche Rechtsgelehrte gerieth außer sich, als ihn Johannes von der Testamentsunterschlagung unterrichtete, deren sich Hohenheg schuldig gemacht. „Giebt's denn keine himmlische Gerechtigkeit mehr," rief er zornerfüllt, „daß der Böse über den Guten triumphiren darf?" „Lassen wir das, mein Freund," entgegnete Johannes sanft, „der liebe Gott weiß am Besten, was uns ohnmächtigen Menschen frommt. Ist's sein Wille, daß ich zu meinem rechtmäßigen Erbe gelange, so wird er mir's zuweisen, auch ohne Nürnharts Zeugenschaft."

Das wollte aber dem Rechtsgelehrten nicht so recht in den Sinn, trotz seiner Frömmigkeit, und er schüttelte bedenklich den Kopf.

Während er einen neuen Prozeß gegen die Grafen von Hohenheg einleitete, gab sich Johannes dem Verkehre mit seinen alten Freunden hin und war bald bei Butzer, bald bei Kapito und bald bei dem Meister Mathis anzutreffen.

Die frevelhafte Handlungsweise Waldners von Hohenheg rief unter der Straßburg'schen Bevölkerung eine gerechte Erbitterung hervor, deren sich auch die Richter nicht erwehren konnten. Trotz alledem vermochten sie dem Angeklagten nichts anzuhaben, welcher seinen ermordeten Neffen einen gemeinen Lügner schalt und darauf fußte, daß Johannes den Ort nennen solle, an welchem das Testament zu finden sei. Das vermochte unser Freund freilich nicht, denn Nürnhart war mit dem Geheimnisse auf den Lippen verschieden. Und obgleich alle Richter der festen Ueberzeugung huldigten, daß Hohenheg ein Betrüger und das wahre, rechtsgiltige Testament irgendwo versteckt sei, mußten sie dennoch den Wittenberger Magister mit seiner Klage abweisen, der bald darauf für immer von der alten Heimath schied.

(Fortsetzung folgt.)

Wie man in den
den Zorn erwe

Man macht sich gar o
Vergnügen, inde
oder andere Weise
nimmt man ihnen ein
oder hält es so, daß das
gelangen kann; man th
sein Essen wegnehmen,
schlagen wollte; man zu
hört auch damit nicht auf
und zornig wird, ja man
an solchen Ausbrüchen
Als kleiner Knabe sah ich
einen kleinen Hund, wel
aufziehen wollte, öfters
in den Schwanz, in die O
er ihn zum Zorn reize
warum er das thue, sagt
ein böser Hund werden,
er Fremde sähe. Und d
Aber dasselbe erreicht n
Necken der Kinder; sie
erregbar, und es ist dah
Vergnügen, was man
den Kleinen bereitet.

Man sage nicht etwa,
die Kinder gewöhne, sich
lassen. Man beabsichtig
zen und treibt den Scher
erreicht ist. Will man
ruhig zu bleiben, wenn
widerfährt, so brauche
heiten, welche das Lebe
darbietet; man braucht g
sichtlich herbeizuführen.

In einer Mädchen-E
aus besonderen Gründe
kleiner Knabe aufgenom
von den übrigen Kinder
um so mehr, da er ga
zum Zorn zu reizen war,
Zorn, in welchem er z.
Stange seinen Peinigern
Mädchen viel Spaß macht
nach meiner Meinung b
aufhörliche Necken so ver
größer geworden war,
übergeben werden mußte.

So bedenke denn jede
heuer jedem Kinde dadur
es zum Zorn gereizt wi
durch muthwillige Neckere
sich auch selbst vor solchem
dessen etwaige gute, erziel
eitelt werden wird. (Vgl

Sorget nicht!

Es sind nun fast hundert Jahre her, als in Wasserleben, einem Dorfe der Grafschaft Stollberg-Wernigerode ein frommer Pfarrer wirkte und seine Gemeinde mit dem rechten Lebensbrote treulich versorgte. Allgemein war seine große Mildthätigkeit bekannt, wiewohl er nicht vermögend, sondern nur auf sein kleines Pfarreinkommen angewiesen war.

In einem ungewöhnlich kalten Winter, wo die Noth unter den Armen sehr groß war, hatte der gute Pfarrer in Betreff seiner Kasse des Guten zu viel gethan, wenigstens nach der Meinung seiner treuen Gattin. Zwar war dies nicht selten schon vorgekommen, aber in dieser traurigen Zeit doch doppelt schwer. So machte ihn eines Morgens die liebe Pfarrerin darauf aufmerksam, daß er doch seine große Wohlthätigkeit beschränken möchte, da, wie er ja wisse, nur noch 48 Pfennige in der Hauskasse vorhanden wären. Während dieses Gesprächs kommt ein halberfrorener, dünnbekleideter und hungeriger Handwerksbursche auf den Hof, um eine Gabe bittend. Der Pfarrer, von tiefstem Mitleid ergriffen, giebt ihm diese 48 Pfennige, worauf die liebe Pfarrerin seufzend bemerkt: „Aber lieber Mann, wenn heute ein Besuch käme, würde ich in die größte Verlegenheit kommen.“ Der Pfarrer, am Fenster stehend, seine Augen gen Himmel gerichtet, antwortet darauf: „Liebe Frau, wenn der liebe Gott will, ist's ihm ein Kleines, uns jeden dieser 48 Pfennige heute noch mit je einem Thaler zu ersetzen. Also sorge nicht!“ — Ob die liebe Pfarrfrau dadurch getröstet worden, weiß ich nicht, sie sollte aber gar bald erfahren, daß ihr Mann ein prophetisches Wort gesprochen hatte. Kaum eine Stunde darauf ließ sich ein Gast melden mit dem Wunsche, bei dem Herrn Pfarrer zu frühstücken. Welch' ein Schreck für die arme Hausfrau, denn der Gast war kein anderer als Se. Erlaucht der regierende Graf Heinrich zu Stollberg, also der Patron und zugleich Landesherr. Er war auf einer Jagd begriffen, und der einzige im Dorfe befindliche Gasthof (Dorfkrug) war derartig beschaffen, daß Se. Erlaucht unmöglich dort frühstücken konnte. (Jetzt ist Bahnstation dort.) Die Antwort gar nicht abwartend, mit einem herzlichen: „Guten Morgen!“ dem Pfarrer die Hand drückend, stand er bald vor ihm. Die Verlegenheit des Geistlichen und besonders der besorgten Gattin war dem Herrn Grafen nicht entgangen und darauf eingehend, sagte er: „Lieber Herr Pastor, es liegt ein Schatten auf Ihrem Gesicht, der wohl auf eine Sorge schließen läßt, gewiß haben Sie Ihre Wohlthätigkeit wieder zu weit ausgedehnt.“ Der Pfarrer konnte hierauf nur antworten, daß er sehr gern Se. Erlaucht bewirthen möchte, aber nichts anderes bieten könne, als Brot und ein wenig Butter und Käse. Der Graf erklärte das als durchaus hinreichend, das frugale Frühstück wurde aufgetragen und mit erbaulicher Unterhaltung gewürzt, so daß der Herr Graf, leiblich und geistig erquickt, sich zum Abschied rüstend, mit warmem Händedruck seinen freundlichen Wirthen herzlich dankte. Als er mit seinem Leibjäger zusammentrifft, fragt er denselben: „Lieber S., haben Sie nicht fünf Thaler bei sich?“ „Es thut mir leid, Erlaucht, aber ich habe nur drei,“ lautet die Antwort. „Nun, so geben Sie dieselben her,“ sagt der Graf, „ich habe 45 Thaler bei mir; es sollten eigentlich fünfzig sein.“ Dieselben wurden sofort dem Herrn Pfarrer mit einem freundlichen Billet übersandt, in welchem der Graf schrieb, daß es eigentlich fünfzig Thaler hätten sein sollen, aber leider ständen ihm nur 48 Thaler zur Verfügung.

Magnus Höß, der bayerische Trompeter.

„Mang' Höß, lern' etwas, du weißt nicht, wie du es brauchen kannst!“ So sprach vor Jahren der Berichterstatter zu einem braven jungen Burschen. Mang besann sich einige Zeit und an obige Worte erinnert, erklärte er: „Ich trau' mir's bereits nicht z'sagen, was ich lernen möchte.“ — „Nur 'raus damit!“ — „'s Trompeten möcht' ich lernen!“ Der Berichterstatter lächelte, er hatte etwas Anderes erwartet; — allein des Menschen Wille ist sein Himmelreich, — Mang erhielt eine Trompete. Manches Jahr blies er schlecht und recht zu Gottes Ehre und des Menschen Lust bei Scheibenschießen, Hochzeiten, Veteranenfesten und anderen feierlichen Gelegenheiten, und wurde nach und nach wie andere Menschenkinder einundzwanzig Jahre alt.

Als Conscribirter hatte Mang Glück, — er zog eine der höchsten Loosnummern. 1860 mußte er nach München. Freudig ging er dorthin, er hatte ja die Residenz noch nie gesehen, und gehört, daß man dort gar schön Trompete blase. Jedermann tröstete ihn, daß er seines hohen Looses wegen frei werde, aber trotzdem kam es anders, ein schöner, kräftiger Bursche, wie er war, wurde er Kürassier. In der Orangerie zu Nymphenburg verlebte er die Rekrutentage. Eines Abends nahm er von einem Signaltrompeter das Instrument und blies ernste und traurige Weisen, denn sein Herz war ja drüben

Digitized by Google

in der Heimath, droben in den schönen Bergen und bei all' den Lieben, die dort wohnten, drüben bei den Träumen seiner Jugend. Ein Offizier hörte den fremden Bläser, erkundigte sich nach ihm, und so wurde Mang Trompeter.

Aus jener Zeit schrieb er mir: „O wie oft denke ich an die Worte: „Mang — lern' was, du weißt nicht, wie du es brauchen kannst!"

1866 war er dabei und 1870, Trompeter der Reiterei geworden, marschirte er mit nach Frankreich. Wie es ihm dort erging, mag ein Auszug aus seinem letzten Briefe selbst erzählen:

„— — Ich habe, wie Sie wissen, nicht blos trompeten, ich habe auch reiten gelernt und wurde beim Ausmarsche dem Stabe des Generallieutenants und Divisionärs v. St. als Trompeter zugetheilt. Mein General hält etwas auf mich und so ritt ich, — ein einfacher Trompeter — unlängst auf einem Generalspferde in Ferrieres spazieren. O, wie ist's da schön! Bereits so schön, wie daheim in Schwangau.

Ferrieres gehört aber auch dem Rothschild, und unwillkürlich griff ich bei diesem Namen an meine magere Börse; aber stolz war ich doch, denn es reitet nicht Jeder in Ferrieres spazieren. Ich hörte wohl Pferdegetrappel, allein ich kümmerte mich nicht darum und ritt weiter. Plötzlich sah ich mich, an einer Ecke angekommen, einer Anzahl hoher Offiziere gegenüber. Ich ritt zur Seite, hielt an und in meinem Innern kommandirte es: „Achtung!" denn an der Spitze der Reiter ritt der greise König. Er sah mich an, stutzte, und etwas nach rechts gewendet, hielt er sein Pferd, und mit ihm hielten Alle stille. Der Reiter rechts eilte vor und stellte mich dem Könige schnurgerade gegenüber. „Majestät," sprach er, „dies ist der bayerische Trompeter Magnus Höß vom dritten Regiment (er nannte, ohne mich vorher gefragt zu haben, meinen Vor- und Zunamen), das Verdienstkreuz gab ihm sein König, das eiserne Kreuz, das er trägt, holte er sich bei Wörth-Fröschweiler, es ist dies der tapfere Trompeter, der unter einem mörderischen Feuer beim Sturme, immer vorwärts, trotzdem bereits sein Pferd verwundet war, auf MacMahons Lager geblasen."

Der König reichte mir, einem armen Trompeter, die Hand, und Alle vom ganzen Gefolge eilten her zu mir. Alle b
eiserne Kreuz, und All
Rechte. Mir rollten die
Wangen und meinen Sch
nes Wortes mächtig, al
Reiter, der mich dem K
gegenüber befand — ich
Niemand Geringerer al
Preußen.

„Höß," sprach er, „Sie
Ihnen nahten, eine bre
Garten geworfen, sind S
ist, denn sonst dürfte man
nende Stumpen in Rothsc
und lächelnd reichte er
Worten: „Lassen Sie
schmecken," und auf Pari
nen sehen wir uns hoffent

Ich ritt langsam weite
nen aus dem Auge und g
Trompete nicht bei mir h
hätte zum Sturme auf P

— — — Den einen
zu verrauchen war, habe
lassen, es waren die erste
lich auch die letzten königli
rauchte. Die Thalerschei
hielt, mag ich nicht ver
Ihnen dieselben zur belie
meine armen, verwundete

Das Etui selbst will ich
ren zur Erinnerung an
Tage, und sterbe ich vor J
trotz der jungen Jahre
habe des Elendes zu viel
men Sie es hin als ein
mir stets bewiesene Thei
gegebenen Falles meine
meine Geschwister. Drob
wieder." —

Diese Todesahnung gi
in Erfüllung. Verschont
tödtete ihn wenige Tage
Corbeil.

Dort liegt Magnus Höß
nen Kreuzes, des bayerisch
kreuzes und des Feldzeichen
wieder ein Opfer mehr fü



Digitized by Google

Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Den letzten erfreulichen Segen,
Gewährt uns die herbstliche Zeit;
Dann reift uns die Traube entgegen,
Das Herz zu erquicken bereit.

Ueber Traubenzucht werde ich später schreiben; ich möchte nur bemerken: Vor ungefähr 2 Jahren und 4 Monaten pflanzte ich einige Stöcke. Man gab mir so viel zu bedeuten, daß es vergebliche Arbeit sei, weil wir weiter nichts hatten, als den harten Lehmboden. Ich ließ die Trauben von zwei Stöcken zählen, die sich im Frühjahr mit Frost und Stürmen durchgekämpft hatten, und es fanden sich an diesen zwei Stöcken noch 130 Trauben, die jetzt, in der Mitte des Monats August, schon ein dunkles Blau zeigen und beinahe gereift sind.

Brombeeren einzumachen. (Black berries.) Man nimmt 12 Quart reife, trockene Brombeeren und 9 Pfund weißen Zucker. Dann stellt man einen glasirten Kessel über's Feuer, thut ein wenig Wasser hinein und bringt den Zucker langsam zum Kochen. Die Brombeeren müssen rein sein, sonst muß man sie in kaltem Wasser waschen und auf ein Sieb legen, damit sie ablaufen; dann thut man dieselben in den kochenden Zucker und läßt sie 4 Stunden langsam kochen. Man muß sie öfter mit einem langen hölzernen Löffel umrühren und abschäumen; dann thut man sie in reine steinerne Krüge, läßt sie kalt werden, bindet sie darnach zu und hebt sie auf wie andere Frucht.

Aepfel. Zur Aufbewahrung für den Winter nehme man nur reife gepflückte Aepfel; man reibt sie trocken und legt sie dann in ein Faß, in dessen Wänden einige Löcher sein sollten, damit die Luft hindurchdringen kann. Hineinwerfen darf man die Aepfel nicht, sondern man muß sorgfältig damit umgehen, auch darf man nur gesunde aufbewahren. Das Faß stellt man dann in den Keller auf einige Backsteine, damit es trocken steht. Man sehe hin und wieder nach ob faule dazwischen sind, die herausgeworfen werden müssen. Echte Winter-Aepfel halten sich bis zum Frühjahr.

Kartoffeln. Bei Aufbewahrung von Kartoffeln ist darauf zu sehen, daß sie reif, rein und trocken sind. Man trage ja keine nassen Kartoffeln in den Keller, da sie sonst faulen und dann schlechten Geruch und Krankheiten verbreiten. Kartoffen müssen in flachen Kisten oder Fässern immer trocken gehalten werden, und ist es deshalb angebracht, die Fässer — wie bei Aufbewahrung von Aepfeln — mit Löchern zu versehen, um den Durchzug der Luft zu ermöglichen. Es lohnt sich, daß man sie gut aufhebt, da der Preis derselben im Frühjahr bedeutend in die Höhe geht, und zwar fast immer von 1 bis auf 2 Dollar per Bushel. — Eine andere Methode: In Deutschland graben die Landleute eine Grube, 4 Fuß tief, 8 Fuß breit und 12 Fuß lang, auf einem etwas erhöhten Platz im Garten; auf den Boden dieser Grube legen sie eine Lage frisches Roggenstroh und bekleiden auch die Seitenwände mit demselben Material. In die Mitte der Grube wird ein kleines Bündel Stroh wie eine dünne Garbe gestellt, ist dieses nicht lang genug, so bindet man es zusammen. Trockene reine Kartoffeln werden dann bis zu einer Lage von ungefähr 4 Fuß dick hineingetragen. Man giebt Acht, daß sich das Bündel Stroh in der Mitte nicht verschiebt, denn durch dieses dringt Luft in die Grube, dann legt man oben auf die Kartoffeln wieder etwas Stroh und wirft die ausgegrabene Erde darauf. Das Bündel Stroh muß einen Fuß weit aus der Grube reichen, aber fest mit Grund verpackt werden, denn sonst möchte Frost und Regen durchdringen. Ist im Winter die Kälte groß, so wirft man eine dicke Lage Kornstroh oben auf, welches man, wenn das Wetter gelinde wird, wieder wegnimmt. Im März, wenn der Frühling kommt, öffnet man die Grube und nimmt die Kartoffeln heraus, die viel frischer geblieben sind, als im Keller.

Eier aufzubewahren. Hat man selber keine Hühner, so bestellt man sich beim Farmer im Spätherbst frische Eier. Ich bewahre sie immer in grobem, trockenem Salze auf. Man nimmt steinerne Krüge von ungefähr zwei Gallonen Inhalt und thut einen Zoll dick Salz hinein; dann nimmt man die Eier und stellt sie mit dem spitzen Ende nach unten in das Salz, so zwar, daß kein Ei mit dem andern in Berührung kommt; zwischen jedes Ei streut man etwas Salz, dann wieder eine Lage Salz und Eier und so fort bis der Krug fest angefüllt ist; zuoberst kommt wieder eine Lage Salz. Man stellt die Eier an einen kühlen Platz wie eingemachte Frucht, muß sie jedoch vor Frost bewahren. Die „Iowa Landwirthschaft" meint, sie halten sich besser in trockenem Hafer verpackt, doch kann ich aus Erfahrung mittheilen, daß ich Eier in Salz verpackt bis Februar aufgehoben habe, wenn ich sie im Herbst recht frisch bekommen konnte. Der Preis von frischen Eiern steigt um Weihnachten und Neujahr schon oft um 40 bis 50 Cent.

Essiggurken. Man nimmt einen reinen Krug und füllt ihn mit reingewaschenen kleinen Gurken, dann streut man ein halbes Pfund Salz darüber, bedeckt sie mit kaltem Wasser und läßt sie über Nacht stehen; am nächsten Morgen wird das Salzwasser abgegossen, oder man legt die Gurken auf einen Durchschlag, damit sie rein ablaufen und legt sie dann zurück in den reinen steinernen Topf. Man bringt Cider oder Weinessig zum Kochen und gießt soviel über die Gurken, daß sie damit gut bedeckt sind. Zu einer Gallone Gurken gebe man drei Dutzend Körner schwarzen Pfeffer. Den Essig gießt man kochend über die Gurken und deckt den Topf fest mit einem Teller zu. Ist das Wetter noch warm, so verdirbt der Essig leicht; in dem Falle muß man den Topf entleeren und reinigen, die Gurken wieder hineinlegen und abermals mit kochendem Essig übergießen.

Digitized by Google

Salzgurken. Man nimmt ein Faß oder einen großen steinernen Topf, je nachdem man viel oder wenig einmachen will, füllt das Gefäß halb voll mit frischem kaltem Wasser, giebt soviel Salz hinein, daß, nachdem das Salz geschmolzen, ein Ei auf der Salzbrühe schwimmt, ja nicht mehr, sonst zerfrißt die Brühe die Gurken. Man wäscht die Gurken rein, läßt sie ablaufen und thut sie darnach in die Salzbrühe. Nun nimmt man ein Brett oder einen Teller und deckt hiermit die Gurken zu. Diese Decke beschwert man dann noch mit einem reinen Stein, um die Gurken immerwährend unter der Brühe zu halten. Will man im Winter welche zum Gebrauch anmachen, so nimmt man so viele heraus, wie man benutzen will, wäscht sie ab und läßt sie einige Tage in kaltem Wasser stehen, welches oft gewechselt werden muß, damit die Salzbrühe aus den Gurken zieht. Dann macht man sie ein wie andere Essiggurken.

Wie man Brom- und Himbeeren-Sträucher behandelt. Nach dem Pflücken der Beeren ist es am besten, wenn das alte Tragholz ausgeschnitten wird. Wir wissen, daß manche es lieber bis zum Herbst stehen lassen, weil sie der Meinung sind, daß dadurch die Wurzeln gekräftigt werden. Die erfahrensten Beerenzüchter schneiden es aber gleich nach dem Pflücken aus. Der Wuchs der neuen Ranken, die im nächsten Jahre Frucht tragen sollen, ist zu reguliren. Wenn mehr Schößlinge von den Wurzeln austreiben, als wünschenswerth, so behandle man die überflüssigen wie Unkraut. Die Höhe des neuen Wuchses hängt von der Art und Weise des Ziehens ab; drei bis vier Fuß genügt für Himbeeren und fünf oder sechs Fuß für Brombeeren. Wenn die Sträucher diese Höhe erreicht haben, verhindere man das fernere Wachsen durch Abkneifen der Spitzen.

Abendlied für Kinder.

(Mel.: Nimm Jesu meine Hände.)

Wie könnt' ich ruhig schlafen,
In dunkler Nacht,
Wenn ich, o Gott und Vater,
Nicht dein gedacht.
Es hat des Tages Treiben
Mein Herz zerstreut,
Bei dir nur Herr ist Frieden
Und Seligkeit.

O decke meine Mängel
Mit deiner Huld!
Du bist ja Gott die Liebe
Und die Geduld.
Gieb mir, um was ich flehe:
Ein reines Herz,
Das dir voll Freuden diene
Im Glück und Schmerz.

Auch hilf, daß ich vergebe,
Wie du vergiebst;
Und meinen Bruder liebe,
Wie du mich liebst.
So schlaf' ich ohne Bangen
In Frieden ein.
Und träume süß und stille,
Und denke dein.

„Ein verlorenes Kind.“
hatten eine große Bedeutung
in Trenton, Canada. Eine
als es anfing dunkel zu wer
ihr zweijähriges Kind fehlt
Rufen im Hause und Gart
Nachbarn eilten bald zu de
suchten die ganze Nacht hin
Am nächsten Morgen fand
Meile entfernt von seiner elte
ten auf der Landstraße fest ei
den Eltern ohne irgend welc
es der Nachtluft ausgesetzt wa
gebracht. Man denke sich d
wahrlich! Gottes Auge wach

Die Heilung der Lungen
ein Fünftel der in den nörd
mäßigten Zone alljährlich
fälle ist direkt oder indirekt e
krankheiten, und kann man
sehen, wie wichtig ein Heiln
sein muß. In der Physiolog
oder Gesundheits-Erhaltung
ten 80 Jahren die medicinis
Fortschritte gemacht, als sonst
tausend. Doch dem großen W
konnte man bisher noch kei
raffte in neuester Zeit verhält
noch mehr Opfer fort, als
hunderten. Jetzt aber hat e
man auf der rechten Spur sei,
bald erfolgreich kuriren zu k
kämpfung und Unschädlichm
Rob. Koch unlängst entdeckt
welche die Tuberculose oder
sollen, schreibt Herr Jul.
J. v. Liebig's (wie er sich nen
Apotheker Zeitung“ wie folgt

„Die epochemachende Ent
Gesundheitsrathes Herrn D
mir seit 40 Jahren beobachte
bestätigt.

Ich betreibe seit 44 Jahren
nach eigen erfundener Method
nem Verfahren eine große
dampft und verbrannt, —
Mengen schwefeliger Säure
sich von selbst.

Keiner meiner vielen Ar
Schwindsucht hinweggerafft
Personen sich häufig genug
— Einige Wochen in den D
Säure lebend, wurden die M
der kräftig.

Alle Krankheiten, die von
chen erzeugt werden, ja selbs
ner Fabrik fern. Man weiß,
schwefelige Säuren getödtet
daß Einathmen von schwefel
rhalischen Beschwerden sehr
durch den Tod der eingedru
durch dieselben erzeugte Entzün
nun ein Abfluß der Schleim
vorher durch Verstopfen der T

Das Auffinden der Bakte
weist, daß die Schwindsucht e

Digitized by Google

wie die Krätze ist, und da die Entstehung der beiden Krankheiten mikroskopischen Thierchen zugeschrieben wird, und man längst weiß, daß die Krätze durch Schwefel (resp. durch diesen sich bildende schwefelige Säure) kurirt wird, so berechtigt die analoge Entstehungsursache einen Schluß auf die Heilung der beiden Krankheiten durch dasselbe Mittel zu ziehen.

Man bringt Lungenkranke in Räume, worin stündlich kleine Quantitäten Schwefel (etwa ein bis zwei Drachmen) über einer Spirituslampe oder besser auf einem warmen Ofen verbrannt werden, und man wird bald größeren Hustenreiz und vermehrten Auswurf bemerken, als eine Folge der unbehaglichen Stimmung der Parasiten. Nach acht bis zwölf Tagen legt sich dieser Reiz, da die Bakterien allmälig absterben und aufhören, einen Reiz auf die seröse Flüssigkeit, Gewebe der Lunge &c. auszuüben. Zur Nachkur bringe man den Patienten in Räume, die etwas aromatische Wasserdämpfe enthalten.

Möge meine Erfahrung und dieses erprobte Mittel der leidenden Menschheit zum Heile gereichen."

Im Schatten.

Eine alte Erscheinung. Von jeher gab es verschiedene Fälle (oder Casus), durch welche man zum Amt berufen werden konnte. Etliche kamen dazu per nominativum, d. h. dadurch, daß sie große Namen haben; per genitivum, wegen Abkunft und Geschlecht; per dativum, durch Geben; per accusativum, daß man Einen verleumdet; per ablativum, daß man Einem nimmt, dem Andern giebt; per vocativum, das ist endlich mit Beruf, also rechtmäßig.

Worte für Haus und Herz. Welcher Umgang dich kräftigt, dich zur Fortsetzung der Lebensarbeit tüchtiger macht, den suche; welcher in dir eine Leere und Schwäche zurückläßt, den fliehe wie eine ansteckende Krankheit. — Besserung ohne Reue ist ehrenwerther als Reue ohne Besserung. Letzteres ist freilich die gewöhnlichere Erscheinung. Das wackerste Mittel aber, seine eigenen und Anderer Uebelthaten zu vermindern, ist eine edle aufopfernde Thätigkeit zum Wohle Aller. — Die Hoffnung des Thatlosen ist ein schattiger Fruchtgarten mit steiniger Erde, welcher zwar entsetzlich klein, aber dafür um so höher ist.

Benjamin Franklin über den Tod. Er schreibt an eine Dame: „Ich trauere mit Ihnen. Wir haben einen theuern, werthen Verwandten verloren. Aber es ist der Wille Gottes und im Gange der Natur, daß diese sterblichen Körper bei Seite gelegt werden, wenn die Seele in das wirkliche Leben übergeht. Des Menschen Wesenheit wird erst durch seinen Tod vervollständigt. Warum sollten wir uns darum grämen, daß der Unsterblichkeit ein neues Kind geboren, ein neues Glied zu jener glücklichen Gesellschaft hinzugefügt ist? Wir sind Geister. Daß uns für eine Weile Körper verliehen sind, so lange uns solche nützen, und vermöge welcher wir unsern Lebensgefährten Gutes zu thun vermögen, ist eine gütige und wohlthätige Vorsehung Gottes. Wenn sie aber für solche Zwecke unbrauchbar werden, wenn sie uns, anstatt Vergnügen, Schmerzen bereiten, anstatt zur Hülfe zum Hinderniß werden, und erfüllen nicht mehr die Absicht, wofür sie gegeben waren, dann ist es gleichfalls gütig und wohlthätig, daß ein Mittel verordnet ist, welches uns davon befreit. Dies Mittel ist der Tod. Wir selbst nehmen ja manchmal unsere Zuflucht, behufs Beseitigung von Uebeln, zur Zerstörung einzelner Theile dieses Körpers. Ein zerquetschtes, schmerzhaftes Glied, welches nicht wieder herzustellen ist, nehmen wir ab. Einen schmerzenden Zahn ziehen wir willig aus, wenn der Schmerz damit endet; wie viel mehr sollten wir dem, der den ganzen Körper verliert, es gönnen, daß er damit alle der Pein und der Uebel entledigt wird, welchen derselbe unterworfen ist. Unser Freund, und wir Alle, sind zu einer großen Festlichkeit geladen, die da ewig dauert. Sein Stuhl war eher bereit, und da ist er uns darum vorausgegangen. Wir konnten nicht wohl Alle zusammen gehen, warum sollten wir darum trauern, da wir ihm ja bald folgen werden und wissen ihn zu finden?"

Ein ehemaliger katholischer Geistlicher, der zur evangelischen Kirche übergetreten war, ließ sich die Verbreitung der heiligen Schrift ernstlich angelegen sein. Demnach kam er einst auch in das Haus eines vornehmen und wohlhabenden Mannes, um demselben eine Bibel anzubieten, wurde aber auf die unfreundlichste Art abgewiesen. Bald darauf kam er wieder mit demselben Anliegen, hatte aber keinen besseren Erfolg. Nichts destoweniger wiederholte er bei verschiedenen Gelegenheiten seinen Versuch bis zum vierzehnten Male. Da aber versetzte ihm der gedachte Herr einen so heftigen Schlag auf den Kopf, daß er mehrere Tage das Bett hüten mußte. Kurz darauf hörte er, daß die Frau jenes Mannes schwer erkrankt sei, und da er ihm auf der Straße begegnet, spricht er ihm sein Bedauern darüber aus und bietet ihm abermals eine Bibel an. Um den Lästigen los zu werden, nimmt der Mann endlich das Buch und geht hinweg. Nach einigen Tagen aber kommt er zu dem Bibelfreunde und bittet ihn Thränen um Verzeihung, und schließt mit den Worten: „Eins müssen Sie mir noch versprechen, nämlich dies: wenn Sie je wieder dieses Buch einem Ungethüm, wie ich bin, anbieten, und er weiset Sie vierzehn Mal ab, so gehen Sie noch das fünfzehnte Mal zu ihm hin."

Der gegenwärtige Papst ist der zweihundertunddreiundfünfzigste. Die Regierungszeit des verstorbenen Papstes war die längste von allen. Nur drei

Digitized by Google

Päpste erreichten ein höheres Lebensalter als Pius IX., nämlich Johann XII., der 90 Jahre alt wurde, Klemens XII., der 92, und Gregor IX., der sogar 100 Jahre alt starb. Unter den bisherigen 252 Päpsten waren 15 Franzosen, 30 Griechen, 8 Syrier, 6 Deutsche, 5 Spanier, 2 Afrikaner, 2 Savoyarden, 2 Dalmatier, 1 Engländer, 1 Portugiese, 1 Holländer, 1 Schweizer, 1 Candiote und 169 Italiener. Seit dem Jahre 1523 ist die Aufeinanderfolge von Päpsten italienischer Nationalität nicht unterbrochen worden.

Was die Milchstraße nach der Naturanschauung einiger Völker sein soll. Nach der Anschauung der Walachen ist die Milchstraße das Stroh, welches Venus dem heiligen Petrus gestohlen und auf der Flucht verzettelt hat; den alten Germanen war sie ein Heerweg, den Römern ein Weg zu den Göttern; nach der griechischen Sage hat Phaeton diese Strecke versengt. Eine dänische Volkssage macht den Mond zu einem Käse, der aus der zusammengenommenen Sahne der Milchstraße entstanden ist. Nach den Hindus ist es der heilige Ganges-Fluß, ohne den auch die Götter selbst nicht leben können.

Grabschrift auf einen Mineralogen.

Er suchte Steine durch sein ganzes Leben,
Und suchte sich nicht satt;
Hier hat man einen ihm gegeben,
An dem er G'nüge hat.

Das „himmlische Reich". In englischen wie in deutschen Blättern hat China seit einer Reihe von Jahren die Ehre, das „himmlische Reich" zu heißen. Diese Bezeichnung wird zum Ueberdrusse wiederholt, obgleich sie auf einem Mißverständniß, auf einer bloßen Wortverdrehung beruht, die — wenn auch verschiedener Art — doch ebenso witzig oder albern ist, wie etwa der Ausdruck „Land der Engel" für England wäre. Es ist den Chinesen bei all' ihrem Nationaldünkel und der pomphaften Weise, in welcher er sich oft kund giebt, doch niemals in den Sinn gekommen, sich selber oder ihrem Lande das Prädikat „himmlisch" beizulegen, wohl aber nennen sie China häufig: „Was unter dem Himmel ist" (Tien-hiu), d. h. die bewohnte Erde, welcher Ausdruck sich noch aus grauer Vorzeit herschreibt, in welcher, wie bei anderen Völkern, die Begriffe der Welt und der Heimath nicht geschieden waren. Nach den Begriffen der altchinesischen Religion ist der Himmel (Tien) das höchste göttliche Wesen, und der Kaiser von China wird deshalb von seinen Unterthanen, sofern er gerecht und als würdiger Repräsentant des Weltgeistes regiert, „Sohn des Himmels" (Tien-tay) betitelt, und er selbst nennt seine Dynastie in Uebereinstimmung damit die „himmlische" (Tien-tschao), was ungefähr so viel ist als „von Gottes Gnaden". Auf das chinesische Reich aber ist eine Verbindung mit dem Namen des Himmels niemals angewendet worden. Dasselbe heißt vielmehr bei den Chinesen „Reich der Mitte" (Tschungkue), und zwar rührt dieser Name daher, weil einst (einige Jahrhunderte vor Christus) China in eine Menge von Staaten mit eigenen Fürsten zerfiel, von denen derjenige des mittelsten Staates eine Art beschränkter Oberherrschaft ausübte. Später gelang es den Fürsten der „Mitte", die Macht der übrigen Fürsten zu [...] unterwerfen, worauf das g[...] reichen Staate „Reich de[...] Mit Unrecht glaubt man [...] ihr Land so nennen, weil s[...] der Erde halten, und eben[...] die Meinung, als setzten s[...] mel in Verbindung.

Verschiedene Begriffe v[...] leon III. rief bekanntlich [...] unter die Fahnen der „Civ[...] Bestand der Türkenwirth[...] Schutz der Christen in d[...] Pius IX. weist in dem der [...] gehängten Syllabus der J[...] „Versöhnung und Verstän[...] Civilisation" als eine Ke[...] sonst so treffliche Vorwort [...] seinerseits tadelt den Pa[...] sen mindestens sehr ungli[...] Herr N. pries mit begeist[...] der Engländer über die [...] Afrikas als einen Sieg der [...] vilisation". — Jedenfalls [...] mannigfachen Bedeutungen [...] höchst compendiösen B[...] der Erzählung eines englisch[...] doner Droschkenkutscher zu [...] nar war nämlich vor einigen [...] zurückgekehrt, und erwähnt[...] bus oder was sonst für ei[...] durch die Straßen Londons [...] Kutscher lebhaft zu interess[...] an den Missionar mit der F[...] auch ein civilisirtes [...] Chinesen auch ihren Gin (S[...]

Die hellen Stunden. Ir[...] eine Sonnenuhr mit der J[...] die hellen Stunden an". [...] eines fröhlichen und dankba[...] die hellen Stunden im Ge[...] thut, wird meistens finden, [...] im Leben mehr sind als der [...] sache finden, Gott zu danken[...]

Ein lebendiges ABC. [...] cero's († vor Chr. 32) hielt, [...] ABC zu lehren, vierundz[...] Namen mit je einem der vier[...] anfingen, und ließ jedem sei[...] Rücken zeichnen. Im größe[...] wohl nie gelehrt worden.

Kurz und bündig. Markg[...] denburg, Landesfürst der N[...] Kurfürsten Joachim II., pfl[...] Staatswirth, mit Bezahlung [...] eilig zu sein. Sein Büchsenm[...] dies öfter erfahren, daher schr[...] lakonische Zeilen: „Guten [...] Eure Büchse ist fertig. Schic[...] schick' ich Euch die Büchse. S[...] nicht, so schick' ich Euch die Bü[...] befohlen." Der Markgraf [...] Sprache übel zu nehmen.

Digitized by Google

Sonntagschul-Lektionen.

Viertes Vierteljahr.

Sonntag, 1. Okt. Mark. 14, 1—11.

Die Salbung in Bethanien.

I. Die Feinde Jesu. (V. 1 und 2.) In Beziehung auf die Zeitfolge der in unserer Lektion erzählten Begebenheiten ist folgende Auffassung die einfachste. Matthäus und Markus erzählen nicht genau chronologisch. Denn Johannes berichtet ganz bestimmt, daß Jesus sechs Tage vor dem Passah nach Bethanien gekommen sei, wo dann die Salbung (vielleicht am folgenden Tage) stattgefunden habe. Das Passah begann am 14. Nisan mit dem Schlachten der Lämmer, einen Tag vor dem Passah war der 13., zwei Tage vor dem Passah der 12. u. s. w., sechs Tage vor dem Passah der 8. Nisan. Nehmen wir nun nach den Synoptikern an, daß Jesus am 15. Nisan starb und dieser Tag auf den Freitag fiel, so fällt der zweite Tag vor dem Passah, der Tag der V. 1 und 2 erwähnten Rathsversammlung auf den vorhergehenden Dienstag und der Tag der Salbung in Bethanien war der letzte Sabbath vor dem Tode Jesu. Es ist nicht wahrscheinlich, daß die Hohenpriester in dieser Sitzung des Synedriums noch ganz rathlos waren, und Judas ihnen noch keinen Antrag gemacht hatte; vielmehr scheint der Ausspruch: Nur nicht auf das Fest u. s. w., deutlich auf einen solchen Antrag hinzuweisen. Daß die Hohenpriester den Herrn „nicht auf das Fest" greifen wollten, begründen sie selbst mit den Worten, daß nicht ein Aufruhr im Volke werde. Ein solcher war um so mehr zu fürchten, da die Begeisterung für ihn durch die Auferweckung des Lazarus und den öffentlichen Einzug in Jerusalem auf's Höchste gesteigert war.

II. Die Salbung in Bethanien. (V. 3 — 9.) **V. 3:** Wahrscheinlich war Jesus am Freitag in Bethanien eingetroffen. Die V. 3 erwähnte Mahlzeit fand ohne Zweifel am Sabbath statt und zwar im Hause eines gewissen Simon, der früher am Aussatz gelitten hatte, von welchem er wahrscheinlich von Jesu geheilt worden war. Nimmt man an, daß dieser Simon in irgend einem verwandtschaftlichen Verhältniß zu Lazarus stand, so erklärt sich sehr leicht, wie Martha bei dem Mahle thätig sein, Maria sich so frei bewegen und Lazarus als Gast auftreten konnte (vgl. Joh. 12, 2). Während der Mahlzeit nahte sich Maria, die Schwester des Lazarus, im überströmenden Gefühl der Dankbarkeit gegen den, der ihr den geliebten Bruder wiedergegeben und durch Mittheilung des höheren Lebens sie erst wahrhaft sich selbst geschenkt hatte, und salbte den Herrn. Markus nennt den Namen der Maria nicht, sondern spricht blos von einem Weibe, weil Maria und Martha bei ihm noch nicht vorgekommen, den Lesern also doch unbekannt waren. Vergegenwärtigen wir uns die Gäste, welche bei diesem Ehrenmahle versammelt waren, das dankbare Liebe den Heiland bereitete. Wohl still und ernst in sich gekehrt mögen wir uns den ins Leben wiedergekehrten Lazarus eine geraume Zeit nachher denken, vollends jetzt neben seinem Auferwecker, der vielleicht zwischen dem Auferweckten und dem vom Aussatze Geheilten wie zwischen zwei Trophäen seiner Herrlichkeit sitzet. Daß auch im fremden Hause wieder Martha sich's nicht nehmen läßt zu dienen, weil sie Ihm dienen kann, versteht sich leicht; **Maria** aber zeigt sich im vollen Glanz in der still innigen Gluth ihrer Liebe zu Jesu. Sie ehrt und salbt ihn, wie das Herz ihr gebietet, mit aller Pracht und Kostbarkeit, welche sie daran zu wenden vermag. Das Gefäß zerbrechend, salbt sie des Herrn Haupt nicht blos, sondern, was Johannes als bedeutsam nachbringt, überreichlich und tief demüthig auch die Füße und trocknet sie mit dem gelösten Schmuck ihrer Haare. Diese Handlung hat für uns eine vorbildlich praktische Bedeutung. So wie Maria die köstliche Salbe über den Herrn ausgoß, als gösse sie die Seele mit heiliger Liebe und Glauben opfernd aus, so sollen auch wir uns selbst und alles, was wir haben, dem Herrn opfernd weihen, ohne zu zaudern und zu knausern.

V. 4 und 5: Die innige, sich selbst vergessende Liebesäußerung der Maria bekrittelten einige von den Jüngern. Als den Anstifter des Geredes bezeichnet Johannes ausdrücklich den Judas Ischarioth; die übrigen Jünger haben sich wahrscheinlich nur arglos durch das Wort des Verräthers fortreißen lassen. Dieser aber hatte seinen bestimmten Grund, warum er murrte. Das Geld war sein Götze, das Geld hatte er lieber als den Herrn; und besonders seit seine Mammonshoffnungen mit Jesu Leidensweg in Conflikt gekommen, hatte ein tiefer Widerwille gegen den Herrn in seiner Seele Platz gewonnen. Nun sah er, wie Maria die kostbare Salbe über den Herrn ausgoß. Dies verdroß ihn. Er war es daher auch, der den V. 5 ausgedrückten Gedanken zuerst aussprach. Dreihundert Groschen (Denare) sind nach unserem Geld etwa 45 Dollar. Nicht Liebe zu den Armen war es, was dem Judas den Gedanken eingab, daß dieses Geld hätte den Armen gegeben werden können. Die anderen Jünger mag das Mitgefühl für die Armen veranlaßt haben, dem Judas beizustimmen, ihm selbst aber schwebte offenbar der lockende Gedanke vor: wenn dies Geld den Armen gegeben worden wäre, hätte ich einen Theil davon stehlen können. Dies deutet Johannes an in den Worten: „denn er war ein Dieb und hatte den Beutel." Daß Jesus gerade dem Judas den Beutel anvertraut hat, erklärt sich theils daraus, daß nach Gottes Ordnung jeder Mensch von der Seite versucht werden muß, wo er versuchlich ist, theils aber auch daraus, daß es kein größeres sittliches Gegengewicht gegen die Lieblingssünde des Judas geben konnte, als das Vertrauen, das der Herr in Ueberlassung des Beutels ihm bewies. Daß auch dieser Hebel nichts fruchtete, war des Judas Schuld.

Digitized by Google

An liebevollen Mahnungen hat es der Herr gewiß nicht fehlen lassen. Hütet euch vor dem Geiz, denn er ist eine Wurzel der mannigfaltigsten Sünden!

V. 6 und 9: Auf milde und schonende Weise rügt der Herr die Rede der Jünger, die ja in argloser Weise nur die Worte des geizigen Judas nachgesprochen hatten, und schützt dagegen die beschämte Maria. Er deutet auf die edle Gesinnung hin, aus der ihre Handlung entsprang, auf den Drang ihrer heißen Liebe (V. 6). Wie tief und zart fühlt er mit, was Maria fühlen mußte, die sich so ganz unerwartet verkannt sieht! Der Betrug, daß man meint, Alle müssen lieben, was wir lieben und wie wir lieben, ist so natürlich — und nun wird sie in der heißen Liebesempfindung durch ein kaltes Wort aus der Mitte der Jünger enttäuscht. Sie mochte vielleicht denken: „Die Jünger haben auch Recht, ich habe mit Unbedacht gehandelt, es wird auch ihm nicht gefallen." Darum überbietet nun der Herr zum raschen Trost den Tadel durch desto größeres Lob: Sie hat eine schöne That an mir gethan. Er giebt uns hier eine Andeutung zur Beantwortung der Frage: Was ist eine schöne That, ein gutes Werk? Nicht gerade eine große, weitgreifende That muß es sein, denn nicht der Erfolg, sondern die Absicht giebt den Ausschlag; noch weniger ist der Maßstab gemeinen Wohlthuns und Nützens überall anzulegen, selbst eine scheinbare Verschwendung kann zu rühmen sein. Der Nachdruck liegt auf den Worten: an mir gethan. Was für Gott und dann um Gottes willen an dem Nächsten geschieht, das ist ein gutes Werk. Das Wahre in der Sorge für die Armen erkennt der Herr auf's Bestimmteste an; ja in den Worten: „wenn ihr wollet" liegt offenbar ein strafender Wink für Judas, welchem der Herr in Erinnerung bringen will, daß es ihm eben am ernstlichen Willen, den Armen Gutes zu thun, fehle. Aber den Armen stellt er hier sich selbst gegenüber, weil auch die Wohlthätigkeit gegen die Armen nur in sofern Werth in seinen Augen hat, als sie in seinem Namen, d. h. in der rechten auf der Gemeinschaft mit ihm beruhenden Liebesgesinnung geübt wird (V. 7). Arme habt ihr allezeit bei euch. Daß dies so sein wird, um der Sünde der Menschen willen so sein wird, bestätigt hier der Herr. Wer alle Schuld am Pauperismus nur im Nichtgeben der Besitzenden findet, ist in dem großen Irrthum der civilisirten Welt über diese Lebensfrage befangen, der mit seinem Helfen das Uebel bisher nur ärger gemacht hat. Wahrlich, keine neue Gesetzgebung, kein Socialismus oder Communismus schafft die stets sich neu erzeugende Armuth weg. Man soll freilich geben, doch thut's das Geben allein nimmermehr, daß die Armen je aufhören sollten. Des Herrn „allezeit" behält bis heute seine Wahrheit, um der Sünde willen, und nur insoweit es gelingt, die Welt zu dem zu führen, der von Sünden erlöst, wird auch der Druck der Armuth gelindert und die eigentliche Quelle des Pauperismus verstopft werden (V. 8). Um jeden Schein von Unangemessenheit von der Handlung der Maria zu entfernen, legt der Herr derselben noch eine tiefere Bedeutung unter: sie salbt mich zu meinem Begräbniß. Vielleicht wollte er hiemit auch sie selbst auf den unnennbaren Schmerz hinführen, der ihrer wartete. Denn was mußte sie empfinden, als sie den am

Kreuze sterben sah, der ihr
Grabe zu entreißen verm
mußte ihr Glaube bei solch
(V. 9). Endlich krönt der
noch durch die Bemerkung
euch, u. s. w. Von Gesch
sich diese merkwürdige We
auch jetzt indem wir dieses
müssen wir zur Erfüllung

III. Der Verräther. (V
greller Contrast zwischen d
dem Verräther Judas! D
für den Herrn thut, was e
barer Jünger, der ihn un
seinen Mördern überliefert
ren froh, als der Verrä
Vorhaben offenbarte; und
nun noch die Ausführun
Während sie noch ängstli
Schritt, freilich nicht aus
sondern vor dem Volk, la
Gelegenheit zum Verrath.
gegen den Willen der Hohe
Rathschluß Gottes, die Ge
richtung des Herrn gerade i

Disposition: Der Lie
wehren um der Form
sich kund giebt.

1) Auch in ungewöhnli
sich die Liebe zu Christo kun
2) Sie wird oft mit M
ganz falsch beurtheilt.
3) Aber mit Wohlgefall
der sie
a) in Schutz nimmt;
b) lobend anerkennt u
c) rechtfertigt (V. 7. 8

Sonntag, 8. Oktober.

Das Passi

I. Die Zurüstung für's P

V. 12: Am ersten Tag
Brode, also am 14. Nisan
auf den Donnerstag fiel, sa
ger: Wo willst Du u.
mag durch einen Auftrag:
uns das Osterlamm" (Luk.
Veranlassung gegeben hab
aber liegt offenbar der Si
Mahl bereiten, daß wir e
heit genießen können?"

V. 13—15: Der Herr
ner Jünger, nach Luk.
Johannem in die Sta
Gehet hin u. s. w. An
abredung mit dem V. 13 e
natürlich nicht zu denken.
Begegnens und Findens w
gebung des prophetischen V
kunft, wie er uns so oft in
Zugleich hat die mysteriöse
noch den besonderen Zweck,

Digitized by Google

räther geheim zu halten. Bei diesem letzten Ostermahle, bei welchem der Herr seinen Jüngern und uns allen das Mahl des Neuen Bundes bereiten will, will er ungestört und vor dem Ueberfall seiner Feinde sicher sein. Daher nennt der Herr auch den Namen des Gastwirthes nicht, den er doch sonst so genau bezeichnet. Daß derselbe zu seinen Jüngern gehört habe, ist an sich schon wahrscheinlich und wird noch bestätigt durch die Worte: „*Der Meister sagt*" u. s. w. Der diesem Wort verheißene Gehorsam setzt voraus, daß der Empfänger des Auftrags an dem Ausdruck „der Meister" (d. i. unser und dein Meister) alsbald die Jünger und den sie sendenden Herrn erkennen und auch als seinen Herrn anerkennen werde. „*Der Meister läßt dir sagen*" — das ist genug. So sei's auch bei uns. Wo der Herr redet, soll der Gehorsam von unserer Seite niemals fehlen. Das Zimmer, in welchem das Mahl gehalten werden sollte, wird als ein *großer, und mit Polstern belegter* (Luth.: *gepflasterter*) Saal bezeichnet. Nach damaliger Sitte saß man bei Gastmählern nicht auf Stühlen, wie bei uns, sondern lagerte sich auf Polstern um den Tisch. *Seine Jünger fanden es, wie er ihnen gesagt hatte.* Wir haben oben diese Vorhersagung als eine Kundgebung des „*prophetischen Blickes*" Jesu bezeichnet. Jesus war in seiner Entäußerung als *Menschensohn* freilich nicht allwissend in der absoluten Form der göttlichen Allwissenheit — eine solche Allwissenheit hätte ja seine menschliche Entwickelung und Erscheinung vernichtet — wohl aber offenbart er ein wunderbares Wissen, eine göttliche Allwissenheit *in beschränkter Form*, d. h. bei einzelnen Gelegenheiten, wo es für seine Würde und anderer Heil dienlich war. So hier. Die buchstäbliche Erfüllung der Weissagung Jesu sollte seinen Jüngern beim Eintritt in die dunkeln Tage seines Leidens zur Stärkung des Glaubens dienen. *Sie bereiteten das Passah.* Dieses Bereiten des Passah ist nicht blos von der äußeren Zurichtung des Zimmers, sondern besonders auch von dem Schlachten des Lammes zu verstehen. Das mußte im Tempel geschehen, und jeder Israelit übte an dem Tage gleichsam priesterliche Rechte aus. Denn die Priester allein waren außer Stande, alle Lämmer zu schlachten, deren Zahl sich bei besuchten Passahfesten nach Josephus auf zwei Millionen belaufen haben soll. Diese Angabe ist nun freilich übertrieben, da von jedem Lamm mindestens 10 Personen essen mußten. Nimmt man an, daß bei den Passahfesten 2 Millionen Menschen in Jerusalem waren, so kann man die Zahl der Lämmer auf höchstens 200,000 anschlagen. Aber auch diese Zahl ist immer noch so groß, daß die Priester unmöglich alle diese Lämmer an einem Tage schlachten konnten.

II. Der Verräther im Jüngerkreis. (V. 17—21.)

V. 17 und 18: Am Abend kam Jesus mit den Zwölfen, um das letzte Passahmahl, das er auf Erden genießen sollte, im trauten Jüngerkreise zu essen. Nachdem er nun zunächst den *Rangstreit*, der sich unter seinen Jüngern beim Niedersitzen erhoben haben mag, geschlichtet (Luk. 22, 25—30) und die *Fußwaschung* (Joh. 13, 1—20) vorgenommen hatte, ward er betrübt im Geist und sprach die wehmüthig-ernsten Worte: *Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verrathen.* Es ist gewiß einer der bittersten Tropfen im Leidenskelche des Herrn gewesen, daß einer seiner Jünger nicht blos von ihm abfallen, sondern ihn sogar verrathen sollte. Was kann ein liebendes Herz wohl mehr verwunden, als wenn es seine Liebe mit Undank vergolten sieht! Mit welcher Liebe aber liebte er die Seinen, und mit welchem Undank wurde sie von dem Einen vergolten! Hierin lag für ihn eine Versuchung, ein Reiz zur Rache, zur Erbitterung. Aber kein bitteres Wort kommt über seine Lippen, auch nicht der geringste bittere Gedanke findet in seiner reinen Seele Raum. Hier sehen wir's, wie nirgends sonst in der Schrift: „Er will nicht, daß Jemand verloren werde." Auch den Judas sucht er noch zu retten. Und mit welcher Geduld und Treue ist er ihm nachgegangen bis zum letzten Augenblick! Inniges Mitleid mit dem verlorenen Kinde, sehnliches Verlangen, es wo möglich von dem Rande des Abgrunds, an welchem er schon taumelte, noch zurückzureißen, ist es allein, was ihn in die Klage ausbrechen läßt: „*Wahrlich,*" u. s. w. Und mit welch tiefer Wehmuth diese Worte gesprochen wurden, das sehen wir aus der Wirkung, die sie auf die Jünger machten.

V. 19: *Sie wurden traurig und sagten zu ihm u. s. w.* Die Jünger hatten also noch gar keinen Verdacht auf Judas. Wir sehen hieraus, wie fein er den Grund seines Herzens hat zu verdecken gewußt unter einem frommen Aeußeren und erkennen zugleich, wie dadurch die Versuchung zur Bitterkeit für den Herrn um so größer sein mußte; denn was ist wohl widerlicher und reizt unsern Zorn mehr, als solche abscheuliche *Heuchelei*, die Honig im Munde und Gift im Herzen führt! Und wahrscheinlich hat Judas seine Augen auch jetzt noch nicht niedergeschlagen, sondern sich auch mit erschrecken gestellt. Alles aber ertrug der Herr mit seiner unendlichen Geduld. Den übrigen Jüngern aber wurde immer banger zu Muth; denn jeder dachte, der Herr könne wohl von ihm reden. Man sieht, daß sie nicht umsonst die ganze Zeit bei dem Herrn gewesen waren; sie haben wenigstens so viel gelernt, daß sie ihrem eigenen Herzen nicht trauen. Die Frage der Jünger ist eine Frage, die zur ernsten Selbstprüfung auffordert. Wir müssen Gewißheit darüber haben, wie wir zu unserem Herrn stehen. Auch die Jünger verlangen nach solcher Gewißheit.

V. 20: Der Herr aber will in seiner Langmuth den Verräther noch nicht bloßstellen vor Aller Augen, er hat die Hoffnung für ihn noch nicht aufgegeben, daher antwortet er: *der mit mir in die Schüssel tauchet.* Das war denn die Erklärung des Psalmworts: „Der mein Brod isset, tritt mich mit Füßen." Mit dieser Antwort war jedoch Petrus noch nicht zufrieden, er veranlaßte daher den Johannes, der an des Herrn Brust lag, eine bestimmtere Antwort von dem Meister zu erbitten (Joh. 13, 23 bis 26). Diesem antwortete der Herr: „*Der ist's, dem ich den Bissen eintauche und gebe,*" und darauf gab er den Bissen dem *Judas Ischarioth.* Diese unscheinbare Handlung war für Judas von entscheidender Bedeutung. Der Herr wollte hier noch einmal zu Judas Herz reden, und das that er, indem er ihm noch einmal so recht tief in's Auge blickte. Was kann man nicht alles mit einem Blicke sagen! Was vermochte also wohl der Herr in einen solchen hineinzulegen! wir wissen ja,

Digitized by Google

welche Wirkung sein Blick auf Petrum hatte. Wie diesen, so sollte der Blick Jesu auch den Judas zur Umkehr bewegen. Aber Judas verhärtete sein Herz gegen die Liebe des Herrn, und das war es, was der Herr in Judas Auge las, indem ihre Blicke einander begegneten.

V. 21: Daher brach er nun in die Klage aus: Zwar des Menschen Sohn u. s. w. Als wollte er sagen: „Ueber mich rufe ich kein Wehe aus, und auch ihr, klaget nicht über mich! Ich gehe dahin, als des Menschen Sohn, nach des Vaters vorbedachtem Rath, durch Leiden zur Herrlichkeit. Das Wehe gilt dem, der des Menschen Sohn — nämlich den, der auch sein Bruder geworden ist — verrathen wird. Mit diesen Worten entreißt der Herr dem Judas, und mit ihm allen Gottlosen, die ja auch keinen Fußtritt thun können, der nicht das Auge Gottes zuvor gesehen hätte, jedwede Entschuldigung ihrer Schuld, und übergiebt sie dem Fluche, den sie freiwillig sich erwählt haben.

Bald nach diesen Worten ging Judas hinaus, den Herrn zu verrathen. Und es war Nacht, Nacht um ihn her und Nacht in ihm; denn kein Lichtstrahl der Gnade drang mehr in sein Herz.

Disposition: Der Schmerzensruf des Erlösers: Einer unter Euch wird mich verrathen.

I. Eine Weckstimme für den aufrichtigen Jünger.

1) Dieser bezieht das Wort nicht auf Andere, sondern auf sich selbst;

2) das Gefühl seiner Sündhaftigkeit veranlaßt ihn zu ernster Selbstprüfung;

3) die Selbstprüfung ruft die göttliche Traurigkeit über die Sünde in ihm wach.

II. Für die Verräther und Unbußfertigen ein Wort des Gerichts zur Verstockung.

1) Nenne ihm seine Sünde, sie wird ihn nicht reuen;

2) weise ihn hin auf die ewigen Strafen, sie werden ihn nicht erschüttern;

3) fordere ihn auf, seine Sünde zu bekennen, er wird sich nur noch mehr verhärten und die Ausführung seiner sündlichen Pläne beschleunigen.

Sonntag, 15. Oktober. Mark. 14, 22—31.

Das heilige Abendmahl.

I. Die Einsetzung des Abendmahls. (V. 22—26.)

V. 22—24: Nachdem Judas hinausgegangen war, fand die Einsetzung des hl. Abendmahls statt, wie sie V. 22—24 beschrieben wird. „Es war die finstere Nacht, in welcher die Hölle über den Tod des Lebensfürsten brütete und der Teufel in des Verräthers Herz fuhr, da wurde das heilige Wort von den heiligsten Lippen gesprochen: Nehmet, esset, das ist mein Leib! nehmet, trinket, das ist mein Blut! und über allen Nächten des Lebens stehet es seitdem wie ein leuchtender Himmelsstern, wie eine heilige Festtagskerze, vor welcher die Finsterniß weicht, der Schmerz flieht, und das Leben, selbst unter dem Drucke des bittersten Elends in himmlischer Verklärung erscheint."

Der eigentliche Zweck
die Speisung des neuen
der Wiedergeburt. Dieser
ist das durch Christi Gei
centrum des Menschen, Ch
Wein sind Sinnbilder d
Leibes und des für uns ve
der sich mit diesen Sinnbil
Seele mittheilen will.

Fassen wir die Bedeutu
nach allen Seiten hin in'
der Zweck desselben als ein
ist das hl. Abendmahl ein
„Solches thut zu meinem
Herr, und Paulus sagt 1 C
diesem Brode esset und v
sollt ihr des Herrn Tod
kommt." Zweitens ist
Mahl der Gemeinschaft de
ander. „Das Brod, das
die Gemeinschaft des Leib
Brod ist's, so sind wir viel
eines Brodes theilhaftig
(1 Cor. 10, 16—21). Als
der Gläubigen fordert das
Communicanten Versöhnl
Liebe. Drittens ist das
des Bundes, in welchem
gebenden Gnade und Liebe
ihm unwandelbare Treue
Viertens ist das Abendm
mittheilung des verklärten
bigen Communikanten. D
holte Selbstmittheilung, w
vermittelt ist, wird die se
gemeinschaft der Gläubige
und gemehrt, so daß der ne
in ihnen, eine immer völlig

V. 25: Damit die Bed
aber nicht blos die Vergang
die Gegenwart, sondern a
die Zukunft einschließe, s
segnungsworten noch die
fortan von dem Gewä
nicht mehr trinken we
endung des Reiches Gottes
von der verklärten Erde, a
macht werden soll, auch di
auf der neuen Erde wiederh
dies nach Röm. 8 und der
versteht, wird keinen Anst
Herrn mit uns trinkend auf
ken. „Ich werde mit eu
er klar, meint also nicht me
welchem bis dahin nur w
trinken, sondern eine darü
meinschaft himmlisch-irdisch
das Osterlamm und das A
füllung haben werden.

II. Der Gang zum Oelb
26: Nach der Einsetzung d
nun hat der Herr das Pa
bald mit dem üblichen Lo
118. Psalm beschlossen; un
Jüngern hinaus nach dem

V. 27 und 28: Auf de
zu seinen Jüngern: Ihr w

Nacht alle an mir ärgern (d. h. Anstoß nehmen, zweifeln und im Glauben schwanken). In dieser Nacht. Es war Nacht auch in tieferem Sinn. Alle Kräfte der Hölle waren in Bewegung, die ganze Geisterwelt war zum entscheidenden Kampf aufgeregt; auch in der Menschenwelt war von allen Seiten her um den Herrn eine Spannung, Verwirrung, Verdunkelung, wie sie kein Dichter je der geschichtlichen Wahrheit ganz entsprechend wird schildern können. Der Herr allein steht noch fest und ruhig den feindlichen Mächten gegenüber und sucht in seiner Liebe auch die Jünger gegen die verwirrende Nacht zu rüsten. Dies thut er durch die warnende Vorherverkündigung ihres Falles. Mit einem Schriftwort aus dem Propheten Sacharja (13, 7) begründet er diese Weissagung. Diese Weissagung hat darin ihre Erfüllung gefunden, daß die Jünger alle in der Nacht des Verraths den Herrn verließen. Zum überschwänglichen Troste der Jünger fügt der Herr der Weissagung ihres Falles auch sogleich noch die Verheißung ihrer Bekehrung bei. Wenn der Hirte geschlagen und getödtet wird, zerstreuen sich die Schafe; aber der Hirte wird auferstehen und seine Schafe wieder sammeln. Der Ausdruck: „ich will vor euch hingehen," ist dem Hirtenleben entnommen. Der Herr will sagen: ich will erst dann recht euer Hirte werden und euch aus der Zerstreuung zu mir sammeln, wobei sich die Verzeihung des Aergernisses von selbst versteht.

V. 29: Petrus aber sagte. Petrus fühlte durch die Liebe des Herrn sein Herz mächtig entzündet zu inniger Gegenliebe. Und im Gefühl dieser Gegenliebe glaubte er sich stark genug, selbst sein Leben für den Herrn hinzugeben. Er wußte es noch nicht, wie schwach auch unsere beste Liebe uns noch läßt, wenn wir auf sie allein angewiesen sind, wenn die Gnade Gottes uns nicht schützt. Wenn sie sich alle ärgerten. In der Vergleichung seiner selbst mit den Anderen offenbart sich der schwache Punkt in der Liebesgesinnung Petri. An seine Abhängigkeit von der göttlichen Gnade denkt er gar nicht, er vertraut lediglich seiner eigenen Kraft, und diese überschätzt er dermaßen, daß er sich selbst für besser und stärker hält, als alle anderen Jünger.

V. 30 und 31: Um den sicheren Petrus zu warnen und sein unbegründetes Selbstvertrauen zu erschüttern, wiederholt nun der Herr die obige Weissagung noch einmal mit ganz bestimmter Anwendung auf Petrus; ja er verstärkt sie noch, indem er nicht mehr blos von einem „sich ärgern", sondern sogar von einem „dreimaligen Verleugnen" redet. Zudem ergänzt er die obige Zeitbestimmung noch durch den Ausdruck: „ehe der Hahn zweimal krähet." Ein Hahnenruf — und wie mancherlei hat schon die Gnade, welche die Natur uns zum Heile regiert, zu solch' einem Hahnenrufe gemacht! — kann tiefbetrübte Sünder plötzlich wecken, aber nur, wenn ein Wort vorhergegangen, an welches zu denken er mahnt. Wiederum das kräftigste, zeugendste Wort vorher kann vergeblich sein, wie wir hier an Petrus sehen. Der ist nun einmal unbelehrbar durch bloße Worte, selbst aus des Meisters Mund und überbietet den Meister, ja sich selbst in Versicherungen seiner Treue: Wenn ich mit Dir sterben müßte u. s. w. Alle Jünger, d. h. die noch da waren (denn des Judas Entfernung wird schweigend vorausgesetzt) sagen dasselbe. Sie fühlten ja die gleiche Liebe wie Petrus, und da er sie dem Herrn versicherte, wollten sie gegen ihn nicht zurückstehen.

Der Herr aber schwieg nun stille. Er ließ sich durch das vermessene Besserwissenwollen seiner Jünger nicht zur Ungeduld reizen, und hat damit allen Eltern und Lehrern ein sehr beachtenswerthes Exempel gegeben. Es ist aber schlimm, wenn wir dem Herrn gegenüber das letzte Wort behalten; es folgt darauf sicher eine Zeit, wo wir das mit Thränen bereuen werden. Daher sollen wir ja dem Herrn und seinem Wort allezeit Recht geben, wenn wir ihn auch oft nicht verstehen und sein Wort wider unser Gefühl und unser Meinen geht.

Disposition: Das Mahl des Neuen Bundes.

1) Es ist die Erfüllung dessen, was im alttestamentlichen Passahmahl nur angedeutet war;
2) es ist ein Mahl dankbaren Andenkens;
3) ein Liebesmahl (Verbindung der Erlösten unter einander);
4) ein Bundesmahl;
5) ein Mahl der Gemeinschaft mit Christo (Selbstmittheilung Christi);
6) eine Verheißung der Seligkeit der Erlösten auf der neuen Erde (V. 25).

Sonntag, 22. Oktober. Mark. 14, 32—42.

Der Kampf in Gethsemane.

Der Weg nach dem Oelberg führte den Herrn und seine Jünger über den Bach Kidron, den dunkeln Bach im tiefen Thale, über welchen einst auch David im tiefsten Elend gegangen war (2 Sam. 15, 32). Am Fuße des Oelbergs lag der Garten Gethsemane, welchen Jesus häufig mit seinen Jüngern besucht hatte. Dieser Garten war der Schauplatz des geheimnißvollen Seelenleidens Jesu, das unsere heutige Lektion beschreibt.

I. Der kämpfende Heiland. (V. 32—36). **V. 32 bis 34:** In dem Garten angekommen, spricht Jesus zu seinen Jüngern: Setzet euch hier u. s. w. Dies galt acht von den elf Jüngern. Sie sollten nicht wissen, zu welchem Angstgebet er jetzt ging; denn sie hätten's nicht tragen können. Und seiner Weisung gehorsam, lassen sie sich am Eingang des Gartens nieder. Dann nahm er zu sich Petrum, Jakobum und Johannem. Diese, die kurz vorher seine Herrlichkeit auf dem Berge der Verklärung gesehen hatten, sollten nun auch Zeugen seiner tiefsten Erniedrigung werden, damit wir auch wüßten, wie sauer es ihm geworden, uns zu erlösen. Als er nun mit diesen Dreien allein war, da ward es plötzlich ein gar Anderes mit ihm. Er fing an zu zittern (eigentlich: sich zu entsetzen) und zu zagen. Es war, als sei er plötzlich im Versinken in einem Meer von Angst. Eine unaussprechliche Schwermuth ergriff seine Seele, und die Schmerzen, die er an seiner heiligen Seele litt, prägten sich in seinen Geberden ab. Er zitterte und zagte wie ein Mann des Todes, der ohne allen Trost ist. Und als Ursache davon führt Markus an: er habe sich

Digitized by Google

entsetzt, ein Ausdruck, der ein plötzliches Mark und Bein durchschütterndes Erschrecken vor irgend einem Gegenstand anzeigt. Und dann sprach er: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Das heißt nicht blos: „Ich bin sterbenstraurig," sondern es soll das Todesgrauen ausdrücken, wie es der Sünder empfindet, der keinen versöhnten Gott hat. Bis zu welchem Grade aber dieses Todesgrauen bei dem Herrn sich steigerte, das sehen wir aus der flehentlichen Bitte, die er an die Jünger richtet: Bleibet hier und wachet (mit mir). Das soll heißen: „Verlaßt mich nicht, eure Nähe ist mir tröstlich." In welcher grausen Umgebung muß er sich befunden haben, daß schon der Anblick dieser armen schwachen Jünger ihm so tröstlich und wohlthuend erscheinen konnte!

Aber woher kam dem Herrn solche Angst und solches Todesgrauen? Der Gerechte, sagt die Schrift, ist auch im Tode getrost. Wie sehen wir denn ihn, den Heiligen, also zittern und zagen? Die Antwort liegt in dem Worte des Apostels: Gott hat den, der von keiner Sünde wußte, für uns zur Sünde gemacht, auf daß wir würden in ihm die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt (2 Kor. 5, 21). Er hat aus erbarmender Liebe unsere Sünde und unseren Tod auf sich genommen, und leidet nun, was wir hätten leiden müssen, wenn er nicht gekommen wäre. Das will sagen: Er trug unsere Sündenschuld und die lag so schwer auf ihm, daß er zitterte und bebete. Was es heiße, von Gott geschieden und verlassen sein, das empfand er so lebendig, als ob er selbst sich in der Lage eines Gerichteten befunden hätte. Zudem mußte er auch die ganze Macht des Satans fühlen. Es war den Mächten der Hölle gestattet, alle ihre List, Gewalt und Kunst wider ihn in's Feld zu stellen. Können sie ihn bis zur Verzweiflung treiben, so mögen sie es thun. Vermögen sie ihn bis zum Tod zu ängstigen und zu foltern, Niemand wehrt es ihnen. Der unsere Strafen tragen wollte, konnte auch dem Geschicke nicht entgehen, den Gewalten des Abgrunds sich preisgegeben zu sehen. Dies war der Kern des geheimnißvollen Seelenleidens Jesu in Gethsemane.

V. 35: Er ging ein wenig fürbaß. In das innerste Heiligthum dieses Seelenkampfes können auch seine Lieblingsjünger ihn nicht mehr begleiten. Hier steht er allein. So ist es oft auch bei uns. Es giebt Tiefen des Leidens und des Kampfes, in welche kein Freund uns begleiten kann, wo jede menschliche Stütze uns verläßt, und Niemand mehr bei uns ist, als Gott allein.

V. 36: Abba, mein Vater u. s. w. Der Herr bittet wohl nicht um Abwendung seines Leidens überhaupt, um deswillen er ja in die Welt gekommen war, sondern um Abwendung „dieses Kelches" bat er, den der Vater eben jetzt an seine Lippen gesetzt hatte, des Todesgrauens und der Schuld der Sünder, welche jetzt über ihn ausgegossen waren. Wie bitter muß dieser Kelch gewesen sein! Und wir hätten ihn trinken müssen, wenn er ihn nicht für uns hätte trinken wollen. Aber das wollte er, auch da er um Abwendung desselben bat. Denn in dem Worte: Doch nicht wie ich will u. s. w. liegt der Gedanke: „Hast du keinen anderen Weg, das arme Menschengeschlecht zu erlösen, so reiche mir immerhin den bittern Leidenskelch; um den Preis, daß die Menschen verloren gehen, begehre ich nicht, von dieser Last befreit zu werden. Daß an deinem Liebesrathschluß ja nichts geändert werde, thue doch ja nicht, wie ich nach meiner schwachen menschlichen Natur will, sondern wie du willst!" Daß der Vater auf das inständige, dreimal wiederholte Flehen seines geliebten Sohnes nicht antwortete und den Leidenskelch nicht von ihm nahm, das ist der stärkste Beweis dafür, daß das Marterleiden und der Tod Jesu zur Erlösung der Menschen unumgänglich nothwendig war. Hätte es irgend einen anderen Weg gegeben, die Menschen zu erretten, der Vater hätte gewiß seinen Sohn nicht so heiß und flehentlich bitten lassen, ohne ihn seinem Leiden zu entreißen. Aber es gab keinen.

II. Die schlafenden Jünger. (V. 37—42). **V. 36 und 37:** Er kam und fand sie schlafend. Er kam zu ihnen, als ob er bei ihnen Trost und Hülfe suchen wollte; aber er fand sie schlafend. Sie hatten kein Wörtlein des Trostes für ihn. Wer es je erfahren, welch ein Trost es ist, in Leidensstunden sich von lieben Freunden umgeben zu sehen, der kann etwas davon ahnen, was der Heiland fühlen mußte, als er in dieser Stunde der höchsten Noth die Freunde schlafend fand! Aber er straft sie nicht; ach, in dieser Stunde lag die Strafe allein auf ihm! Er tadelt sie nur leise, indem er zunächst zu Petro, der mit ihm hatte in den Tod gehen wollen, spricht: Simon, schläfst du? u. s. w.

V. 38: Wachet und betet, daß ihr nicht in Anfechtung fallet. Aus diesen Worten sehen wir, daß Jesus doch nicht blos um seiner selbst willen zu den Seinen zurückgekehrt ist. Wie eine zärtliche Mutter von ihrem Krankenlager sich aufrafft und ihrer Schmerzen nicht achtet, um eine Gefahr von ihren Kindern abzuwenden, so entreißt er sich dreimal seinem Angstgebet und kommt zu seinen Jüngern. Die Stunde der Finsterniß war gekommen. Da galt es auch für die Jünger, alle Kräfte des Geistes zusammenzuraffen, um nicht der Versuchung zu Aergerniß, Unglaube und Abfall zu erliegen. Hätten die Jünger jetzt, anstatt zu schlafen, gebetet, so hätten sie ihn nachher wahrscheinlich nicht verlassen, und Petrus hätte ihn nicht verleugnet. — Auch für uns und alle Christen enthalten die Worte Jesu eine ernste Mahnung und Warnung.

V. 39 und 40: Er ging wieder hin und betete. Ob er auch schon ahnte, was das Schweigen des Vaters zu bedeuten habe; er betet dennoch fort. In dieser Stunde des furchtbaren Seelenleidens ist sein Platz an dem Herzen des Vaters, und sein Glaube sagt ihm, daß von dort ihm dennoch endlich Hülfe werden müsse. — Zu seinen Jüngern zurückgekehrt, findet er sie wieder schlafend. Diesmal macht er keinen Versuch, sie zu wecken, sondern kehrt schweigend in den Kampf des Gebetes zurück. Wie heiß dieser Kampf gewesen, das sagt uns Lukas (22, 44) in den Worten: „Und es kam, daß er mit dem Tode rang und betete heftiger; es ward aber sein Schweiß wie Blutstropfen, die fielen auf die Erde." Welch eine geheimnißvolle Tiefe des Leidens erschließt dies Wort unseren Blicken! Nur von einem Menschen noch, von Karl IX. von Frankreich, der die Pariser Bluthochzeit auf dem Gewissen hatte, wird behauptet, daß er unter den Anklagen seines Gewissens im buchstäblichen Sinne blutigen Angstschweiß vergossen habe. Karl IX., jener Mörder

Digitized by Google

von Tausenden, und Jesus, der Heilige Gottes — welch eine Parallele! Aber Jesus war das Lamm Gottes, das der ganzen Welt Sünde trug; daher kam ihm solch namenloses Leiden.

Endlich wird es ruhiger in ihm, und die Hülfe erscheint. Freilich nicht in der Weise, daß er dem Leiden und Sterben entnommen worden wäre; aber die Stunde der Finsterniß, die schrecklichen inneren Anfechtungen sind vorüber und ruhen wenigstens eine Zeit lang, bis sie noch einmal auf Golgatha wiederkehren, wo sie ihm den Angstschrei auspressen: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen!"

V. 41 und 42: Nun weckt der Herr die Jünger aus dem Schlafe, kündigt ihnen an, daß die Stunde gekommen sei, da er in der Sünder Hände überantwortet werde, und führt sie selbst festen Schrittes dem Verräther entgegen. Die Jünger sind dabei wohl nicht so getrosten Muthes gewesen, denn sie hatten es fehlen lassen am Wachen und Beten. Indeß haben wir keine Ursache, einen Stein auf sie zu werfen, wenn wir bedenken, wie oft wir uns denselben Fehler zu Schulden kommen lassen, und mit welcher Gleichgültigkeit wir oft an dem Leiden des Herrn vorübergehen.

Disposition: Was wir bei Betrachtung des Kampfes in Gethsemane von dem Herrn lernen können.

1) Er lehrt uns dulden.
2) Er lehrt uns beten.
3) Er lehrt uns wachen.
4) Er lehrt uns am rechten Orte Hülfe suchen in der Noth.

Sonntag, 29. Okt. Mark. 14, 43—54.

Der Verrath und die Gefangennehmung.

I. Der Verrath. (V. 43—45.) **V. 43:** „Stehet auf und lasset uns gehen, er ist da, der mich verräth," hatte Jesus zu den Jüngern gesprochen; und alsbald, da er noch redete, kam Judas und eine große Schaar mit ihm. Von dem Passahmahle weg war Judas im Schutze der Nacht zu den Mitgliedern des Synedriums geeilt und betrieb bei ihnen das finstere Werk des Verraths. Zwar hatten die Obersten vor ein paar Tagen noch gemeint: „Ja nicht auf das Fest, auf daß nicht ein Aufruhr werde im Volk"; aber Judas weiß sie zu bereden, ihren früheren Plan fallen zu lassen. So schnell als möglich wurde die Tempelwache auf die Beine gebracht und vom römischen Statthalter die Genehmigung zur Verhaftung Jesu sammt der erforderlichen militärischen Bedeckung geholt. Bis dies geschehen sei, hatte Judas berechnet, müsse Jesus in Gethsemane zu finden sein. Auffallend ist die unverhältnißmäßig große Rüstung und der Aufwand, welchen die Hohenpriester machen, um Jesum in ihre Gewalt zu bekommen. Offenbar lag es in ihrem Interesse, von Pilatus eine große Militärmacht zu verlangen. Je mehr sie bei ihm den Eindruck machten, daß es sich um die Gefangennehmung eines höchst gefährlichen Menschen handle, desto mehr wurde Jesus schon zum Voraus bei der römischen Behörde verdächtigt. Selbst von den Hohenpriestern und Aeltesten des Volks schämen sich viele nicht, den Häschern sich anzuschließen und zur Gefangennehmung Jesu auszuziehen. Judas geht vor ihnen her. Er war der Elendeste unter Allen. Ihn trieb nicht allein die Begierde nach den 30 Silberlingen, sondern er haßte den Herrn, weil er ihm in's Herz gesehen und den bösen Grund desselben offenbart hatte.

Was nun zunächst folgte, wie Jesus der Schaar entgegentrat und mit seinem majestätischen „Ich bin's!" seine Häscher zu Boden streckte, das berichtet Johannes allein. Man sollte nun meinen, ein so gewaltiges Zeugniß für die Hoheit des Herrn hätte auf seine Feinde einen solchen Eindruck gemacht, daß sie ihr Vorhaben aufgegeben hätten. Aber nein, davon sind sie weit entfernt.

V. 44: Zwar zögerte die Rotte noch, Hand an Jesum zu legen; denn der Verräther hatte ihnen ein Zeichen gegeben und gesagt: Welchen ich küssen werde, der ist's u. s. w. Auf dieses Zeichen warteten nun die Häscher noch, obwohl es durch das Hervortreten Jesu und seine majestätische Offenbarung überflüssig geworden war. Judas hat sein Wort verpfändet und den Vertrag mit dem Satan abgeschlossen, daher muß das Verrätherzeichen gegeben werden. Zwar war die letzte gewaltige Offenbarung der Herrlichkeit des Herrn gewiß auch an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Aber er hatte sich einmal zum Werkzeug des Satans hergegeben, und nun war auf der abschüssigen Bahn, die er betreten, kein Aufhalten mehr möglich. Die Macht der Finsterniß riß ihn fort, bis er die schreckliche That des Verraths vollendet hatte. Ob vielleicht auch wankenden Schrittes und mit innerlichem Zagen führte er doch sein trauriges Werk aus.

V. 45: Er trat zu Jesu — und küssete ihn. Dieser Kuß ist das Ruchloseste und Verabscheuungswürdigste, was im finsteren Bereich menschlicher Sünde je zu Tage trat. Daß der Jünger seinen Meister, daß ein Mensch des Menschensohn, der um der Menschen willen vom Himmel kam, verräth, das ist entsetzlich, daß er ihn aber mit einem Kusse, dem Zeichen des Friedens und der Freundschaft, verräth, das ist teuflisch. Welchen Schmerz muß der Heiland in diesem Augenblick um das verlorene Kind gefühlt haben!

II. Der falsche Eifer des Petrus. (V. 46—49).

V. 46 und 47: Durch Judas Vorgang ermuthigt, traten die Häscher nun herzu und legten die Hände an Jesum und griffen ihn. Da das seine Jünger sahen, begann das Blut in ihren Adern zu kochen, und wie aus einem Munde sprachen sie: Herr sollen wir mit dem Schwerte dreinschlagen? Und Petrus zog sogar das Schwert und hieb einem Knechte des Hohenpriesters (Namens Malchus) das rechte Ohr ab. Die Gegenwart des Herrn, dessen Machtwort soeben die ganze Rotte zu Boden geworfen hatte, machte die Jünger so kühn, daß sie es mit der ganzen Schaar glaubten aufnehmen zu können. Kämpfend hätten sie wohl auch für ihren Meister sterben können; aber zum widerstandslosen geduldigen Leiden hatten sie keine Kraft. Wir sehen hier recht deutlich, wie wenig wir mit unserem natürlichen Gutmeinen dem Herrn zu dienen im Stande sind. Ohne es zu

Digitized by Google

ahnen, traten Petrus und die Jünger hier dem göttlichen Liebesrath zur Erlösung der Menschen entgegen. Aber der Herr, der alle unsere gutgemeinten Fehlgriffe wieder gut zu machen weiß, legt sich auch hier in's Mittel, heilt den verwundeten Knecht und verweist Petro seinen unzeitigen Eifer (Luk. 22, 51; Matth. 26, 52 u. 53).

V. 48 u. 49: Nachdem er dann sein Heilungswerk — das letzte während seiner irdischen Laufbahn — vollbracht hatte, hielt er seine heiligen Hände willig hin, sie binden zu lassen mit Verbrecherketten. Und die Feinde ergriffen sie und banden sie, die immer nur zum Wohlthun sich ausgestreckt hatten. Wie bewährt sich hier das Sprüchwort: „Undank ist der Welt Lohn." Wenn dir je Aehnliches widerfährt, wenn deine reinsten Absichten verkannt und deine Wohlthaten mit schnödem Undank erwidert werden, dann tröste dich mit dem Gedanken, daß deinem Heiland seine Liebe noch viel übler gelohnt worden ist — zu deinem und aller Menschen Heil. Durch die Worte: Ihr seid ausgegangen u. s. w. sucht Jesus seinen Feinden das Gewissen zu wecken und sie zu der Erkenntniß zu bringen, daß sie sich an einem Unschuldigen vergriffen haben, dessen heiliges Leiden schon von den Propheten (besonders Jesaias Kap. 53) geweissagt worden. Mag dies Wort vielleicht Einzelne zum Nachdenken gebracht haben, für die große Mehrzahl war's umsonst geredet, und verhallte wirkungslos in dem Lärm des leidenschaftlichen Hasses.

III. Die Flucht der Jünger. (V. 50—54). **V. 50:** Nun geschah, was der Herr vorhergesagt hatte: die Jünger ärgerten sich an ihm. Sie konnten sich nicht darein finden, daß er sich geduldig wie ein Lamm zur Schlachtbank führen ließ. Sie hatten sich den Ausgang gar anders gedacht. Des Herrn Gedanken stimmten nicht mit ihren Gedanken, darum gaben sie nun Alles verloren, verließen den Herrn und flohen. Schauen wir in den Jüngern unser Bild. Auch wir ärgern uns oft an dem Herrn und werden irre, wenn er uns Wege führt, die unserem Verstande unbegreiflich und unserem Sinn zuwider sind. Ach, daß wir es doch einmal lernten, daß Gottes Gedanken höher sind, als unsere Gedanken!

V. 51 u. 52: Der Jüngling, von dem in diesem Verse die Rede ist, wird von den meisten Schriftauslegern für Markus selbst gehalten, weil er allein dieses Umstandes erwähnt. Es ist wohl möglich, daß ihm die Erinnerung an die erste Verfolgung um des Herrn willen so theuer gewesen ist, daß er es nicht hat unterlassen können, ihrer auch in seinem Evangelium mit Dank gegen den Herrn zu gedenken.

V. 53: Gebunden wie ein gemeiner Verbrecher, wurde nun Jesus zu dem Hohenpriester geführt, zunächst zu Hannas, der seines Amtes entsetzt worden war, aber trotzdem bei dem Volke im höchsten Ansehen stand, und dann zu Kaiphas, welcher sogleich nach der Gefangennehmung Jesu eine Versammlung des Synedriums zusammenberufen hatte.

V. 54: Als man den Herrn im Garten Gethsemane gebunden hatte und nun fortführte, war mit den übrigen Jüngern auch Petrus geflohen. Der fleischliche Muth, der ihn eben noch hatte das Schwert ziehen lassen, war bald gesunken und hatte einer ebenso großen Verzagtheit Platz gemacht. Doch besann er sich bald wieder, und schämte sich seiner Schwachheit. Er gedachte wohl seines Wortes: „Ich bin bereit, mit dir in den Tod zu gehen!" Da erwachte der Ehrgeiz in ihm, er wollte doch Recht behalten wider den Herrn, und dieser sollte sehen, was er an seinem Petrus habe. So kehrte er denn zurück, und folgte Jesu von Ferne nach in den hohepriesterlichen Palast. Dort setzte er sich zu den Knechten des Hohenpriesters und wärmte sich. Wie er vorher dem Herrn nur „von ferne" gefolgt war, um nicht erkannt zu werden, so sucht er auch jetzt es sorgfältig zu verbergen, daß er ein Jünger Jesu war. Ja seine Absicht ging offenbar dahin, vor den Söldlingen sich den Schein zu geben, als gehöre er zu ihnen und theile ihre Gesinnungen gegen den Nazarener. Hiemit hatte seine Verleugnung eigentlich schon begonnen. Ach, wie oft fallen wir in dieselbe Sünde, indem wir in die Gesellschaften von Gottlosen gehen und hier uns den Anschein geben, als seien wir auch nicht solche Kopfhänger, die keinen Scherz verständen, und nun in ihren Ton weidlich mit einstimmen! Dann folgt auch bei uns, wie dort bei Petrus, gar leicht auf die innere auch eine grobe offenbare Verleugnung, und wir tragen Wunden davon, die wir zeitlebens fühlen müssen.

Disposition. Von den Hindernissen der treuen Nachfolge Jesu.

1) Die unberechtigte Benützung des Christennamens, wie wir sie sehen bei Judas und bei den Namenchristen, die vor der Welt als Christen gelten wollen, aber in ihrer Heuchelei vor dem Herrn offenbar sind.

2) Der thörichte Wahn, mit fleischlichen Waffen die Sache Christi vertheidigen zu wollen (Petrus). Der heilige Geist allein kann die Kirche Christi schützen und erhalten. Wenn wir auf Menschenkraft vertrauen, werden wir zu Schanden werden.

3) Die Kreuzesscheu, welcher sich die Jünger schuldig machten.



Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Unsere Congreßleute sind nunmehr zu Hause, und ruhen von den Strapazen in Washington aus, oder haben sich mit aller Macht in den Wahlkampf geworfen.

Dieser Wahlkampf ist vielleicht die Ursache, um derenwillen die Congreßsitzung so lange währte. Jede Partei war bestrebt, etwas zu verrichten, wodurch die Aufmerksamkeit des Landes auf sie gerichtet ward; jede beflissen, der anderen einen Makel aufzuhängen. Daß einer der beiden Parteien besonders viel gelungen sei, kann nachgerade nicht gesagt werden.

Dagegen hört man bereits von Demokraten und Republikanern, daß die bösen Gegner daran schuld seien, daß dem Volke dies und auch etwas anderes aufgebürdet worden, und namentlich ist es die Steuerfrage, die viel Rede und Gegenrede verursacht, denn jede Partei schiebt der andern die Schuld zu, daß der Antrag, die einzelnen Steuern herabzusetzen, im Senat liegen blieb, und somit das arme Volk noch länger unter der großen Steuerlast zu seufzen habe.

Wie viel Last im Falle der Erniedrigung einiger Steuern abgenommen worden wäre, dahinter ist ein großes Fragezeichen zu machen. Im letzten Grunde scheint uns diese Steuerfrage nichts anderes zu sein, als ein Theil des Kampfes zwischen Freihändlern und Schutzzöllnern. Die letzteren dachten, daß die Verminderung der Steuern selbstverständlich auch eine Verminderung im Bundesschatzamt zur Folge haben müsse, und somit an Herabsetzung der Zölle nicht gedacht werden könne.

Also manöveriren die Leute auf den beiden äußersten Flanken hin und her, und — heraus kommt dabei nichts. Mit diesen Extremisten ist nichts zu machen. Jeder steht auf seiner Planke, und hat seiner Meinung nach Recht, auch wenn darob die Welt untergehen sollte. Die meisten Bürger der Vereinigten Staaten aber sind weder absolute Freihändler, noch befürworten sie einen unvernünftigen Schutzzoll. Sie wissen, daß wir den Zoll nöthig haben, um die Zinsen der Bundesschuld, sowie andere Ausgaben der Bundesregierung zu bestreiten, und wissen auch, daß wir unsere Industrie zu schützen haben, soll sie nicht zu Grunde gehen.

Mit diesen Leuten, welche den goldenen Mittelweg gehen, läßt sich reden. Sie schauen sich die Sachen von allen Seiten an, und kommen zu billigen Schlußfolgerungen. Sie schreien nicht, wie die extremen Freihändler, daß der Zoll n u r e i n S c h u t z z o l l zur Bereicherung einiger Fabrikanten sei, sondern wissen, daß derselbe doch auch wieder anderen Leuten, und selbst den Landwirthen, zu gut kommt. Sie erkennen aber auch, daß es der Regierung nichts schaden und im Interesse des Volkes wäre, wenn der übermäßig hohe Eingangszoll, der auf einer Anzahl Artikel lastet, erleichtert würde.

Schade ist es, daß diese Mehrheit des Volkes trotz der freigewählten Volksvertretung in der Gesetzgebung nicht gehört wird; sondern daß in derselben die beiden extremen Parteien sich bekämpfen, und diejenige die Oberhand behält, welche zur Zeit das meiste Geschick entfaltet, das meiste Geld aufwendet und deshalb den bedeutendsten Einfluß ausübt.

Die Steuerverhältnisse im deutschen Reich. Fürst Bismarck hat trotz dem Widerstande der liberalen Partei offen erklärt, daß er den Kampf der Steuerreform so lange fortsetze, bis entweder er selbst oder der Steuerexekutor todt sei. Er möchte sogar die höheren Stände soweit besteuern, daß die Einkommen bis zu 6000 Mark steuerfrei seien. Es muß in der That schauderhaft genug aussehen, denn es ist festgestellt, daß im deutschen Reich jährlich 1,100,000 Steuer-Exekutionen vorgenommen werden, ohne die Zwangsvollstreckungen, welche die Gemeinden zur Eintreibung der Communalsteuer vornehmen lassen, und welche gar nicht zu taxiren sind, denn zu den Staatssteuern kommen die Communalsteuern, welche in der Regel ebensoviel, an vielen Orten weit mehr als die Staatssteuern betragen. Fürst Bismarck führte folgenden Beweis dafür an:

Ein Arzt aus Witten a. d. Saar theilte ihm mit, daß ein ihm bekannter fleißiger Arbeiter mit etwa 800 Mark Jahresverdienst sich ein kleines Kapital erworben, und dasselbe nicht besser anlegen zu können glaubte, als indem er sich ein Haus baute, aus dem er aber jetzt kaum die Zinsen seiner aufgenommenen Hypothek von 18,000 Mark herausschlägt. Daran muß er zahlen:

Klassensteuer	M.	9 00
Communalsteuer		41 40
Gebäudesteuer		40 00
Communalsteuerzuschlag zu derselben. .		46 00
Kirchensteuer		9 50
	M.	145 90

also 10 Prozent seines Einkommens! Wenn der Mann sich kein Haus gebaut hätte, so hätte er immer noch M.59.90 zu bezahlen, also 7,4 Prozent. Ja es gibt Ortschaften, wo die Communalsteuern sechsmal und noch mehr betragen, als die Staatssteuern. Nach einer interessanten Zusammenstellung, die mir vorliegt, giebt es in Preußen 9,155,855 steuerpflichtige Bürger, davon sind 3,931,231 von der Steuer befreit. Diese letzteren sind deshalb davon befreit, weil ihr Einkommen nicht einmal die Höhe von 420 Mark im Jahr erreicht. Auf der ersten Steuerstufe stehen mit einem Einkommen von 660—1500 Mark nahezu 2 Millionen Bürger. Ein Einkommen von 1500—3000 Mark beziehen nur 376,827, und ein Einkommen von 3000—9600 nur 155,394, von 9600—36,000 nur 20,000, und sehr große Einkommen von über 36,000 Mark haben nur 2471 Bürger. Daraus erklärt sich, daß der arme Mann die größte Steuerlast trägt. Ihn davon zu befreien, und die Last auf solche zu legen, welche es besser tragen können, ist des Reichskanzlers Bestreben. An eine Verminderung des Militärs ist schwerlich zu denken — denn Europa ist wie ein Vulkan, stets bereit seine glühende Lava auszuspeien, und die Ereignisse in Rußland und Frankreich nöthigen Deutschland, auf der Hut zu sein.

W.

Digitized by Google

Deutsche Sonntagschulen in Rußland. 'S giebt doch noch 'was Neues unter der Sonne: „Deutsche Sonntagschulen in Rußland!" Wie hat unser Herz gejubelt, als wir davon lasen! Nicht eine blos ist es — 14 sind bereits organisirt mit 163 Lehrern und 2080 Schülern. Petersburg, die Hauptstadt des russischen Reiches, zählt deren acht, die Stadt Riga vier und die Städte Reval und Leal je eine. Die Lutheraner und Reformirten haben dieselben unter ihrer Oberaufsicht, worüber wir uns herzlich freuen. Gott segne die deutschen Sonntagschulen in Rußland und mehre dieselben tausendfältig!

Die diesjährige Cincinnati Ausstellung bietet nebst vielen anderen Sehenswürdigkeiten auch ein in voller Operation begriffenes Postamt. Der unternehmende Postmeister in Cincinnati hat nämlich mit der Oberpostbehörde die Verabredung getroffen, daß im Ausstellungsgebäude ein Zweigpostamt angelegt wurde, in welchem dem Publikum die Art und Weise der Postbeförderung veranschaulicht wird.

Die politischen Tagesfragen sind heute in den Ver. Staaten ganz anderer Art wie vor 10 oder 15 Jahren, zu welcher Zeit man nur fragte, bist du Demokrat oder Republikaner?

Die „Philadelphia Times" hat deshalb jedem Congreß-Candidaten eine Anzahl Fragen zugesandt, nämlich: 1) Werden Sie im Fall der Erwählung für die gänzliche Abschaffung des Inlandsteuer-Systems, mit Ausnahme der Steuern auf geistige Getränke und Tabak, wirken? 2) Werden Sie für die Beseitigung der Inlandsteuer-Aemter einstehen, welche eine jährliche Ausgabe von $5,000,000 involviren? 3) Beabsichtigen Sie, wenn erwählt, darauf hinzuwirken, daß fürderhin das Raubsystem der Partei-Assessments im Einklange mit dem Geist, wenn nicht mit dem Buchstaben, bestehender Gesetze unmöglich werde? 4) Wollen Sie sich bemühen, der schamlosen Verschwendung von Regierungsgeldern Einhalt zu thun und in die öffentliche Verwaltung die strengste Sparsamkeit einzuführen, so daß das Volk von der gegenwärtigen unerträglichen Steuerlast befreit wird?
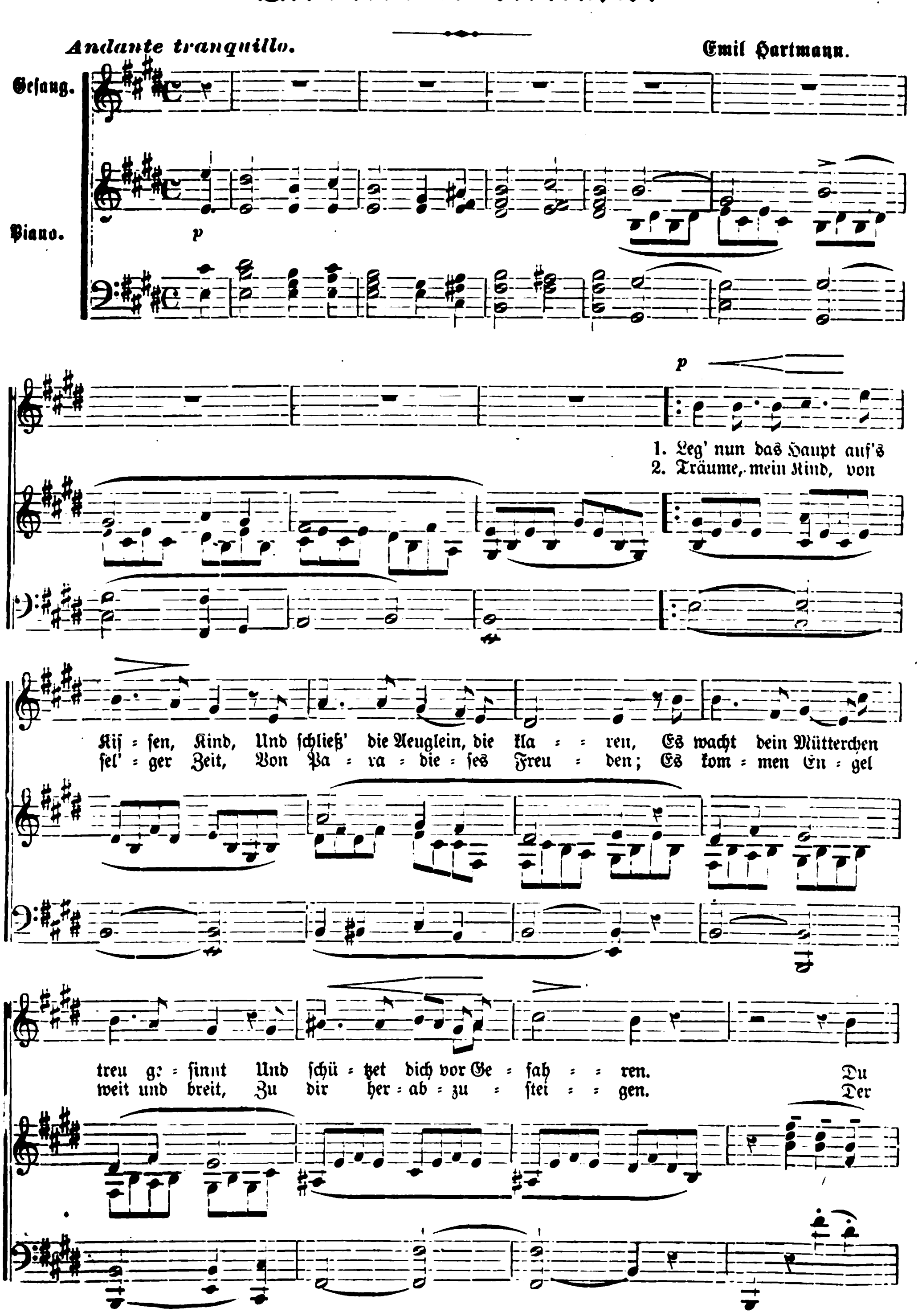
Diese Fragen lassen sich natürlich noch erheblich erweitern und die „Times" hätte auch die Tariffrage und die Civildienstreform in den Kreis derselben ziehen können. Auch würde es nur nützlich wirken, wenn man wüßte, wie die Herren Congreßleute zur Temperenzfrage stehen, obwohl der Congreß keine bezüglichen Gesetze für die einzelnen Staaten macht.

Es beginnt doch etwas Licht zu werden in China. Die kaiserliche Regierung daselbst sieht allmählich ein, daß eine Abschließung von den Ländern Europas und Amerikas auf die Dauer nicht mehr möglich ist. Erreicht man in Bezug auf den Verkehr mit dem Abendlande auch noch nicht die übrigen Japaner, so sind doch Zeichen der Besserung zu bemerken. Herr Lytschao-Pee, Attache bei der chinesischen Gesandtschaft in Paris und vor Kurzem zum „Offizier der Akademie" daselbst ernannt, hat neulich einige Aufsätze veröffentlicht, in welchen er diese Bestrebungen Chinas zusammenstellt. Wir entnehmen daraus, daß China schon jetzt diplomatisch in Paris, London, St. Petersburg, Berlin, Washington, Madrid, Lima, Havanna vertreten ist, theils durch Gesandte, theils durch Geschäftsträger. Im Jahre 1877 wurden 30 chinesische Ingenieurzöglinge nach England, Frankreich und Deutschland zur Ausbildung geschickt, welche 1881 zurückkehrten. Unter ihnen befand sich Herr Ma-Kien-Tschung, der sich in Paris den Grad eines „Bachelier" erwarb und das Rechtsanwalts-Examen vorzüglich bestand. Gegenwärtig studiren 1 Admiral, 16 Offiziere und 200 Matrosen aus China in England dessen maritime Verhältnisse. Unter der Leitung des fortschrittlich gesinnten Mandarinen U-Kia-tschan besteht zu Hartford in den Vereinigten Staaten eine chinesische Lehranstalt, die etwa 200 Zöglinge im Alter von 15 bis 20 Jahren zählt, welche in fremden Sprachen, Wissenschaften und Gewerben unterrichtet werden.

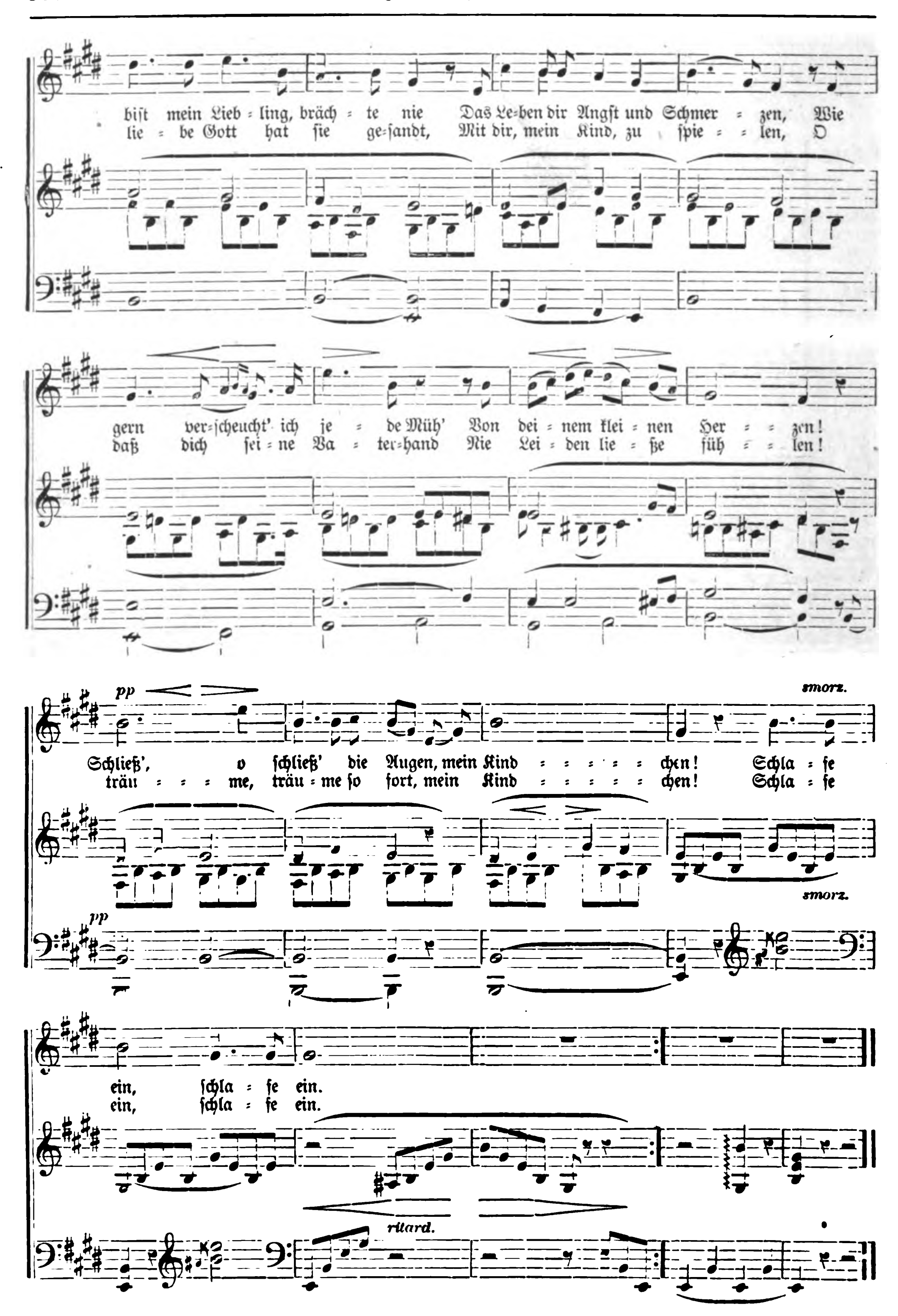
Cochinchina ist eine durch Reichthum des Bodens und günstige Lage ausgezeichnete französische Colonie in Hinterindien, wo die Franzosen seit 1867 herrschen. Es zeigt sich hier aber wieder so recht, wie gering ihre Befähigung zur Colonisation ist und wie sie anderen Völkern dort den Handel zum größten Theil überlassen müssen. In der Hauptstadt Saigon, welche einen Import- und Exporthandel von jährlich über 20 Millionen Francs hat, wird das Hauptgeschäft durch Deutsche, Engländer und Amerikaner gemacht. In richtigem Verständnisse des Aufschwungs, den der Handel durch diese fremden Kaufleute genommen, ist ihnen die Regierung sehr liberal entgegengekommen. Ein gleiches läßt sich leider nicht von der dortigen französischen Bevölkerung sagen, die mit neidischen Augen namentlich die Erfolge der Deutschen betrachtet. Wie der englische Consul in Saigon jüngst berichtet, wurde in einer Sitzung des Colonialraths unter allgemeinem Beifall berichtet, daß es den französischen Kaufleuten unmöglich gemacht sei, mit den Deutschen und Engländern im Außenhandel zu concurriren. Es wurde hieran das Verlangen geknüpft, dieselben vom Handel auszuschließen. Der englische Consul schreibt, daß wenn diese bedauerliche Absicht zur That würde, der blühende Handel der Colonie in die Hände nicht der dortigen Franzosen, wohl aber in diejenigen der zahlreich dort angesiedelten Chinesen fallen müßte.

Digitized by Google

Meinem Kinde.



Digitized by Google


bist mein Lieb = ling, bräch = te nie Das Le=ben dir Angst und Schmer = zen, Wie
lie = be Gott hat sie ge=sandt, Mit dir, mein Kind, zu spie = = len, O
gern ver=scheucht' ich je = de Müh' Von dei = nem klei = nen Her = = zen!
daß dich sei = ne Va = ter=hand Nie Lei = den lie = ße füh = = len!
pp
smorz.
Schließ', o schließ' die Augen, mein Kind = = = = = = chen! Schla = fe
träu = = = me, träu = me so fort, mein Kind = = = = = = chen! Schla = fe
pp
smorz.
ein, schla = fe ein.
ein, schla = fe ein.
ritard.

Digitized by Google



MUTTERLIEBE

Digitized by Google

wichtig ist das Schriftstück, ...
blos die persönlichen Erlebnisse, sondern auch die allgemeinen Ereignisse und Fragen behandelt, ein bedeutungsvoller Beitrag zur Geschichte jener Tage.

Hauptsächlichste entnehmen.

12. Juli. 10½ Uhr. Die Diener springen die Treppen herauf mit dem Rufe: „Der Pascha

Digitized by Google



Digitized by Google

ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. November 1882. Elftes Heft.

Haus und Herd.

Christus im Mutterherzen.

Zum Stahlstich.

Ach, die Kindlein suchen Alles
An der lieben Mutter Brust,
Allen Trost und alle Hilfe,
Alle Freude, alle Lust.

Aber eine heil'ge Stätte
Wird der Mutter Brust für sie,
Wenn sie ihren Herrn da finden
Ohne Sorgen, ohne Müh.

Spitta.

Die Rettung der Deutschen in Alexandrien.

Von Dr. G. Schweinfurth.

Endlich wird uns über das Ereigniß, welches aus dem Bombardement Alexandriens uns am nächsten berührt, eine ausführliche Darstellung geboten, zugleich durch den berufensten Gewährsmann, durch G. Schweinfurth, den berühmten Reisenden, selber. In einem Brief an seinen Bruder Alexander in Riga beschreibt er seine gefahrvollen Erlebnisse im Privathause eines Freundes, die Bedrohung durch eine wüthende Menge, das zweistündige Parlamentiren mit ihr, seine Rettung nach dem Hospital durch Vermittlung des Gouverneurs, den Aufenthalt daselbst, den nächtlichen Abzug der ganzen deutschen Kolonie nach dem Hafen. Ueberaus wichtig ist das Schriftstück, weil es nicht blos die persönlichen Erlebnisse, sondern auch die allgemeinen Ereignisse und Fragen behandelt, ein bedeutungsvoller Beitrag zur Geschichte jener Tage.

„Ich hatte mich," schreibt Dr. Schweinfurth, „in die gut gebaute Privatwohnung meines Freundes geflüchtet und verlebte daselbst mit anderen Deutschen am 11. Juli einen Tag, den ich nie vergessen werde. Wir waren vom Pöbel belagert, der nach unserm Blut und Gut dürstete und nur durch Gottes Hülfe und unter unsäglichen Anstrengungen gelang es uns, die Strolche aus dem Hause zu halten, bis es mir endlich gelang, einen Brief an meinen Freund Zulfikar Pascha, den Gouverneur von Alexandrien, abzusenden, welcher wohl selbst wenig Macht hatte, aber, das wußte ich, Hülfe bringen würde, wenn es möglich war."

Nunmehr folgen wir dem tagebuchartigen Berichte Dr. Schweinfurths, welchem wir das Hauptsächlichste entnehmen.

12. Juli. 10½ Uhr. Die Diener springen die Treppen herauf mit dem Rufe: „Der Pascha

Digitized by Google

kommt!" Ich eile hinunter, und siehe da, der alte brave Zulfikar, gefolgt von Salem Pascha, Leibarzt des Khedivs, Abate Bey und einem Polizei-Masnur, kommen herauf. Sie setzen sich und ich erzähle ihnen die gestrigen Erlebnisse. Zulfikar verspricht sofort eine Wache von Soldaten; aber auf einen Einwand meinerseits stimmen alle dem Rathe zu, daß es das beste für uns wäre, wenn wir uns in das Hospital der Diakonissinnen vor dem Moharrem Bey-Thore flüchteten.

Kaum ist Zulfikar fort, so geht die Kanonade von Neuem los. In der größten Hast wird einiges Unentbehrliche zusammengepackt. Im geschlossenen Wagen, mit zwei uns als besonders zuverlässig anempfohlenen Polizeisoldaten erreichen wir glücklich das Moharrem Bey-Thor.

Wir halten am Gitterthor des Diakonissenhospitals, das wir von Polizeiposten besetzt finden. Es befanden sich gegen 70 Personen hierselbst, fast alle Deutsche, theils Kranke und Wärterinnen, theils Geflüchtete, Frauen und Kinder. Von namhaften Personen: der Pastor v. Tippelskirch und sein Bruder, Sekretär des Generalconsulats, der emeritirte Kanzler desselben, Mancy, schwer leidend mit seiner Familie, Dr. Kulp und Frau. Drei unter der Küche befindliche Kellerräume dienten als Zufluchtsstätte zur Zeit des Bombardements, und hier saßen jung und alt, Frauen und Männer dichtgedrängt nebeneinander. Mir war es, als beträte ich eine jener Krypten, in welcher die Christen die ersten Jahrhunderte sich vor ihren Verfolgern zu sichern wußten, und das alte Alexandria verwirklichte sich vor meinen Augen. Diese menschenvollgepfropften Kellerräume boten einen traurigen Gegensatz zu den luftigen Hallen und Stuben, welche die Anstalt ihren Besuchern in so uneigennütziger Weise zur Verfügung stellt, Räume von einer Behaglichkeit, wie kein Gasthof in Egypten ihresgleichen zu bieten vermag.

Die Schwester Barbara, liebevoll, besonnen und fest in guten wie in bösen Tagen, bot allen das Beispiel eines wahren Christensinnes, wie es die Religion der ersten Jahrhunderte in seiner blendenden Reinheit uns vorführt. Da gab es kein Wehklagen, keine angstvolle Unruhe; sie und alle die übrigen Schwestern waren leuchtende Vorbilder mannhafter Entschlossenheit und Ruhe. Und wie war diese letztere soeben erst auf die Probe gestellt worden.

Am vergangenen Tage, Nachmittags, war eine von mehreren Soldaten angeführte Bande von gegen 100 Strolchen in's Hospital eingedrungen, um die deutsche Flagge herunter zu reißen, welche man ebenso wie an anderen Stellen als ein Signal für den Feind betrachten wollte. Das Hauptthor, eine Gitterthür, war erbrochen worden, ebenso die feste Holzthür des Hauptgebäudes, und der Pöbel erfüllte bereits den Haupteingang im Innern, als man von der Ursache dieser Gewaltthat Kunde erhielt. Ueber Hals und Kopf war alles in den Keller geflohen, wo die Thür verrammelt wurde, nur die Oberin, Schwester Barbara und einige beherzte Männer hielten Stand und veranlaßten die Meute zum Rückzuge, nachdem man sich ihrem Willen durch Herabnahme der Flagge gefügt. Indeß die Standhaftigkeit der guten Schwestern und der armen Flüchtlinge sollte noch auf eine langwierige Probe gestellt werden, und kaum eine Stunde verstrich in den kommenden Tagen, wo nicht ein die Gemüther bewegender Vorfall zu vermelden gewesen wäre.

2 Uhr Nachmittags. Es heißt, alle Einwohner müßten zur Stadt hinaus, die zusammengeschossen und verbrannt werden soll. Das Gewimmel am nahen Bahnhofe, auf dessen äußersten Flügel die dem Hospital gegenüber einmündenden Straßen zulaufen, muß alles Maß überschreiten, nach dem zu unsern Ohren von daher dringenden Brausen Tausender von Menschenstimmen zu urtheilen. Das gesammte Eisenbahnmaterial ist in Thätigkeit und stundenweise werden neue Züge abgelassen. Auch die große aus der Stadt südostwärts hinausführende Landstraße des Moharrem Bey-Thores, an welcher das Hospital liegt, wimmelt von Flüchtlingen aller Art. Alles rennet, rettet, flüchtet.

Die Stadt ist von regulären Truppen geräumt und nur Polizeisoldaten und viele Deserteure sind zurückgeblieben, um die Plünderung zu leiten. Um den Pöbel noch zu verstärken, hat Arabi die Gefängnisse öffnen lassen. Auch sind die 300 vom 11. Juni her infolge des Gemetzels in Haft genommenen Strolche in Freiheit gesetzt worden. Unsere Polizeiwache hat sich aus dem Staube gemacht. Das Thorgitter muß durch Stützen befestigt werden.

Es vergehen wenige Stunden, und bald bedeckt sich die Straße mit neuem Volk. Das sind nicht mehr die vor dem Bombardement Fliehenden. Tausende in dichtgedrängten Schaaren eilen an uns vorbei, in allen möglichen Aufzügen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, auf Karren, mit Eseln. Alles schleppt Packete mit sich, in Decken eingehüllt und in Säcken das gestohlene Gut. So geht es fort den übrigen Rest des Tages bis zum Einbruch völliger Dunkelheit. Es sind nicht mehr Flüchtlinge, sondern eilende Diebe.

4 Uhr Nachmittags. Die Aufregung bei uns ist groß, da wir nur wenige eingeborene Diener zur Bewachung des von den Polizisten verlassenen Thores zu unserer Verfügung haben. Die Eilenden sind aber so sehr mit ihrem Diebesgute beschäftigt, daß es keinem einfällt, das Hospital zu belästigen. Niemand blickt zu uns hinauf, es

Digitized by Google

ist, als ob das Hospital eine Tarnkappe aufgesetzt hätte. Es steht unter dem sichtbaren Schutze des Allmächtigen.

13. Juli, 5 Uhr Nachmittags. Ein unerwartetes Ereigniß tritt ein: Stadtwärts eilen auf der Straße Reiter dahin; ich erkenne in ihnen die Leibkawassen des Khedives. Mit gezogenem Säbel eilen sie dahin und an der Spitze derselben wehen weiße Fähnchen; dann folgt die berittene Leibwache, die Revolver in der Rechten, und schließlich im offenen Wagen der Khedive selbst, ihm zur Seite Derwisch Pascha, der türkische Commissar. Ich reiße für einen Augenblick die Fenster auf, rufe Hurrah, und ich grüße, bis der Khedive emporschaut und mich erblickt. Es kommen noch drei Staatskarossen mit der Gemahlin des Khedives und den übrigen Frauen des Hofstaates.

Ich hatte gleich erkannt, daß die weißen Fähnchen nur den fremden Truppen gelten konnten, nicht dem Pöbel, der die Straßen Alexandriens inne hatte; so entschloß ich mich sofort, eine Botschaft an den Khediven zu senden, ihn um Hülfe bei der bedrängten Lage des Hospitals anrufend. Ich richtete den Brief an den Gouverneur Zulfikar.

Kaum ist der Khedive vorübergefahren, so bietet sich meinen Blicken ein Anblick dar, der mir einen Augenblick das Blut in den Adern erstarren machte. Ich schaue vorsichtig durch die Glasscheiben zwischen den Stäben der geschlossenen Jalousien hindurch in den Garten hinunter: ein Soldat ist daselbst eingedrungen und richtet sein Gewehr auf ein Fenster des Hospitals. Said, ein getreuer Diener des letzteren, steht daneben, starren Blicks, wie eine Statue. Ich kann nicht hören, was er sagt. Nach einer Minute ängstlicher Erwartung sehe ich, wie beide zum Thore schreiten. Ich springe hinunter, um zu sehen, was es giebt. Schwester Barbara ist hinausgegangen zur Beschwichtigung des Eindringlings. Er hatte nach dem Gelde des Hospitals gefragt, wollte einen Bakschisch erpressen, bedrohte zwei der Diener mit der Flinte, schließlich bettelte er um Brot. Als ihm solches gereicht ward, biß er hinein wie ein hungriger Wolf. Man gab ihm zwei Thaler und er ging von dannen. Diese Art, ihn zu befördern, war durch die Umstände geboten. Wie leicht hätte sich ein Auflauf auf der von Marodeuren aller Art wimmelnden Straße bilden können, und dann wäre eine neue Invasion in das Hospital zu befürchten gewesen.

7 Uhr Nachmittags. Der Diener ist glücklich bis zum Khedive vorgedrungen, hat seinen Wagen ereilt und ihm mein an den Gouverneur gerichtetes Schreiben zugeworfen. Der Khedive, nachdem er dasselbe gelesen, riß ein Stück unbeschriebenen Papiers ab und schrieb mit Bleistift eigenhändig darauf: „Der Khedive wird Truppen senden, und später können Sie in Sicherheit gebracht werden."

14. Juli. Die egyptischen Kavalleristen, die uns der Khedive gesandt, sind um 4 Uhr 15 Min., beim ersten Grauen des Morgens, abgezogen, unter dem Vorwande, sie müßten ihre Pferde füttern. Ersatz ward nicht geboten.

5 Uhr 30 Min. Hunderte von Strolchen, mit Knütteln bewaffnet, ledig einher schreitend, kommen stadtwärts die Straße entlang, um neuen Raub zu halten. Man sieht unter ihnen immer noch die desertirten Soldaten, Marinesoldaten, Polizisten und Mustafasin. Schwer beladene Gepäckwagen ziehen gleichfalls stadtwärts einher. Alle halten weiße Fähnchen in den Händen. Man sieht Männer und Frauen, begleitet von Kindern jedes Alters, auf der Straße stadtwärts ziehen; alle halten sie weiße Fähnchen, weiße Lappen, ja, selbst Papierstücke in den Händen.

7 Uhr Morgens. Es stehen schon wieder drei neue Häuser in der nächsten Umgebung in Brand. Das Feuer glimmt im Innern langsam fort. Man sieht, hier fehlte es an dem in der Stadt üblichen Petrol zur Nachhülfe, denn die Bauart ist wenig holzreich.

10 Uhr. Ich schreibe diesmal direkt an den Khedive, dankend für die gestrige Hülfe, aber auch das Fortbleiben der gegebenen Wache beklagend. Ich berichte von der uns umgebenden Feuersgefahr und der andauernden Plünderung. Der Bote, einer der arabischen Diener des Hospitals, war geschickt genug, bis zu Sr. Hoheit im Palaste von Ras-el-Tin vorzudringen. Tonino Bey, der zweite Ceremonienmeister, versprach baldige Hülfe.

10 Uhr 30 Min. Das Haus gegenüber der Klinik des Hospitals, eines neuen Anbaues am Hauptgebäude, der bis an die Straße reicht, steht in Flammen und brennt schneller als die früher vom Feuer erfaßten. Wasserpumpe und Eimer aller Art werden in Bereitschaft gesetzt. Zum Glück gewähren die Breite der Straße und vier dichtbelaubte Alleebäume einigen Schutz. Auch die Nebenhäuser werden vom Brande erfaßt.

2 Uhr Nachmittags. Ein egyptischer Oberst kommt vom Khedive und meldet die zur Bewachung des Hospitals bestimmten Reiter an. Diese sollen durch Infanteristen abgelöst werden und zuletzt würden preußische Marinesoldaten kommen.

3½ Uhr. Hurrah! 100 englische Soldaten ziehen vorbei, kanalwärts. Wir rufen und winken aus dem Fenster, sie sehen hinauf, nehmen aber kaltblütig keine weitere Notiz von uns. Die Thore sind jetzt von englischen Truppen besetzt. Jetzt beginnt ein starkes Fahren stadtwärts. Wagen voller Koffer und Gepäck drängen sich

Digitized by Google

auf der Straße, ebenso Frauen und Kinder in dichten Schaaren, als gelte es eine Prozession, mit Fähnchen, Lappen und Papierstücken in den Händen. Das erste Dampfschiff ist eingelaufen mit den letzten Flüchtlingen, und fünfzehn englische Herren von Tandjore kommen, uns zu begrüßen. Große Freude.

6 Uhr Nachmittags. Die Preußen sind da! Alle Insassen des Hospitals, Kranke, Gesunde, alt und jung, eilten in den Garten, sie zu begrüßen. Es sind 22 Mann Landungstruppen von S. M. Schiff „Habicht" mit 2 Unteroffizieren und kommandirt vom Kapitän-Lieutenant von Brittwitz. Sie werden in drei Posten um das Hospital vertheilt. Nach langer Zeit wagt man wieder zu singen. Zum Abendgebet wird das Lied „Nun danket alle Gott" angestimmt.

15. Juli. Die Engländer haben mit höchst ungenügenden Streitkräften die große Stadt, die nun zu zwei Dritteln einem rauchenden Aschenhaufen gleicht, besetzt. Mehr als 6—700 Mann sollen nicht verfügbar gewesen sein, obgleich jedermann weiß, daß sie am Tage des Bombardements über 15 Kriegsschiffe zu verfügen hatten. Wären sie gleich am Tage, da die egyptischen Truppen die Stadt geräumt, eingerückt, Brand und Plünderung hätte ihr durchaus erspart bleiben müssen. Jedermann, der hier geblieben, vermuthet in dieser in der Geschichte ihresgleichen suchenden Frevelthat irgend einen Streich perfider Politik. Augenzeugen bestätigen, daß die Mordbrenner mit ihren Petroleumvorräthen ängstlich auf die erwartete Landung der Briten geachtet, daß sie ihr verderbliches Treiben erst in's Werk gesetzt hätten, als die Besitznahme der Stadt seitens der Engländer nicht mehr unmittelbar drohte. Weshalb haben die Engländer durch solches Zögern die Zerstörung Alexandiens beabsichtigt? Mindestens 10 Millionen Pfd. Sterl. europäischen Eigenthums sind hier dieser Neugierde zum Opfer gefallen. Es war ein feiger Kampf von 150 gigantischen Zerstörungswerkzeugen gegen ein halbes Dutzend halbwegs ebenbürtiger egyptischer Waffen. Die Zerstörung der egyptischen Forts war eine durchaus unnütze; denn die englischen Schiffe, stärker als diese, hätten auch ohne Kanonade sicher ihre Truppen an der so schwach vertheidigten Küste landen können. Arabi verfügte hierselbst höchstens über 5000 ordentlicher Truppen, nicht über die 15,000, von denen englische Zeitungen geträumt haben, um das Verdienst der Waffenthat größer zu gestalten.

7 Uhr 30 Min. Morgens. Der deutsche General-Consul, Baron von Saurma, kommt mit der ablösenden Mannschaft vom „Habicht." Wir gehen, von fünfzehn Mann deutscher Landungstruppen begleitet, in die Stadt. Unbeschreiblich ist der Anblick der Straßen, rauchende Steinhaufen versperren sie barrikadenartig oder es bedrohen sie die schwankenden Mauerreste der Häuser. Hier glimmen die Balken, die sich im Innern angehäuft, dort schlagen noch neue Flammen empor. Dazwischen unversehrte Häuser, aber geschwärzt und schon von außen das Bild grenzenloser Zerstörung in ihrem Innern verrathend. Auf dem Pflaster liegen Scherben aller Art, Goldrahmen, Haufen untereinander verwickelter Stoffe der mannigfaltigsten Art, Leichen! Die Todten lagen gruppenweise. In vielen Straßen ist der Gestank unerträglich, denn außer den frei umherliegenden Leichen stecken viele unter den Trümmern und werden erst nach langer Zeit herausgezogen werden können. Man kann annehmen, daß zwei Drittel aller europäischen Häuser verbrannt sind.

2 Uhr Nachmittags. Beunruhigende Nachrichten lösen wieder einmal die so zutraulichen der letzten Stunden ab. Baron v. Saurma, den in der Stadt verbreiteten Gerüchten von einem Heranrücken Arabis Rechnung tragend, besteht darauf, daß auf die erste Kunde von einer derartigen Bewegung hin die Insassen des deutschen Hospitals sich sofort unter Bedeckung der Seeleute nach dem Hafen zu begeben und das Haus zu räumen hätten. Griechen und Russen haben in der Stadt Löscharbeiten begonnen und kämpfen vermittelst Dampfpumpen und Dynamitsprengung gegen das weitere Vordringen des verheerenden Elements. Die Engländer thun nichts.

6 Uhr Nachmittags. Einige der Unsrigen, die in der Stadt waren, bringen die daselbst verbreitete Nachricht zum Hospital, Arabi werde mit 10,000 Mann wieder gegen Alexandrien vorrücken. Man ist in großer Aufregung. Vier viersitzige Wagen sind gemiethet und müssen im Garten vor dem Hospital halten, um im Nothfalle die Schwächsten aufzunehmen.

9 Uhr 30 Minuten. Vizeconsul Helbig kommt vom „Habicht" im Auftrage Baron v. Saurmas, der wegen der bedrohten Lage des Hospitals sehr besorgt ist. In der That setzt dieselbe das Diakonissenhaus der Gefahr aus, im Falle eines feindlichen Angriffs mitten unter das Feuer der kämpfenden Parteien zu gerathen. Es ist 1000 Schritte vom Thor Moharrem Bey entfernt. Der Herr Vizekonsul theilt uns mit, der englische Admiral habe erklärt, daß seine Truppenmacht wahrscheinlich nicht ausreichen werde, um einem Angriff Arabis zu widerstehen, er werde sich vielleicht genöthigt sehen, die Stadt zu räumen. Eine vom Bord des „Helicon" aufsteigende Rakete soll das Signal zum Rückzug geben. Alsdann sollten sich die Schwestern mit den Kranken und allen übrigen Insassen des Hauses nach dem Hafen und an Bord des „Habicht" begeben. Schwester Barbara zögert noch mit dem Ent-

Digitized by Google

schlusse. Vorläufig werden einige nicht zum deutschen Krankenhause gehörige Patienten mit den Wagen fortgeschafft, um sie an das französische und an das griechische Hospital, beide innerhalb der Stadt gelegen, abzugeben.

16. Juli. Die Nacht brach wieder ein unter banger Erwartung dessen, was nun kommen werde. Als um 1 Uhr die vom kommandirenden englischen Offizier der Thorbesatzung versprochene Patrouille beim Hospital noch nicht eingetroffen war, wurde unser Lieutenant sehr unruhig. Er schickte mich mit zwei anderen Herren unter Bedeckung aus Thor, wo wir an den Kommandirenden, Kapitän Campbell, folgende Fragen zu richten hatten: Wo stehen Ihre äußersten Vorposten? Worauf stützen Sie die Angabe, daß Sie das Herannahen des Feindes auf 4 bis 5 Stunden vorauszusehen vermögen? Weshalb ist die versprochene Patrouille ausgeblieben? Die Antworten waren sehr ungenügend. Vorposten waren gar keine vorhanden, und auf meine Frage, ob denn der Kanal besetzt sei, hieß es, der gehöre nicht zu seinem Bezirk!

Es stellte sich heraus, daß das Hospital der vorgeschobenste Punkt war und die deutsche Wache daselbst, diese Nacht aus 15 Mann gebildet, im schlimmsten Falle den ersten Stoß auszuhalten haben würde. Der englische Offizier erklärte, man habe die Befehle geändert, er verfüge am Thor nur über 100 Mann und müsse sich im Nothfalle auf das nahe, seit dem Morgen des 15. besetzte Fort Caffarelli zurückziehen. Als Lieutenant Schönfelder diese Nachrichten erhalten hatte, war er entschlossen, auf der Stelle die vom Baron v. Saurma für den Fall erhaltenen Befehle zur Ausführung zu bringen.

Das Hospital ward innerhalb einer halben Stunde mit der größten Ordnung geräumt und die Schwestern leisteten Wunder musterhafter Ruhe und Entschlossenheit. Selten wohl hat eine Gesellschaft, die in ihrer Mitte einige 40 Frauen und mehrere Kinder zählte, eine derartig vollkommene Disziplin an den Tag gelegt. Das Auftreten des Lieutenants hatte allerdings einen großen Antheil an diesem seltenen Erfolge. Schlimm war es nur, daß der dichtgedrängte Zug mit den vier Wagen sich in gar zu schnellem Marschschritt fortbewegte. Wie ein Block rollte er zum Thore hinaus. Es blieb nur der eine Thorwächter zurück. Ich zitterte für das Schicksal des verlassenen Gebäudes, da bei der Nachbarschaft der von Tausenden von Strolchen und Plünderern bewohnten Kanalgegend eine Ausräumung des Inventars im Handumdrehen erfolgen konnte.

Halbwegs zwischen Hospital und Moharrem-Bey-Thor befindet sich der Viadukt über die in einem tiefen Defilee eingesenkte Eisenbahn, die sich rechts nordostwärts vom Wege hinzieht; dahinter auf der gegenüberliegenden Seite erheben sich die steilen Böschungen des Forts Caffarelli. Kaum hatten wir die Uebergangsstelle erreicht, als sich vom Fort das Geknatter eines Mitrailleusenfeuers vernehmen ließ und gleich darauf fielen aus der Eisenbahnschlucht einige zwanzig schnell hintereinander abgegebene Schüsse, deren Zielscheibe die weißen Beinkleider unserer Marinesoldaten darstellten. Kein Schuß traf, nur Steine an der Böschungskante wurden aufgerissen. Die Schüsse hatten einen gleichmäßigen Klang, und deshalb nehme ich an, daß sie von egyptischen Soldaten mit Hinterladern ausgingen. Der Khediv bezweifelte allerdings am anderen Tage, daß Vorposten Arabis sich so weit vorgewagt haben konnten. Vielleicht waren es nur Marodeure, die es in der Schlucht auf das Wegschießen einzelner Wachen abgesehen hatten.

Es war dunkle Nacht; da stieg das Raketensignal auf. Nun überfiel unsere Flüchtlinge eine große Angst und alles drängte in vermehrtem Laufschritte zum Thore, wo unsere Unruhe durch das Herausrücken von drei Mitrailleusen noch vermehrt wurde. Ein Wagen mit Gepäck stürzte um; er ward später noch gerettet. Als sich unser Trupp durch das enge und dunkle Thor durchdrängte, wobei die englischen Mitrailleusen noch im Wege waren, stürzte eine Frau mit ihrem Kinde hin; der Lieutenant und zwei unserer Marinesoldaten, die ihr zu Hülfe sprangen, kamen auf diese Art mit mir an das Ende des Zuges und wurden von den übrigen getrennt. Ich hatte das schwere Kind zu schleppen.

Eine gute Stunde irrten wir auf weiten Umwegen durch die gespenstigen, rauchenden glimmenden, stinkenden Straßen. Die Richtung war mir bekannt, aber ich vermochte keine Straße wiederzuerkennen. Endlich war die Rue des Soeurs erreicht, kenntlich an den stehengebliebenen festen Mauern des Lazaristenhauses. Von hier aus war der Weg leichter zu finden; aber eine Steinbarrikade nach der andern galt es, immer mit dem schweren Kinde, zu überklettern; die Füße verwickelten sich oft in verworrene Telegraphendrähte, oder sie sanken in den heißen Kalkschutt ein; da mußte von Stein zu Stein gesprungen werden, Wasserlachen, von gesprengten Leitungsröhren gebildet, waren zu vermeiden, drohende, vielstöckige Mauerwerke, alle glimmend, alle rauchend, zu umgehen.

Ganz ermattet langten wir nach fast zweistündigem Umherirren auf dieser schrecklichen Wahlstatt des Kampfes bei der Landungsstelle am Hafen an, und bereits graute der Morgen, als wir nach langem Warten endlich in vier Booten, von einem langsamen Wasserprahm geschleppt, das Bord des „Habicht" erreichten. Baron v. Saurma machte sich gleich auf, um ein Schiff zur Unterbringung der Flüchtlinge zu

Digitized by Google

miethen. Er fand ein solches bei der egyptischen Dampfschifffahrtsgesellschaft der Khedivieh und noch vor Mittag waren die ermüdeten Flüchtlinge leidlich untergebracht. Nach dem Hospitale wurden zugleich neue Mannschaften gesandt zur Bewachung gegen Plünderer und eine der Schwestern entschloß sich, allein daselbst auszuharren.

Die Panik unter den englischen Besatzungstruppen der Stadt war in der Nacht eine ungeheure gewesen. Auch die Amerikaner hatten die Stadt verlassen. Zum Glück war die Gefahr eines Ueberfalls nicht vorhanden gewesen und am nächsten Tage langten endlich die ersehnten englischen Verstärkungen an.

Aus einer verborgenen Ecke.

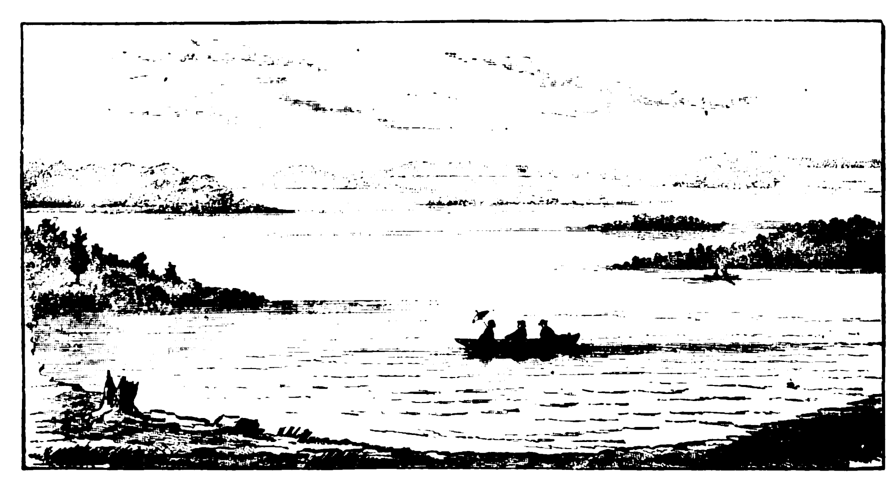
Von A. Flammann.

Wer Sinn hat für die Schönheiten der Natur, für liebliche Seen, hohe Berge und mächtige Wälder, der kann in jeder Hinsicht volle Befriedigung finden in dem ganz in der nordöstlichsten Ecke unseres Landes gelegenen Staate Maine. Etwa 250 Meilen am Atlantischen Ocean sich hinziehend, bietet derselbe während der Sommer- und Herbstmonate nicht allein manches Anziehende für Solche, welche durch Einathmen der Seeluft und durch Seebäder körperliche Erholung suchen, sondern das romantische Innere des Staates, die vielen fischreichen und klaren Seen, die hohen und zum Theil sehr steilen Berge und Felsen, die großen, dunkeln Wälder und manches Andere, gewähren dem Naturfreunde solche Fülle des Genusses, daß derselbe vollkommen befriedigt fühlen muß.

Einer der beliebtesten und von Touristen am meisten besuchten Plätze ist der herrliche Moosehead-See mit dem daran liegenden, gegen 1200 Fuß hohen Berg Kineo. Im nördlichen Theile des Staates liegend, berührt dieser vierzig Meilen lange und achtzehn Meilen breite See auf der einen Seite gleichsam die äußerste Spitze der Civilisation, und auf der anderen Seite jene undurchdringlichen und unerforschten Urwälder, welche sich bis nach Canada hinauf erstrecken.

Der Weg dahin ist ein leichter und angenehmer. Von Bangor aus kommen wir nach vierstündiger Eisenbahnfahrt und nach etwa zweistündiger Fahrt auf dem Wagen nach dem, am südlichen Rande des See's so lieblich gelegenen kleinen Städtchen Greenville, mit seinen freundlichen und zuvorkommenden Einwohnern. Während dies nun wohl nicht unser Reiseziel ist, so können wir doch nicht umhin, uns hier einige Tage aufzuhalten und die vielen Sehenswürdigkeiten der Natur in Augenschein zu nehmen, sowie in den nahegelegenen Bächen unsere Angel auszuwerfen, um Beweis liefern und erzählen zu können von unserm reichen Fang der schmackhaften amerikanischen Forellen, welche in diesen kleinen Bächen so zahlreich sind und so begierig anbeißen, daß man meinen möchte, sie warteten nur darauf, gefangen zu werden.

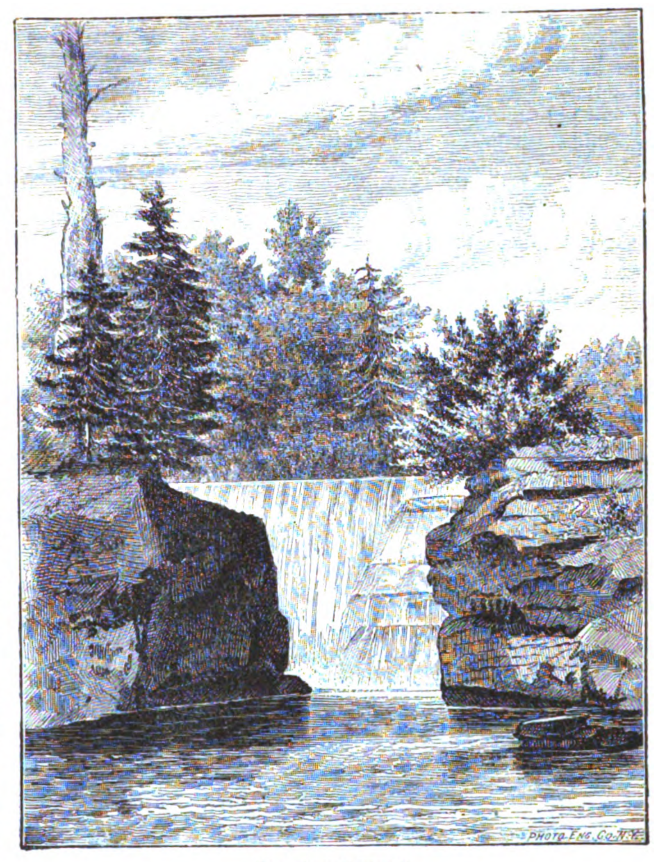
Noch mehr aber fühlen wir uns hingezogen zu den prächtigen Wasserfällen des Wilsonflusses



Der Moosehead-See von Greenville aus gesehen

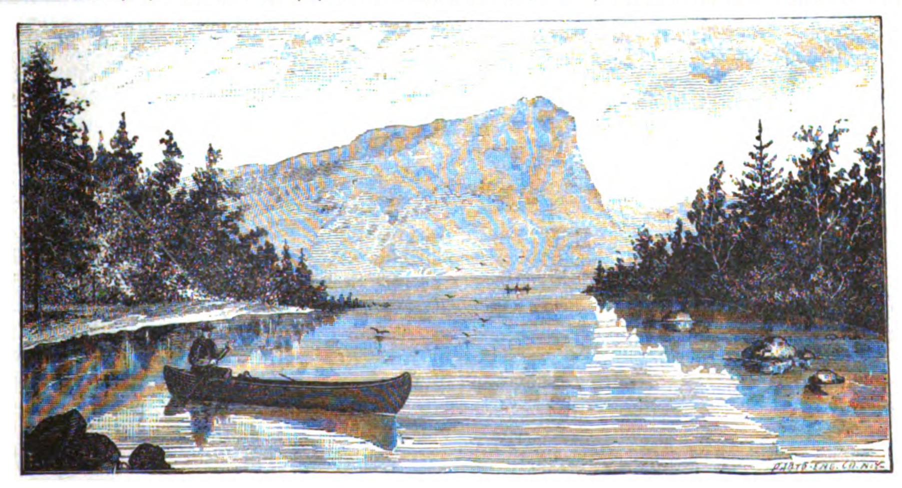
Digitized by Google

in der Nähe, wovon die Einwohner uns so vieles erzählen. Der Weg dahin ist zwar nicht lang, aber sehr beschwerlich. Nachdem wir längere Zeit uns, unserm dienst- und redefertigen Führer folgend, langsam durch Gestrüpp und Wald hindurchgearbeitet haben, werden wir zuletzt reichlich für unsere Mühe und den vergossenen Schweiß durch den lieblichen Anblick von zwei herrlichen Wasserfällen entschädigt. Der erste fällt ungefähr dreißig und der andere etwa fünfzig Fuß, zum Theil senkrecht und zum Theil durch Felsenvorsprünge gebrochen, wild schäumend hernieder, während die schwarzen Felswände an den Seiten, überschattet von großen Tannen, bis zur Höhe von hundert Fuß schnurgerade emporstreben, gleich als wollten sie dem Eifer und Muth des wild schäumenden Flusses Einhalt gebieten.



Der obere Wasserfall.

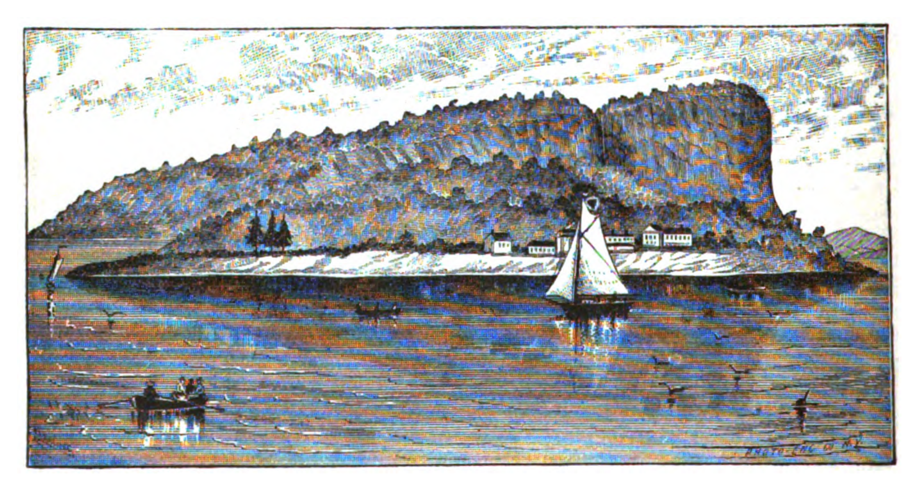
Doch dürfen wir nicht Abschied nehmen von Greenville ohne noch den Untergang der Sonne an einem klaren Tage von einer, östlich vom Städtchen liegenden, Anhöhe aus gesehen zu haben. Vor uns erstreckt sich in ihrer ganzen Breite die klare Wasserfluth des stillen blauen See's. In der Ferne, nördlich, erspäht das Auge noch schwach im Glanze der schnell sich senkenden Abendsonne die Umrisse des Kineo-Berges, während überall, so weit wir sehen können, Felsen und Bergesgipfel mehr oder weniger deutlich vor uns liegen. Alles um uns her hat ein erhabenes und zugleich malerisch-schönes Aussehen. Unwillkürlich bemächtigt sich unserer



Oestliche Bucht am Moosehead-See.

ein geheimnißvolles Gefühl in Anbetracht der Großartigkeit der uns umgebenden Natur. Tiefer und tiefer sinkt die Sonne, sich in unbeschreiblicher Pracht wiederspiegelnd in der großen Wasserfläche, während sie nach und nach den Bergen ihre Strahlen entzieht und dieselben in Nacht und Dunkel einkleidet. Allmählig erspähen wir einen Stern um den andern am abendlichen Himmel, wodurch wir daran erinnert werden, daß ein anderer Tag bald dahin ist, und wir uns beeilen müssen, zurückzukehren zu unseren Freunden, ehe die Finsterniß der Nacht hereinbricht.

Abɛr so angenehm auch der Aufenthalt in Greenville ist, und so schnell auch die Tage dahineilen, wir müssen fort von hier. Berg Kineo, so majestätisch daliegend, beinahe in der Mitte des See's, fast rings umschlossen von Wasser, nur durch eine Landenge mit dem Lande verbunden, ist das Ziel unserer Reise, wo wir, abgeschnitten von dem Lärmen und Treiben des Lebens, eine angenehme Zeit der Ruhe und Erholung genießen werden. Wir machen uns deshalb am nächsten Morgen in aller Frühe reisefertig und besteigen das zierliche kleine Dampfboot, welches regelmäßige tägliche Fahrten macht zwischen Greenville und Berg Kineo. Während unser Boot um eine Insel sich wendet, erblicken wir plötzlich in zehn Meilen weiter Entfernung die kahle, steile Felsenwand der südlichen Spitze des Berges Kineo. Wie ein mächtiger Riese liegt er da vor uns inmitten des See's, und der erste Eindruck, den dieser Anblick auf uns macht, ist überwältigend. Wie wir näher und näher kommen, sehen wir, gerade am Fuße des Berges, immer deutlicher die Gebäulichkeiten des Kineo-Hauses, des einzigen Hotels an jenem Platze. Mit jener hohen, schwarzen Felsenwand als Hintergrund erscheinen die Gebilde der Menschenhand so klein und schwach, daß wir uns des Gedankens nicht erwehren können, daß nur ein kleiner Theil jener überhängenden Felsenmasse genügend wäre, in einem Augenblick eine völlige Zerstörung der Gebäude zu bewirken, trotzdem wir beim näheren Anblick ausfinden, daß das Hotel groß genug ist, um dreihundert Gäste bequem zu beherbergen. Und an Vergnügungen fehlt es ja nicht. Wer keine Lust hat, Streifzüge hinaus in den Wald zu machen, der kann daheim im Gespräch oder Spiel mit Andern sich erfreuen. Aber wer wollte diese Gelegenheiten nicht benützen, entweder für mehrere Tage und Nächte draußen im dichten Walde zu campiren, oder auf dem glatten Wasserspiegel in leichtem Canoe oder schwerem Boote umherzufahren und Entdeckungsreisen anzustellen, oder zu fischen in jenen Gewässern und gelegentlich vielleicht einen Fünfundzwanzigpfünder mit Angel und Schnur aus dem Wasser zu ziehen. An Zeitvertreib sowie Gelegenheit zur Uebung der Kräfte und Stärkung der Muskeln fehlt es am Kineo nicht.



Berg Kineo.

Es ist nicht bestimmt ermittelt, woher dieser Berg seinen Namen hat. Ein alter Jäger, der schon lange Jahre hier wohnt, sagt uns, daß die Indianer, welche früher dort lebten, ihm erzählten, daß das Wort „Keno" in der Indianersprache „scharfer Stein" bedeute. Die Qualität dieses ganzen Felsens, in der Geologie bekannt unter dem Namen Hornblende, ist sehr hart, und wurde dieser Stein mit besonderer Vorliebe zu Pfeilspitzen benutzt. Es ist deshalb wahrscheinlich, daß der gegenwärtige Name des Berges von besagtem Worte abstammt.

Das Ersteigen dieses Berges ist nicht besonders beschwerlich, und indem wir höher und höher klimmen, gewährt die um uns liegende

Digitized by Google

Landschaft uns stets wechselnde Genüsse, bis wir zuletzt die Spitze in einer Höhe von etwa 2500 Fuß über dem Meeresspiegel erreicht haben, und unserm Auge dann ein Panorama von erhabener Schönheit sich darbietet, wohin wir auch immer unsern Blick wenden mögen.

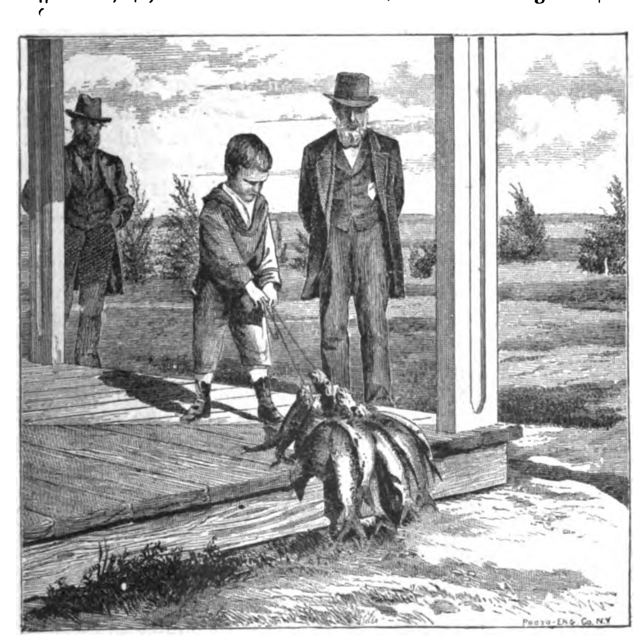
Wir müssen nicht unterlassen, bei unserem Besuche hier eine eigenthümliche Felsenformation in Augenschein zu nehmen, welche als Curiosität an einer Seite des Berges sich uns zeigt. Von einer gewissen Seite aus diesen Theil des Berges betrachtet, bemerken wir ein scharf ausgeprägtes und lebensähnliches Indianer-Gesicht. Des ernsten, wachsamen Gesichts-Ausdruckes wegen wird diese Naturmerkwürdigkeit mit Recht der „Genius von Kineo" genannt.

Die Furchtlosigkeit der Waldthiere in dieser Gegend, die doch sonst so menschenscheu und furchtsam sind, erregt unsere Bewunderung. Wie wir den Wald durchstreifen, bemerken wir wie Rebhühner und Eichhörnchen ganz gelassen an uns vorbeihüpfen oder ruhig sitzen bleiben, so daß wir sie beinahe mit unseren Händen ergreifen könnten, während wir auf der Veranda sitzend bemerken, daß der listige Herr Reinecke Fuchs bis auf einige Fuß sich uns ganz ungenirt nähert, wenn er irgendwie einen Leckerbissen erhaschen kann. Die Bären, weiter im



Der Genius vom Kineo.

Innern des Waldes, obwohl nicht gefährlich, bringen oft den Jäger in große Noth, indem sie, angelockt durch Süßigkeiten, Backwerk u. s. w. im Zelte des Jägers, in seiner Abwesenheit Alles durchstöbern und vernichten, so daß manchmal bei der Rückkehr des Jägers das Zelt umgeworfen und der Boden aufgewühlt ist, während Büchsen und Schachteln ihres Inhaltes beraubt, zerbrochen und zerstreut auf dem Boden umherliegen.



Ein guter Fang.

Dem wahren Liebhaber der Natur ist der Aufenthalt am Moosehead-See ein fortwährender Genuß, immer wechselnd und nie einförmig und langweilig. Hier findet der überarbeitete und Erholung bedürftige Mensch frische Luft, gesunde Speise, angenehme Gesellschaft, erquickende Ruhe — mit einem Wort, Alles das, was er nöthig hat, um neugestärkt wieder zurückkehren zu können in das Thun und Treiben des Lebens. Kein Wunder deshalb, daß die Zahl derer, welche dorthin ziehen, mit jedem Jahre sich vermehrt, um für den ermüdeten Körper und den erschlafften Geist Ruhe und Erholung zu finden, welches in unserer geschäftigen Zeit für Viele mehr eine Sache der Nothwendigkeit als des Luxus geworden ist.

Digitized by Google

Papa Oberlin als Friedensstifter.

Von Fr. Riff.

Er war auch zu Roß ein edler Ritter und ein zweiter Ziethen." So berichtet sein Biograph Bodemann von unserm Helden Johann Friedrich Oberlin. Ja wahrlich, ein Held und todesmuthiger Streiter ist auch er gewesen. Zwar hat er nie wie Ziethen sein Schwert gezückt, um den Feind seines irdischen Königs auf's Haupt zu schlagen, aber das Schwert des Geistes, das Wort Gottes, hat er zu führen verstanden als ein Gottesstreiter und die Ehre seines himmlischen Königs heldenhaft gegen jeden feindlichen Angriff vertheidigt mit den Waffen des Lichts. Seinen Schlachtplan hat Vater Oberlin wie Vater Ziethen im Gebetskämmerlein auf seinen Knieen entworfen, und „der Alliirte dort oben" hat beiden Bund und Treue gehalten. — Psalm 90 steht geschrieben: „Unser Leben währet siebzig Jahre, und wenn es hoch kommt, so sind es achtzig Jahre." Beiden Helden hat Gott über dieses Ziel hinaus noch die Zeit ihrer irdischen Pilgerschaft verlängert: beide sind, 86 Jahre alt, erst entschlafen.

Als Ziethen während des siebenjährigen Krieges auf dem Höhepunkt seiner Laufbahn stand, war das große, reiche Leben des zwanzigjährigen Jünglings Oberlin erst in der Entwickelung begriffen. Aber das sind ja gerade des lieben Gottes weisheitsvolle Wege, daß er für die verschiedenen Zeiten und für die verschiedenen Gebiete des Lebens gerade die Männer sich erzieht und an den rechten Platz stellt, die er für seine großen Zwecke gebrauchen will, und von denen dann noch zukünftige Geschlechter lernen sollen, wie Glaube, Muth und Demuth zu einem Leben voll selbstloser Liebe tüchtig machen.

Wer aber nun die Schilderung eines ernsten Manneslebens erwartet, der soll im Voraus beruhigt sein. Zwar wäre viel von dem elsässischen Pfarrer im Steinthal zu erzählen, wie er die Steinwüste seiner Pfarrei, welche nur wenigen Bewohnern ein kümmerlich Leben fristete, zu einem Garten Gottes umgestaltete, wie er Schulen und Vereine in's Leben rief, Handwerke förderte, seine Gemeinde in Gottes Wort gründete und ihnen in jedem Werk christlicher Liebe thatkräftig voranging, — doch sei euch das alles für spätere Zeiten und besseres Verständniß aufbehalten. Damit ihr aber „Papa Oberlin" schon jetzt liebgewinnt und sein Name euch im Gedächtniß und Herzen bleibt, sollt ihr einen gar lieblichen Zug aus seinem Leben hören, einen von den vielen, mit denen er sich im Sturm auch die Herzen der Jugend zu erobern wußte.

Es war im September 1824. Der 84jährige Greis stand, nachdem er sein frugales Mittagsmahl beendet, in seiner Studirstube. Der Glanz der Herbstsonne drang durch die geöffneten Fenster. Er hatte sich zum Schlaf niederlegen wollen, nun aber durchströmte ihn plötzlich frischer Muth. Lange stand er freudigen Blickes am Fenster. Das Dorf ruhte so friedlich, in tiefe Stille gehüllt, zu seinen Füßen. Alles, was arbeiten konnte, war draußen im Feld, wo jetzt die Ernte völlig eingeheimst wurde. Der Kranz der Berge, die das Dorf umgaben, leuchtete wie in lichtem Verklärungsschein und drüber stand der Himmel so klar, daß man fast hätte meinen mögen, man schaue in das Herz Gottes selber.

„Nein! bei solchem Wetter, da wäre es Sünde zu schlafen, du alter, träger Fritz!" redete er im Selbstgespräch sich zu, reckte die Glieder, und gab dann dem im Garten spielenden Enkelkinde den Auftrag, schnell unten im Dorfe beim Maire anzufragen, ob er nicht sein Pferd zum Ausritt haben könnte. Einige Minuten später ertönte aus dem Garten die fröhliche Stimme der Enkelin, daß bei dem Maire niemand zu Haus gewesen als die alte Großmutter, daß sie aber versprochen habe, dem Pferde Sattel und Zaum anzulegen und es in's Pfarrhaus zu schicken. Kaum hatte das Kind ausgeredet, als man schon das fröhliche Wiehern des Pferdes im Hofe hörte. Dasselbe war gewöhnt, daß, wenn man es aufgeschirrt und ihm die Thür geöffnet, es in raschem Trab in den Pfarrhof lief und dort sein Kommen durch lautes Wiehern meldete. „Nur ruhig, mein Freund," sagte Oberlin; „ich komme schon, wenn auch nicht so schnell wie du. Meinen Beinen gedenkt es schon länger als den deinen." In dem Flur nahm er ein hölzernes Geschirr, schüttete einige Hände voll Hafer hinein; so, mit dem Hut auf dem Kopf, völlig gerüstet zur Reise, trat er in den Hof, wo das Pferd schon des gewohnten Imbisses harrte. Louise Scheppler, die treue Magd, brachte einen Stuhl herbei, damit Oberlin leichter das Pferd besteigen möchte. Allein schon hatte er den Fuß im Steigbügel, mit rascher Bewegung schwang er sich in den Sattel, und da saß er so fest, so sicher, als sei er der Hauptmann einer Reiterschwadron. Er beugte sich noch mit freundlichem Lächeln zu seiner kleinen Enkelin herab, die, von Luise Scheppler gehalten, auf dem Stuhle stand, um dem Großvater die Hand zu geben. Mit herzlichem Gruße Abschied nehmend, rief er:

Digitized by Google

„Luise, um halb sechs Uhr bin ich zurück. Ich habe zwei Eheleute von Fouday bestellt, die ich, so Gott will, wieder zum Frieden vereinigen will; wenn sie früher kommen, sollen sie auf mich warten. Gieb ihnen eine kleine Erfrischung. — Und nun, mein lieber Grauschimmel, munter zum Thore hinaus! Heute wollen wir zwei uns draußen in Gottes freier Luft erlaben! Hurrah!"

Zu einem schnellen Ritt wie in der Ebene kam es freilich nicht, bald ging es ziemlich steil bergan. Frühmorgens war ein Bote in's Pfarrhaus gekommen, der da meldete, daß die junge Frau in der Meierei, oberhalb Bellefosse, seit einigen Tagen an einem Brustübel darnieder liege, daß zwar etwas Besserung sich eingestellt, die Kranke aber ein großes Verlangen nach geistlichem Zuspruch habe, und sie Herrn Pfarrer Graf (das war der Schwiegersohn und treue Gehülfe Oberlins) bitte, zu ihr hinüber zu kommen; hinzugefügt wurde, daß, so gern sie auch den Papa Oberlin sehen möchte, sie ihn doch nicht bemühen wolle. Vielleicht wußte die Kranke, daß dies gerade die beste Art war, einen baldigen Besuch von Oberlin zu erhalten. Der Grauschimmel griff tüchtig aus, an ebeneren Stellen gönnte er sich einen muntern Trab. Allein gar oft wurde der Reiter angehalten. Wo Leute auf den freilich seltenen Fruchtäckern beschäftigt waren, lüfteten sich alle Mützen; freudige und doch dabei so ehrfurchtsvolle Grüße drangen von allen Seiten an Oberlins Ohr; überall wurde, so lange man ihn mit den Blicken verfolgen konnte, die Arbeit eingestellt. Alles freute sich an dem schönen Herbsttage, für das Steinthal ein wahrer Sommertag, den lieben, in seinem weißen Haare so ehrwürdigen „Papa Oberlin," wie alle ihn nannten, so vergnügt, in so jugendlicher Haltung vorbeireiten zu sehen. Die Kinder im Felde aber ließen sich nicht halten; alle rannten in schnellem Laufe, wenn sie auch am äußersten Ende des Ackers waren, bis an den Weg, um Oberlin zu grüßen, vielleicht eine Hand von ihm zu bekommen, oder ein gutes Wort zu hören. Wie leuchteten all' die Kinderaugen, und wie freundlich, herzlich war der Blick, den der Reiter ihnen zuwarf, und wie wußte er einem jeden etwas besonderes, bald ernst, bald rühmend zuzurufen.

In Bellefosse war alles wie ausgestorben, und ohne weiteren Aufenthalt ritt Oberlin der auf der Höhe gelegenen Meierei zu. Nur ein Knabe war dort als Wärter der kranken Mutter zurückgeblieben. Die Kühe waren droben auf den Hochmatten. Aus weiter Ferne hörte man das Läuten der Schellen, dazwischen hinein zuweilen den Jodelruf der Gaisbuben.

Wie groß war die Freude, als Oberlin in die niedere Stube eintrat, wo in dem mächtigen, hochaufgeschichteten Bett die Kranke lag. Sie streckte ihm mit strahlendem Gesichte die Hände entgegen, meldete ihm, daß sie seit dem Morgen eine bedeutende Besserung spüre, und daß die Freude, ihren lieben Papa Oberlin zu sehen, gewiß die volle Genesung herbeiführen werde. Oberlin blieb ein halbes Stündchen, erkundigte sich in liebreichster Weise nach dem Gange der Krankheit, ordnete verschiedenes an, freute sich der Reinlichkeit, die in der ganzen Stube herrschte, sprach zum Schluß ein warmes Gebet um Genesung, um Ergebung in Gottes Willen und schied mit herzlichem Gruß für den wohl erst bei sinkender Nacht heimkehrenden Meier. Als Oberlin wieder in den Hof trat, stand der Grauschimmel noch an demselben Platz, wo der Reiter ihn verlassen hatte; wie ein getreuer Wachtposten hatte er in Geduld geharrt.

„Und nun, mein grauhaariger Kamerad!" hob Oberlin lächelnd an, „was haben wir beschlossen? Willst du wieder heimwärts? Oder wollen wir noch ein bischen höher hinauf? Du wieherst so vergnügt; gut! mir ist es heute so wohl wie dir. Wie wär's, wenn wir bis zum Schloß La Roche hinaufkletterten? Mir ist's, als könnte ich heute bis in den Himmel hinaufsteigen, so wohl, so leicht ist's mir zu Muthe. Schon saß er wieder im Sattel, und nun ging's langsamen, aber festen Schrittes, höher hinauf. Oberlin gedachte jener schönen Stunde, wo er mit seiner jungen Frau, die ihm in der Blüthe der Jahre plötzlich durch den Tod genommen war, zum ersten Male diese Höhe erstiegen. Mit ernstem Gesichte ritt er den schmalen Pfad hinauf. Er konnte getrost sich seinen Gedanken überlassen; der Grauschimmel war ein sicheres Thier, das noch nie mit seinem Reiter gestrauchelt war. — Als Oberlin nur noch wenige hundert Schritte von der Ruine entfernt war, wurde er plötzlich aus seinen Träumen durch lautes Schreien aufgeweckt. Er hielt sein Pferd an und horchte. „Das sind keine Kinder des Steinthals," dachte er, „es müssen Jungen aus Straßburg sein." Er horchte wieder, stieg vom Pferde und nahm demselben das Gebiß aus dem Maul. „Regalire dich," rief er ihm zu, „an dem würzigen Gras, das da oben wächst. Wenn ich dich brauche, rufe ich. Und nun spring'!" Mit einem leichten Schlag auf den Rücken rannte das Pferd in muntern Sprüngen die Waldwiese entlang.

Schneller als man es dem Manne mit den weißen Haaren hätte zutrauen mögen, schritt Oberlin den kleinen Abhang hinauf. Felsen und niedriges Gesträuch ließen ihn ungesehen bis zu dem Orte hingelangen, woher die lauten Stimmen kamen. Mit einem Male, wie eine Erscheinung vom Himmel, trat er vor zwei Knaben, die in heftigem Wortwechsel einander

Digitized by Google

zürnend gegenüber standen; ihre Augen flammten, die Fäuste ballten sich schon.

„Friede sei mit euch!“ Dies war der Gruß, mit welchem Oberlin die zwei Knaben begrüßte. Auf seinem Angesicht lag ein so tiefer Ernst und ein so milder Verklärungsschimmer, daß die zwei jungen Streithähne fast hätten mögen in die Kniee sinken; der eine hat später öfter erzählt, es sei ihm zu Muthe gewesen, wie den Jüngern, als Jesus am Osterabend unter sie getreten mit dem Gruße: „Friede sei mit euch!“ Es waren übrigens zwei prächtige Jungen mit hellen Augen und frischem blühendem Aussehen. Doch Brüder waren sie nicht. Der eine, breitschulterig, mit rabenschwarzer Lockenfülle war fast zu groß für die untersetzte Gestalt. Der andere sah zarter aus, hatte feine, hellbraune Haare; beiden aber merkte man einen energischen Sinn an.

„Wie, meine jungen Freunde,“ sagte Oberlin, „an diesem schönen Tage, wo der liebe Gott mit so klarem Auge auf die Erde schaut, daß nur Dank- und Lobpsalmen erschallen sollten, und hier an diesem schönen Orte, wo die Ruine mit ihren Trümmern uns predigt von der Vergänglichkeit alles Irdischen, — da steht ihr da wie zwei Donnerskinder und erhebt die Hände gegen einander? Schämt euch! Und was auch die Ursache des Streites gewesen, gebt euch die Hand. Und nur flugs!“

Es war seltsam, die Wirkung dieser Worte in den jungen Hitzköpfen zu beobachten. Die ganze Erscheinung Oberlins, seine gerade Haltung, seine ehrfurchtgebietende Stimme, die weißen Haare, die über seine Schultern herabfielen, hatten den tiefsten Eindruck auf sie gemacht; aber es waren eben zwei spröde Gesellen, nicht gewohnt, sich unter einem Machtspruch zu beugen; sie waren beide „ihres Kopfes,“ und wo sie sich in ihrem Rechte glaubten, eigensinnig wie Burgunderesel.

„Ich will mich schon versöhnen und ihm die Hand reichen,“ sagte der mit den dicken Haaren; „aber Recht habe ich doch.“ Damit streckte er seine Hand dem Freunde entgegen, der halb zürnend, halb lächelnd einschlug, aber zugleich mit spitzem Munde sagte: „Freilich! du mußt das letzte Wort haben. Ja, sehen Sie, mein Herr,“ fuhr er fort, sich respektvoll zu Oberlin wendend, „der ist nicht zum Schweigen zu bringen; der hat eine Stimme so stark wie ein Eichbaum.“ — „Und du Füße zum Entwischen, so flink wie ein Gemsbock,“ erwiderte der andere mit geflügeltem Wort.

„Nur ruhig, meine Freunde!“ hob Oberlin an, dem offenbar der kecke Sinn der zwei jungen Gesellen nicht mißfiel. „Wißt ihr was? Ich will zwischen euch den Schiedsrichter machen. Ihr kennt mich zwar nicht; aber ihr könnt meinen weißen Haaren trauen. Ich habe schon manchen Streit geschlichtet. Nehmt Platz auf diesen zwei Steinen, die wie zwei Schemel dastehen; ich aber setze mich auf diese Platte wie auf einen hohen Richterstuhl. Advokaten,“ fügte er lächelnd hinzu, „brauchen wir keinen. Wie ich merke, habt ihr, wenn auch keine Haare am Kinn, doch Haare auf den Zähnen.“ — „Und nun, fange du an,“ sagte er zu dem Kleinen mit den feineren Zügen, „und schütte dein Herz aus.“

Es begann nun eine ganz eigene Gerichtsverhandlung, in welcher sich der freundliche Humor und zugleich der hohe ernste Sinn Oberlins in lieblichster Weise kundgab. Die beiden Knaben, die von dem damals in der Jugendwelt herrschenden hochromantischen, schwärmerischen Sinne erfüllt waren, hatten auf ihrem Spaziergang, den sie von Rothau aus unternommen, wo sie ihre Ferien zubrachten, damit angefangen, sich von ihren Plänen über die Zukunft zu unterhalten. Der Schwarze wollte als Pfarrer, der andere als Doktor die Menschheit beglücken; jeder pries mit tönendem Worte sein künftiges Amt; jeder glaubte, er habe das beste Theil erwählt. Das ging nicht ab ohne mancherlei respektwidrige Ausfälle auf die Laufbahn des andern; und da beide eine gute Portion Mutterwitz, ein geschliffenes Zünglein, einige Prozent Selbstgefühl hatten, und „die Schranken in ihrem Kopf“ nicht existirten, so war nach und nach der Streit heftiger geworden, und Oberlin war gerade in dem Augenblicke zu ihnen gestoßen, wo derselbe in die Eruptionsperiode überzuspringen drohte. Als beide Kläger ihre Sache mit mancherlei bald heftigen, bald komischen Zwischenfällen vertheidigt hatten, ergriff Oberlin zuletzt das Wort und sprach: „Ich will, ein zweiter Salomo, euren Streit schlichten, indem ich euch beiden sage: Keiner von euch hat Recht, und wenn ihr's erlaubt, so will ich euch meine eigene Person zum Exempel geben. Seid getrost: es ist nicht der Hochmuthsteufel, der mich dazu treibt. Wie ihr mich hier sehet, so bin ich freilich, Gott sei's geklagt, in sehr unvollkommener Weise beides: Pfarrer und Arzt zugleich. Ich danke Gott dafür, daß er mich beides hat werden lassen. Leib und Seele gehören zusammen; es sind zwei treue Gesellen, die erst im Tode sich lassen; und selten thut's gut, wenn man nur dem einen oder dem andern aushilft. Ihr jungen Lateiner!“ fuhr er fort, indem sein Auge sprühte, „kennt ihr das schöne Wort nicht: Mens sana in corpore sano? Eine gesunde Seele in einem gesunden Körper? Das ist mein Lieblingsspruch. Ich kann mit freudigem Munde sagen: Der Pfarrer und der Arzt in mir haben nie, wie ihr zwei jungen Klopfwächter, Händel mit einander bekommen. Der eine hat sich stets ob der Hülfe des andern Glück gewünscht. Eins aber sage ich: Wenn ihr nicht wie ich beides zu-

Digitized by Google

gleich werden wollt, so werdet wenigstens das eine recht. Werdet keine Stümper! Und siehe!" rief er mit strahlendem Angesichte, wie wenn der Geist eines Propheten über ihn gekommen wäre, „du dort mit dem Rabenhaar und der klangvollen Stimme wirst, wenn nicht alles mich trügt, ein rechter Prediger des Wortes Gottes werden und wirst von hoher Kanzel laut zeugen von Christo und seinem Evangelium. Und du, mein lieber Sohn, mit den feingeschnittenen Zügen und der klaren Stirn, wirst viele aus Leibesnöthen retten und ein gefeierter Arzt werden. Möget ihr beide einst in meiner hohen Vaterstadt zusammenwirken, und somit als treue Brüder und Freunde vereint das vollbringen, was ich hier in meinem lieben, einsamen, armen und doch so gottgesegneten Steinthal allein zu vollbringen suchte."

Dabei stand er auf, nahte mit ernstem Schritt, wie in priesterlicher Würde, den zwei in tiefster Seele ergriffenen Knaben, legte ihnen die Hände auf's Haupt und rief ihnen, wie dort Christus am Osterabend, nochmals zu: „Friede sei mit euch!"

„Nun aber," schloß Oberlin, „muß ich wieder an den Heimweg denken. Zuvor aber sagt mir, wie ihr heißt, woher ihr kommt und wohin ihr wollt?"

„Ich heiße Wilhelm," erwiderte der Schwarze, „und mein Kamerad Eugen; wir gingen diesen Morgen von Rothau fort, haben auf der Sennhütte am Eingang des Champ du Feu unser Mittagsmahl gehalten; wir bleiben noch ein halbes Stündchen hier oben, und wollen dann zu unserm Gastfreund nach Rothau zurück."

„Gut," sagte Oberlin, „es freut mich, daß ihr so wackere Fußgänger seid. Sehet! dort in jener Richtung werdet ihr einen herrlichen Punkt finden; meine Kinder haben ihn Belvedere getauft; auf steiler Felswand habt ihr den herrlichsten Blick in unsere Gebirgswelt. Grüßt mir den alten Patriarchen, den Climont, der so kühn sein Haupt in den Himmel reckt. Wir sind zwei alte Bekannte," setzte er lächelnd hinzu, „nur daß ihm noch die Jugendlocken um die Schultern wallen, mir aber schon längst ein tiefer Schnee in die Haare gefallen ist. Apropos, wenn ihr durch Waldersbach kommt, vergeßt nicht bei mir anzuklopfen. Doch, ich hätte fast vergessen zu fragen: Kennt ihr mich?"

„Ach! wer sollten Sie anders sein, als Papa Oberlin?" entgegnete der Jüngere. „Ich habe Sie gleich erkannt. Mein Vater hat oft von Ihnen erzählt. Er war ja früher Ihr Kollege zu Rothau."

„Nun ja! davon werden wir weiter sprechen. Auf Wiedersehen, meine Freunde, im Pfarrhaus zu Waldersbach!" Mit gutem Händedruck sich verabschiedend, stieg Oberlin den Berg hinab. Bald hielt er inne, klatschte in die Hände; ein fröhliches Wiehern antwortete, und nach wenigen Augenblicken saß Oberlin wieder auf seinem Grauschimmel und ritt in's Thal hinab.

Gegen sechs Uhr traten unsere zwei jugendlichen Spaziergänger in den Pfarrhof von Waldersbach. Ein junger Mann und eine junge Frau kamen ihnen unter der Thür entgegen. Es war das Ehepaar von Fouday; sie hielten sich an der Hand; in ihrem Gesichte lag ein lichter Schimmer. Unter Oberlins Augen war der Friedensbund wieder besiegelt worden. Er hatte sie bis zur Pforte geleitet. Er begrüßte freudig seine zwei jungen Freunde, die mit den Mützen in der Hand ehrerbietig und doch zugleich so zutraulich ihm entgegeneilten.

„Luise!" rief Oberlin, „da kommen zwei aus dem Hungerlande! Gieb jedem ein Stück von dem Kuchen, der von heute Morgen noch übrig ist, und dann führe sie hinauf in meine Studirstube."

Die zwei machten nicht viel Federlesens mit dem Kuchen, er verschwand im Nu, und dann ging's die Treppe hinauf.

„So ist's recht!" rief Oberlin ihnen entgegen; „ihr habt euch nicht gesäumt. Ich stimme dem Müller von Schirmeck bei, der zu sagen pflegt: „Wie man ißt, so arbeitet man auch."

Die Knaben schauten mit erstaunten Augen in der Studirstube umher. Rings an den Wänden hingen allerlei merkwürdige Gegenstände, wie sie nach und nach in der Stube eines Naturliebhabers und Sammlers sich zusammenfinden. Auf den Tischen lag manch' schönes Andenken von den vielen Freunden und Gästen, die von nah und fern zu Oberlin gekommen. Er aber freute sich wie ein Kind, den zwei wißbegierigen Knaben alles zu zeigen und zu erklären. Zuletzt nahm er sie an der Hand und stellte sie, den einen rechts, den andern links vor eine Tafel, die, je nachdem man sie von der einen oder der andern Seite betrachtete, eine Blume oder einen Vogel darstellte. Dann fragte er ganz ernst: „Sage jeder, was er sieht!" und weidete sich an den stutzigen Mienen der zwei Knaben, die, der eine mit dem Wort Vogel, der andere mit dem Wort Blume auf den Lippen, einander verblüfft anschauten, als wolle jeder dem andern zurufen: „Wie kann man nur so in den Tag hineinschwatzen und so verkehrt reden!" — „Ja! bist du ganz gewiß, daß du einen Vogel und du eine Blume siehst?" fragte er die zwei Knaben, „und kann jeder das Wort darauf geben, daß er Recht hat und der andere Unrecht?" — „O gewiß!" war die doppelte Antwort. „Gut! verändert nun eure Stellung! Komm du jetzt rechts und du links," fuhr Oberlin fort. „Nun? was seht ihr? Hat der andere noch Unrecht? Und spüret ihr jetzt, daß, je nachdem man eine Sache von

Digitized by Google

einem andern Standpunkt aus sieht, man einen ganz andern Anblick und Begriff haben kann?" Die Knaben aber lächelten, betrachteten die Tafel genauer, und bald wurde ihnen das scheinbare Wunder klar.

Oberlin aber, erschöpft von dem langen Ritt, setzte sich in den Lehnstuhl, ließ die beiden Knaben vor sich treten, schaute sie mit freundlichen Augen an und sagte dann zu ihnen: „Meine lieben, jungen Freunde! Ich habe euch beide im Streit getroffen dort auf dem Berge. Jeder von euch sah das Leben von einer andern Seite an; jeder von beiden hatte Recht für sich, aber jeder hätte auch sollen dem andern sein Recht widerfahren lassen. Möge diese Tafel in Papa Oberlins Studirstube euch euer Lebenlang im Gedächtniß bleiben! O wie viele haben schon vor dieser Tafel gestanden, und sich von ihr belehren lassen! Vor wenigen Augenblicken hat sie den zwei jungen Eheleuten gepredigt, die ihr so friedlich zum Hofthor habt hinauswandern sehen. Vergesset nie, daß jedes Ding von verschiedenen Seiten kann betrachtet werden, und uns jedesmal dann eine verschiedene Gestalt darbietet. Benützet eure Augen, um recht zu sehen; aber denket stets daran, daß die andern auch Augen haben, und daß, um nicht mit ihnen unnütz zu streiten, man sich auf ihren Standpunkt stellen muß. Wenn diese eine Lehre euch im Kopf bleibt und ihr auch darnach thut, o, dann ist dieser Tag und diese Stunde nicht verloren für euch! Dann habt ihr heute im Pfarrhaus zu Waldersbach einen Segen erhalten."

„Jetzt aber," schloß er, „ist es Zeit, daß ihr abmarschirt. Verweilt euch nicht zu lange unterwegs; der Vollmond kann euch nach Hause leuchten. Du Kleiner, grüße daheim deinen Vater. Möge er noch lange zeugen von Christo! Du aber mein schwarzlockiger Junge, sei und bleibe, was dein Name bedeutet: arbor semper virescens: ein immergrüner Baum!"

Kaum waren die Knaben zur Thür hinaus, so erhob sich Oberlin von seinem Stuhle, zog sein Käpplein ab und stellte sich an's Fenster. Seine Augen waren gen Himmel gerichtet; sie glänzten, als drängte sich eine Thräne in dieselben, — die Lippen bewegten sich leise. Zuletzt rief er laut: „Herr, ich bin jung gewesen und bin alt geworden; auch heute rufe ich: Vergieb, wo ich gefehlt! Ich habe viele belehren und in deine Friedensgedanken hineinführen dürfen; aber ach! wie oft habe ich mich vom Feuereifer fortreißen lassen und habe wie diese Knaben gemeint, ich allein besäße die Wahrheit! Doch du, Herr, hast mir stets das Herz wieder gestillet und zurechtgebracht und mich mit Liebe, mit dem Geiste der Duldung erfüllt." Er hielt inne; sein Gesicht verklärte sich, als träte eine himmlische Gestalt vor sein Seelenauge. Dann streckte er beide Hände aus, als wolle er eine ihm dargebotene, unsichtbare Hand ergreifen und rief freudigen Mundes: „Du weißt, Herr, daß ich dich lieb habe!" (Jugendfreund.)

Der Morgenstern der englischen Reformation.

Von W. Köneke.

So kann man mit Recht Johann Wickliffe bezeichnen. Ehe wir auf die Schilderung seines Lebens eingehen, wollen wir in die Kirche treten, wo man seine letzten Worte hörte.

In der St. Maria-Kirche zu Lutterworth wird man mancherlei begegnen, das Interesse erwecken könnte, aber es wird doch der gewöhnliche Besucher an der inneren Einrichtung und an der allgemeinen Geschichte derselben wenig Reizendes finden. Alle werden aber mit Ehrfurcht den Ort betreten, wo ein Schlaganfall den muthigen, aber am Leibe ermatteten Bahnbrecher der neuen Zeit hinstreckte. Hier stehen wir an der Pforte; ein Aufseher führt uns in die Kirche und geleitet uns durch die Gänge. „Meine Herren," fängt er an zu bedeuten, „dies ist Wickliffe's Kanzel; jener Abendmahlstisch wurde von ihm benutzt; hier ist ein altes Gewand, welches er in dieser Kirche trug und dort steht der Stuhl, auf den man ihn setzte, als er vom Schlage gerührt zusammenbrach, und in den man ihn unter großer Bestürzung und vielen Thränen zur Kirche hinaustrug."

Wenn man sich aber erinnert, daß bedeutende Stimmen gegen die Echtheit dieser Reliquien reden, so mag man durch das hervorgerufene Bedenken weniger gerührt erscheinen, als die Umstände verlangen.

Jedoch — hinweg von diesen zweifelhaften Gegenständen zur Thatsache, die über allem Zweifel steht. Hier in diesem Raum bewegte das Wort des muthigen Mannes manches Herz, und seine kühnen Fragen entsetzten viele zaghafte Gemüther. In der Gruft in dieser Kirche hat sein Leib wenigstens vierzig Jahre geruht, bis die Wuth eines verlegenen Concils und die Furcht eines wüthenden Papstes darinnen Beruhigung suchten, seine Gebeine aus derselben zu nehmen und auf einem Scheiterhaufen verbrennen zu lassen. Somit fehlt seither sein Grab, aber dafür haben wir in dieser Kirche zu Lutterworth einen reichen Ersatz. Dies ist und bleibt ein heiliger Ort für Alle, welche die Heiligkeit der Redlichkeit und die Erhabenheit der Selbstaufopferung verehren.

Digitized by Google



Kirche in Lutterworth.

Wickliffe wurde wahrscheinlich im Jahre 1324 geboren. Seine Ausbildung erhielt er in Queens College Oxford und ward einer der ersten Lehrer in Mortons College. Hier wurde er mit den gelehrtesten und tüchtigsten Engländern des 14. Jahrhunderts bekannt. Auf Wickliffe's Entwickelung müssen solche Männer einen bedeutenden Einfluß ausgeübt haben. Hiezu kamen noch die Flugschriften, welche damals geschrieben und verbreitet wurden von dem berühmten Greathead, Bischof von Lincoln, sowie sein kühner Angriff auf Papst Innocenz IV., welcher englische Kirchenpfründen an habgierige Italiener verkaufte und dadurch die päpstliche Kasse zu füllen suchte. Aber es war doch vornehmlich die heilige Schrift, welche auf Wickliffe's Lebensrichtung bestimmend, entscheidend einwirkte.

Der Kampf begann in der Universität selbst,

Digitized by Google

wo die Mönche es sich angelegen sein ließen, die versprechendsten Studenten in ihre Klöster zu ziehen. Wickliffe zog entschieden gegen dieselben im Interesse des Collegiums zu Felde, und machte sich dadurch bittere Feinde.

Im Jahre 1361 ward er Aufseher über „Balliol Hall," jetzt „Balliol College," und erhielt noch im selben Jahre die Pfarrei von Tylingham Lincolnshire. Bald trat er sein Amt am Balliol College ab, hielt aber seine Verbindung mit Oxford aufrecht, und weilte oft in den Hallen von Queens College. Um diese Zeit verlieh man ihm den Titel eines Doctoren der Theologie.

Um's Jahr 1366 fängt sein entschiedener Kampf gegen die Anmaßungen des Papstthums an. Papst Urban V. verlangte den jährlichen Tribut, den König John sich verpflichtet hatte zu zahlen, der aber seit dreiunddreißig Jahren unentrichtet geblieben war. Wickliffe schrieb gegen diese Ansprüche, der König wies die Forderung des französischen Papstes zurück. Das Parlament gab dazu ein so entschiedenes „Nein!" daß alle Päpste seither es nicht gewagt haben, die Forderung zu wiederholen. In diesem Kampf vertraten die Mönche des Papstes Ansprüche, und brandmarkten den Wickliffe als einen Ketzer. Der muthige Mann bewies ihnen aber, daß sie selbst fünfzig Irrthümern und ketzerischen Ansichten huldigten.

Endlich waren Bischöfe, Erzbischöfe und Papst durch sein ernstes Vorgehen, herkömmliche Ansichten und Gebräuche in Frage zu stellen bedenklich geworden. Sudbury von Canterbury und Courtney, Bischof von London, unternahmen es ihn einzuschüchtern. Er wurde von Courtney aufgefordert in der St. Pauls Kirche zu erscheinen, um gewisse erhobene Fragen zu beantworten. Wickliffe kam von vier Vertretern begleitet am 19. Februar 1377 an. Auch Andere, Unberufene, stellten sich ein. Da war Johann von Gaunt, der berühmte Herzog von Lancaster, und Fürst Percy, auch Graf Marschall von England mit Militär-Begleitung.

Was brachte diese her? Der Angriff auf Wickliffe hatte nicht blos eine kirchliche, sondern auch eine politische Bedeutung. Courtney wollte dem Herzog von Lancaster durch Wickliffe's Verhör einen Hieb versetzen. Der sonst mächtige Edward III. lag am Sterben, und konnte daher sich nicht in's Mittel legen. Die Sitzung wurde eröffnet. Graf Marschall verlangte für den Angeklagten einen Sitz. Diese billige Forderung lehnte der Bischof ab. Eine stürmische Scene war die Folge. Der Fürst drohte, den Bischof aus der Kirche zu entfernen. Dieses erregte die Bürger, und man kam bald vom Wortwechsel zum Handgemenge. Der Kampf, der im Dom anfing, setzte sich in den Straßen fort, und so hoch stieg die Aufregung, daß am nächsten Tage ganz London unter Waffen stand. Dieser Sturm löste die Untersuchung des Bischofs auf, und Wickliffe konnte ungehindert seine Freiheit genießen.

Er wendet sich wieder nach Oxford, und hält nicht allein seine Vorlesungen, sondern organisirt eine Gesellschaft von Reisepredigern, welche an Märkten und öffentlichen Plätzen seine Lehre verbreiteten. Courtney erhält bald die entsetzende Nachricht, daß Wickliffe den freien Gebrauch der Bibel seitens der Laien, Männer wie Frauen, das Wort rede, und daß er sich unterwunden, gegen den Pomp der Geistlichen zu predigen. Der Papst wird auch besorgt, denn er vernimmt, daß er die Transsubstantiationslehre in Zweifel gezogen. Fünf Bullen, welche den 11. Mai 1377 datirt waren, wurden in aller Schnelligkeit nach England befördert. Die Bischöfe von Canterbury, London und Oxford sowie der König werden aufgefordert, den Wickliffe zum Schweigen zu bringen. Oxford schien nicht geneigt zu sein darauf einzugehen; der Rathsherr des Königs war auch verdächtiglich langsam; London war eifersüchtig auf des Papstes Einmischung in englische Angelegenheiten, und der Einfluß des Grafen von Lancaster war genügend, Canterbury in Verwirrung zu bringen.

Trotzdem ward eine Synode nach Lambeth berufen, Wickliffe zu untersuchen, aber sie endete wie die vorige in einem Aufruhr. Die Bischöfe gingen auseinander mit der Mahnung an Wickliffe, in Zukunft den Frieden nicht zu stören. Er entschloß sich für das Gegentheil; durch furchtlose, lebendige Worte sollten die Massen des Volkes bewegt werden.

Johannes von Gaunt, sein Gönner und Beschützer, hatte ihm schon anno 1375 die Pfründe von Butterworth geschenkt, aber das hielt ihn nicht davon ab, seine Aufmerksamkeit den jüngeren Gliedern der Oxforder Universität zu schenken.

Hier am Sitz der Wissenschaft wollte er eine starke Partei bilden. Dazu hielt er nicht allein Vorlesungen, sondern wollte auch öffentliche Disputation einleiten, und wandte sich deshalb mit seinem Gesuch an den Vice-Kanzler. „Gewißlich nicht," war des Kanzlers Erwiderung. Wickliffe als „Ketzer" wäre doch den Behörden ein wenig lästig. Auch sein großer Gönner fand es unbequem, einen gebrandmarkten Mann zu unterstützen.

Jetzt kamen politische Unruhen hinzu. Das thörichte Parlament von 1380 hatte eine schwere Kopfsteuer auferlegt. Die Bürger rebellirten. Sudbury, Erzbischof von Canterbury, machte man um einen Kopf kürzer und steckte diesen auf einen Pfosten der Londoner Brücke, und Mat. Tylers folgte in einigen Tagen.

Digitized by Google

Groß war die Aufregung und entsetzlich der Aufruhr. Wie, wenn Wickliffe's Lehren mit diesem Aufruf zusammenhingen? Es gab Personen, welche dieser Ansicht huldigten. Courtney, jetzt Erzbischof, wird die Sache untersuchen. Auch der Papst hatte Wickliffe's Lehren als „verabscheuungswürdigen Wahnsinn" bezeichnet, und seine Anhänger als „Kinder aus dem Abgrund," und der sollte es doch wissen. Der Papst drang wieder auf ein Vorgehen gegen Wickliffe. Courtney hingegen überstürzte sich nicht in der Sache. Er suchte einen Theil der Verantwortlichkeit von sich zu wälzen, und zwar dadurch, daß er ein Untersuchungs-Committee ernannte. Dieses Committee bestand aus 8 Bischöfen, 14 Rechtsgelehrten, 3 Dominikanern, 4 Franziskanern, 4 Augustiner Stiftsherrn, 4 Carmelitern, 4 Mönchen und 6 Doctoren der Theologie.

Den 17. Mai 1382 kamen sie zusammen und beschlossen, zuerst ein gemeinschaftliches Mahl einzunehmen. Nachmittags 2 Uhr eröffneten sie ihre Untersuchung. Am 21. wurde der Verlauf der Untersuchung durch ein Erdbeben, welches die Häuser und Gewissen der Einwohner erschütterte, bedeutend gestört. Manche deuteten das Zeichen auf Gottes Zorn gegen die Wickleffeiten, diese hingegen fanden eine ernste Mahnung für die Bischöfe. Das Ergebniß war, daß das Committee ein Urtheil dahin aussprach, daß Wickliffe in neun ketzerische Lehren und fünfzehn Irrthümer verfallen sei.

Der Erzbischof verlangte jetzt von der Oxforder Universität, die Wickliffeiten zu vertilgen. Oxford lehnte die Zumuthung ab. Dr. Stokes wurde in Predigten bedroht, die Studenten bewaffneten sich, und der Kanzler duldete Alles. Wickliffe bekam noch im selben Jahre Gelegenheit, vor den kirchlichen Behörden Oxfords zur Zufriedenheit der Mehrheit darzuthun, daß er noch nicht schlecht genug sei, verbrannt zu werden.

Mit dieser Vertheidigung zu Oxford 1382 endete die eigentliche Arbeit des Reformators. Zwei Jahre später endete sein irdisches Leben. Er hatte einen Schlaganfall, und zog sich darauf nach Butterworth zurück. Als er hier am 29. Dezember des Jahres 1384 religiöse Uebungen leitete, wurde er von einem neuen Schlaganfall niedergestreckt, und hauchte am letzten Tage des Jahres seinen Geist aus. Der Morgenstern der englischen Reformation war dahin. Ihm folgte die aufgehende Sonne, und das protestantische England ist die Frucht.

Getäuscht.

Von C. Ott.

„Ich begreife deine Handlungsweise nicht, Maria. Ich kann nicht verstehen, warum du von allen Bekannten gerade Martin Rogers als deinen zukünftigen Gatten erwählen solltest." Diese Worte sprach Frau Dudley zu ihrer Tochter Maria, und der Klang ihrer Stimme und der Ausdruck ihres Gesichtes zeigte nur zu deutlich, daß sie nicht nur erregt war, sondern daß eine schwere Last auf ihrem Herzen lag.

Maria, ihre Tochter, saß ihrer Mutter gegenüber am Tische. In ihren Händen hatte sie ein Stück feine Stickerei, aber es schien, als sei sie zu aufgeregt um zu arbeiten, denn augenscheinlich hatten die Worte der Mutter sie tief im Herzen verwundet. Mit niedergeschlagenen Augen und rothem Gesicht antwortete sie:

„Und warum nicht Martin Rogers, Mutter?"

„O Maria! Mein Kind, du weißt gut genug warum. Kannst du einen Mann heirathen, der täglich Wein und Branntwein trinkt? Kannst du hoffen, als die Gattin eines Trunkenboldes glücklich zu sein?"

„Mutter, bitte gieb ihm keinen solchen Namen, Martin ist kein Trunkenbold," sagte Maria mit kaltem, ja fast höhnischem Tone.

„Aber ich fürchte, es wird nicht lange dauern, bis er einer sein wird, wenn er bei seiner Gewohnheit bleibt."

„Er hat versprochen, die geistigen Getränke ganz aufzugeben, wenn wir verheirathet sind."

„Warum giebt er es denn nicht auf, ehe ihr verheirathet seid?"

„Weil ihn dann alle seine Kameraden auslachen würden. Wenn wir verheirathet sind, wird er sich von ihnen zurückziehen, und dann wird es leicht sein, es aufzugeben."

Die Augen der Mutter füllten sich mit Thränen, als sie hörte, auf welche Weise ihre Tochter die übele Angewohnheit ihres Liebhabers entschuldigte. Sie war eine Wittwe, hatte nur zwei Kinder, Maria und ihren Bruder. Begreiflicherweise hing sie nicht nur mit inniger Liebe an ihren Kindern, sondern sorgte mit zärtlicher Mutterliebe, ihnen eine glückliche Zukunft zu sichern. Deshalb that es ihr leid, als sie hörte, daß Martin Rogers um Maria's Hand werbe und sich die Zuneigung derselben bereits erworben hatte. Martin Rogers war der Sohn eines reichen Nachbarn mit vielen guten Eigenschaften und Talenten, und einer schlechten Ge-

Digitized by Google

wohnheit, welche alles Gute in ihm zu vernichten drohte. Er liebte nämlich starke Getränke. Zwar war er noch kein Trunkenbold, aber wer ihn kannte, fand bald aus, daß er in Gefahr war ein Trunkenbold im vollen Sinne des Wortes zu werden. Dunkle Ahnungen erfüllten ihr Innerstes, und sie fürchtete das Schlimmste.

„Maria," sagte die Mutter, nachdem sie eine Weile geschwiegen hatte, „du weißt, ich bin immer willig gewesen, mich selbst zu verleugnen, um dich glücklich zu machen. Aber ich kann nicht glauben, daß du als die Gattin von Martin Rogers glücklich sein wirst. Denn sei versichert, wenn er den Gebrauch von berauschenden Getränken jetzt nicht um deinetwillen aufgeben wird, so wird er es auch nicht thun, wenn ihr verheirathet seid. — So sehr wie ich dich liebe, so würde ich dich lieber zu Grabe begleiten, als daß du dulden solltest, was das Weib eines Trunkenboldes zu dulden hat."

Maria jedoch ließ sich von den Thränen der Mutter so wenig rühren, als von ihren Worten. Sie glaubte, die Mutter habe eben ein Vorurtheil gegen ihren Liebhaber, und beurtheile ihn deshalb falsch. Sie hatte sich fest entschlossen, Martin zu heirathen, und der Versuch der Mutter sie davon abzuhalten diente nur dazu, sie zu reizen. Mit fester, trotziger Stimme erwiderte sie deshalb: „Es thut mir leid, daß du so wenig Zutrauen zu Martin hast. Du hast sicherlich Vorurtheile gegen ihn. Ich liebe ihn, und habe ihm mein Wort gegeben. Ich fürchte nicht, daß es so schlimm werden wird, wie du meinst. Aber, Mutter, ich würde ihn heirathen, wenn ich wüßte, daß er jeden Tag betrunken sein würde."

Erstaunt und schmerzlich gerührt blickte Frau Dudley ihre Tochter an. „O mein Kind," rief sie aus, „Gott gebe, daß deine Worte nicht eine Weissagung werden mögen. Doch laß uns nicht mehr Worte darüber verlieren. Du hast dich einmal entschlossen, und ich denke Ueberreden wird nichts helfen, aber ich fürchte für deine Zukunft."

Drei Monate später war im Hause der Frau Dudley eine kleine Gesellschaft beisammen, um bei der Trauung von Martin Rogers und Maria Dudley gegenwärtig zu sein. Dies Fest war bald vorüber, und das junge Paar bezog die nette kleine Wohnung, welche Martin's Vater ihm geschenkt hatte. Aber Martin hatte mit dem Hochzeitstage den berauschenden Getränken nicht entsagt. Er traf öfters seine alten Bekannten, die ihm Glück wünschten, und da mußte ja auf das Wohl der jungen Frau getrunken werden. Eines Tages, nachdem sie zwei Monate verheirathet gewesen waren, wagte Maria es, ihn an sein Versprechen zu erinnern, und Martin antwortete in gutem Humor: „Ja, meine Liebste, ich werde es bald thun. Aber wenn ich gerade jetzt aufhöre zu trinken, so sagen meine Kameraden, ich sei „unter'm Pantoffel." Du weißt, so nennen sie einen, der seiner Frau gehorchen muß."

„Nein, das habe ich nicht gewußt," antwortete Maria in kaltem Tone.

Als Martin sah, daß seine Worte sie beleidigt hatten, fügte er schmeichelnd hinzu: „Komm, Maria, ängstige dich nicht meinethalben, und nimm meine Worte nicht so böse auf. In der That, ich trinke doch nicht so viel, daß es mir schaden könnte, und werde bald ganz damit aufhören."

„Wann?" sagte Maria auf eine Weise, die zeigte, daß sie gelernt hatte, an ihres Mannes Worten zu zweifeln.

„Wann? Nun laß einmal sehen. Ich will dir sagen was ich thue. Wenn du mich in Ruhe läßt, dann werde ich am nächsten Neujahr aufhören, das sind noch zwei Monate. Bist du damit zufrieden?"

„Ja, wenn du es ernst meinst," sagte Maria zögernd.

„Ob ich es so meine? Gewiß thue ich das. Aber merke dir, du mußt mich damit in Ruhe lassen und vergnügt sein." Und so mußte sie sich zufrieden geben.

Der Neujahrstag kam. Martin Rogers hatte wohl beabsichtigt ein neues Leben zu beginnen, aber es fehlte ihm die Kraft dazu. Und so kam es denn, daß er am Neujahrstage die ihm angebotenen Getränke annahm und trank, bis er völlig betrunken heimkam.

Mit Schrecken sah Maria, daß ihr Mann sein Wort gebrochen, hielt es aber für das Beste nichts zu sagen, bis er völlig nüchtern geworden. Als einige Tage vergangen waren, wagte sie es ihn an sein Versprechen zu erinnern, aber mit schlechtem Erfolge. — Er antwortete ihr kurz und barsch, er wisse was ihm gut sei. Er wolle kein Sonderling sein. Die Andern nähmen ihr Gläschen wann es ihnen beliebt, und so wolle er es auch thun.

Von nun an ging es den gewöhnlichen Gang. Immer stärker und stärker wurde sein Verlangen nach etwas „Starkem," und er stillte es. Und so kam es denn, daß Maria in Wirklichkeit die Frau eines Trunkenboldes war.

Zwei Jahre waren seit der Hochzeit verschwunden. Etwa sechs Monate zuvor war Maria Mutter geworden. Da wurde Frau Dudley eines Morgens gerufen. Sie kam und fand Maria klagend und weinend. Martin war Abends zuvor betrunken heimgekommen und hatte sich zu Bette gelegt. Maria hatte, als sie des Morgens aufstand, ihren Säugling im Bette liegen lassen, nicht ahnend, daß ihm etwas widerfahren werde. Martin hatte sich in seinem betäubten Schlaf herumgeworfen und denselben

Digitized by Google

erstickt. Und selbst das Klagen der Mutter war nicht hinreichend, ihn nüchtern zu machen.

So vergingen Jahre. Ein Sohn und eine Tochter wurden ihr später geschenkt. Als der Knabe fünf Jahre alt war, starb er. Mitten im Schmerze ihres Verlustes sagte die Mutter zu sich selbst: „Heinrich wird nie wie sein Vater," und das war ein Trost.

Doch weshalb die traurige Geschichte ausführlich erzählen. Maria verlebte Tage des Elends und des Kummers, und als Martin Rogers in das Grab eines Trunkenboldes sank, da war die kleine Edith ihr einziger Trost. Martins Vater hatte glücklicher Weise dafür gesorgt, daß ihr etwas Vermögen geblieben war. Und so lebte sie denn nur für ihre Tochter. Fünfzehn Jahre zuvor war sie gewarnt worden, aber die Hoffnung, daß sie im Stande sein würde, Martin Rogers zu bessern, hatte sie verleitet, mit ihm an den Altar zu treten. Jahre der Reue und Thränen waren ihr Lohn, und es war ihre Sorge, Edith vor einem ähnlichen Schicksal zu bewahren.

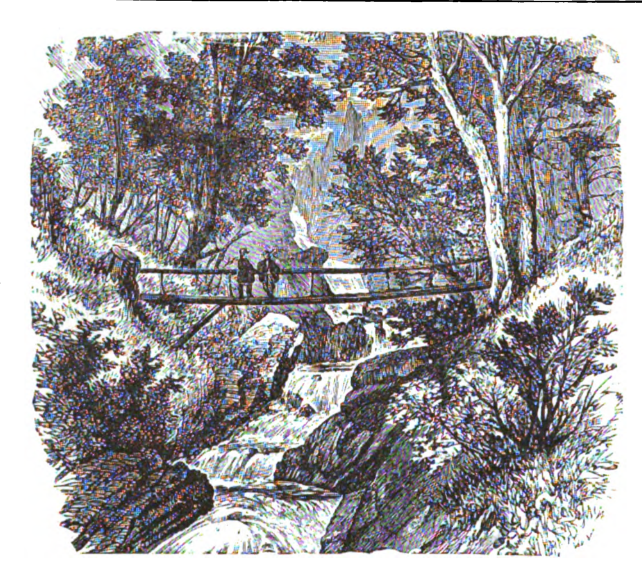
Des Bächleins Lauf.





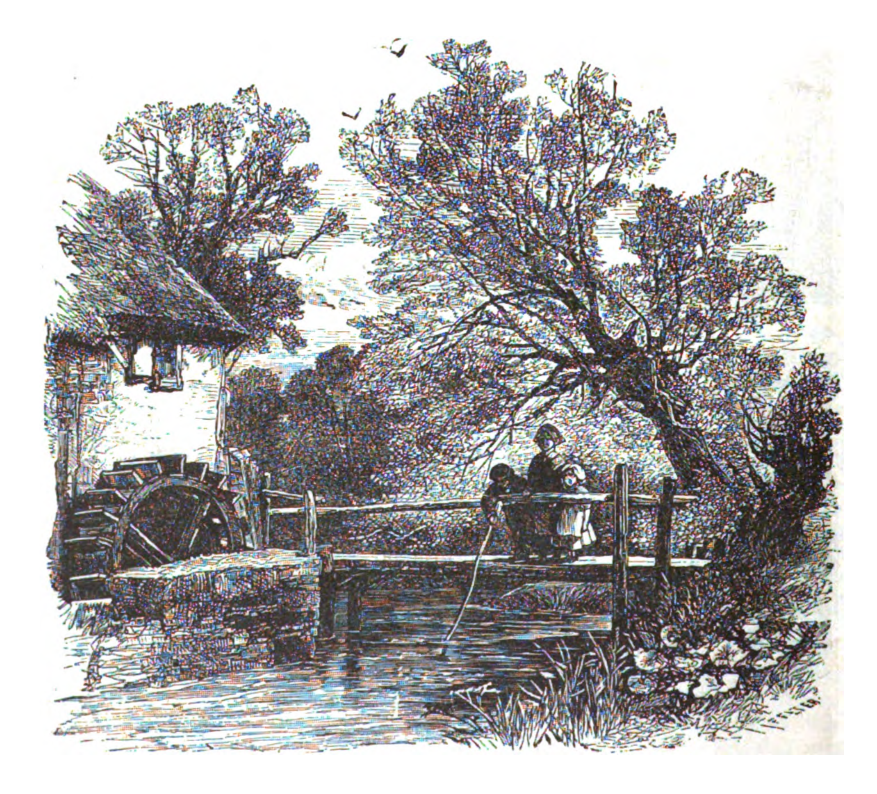
Wo der Reiher nistet, das Wasserhuhn haust,
Da komm' ich hergeflossen,
Bin in kecken Sprüngen zu Thale gebraust,
Durch Rohr und Ried ergossen.
Ueber Klippen eilt zwischen Steinen mein Lauf,
Und über Felsenrücken
An den Dörflein vorüber, am Städtchen d'rauf,
Durch groß' und kleine Brücken,
Bis die Wasser sich dort, wo die Hütten steh'n,
Zum vollen Strom ergießen:
Die Menschengeschlechter, sie kommen, sie geh'n —
Und ich — muß weiter fließen!

Digitized by Google



Und geschwätzig fort über Stock und Stein
Stürzt rauschend mein Geriesel,
Es erbrauset und sauset Bucht aus und ein,
Durch Schilf und glatte Kiesel;
Und ob strudelnd und sprudelnd vom Uferrand
Ich riß zu beiden Seiten
Manches Stückchen, ich säumte dafür den Strand
Mit Erlgebüsch und Weiden.
Und so will ich mich, ohne stille zu steh'n,
Zum vollen Strom ergießen:
Die Menschengeschlechter, sie kommen, sie geh'n —
Und ich — muß weiter fließen!

Winde plätschern mich weiter von Ort zu Ort
In leichtgeschwung'nem Bogen,
Und ein Blümlein hier, und ein Fischlein dort
Schwimmt mit auf meinen Wogen.
Und es glitzert und glänzet in weitem Rund
Die schaumgekrönte Welle
Und spiegelt auf sonnevergoldetem Grund
Sich klar und silberhelle,
Bis sie endlich sich all' ohne Widersteh'n
Zum vollen Strom ergießen:
Die Menschengeschlechter, sie kommen, sie geh'n —
Und ich — muß weiter fließen!

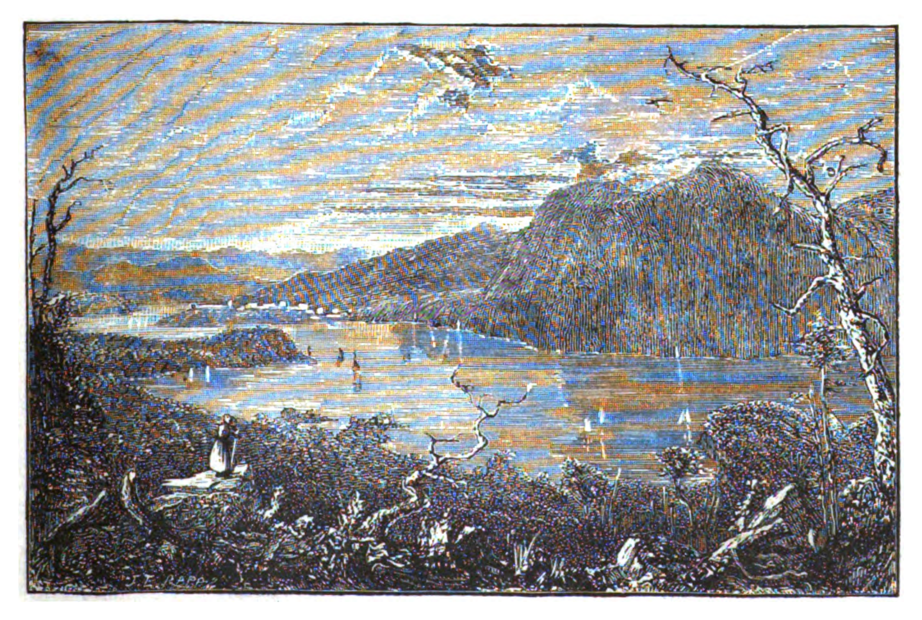


Digitized by Google



Durch das Schattengebüsch, durch das Wiesengrün
Komm' murmelnd ich geflossen,
Wie die blauen Sternlein der Liebe erglüh'n,
Vergißmeinnichte sprossen.

Und so hüpf' ich und schlüpf' ich im Wogentanz
Bald auf, bald ab; jetzt funkeln
Meine Wellen, gewoben aus Sonnenglanz,
Jetzt zieh'n sie tief im Dunkeln,



Nur von Sternen beschienen, vom Mondenlicht,
Durch wildes Dorngestrüppe;
Ob sie zaudern und zögern, sie fesselt nicht
Der Damm, die Felsenklippe;
Bis sie drunten sich dort, wo die Binsen steh'n

Zum vollen Strom ergießen:
Die Menschengeschlechter, sie kommen
sie geh'n —
Und ich — muß weiter fließen!

P. H.

Digitized by Google

Die Auswanderungsfrage.

Von C. Weiß in Berlin.

Dieselbe beschäftigt gegenwärtig in Deutschland lebhaft die Gemüther und die hervorragendsten Männer auf politischem und religiösem Gebiet widmen derselben ihre Aufmerksamkeit. Man berechnet, daß seit etwa 100 Jahren 4—5 Millionen kräftige Deutsche ausgewandert sind, die, wenn man ihre Nachkommenschaft hinzunimmt, einen Gesammt-Verlust von 8—10 Millionen Seelen für das deutsche Vaterland ergeben und einen Verlust von 16 bis 20 Milliarden Mark repräsentiren. Zwar ist die Auswanderung durch die gute Ernte in Deutschland ein wenig in's Stocken gerathen, allein die Hunderttausende, die „hinüber" gewandert sind, und welchen es in der Regel gut geht, werden noch viele Andere nach sich ziehen. Bismarck behauptete zwar im Reichstag, es sei ein Irrthum, wenn man annehme, daß Uebervölkerung die Ursache der Auswanderungslust sei, und führte zum Beweis dafür an, daß die größeren Schaaren der Auswanderer aus den dünn bevölkerten Gegenden Ostpreußens kämen, während die dicht bevölkerten Rheinprovinzen nur ein kleines Kontingent dazu stellten, und empfahl, die Industrie im Osten zu heben, als Gegengewicht zur Auswanderungslust. Dem wurde aber lebhaft widersprochen und nachgewiesen, daß es eben den Ostprovinzen am fruchtbaren Boden zum Ackerbau, und somit auch zur Industrie fehle, und der geplagte Landmann in Amerika ein weit einträglicheres Feld seiner Thätigkeit finde.

Andere, namentlich Dr. Fabri aus Elberfeld meinen, Deutschland solle Colonien gründen und damit sich selbst den Ueberschuß seiner Kräfte erhalten — allein, so schön auch diese Theorie ist, so schwer ist doch die Praxis. Zur Colonisation gehören: 1) Colonien, und solche können nur Seemächte erwerben; 2) etwas günstigere Seeküste und kräftigeres Flottenwesen als Deutschland besitzt. Das jugendliche deutsche Reich kann solche nicht im Handumdrehen erwerben, und dem umsichtigen Kanzler macht es der Reichstag von Jahr zu Jahr schwerer, das Reich durch selbstständige Einnahmequellen und eine von den Einzelstaaten unabhängigere Stellung so zu stärken, daß es kräftige Operationen nach Außen vornehmen kann.

Für die fernere Zukunft dürfte wohl der Osten — wohin die Donau dem Deutschen den Weg zeigt, wohin Deutschlands politisches Uebergewicht sich neigt — ein ergiebiges Feld zur Colonisation abgeben, allein so lange der russische Coloß noch steht und der „kranke Mann" die Luft dort verpestet, hat es noch keine Gefahr. Die Auswanderung der Mennoniten, die fehlgeschlagenen schwärmerischen Versuche Pfarrer Clöter's, der steigende Haß der Russen gegen die Deutschen beweiseu, daß auch hier dem Deutschen das Wort immer noch gilt: "young man go west!"

Die amerikanische Freiheitsluft, die reichen Lebensquellen drüben, vor Allem aber die Bluts- und Stammverwandschaften, welches das alte mit dem neuen Vaterlande verbinden, werden so lange die jetzige und wohl auch noch die zwei nächsten Generationen blühen, ihre Anziehungskraft nicht verlieren. So sehr auch Süd-Amerika empfohlen wird, so wenig will es etwas nützen, denn aus Brasilien kommen viele Unzufriedene in größter Dürftigkeit wieder zurück.

Um so mehr thut es noth, daß für die Auswanderer auch in christlicher Hinsicht so gesorgt werde, daß dieselben drüben besser als in der alten Heimath eine Zufluchtsstätte finden, da sie geschützt vor den Versuchungen der alten Heimath, namentlich des Wirthshauslebens, ein neues Leben in jeder Weise beginnen können.

Schon seit Jahren bemüht sich unsere Kirche durch die Anstellung eines Hafen-Missionars in New York und durch Vertheilung von Tractaten, Bibeln und Testamenten bei der Abreise, den Aus- und Einwanderern sich nützlich zu erweisen. Sie hat auch auf diesem Gebiet den Anstoß zu einem großartigen von den lutherischen Brüdern angelegten Plane gegeben, denn stets lasen wir, daß die Anstellung eines lutherischen Hafenmissionars in New York dadurch motivirt wurde, „daß die lutherisch getauften Kirchenglieder den Methodisten nicht in das Netz gerathen." Von diesem Motiv spricht man jetzt weniger und faßt die Sache von einem höheren Standpunkt auf, der unserer Aufmerksamkeit wohl werth ist.

Missionsinspector Fabri hielt in Barmen auf dem Congreß für innere Mission im Monat Juni d. J. einen interessanten Vortrag über die Auswanderungsfrage. Er sagte u. A.:

„Es ist wichtig, daß sich die innere Mission mit dieser Frage beschäftige. Die innere Mission hat das ganze Kulturleben des Volkes zu beachten und auf alle wichtigen Fragen der Zeit ihr Augenmerk zu richten. Die Auswanderungsfrage ist eine wichtige soziale Frage, die Auswanderung aus Deutschland im großen Maßstabe eine moderne Erscheinung. Sie beginnt eigentlich erst an der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Wer das Leben in Deutschland richtig beurtheilen will, der muß immer beginnen bei der großen Katastrophe des 30jährigen Krieges. Erst in den 50er Jahren hat Deutschland die Einwohnerzahl wieder erhalten. die es vor dem 30jährigen

Digitized by Google

Kriege hatte. Die Gründe für die Auswanderung sind vielen noch sehr unklar. Der wirthschaftliche Zustand des Heimathlandes ist nicht maßgebend für die Auswanderung, sondern der wirthschaftliche Zustand Amerikas. Wenn es drüben gut geht, so kommen tausende von Briefen herüber von früher Ausgewanderten und laden zu dem Hinüberkommen ein. Im vorigen Jahre sind 250,000 aus Deutschland ausgewandert. In Bremen und Hamburg berechnet man, daß in diesem Jahre die Zahl der Auswanderer 300,000 erreichen und übersteigen würde. In Amerika sind im vorigen Jahre 700,000 eingewandert, in diesem Jahre würde die Zahl 1,000,000 erreichen. Das sei eine großartige Erscheinung, deren Folgen noch gar nicht zu übersehen sind. Die Deutschen sind die gesuchtesten Einwanderer in Amerika, sie sind auch die wohlhabendsten. Der Kapitalwerth eines Einwanderers sei auf $200 zu rechnen. Bei 250,000 Einwandernden giebt das eine enorme Summe. Diese Einwanderer treten aber drüben sofort in Arbeit und werden so Deutschlands Konkurrenten. Es ist daher diese Auswanderungsfrage die allerwichtigste soziale Frage, die leider noch lange nicht genug beachtet wird, auch nicht von denen, die vor allen ihr Augenmerk darauf richten sollten. Was ist jetzt zu thun gegenüber dieser wichtigen Frage? Es ist nicht richtig, dieser Frage stumm gegenüber zu stehen in der Meinung, es ließe sich doch nichts machen. Die Regierung ist auch noch voll falscher Ideen, sie sucht es hier und da durch kleine Chikanen zu hindern. Die kulturgeschichtliche Grundlage der Auswanderung bildet die Bevölkerungszunahme. Auf Grund dieser Erscheinung ist unsere Auswanderung eine Nothwendigkeit. Aber die Proletarier bleiben hier — tüchtige Leute wandern aus. Das läßt sich auch nicht ändern, so lange die Regierung und die öffentliche Meinung dieser Frage so indifferent gegenüber stehen. In England habe Gladstone sich 250,000 Pfund bewilligen lassen für die Auswanderung in Irland. Es wäre gut, wenn das deutsche Reich auch einen wirthschaftlichen Nutzen und Rückfluß von der Auswanderung habe. Daher habe ich und andere darüber nachgedacht, wie ein Theil der Auswanderer anders wohin zu dirigiren sei, wo sie in Zusammenhang mit der Heimath bleiben. Aber so lange das große Kapital der Sache nichtsthuend gegenübersteht, läßt sich nichts machen.

Redner stellt folgende Thesen auf: 1) Die in stetem Wachsthum begriffene deutsche Massenauswanderung ist eine wirthschaftlich nothwendige, besonders durch unsere Bevölkerungszunahme gebotene Thatsache von großer nationaler wie sozialer Bedeutung. 2) Statt völlig unwirksamer Versuche, dieselbe zu hemmen, gilt es durch Privatassoziation, durch kirchliche Organe und wohlwollende Ueberwachung von Seiten des Staates unsern zur Auswanderung entschlossenen Landsleuten in umsichtiger und uneigennütziger Weise Hülfe zu leisten. Auch in den überseeischen Ländern bedarf es ortskundiger humaner Hülfeleistung für unsere neueinziehenden Landsleute. 3) Alle Bestrebungen, unsere Massenauswanderung so zu leiten, daß sie aus einem Kräfteabfluß zu einer wirthschaftlichen und nationalen Stärkung Deutschlands sich gestalte, sind nachdrücklich zu unterstützen, und ist in diesem Blick die Bildung deutscher Kolonisationsgesellschaften, namentlich in Südamerika, dringend wünschenswerth. Die Thesen wurden von der Versammlung angenommen.

Als Korreferent berichtet Dr. Griesemann über die kirchliche Fürsorge für die Auswanderer. In kirchlichen Kreisen wird immer vor der Auswanderung gewarnt mit der Begründung, die Auswanderer würden das materielle Glück nicht finden, das sie suchten. Eine solche Warnung ist verfehlt, da es nicht richtig ist, daß die Auswanderer ihr Glück nicht fänden. Viele kommen drüben sehr gut fort, wenn sie nur arbeiten können und wollen, für die Auswanderer läßt sich drüben wenig machen. In der Heimath kann man aber viel thun. In katholischen Kreisen wird viel für die Auswanderer gethan. Es ist in dieser Hinsicht der Raphaels-Verein dort thätig. Derselbe vertheilt Karten an die Auswanderer. Dieses Beispiel müßten wir nacheifern. Redner schlägt vor, statt des Namens Hafenmissionar den Namen Hafendiakon zu gebrauchen. Derselbe muß ein Abzeichen haben, damit die Auswanderer ihn erkennen können. — Die Gesetze über die Auswandererschiffe in Bremen und Hamburg sind gut, aber es kommen doch noch vielfach unsittliche Sachen vor. Der Raphaels-Verein hat darüber traurige Berichte. Es wäre gut, wenn Diakone auf den Schiffen sich befänden und die Auswanderer begleiteten. Auf dem norddeutschen Lloyd herrscht die Sitte, daß am Sonntag die Auswanderer eingeschifft werden. Das wäre in England und Amerika unmöglich. Drüben werden die Auswanderer von vielen Hafenmissionaren empfangen, die sie den einzelnen kirchlichen Gemeinschaften zuweisen; aber viele werden kirchlichen Gemeinschaften nicht einverleibt, und wenden sich ganz ab von der Kirche und dem Christenthum. Es kommt daher an uns die Pflicht, daß tüchtige kirchliche Kräfte hinübergesandt werden. Diese Aufgabe hat sich die evangelische Gesellschaft für Amerika gestellt. Dieselbe giebt ein Blatt „Der deutsche Ansiedler" heraus.

In der Diskussion redet zuerst Past. Krüger. Er theilt mit, daß die Synode des Westens in Amerika, womit schon lange die evangelische Gesellschaft für Amerika in Barmen und Langenberg in Verbindung steht, keine Missionare in den Häfen Amerikas hätte. Er schlägt vor, daß die heutige Versammlung an die evangelische Synode von Amerika das Gesuch richte, daß dieselbe einen Agenten im Hafen von New York anstelle. Die Versammlung stimmt dem bei."

Sehr eingehend beschäftigt sich mit dieser Frage die „Allgemeine Missionszeitschrift" in einem längeren von Pastor Lenker aus Pennsylvanien eingesandten Artikel. Derselbe geht von dem Grundsatz aus, daß die aus Deutschland und Skandinavien auswandernden *Evangelischen Kinder der Kirche* seien, für welche die Mutter auch im neuen Lande sorgen müsse, und schlägt folgende Maßregeln vor:

1. Die „Kirche" *soll ihren Auswanderern einen kirchlichen Paß mitgeben.* Zu diesem Zweck hat Pastor Lenker ein kirchliches *Adreßbuch* verfaßt und beabsichtigt dasselbe jedem deutschen und skandinavischen Pastor zuzusenden. Die Berliner „Ev. Kirchenzeitung" aber tadelt Pastor Lenker, daß er nur die *streng lutherischen Prediger* aufgeführt und nicht einmal die *evangelischen Synoden* des Westens darin aufgenommen hat.

2. Soll den Auswanderern kostenfrei eine Flugschrift mitgegeben werden, welche das *Vaterland*, die *Reise* und die amerikanischen Kirchen bespricht.

3. Sollte jedem Auswandererschiff ein Auswanderer-Missionar mitgegeben werden.

4. *Sollte eine Organisation* eingeleitet werden. Von den Baptisten, Methodisten u. dergl. Denominationen, denkt Herr Pastor Lenker, könne man keine Organisation in

dieser Sache erwarten; ihnen würde das Arbeitsfeld fehlen, da es keine europäischen Staaten ihres Glaubens giebt, aus welchen ihnen die Auswanderer zukommen. (!)

Hiezu werden drei Vorschläge gemacht:

a) In Europa ein Central-Auswanderungs-Commissions-Committee und ein demselben correspondirendes in Amerika zu bilden. Die katholische Kirche hat ihr Rom. Von da aus gehen alle Fäden. Deshalb kann sie sich in Verbindung setzen mit Land-, Eisenbahn- und Dampfboot-Agenten, und allenthalben die günstigsten Bedingungen für ihre Angehörigen erzielen. Dasselbe sollten solche Committeen für die evangelische Kirche sein; „sie sollten in apostolischem, christusähnlichem Missionsgeist sich der Auswanderer überhaupt vom ganzen Standpunkt der Kirche aus annehmen, weil dieselbe alle Kirchen gleich berührt und von keiner einzelnen besorgt werden kann." — „Man veranlasse eine Anzahl unserer hervorragendsten Männer in Europa, ihre Namen zu einem Central-Auswanderer-Missions-Committee herzugeben, und eine oder zwei Mitglieder zu ermächtigen, als thätige Sekretäre sich der Angelegenheit zu widmen; — man thue in Amerika dasselbe, und der größeste Sieg für die Sache ist gewonnen.

b) Die ganze innere Mission in Deutschland sollte angeregt werden, mehr im Licht dieser Angelegenheit zu arbeiten.

5. In Anbetracht der bedeutenden Auswanderung sollten ausgedehntere Anstrengungen zum Besten der Auswanderermission gemacht werden.

Weil die Deutschen kein aussterbendes Geschlecht seien, weil sie tief innerlich angelegt sind, und mit Hinzufügung der praktischen Seite der Amerikaner eine Macht für Christum bilden werden; ferner wegen der Vortheile, die sich aus diesem Werk ergeben: die Auswanderer werden das Werk unterstützen, noch ein Uebriges thun für die äußere Mission; ferner, weil es eine Schande ist, wenn andere Kirchengemeinschaften (von denen Pastor Lenker meint, sie seien nahezu erfolglos geblieben!) mit Recht sagen: Niemand kümmert sich um sie. Ferner wegen Christi Gebot.

Das sind die Gedanken, welche die gläubigen Kreise Deutschlands bewegen in Bezug auf diese Angelegenheit. Allein überall begegnen wir demselben Grundirrthum: Man treibt zuviel Kirchenthum und zuwenig Bekehrung. Man betrachtet diese Auswanderer als gute Christen, die nur der Kirche erhalten werden müssen, während die meisten im Grunde genommen keine Christen sind, und deshalb so leicht drüben den äußeren Rock der Kirchlichkeit, den sie hier noch zur Schau trugen, preisgeben; sich geben, was sie sind. Doch dürfen wir uns ja freuen, daß endlich die lutherische Kirche erwacht.

Aber auch wir als Methodisten haben an den Auswanderern eine Mission, die wir uns nicht absprechen lassen können. Sie sind unsere Brüder nach dem Fleisch, sie haben unsterbliche Seelen zu retten, und die Methodistenkirche hat als die größeste der Kirchengemeinschaften drüben das geschichtliche Recht und die geschichtliche Pflicht, für diese Schafe in der Wildniß zu sorgen. Freilich wissen die lutherischen Synoden dem Methodismus wenig Dank, daß er unter tausend Mühseligkeiten noch ehe sie daran gedacht, diese ihre Landsleute vor Verwilderung bewahrt und in vielen Gegenden durch seine Arbeit den Boden vorbereitet hat, auf welchem jene Synoden jetzt gedeihen. Oder ist es nicht zum großen Theil das Verdienst des Methodismus, daß Amerika noch einen Sonntag hat; einen Sonntag, welchen Tausende landeskirchlicher Unchristen zu untergraben suchen — daß dem stärksten Satansbollwerk, der Sauflust, der Boden entzogen worden ist, daß die Bibel, das Christenthum und ihre Prediger noch in Achtung stehen? —

Auch wir thun viel zu wenig für diese Auswanderer. Es ist zwar anerkennenswerth und rühmend, wie hingebend und brüderlich unsere Prediger drüben sich der von uns Empfohlenen annehmen. Von den vielen Briefen, welche Schreiber dieses im Interesse von Auswanderern an unsere lieben Brüder im Amte richtete, blieb kein einziger unbeantwortet, und die Uneigennützigkeit, die Ausführlichkeit, der warme brüderliche Ton der erhaltenen Auskunft, hat nicht wenig dazu beigetragen, seine Liebe zu den unbekannten Brüdern im Westen zu stärken. — Hüben und drüben haben wir die besten Kräfte. — Allein an den Anfängen einer ersprießlichen Organisation, und wenn es auch nur ein kirchliches Adreßbuch wäre, hindert uns unser Reisesystem, denn mit jedem neuen Jahr wäre eine neue Auflage nöthig.*) Auch hat der Methodismus nie seine Aufgabe darin erblickt, Kirchenpolitik zu treiben. Was wir von unserm Standpunkt aus zu thun haben, ist: Am Ersten auch unter den Auswanderern zu trachten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit — denselben durch Wort und Geist Christum den Gekreuzigten anzubieten. Das übrige, d. h. der besondere Nutzen für unsere Kirche, wird uns dann von selbst zufallen. Zu diesem Zweck sollte sich ein Committee drüben bilden, welches Geld sammelt unter denen, welche durch die Auswanderung zum Wohlstand gekommen sind, damit erstens diesseits den aufsichtshabenden Predigern von Bremerhaven und Hamburg ein tüchtiger Hafenmissionär als Gehülfe beigegeben werden kann, und

*) In den Conferenzprotokollen der deutschen Conferenzen in Amerika findet sich jedes Jahr ein ausführliches Adreßbuch aller deutschen Prediger in den Ver. Staaten. Editor.

Digitized by Google

damit die Kräfte drüben in New York verstärkt werden können. Das wäre das Erste. Das Zweite wäre, auch um das irdische Wohl solcher besorgt zu sein, welche sich um Rath an uns wenden. Zu diesem Zweck sollte ein Committee hier gebildet werden, welches seine Erkundigungen durch das Committee drüben einzieht. Zum Zum dritten sollten wir ein Schriftchen wie „Die freundschaftlichen Winke," welche früher herausgegeben wurden, aber jetzt veraltet sind, den Auswanderern unentgeltlich mitgeben können, und im Stande seien, eine permanente Adresse anzugeben, bei welcher sich dieselben stets Rath erholen könnten.

Stoff zu einer solchen Schrift, enthaltend unparteiische Schilderungen, Vortheile und Nachtheile der Ansiedlung in Staaten, mit welchen die Schreiber namentlich bekannt sind und unsere Kirche vertreten ist, wäre dem Schreiber dieses sehr erwünscht.

Recht muß doch Recht bleiben.

II. Der heimliche Bund.

Eine geschichtliche Erzählung aus dem Zeitalter des dreißigjährigen Krieges.

Nach deutschen Quellen bearbeitet von

Paul Eugen.

Erstes Kapitel.

Im feindlichen Lager und in großer Noth.

In dem ausgedehnten Lager der Pappenheim'schen Truppen war eine der beliebtesten Personen der Wachtmeister Josias, wie er von Offizieren und Kameraden genannt wurde. Er war freilich im Umgang noch rauher als sein weißgrauer Schnurr- und Knebelbart, allein in seiner Brust schlug ein ehrliches, treues Herz, und wer von der rohen, niedrigen Gesinnung der Söldnerschaaren des dreißigjährigen Krieges nur einen kleinen Begriff hat, wird dies doppelt zu schätzen wissen. Kein Wunder also, daß selbst der „Schrammenhannes" — wie die Soldaten den General Pappenheim wegen seiner vielen Narben nanntrn — gerne in leutseligster Weise mit dem muntern Josias verkehrte. Der Krieg und das freie, ungebundene Leben hatten den Letzteren jung erhalten; sein Rücken fühlte die achtundsechzig Jahre nicht, sondern war noch immer so gerade, wie in der kräftigsten Manneszeit. Da Josias außerdem in gar mancher Schlacht mitgekämpft und dennoch nie eine Wunde davongetragen hatte, so hielten ihn viele seiner Kameraden für hieb- und kugelfest, denn die große Mehrzahl der Offiziere und Soldaten glaubte an allerlei geheime Zaubermittel, die gegen Verwundung und Tod schützen sollten.

Da nun, wie bereits gesagt, der alte Josias im Geruche stand, die berühmte sog. „Passauer Geheimkunst" zu verstehen, so drängten sich viele Soldaten, ganz besonders aber die Kroaten, zu ihm heran, damit er ihnen ein derartiges Schutzmittel verschaffe. Doch gerieth er stets in Zorn, und wies die Bittenden ganz gehörig ab. In der Regel entzogen sie sich ihm auch durch eine schleunige Flucht, — jene Kroaten jedoch welche heute bei Josias ihr Glück versucht, hielten herzhaft aus, ja, der verschlagenste von ihnen hielt ihn sogar fest und brummte in gebrochenem Deutsch:

„Nix so bös sein, Bruderherz, — hübsch accommodant, — färr schön güldene Kette ich hob': do nur herschau'! Ist acht Goldgulden werth unter Brüdern!" „Nun meinetwegen," schmunzelte Josias endlich." „Komm nur her Moses," wandte er sich einem abseits des Tisches stehenden jüdischen Händler zu, „da ist die Kette, zahl' mir meine acht Goldgulden aus."

Mit einem Sprunge befand sich Moses Hirsch an der Seite des alten Schnurrbarts, und nach einer Minute schon war das Geschäftchen abgeschlossen.

„Wie sieht's drüben aus?" fragte Josias den Handelsjuden und deutete nach den im Osten aufsteigenden Thürmen der belagerten Stadt Magdeburg.

„Nu, wie wärd's aussehen," wiederholte Moses greinend, „schlecht sieht's aus. Die Bürgerschaft steht sich gegenüber feindselig, und der Arme neidet dem Reichen seine Wohlfahrt."

„Nun so soll aber doch . . ." wetterte der alte Josias, „wenn's so faul in der Stadt steht, warum greifen wir dann nicht an! Warum kommandirt uns der Pappenheim nicht zum Sturm? 's ist wahrlich die höchste Zeit, denn über kurz oder lang wird der Schwede mit seinem Heere erscheinen, und dann —"

Er kam in seiner Rede nicht weiter, da ein Bote ihn in das Zelt seines Vorgesetzten, des Rittmeisters von Hohenheg, rief.

Um dahin zu gelangen, mußte er den weiten Raum des Lagerplatzes überschreiten und an der Hauptwache und dem Galgen vorüber, der dort als ein Warnungszeichen errichtet worden war. Seitwärts von demselben wandte er sich der glänzenden Zeltreihe der Oberoffiziere zu.

Es war ein buntes Menschengewühl, durch welches sich unser Josias den Weg bahnen mußte. Trotzdem die Kaiserlichen mehr die gelbe, die Schweden dagegen mehr die blaue Kleiderfarbe liebten, vermochte man kaum Feind von Freund

Digitized by Google

zu unterscheiden, da es Gebrauch war, Gefangene und Ueberläufer mit den Waffen und Kleidern die sie eben trugen, einzureihen. In Folge dessen wuchs jedes Heer bald zu einer bunten Menge an, und damit wenigstens im Kampfe der Freund vom Feind zu sichten war, bedienten sich die Söldner weißer Schnüre, farbiger Bänder und grüner Büsche als Erkennungszeichen.

Josias hatte endlich das Zelt des Rittmeisters glücklich erreicht. Graf Benno von Hohenheg schien überhaupt ein sehr rauher Charakter zu sein, und obwohl er wenig mehr als vierundzwanzig Jahre zählen mochte, zeigte sein Gesicht einen finstern, ja sogar hämischen Ausdruck, den man für gewöhnlich bei der lebelustigen Jugend nicht anzutreffen pflegt. Der Rittmeister gehörte einem elsässischen Grafengeschlechte an, das sich großer Reichthümer erfreute; mithin hätte er nicht nöthig gehabt, am Kriege und den damit verbundenen Beutezügen theilzunehmen, und in der That war es ihm auch nicht um Raub und Plünderung zu thun, vielmehr verzichtete er stets auf den ihm gebührenden Antheil. Er hatte einen ganz anderen Zweck vor Augen, denn er war ein eifriger Katholik und betrachtete den ausgebrochenen Kampf als einen Religionskrieg; der Generalissimus Tilly schwebte ihm hierin als ein leuchtendes und nachahmungswürdiges Beispiel vor; schwang der greise Held sein Schwert ja doch nur, um die Ketzer vom Erdboden zu vertilgen. Benno hatte mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Konrad einen schweren Stand gehabt, denn dieser wollte ihn durchaus nicht in Kampf und Tod ziehen lassen, und widersetzte sich daher mit aller Macht seinem Vorhaben; Benno war aber doch zuletzt Sieger geblieben, und obwohl er erst seit Jahr und Tag dem kaiserlichen Heere angehörte, hatte er es, in Folge seines Eifers und Dank seinem alten Adelsbriefe, bereits bis zum Rittmeister gebracht. Je höher er in der Gunst Tilly's und Pappenheim's stieg, desto größer gestaltete sich der Haß seiner Untergebenen, die er gar zu gerne seine Strenge fühlen ließ. Auch der alte Wachtmeister Josias mußte sich viel von ihm gefallen lassen, und wurde von ihm auch heute beim Eintritt in's Zelt mit Schelten empfangen. Nachdem Benno von Hohenheg seinem Zorne genügend Luft gemacht, glättete er die Spitzen seines aufwärts strebenden Schnurrbarts, und fuhr in strengem, aber ruhigem Tone fort:

„Aus Bardeleben, dem Hauptquartiere des Generals Pappenheim, ist soeben ein Befehl an unsern Obersten gelangt, wonach der Kundschafterdienst mit größerer Wachsamkeit ausgeübt werden soll. Es hat sich herausgestellt, daß die Magdeburger von der Elbseite aus einen regen Verkehr nach Außen unterhalten. Diesem heillosen Treiben muß ein Ziel gesetzt werden. Jedes Fähnlein soll deshalb einige Wachen entsenden, und meine Wahl ist auf dich gefallen, denn ich weiß, daß du ein muthiger Kriegsknecht bist, und die Auszeichnung zu schätzen verstehst."

„Will's meinen, gestrenger Herr Rittmeister," rief mit funkelnden Augen unser Josias angesichts der zu erwartenden Auszeichnung. „Stellt mich nur hin, wo's recht gefährlich ist."

„Das soll geschehen," nickte Benno von Hohenheg gnädig. „Wähle dir ein paar handfeste Kerle aus, und setze mit ihnen bei Dodendorf über die Elbe. Morgen sende ich dann Ablösung. Jetzt aber fort! — Kehrt! — Marsch!"

Und ordonnanzmäßig marschirte Josias zum Zelte hinaus. Mit einem wahren Feuereifer führte er den Befehl des Rittmeisters aus, und befand sich schon nach Verlauf einer Stunde jenseits der Elbe. Sein Gefolge bestand aus drei berittenen Husaren, welche in ihrer Halbrüstung und Sturmhaube höchst kriegerisch aussahen.

Nachdem der Wachtmeister Umschau gehalten, deutete er auf ein östlich liegendes Gehölz, und rief mit befehlender Stimme: „Dort wird Aufstellung genommen, Jungens, und daß ihr mir ja die Augen hübsch offen haltet, damit uns nichts entgeht, denn einen von den Magdeburger Spürhunden müssen wir in unsere Gewalt bekommen, eher weiche ich nicht vom Platze. Vorwärts!"

Eine mächtige Staubwolke wirbelte empor, und noch zog sie über die Landschaft dahin, als die Reiter bereits im Gehölz verschwunden waren. Der schlaue Josias hatte einen ganz vortrefflichen Hinterhalt gewählt, denn inmitten des Gehölzes befand sich ein freier Raum, in welchem sie sich bequem auf die Lauer legen konnten, ohne Gefahr zu laufen, von irgend einem Späherblicke entdeckt zu werden. Da endlich, am Spätnachmittage, rannte der Wachtmeister seinen Untergebenen zu: „Jungens, schaut rückwärts! Dort in der Ferne taucht ein Reitersmann auf, und wenn mich nicht Alles trügt, so trägt er die schwedische Farbe."

Die Blicke der Arkebusiere folgten der angegebenen Richtung. Josias hatte sich nicht getäuscht: es war ein schwedischer Bote.

„Jetzt nur um alles in der Welt kein Geräusch gemacht," flüsterte er, „denn sonst jagt der Kerl wieder zurück, das wäre aber ganz verwünscht, denn ich bin überzeugt, daß er von Frankfurt kommt, dem Hauptquartiere seines Königs, und den Magdeburgern eine wichtige Botschaft zu überbringen hat."

Der fremde Reitersmann zügelte jetzt sein Roß, in der offenbaren Absicht, sich erst zu überzeugen, ob die Gegend auch sicher, und keine kaiserliche Uniform zu sehen sei.

„Späh' dir nur die Augen aus, mein Junge," lachte Josias vor sich hin, „du wirst nichts be-

Digitized by Google

merken. Wahrhaftig!" unterbrach er sich, „der Bursche reitet direkt auf unser Gehölz zu, wahrscheinlich will er erst den Abend abwarten, ehe er sich in die Stadt wagt. Aber auf diese Weise reitet er uns gerade in die Arme. Es soll eine warme Begrüßung werden. Aufgepaßt, Jungens!"

Auf das Geheiß des Wachtmeisters schlichen die Husaren, ihre angebundenen Pferde zurücklassend, bis zur Waldlichtung vor und erwarteten daselbst, vom Strauchwerk gedeckt, die Ankunft des schwedischen Boten. Kaum hatte das Pferd desselben die Grenze des Gehölzes überschritten, als sie über ihn herfielen und ihn ohne Mühe entwaffneten. „Hurrah! was hab' ich gesagt?" rief der alte Josias jauchzend, indem er aus einem der hohen Stiefel des Reiters ein amtliches Schreiben hervorzog, „der Bursche führt eine königliche Botschaft mit sich, die unserm alten Tilly große Freude machen soll!"

Alle Bitten des schwedischen Abgesandten, ihm das Schreiben zurückzugeben und seiner Heimkehr nichts in den Weg zu legen, fanden selbstverständlich nur taube Ohren und nach einem scharfen, dreistündigen Ritt erreichte die kleine Schaar das Tilly'sche Hauptquartier. Josias hatte erst einer großen Anzahl neugieriger Offiziere Rapport abzustatten, ehe es ihm gelang, von dem Generaladjutanten vor den greisen Feldherrn geführt zu werden.

T i l l y, der Reichthum und Behaglichkeit verachtete, hatte sich in dem einfachsten Gemach des Schlosses einquartiert; seine kleine, unansehnliche Gestalt stellte sich beim Eintritt des Pappenheim'schen Wachtmeisters und seines Gefangenen in Positur, denn er war gespannt auf den Inhalt des königlichen Schreibens, welches der Bote mit sich führte. Der Letztere konnte sich eines leisen Bebens nicht erwehren, als er jetzt den stechenden Blick des größten Protestantenfeindes auf sich gerichtet sah. Nachdem Josias ausführlich Bericht erstattet, lehnte sich der Feldherr an einen zunächst stehenden Tisch, schlug das rechte Bein über das linke und sagte, die Hand ausstreckend, mit heiserer, klangloser Stimme: „Brief her!"

Salutirend überreichte Josias das aufgefangene Schreiben, dessen Inhalt bei Tilly ein großes Interesse erregte, denn Gustav Adolf erklärte darin, daß, so abgemattet sein Heer auch wäre, er dennoch im Begriff stehe, geraden Wegs auf Magdeburg zu marschiren und es zu entsetzen; die Magdeburger sollten sich daher noch drei Wochen zu halten suchen, er werde sie nicht verlassen.

Als Tilly die interessante Lectüre beendet, gab er den Brief an seinen Generaladjutanten und fügte mit einem unangenehmen Lächeln hinzu: „So ich habe also doch wieder einmal Recht gehabt, daß der Schwedenkönig sich im vollen Anmarsch befindet; außerdem aber werden noch von evangelischen Fürsten im Reich viele Werbungen angestellt, die jedenfalls auch zu dem Entsatz Magdeburgs bestimmt sind. Wir müssen uns deshalb also beeilen. Ihr werdet Euch sofort auf den Weg nach Bardeleben machen, um dem General Pappenheim dies Schriftstück einzuhändigen. Ich benachrichtige den Grafen, mit seinem Angriffe von der Neustadt aus ungesäumt fortzufahren. Schickt mir jetzt den Juden wieder her."

Der Adjutant empfahl sich und wenige Minuten später tauchte in der offenen Thüre das verschmitzte Antlitz von Moses Hirsch auf, welcher unter fortwährenden Verbeugungen dem gefürchteten Feldherrn sich näherte.

„Wir sind vorhin unterbrochen worden," begann Tilly mit einem verächtlichen Blick, „fahre jetzt in deinen Mittheilungen fort."

„Wie ich dem graußmächtigsten Herrn Feldmarschalk schon habe gesagt, es fehlt in Magdeburg nicht nur an Pulver, sondern der Besatzung auch an Lebensmittel. Im Uebrigen aber fühlt sich die Bärgerschaft ganz färchterlich sicher, und kein Mensch denkt am Tage an die Möglichkeit eines Sturms, deshalb sein die Posten auf dem Walle auch nur schlecht und spärlich besetzt, denn die Mehrzahl der Bärger und Söldner laufen beim Anbruch des Tags nach Hause, um sich zu legen auf die faule Haut. Wenn der grause Herr Feldmarschalk hat nur ein Fünkchen Korasche, so kann er überrumpeln die Stadt beim hellen Sonnenschein."

„Behalte deine Ansicht für dich, Jude," versetzte Tilly finster. „Du nanntest mir vorhin aus der Bürgerschaft einige Namen, die dem Kaiser und Herrn die Treue gebrochen und es mit den Schweden halten. Wie lauten die Namen jener Aufwiegler?"

Moses Hirsch war bekanntlich kein Freund der soldatischen Kürze, daher gab er die etwas breite Antwort: „Kenn' ich nur ä Paar von ihnen persönlich. Es sind zwei Brüder, und der Vater ist ä alter Mann, ä lutherischer Geistlicher, wo war angestellt in der Kärche von St. Nikolai, und er haißt R a t b o d, und die Söhne auch, doch werden sie gerufen von ihrer Schwester bei ihrem Vornamen, A n d r e a s und R u d o l f."

Tilly notirte Vor- und Zunamen auf einer Liste, die er inzwischen zur Hand genommen, dann fragte er unwirsch: „Ist dir in Magdeburg ein Mann bekannt, der den Namen Guericke führt?"

„Otto von Guericke?" wiederholte Moses, in die Hände schlagend.

„Wie steht's um seine politische Gesinnung?"

„Hab' ich ihn noch nicht darnach gefrogt, Herr Generalfeldmarschalk," versetzte Moses aus-

Digitized by Google

weichend, „nur waiß ich, daß er es maint mit der Stadt gut, denn er sitzt mit im Rathe und hält gescheidte Reden." „So nimm deinen Lohn und gehe," entgegnete Tilly, dem Spion einen kleinen, mit allerlei Münzsorten gefüllten Beutel zuwerfend.

Mit einer wahrhaft großartigen Geschicklichkeit fing ihn Moses auf und untersuchte sofort das Innere. Die Miene des Juden zeigte große Zufriedenheit. „Möge der graußmächtige Herr Feldmarschalk noch leben hundert Johr und Moses Hirsch nicht vergessen," lautete sein Abschiedswunsch.

Als er spät am Abend in einem Fischerkahne über die Elbe setzte und beim sogenannten Brückenthore anlangte, bemerkte er am andern Ende der Gasse eine große Menschenmenge, die laut aufjubelte. Seine Neugierde erwachte, er stürmte vorwärts und hielt nicht eher wieder an, bis er die erregte Menschenmasse erreicht.

„Was giebt's, — was ist geschehen?" wandte er sich fragend an die Zunächststehenden. „Nu, was wird's geben," klang es höhnend zurück von der Spitze des Menschenknäuels. Wie groß aber war sein Erstaunen, als er jetzt den Generaladjutanten Tilly's vor sich sah, und zu seiner Linken und Rechten die Gebrüder Ratbod, welche ihn gefangen nach dem Rathhause führten.

Das Reiterstückchen, welches Josias mit seinen Begleitern am Nachmittage ausgeführt, war nämlich von einigen Schiffern bemerkt worden und zur Kenntniß der beiden Ratbods gelangt. Dieselben wagten sich, in der Absicht, an dem zurückkehrenden Wachtmeister Genugthuung zu nehmen, mit einigen der Falkenberg'schen Reiter bis zu dem uns bekannten Gehölz vor, wobei ihnen ein günstiger Zufall den Generaladjutanten sammt seinen wichtigen Briefschaften in die Hände führte. Moses Hirsch verlor sich schnell unter der Menschenmenge, denn er fürchtete in seiner Feigheit, daß der Gefangene ihn erkennen und in eine gefährliche Lage bringen könne und verschwand rasch in der Thüre des armseligen, halb baufälligen Hauses, in welchem er sein Daheim aufgeschlagen hatte.

Die alte, reiche Hansestadt Magdeburg hatte sich seit einer Reihe von Jahren durch kühnen Eifer für die Reformation ausgezeichnet, und mit energischem Muthe widerstanden die Bürger allen Angriffen auf ihre Religion. Die Stadt unterwarf sich nicht einmal dem Kaiser, als derselbe im Schmalkaldischen Kriege 1547 das ganze Sachsenland erobert hatte, und infolge dessen wurde die Stadt ein Zufluchtsort aller durch die Religionsverfolgung vertriebenen Glaubensgenossen, namentlich zahlreicher Prediger. Der dreißigjährige Krieg brachte auch über Magdeburg große Drangsale, denn er legte nicht nur den Handel lahm, sondern nöthigte die Bürgerschaft auch zu großen Geldopfern; die Festungswerke mußten bedeutend erweitert und die Stadt in guten Vertheidigungsstand gesetzt werden, da die protestantischen Bewohner Gewalt vom Kaiser und den Katholiken zu befürchten hatten. Als Wallenstein mit seinem Heere im Jahre 1626 vor der Stadt erschien, zeigte er sich zwar als Freund und forderte nur eine kurze Verpflegung seiner Truppen, allein diese, an deren Spitze die zügellosen Kroaten standen, hausten wie in Feindesland und gaben der erschreckten Bürgerschaft viel zu klagen. Man richtete eine Beschwerdeschrift an den Kaiser, die sehr freundlich beantwortet wurde und die guten Magdeburger Bürger zu fernerem Gehorsam aufforderte, — das war aber auch Alles. Dagegen wurden der Stadt mehrfache Kriegssteuern auferlegt, und als der Rath sich schließlich außer Stande sah, die hohen Summen aufzubringen, zog Wallenstein abermals gen Magdeburg, diesmal aber, um es zu belagern. Achtundzwanzig Wochen währte die Einschließung, und obwohl der kaiserliche Feldherr nichts auszurichten vermochte, da die Magdeburger durch ihre freie Verfassung sich daran gewöhnt hatten, ihr gutes Recht kräftig zu vertheidigen, hatte dennoch die Einwohnerschaft unter den schändlichen Bedrückungen und Erpressungen des kaiserlichen Heeres viel zu leiden. Die gerechte Unzufriedenheit der Magdeburger Bürgerschaft nahm immer mehr zu, zumal von dem Kaiser nur gnädige Worte, aber keine durchgreifende Abwehr zu erlangen war. Man sah ein, daß der Habsburger es nicht sehr redlich mit der Stadt meinte und als daher der Schwedenkönig Gustaf Adolf an der deutschen Küste landete, war Magdeburg eine von den ersten deutschen Städten, welche dem protestantischen Könige ihre Sympathien aussprachen und nach einem Bündnisse mit demselben strebten.

Für Gustav Adolf war natürlich Magdeburg ein höchst wichtiger Platz, da er ihm die Elbübergänge sicherte. Das wußte der inzwischen zum kaiserlichen Oberfeldherrn ernannte Tilly, weshalb er sich im März 1631 mit Pappenheim vereinigte und Alles daran setzte, die Stadt zu erobern. Allein er vermochte sich nur der Vorwerke zu bemächtigen, während die Altstadt, die eigentliche Festung, allen Angriffen widerstand. Dieselbe war schon in früherer Zeit gut befestigt, denn eine starke Ringmauer mit Thürmen umgab die Stadt selbst auf der Wasserseite; wo aber die Elbe nicht die natürliche Schutzwehr bildete, lief unterhalb der Mauer ein Zwinger hin mit einem Wall und einem tiefen Wassergraben. Besonderen Fleiß hatte man auf die Zugänge verwendet, welche nicht nur durch mehrere hintereinander liegende starke Thore gedeckt waren, sondern auch von hohen Thürmen

Digitized by Google

überragt wurden, die mit kleineren Geschützen armirt werden konnten.

Als sich Tilly der kleineren Außenwerke bemächtigt hatte, verlegte er sein Hauptquartier jenseits der Elbe nach Westerhausen; er glaubte die Magdeburger von der Nähe und dem Ernste der ihnen drohenden Gefahr überzeugt zu haben, und da ihm Alles daran lag, die Stadt möglichst rasch und unversehrt in die Hand zu bekommen, daß sie ihm eine Vormauer gegen den siegreichen Schwedenkönig werden solle, sandte er nach Magdeburg einen Trompeter mit drei Schreiben, welche an die Gemeinde, an den bischöflichen Verweser und an den schwedischen Befehlshaber Falkenberg gerichtet waren.

In einem am sogenannten Breiten Weg gelegenen Gebäude standen die Fenster des oberen Stockwerks offen und ein im Lehnstuhle sitzender alter Mann mit langen, silberweißen Haaren athmete mit sichtlichem Wohlbehagen die milde Frühlingsluft ein, die in's Zimmer strömte. Es war Martinus Ratbod, der Pfarrherr von St. Nicolai, und ihm zur Seite stand die achtzehnjährige Johanna mit ihren Brüdern Andreas und Rudolf. Dem mild lächelnden Antlitz des Greises sah man die wilden Schicksalsstürme nicht an, die im Laufe der Zeit darüber hingesaust waren. Sein Vater, ein eifriger Schüler Luthers und Melanchthons, hatte mit den Seinen viele Jahre friedlich in Wittenberg gelebt, bis das feindliche Auftreten der katholischen Partei ihn zwang, den Wanderstab zu ergreifen und nach Magdeburg zu flüchten, dem Asyle der Verfolgten und Bedrängten. Martinus war dem geistlichen Stande des Vaters treu geblieben und seine Söhne widmeten sich der Rechtswissenschaft und hatten eben ihre Studien auf den Hochschulen von Jena und Wittenberg beendet, als das feindselige Auftreten des kaiserlichen Heeres sie mahnte, nach Magdeburg zurückzukehren, damit der alte Vater und die Schwester Johanna im Falle der Noth nicht allein daständen.

Nun waren aber die beiden Brüder frische, muthige Gesellen, in deren Brust der Funke der Begeisterung für Gustav Adolf glühte, und die gar verächtlich auf alle Bürger blickten, welche nach wie vor dem Kaiser huldigten. Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß sie sich der in der Stadt zahlreich vertretenen schwedischen Partei anschlossen und für die Zeit der Belagerung Kriegsdienste versahen. In dieser freiwillig übernommenen Pflicht zeigten sie sich unermüdlich und schreckten vor keiner Gefahr zurück.

Aeußerst vergnügt theilten sie eben dem Vater das Reiterstückchen mit, welches ihnen den Tilly'schen Generaladjutanten in die Hände gespielt hatte; wider Erwarten nahm der Greis an ihrer Freude jedoch keinen Theil, sondern entgegnete bekümmert:

„Möge Gott der Herr Alles zum Besten führen und uns den Frieden verleihen, nach dem unser Herz sich sehnt! Aber ich fürchte, daß wir am Ende unseres Glückes stehen und Nacht und Grausen vor uns haben."

„Das Alter macht verzagt, lieber Vater," hielt Rudolf entgegen, „während die Jugend das Beste hofft."

„Ich pflichte Rudolf bei," fiel Andreas feurig ein, „und denke, daß das Glück erst recht für uns beginnen soll. Verzage nicht, lieber Vater, vertraue auf Gott, wie du es uns von Kindesbeinen an gelehrt, und dann hoffe mit uns auf das rechtzeitige Nahen Gustav Adolfs, der unsere Stadt nicht im Stiche lassen wird."

„Daß er den besten Willen hegt, unser belagertes Magdeburg zu entsetzen, davon bin ich festiglich überzeugt," erwiderte der alte Mann, „nur muß der Brandenburger Churfürst dem schwedischen Heere den Marsch durch sein Land gestatten und für Gustav Adolf die Veste Spandau offen halten. Ich verstehe mich durchaus nicht auf die Kriegskunst, so viel Einsicht aber habe ich doch, daß ich mir sage, der Schwedenkönig vermag, ohne diese Festung als Schutz im Rücken, im Deutschen Reich nicht weiter vorzudringen." „Ich gedenke des trostreichen Schreibens, das wir dem Tilly'schen Adjutanten abgenommen, und bin guten Muthes," meinte der heißblütige Andreas, worauf er sich mit Rudolf nach dem Rathhause begab, um an der wichtigen Berathung theilzunehmen, die am heutigen Vormittage stattfinden sollte.

Im Saale des Rathhauses herrschte reges Leben, denn nicht nur sämmtliche Rathsmitglieder fanden sich dort zusammen, sondern auch die Kriegsobersten der Besatzungstruppen. Nachdem der Bürgermeister die Sitzung eröffnet hatte, wurden zunächst die von Tilly gesandten Schreiben vorgelesen, in denen er die Stadt zur Uebergabe aufforderte und ihren Vertretern wohlmeinend rieth, es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen und sich nicht muthwillig in das Verderben zu stürzen, was unausbleiblich der Fall sein werde, wenn man sich Magdeburgs mit stürmender Hand bemächtigen müsse.

„Der Magistrat," äußerte der Bürgermeister, indem er die betreffenden Schreiben sorgfältig wieder zusammen legte, „ist, indem er die Gefahr erwägt, welche über der Stadt schwebt, keineswegs gesonnen, in einer so hochwichtigen Angelegenheit ohne Einwilligung der Bürgerschaft den entscheidenden Schritt zu thun und dadurch vielleicht eine schwere Verantwortung auf sich zu laden. Wir haben Euch daher zusammenberufen, damit Ihr eine Erklärung abgebt, ob unser Magdeburg übergeben werden

Digitized by Google

soll oder nicht, denn noch verweilt der Ueberbringer der Tilly'schen Schreiben in der Stadt und harrt auf Antwort."

Als der Bürgermeister schwieg, ging ein lautes Summen durch den Saal, und es zeigte sich, daß die Ansicht der Bürgerschaft getheilt war. Es konnte dies um so weniger verwundern, als sich in der Stadt zwei Parteien gebildet hatten, von denen es die eine mit dem Kaiser, die andere mit dem Schweden hielt. Zwischen denselben bewegte sich noch eine dritte, die sogenannte gemäßigte Partei, zu welcher der Rathsmann Otto von Guericke gehörte. Als er jetzt das Wort ergriff, legte sich sofort der Tumult im Saale, das beste Zeichen, wie hoch er in der Achtung seiner Mitbürger stand. Mit seiner ruhigen, klaren Stimme sagte er:

„Ich denke, es ist das Beste, wenn wir bei unserer heutigen Berathung nur das Wohl unserer Stadt bedenken. Kommt uns nicht bald Hilfe von Außen, so vermögen wir uns nicht mehr lange zu halten, und wenn ich an das grause Schicksal denke, das nothwendig über Magdeburg kommen muß, sobald es durch Erstürmung in die Gewalt der Feinde geräth, wenn ich bedenke, daß unsere theuere Stadt und ihre Bewohner dann dem Plündern, der rohen Willkür und der schonungslosen Wuth wilder Krieger preisgegeben ist, — dann allerdings stimme ich für das Anknüpfen von Verhandlungen."

Die Stimmen, welche Guericke Beifall zollten, wurden durch die Gegenpartei übertönt, die von einer Uebergabe nichts wissen wollte, und als hierauf das aufgefangene Schreiben Gustav Adolfs verlesen wurde, erhielt die kriegerisch gesinnte Partei großen Zuwachs, denn Tilly's Mahnung erschien jetzt als eine schnöde List, um Magdeburg durch freundliche Worte in seine Gewalt zu bekommen.

„Und was ist Euere Meinung, Herr Obrist?" wandte sich der Bürgermeister an Falkenberg, und Alles war gespannt auf die Antwort des schwedischen Offiziers, welcher nach kurzer Pause begann:

„Zunächst erscheint mir die Gefahr für die Stadt noch keineswegs so groß, wie ängstlicher Kleinmuth sie einem Theile der Bürgerschaft vorspiegelt, und da, nach Inhalt des soeben vorgelesenen Schreibens — das siegreiche Heer Gustav Adolfs in vollem Anmarsch ist, so huldige ich der Ansicht, daß jede Stunde, die wir uns länger halten, mit keiner Tonne Goldes bezahlt werden kann. Steht also getrost zu mir, und harret aus mit mir, — der Ausgang steht bei Gott, und dieser wird uns nicht verlassen!"

Von neuem Muthe belebt, ging die Bürgerschaft auseinander, und nahm ihre Posten auf den Wällen wieder ein.

Mit der Antwort an Tilly ward noch etwas gezögert, denn Alles kam ja darauf an, Zeit zu gewinnen. Endlich mußte der kaiserliche Trompeter aber doch abgefertigt werden, und so theilte denn der Magistrat dem feindlichen Feldherrn mit, daß man, ehe an eine Uebergabe der Stadt gedacht werden könne, nothwendigerweise sich erst mit den Churfürsten von Sachsen und Brandenburg sowie den Hansestädten in's Benehmen setzen müsse. Tilly möge daher die für die Abgesandten nöthigen Päſſe ausstellen. Anfangs zeigte sich der Feldherr diesem Wunsche nicht abgeneigt, dann aber änderte er seine Ansicht und setzte die Belagerung eifrig fort.

Aber auch die Magdeburger Besatzung zeigte sich nicht müssig, und wagte mehrfache Ausfälle, die vom Glück begünstigt waren und dem Feinde namhafte Verluste beibrachten. Tilly rächte sich wieder, und eröffnete gegen die Stadt ein heftiges Feuer, das aber, da die auf allen Gassen und Plätzen vertheilten Bürger sich einer großen Wachsamkeit befleißigten, wenig Schaden anrichtete.

Die Zerstreuung der Juden, eine Vorbereitung für die Ausbreitung des Evangeliums.

Von F. L. Nagler.

(Schluß.)

Wir stellten die Frage: Was hat die Zerstreuung der Juden mit dem Evangelium und seiner Ausbreitung zu thun? Diese Frage wollen wir nun beantworten.

Durch die Zerstreuung der Juden waren viele Heiden mit der Lehre von dem einen und wahrhaftigen Gott bekannt gemacht worden. Der römische Geschichtsschreiber Tacitus, der die Juden öfters erwähnt, der sich aber, wie man aus seinen Schriften deutlich ersehen kann, keine besondere Mühe gegeben hat, mit ihrer Geschichte und ihrer Religion genauer bekannt zu machen,

Digitized by Google

sagt dennoch von ihnen: „Die Juden verehren blos einen Gott, den sie sich im Geiste vorstellen; sie verdammen alle diejenigen als gottlos, die aus vergänglichen Stoffen der menschlichen Gestalt ähnliche Abbildungen machen. Gott, sagen sie, ist über Alles erhaben und ewig; er kann nicht abgebildet werden, und ist auch keiner Veränderung unterworfen. Deshalb erlauben sie kein Bild von ihm in ihrer Stadt, und noch viel weniger in ihren Tempeln. (Hist. V., 5.)

Die Heiden mit diesem Monotheismus bekannt zu machen, war die große Aufgabe Israels; und da dieser Monotheismus das eigentliche Fundament der christlichen Religion dem politheistischen Heidenthume gegenüber bildete, so war das Bekanntwerden desselben unter den Heiden durch die zerstreuten Juden eine bedeutende Vorbereitung für die neue Religion, die alle heidnische Vielgötterei verdrängen sollte.

Auch war den Heiden durch ihren Umgang mit den Juden und ihre Bekanntschaft mit der LXX. Uebersetzung des alten Testaments in die griechische Sprache die Missionsidee, der Glaube an einen verheißenen Erlöser, nicht mehr so fremd, als dieses ohne die durch die Vorsehung Gottes bewirkte Zerstreuung der Juden der Fall gewesen wäre. Auch dieses mußte der Ausbreitung des Evangeliums sehr beförderlich gewesen sein; denn als die Apostel und Evangelisten Jesum als den den Juden verheißenen Messias verkündigten, so wußten viele Heiden sogleich, was sie damit meinten.

Auch bewogen die Juden viele Heiden, den Götzendienst zu verlassen, und den einen Gott zu verehren, und brachten sie dadurch dem Christenthume um einen bedeutenden Schritt näher, wie wir bereits gesehen haben. Es ist wohl wahr, die eigentlichen Judengenossen (vergl. Matth. 23, 15), die Proselyten der Gerechtigkeit, bildeten kein besonders gutes Material für die neue Religion, denn sie waren sehr oft halsstarriger und engherziger als die geborenen Juden selbst, und wurden mitunter die fanatischsten Verfolger der Christen. Der Kirchenvater Justinus sagt zu den Juden: „Die Proselyten glauben nicht nur nicht, sondern sie verlästern den Namen Christi noch doppelt so viel, als ihr, und sie wollen uns, die wir an ihn glauben, morden und martern, denn in Allem streben sie, euch ähnlich zu werden.“ Aber anders war es mit den Proselyten des Thores, die wohl dem Heidenthume abgesagt hatten, aber doch noch keine Juden geworden waren. Ihre Herzen waren besonders geöffnet für die Lehren der christlichen Religion. Von ihnen sagt Neander (Kirchengeschichte Band I. S. 86): Sie waren mit den heiligen Schriften der Juden bekannt geworden, und hatten von dem großen Lehrer und Könige, der da kommen sollte, dem Messias gehört. Es war ihnen in dem, was sie in jener, dem nichtjüdischen Leser oft ganz unverständlichen, griechischen Uebersetzung des alten Testaments gelesen, oder was sie von jüdischen Lehrern gehört hatten, Manches dunkel geblieben, sie befanden sich noch im Suchen. Durch die von den Juden empfangenen Ideen von dem einen Gott, von göttlicher Weltregierung, göttlichem Gerichte, von dem Messias, waren sie für das Evangelium mehr als andere Heiden vorbereitet, — und weil sie weniger schon zu haben glaubten, weil sie noch kein geschlossenes Religionssystem hatten, nach neuem Unterrichte über göttliche Dinge begierig waren, weil sie die jüdische Befangenheit nicht theilten, konnte daher das Evangelium leichter als bei den geborenen Juden bei ihnen Eingang finden. Von Anfang an mußten sie aufmerksam werden auf eine Lehre, welche ihnen, ohne sie zu Juden zu machen, vollständige Theilnahme an der Erfüllung aller jener Verheißungen, von denen ihnen die Juden gesagt hatten, zusicherte. Zu diesen Proselyten des Thores pflegte daher, nach der Apostelgeschichte, die Verkündigung des Evangeliums überzugehen, wenn sie von den verblendeten Juden verworfen wurde, und hier fand der Same des göttlichen Wortes nicht selten einen empfänglichen Boden in heilsbegierigen Seelen.“ Zu diesen Proselyten des Thores gehörten wahrscheinlich solche Personen, wie der Hauptmann zu Kapernaum (Matth. 8, 5), der Hauptmann Cornelius von Cäsarea (Apstg. 10), der Kämmerer aus Mohrenland (Apstg. 8, 27), die Lydia (Apstg. 16, 14), und wahrscheinlich auch der Hauptmann unter dem Kreuze (Matth. 27, 54).

Werfen wir noch einen Blick auf die Versammlung am Pfingstfeste. Dort waren die Repräsentanten vieler Länder in Asien, Afrika und Europa gegenwärtig. Sie sahen das Wunder und hörten die Lehre der neuen Religion, und sie nahmen, wenn auch nicht in ihrem Herzen, so doch in ihren Gedächtnissen das, was sie gesehen und gehöret hatten, mit heim und erzählten es ihren Freunden und Bekannten; und einige Tage oder Wochen nach der Ausgießung des heiligen Geistes war dieses Wunder mehr oder weniger in beinah allen Provinzen des römischen Reiches und auch außerhalb seiner Grenzen bekannt. Auch dürfen wir glauben, daß viele von ihnen, wie jener Kämmerer der Königin Kandace aus Mohrenland, mit Freuden in ihr Land zogen und die neue Religion weiter ausbreiteten, so daß die Apostel an manchen Orten den gesäeten Samen schon vorfanden. So eilte in vielen Fällen das Evangelium den eigentlichen Evangelisten voraus und brach ihnen Bahn. Das alles war sicherlich, um das Wenigste zu sagen, ein Oeffnen der Thüre für die christliche Religion.

Digitized by Google

Auch bildeten die in den heidnischen Ländern wohnenden Juden einen gewissen Anfangs- oder Anhaltspunkt für die Apostel und Evangelisten, denn da diese selbst Juden waren, und sich auch besonders auf die jüdischen Religionsbücher beriefen, so gingen sie gewöhnlich, wenn sie in eine fremde Stadt kamen, am Sabbath in die Synagoge und predigten das Wort vom Kreuz, und wenn sie dann auch von den Juden erst verstoßen und verfolgt wurden, so wurde dadurch die Sache nur um so viel schneller unter den Heiden bekannt, und dem Evangelium bei denselben die Thüre geöffnet. Am deutlichsten sehen wir dieses, wenn wir einen Blick auf die Reisen des großen Heidenapostels werfen. Hierfür verweisen wir auf die Apostelgeschichte.

Durch Irrungen zur Wahrheit.

Ein deutsch-amerikanisches Familienbild aus der Gegenwart.

Von J. J. Meßmer.

IV.

In der Gesellschaft hatte das Auftreten Onkel Hermanns, wie auch seine plötzliche Abberufung, deren ganze Ursache nach und nach bekannt wurde, eine gewisse Sensation erregt. Namentlich die jüngern Mitglieder sahen mit theilweiser Scheu auf „diese Deutschen," mit ihrem profanen Unglauben und ihren fremdartigen Gewohnheiten. Für die Familie hätte der weitere Aufenthalt in Ocean Grove ziemlich ungemüthlich werden können, wäre nicht Herr Wilkens für sie in's Mittel getreten. Ein trefflicher Kenner der menschlichen Natur und durch eine lange Erfahrung mit den geheimen Regungen des Geistes Gottes in dem menschlichen Herzen wohl vertraut, hatte er leicht herausgefunden, wie trotz allen Widerstandes und einer gewissen zur Schau getragenen Gleichgültigkeit die Familie doch zu einem ernsteren Nachdenken angeregt wurde; bei Mina aber entdeckte er zu seiner Freude bereits das leise Suchen und Fragen, welche das erste Zeichen des Erwachens aus dem natürlichen Schlafe religiöser Gleichgültigkeit und Selbstgerechtigkeit bilden. Er sah aber auch, daß das zart aufflackernde Flämmchen eines neuen Lebens weiser Sorgfalt und geduldiger Pflege bedurfte, wenn es zum hellen, wärmenden Feuer heiliger Gottesliebe werden sollte. Er verstand es, den unzeitigen Eifer seiner Tochter zurückzuhalten, und die Hausgenossen so für sie zu interessiren, daß sie stets ein Gegenstand liebevoller Nachsicht und freundlicher Aufmerksamkeit blieb.

Onkel Hermann kam nicht mehr nach Ocean Grove; so blieb das angreifende Element weg. Herr Lehmann und seine Söhne hatten ihm nie völlig beigestimmt, auch waren sie zu höflich, als daß sie es nicht bei ihren zeitweiligen Besuchen vorsichtig vermieden hätten, irgendwie Anstoß zu geben.

Mina fand in der Tochter des Hauses mehr und mehr eine liebevolle Freundin. Mit der Stärkung ihrer Gesundheit wurden die Besuche der Gottesdienste immer häufiger; ihre Aufmerksamkeit und das Leuchten ihrer Augen zeugte von dem inneren Interesse, das sie an denselben nahm. Ihre Zweifel und Sorgen theilte sie Herrn Wilkens mit, der sie in seiner ruhigen Weise unterwies und ihr voranhalf. Die Mutter freute sich zu sehr über die wiederkehrende Gesundheit der zärtlich geliebten Tochter, als daß sie sich irgend welcher Sorge über deren Verkehr mit religiös gesinnten Leuten hingegeben hätte. Zudem fanden die ernsten evangelischen Predigten, die sie hörte, in ihrem Herzen ein Echo. Sie hatte in ihrer Jugend den Unterricht eines treuen Zeugen Jesu genossen, und auch eine Zeit lang dem Herrn gedient. Durch den Mangel an gehöriger Anleitung und an christlicher Gemeinschaft war sie freilich wieder davon abgekommen und in den Strom der Welt mitgezogen worden, aber ihr Herz war der Wahrheit geneigt geblieben, und jetzt, da sie in die Umgebung von Solchen gekommen war, die den Herrn liebten, trank ihr Herz begierig von dem frischen Wasserquell der göttlichen Gnade. Woche um Woche ging auf diese Weise lieblich dahin, und die Beiden fühlten sich immer mehr mit dem Volke Gottes verbunden. Ein Blick in Mina's Tagebuch giebt uns den besten Einblick in die Entwicklung ihres inneren Lebensganges.

16. Juni. Vater, Brüder und Onkel Hermann haben uns wieder verlassen, um zu ihren Geschäften zurückzukehren. Ich glaube, es hat ihnen ganz gut gethan, einmal einen stillen Sonntag zu feiern, und sie fühlen sich damit auch zufrieden, wenn sie es auch nicht eingestehen. Ich fürchtete erst, Onkel Hermann habe unsere Gastgeber und Mitgäste beleidigt; Herr Wilkens versicherte mir aber, daß dieses nicht der Fall sei.

Digitized by Google

Er liebe es, wenn Leute sich so offen und frei aussprechen, wie Onkel Hermann, mit solchen lasse sich noch immer etwas anfangen. Herr Wilkens hat eine wunderbare Geduld; ich sehe ihn auch in der hitzigsten Debatte nie sein Gleichgewicht verlieren, dabei zeigt er gegen Jedermann dieselbe Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit. Ich habe großes Zutrauen zu ihm; er wenigstens ist sicherlich ein wahrer Christ.

20. Juni. Der arme Cousin Harry. Seine Verwundung war nicht sehr gefährlich. Die Kopfwunde war bald zugeheilt und gestern trat er bei uns ein, den Arm in der Schlinge tragend. Er sagte, er sei im Begriffe nach Hause zu gehen, und wollte uns vorher noch einmal sehen. Er gestand mir ein, daß er zu weit gegangen sei, und daß es ihm leid thue, seinem Vater so großen Kummer gemacht zu haben. Er sagte, seine Kameraden hätten ihn eben mitgenommen, und wenn er an dem Spiele nicht theilgenommen hätte, so würden sie ihn unbarmherzig ausgelacht haben. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, welchen Kummer er seinen Eltern verursache, und wie seine Gesellschaft für ihn verderblich sei und er besser thäte, dieselbe aufzugeben. Er hörte mich geduldig an. „Ich weiß," sagte er, „daß du recht hast; ich habe mir auch oft vorgenommen, es zu thun und zur Kirche zu gehen, aber du weißt, Vater hält selbst nicht viel von der Kirche. Es wundert mich nur, wie er es über Sonntag hat bei Euch aushalten können. Dann sind meine Kameraden meistens aus sehr anständigen Familien, und wenn sie auch etwas lebenslustig sind, so darf man ihnen dies nicht übel nehmen. Die Alten haben auch ihre Vergnügen, warum nicht wir Jungen? Uebrigens, an den Spieltisch sollen sie mich nicht wieder bekommen. Dann entdeckte er an meinem Finger den Ring mit dem Smaragd, den mir Vater einmal geschenkt. Er bat mich, ihm denselben zu geben. Er wollte ihn tragen zur Erinnerung an seine guten Vorsätze und, meinte er lachend, an die Predigt seiner frommen Cousine. Er werde ihm als Talisman gegen alle Gefahren gute Dienste leisten. Ich konnte seinen Bitten nicht widerstehen. Nur fürchte ich, der Ring wird ihm nicht viel helfen. Er hat einen gar schwachen Charakter und läßt sich leicht von seinen Kameraden hinreißen.

5. Juli. Gottlob, der vierte Juli ist wieder einmal vorüber. Auf unserm stillen Platze war nicht so viel Unruhe und Geknalle wie in der Stadt. Professor R. hielt im Tabernakel einen Vortrag über die Vorzüge unseres Landes, der vielen Beifall fand. Ich könnte nicht sagen, daß er mich besonders interessirt hätte.

Cousin Johannes hat an mich geschrieben. Er scheint sich ziemlich in seinen erwählten Beruf hineinzuarbeiten. Ueber die Frage, die mir am nächsten am Herzen liegt, in Betreff der Verdorbenheit der menschlichen Natur, hat er mir eine ganze theologische Abhandlung geschickt. Der gute Junge hat nur vergessen, daß ich selbst kein Theolog bin, folglich seine Arbeit, die ihm viele Mühe gekostet haben muß, nicht einmal recht zu würdigen verstehe. Indessen meint er es so herzlich gut mit mir, daß ich mir Mühe gebe, seine Abhandlung nicht allein zu lesen, sondern auch zu verstehen. Das sehe ich wohl ein, daß die Bibel an vielen Stellen von der Verdorbenheit des menschlichen Herzens spricht und wie er in seiner Abhandlung schreibt, stimmen die Reformatoren und alle großen Männer darin überein, daß das menschliche Herz von Grund aus verdorben, und zu allem Guten untüchtig und zu allem Bösen geneigt ist, und daß wir daher nur aus Gnaden, um Jesu Christi willen, selig werden können. Alle evangelischen Kirchen haben nach Cousin Johannes diese Lehre. Nun, auf so hohe Autoritäten hin müssen wir dieselbe gleichfalls annehmen. Im Grunde genommen glaube ich ja auch daran; uns ist ja dieses auch im Konfirmanden-Unterricht gelehrt worden. Ich fühle wohl, wie viel Böses in meinem Herzen steckt und bemühe mich täglich, dasselbe abzulegen; allein es will mir dieses nicht immer gelingen. Wegen meiner Seligkeit vertraue ich allein auf Christus und sein Blut; und das thun ja alle evangelischen Christen. Aber ich kann nur nicht begreifen, warum die Leute hier in solche Angst kommen, weinen und beten und dann erst an Christum zu glauben vorgeben, und dann plötzlich mit solch überschwenglicher Freude erfüllt werden, und hernach davon immer als von ihrer Bekehrung reden. Es muß das die besondere Art und Weise der Amerikaner sein; — doch sollen sich auch Deutsche darunter befinden.

13. Juli. Ich muß immer wieder an Cousin Johannes Brief denken. Und dann haben wir die letzten Wochen hier so viele Bekehrungen gehabt. Ich weiß nicht, was ich davon denken soll. Die Leute waren doch vorher auch keine Heiden, und Viele von ihnen haben als gute Christen gelebt. Heute sagte ich dieses Alles Lydia. Sie schlug mir das Evangelium von dem reichen Jünglinge auf und betonte besonders die Stelle: „Eins fehlt dir!" Und ja, ich sehe es wohl ein, wenn diese Leute recht haben, und es noch einer besonderen Bekehrung bedarf, so fehlt mir dieses Eine auch noch. — Und ja, ich möchte doch meines Heils gewiß sein. Es muß etwas herrliches sein, sich beständig als Kind des himmlischen Vaters zu fühlen und sich allezeit in seine Hände Hände legen zu können. Das kann ich noch nicht, ich fühle mich noch zu unwürdig dazu und weiß, daß ich noch zu oft ungehorsam bin. Auch Mutter scheint ergriffen zu sein. Sie ist so stille und

Digitized by Google

unter der Predigt sehe ich oft Thränen in ihren Augen stehen. — —

— Eben habe ich mir ein Herz gefaßt. Ich ging zu Herrn Wilkens und erzählte ihm alle meine Zweifel und Bedenken. Er hörte mich freundlich an und fragte mich Vieles über meinen Herzenszustand. Zuletzt faßte er liebreich meine Hände und sagte: „Liebe Mina, ich bin so froh, und wissen Sie warum?" Ich sagte, es komme mir allerdings sonderbar vor, daß er sich darüber zu freuen scheine, daß ich soviel innerliche Kämpfe habe. „Und dennoch," antwortete er, „bin ich sehr froh, denn ich sehe, daß der Geist Gottes sein Werk in Ihrem Herzen hat. Und glauben Sie nur, der Herr wird sein Werk nicht liegen lassen, sondern vollenden auf seinen Tag." „Sehen Sie," fuhr er fort, „ich könnte wohl alle Ihre Sorgen, Einwürfe und Zweifel mit guten Gründen widerlegen, aber an ihrer Stelle würden nur neue auftauchen. Wissen Sie, was der Herr seinen Jüngern sagte, als er von dieser Erde schied? Er verhieß ihnen, daß der Geist der Wahrheit sie in alle Wahrheit leiten solle. Wir Menschen mit unserm natürlichen Verstande können die Wahrheit nicht erfassen; dazu bedürfen wir das Licht von oben, das göttliche Licht des heiligen Geistes. Und Gott giebt dieses Licht Allen, die ihn darum bitten. Liebe Mina, beten Sie, beten Sie recht ernstlich um dieses göttliche Licht, und es wird Alles klar und helle in Ihrem Herzen werden." Dann knieete Herr Wilkens nieder und sandte ein so inbrünstiges Gebet für mich zum Himmel, daß ich auf's Tiefste bewegt mich nach meinem Zimmer begab und sofort selbst um das göttliche Licht zum Herrn flehte.

Ich sehe, diese Leute haben mehr Liebe und Interesse für mich, als ich von irgend welchen Menschen außer den lieben Eltern erwartet hätte. Ich sehe, es muß doch etwas Reelles um das sein, was sie wahre Religion nennen. Ich habe nun nichts mehr dagegen, gleichfalls unter die Suchenden gezählt zu werden.

25. Juli. Dem Herrn sei Lob, Preis und Dank für seine unendliche Barmherzigkeit, die er an mir erwiesen hat. Lobe den Herrn, meine Seele, und was in mir ist seinen heiligen Namen. — Ich komme in diesen Tagen in meinem Gebete nicht über das Danksagen hinaus. Der Herr hat Großes an mir gethan; es ist nicht allein Licht geworden in meinem Herzen, nein, der volle Tag der Gnade ist angebrochen. Alle Sorgen, alle Zweifel und alle Bangigkeit ist verschwunden; jetzt weiß ich erst recht was es heißt, wenn der Apostel schreibt: „Wir sind schon selig." Ja, ich bin selig, ein seliges Gotteskind. Nun kann ich es verstehen, wenn die Leute erzählen, was der Herr an ihnen gethan.

Wie das Alles gekommen ist! — O, ich werde nie im Stande sein Alles zu beschreiben, was die letzten Tage mir gebracht haben. — Nach jener Unterredung mit Herrn Wilkens betete ich immer um das göttliche Licht. Ich las auch viel in meiner Bibel und es schien mir Alles so viel klarer und verständlicher zu werden. Auch fühlte ich mich immer ruhiger und zufriedener. Oft dachte ich, ich hätte das göttliche Licht nun erhalten, es wäre nach und nach in mein Herz gekommen; aber es kamen immer wieder Stunden der Dunkelheit, Sorgen und Zweifel. Und wenn sie auch bald weichen mußten, so waren sie eben so schnell wieder da. Da kam ein Tag und eine Stunde, in welcher alle Finsterniß wich und es völlig helle wurde in meinem Herzen.

Es war vorgestern Abend. Rev. J. B. C. war zur Predigt angekündigt. Unsere Gastgeber sagten, daß wir einen hohen Genuß zu erwarten hätten. Als ich in die Versammlung trat, schien es mir, als wenn eine besondere Kraft gegenwärtig wäre. Unter dem Gebete herrschte eine heilige Stille, nur unterbrochen von leisen Seufzern und stillem Schluchzen. Der Prediger nahm zu seinem Texte das Gleichniß von dem verlornen Schafe, Lukas 15, 3—7. Aber wie soll ich die Predigt, die nun folgte, beschreiben! So einfach und so kindlich, und doch so klar und überwältigend, schien es mir, als wenn jedes einzelne Wort direkt an mich gerichtet wäre. „Der gute Hirte," sagte der Prediger, „das ist Jesus. Das verlorene Schaf, das ist das menschliche Geschlecht, das bin ich und das bist du. Wir haben Gott verlassen, wir haben Ihn vergessen; wir sind aus seiner Gegenwart entflohen und sind in die Wüste gegangen, in die Weltlust und Sünde. Etliche haben sich zu sündlichen Lustbarkeiten, ja zu Laster und Verbrechen gewendet; Etliche haben sich zwar ehrbar gehalten, aber blos sich selbst gelebt (das war auch mit mir der Fall). Wir gingen in der Irre, nicht immer aus Bosheit und Störrigkeit, sondern oft auch aus Thorheit und Unverstand (wie wahr!); aber gleichviel, war es Bosheit oder nur Unverstand, in der Wüste drohte Verderben und Untergang Allen — Alle mußten schließlich da verloren gehen. — Aber Jesus kam, das Verirrte, wie das Verlorene zu suchen; dafür verließ er die Herrlichkeit des Himmels — nun schilderte der Prediger die Liebe Jesu zu den Sündern, und wie er sein Leben zum Opfer dargebracht habe; o, es war ergreifend; — dann fuhr er fort: „aber diese Liebe übt Jesus jetzt noch aus. — Jetzt, gerade jetzt, geht er jeder einzelnen Seele nach, ruft und lockt sie zu sich. Der gute Hirte sucht das Verlorene, bis er es gefunden hat — o selige Freude, wenn er es findet. Das verlorene Schaf zittert, ängstigt sich, bebt zurück; er aber ergreift es, nimmt es auf seine Achseln, an seine Brust. Jetzt ist es gerettet, jetzt ist es

Digitized by Google

sicher. Und der gute Hirte bringt es zu seiner Heerde, das ist zur Kirche, und nun ist Freude im Himmel und auf Erden."

O ich werde diese Predigt nie vergessen. Ich sah mich immer als das verlorene Schaf; ich sah, wie ich seit Jahren umher irrte; ich sah aber auch, wie Jesus mich beständig gesucht hat und mir überall nachgegangen ist; gewiß war es seine Leitung, daß ich hierher kommen mußte. Aber ferner sah ich auch, wie Jesus sein Blut zum Lösegeld auch für mich bezahlt hat. Es war mir, als hörte ich ihn sagen: „Ich habe dich erlöset, ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein!" Ich fühlte mich sicher und geborgen in seinen Armen; ich konnte nur weinen und danken. — Als nach Schluß der Predigt Seelen aufgefordert wurden, für den Herrn Zeugniß abzulegen, konnte ich es nicht helfen, ich mußte aufstehen und sagen, was der Herr an meiner Seele gethan hat.

Und erst als wir nach Hause kamen! Mutter schloß mich weinend in ihre Arme und flüsterte mir zu: „Sei getrost, Mina, ich glaube, du bist auf dem rechten Wege!" Und die Hausgenossen kamen alle herbei und reichten mir unter Thränen der Freude die Hände.

Also das ist, was sie Bekehrung nennen und woran ich so Anstoß genommen hatte. Und ja, sie haben Recht; es i s t Bekehrung. Ich fühle es erst jetzt recht, ich war ferne von Gott, aber ich bin nun zu ihm zurückgekehrt.

Ich weiß nicht, was Vater und die Brüder und Onkel Hermann und Harry dazu sagen werden; aber das weiß ich, der Herr wird mir beistehen, daß ich ihm treu bleiben und seinen Namen ehren kann. — Was wohl Cousin Johannes dazu sagen wird! — So war seine theologische Abhandlung doch nicht ganz umsonst.

V.

1. September. Die schöne Zeit in Ocean Grove ist nun vorbei. Vorige Woche sind wir wieder nach Hause zurückgekehrt. Es war recht schön in Ocean Grove, aber die lieben alten Räume sprechen mich doch wieder recht sehr an. Vater hat das Haus zu unserer Heimkehr schön herrichten lassen. Mein Zimmer ist ganz neu und prächtig ausstaffirt worden; neue Tapeten, ein neuer Teppich, geschmackvolle Möbeln, und auf dem Tische fand ich eine Prachtbibel. Meine kleine Taschenbibel werde ich aber doch zu meinem täglichen Gebrauche beibehalten. Vater, Mutter und Brüder überschütten mich förmlich mit Liebesbeweisen. Sie sind so froh und dankbar, daß meine Leiden verschwunden sind und schmieden bereits allerlei Pläne für die Zukunft. In der That, ich bin gesund aus Ocean Grove zurückgekehrt und Jedermann gratulirt mir zu meinem guten Aussehen. Nun, ich nehme meine Gesundheit mit inniger Dankbarkeit aus der Hand meines guten Gottes an, freue mich aber noch besonders, daß ich auch sagen kann: „Meine Seele ist genesen." Die Welt ist noch einmal so schön und ich liebe die Meinen mehr, als ich jemals zuvor gethan habe.

Was wohl Herr Wilkens mit dem „Kreuz" gemeint hat? — Am Abend vor unserer Abreise saßen wir noch einmal im Parlor zusammen, und er redete recht väterlich zu mir über meine Zukunft. Er sagte, ich sei nun gleichsam die ganze Zeit auf dem Berge Tabor gewesen, und habe nichts gesehen, als die Herrlichkeit des Herrn. Aber die Jünger hätten nicht auf dem Berge bleiben dürfen, sondern sie mußten wieder herunter in's Thal steigen, und so müsse auch ich jetzt zurück in die Sorgen und Versuchungen der Welt. In der Welt gebe es manche Anfechtungen und Kämpfe und manches Kreuz zu tragen. Auch ich werde von denselben nicht verschont bleiben, und der Herr wolle es auch nicht haben. Ich sollte nur ihm treu bleiben, und mein Kreuz geduldig tragen. Jesus sagt: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach." Auch sollte ich für den Herrn arbeiten. Gott sende jedes seiner Kinder in die Arbeit und auch für mich werde er solche haben. Als ich ihn fragte, was ich denn arbeiten könnte und sollte, lächelte er und meinte, das werde mich der Herr zu seiner Zeit schon lehren.

Was er wohl mit dem Kreuze gemeint hat? — Vorläufig sehe ich keine besonderen Schwierigkeiten vor mir, und mein Lebensweg erscheint mir klar und eben. Mutter liest oft mit mir die Bibel, und begleitet mich zur Kirche. Vater ist so liebevoll und gütig, wie er nur sein kann, und als ich über Religion mit ihm sprach, so sagte er leicht: „Macht nichts aus, Frauen haben immer einen Zug zur Frömmigkeit, und meinetwegen sollst du keine Ausnahme machen, nur hoffe ich, du wirst es nicht übertreiben. Nichts ist mir unausstehlicher, als das immerwährende Geschwätz über Religion, und die Einseitigkeit vieler Frommen macht sie in der Gesellschaft beinahe ungenießbar. Ich hoffe, daß meine kluge Tochter nicht zu dieser Sorte Leute gehören wird. Uebrigens halte ich mich zu dem Grundsatze des alten Fritz, und lasse Jeden nach seiner Façon selig werden, bitte dieses aber auch für mich aus."

Heinrich meinte, ich sehe noch nicht wie eine Betschwester aus. Cousin Harry jedoch zeigte sich bei unserer ersten Begrüßung etwas scheu. „Ich werde nun wohl," sagte er stockend, „mit meinen Sorgen nicht mehr zu dir kommen dürfen; da du fromm geworden bist, wirst du mit einem solchen Sünder nichts mehr zu thun haben

Digitized by Google

wollen." Ich antwortete ihm, er sei und bleibe mein lieber Cousin, ich wüßte nicht, daß sich mein Interesse für sein Wohlergehen vermindert habe, eher vermehrt; aber gerade das lasse mich wünschen, daß er seiner schlimmen Gesellschaft den Abschied gebe. Er seufzte tief auf und sagte niedergeschlagen: „Wenn ich nur könnte; ich bin manchmal ganz über diese Burschen erbittert, aber sie wissen mich so an meiner Ehre anzugreifen, daß ich immer wieder mit ihnen gehen muß." Ich antwortete ihm, zur Kirche zu kommen, und erzählte ihm von dem Jungmänner-Verein und unserem schönen Singchor. Aber er meinte, da würden ihn seine Kameraden erst recht verhöhnen, wenn er sich diesen Kopfhängern anschlösse; dann brach er plötzlich ab und stürmte fort. Armer Harry! Sein unbeständiger Charakter und seine Eitelkeit machen ihn zum Spielball seiner charakterlosen Kameraden. Ich fürchte, wie es noch mit ihm werden wird! —

Onkel Hermann spricht nicht gern von Harry. Mich nennt er jetzt seine „kleine Methodistin," aber er hofft allen Ernstes, daß ich ihm seinen Spaß lassen, und auch mir nicht alle Lebensfreude vergällen lassen werde. Wenn man nun einmal nicht ohne Religion fertig werden könne, so sollte man sie wenigstens doch so weit zu modifiziren wissen, daß man nicht anstößig werde, und mit seinen gewohnten Lebenskreisen in Harmonie bleiben könne. Die Kirchenleute seien ihm im Allgemeinen gut genug, aber es gäbe doch unter ihnen manche überspannte Köpfe, und wenn es nach denselben ginge, so würde bald jeder frohe Lebensgenuß ein Ende haben." Ich erwiderte ihm, daß ich erst jetzt recht angefangen habe, das Leben zu genießen, und mich so froh und glücklich fühle, wie niemals zuvor. „Sieh' da, meine kleine Philosophin," antwortete er scherzend, „gewiß, du willst mich ködern, auch einmal den Versuch zu machen, aber das gieb nur auf, an mir alten Thoren ist so wie so Hopfen und Malz verloren. Indessen ist es kein Wunder, daß du so fühlst, du warst eben immer kränklich, und jetzt bist du gesund. Was solltest du dich nicht froh und glücklich fühlen!" — Ich versicherte ihm, daß dieses nicht allein die Ursache meiner Freude und meines Glückes sei, und suchte ihm dieselbe klar zu machen; allein er machte darüber nur einige scherzhafte Bemerkungen, warnte mich vor Ueberspanntheit, und ging dann seines Weges.

Zwei Monate sind seit den letzten Aufzeichnungen Mina's verflossen. Das Kreuz, von dem sie damals nicht wußte, woher es kommen sollte, ließ nicht lange auf sich warten. Mit dem Eintritt der kälteren Jahreszeit nahmen die Gesellschaften, welche sich die Hebung des gesellschaftlichen Lebens zum Zwecke gesetzt hatten, ihre Thätigkeit von Neuem auf. Conzerte, Vorträge, dramatische Vorlesungen und theatralische Vorstellungen wurden veranstaltet, ihnen folgten bald Bälle und Maskeraden. Die beiden Familien hatten bisher diese Vergnügungen ziemlich mäßig genossen, Mina's delikater Gesundheitszustand hatte sie von vornherein von denselben ausgeschlossen. Aber jetzt bildete derselbe kein Hinderniß mehr; ihrem Eintritte in die Welt stand Nichts mehr im Wege. Als eifrige Mitglieder des ——— Vereins sprachen die Herren bereits mit vielem Interesse von dem großen Balle, mit welchem das Jahresfest desselben gefeiert werden sollte. Dieses wurde auch als die passendste Gelegenheit angesehen, Mina in die Gesellschaft einzuführen.

Sie selbst befand sich diesen Anstalten gegenüber in nicht geringer Verlegenheit. Jedermann in ihrer Umgebung schien es als ganz selbstverständlich anzunehmen, daß sie an dem Balle theilnehme, und auf demselben eine möglichst glänzende Rolle spiele. Cousin Harry machte zum voraus alle Rechte eines Partners geltend, und die Damen, die zum Besuch erschienen, besprachen angelegentlich die Toilette, die für ihren ersten Ball am angemessensten sein möchte. — Ihr schnürte alles dieses das Herz zusammen. Noch unerfahren auf dem Wege des Lebens, dazu in einer Umgebung sich bewegend, welche diese Vergnügungen von Alters her als vollkommen mit dem christlichen Bekenntnisse vereinbar betrachtete, fehlte ihr die klare Erkenntniß, um zum Voraus mit aller Entschiedenheit ihre Theilnahme zu verweigern, und ihren Standpunkt festzustellen. Und doch fühlte sie, daß sie nicht dahin gehöre. Es widerstrebte ihrem Innersten, sich selbst in die Belustigungen der großen Welt zu denken und ängstlich fragte sie sich: „Wie, wenn dir der Herr an einem solchen Orte begegnen sollte?" Sie fühlte, sie möchte nicht von einem solchen Platze in die Gegenwart Gottes abgefordert werden. — Aber auf der anderen Seite war ihre ganze Familie, die durch ihre Weigerung schwer getäuscht werden mußte. Sicherlich wurde dieselbe damit eines guten Theils ihres Vergnügens beraubt und am Ende fühlte sie sich sogar in ihren gewohnten Kreisen durch ihr Auftreten entehrt. Was sollte sie thun? —

Endlich konnte sie es nicht mehr länger aushalten. Eines Abends war die Familie in gemüthlicher Unterhaltung versammelt, und das bevorstehende Fest erregte wiederum das allgemeine Interesse. Mina faßte sich jetzt ein Herz, und gab ihren Bedenklichkeiten Ausdruck, und während ihrer Auseinandersetzungen immer wärmer werdend, ersuchte sie ihren Vater, sie von der Theilnahme an dem Balle zu entschuldigen. Sie sagte, sie wollte Andern ihre Freude durch-

Digitized by Google

aus nicht stören, aber sie selbst könnte nicht mit gutem Gewissen an demselben Theil nehmen, und würde sich dabei sehr unglücklich fühlen. Die Wirkung dieser Bitte war eine überraschende. Wäre ein Blitzstrahl plötzlich in's Haus gefahren, hätte die Aufregung kaum größer sein können. Alle fragten, wie sie denn zu solch sonderbaren Ansichten komme; wie sie daran irgend etwas Unrechtes finden könne. Die Gesellschaft sei eine geschlossene und nur die anständigsten Leute zugelassen, es könne durchaus nichts Unrechtes vorkommen und an und für sich sei das Vergnügen doch gewiß keine Sünde. Vater konnte eine solche Subtilität nicht begreifen. Er warf sich selbst vor, daß er seine Beistimmung zu ihrer Kur in Ocean Grove gegeben habe, die dortige Gesellschaft habe ihr den Kopf verdreht. In seiner Heimath hätten sämmtliche Beamte und die gebildetsten und anständigsten Leute der Gesellschaft an dem jährlichen Balle Theil genommen, und selbst der Herr Pastor habe denselben durch seine Gegenwart beehrt. Ob sie denn klüger und weiser sein wolle, als jene gelehrten und zum Theil recht frommen Herren? Ueberdies haben ja die Amerikaner auch ihre Kränzchen und Parthien, auf denen gerade so gut gespielt und getanzt werde, wie auf ihrem Balle. Onkel Hermann kam auch dazu. Er lachte aus vollem Halse, als er von Minas Bedenklichkeiten hörte, und suchte nach seiner Weise dieselben hinweg zu spotten. Es wurde Mina sehr schwer, dem Sturm der liebevollen Einwürfe und Bitten und der hie und da ausbrechenden Entrüstung der Ihrigen zu widerstehen. Leider muß gesagt werden, daß sie in dieser Beziehung auch an ihrer Mutter keine Stütze fand. Dieselbe hatte einen so großen Respekt vor der altväterlichen Weise, daß sie, obgleich sie Mina gerne das unangenehme Vergnügen erspart hätte, doch dachte, sie sollte schon aus töchterlichem Gehorsam sich dem allgemeinen Wunsche fügen. Indessen ihr Herz war in dem Kampfe selbst etwas gestählt worden, sie bebte in dem Gedanken an die Festlichkeiten, und konnte es nicht über sich gewinnen, die Ihrigen durch Nachgiebigkeit zu befriedigen.

Dafür hatte sie nun auch ihr Kreuz zu tragen. Unsere liberalen Deutschen wissen über religiöse Toleranz die schönsten Dinge zu sagen, und sind auch im Allgemeinen sehr für dieselbe eingenommen. Leben und leben lassen, ist ihr anerkannter Grundsatz. Aber die Religion darf ihnen nicht unbequem werden; sie darf in das gewohnte Leben, in liebgewordene Gewohnheiten, in althergebrachte Vorurtheile nicht störend eingreifen, sonst ist es mit der Toleranz vorbei, und die alte Feindschaft des natürlichen Herzens macht sich bald in heimlichen, bald in offenen Verfolgungen Luft. Das hatte nun auch Mina zu erfahren. Man sperrte sie nicht ein, man verbrannte ihr weder die Bibel, noch verbot man ihr den Umgang mit frommen Leuten oder den Besuch der Kirche; sie wurde weder geschlagen noch ausgescholten; aber tägliche Sticheleien, die wie Nadelstiche verwundeten, kleine Neckereien, malitiöse Bemerkungen, versteckte Anspielungen, Klatschereien über den anstößigen Wandel verschiedener Bekenner, setzten ihre Geduld und Ergebung auf eine harte Probe. Wie von ungefähr kam auch eines Tages Pastor H., ihr einstiger Lehrer, zum Besuch. Er drückte seine Freude über ihr Interesse an der Religion aus, und sprach dann sehr schön über kindlichen Gehorsam, und warnte sie schließlich vor geistlicher Ueberhebung und Ueberspanntheit.

Unsere Erzählung ist aus dem wirklichen Leben gegriffen. Wäre dieses weniger der Fall, so würden wir Mina als eine Glaubensheldin hinstellen, die gleich den Märtyrern alle Leiden freudig ertrug und alle Angriffe des Feindes siegreich abwies. Aber Mina war noch keine Heldin, sondern ein schwaches Kind mit einem recht liebebedürftigen Herzen und einer biegsamen Mädchen-Natur. Die Unzufriedenheit der Ihrigen ging ihr tief zu Herzen; wenn die Mutter zweifelnd den Kopf schüttelte, der Vater erklärte, er hoffe, sie werde sich als eine gehorsame Tochter und Christin seinen Wünschen fügen, Bruder Heinrich versicherte, ohne die Gegenwart seiner Schwester sei ihm das Fest verdorben und er vor allen seinen Kameraden blamirt, so war dieses für die Länge der Zeit mehr als sie ertragen konnte. Zu allem diesen kam noch, daß sie im Ganzen wenig Freunde an der Hand hatte, die ihr eine Stütze hätten sein können, und manche Kirchenglieder, die der Familie wohl bekannt waren, durchaus keinen Anstand nahmen, derartigen Vergnügungen beizuwohnen. So gab sie denn, überstürmt und überwältigt, ihren Widerstand auf und rüstete sich mit bangem Herzen auf das Fest.

(Fortsetzung folgt.)

Aus Hinterpommern.

Von C. Weiß, Redakteur des Evangelist in Berlin.

Was kann aus Hinterpommern Gutes kommen? so mag Mancher achselzuckend fragen. Wer aber das Land kennt, lernt es lieben, denn es wohnt hier ein ebenso körperlich kräftiger, wie willensstarker Menschenschlag. Zwar giebt es hier keine wogenden Weizenfelder, keine so lieblichen Landschaften mit hohen, rebumlaubten Hügeln und schluchtenreichen Thälern. Ueber die weiten Ebenen saust ein rauher

Wind. Doch gedeihen unter diesem Klima unter rauher Schale die biederen, treuen Pommer-Naturen, aus welchen von jeher mit Vorliebe die preußischen Könige ihre Grenadiere, ja ihre Staatsmänner und Generäle aussuchten.

Ist der Winter auch rauh, die Waldungen selten, so hat doch der große Schöpfer auch hier für das nöthige Material gesorgt, mit welchem die Menschenkinder sich ihre Kaminfeuer heizen und die langen kalten Winterabende angenehm machen können. Auf den weiten Moorwiesen, auf welchen die schönsten Heerden weiden, wächst ein kurzes, fettes Gras, dessen Wurzeln sich so fest ineinanderschlingen, daß sie einen dichten, zusammenhängenden Teppich bilden, auf welchem der Fuß des Reisenden wie auf einer elastischen Guttapercha-Decke über das darunter angesammelte Wasser dahinwandelt. Diese Wurzeln graben tiefer und immer tiefer, schlingen sich, alle Erde in sich aufnehmend und verzehrend, fester und immer fester. Was auf solche Weise gebildet wird, sticht der Landmann in viereckigen, länglichen Stücken aus, nennt es Torf, läßt es trocknen und besitzt ein ausgezeichnetes Brennmaterial. Die ausgestochene Wiese läßt man wieder mit Gras bewachsen und binnen eines Menschenalters wiederholt sich der Prozeß von Neuem. Zwischen diesen Moorböden giebt es auch fruchtbare Länderstriche, welche theils von Anfang so waren, theils unter mühevoller Pflege dazu geworden sind.

Doch auch die schönsten Länder sind sehr dürftig im Vergleich zu unseren fruchtbaren, herrlichen Landstrichen am schönen Rhein. In diesem Lande — dreimal so groß wie ganz Würtemberg, und nur halb so stark bevölkert — führen die „preußischen Junker" das Regiment. Auf dem Lande ist wenig Mittelstand, sind wenig selbständige kleinere Bauern. Die Landbevölkerung besteht aus reichen Rittergutsbesitzern und armen Tagelöhnern. Das hat seine Vortheile — das ohnedies arme Land kann, da es sich nicht in so viele kleine Parcellen theilt, leichter und billiger mit Maschinen bearbeitet werden — doch die Nachtheile für den armen Mann sind überwiegend. In der Regel wohnen diese Tagelöhner in kleinen niedrigen Häusern mit Lehmböden, welche der Gutsherrschaft gehören, während diese in einer reich ausgestatteten Villa residirt. Die meisten derselben erhalten das Weiderecht für eine Kuh, Saatkorn für ihr eigenes oder ihr gepachtetes Ländchen, und wenn sie für die „Herrschaft" arbeiten, der Mann täglich 50 Pfennige (= 12 Cents), die Frau 25 Pfennig (= 6 Cents). Auf Bismarcks Gütern erhält der Mann 90 Pf. im Sommer; 60 Pf. im Winter; die Frau 40 Pf. im Sommer und Winter. In der Erntezeit täglich dazu reichlich Schnaps. Das ist ein kleiner Verdienst, und doch leben dabei diese armen Familien besser und sorgenloser als viele in Württemberg.

Hinterpommern hat auch seine Naturschönheiten. Man reise z. B. nach Colberg und überzeuge sich selbst. Diese alte Festung, welche 20 Minuten vom Seestrande entfernt liegt, hat sich zu einem berühmten Badeort aufgeschwungen, in welchem jetzt über 5000 Kurgäste weilen, in den lieblichen Parkanlagen und der ozonreichen Seeluft und den berühmten Soolbädern Stärkung und Heilung suchend. Man hört hier außer deutsch, auch russisch und polnisch reden. Auffallend sind die vielen jüdischen Gesichter. „Die Juden haben eben das Geld, die können's," Das ist die Erklärung, die man uns dafür giebt. Speculative Köpfe wissen auch die Badezeitung zu benützen zu Annoncen, von welchen eine lautet wie folgt: „Heirathspartien werden bis in die höchsten Stände sehr gewissenhaft und mit dem gehörigen Tact vermittelt. Antragstellende Herren haben eine specielle Schilderung ihrer socialen wie pecuniären Verhältnisse, ebenso Ansprüche, Wünsche an die zu heirathende Dame, ferner Photographie und zur Frankirung 1 Mark in Postmarken einzusenden. Die glücklichen Erfolge können nachgewiesen werden. Für vermögendere Damen entstehen niemals irgend welche Kosten. Absolute Discretion strengstens beobachtet. Nur directe, nicht anonyme Offerten sind zu richten an A. J. Wohlmann, Breslau. Anständige, solide Agenten werden gesucht."

Die Geschichte unserer Mission in Hinterpommern.

Schon im Jahr 1862 kamen die Brüder L. Nippert, C. H. Doering, W. Schwarz der Reihe nach von Zeit zu Zeit auf Einladung von Br. Volkmann in diese Gegend. Br. Ficke, welcher hieher gesandt wurde, wanderte von Ort zu Ort, und wo es anging, ließ er durch den Ortsdiener seine Versammlungen ausschellen. Dazumal wußte man noch nicht, was man aus den Methodisten machen sollte. Hier ließ man dieselben „einspinnen" — dort sie gewähren. Aehnlich wie Br. Ficke erging es auch Br. P. Staiger, auch er hatte schwere Pionierarbeit zu thun, wie die Geschichte der Mission im Kirchenbuch sagt: „hier auf einer Bank übernachtend, dort auf einer Leiter in's hohe Bett steigend — mit einem Stückchen Brod in der Tasche bei Wind und Unwetter durch Sand, Sumpf und Schnee, durch Wasser und Moräste badend," so pilgerte er durch's Land. An ein Pferd, ein „Buggy" war hier nicht zu denken, solchen Luxus kannte man bei uns nicht. Aber es wurden da und dort Seelen zu Gott bekehrt, und sogar die Tanzmusikanten mußten sich im Wagen 4. Klasse einmal eine Methodistenpredigt gefallen lassen,

Digitized by Google

und spielten auch willig einen Choral dazu. (Methodistenprediger fahren in Norddeutschland 4. Klasse, weil es, wie einmal einem Neugierigen erwidert wurde, keine fünfte giebt.) Im Jahre 1865 konnte Br. Staiger seinem Nachfolger 47 Mitglieder in voller Verbindung und 66 Probemitglieder hinterlassen und eine Reihenfolge fester, aber zum Theil weit entlegener Stationen. Viel guter Same war weithin ausgestreut und das religiöse Interesse geweckt worden, auch waren viel mehr Seelen erweckt und bekehrt worden, als das Kirchenbuch aufweist. Dasselbe ist auch wahr für die späteren Prediger. Ihre Arbeit darf man nicht nach der Mitgliederzahl, die sie gesammelt haben, schätzen, denn in einem Lande von so festen, althergebrachten Sitten, in welchem so viel todter Formalismus und so wenig lebendiges, thätiges Christenthum herrscht, kann man nicht sogleich eine Ernte erwarten. Es muß zuvor gesäet werden, und zwar mit vieler Geduld.

Auch die späteren Prediger wissen noch „von weiten Wegen, von harten Herzen, zähem Widerstand und fast übermenschlichen Strapazen" zu reden. Dazu kam noch die Opposition der Landeskirche. In Greiffenberg wurde die Polizei aufgefordert, gegen die Versammlungen einzuschreiten — allein die Gesetze schützten dieselben. In Lenzen geschah es noch im April 1869, daß Br. Ad. Luring am Grabe eines unserer Mitglieder ein Vaterunser betete und den Segen sprach. Der Herr Pastor aber hatte die betreffende Schwester, da sie bei den Methodisten communicirt hatte, ausgeschlossen und verweigerte ihr die Begräbnißfeierlichkeiten, sowie den Gebrauch der Todtenbahre. Br. A. Luring ward nun vom Pastor vor das Belgarder Kreisgericht geladen. Es wurden 5 Thlr. Strafe oder 5 Tage Gefängniß beantragt. Das Gericht entschied für 1 Thlr. Strafe und Verurtheilung in die Kosten. Trotzdem befestigte sich das Werk. In einer schweren Zeit, als im Jahre 1870 4 französische Panzerschiffe vor dem Hafen lagen und die Stadt zusammenzuschießen drohten, wurde mit Hülfe der Geschwister und des Missionsrathes ein kleiner Bauplatz auf einer Brandstätte zu Colberg gesichert, und bald erhob sich als Friedensbau mitten in den Unruhen des Krieges eine Kapelle. Noch im August desselben Jahres konnte Br. Jacoby zur Einweihung derselben schreiten. Aus einem Bezirk sind jetzt zwei geworden. Belgard ist mit seinen Landstationen und einer von Br. F. Schmidt auf eigenes Risiko erbauten kleinen Kapelle ein eigener Bezirk geworden. Allein um die Massen des Volkes besser zu erreichen, sollte man, anstatt sich in Privatwohnungen herumzudrücken, überall frisch in öffentlichen Sälen auftreten können. Doch dazu fehlen die Mittel, und deshalb können unsere Prediger nur langsam vorangehen. Die große Masse ist gleichgültig, und von den „Kirchlichen" können wir nicht auf Unterstützung rechnen, da sie belehrt werden, daß den Methodismus unterstützen, eine kirchliche Sünde ist. Doch geschah in Pommern schon viel. Tractate wurden über das ganze Land verbreitet, in vielen Ortschaften wurde das Evangelium öffentlich und sonderlich gepredigt und Viele aus dem geistlichen Schlaf geweckt. Colberg ist ein Vorposten — hineingeschoben in eine Bevölkerung von 10 Millionen, in ein weites, großes Reich. Mögen bald die regulären Truppen nachkommen!

Halt an, halt aus.

Herr Spurgeon, der berühmte und reich gesegnete Kanzelredner in England schrieb vor einiger Zeit einer Anzahl Sonntagschullehrer einen Brief, den wir auch unsern Lesern mittheilen wollen.

Liebe Lehrer der Sonntagschule!

Habt Ausdauer bei eurer Arbeit. Es gab wohl keine Zeit, in welcher die Sonntagschule nöthiger gewesen wäre, als gerade in gegenwärtiger; denn die Sünde und das Verderben hat wahrlich bis zur Stunde nicht abgenommen, es ist nicht geringer geworden. Die Lektionen, welche von einem Sonntag zum andern von der Sonntagschulbehörde angeordnet werden, die Einrichtungen, die sie euch anempfiehlt, sollten von euch mit der rechten Hingebung befolgt werden; thut ihr das nicht, so wird die nächste Generation noch schlimmer als die gegenwärtige. Eine rein weltliche Erziehung schafft wohl Leute, die für einen guten oder schlimmen Zweck gebraucht werden können, allein die wahre Religion giebt der Erziehung die rechte Weihe und die sittliche Kraft. Wir schätzen den Werth weltlicher Kenntnisse, die sich ein Mensch aneignen kann; aber mehr freuen wir uns über die Erkenntniß unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi, ohne welche alle Lichter weltlichen Wissens am Ende doch nur Mondlicht genannt werden können.

Habt Ausdauer bei eurer Arbeit, denn die Welt hat euch nöthig in eben demselben Grad, wie einst Robert Raikes, als er die Sonntagschule gründete. Ohne euch wächst ein großer Theil der Jugend in Sünde und Gottlosigkeit auf. Wir leben leider noch nicht im goldenen Zeitalter, in welchem alle Eltern fromm sind und ihre Kinder in der Zucht und Vermahnung zum Herrn erziehen. Gehet einmal durch die belebten Straßen und Alleen in London, werfet einen Blick in die Polizeibüreaus, besucht die

Digitized by Google

Gefängnisse und Arbeitshäuser und dann urtheilt, ob eure Arbeit an den Kindern nicht dringend nöthig ist. Ich wünsche eurer mehr. Wir können auch nicht Einen von euch entbehren; ja, gebe der Herr, daß wir bald eine doppelt so große Schaar Arbeiter an der lieben Jugend haben möchten; den Superintendenten wird es oft ja so sehr schwer, die verwaisten oder anwachsenden Klassen zu besetzen.

Habt Ausdauer in eurer Arbeit, und zwar gerade jetzt. Die Gemeinde braucht euch, um ihre Kinder zu unterweisen und des Heilandes zerstreute Lämmlein zu sammeln. Die Arbeit ist groß, sehr groß und der Arbeiter sind wenig.

Ich denke Niemand zu beleidigen, wenn ich sage, daß der Unterricht in der Sonntagschule im Allgemeinen gut ertheilt wird und doch bin ich überzeugt, trotz allem dem, daß es auch da noch Fehler und Mängel giebt, wie in irgend einem andern Theil der Arbeit im Reiche Gottes. Hierfür nur ein Beispiel. Ich kam nämlich schon mit Kindern zusammen, welche sehr unwissend über die bekanntesten und wichtigsten Geschichten der Bibel waren, und diese Kinder sind seit Jahren Schüler unserer Sonntagschulen. Das sollte nicht so sein. Ich möchte Niemand tadeln, aber ich möchte alle Streiter in der heiligen Sonntagschularmee bitten, ihre Arbeit mit dem Eifer, der Gründlichkeit und Liebe zu thun, die diese heilige Sache erfordert. Wenn Kinder überhaupt sollen unterrichtet werden, und wer will das bezweifeln, so sollte dies in der besten Weise geschehen.

Habt Ausdauer bei eurer Arbeit, und gebraucht alle eure Talente und Kräfte, die ihr habt. Die, welche am begabtesten sind, werden sich nicht für zu fähig und talentvoll fühlen, wenn sie ihre Arbeit recht thun wollen; denn gute und bleibende Eindrücke auf junge und gedankenlose Kinder mit unserem Unterricht zu erzielen, erfordert große Frömmigkeit, viel Gnade und alle Intelligenz, die wir haben.

Vor allem sollten wir die Bekehrung der Kinder in unsern Sonntagschulen erwarten. Diese Erfahrung machen sie nicht von ungefähr, auch werden sie dieselbe nicht in einer Schule machen, die nicht im rechten Geist gehalten wird. Die Bekehrung ist zwar kein Menschen-, sondern ein Gotteswerk, aber gewöhnlich kommt sie in Klassen vor, wo ernste, liebevolle, betende und gläubige Lehrer sind, die diesen Zweck im Auge haben. Der heilige Geist steht denen bei, welche sich auf Ihn verlassen und läßt die Worte der Liebe nicht auf den Boden fallen. Ausdauer bringt Lohn. Der Herr gebraucht Seine Knechte und Mägde nicht, um Seinen Samen zu verlieren, den sie mit Thränen und Gebet ausstreuen.

Ich fühle mich arm gegenüber einer so wichtigen Lehrerschaar und wünsche euch aus dem reichen Born der Gnade eine große Fülle Gaben und Kräfte für euer so schönes Amt.

Euer Spurgeon.

Wie in den Kindern häufig abergläubische und allerhand andere thörichte Furcht erweckt wird.

Ein kleines Kind fürchtet sich von Natur weder vor Gespenstern, noch vor Thieren, noch vor Donner, Blitz u. dgl. Es schläft in der finsteren Stube ebenso gut ein wie bei Licht und in Gegenwart der Mutter oder der Pflegerin; es nimmt eine Spinne, ein Mäuschen, einen Frosch, eine Eidechse, einen Molch u. s. w. ohne irgend ein Grauen in die Hand, ja, es fürchtet sich nicht einmal vor Dingen, die wir wohl zu fürchten haben. Wenn ein kleines Kind anders ist, so ist es dies durch die Erziehung geworden. Diese wird, wenn sie richtig verfährt, das Kind belehren, wovor es sich zu hüten, von welchen Seiten ihm Gefahren drohen, die es zu vermeiden hat. So wird der verständige Erzieher handeln und selbst nicht so leicht fehlgehen; doch schwer ist seine Aufgabe, den anderweitigen schädlichen Einfluß fernzuhalten oder wirkungslos zu machen.

Zunächst schadet es den Kindern, wenn sie sehen, daß ältere Leute solche thörichte Furcht zeigen, z. B. vor Angst schreien, wenn ein Mäuschen in ihre Nähe kommt, ja einer Ohnmacht nahe sind, wenn etwa eine Spinne oder ein Maikäfer an ihren Kleidern kriecht. Dadurch werden die kleinen Kinder erst aufmerksam gemacht, daß man wohl Ursache haben könnte, sich vor solchen Dingen, die sie bis jetzt ganz unbefangen angesehen und betastet haben, zu fürchten und daher zu fliehen.

Die Furcht vor Gespenstern, Geistern, Hexen u. s. w. wird ebenfalls dadurch in den kleinen Kindern erweckt, daß sie solche thörichte Furcht bei andern wahrnehmen; weiter aber dadurch — und das ist ein Punkt, wo auch sonst verständige Erzieher zuweilen fehlen, — daß ihnen für kleine Kinder unpassende Geschichten von Gespenstern und dergleichen erzählt werden. Solche Geschichten hören die Kinder in der Regel sehr gern; je grausiger es wird, desto lieber ist es ihnen; es ist ihnen eine Wollust, wenn vor Furcht „die Haare zu Berge stehen und sie sich nicht umzusehen wagen." Aber welche Frucht bringt dieses Erzählen! Ein kleiner Knabe, welcher sorgfältig

Digitized by Google

gehütet wurde, daß solche Furcht nicht in ihm entstand, der sich wunderte, daß andere Kinder sich fürchteten, im Finstern allein zu sein, „da man sich doch nicht stoße, wenn man stillsitze," hörte von der Magd solche Gespenstergeschichten, und hin war seine Unbefangenheit. Er fragte seine Mutter wiederholt: „Nicht wahr, Mutter, es giebt keine Gespenster, keine Hexen?" Aber durch sein wiederholtes Fragen zeigte er schon, daß die Erzählungen einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, welcher durch alle Belehrungen der Mutter, der er sonst unbedingten Glauben geschenkt hatte, nicht verwischt werden konnte.

Auch Geschichten von Einbrüchen, Mordthaten u. s. w. soll man kleinen Kindern nicht erzählen. Ich habe selbst erfahren, daß Kinder dadurch so in Furcht kamen, daß sie jedesmal, wenn sie zu Bette gingen, unter alle Betten und in alle Winkel leuchteten, um sich zu überzeugen, ob sich dort nicht jemand versteckt hätte, so daß sie sich nicht zufrieden gaben, daß *sie* nichts gesehen hatten, auch die Mutter mußte noch zusehen.

Wodurch die Erzieher vielfach allerhand Unarten und Sünden der kleinen Kinder verschulden.

Es ist wohl behauptet worden, daß die Erzieher *alle* Unarten der Kinder verschulden. Wir halten dies entschieden für einen Irrthum; aber wahr ist, daß die Erzieher viel Unarten der kleinen Kinder verschulden, und ich möchte hier nur darauf aufmerksam machen, wie dies häufig dadurch geschieht, *daß man nicht für passende Beschäftigung des Kindes sorgt.* Es ist wohl nicht zu viel gesagt, wenn behauptet wird, daß die kleinen Kinder die meisten Unarten, ja auch Sünden aus Mangel an passender Beschäftigung begehen. Daher spiele die Mutter schon früh mit dem Kinde; obschon dasselbe noch nicht selbst spielen kann, achtet es auf das, was man ihm vormacht. Allmählig nimmt das Kind Theil an dem Spiel; allmählig gebraucht es seine Händchen; bald kommt es dazu, sich selbst zu beschäftigen, und man thut dann wohl, wenn man nicht immer mit ihm spielt, sondern ihm nur Anleitung zur Beschäftigung giebt. Die Pflegerin, welche es versteht, ein kleines Kind zu beschäftigen, wird eine viel leichtere Pflege haben, als die, welche nicht die Gabe hat, dies zu thun, und dem kleinen Kinde ist bei einer solchen Selbstbeschäftigung viel wohler, es entwickelt sich geistig viel mehr, als wenn es immer umhergetragen würde.

Es giebt mancherlei passende Beschäftigungen, die ganz vortrefflich sind, kleine Kinder zu beschäftigen. Besonders sind es die Baukästchen mit den einfachen Bauklötzen, welche schon früh die Kinder längere Zeit und immer wieder beschäftigen und erfreuen können. Auch durch das sogenannte Verschränken (eine Art Flechten mit Stäbchen oder Spähnen aus Holz) werden die Kinder längere Zeit und immer wieder gefesselt, und Bauen sowohl als Verschränken haben noch den großen Vortheil, daß auch kleinere Kinder sich mit dem Spielzeug nie schaden können, auch wenn sie längere Zeit ganz allein sind. Auch das Spielen mit angefeuchtetem Sand und einigen Formen fesselt die Kinder lange Zeit und bietet immer neue Reize; es ist dabei gänzlich ungefährlich, auch so wenig kostspielig, daß es eine Beschäftigung selbst für die ärmsten Kinder sein kann. Schwieriger ist schon das Formen mit Thon, das Flechten, Ausnähen; leicht hingegen das Legen von Figuren mit Steinchen, Schneckenhäuschen oder farbigen Papierstücken. Sind die Dinge nicht ganz klein, so bringen sie auch kleinen Kindern keine Gefahr, da sie nicht in Versuchung kommen, dieselben in Mund und Nase zu stecken. Bohnen zum Legen sind kleinen Kindern aus diesem Grunde durchaus nicht zu geben.

Die Erzieher kleiner Kinder haben sich mit vielen Beschäftigungen für dieselben bekannt zu machen, damit sie den Kindern Abwechselung bieten können. Thun sie das, so werden gar viele Unarten der Kinder verhütet, ja sogar einzelne schon vorhandene leichter beseitigt werden.

Der Squire und der Pfarrer.

Nach dem Englischen.

„Hickorytown" war für einen Prediger ein armseliger Platz, und Predigerwechsel war an der Tagesordnung. Die Ursache davon war nicht etwa, daß die Leute dort ärmer oder schlimmer gewesen wären als anderwärts, sondern weil der zur Gemeinde gehörige Squire *Gescheit* ein Steckenpferd ganz eigener Art hatte, auf welchem er sich ganz lustig herumtummelte, so oft wieder ein neuer Prediger kam. Doch, „der Krug geht so lange zum Wasser, bis er zerbricht" — und so traf auch dieses Squires Steckenpferd ein jähes Ende.

Des Squires Steckenpferd war die Auslegung — oder vielmehr *seine* besondere Auffassung einer Stelle der heil. Schrift. Er las gerne in der Bibel. In derselben waren es besonders zwei Kapitel, die ihm vor anderen gefielen: das

Digitized by Google

10. Kapitel Matthäi und das 10. Kapitel in Lucas. In der Anführung und Erklärung dieser beiden Artikel wurde er — besonders in Gegenwart des Predigers — nie müde. Darin bestand seine besondere Stärke, und er that sich nicht wenig zu gut darauf, daß ihn noch kein Prediger widerlegt habe. Die Darlegung seiner Ansichten schloß er gewöhnlich mit den Worten: „Pfarrer, die von ihrem Gehalt leben, kann ich nicht leiden. Laßt sie, wie St. Paulus, arbeiten, und so wie andere Leute ihr Leben machen."

Vor etwa zehn Jahren sollte in Hickorytown ein neues Pfarrhaus gebaut werden. Die Glieder der Gemeinde waren alle willig, aber da stand unser Squire auf und ließ eine gewaltige Rede vom Stapel, derselben seine Lieblingsstelle zu Grunde legend: „Ich möchte wissen, ob St. Petrus oder einer der andern heil. Apostel ein Pfarrhaus gehabt haben? Ich bin, meine lieben Freunde, durchaus nicht gegen Prediger, o nein! sie sind mir im Gegentheil lieb und werth. Aber es müssen Prediger sein, wie die Apostel waren. Wo liest man von ihnen, daß sie feine Tuchröcke angehabt haben? Daß sie zarte, weiße Hände hatten wie eine Dame? Daß sie ein besonderes Pfarrhaus hatten? No sir! Sie hatten nichts dergleichen! Der Herr sagte ihnen: „Ihr sollt nicht Gold, noch Silber, noch Erz in euren Gürteln haben; auch keine Tasche zur Wegfahrt, auch nicht zween Röcke, keinen Schuh, auch keinen Stecken. Wo ihr in ein Haus kommt, da sprecht zuerst: Friede sei mit diesem Hause! In demselbigen Hause bleibet, esset und trinket, was sie haben!" Ich frage euch: Wo steht da etwas von einem Pfarrhaus? Ich fordere Jeden auf, mir irgend einen Spruch anzuführen, in dem etwas von einem Pfarrhaus gesagt ist, — oder mir zu beweisen, daß unsere heutigen Prediger mehr und besser sind, als die heiligen Apostel! Haben diese keins gehabt, so braucht unser Pfarrer auch keins!"

Das war ein überzeugendes Argument. Keiner wußte oder wagte etwas dagegen einzuwenden. Das Pfarrhaus wurde nicht gebaut. — So viele neue Prediger auch in einem Zeitraum von zwanzig Jahren nach Hickorytown kamen und sich über ihre kümmerliche Miethswohnung beklagten: gegen das überwältigende Argument des Squires, das er allenthalben in Gemeindeversammlungen und in Schenken zur Geltung brachte, konnten sie nicht aufkommen. Keiner konnte und wollte den Beweis liefern, daß er mehr sei, als die heiligen Apostel, — somit brauchte und bekam er auch kein Pfarrhaus.

Doch, der Krug geht so lange zum Brunnen, bis er zerbricht — und so ging es auch dem Steckenpferde unseres Squires, und das ging so zu:

Nach Hickorytown kam wieder ein neuer Pfarrer, seit vielen Jahren keine ungewöhnliche Begebenheit. Er hieß Salomo, ein bescheidener, anspruchsloser Mann, der außer seiner Armuth und einem schelmischen Zwinkern seiner Augen nichts besonders Merkwürdiges an sich hatte. Mit Frau und drei Kindern bezog er — nicht das Pfarrhaus, das hatte der Squire nicht aufkommen lassen — sondern eine billige, ungesunde Miethswohnung. Billig war sie aus verschiedenen Ursachen: auf der einen Seite befand sich der Spielplatz der Dorfjugend; auf der andern Seite ein mit halbfaulem Wasser angefüllter Ententeich; dazu stand das Haus noch in dem angenehmen Rufe, daß es da spuke.

In diesem Hause wohnte Pfarrer Salomo, — versuchte wenigstens mit seiner Familie da zu wohnen. Sie bekamen alle das Fieber. Sein Wunsch, die Gemeinde möge ihm doch ein Pfarrhaus bauen, wurde ihm, wie seinen Vorgängern, aus den bekannten Gründen verweigert. Wer kann es ihm verargen, daß er sich entschloß, Hickorytown mit einem anderen Arbeitsfelde zu vertauschen?

Doch ehe er seinen Entschluß bekannt machte, trifft ihn unser Squire in der Dorf-Grocery, wo dieser würdige Mann mit seinem überwältigenden Argument schon so manchen Sieg davongetragen hatte. Was Wunder, daß er auch bei dieser Gelegenheit an dem armen Pfarrer Salomo sich die Sporen zu verdienen sucht: „Sie wollen auch ein Pfarrhaus haben? Hat der Apostel Petrus oder die anderen Apostel eins gehabt? Haben Sie das 10. Kapitel im Matthäus nicht gelesen? Halten Sie sich etwa für besser, als die heiligen Apostel waren?"

Der Pfarrer sagte, er glaube nicht, daß die heutigen Prediger besser wären, als die Apostel. Es wäre viel Ueberzeugendes und viel Wahres in dem, was der Squire gesagt habe; zu seiner Schande müsse er es gestehen, daß er diese Sache noch nicht reiflich genug überlegt habe; es sei ihm durch das, was ihm sein lieber Freund da gesagt, in manchen Dingen ein ganz neues Licht aufgegangen; er wolle einmal darüber nachdenken und dann das Ergebniß seiner Prüfung ihnen mittheilen.

Alle waren darüber zufrieden. Besonders glücklich aber war der Squire, einen Pfarrer zu seiner Ansicht bekehrt zu haben. — Aber, wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Wenige Tage später, als unser Squire eben seinen Morgenkaffee trank, ertönt ein heftiges Klopfen an seiner Hausthür. Als der Squire öffnet, erblickt er den Pfarrer Salomo mit Frau und Kindern auf der Veranda stehen. Noch ehe der Squire „guten Morgen" sagen konnte, erhob der Pfarrer seine rechte Hand und sprach: „Friede sei mit diesem Hause!" Ohne eine Einladung abzuwarten, betrat er mit seiner Familie das

Digitized by Google

Haus. Obgleich dem Squire der ganze Hergang, besonders das ernste und würdevolle Betragen des Pfarrers etwas auffallend und ungewöhnlich vorkam, so dachte er doch nicht weiter darüber nach, — hielt es einfach für einen gewöhnlichen amtlichen Besuch, wenn freilich auch in vermehrter Auflage.

Ein pastoraler Besuch war es auch. Doch noch ehe er zu Ende war, schien es unserem Squire mehr eine pastorale Heimsuchung zu sein, als ein pastoraler Besuch.

Der Pfarrer war mit seiner Familie offenbar dazu gekommen, um den Tag bei dem Squire zuzubringen. Der Morgen wurde mit angenehmer Unterhaltung zugebracht, während sich die Kinder im Obstgarten königlich amusirten. Nach dem Mittagessen entschuldigte sich der Pfarrer: er hätte einige amtliche Gänge zu machen, er würde jedoch zum Thee wieder zurück sein. Auch nach dem Nachtessen blieb die Pfarrerfamilie im Hause, und machte nicht die geringste Anstalt zum Heimgehen. Endlich dämmerte es dem Squire auf: die wollen nicht nur den Tag, sondern auch noch die Nacht bei mir zubringen. So war es, — und eine köstliche Nacht war es für die Pfarrersleute einmal wieder in einem ordentlichen Hause und Bette schlafen zu dürfen!

Nachdem am andern Morgen Frühstück und Morgenandacht vorüber war, bat der Pfarrer um ein ruhiges Zimmer — eine Prophetenstube, wo er den Morgen mit Beten, Lesen und Betrachten der heiligen Schrift zubringen könne. „Ich habe freilich keine Bibliothek, aber ich brauche auch keine. Die Apostel haben auch keine gehabt. Was Sie mir in der Grocery vor einigen Tagen gesagt haben, leuchtet mir ein. Wir sind nicht besser als die Apostel, ich will es daher auch nicht anders und besser haben, als sie; will vielmehr versuchen, ihnen in allen Stücken nachzuahmen." Damit verließ er würdevoll das Zimmer.

Der Squire merkte noch nicht, wo das hinaus wollte. Es vergingen so 2—3—4—5 Tage. Es kam ihm immer wunderlicher vor. Manchen Auftritt gab es zwischen ihm und seiner Ehehälfte. Dann sah man ihn wieder in tiefen Gedanken auf- und abgehen, bis endlich der Entschluß in ihm reifte: Fragst den Pfarrer, was er denn eigentlich vor hat, und wie lange er noch zu bleiben gedenkt.

Nach längerem Hüsteln und Räuspern brachte er seine Frage an den Mann. Pfarrer Salomo antwortete ihm mit einem schelmischen Zwinkern seiner Augen: Er habe sich entschlossen, unter des Squires schützendem Dache seinen Aufenthalt zu nehmen, bis er wieder weiter ziehe, so lange er Pastor in Hickorytown sei, wie der Herr solches seinen Jüngern in dem ihm bekannten Kapitel befohlen habe.

„Wie, Sie haben das Wohnen im Pfarrhause aufgegeben?"

„Ja freilich habe ich es aufgegeben, und werde auch nie wieder dort einziehen, denn es ist meine feste Absicht, ganz so zu leben, wie die Apostel, — und die hatten, wie Sie wissen, kein eigenes Pfarrhaus."

Der Squire machte ein verwundertes Gesicht und meinte: Ob denn sein Gehalt nicht groß genug wäre, ihn zu erhalten, ohne sich bei anderen Familien einzuquartieren?

„Gehalt? Wissen Sie nicht, daß die Apostel keinen Gehalt gehabt haben? Ich habe meinen Gehalt aufgegeben. Werde keinen Cent mehr annehmen. Morgen will ich die ganze Gemeinde damit bekannt machen. Ich bin nicht besser als die Apostel waren!"

"W-e-l-l," meinte der Squire, „gewiß ist das ganz nach der Bibel, und ich will gleich zu meinen Nachbarn gehen, daß Jeder Sie der Reihe nach eine Woche in's Haus nimmt."

„Das darf ich aber nicht thun, so gern ich es auch thäte. Ganz bestimmt lautet meine Instruktion: „Wo ihr aber in eine Stadt oder Markt geht, da erkundiget euch, ob Jemand darin sei, der es werth ist, und bei demselben bleibet, bis ihr von dannen ziehet." Und Lukas sagt: „In demselbigen Hause bleibet, esset und trinket was sie haben . . . Ihr sollt nicht von einem Hause zum andern gehen." Ich möchte Sie gerne von dieser Last befreien und von Haus zu Haus gehen, daß es gleichmäßig vertheilt würde. Aber die Worte über diesen Punkt sind klar und nicht mißzuverstehen. Ich muß in Ihrem Hause bleiben, bis ich Hickorytown verlasse."

Was war nun hier zu thun? Den Prediger mit seiner Familie ausweisen wollte er nicht, sonst hätte er den Staub von seinen Füßen geschüttelt zu einem Zeugniß über ihn. Er war in seiner eigenen Falle gefangen. Mochte er sich auch winden und drehen wie er wollte, er konnte nicht entrinnen. Hier hatte er eine praktische, wenn auch für ihn höchst unbequeme Anwendung seiner eigenen Lehre, die er schon seit Jahren bei jeder Gelegenheit an den Mann zu bringen suchte: Prediger heutzutage sind kein Bischen besser als die Apostel waren.

Den nächsten Tag reichte Pfarrer Salomo seine Resignation ein und verließ Hickorytown. Die Leute konnten aber nicht begreifen, warum der Squire nie wieder sein Lieblingsthema behandelte: „Die Prediger heutzutage sind nicht besser als die Apostel."

Daß von dieser Seite her auch keine Einwendungen mehr gegen den Bau eines Pfarrhauses gemacht wurden, kann sich der geneigte Leser vorstellen.

Digitized by Google

Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Croup oder Halsbräune entsteht durch eine plötzliche Erkältung und Anschwellung im Halse; die Krankheit befindet sich in der Luftröhre, welche zur Lunge führt, und durch welche man athmet. Diese füllt sich schnell mit einer schleimigen dichten Haut an, die Luft wird abgesperrt und der Kranke muß ersticken, wenn nicht gleich Hülfe geschafft werden kann. Ein geschickter Arzt in Boston sagt: Da diese Krankheit durch Erkältung und plötzliches Zurücktreten des Schweißes entsteht, so muß der Kranke wieder in Schweiß gebracht werden, und zwar so schnell als möglich. Eine Frau, die ebenfalls viel Erfahrung in der Behandlung dieser gefährlichen Krankheit hat, schreibt darüber folgendes zum Vortheil derer, welche damit nicht umzugehen wissen: Unter den dreißig Kindern, welche bis jetzt unter meiner Behandlung standen, habe ich nicht einen Fall zu verzeichnen, der fehlgeschlagen hat. Sobald die Symptome der Krankheit sich zeigen, heize man den Ofen, nehme das Kind auf den Schooß, wickele es in eine warme wollene Decke und setze sich damit so nahe als möglich an den Ofen. Dann giebt man dem Kinde eine doppelte Portion Castor-Oel und gießt in einen leeren Thee- oder Wasserkessel ein Quart starken Essig; diesen bringt man schnell zum Kochen und läßt das Kind nach Oeffnung des Kessels den heißen Dampf so lange einathmen, bis es schwitzt, welches baldige Erleichterung giebt. Dann legt man es im geheizten Zimmer in ein erwärmtes Bett. Zu trinken gebe man dem Kranken nur heiße Milch oder warme Getränke. Die Frau schreibt, sie habe die häutige Bräune, nachdem alle anderen Mittel fehlgeschlagen, mit Erfolg behandelt, nur muß man keine Zeit verlieren und schnell Hülfe schaffen.

Getrocknetes Obst. Wenn der Obstzüchter sich etwas Mühe giebt, so kann er mit Leichtigkeit sein Obst viel schöner dörren, trocknen und verwerthen, als dies in den meisten Fällen geschieht. Es sollte natürlich jeder Obstzüchter einen Backofen haben. Das Dörren und Trocknen des Obstes geschieht am besten, indem man es auf Hürden legt. Was sind Hürden? Es sind eine Art Leitern, deren Seitenstücke wenigstens 6 Zoll breit sind, und deren ungefähr 6 Zoll von einander entfernte Sprossen korbartig mit Weiden durchflochten werden. Sobald das Obst zu reifen anfängt, beginnt man auch mit dem Trocknen desselben. Man schält die Birnen, giebt Acht, daß keine wurmstichige darunter sind, schneidet den Stiel in der Mitte durch und schneidet unten in die Birnen ein Kreuz; dann stellt man sie sorgfältig neben einander auf die Hürden bis diese gefüllt sind, und deckt über jede ein Tuch. Man macht nun im Backofen ein gelindes Feuer, nimmt die Asche heraus und stellt die Hürden hinein. Die Wärme hat also Gelegenheit, das Obst an beiden Seiten zu trocknen, weil es 3 Zoll vom Boden des Backofens entfernt steht und die Wärme durch die geflochtenen Hürden hindurchdringt. Am nächsten Morgen nimmt man die Hürden heraus, dreht das Obst um, macht wieder ein gelindes Feuer (ja kein zu starkes, sonst verbrennt das Obst), thut die Hürden wieder hinein. In dieser Weise fährt man einige Tage fort, bis das Obst durch und durch getrocknet ist, dann thut man es in reine papierne oder baumwollene Säcke, befestigt einige eiserne Haken oben im Speicher oder Garrett, legt durch diese Haken eine lange Stange, und bindet die kleinen Säcke daran. Das getrocknete Obst ist dann geschützt vor Insekten und Ungeziefer. Aepfel schält man, schneidet sie in 4 oder 8 Theile und entfernt das Kerngehäuse. Kein getrocknetes Obst sollte wurmstichig sein. Pfirsiche werden in 2 Theile geschnitten, und nur gesunde gedörrt.

Die Weiden kann sich der Farmer selbst ziehen, und die Hürden in den Wintermonaten anfertigen; sie sind immer wieder zu benutzen.

Trefflich abgefertigt. Ein frischgebackener Doktor der Medizin glaubte sich in einer großen Gesellschaft damit einen gelehrten Anstrich geben zu können, daß er das Dasein der Seele und deren Fortdauer nach dem Tode bestritt, da der Mensch doch eigentlich nichts wäre, als ein Thier, wie Hunde, Kühe, Pferde, Schweine 2c. Die ganze Gesellschaft ärgerte sich über das Geschwätz des jungen Mannes; ein alter Doktor aber, ein sehr gesuchter Medizinalrath, wollte ihm eine derbe, verdiente Zurechtweisung geben. „Junger Herr, bemerkte er, ich habe Sie bis jetzt immer angeredet mit „Herr Kollege", und mir es gefallen lassen, daß Sie mich mit demselben Titel angeredet haben. Da in meinen Augen diejenigen, die ich behandele, eine vernünftige Seele haben und Menschen, nicht aber Thiere sind, Sie jedoch das Gegentheil behaupten, so nehme ich für mich den Titel „Doktor" in Anspruch, und lasse Ihnen die Benennung „Thierarzt", sind ja doch diejenigen, die Sie behandeln wollen, nach Ihrer Meinung im Grunde genommen nichts Anderes als Thiere. Ich verbitte mir somit, daß Sie mich noch einmal „Herr Kollege" nennen; haben Sie verstanden, Herr Thierarzt?"

Catsup. 1 Peck reife Tomatoes, 4 große Zwiebeln, 6 rothe Pfeffer, 1 Eßlöffel Salz, 1 Theelöffel gemahlenen schwarzen Pfeffer, 1 Quart Essig und 5 Cent Mustardsaamen. Man reinigt Tomatoes, Zwiebeln und rothen Pfeffer und kocht es recht fein, dann drückt man die Masse durch ein Sieb und läßt das Ganze mit Essig, Salz und Mustardsamen stark einkochen, rührt es beständig und giebt Acht, daß es nicht anbrennt. Ist es genug eingekocht, dann thut man es in reine Gläser und versiegelt es.

Mince Pie. Man kocht ein frisches Stück Rindfleisch vom Rumpf oder shoulder plug, 6 bis 8 Pfd. schwer. Es darf kein Salz noch irgend etwas im Wasser gekocht werden. Ist das Fleisch weich, dann nimmt man es vom Feuer und läßt es bis zum

Digitized by Google

nächsten Tag abkühlen; alsdann hackt man es so fein wie Kornmehl, nimmt saftige, saure Aepfel, hackt sie eben so fein und 1 Pfd. Rindsfett (suet). Man nimmt 1 Quart feingehacktes Fleisch, 2 Quart feingehackte Aepfel, 1 Pfd. suet, 1 Eßlöffel voll Salz, 2 Pfd. Zucker, 2 Pfd. ausgemachte Rosinen, 1 Pfd. reingewaschene Currents, ½ Pfd. feingehackte Citron, 1 Eßlöffel voll Cinnamon, 1 Theelöffel voll gemahlenen Nelkenpfeffer, 1 Theelöffel voll mace, 1 Theelöffel voll allspice und eine geriebene Muskatnuß (nutmeg). Dies alles thut man in einen 2 Gallonen haltenden irdenen Topf, gießt so viel frischen Cider darüber, bis es gut durchnäßt ist, und rührt es mit einem hölzernen Löffel um. Ist es nicht süß genug, so thut man mehr Zucker hinein. Das Ganze muß dann in einem porzellanenen oder irdenen Topf gut durchgekocht werden; dann thut man es zurück in einen reinen, irdenen Topf, läßt es kalt werden und gießt so viel Molasses darüber, daß es bedeckt ist. In einigen Tagen ist es zum Gebrauch fertig. Man rührt es mit einem hölzernen Löffel nochmals gut um, und nimmt so viel heraus, als man braucht; ist es zu dick, so nimmt man etwas kaltes Wasser und rührt es hinein, fehlt etwas Zucker oder Salz, so thut man es hinein und wenn man den Pie backt, so thut man noch ein ganz wenig Butter in kleinen Stückchen hinein. Man kann viele auf einmal backen, sie halten sich lange. Nimmt man den heißen Pie aus dem Ofen, so stellt man ihn auf ein großes umgedrehtes Sieb und läßt ihn erkalten, der untere Theil desselben bleibt dann viel lockerer. Das Mince meat stellt man hernach an einen kühlen Ort, gießt wieder Molasses darüber und kann es so einige Monate lang aufheben.

Wie man getrocknete Pfirsiche kocht. Man wäscht und untersucht sie sorgfältig, thut sie am Abend in ein irdenes Geschirr und bedeckt sie ganz mit Wasser. Am nächsten Morgen stellt man sie in einem Porzellan-Kessel über's Feuer, bedeckt sie gut mit Wasser, und wenn sie kochen, thut man Zucker hinein, bis sie süß genug sind; man läßt sie kochen, bis sie weich werden.

Gedämpftes Weißkraut. Man schneidet einen Kopf Weißkraut mit einem kleinen Hobel fein, thut einen Löffel voll Schmalz in die Pfanne, darnach thut man das geschnittene Kraut hinein und ein wenig Wasser. Man läßt es eine Stunde langsam kochen, und giebt Acht, daß es nicht anbrennt oder braun wird, es muß immer weiß bleiben; dann nimmt man es aus der Pfanne, thut einen andern Löffel voll Schmalz hinein, ebenso einen halben Löffel voll Mehl, etwas Salz und Pfeffer und so viel Essig als man beliebt. Man thut das Weißkraut zurück in die Pfanne, rührt es beständig um und läßt es einige Minuten durchkochen.

Calla-Lilie. Dies ist die wohlbekannte, auch „Lilie des Nils" genannte Lilienart. Ihre großen, reinweißen Blumen sind zur Dekoration im Winter und zu Ostern sehr beliebt. Die Blätter sind breit und hübsch. Die Zucht der Pflanze ist sehr leicht und der Erfolg sicher; man begieße reichlich. Zur Bepflanzung des Aquariums passend, setze man sie in die Mitte desselben und bedecke die Wurzel mit sandiger Erde, welche man mit kleinen Steinen beschwert, oder man stelle die Pflanze, in einen Topf gepflanzt, in das Aquarium, und umgebe den Topf so mit Steinen, daß er nicht sichtbar ist. Im Frühjahr stelle man die Pflanze an irgend einen Ort im Garten im Schatten und lasse sie den Sommer über ruhen. Im Spätjahre setze man sie wieder in den Topf und lasse sie im Zimmer antreiben. In Californien macht die Calla einen starken Wuchs, und ist, wie in den südlichen Staaten, vollkommen ausdauernd.

Kraut ist leicht zu überwintern. Man lasse es bis kaltes Wetter eintritt im Boden, und nehme es dann heraus, kehre die Pflanze um, daß der Kopf nach unten und die Wurzeln nach oben stehen, setze oder packe es nahe zusammen und bedecke es dann einen Fuß hoch mit Erde; es ist nicht nöthig die Wurzeln zu bedecken. Besser ist es, zuerst nur die Hälfte der Bedeckung zu geben und mit der anderen Hälfte zu warten, bis das Wetter sehr kalt wird. Auf diese Weise werden nur wenige verloren gehen. Das Kraut darf nicht naß sein.

Die Zeit macht's eben. „Gottes Mühlen mahlen langsam, aber fein," ist eine Thatsache, die Wenige beherzigen. Betrachten wir blos ein halbes Jahrhundert dieses bewegten Lebens, so finden wir, wie die Zeit den Vorkommnissen des menschlichen Lebens gerecht wird. Wir erlauben uns eine Thatsache mitzutheilen, welche ein dunkles Lebensereigniß in obigem Lichte glänzend illustrirt. Vor 49 Jahren wurde der Frau des Editors eines landwirthschaftlichen Blattes von ihrem Vater ein Schweinchen beschert; es war das erste, das die Familie hatte, und wurde darum hochgeschätzt. Es wurde regelmäßig gefüttert, gereinigt und gepflegt, so daß es bald zu einem großen Schweine heranwuchs. Aber eines Tages, während dasselbe im Freien graste, versah sich ein Nachbar und brachte es in seinen Stall, behauptend, es wäre sein. Die Unzufriedenheit, welche dadurch in der betreffenden Familie hervorgerufen wurde, läßt sich nicht beschreiben. Eine gerichtliche Untersuchung wurde vorgenommen, Zeuge um Zeuge verhört, und dennoch wurde die Familie — wohl oder übel — gezwungen, das Schwein aufzugeben. Die Zeit verschwand, und mit derselben auch die harten Gefühle. Nach Jahren wurde die Familie, welche das Schweinchen verzehrt hatte, wieder recht freundschaftlich gesinnt. Da gerade wurde der Nachbar, welcher auf eine so unrechte Weise zu dem Schweinchen gekommen war, zu einem verantwortlichen Amt gewählt, und ersuchte den richtigen Eigenthümer des Schweinchens, nachdem er bereits die einflußreichsten Männer des Städtchens für sich gewonnen hatte, als Bürge für sich zu gewinnen. — Aber das seit 50 Jahren todte Schweinchen grunzte diesem jetzt recht lebhaft in die Ohren, und er schlug es ab. Dies galt dem Manne als eine große Beleidigung, da es sich scheinbar ja blos um die Erfüllung einer gesetzlichen Formalität handelte. — Aber der Mann wurde wortbrüchig und ein Betrüger; er ruinirte sich und seine Freunde, während das Schweinchen seinen Eigenthümer rettete.

Darum: Uebe Geduld und überlasse es der Vorsehung und der Zeit, deiner Sache gerecht zu werden.

Digitized by Google

Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 5. Nov. Mark. 14, 55—72.

Jesus vor dem hohen Rathe,

oder

Die Verurtheilung vor dem geistlichen Gericht.

Text: Da er gestraft und gemartert ward, that er seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, und wie ein Schaf, das verstummet vor seinem Scherer und seinen Mund nicht aufthut. Jes. 53, 7.

I. Das falsche Zeugniß. (V. 55—59). **V. 55:** Die Hohenpriester und der ganze Rath; es ist also eine vollständige und förmliche Sitzung des geistlichen Gerichtshofs. Die blos vorläufige Verhandlung vor Hannas, dem früheren, jetzt aber des Amtes entsetzten Hohepriester, ist nur bei dem, die Vorgänge der Leidenswoche mit der Genauigkeit eines beständig gegenwärtigen Augenzeugen berichtenden Johannes (Kap. 18, 12 ff.) erzählt. Die drei anderen Evangelisten schildern nur das eigentliche Verhör selbst und zwar, wie Matthäus (26, 57 ff.) ausdrücklich sagt, vor dem damaligen Träger des hohepriesterlichen Amtes, Kaiphas, dem Schwiegersohn des Hannas; wobei aber anzunehmen ist, daß Letzterer entweder nur privatim, eben als Schwiegervater, oder in mehr amtlicher Weise als Vorgänger und zeitweiliger Stellvertreter sich mit Kaiphas in die hohenpriesterlichen Geschäfte theilte, daher hier von den Hohepriestern in der Mehrzahl die Rede ist. Jesus steht somit vor dem obersten geistlichen Gerichtshof seines Volkes; man will und darf es nicht geradezu wagen, alle und jede Form des bürgerlichen Rechtsverfahrens zu umgehen, aus doppelter Rücksicht: auf das für Jesus schon seit lange begeisterte Volk sowohl, als auf die weltliche Obrigkeit. Sie suchten Zeugniß — und fanden nichts, es giebt also auch ein Suchen ohne Finden; in dem kurzen Worte ist zugleich wenigstens angedeutet, daß das nun angestellte Zeugenverhör ein ziemlich lebhaftes, aber gleichwohl trotz aller vergeblichen Anstrengungen ein erfolgloses war — der beste Thatbeweis für Jesu vollständige Unschuld.

V. 56: Viele gaben u. s. w., nicht einmal die gesetzlich nothwendige Uebereinstimmung von auch nur zwei Zeugen ließ sich bewirken, so sehr man sich auch darum bemühte.

V. 57: Und Etliche standen auf, ohne Zweifel erst, nachdem das eigentliche Verhör, das mit den Anderen nach aller Form Rechtens angestellt war, bereits vorüber und die Akten geschlossen waren. Es ist darin wahrscheinlich nur noch ein Kunstgriff des Hohenpriesters zu sehen, dem es zwar auf gradem Wege nicht gelang, ein auch nur äußerlich der Rechtsform entsprechendes Zeugniß heraus zu bekommen, der aber doch schließlich durch List der Sache eine solche Wendung zu geben wußte, daß man gegen Jesum eine Anklage erheben konnte.

V. 58: Wir haben gehört u. s. w. Sie greifen auf jenes Räthselwort des Herrn vom Abbrechen des Tempels (Joh. 2, 19) zurück, um ihm daraus eine Schlinge zu drehen. Wäre allerdings die Sache so gemeint gewesen und hätten die Worte so gelautet, wie man hier behauptete, so hätte sich darauf die Anklage wegen Lästerung des Heiligthums begründen lassen (Apostelg. 6, 13).

V. 59: stimmte noch nicht überein d. h. nicht blos stimmte es nicht mit der Wahrheit, denn so hatte sich Jesus überhaupt gar nicht ausgedrückt, sondern sie stimmten auch unter sich selber gar nicht überein, weil der Eine seine Worte so, der Andere anders wiedergab und sie einzeln in's Verhör genommen wurden, so daß sie zuvor nichts mit einander ausmachen konnten. Der letzte Grund aber lag in der absichtlichen Dunkelheit der Worte selbst, die als verhüllte Weissagung seines gewaltsamen Todes sich auf eine bloße Andeutung desselben unter der bildlichen Bezeichnung des Tempelzerbrechens beschränkten, vgl. Joh. 2, 21 ff.

II. Das wahre Zeugniß (V. 60—62). **V. 60:** Antwortest du nichts? ist wohl weniger als eine wohlgemeinte Aufforderung zur Selbstvertheidigung anzusehen, als vielmehr als eine spöttische Bezweiflung seiner Fähigkeit hiezu.

V. 61: Er aber schwieg still; schon dies absichtliche heilige Stillschweigen — stumm und doch so beredt — ist ein mächtiges Zeugniß davon, daß er wirklich Gottes Sohn ist, denn es zeigt uns ihn als den Messias, den schon Jes. 53 als das „stille Gotteslamm" bezeichnete. Da fragte ihn der Hohepriester abermals; da der Angeklagte selbst, nicht aus Furcht und Verstockung eines bösen Gewissens, wie andere Missethäter, sondern im Bewußtsein seiner Unschuld und im Heldenthum der schweigenden Geduld, noch immer still bleibt, so lange es sich blos um die lügnerischen Verläumdungen seiner Feinde handelt, so sieht Kaiphas, daß er auf diesem Wege zu keinem erwünschten Ziele kommt und steht nun auf und tritt plötzlich, wie von einer Eingebung aus der Hölle beseelt, mitten unter die Versammlung und legt mit wahrhaft teuflischer Klugheit Jesu kraft amtlicher Vollmacht kurz und bündig die entscheidende Frage vor und zwar in Eidesform, mit feierlicher Beschwörung (Matth. 26, 63). Der Sohn des Hochgelobten, dessen Ehre also Niemand freventlich antasten und sich ihm gegenüber in ein so nahes und enges Verhältniß setzen darf wie Jesus, wenn er sich seinen eingebornen Sohn nennt (vgl. Joh. 19, 7). Es war dies die gewöhnliche rabbinische Bezeichnung des Messias.

V. 62: Ich bin's. Jetzt muß er um der Wahrheit willen natürlich sein Stillschweigen brechen, worin bisher sein einziges Zeugniß für sich selber bestand und laut und öffentlich in voller Gerichtsversammlung ein kurzes, aber desto kräftigeres Wort reden, wobei alles Nebensächliche und Ueberflüssige vermieden ist und nur das Nothwendigste und Wichtigste im einfachsten und klarsten, aber auch

Digitized by Google

stärksten Ausdruck. Er ist also wirklich der Messias, und wenn dagegen auch jetzt noch seine gegenwärtige Erscheinung in Niedrigkeit spricht, so wird einst doch sein zukünftiges Kommen in Herrlichkeit schon für die Wahrheit seiner Worte zeugen. Zur rechten Hand der Kraft ist als Bezeichnung des Ehrenplatzes zunächst Ausdruck seiner Würde, dann aber auch seiner Vollmacht als Richter der Welt. Allerdings verweist Jesus sie nicht, wie es bei Markus scheinen könnte, blos auf diese zukünftige Offenbarung seiner Herrlichkeit als ein Kommen in den Wolken des Himmels (vergl. Dan. 7, 13 u. Ps. 110, 1), sondern nach dem deutlichen Hinweis des Matthäus (Kap. 26, 64: „von nun an") auch auf die Offenbarung seiner Macht, wie sie schon jetzt im ganzen Verlauf der geschichtlichen Entwicklung zu Tage tritt.

III. Christi Verlästerung. (V. 63—65). **V. 63:** Zerriß seinen Rock wie in heiligem Unwillen und voll Entsetzen vor dem angeblichen Frevelwort des Gotteslästerers (vergl. 2 Kön. 18, 37; Apostelg. 14, 14), während er doch innerlich sich freute über die wohlgelungene List. Was bedürfen wir u. s. w.? so schnell also ist die Welt fertig mit dem Heiligen Gottes!

V. 64: Was dünket euch, nämlich in Bezug auf sein eben vernommenes Selbstzeugniß: haltet ihr es nicht auch wie ich, für offenbare Gotteslästerung. Sie verdammten ihn alle, wie sie es ja zum Voraus schon zu thun entschlossen waren (V. 5); ganz das gleiche thut aber auch, wer jetzt noch im Unglauben ihm seine Gottessohnschaft streitig macht (vergl. 1 Cor. 12, 3). Er ist des Todes schuldig nach 3 Mos. 24, 16. So lautet also die einstimmige Verurtheilung des gesammten Gerichtshofs, die seither in abertausend Stimmen und Schriften der Gottesläugner ihr furchtbares Echo gefunden hat! Eigentlich hatte Jesus selbst schon durch sein eigenes Zeugniß V. 62 das Todesurtheil über sich ausgesprochen, das nun nur noch bestätigt wird.

V. 65: Etliche, schwerlich nur von den rohen Dienern allein, sondern ohne Zweifel wohl auch von den hohen Herren selber, die ihrer nicht mehr Meister sind, und nun ihre volle, wilde Wuth an dem Machtlosen und Rechtlosen in allerlei Mißhandlungen und Beschimpfungen (vergl. Jes. 50, 6) auslassen. Weissage uns! Weil die Propheten nicht nur künftige Dinge, sondern zuweilen auch gegenwärtige verborgene Dinge zu offenbaren pflegten (2 Kön. 6, 12), so verlangen sie zum Spott, daß er davon eine Probe ablegen soll. Wie später beim Verhör vor Pilatus, das königliche Amt des Herrn, so wird hier vor Kaiphas sein Prophetenamt verhöhnt und geschmäht, aber er selbst zeigt sich überall und namentlich noch am Kreuze als den mitleidigen und geduldigen Hohenpriester.

IV. Petri Verläugnung. (V. 66—72). **V. 66:** Danieden im Palast; während die bisher erzählten Vorgänge im Verhör- und Gerichtssaal selbst stattgefunden haben, d. h. wohl in einem der höher gelegenen Zimmer des oberen Stockwerkes, so versetzt uns dieser Abschnitt in den tiefer gelegenen Hofraum, oder den Vorplatz zwischen den Säulenhallen, welche das freigelassene innere Viereck der größeren Gebäude des Morgenlandes umschließen. Dort versammelt sich meist die Dienerschaft, und zugleich auch die zur Bewachung der Gefangenen nöthigen Kriegsknechte, und auch Petrus hatte durch die Begleitung des mit dem Hohenpriester bekannten Johannes dort Einlaß bekommen. (Vergl. Joh. 18, 15 ff.)

V. 67: Sich wärmen an dem Kohlenfeuer (V. 54), das in der kühlen Frühlingsnacht selbst im Morgenlande für den längeren Aufenthalt unter freiem Himmel nothwendig ist. Diesen Platz wählte er zugleich wohl mit Absicht, um als zur Dienerschaft des Hauses gehörig angesehen zu werden, und auf diese Weise ungestört und unvertrieben zu bleiben.

V. 68: Weiß auch nicht u. s. w. = ich bin so wenig mit diesem Jesus von Nazareth bekannt, daß ich gar nicht begreifen kann, wie du zu der Behauptung kommst, ich sei einer seiner Jünger; laß mich also mit deinem Gerede in Ruhe! Hinaus in den Vorhof, der nach der Straße führte, also ohne Zweifel in der Absicht, den Palast zu verlassen, weil er sich vielleicht beobachtet und nicht mehr ganz sicher fühlen mochte. Der Hahn krähte, und zwar zum erstenmal; also war es etwa 2 Uhr Morgens, vergl. zu Kap. 13, 35 (Lektion am 17. Sept.); er aber achtete auf diesen Warnungsruf nicht. (V. 30.)

V. 69: Die Magd scheint nach Markus dieselbe gewesen zu sein, wie die in V. 66 genannte, nach Matthäus (26, 72) dagegen war es eine andere. Wahrscheinlich waren beide Thürhüterinnen, (welchen Posten bei den Juden im Unterschied von den Römern und Griechen, die hiezu nur männliche Sklaven benutzten, meist Frauen begleiteten, vergl. Apostelg. 12, 13), aber an verschiedenen Pforten, vielleicht die eine an der äußeren, die andere an der inneren Thüre.

V. 70: Nach einer kleinen Weile, d. h. etwa nach einer Stunde, jedenfalls aber noch vor drei Uhr, wo der zweite Hahnenschrei (V. 72) zu erfolgen pflegt. So lange also dauerte das Verhör. Die dabei stunden, nämlich bei dem Kohlenfeuer, zu welchem er indessen wieder zurückkehrte, und seinen früheren Plan, sich still davonzuschleichen, wieder aufgab, weil er ohne Zweifel sonst nur wieder neuen und noch stärkeren Verdacht erregt hätte. Deine Sprache (Mundart) lautet gleich also, und verräth dich dadurch als Galiläer und somit auch als Jünger, umsomehr da du in Begleitung und Schutz eines solchen hereingekommen bist. Jene Magd, wollen sie sagen, hat also ganz Recht mit ihrer Behauptung (V. 69), denn was hätte sonst ein Galiläer hier zu thun, wenn er nicht auch zugleich ein Jünger wäre und sehen wollte, was für einen Ausgang der Prozeß seines Meisters nehmen wird.

V. 71: Fing an u. s. w. Denn eine bloße Verneinung nützte jetzt nichts mehr, auch konnte er keine unbefangene Gleichgiltigkeit mehr erheucheln, als ginge ihm die ganze Sache nichts an, dazu war es jetzt schon zu spät, weil indessen wohl auch die früheren Vorgänge (V. 47) ruchbar geworden waren, und der Verdacht gegen ihn sich verstärkte, da sie allzudeutlich gegen ihn sprachen. Und zu schwören. Dies fand nach Matthäus (26, 72) schon bei der zweiten Verläugnung statt, und sollte dazu dienen, das Zeugniß der Magd vor den mehr und mehr ihn umringenden und bedrängenden Kriegsknechten und Dienstleuten nun vollends wie mit

Digitized by Google

einem Schlage zu entkräften. Aber auch bei Markus kommt bei der dritten Selbstverläugnung noch das leidenschaftliche und gottlose Sichselbstverfluchen dazu. Es ist also jedenfalls eine Steigerung in der immer entschiedener und hartnäckiger werdenden Verläugnung, die eine fortschreitende Verhärtung und Verstockung gegen die mahnende Stimme des Gewissens voraussetzt.

V. 72: Da gedachte Petrus; freilich spät, doch immer noch nicht allzuspät kommt dieses Insichgehen, denn jetzt gerade war der Retter nah. Da der Prozeß drinnen im Palaste nun entschieden ist, wird Jesus herausgeführt, um zur Bestätigung des bereits gefällten Todesurtheils (V. 64) zu Pilatus geleitet zu werden, und da wirft er ihm nun jenen Blick zu, der sein verirrtes Herz zur Buße wendet und ihn wieder zu sich selber bringt, und ihm das Ohr für den Hahnenschrei öffnet, den er das erste Mal ganz überhört und auch das zweite Mal so gut wie gar nicht gehört, d. h. nicht beachtet hatte, zugleich aber auch für die Stimme seines erwachenden Gewissens und für die Gedanken, die sich unter einander verklagen und entschuldigen (Röm. 2, 15). Und er hub an zu weinen (nach Matth. 26, 75 „bitterlich", nachdem er den Palast eiligst verlassen hatte (s. letzte Stelle), der für ihn eine Stätte so großer Versuchung und so grober Verleugnung, so schmählicher Erniedrigung und so schmerzlicher Erinnerung geworden war; doch aber auch hier in der stillen, einsamen Nacht beachtet von dem, der alle unsere Thränen sieht und zählt (Ps. 56, 9), aber sie auch wägt und sie jedenfalls drüben einst auch alle trocknet (Offb. 7, 17). Die Reuethränen des Petrus wogen schwer, so schwer, daß sie selbst seinen schweren Fall wieder aufwägen konnten; getrocknet aber wurden sie ohne Zweifel schon durch des Herrn freie Gnade, volle Vergebung und gänzliche Wiederannahme bei der neuen Einsetzung in sein altes Apostelamt (Joh. 21, 15). Denn dem Aufrichtigen läßt Gott es gelingen (Sprüche 2, 7), seine Buße und Beugung aber war eine solche aufrichtige, z. B. gegenüber von der des Judas Ischarioth, der nicht seine Sünde selbst, sondern nur die Folgen derselben bedauert und betrauert hat, und darum auch nicht zu dem beleidigten Heiland selbst, der sie allein hätte vergeben können, dann aber auch gewiß hätte vergeben wollen, sondern nur zu Menschen, zu seinen eigenen früheren Verführern und Helfeshelfern ging, um sich Trost zu holen, und darum ohne Trost in der Nacht der Verzweiflung enden mußte. Wer aber wie Petrus mit dem Bekenntniß seiner Schuld (Ps. 51, 5. 6) zu Jesu selber kommt, den wird er nicht hinausstoßen. (Joh. 6, 37.)

Sonntag, 12. November. Mark. 15, 1—15.

Jesus vor Pilatus,

oder

Die Verurtheilung vor dem weltlichen Gericht.

Text: Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit. Er war so verachtet, daß man das Angesicht vor ihm verbarg; darum haben wir ihn nichts geachtet. Jes. 53, 3.

I. Die Anklage des Hohenraths: „Jesus der Juden König." V. 1—5). **V. 1:** Und bald am Morgen. Auch Markus unterscheidet gerade wie Matthäus (Kap. 27, 1) von dem ersten im vorigen Abschnitt geschilderten nächtlichen Verhör noch ein zweites in der Frühstunde abgehaltenes; also etwa zwischen 3 und 4 Uhr, d. h. am Anfang der vierten Nachtwache, denn die dritte war mit dem zweiten Hahnenschrei (vergl. 14, 72 am Schluß der Lektion) bereits abgelaufen. Man wollte damit der gesetzlichen Bestimmung wenigstens äußerlich und zum Scheine genügen, wornach in der Regel die Sitzungen des Hohenraths bei Tag stattfinden mußten, und ebenso nach römischem Recht der Verurtheilungsprozeß nicht auf denselben, sondern erst auf den folgenden Tag fallen durfte, wie der Untersuchungsprozeß, um jeden Verdacht einer oberflächlichen Uebereilung und Ueberstürzung ferne zu halten; jene ersten Frühstunden konnten aber nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch schon zum nächsten Tag gezählt werden, obwohl dieser nach der bürgerlichen Berechnung erst mit 6 Uhr Morgens, der Zeit des ersten Opfers begann. Und banden Jesum. Während des Verhörs selbst waren die Fesseln abgenommen gewesen, nur zum Transport des Gefangenen wurden sie wieder angelegt (vergl. Joh. 18, 12 u. 24). Und führten ihn hin, aus dem Gerichtszimmer im oberen Stockwerke des Tempels (Luk. 22, 66), wo nach dem Talmud die Todesurtheile, namentlich über Gotteslästerer, ausgesprochen werden mußten, nach der ganz nahgelegenen Burg Antonia, dem zeitweiligen Palast des Landpflegers, wenn er in Jerusalem dem Fest beiwohnte, sonst residirte er meist in Cäsarea Philippi. Der Weg war also nicht sehr weit, denn schon Herodes der Große hatte die Kluft zwischen dem Tempelberg Morijah und dem Zionshügel, auf welchem sein Königsschloß und zugleich der Sitz der Behörden lag, überbrücken lassen. Wie es scheint, begleitete der ganze Hoherath Jesum dorthin, wohl in der Hoffnung, durch diesen großartigen Massenaufzug (Luk. 23, 1) dem Pilatus imponiren zu können. Und überantworteten ihn u. s. w. Vielleicht war Pilatus schon zum Voraus von dem gefällten Urtheil des Hohenraths benachrichtigt, und um schleunige Bestätigung desselben angegangen worden, daher er auch schon so frühzeitig zur Stelle war. Wahrscheinlich hätten seine Ankläger unterwegs noch gerne etwas von ihm herausgepreßt, was sie ihrer Anklage zu Grund legen konnten, müssen nun aber doch, da er auch jetzt wieder hartnäckig geschwiegen zu haben scheint, Alles dem Landpfleger allein und seinem eigenen Urtheil überlassen. Und wirklich gelingt es ihnen, trotzdem daß dieser ausdrücklich seine Unschuld anerkennt (vergl. V. 14), die Bestätigung des Todesurtheils zu erlangen, und zwar muß dasselbe durch eine wunderbare göttliche Fügung auch auf römische Weise durch Kreuzigung vollzogen werden, nicht auf jüdische durch Steinigung, was sonst die Strafe der Gotteslästerung war. (3 Mos. 24, 16; Apostelg. 6, 13.) Christus soll nach Gottes Rath am Kreuze sterben, denn im Kreuze liegt eine tiefe, sinnbildliche Bedeutung. Hängend zwischen Himmel und Erde ist der Gekreuzigte auch der Mittler zwischen Himmel und Erde, hängend am Holz des Fluches trägt er auch für uns den Fluch der Sünde (5 Mos. 21, 23; Gal. 3, 13), und zu

Digitized by Google

ihm haben wir wie Israel zur ehernen Schlange um Heilung und Rettung im Glauben aufzublicken. (Joh. 3, 14.)

V. 2: Fragte ihn. Hier beginnt also das zweite Hauptverhör, das vor der weltlichen Obrigkeit. Nachdem der Hoherath sich in seiner Hoffnung getäuscht sieht, den Pilatus zu sofortiger und unmittelbarer Bestätigung des Todesurtheils bewegen zu können, erheben sie gegen Jesum denjenigen Verdacht, der der römischen Behörde gegenüber der allein durchschlagende sein konnte: jetzt lautet die Anklage nicht mehr, wie bei'm geistlichen Gerichtshof auf das religiöse Verbrechen der Gotteslästerung, sondern auf das politische der Volksaufwieglung gegen die Obrigkeit (Luk. 23, 2). Darauf bezieht sich auch gleich die erste Frage des Landpflegers: „Bist du ein König?" Markus hat auch dieses Verhör, das nur Johannes als der einzige Ohrenzeuge ganz ausführlich erzählt (Kap. 18, 32—38), nur summarisch berichtet, weil es ihm nur um das schließliche Resultat seines Endergebnisses zu thun ist (die Verurtheilung zum Kreuzestod), nicht um die Einzelheiten seines Verlaufs. Doch erfahren wir aus den anderen Evangelisten zur Genüge, welcher Art die Beschuldigungen gegen Jesum gewesen sein müssen: sie lauteten auf Ruhestörung und Empörung gegen das kaiserliche Recht der Steuer. Pilatus selbst scheint jedoch sofort einen günstigen Eindruck von ihm bekommen zu haben. Gerade seine Offenheit und bestimmte Kürze in der einfachen Antwort: „Du sagst es" hat ihn wohl am besten und schnellsten überzeugt, wie ungefährlich dieser Angeklagte ist, der höchstens ein Schwärmer sein kann, aber kein todeswürdiger Verbrecher, was er daher selbst wiederholt seinen Anklägern gegenüber erklärt. (Vergl. Luk. 23, 4.)

V. 3: Beschuldigten ihn hart, um ihre Anklage aufrecht zu erhalten; wörtlich: „sie wußten noch Vieles gegen ihn vorzubringen," aber alles war umsonst und erfolglos. Sie bringen es nicht einmal mehr zu einem weiteren Wort der Verständigung von seiner Rede.

V. 5: Antwortete nichts mehr. Nachdem er in V. 2 seiner gerechten Sache der Wahrheit gemäß genug gethan, und seinem Vorgesetzten genügenden Bescheid gesagt hatte, wie er ihn ihm gegenüber schuldig war, ist und bleibt er wieder so stumm, wie zuvor bei dem Hohenrath (14, 61), so daß sein majestätisches Stillschweigen selbst dem heidnischen Landpfleger hohe Bewunderung und tiefe Verwunderung abnöthigt, indem er einen mächtigen Eindruck von dieser wahrhaft königlichen Haltung, Würde und Erhabenheit seines Gefangenen bekommt, der so ganz anders als die meisten Verbrecher durch sein Schweigen viel eindringlicher von seiner Unschuld zeugt, als andere durch viele Worte.

II. Die Anfrage des Pilatus: „Barabbas oder Jesus?" (V. 6—10). **V. 6:** Er pflegte aber u. s. w. Wir haben uns die Sache ungefähr so zu denken: Während des Verhörs bei Pilatus wälzt sich ein Menschenstrom gegen das Schloß herauf, um das alte Osterrecht des jüdischen Volkes geltend zu machen, sich einen zum Tode verurtheilten Verbrecher losbitten zu dürfen nach eigener, freier Wahl. Diesen Umstand nun gedenkt der unentschlossene, schwache und feigherzige Pilatus sich zu Nutzen zu machen, als bequemen Ausweg, statt wie ein Mann und dazu noch wie ein rechtskundiger Römer auf seiner Ueberzeugung von der Unschuld des Gefangenen zu beharren, und ihn von der zornigen Rache seiner Feinde zu retten. Es ist also wohl zu beachten, daß Jesus auch von dem Landpfleger keines anderen Verbrechens überwiesen wird, als nur allein jener angeblichen Gotteslästerung, die Pilatus selber als etwas durchaus nichts staatsgefährliches und strafbares anerkennen muß (Luk. 23, 4). Nur jener österliche Festgebrauch, dem er in falscher Nachgiebigkeit gegen das Volk auch hier noch folgt, wo er sich als Herr und Gebieter hätte zeigen sollen, der einzig nur nach dem Gesetz und nach seinem eigenen besten Wissen und Gewissen handelt, bringt ihn in diese Schwierigkeit, daß er sich zuletzt aus der von ihm selbst geschaffenen verwickelten Lage nicht mehr anders herauszuhelfen weiß, als indem er ein wirkliches und entschiedenes, klar eingesehenes Unrecht begeht, und, statt dem Recht seinen Lauf zu lassen, wider das Gesetz und wider sein Gewissen dem Volke willfährt, um sich ihm gefällig zu erzeigen und seine trügerische Gunst auf kurze Zeit zu gewinnen. Einen wirklich staatsgefährlichen Verbrecher befreit er von der mehr als wohlverdienten Strafe, und läßt einen auch nach seiner eigenen Ueberzeugung völlig Schuldlosen dafür büßen, ein treffendes Vorbild und Vorspiel für sein ganzes nachfolgendes stellvertretendes Strafleiden, wobei er durch die sühnende That seines Opfertodes und seines genugthuenden Gehorsams die Schuld der Welt tilgt und sie mit Gott versöhnt. Loszugeben zur Erinnerung an die göttliche „Verschonung" bei'm ersten Passah in Egypten; eigentlich war dies freilich gegen das Gesetz, das 2 Mose 21, 21; 4 Mose 35, 31 strenge Todesstrafe befiehlt; die Römer aber liebten es, auf solche Weise sich „Popularität" zu verschaffen, und begünstigten diese „Gewohnheit," die schon der halbheidnische Herodes eingeführt hatte. Pilatus macht sich's jetzt gleichfalls zu Nutzen, und stellt ihnen beide Gefangene zu beliebiger Auswahl zur Verfügung; ohne Zweifel hoffend, daß sie sich für den von so Vielen schon öffentlich als Messias anerkannten und in Jerusalem aufgenommenen Jesus entscheiden werden.

V. 7: Mit den Aufrührerischen. Er hatte sich also an einer der damals nicht allzuseltenen Revolten gegen die Römer betheiligt, war aber vielleicht gerade dadurch als erklärter Feind der Fremdherrschaft ein besonderer Liebling und Günstling der Menge geworden. Barabbas heißt wörtlich: „Sohn des Vaters." Ist schon dieser Name allein eine merkwürdige Parallele zu dem „eingeborenen Gottessohn," neben den er hier gestellt wird, so wird dieselbe noch viel frappanter, wenn er wirklich nach der alten Tradition auch noch den Beinamen Josua (d. h. Jesus) geführt haben soll.

V. 8: Hinauf, nämlich nach dem Richthaus auf dem Tempelberg, offenbar gedrängt von den Mitgliedern des Hohenraths, und noch nicht recht mit sich im Reinen, was sie eigentlich wollen und sollen. Das war also gerade die rechte Stunde und Stimmung für jene schlimmen Einflüsse der Verführer, die das Volk so geschickt zu bearbeiten wußten, daß es nun wirklich den Barabbas als eine Art Märtyrer der Freiheit und nationalen Unabhängigkeit sich erbat.

V. 9: Antwortete ihnen, um ihnen nah-

Digitized by Google

zulegen, wen sie in ihrem eigenen, wohlverstandenen Interesse wählen sollten.

V. 10: Aus Neid. Dies war wirklich die tiefste und gemeinste Triebfeder ihrer ganzen Handlungsweise; Pilatus aber rechnete bei dem Volke noch auf sein natürliches Rechtsgefühl und eine gewisse mitleidige Gutmüthigkeit.

III. Der Antrag des Volkes: „Kreuzige, kreuzige ihn!" (V. 11—15). **V. 11:** Reizten das Volk, d. h. sie suchten in teuflischer Bosheit und zugleich mit berechnender Klugheit, indem sie sogleich den Vortheil erkannten, den ihnen zur Erreichung ihrer Absichten die inzwischen geschehene Warnung der Gemahlin des Landpflegers (Matth. 27, 19) darbot, das Volk zu überreden, sich den Barabbas auszubitten, indem sie jene wohlgemeinte Warnung seiner Gattin ihm gegenüber wahrscheinlich dahin auszulegen suchten, daß er durch sofortige Kreuzigung Jesu ja am besten und schnellsten gegen jedes weitere Sichhineinmischen in seinen Prozeß, wofür sie die Verantwortung auf sich selbst nehmen und auf das blutgierige Volk wälzen (Matth. 27, 25), gesichert sei. Es ist also ein Aufhetzen der Menge, ganz wie es die ächten Wühler in ihrem verbissenen Eifer und giftigen Ingrimm noch immer zu thun pflegen, wahrscheinlich noch verschärft durch Drohungen mit ihrer geistlichen Amtsgewalt (vgl. Joh. 9, 22). Andererseits ist aber doch auch hier der Finger Gottes zu sehen, der es absichtlich verhindert, daß sie Jesum nicht losbitten dürfen, denn dann hätte er seine Freilassung nur der zweifelhaften Volksgunst zu danken gehabt, nicht seiner zweifellosen Unschuld, und hätte auch nicht mehr für uns, die Schuldigen, leiden und sterben können.

V. 12: Antwortete wiederum. Wie seine vorige Frage (V. 9) zunächst nur dazu hatte dienen sollen, die Wahl zu formuliren, daher er auch nach Matth. 27, 17 sie gleich von vornherein absichtlich so stellt, daß sie die Juden zu Gunsten Christi stimmen soll, so dient nun diese dazu nach geschehener Entscheidung für Barabbas noch einmal zu versuchen, des Volkes Theilnahme für Jesus zu gewinnen, gewiß in gutgemeinter Absicht, aber auch diese wird durch die Wuth der Feinde verhindert (V. 13). Und sprach zu ihnen, offenbar ganz betroffen von der Entscheidung, die ganz anders ausgefallen war, als er erwartet hatte, da das Volk nur gehorsam nachschwatzte, was ihm seine Obersten vorgeredet hatten, vgl. Apostelg. 3, 13 und 19, 32. Den ihr schuldiget, damit ist deutlich gesagt, daß die Anklage jedenfalls nicht erwiesen ist; er will sagen: „Ich kann doch unmöglich die schwerste Todesstrafe über einen Unschuldigen verhängen." Allein auch dies macht ebensowenig Eindruck auf den Pöbel, als das wiederholte Versprechen (Luk. 23, 16 und 22), ihn wenigstens geißeln zu lassen, um dadurch doch einigermaßen dem Verlangen nach seiner Bestrafung nachzukommen, dann aber ihn, um ihm die gebührende Gerechtigkeit widerfahren zu lassen (Luk. 23, 24), frei zu geben.

V. 13: Kreuzige ihn, nämlich als Aufrührer, weil als Stellvertreter des losgebetenen Mörders Barabbas; von einer bloßen Züchtigung wollen sie also nichts wissen, sondern bestehen auch ihrerseits auf ihrem „guten Recht" (Luk. 23, 23). Auf Gründe lassen sie sich, wie alle Fanatiker, gar nicht ein.

V. 15: Gedachte, wenigstens vorläufig also wollte er dem Drängen des Volkes nachgeben, da alle seine bisherigen Versuche, es zur Besinnung zu bringen, nichts fruchteten, vielleicht in der Hoffnung, zuletzt doch noch das Schlimmste abwenden zu können. Matthäus erzählt uns noch (27, 24), wie er auf alle Fälle die Schuld von sich ab- und auf das Volk zu wälzen suchte durch die sinnbildliche Handlung des Händewaschens, womit er schließlich nur selbst zugiebt, daß er sich aus Furcht vor seinen eigenen Unterthanen zu einem klar eingesehenen Justizmord hat treiben lassen. Gegeißelt, diese Strafe ging bei den zum Tode verurtheilten schweren Verbrechern meistens der Hinrichtung voran, sie war das grausige Vorspiel des blutigen Endes und wurde bei den Römern noch viel grausamer, als bei den Juden ausgeführt. Der Verurtheilte wurde in gebückter Stellung an eine niedrige Säule gefesselt, so daß der nackte Rücken straff gespannt den harten Streichen vollständig bloßgegeben war, und oft so zerfleischt wurde, daß Ohnmacht, ja sogar der Tod durch Verblutung eintrat, denn die Riemen der Peitsche waren meist am Ende mit scharfen Hornsplittern versehen und mit Bleistücken beschwert, um den Hieben mehr Schwung und Zugkraft zu geben. Diese fielen hier ohne Maaß und Zahl, während die Juden nicht mehr als 40 Schläge ertheilen durften (2 Kor. 11, 24). Ueber das Kreuzigen vgl. die nächste Lektion.

Sonntag, 19. Nov. Mark. 15, 16—26.

Jesus verspottet und gekreuzigt.

Text: Meine Kräfte sind vertrocknet wie eine Scherbe, und meine Zunge klebt an meinem Gaumen, und du legst mich in des Todes Staub. — Psalm 22, 16.

I. Die Vorbereitung für das Kreuz (V. 16—19). **V. 16:** Die Kriegsknechte aber u. s. w. Sie nehmen also des Landpflegers zunächst nur vorläufig gemeinte Entscheidung (V. 15, vgl. die letzte Lektion) schon als letzte und vollziehen die dort schon besprochene Geißelung zur Verschärfung ihrer Schmach sogar noch Angesichts der Menge, was von Pilatus wohl nur deshalb gestattet worden war, um dadurch noch womöglich das Mitleiden des Volkes über diese Jammer- und Schmerzensgestalt, Joh. 19, 4 ff., rege zu machen, damit dasselbe so desto geneigter würde, auch jetzt noch auf seine Loslassung einzugehen, zumal da der Mann ihrer Wahl, Barabbas, bereits freigegeben war und er ihnen also diesmal statt blos eines einzigen Gefangenen, wozu ihn der Festgebrauch allein verpflichtete, sogar zwei hätte schenken und um so mehr ihre Gunst sich erwerben können. Dies alles geschah draußen vor dem Richthaus in einem besonderen Hofraum, einer Art Geißelkammer; dann erst führen sie ihn wieder angekleidet auf's Neue durch die spottende und hohnlachende Menge hinein in das Richthaus, damit dort erst noch ein allerletztes entscheidendes Urtheil über ihn gefällt und öffentlich bekannt gemacht werde und zugleich, um ihn dort noch vollends für die Kreuzigung selbst fertig zu machen. Die ganze Schaar, d. h. die

Digitized by Google

zur Bewachung der Burg Antonia gehörige Abtheilung von Kriegsknechten, um noch weiter ihren Muthwillen mit ihm zu treiben und gleichsam ein lustiges Schauspiel mit ihm aufzuführen, vielleicht zugleich zur Vergeltung für die Angst, die ihnen dieser Jesus in der Nacht zuvor (Joh. 18, 6) eingeflößt hatte, wie ja auch schon die Söldner des Herodes (Luk. 23, 11) ein solches höhnisches Lustspiel mit ihm angestellt hatten. Letztere zogen ihm ein weißes Linnenkleid an, nicht sowohl als spöttisches Zeichen seiner Unschuld, als vielmehr mit Rücksicht darauf, daß die Römer ein solches zu tragen pflegten, wenn sie sich um ein hohes Staatsamt bewarben (daher der Name: Candidaten, eigentlich: Weißgekleidete); hier dagegen bekommt er ein rothes Prachtgewand, d. h. wohl einen alten abgenützten scharlachfarbigen Soldatenmantel, der ein königliches Purpurkleid vorstellen sollte, gleichsam um nach vollbrachter Krönung die Huldigung des Volkes zu empfangen.

V. 17: Und zogen ihn, natürlich zuerst seine eigenen Kleider, oder doch die Oberkleider aus (vgl. V. 20 und Matth. 27, 28) und dann erst den rothen Königsmantel an; die Dornenkrone bestand aus den biegsamen Zweigen der syrischen Akazie mit ihren oft fingerlangen, sehr starken und spitzigen Dornen; nach Matthäus (27, 29) kommt hiezu noch ein Schilfrohr, als höhnische Nachbildung des Scepters.

V. 18 und 19: Die Verhöhnung geschah durch Worte, Geberden und Thaten, wobei die letzteren (das Schlagen) bereits zu handgreiflichen Mißhandlungen nach rohester Soldatenart führten. Doch trieben die Kriegsknechte dies frevelhafte und grausame Spiel ohne Zweifel ohne Vorwissen ihrer Vorgesetzten auf eigene Faust, denn bei dem stark ausgebildeten Rechtssinn der Römer war eine Beleidigung der Staatsgefangenen gesetzlich verboten. Sie wollten damit wohl dem weitverbreiteten und tiefgewurzelten Haß gegen die Juden auch ihrerseits einen freilich nach ihrer Weise groben Ausdruck geben, der damals die ganze römische Welt und insbesondere auch die hohen Beamten wie Pilatus beseelte, der es also wahrscheinlich gern geschehen ließ.

II. Die Fortführung an das Kreuz (V. 20 und 21).

V. 20: Und führeten ihn aus, d. h. nach dem zwar nahe bei Jerusalem (Joh. 19, 20), aber nicht innerhalb der Stadt, sondern draußen vor den Thoren und Mauern derselben (vgl. 4 Mos. 15, 35 ff. 1 Kön. 21, 13. Apostelg. 7, 58. Hebr. 13, 12) gelegenen Ort der Hinrichtung, wo er gekreuzigt wurde (Joh. 19, 17) und nahe dabei auch begraben wurde (Joh. 19, 41). Daß sie ihn kreuzigten, jetzt erst war förmlich und feierlich das Todesurtheil unwiderruflich ausgesprochen worden, Joh. 19, 16. Daß sie ihn kreuzigten. Die angeblich von den grausamen Puniern erfundene Kreuzigung war eine der schmerz- und schmachvollsten (Gal. 3, 13) Todesarten und wurde meist nur bei Sklaven und ganz gemeinen Verbrechern, niemals aber bei römischen Bürgern angewendet. Das damals gebräuchliche Kreuz (vorgebildet durch den Pfahl der ehernen Schlange 4 Mos. 21, 8. 9. Joh. 3, 14) bestand meist aus zwei Hölzern von ungleicher Länge, dem dickeren, aufrecht in die Erde befestigten Kreuzesbalken selbst und dem oben darüber gelegten Querholz, so daß das Ganze die Form eines T bildete. Dasselbe war nicht besonders hoch, höchstens so, daß der Gekreuzigte einige Fuß über dem Boden sich befand, daher auch Matth. 27, 48 und Joh. 19, 29 ein kurzes Ysoprohr von ein paar Fuß Länge ausreicht, um ihm den in Essig getauchten Schwamm zu reichen.

V. 21: Simon von Kyrene, einer von vielen Juden bewohnten Stadt in Lybien (Nordafrika), schien ihnen eben als fremder Festgast (vielleicht auch schon neuaufgenommener Bürger, der aber mit den Gebräuchen noch nicht so genau bekannt war, weil er erst nach Jerusalem hereingezogen war) gerade gut genug zu dieser für einen Schimpf geltenden, ja nicht blos als entehrend, sondern sogar als verunreinigend geltenden Dienstleistung, daher sie ihn dazu förmlich zwingen mußten; er wird dadurch der unfreiwillige Stellvertreter des vermessenen Petrus, vgl. Joh. 13, 37. Es war bei den Hinrichtungen Regel, daß der Verurtheilte selbst das Kreuz zu tragen hatte, was auch Jesus zuerst thut (Joh. 19, 17), bis er zuletzt ohne Zweifel in Folge des schwächenden Blutverlustes und der entsetzlichen Schmerzen bei der Geißelung so entkräftet war, daß er wie ohnmächtig unter der Last zusammenbrach. Der vom Felde kam, entweder weil er dort gearbeitet hatte, wenn man annimmt, daß er bereits in Jerusalem ansässig war, oder weil er vielleicht als Fremdling bei der Menge der Festbesucher in der Stadt selber kein Unterkommen mehr gefunden und daher draußen auf dem Lande übernachtet hatte, von wo er jetzt eben in die Stadt zurückkehrte. Welch' ein Auszug aus Jerusalem, verglichen mit dem Einzug noch vor wenigen Tagen! Die weiteren Ereignisse auf dem Wege, wie z. B. das Gespräch mit den wehklagenden, weinenden Weibern (Luk. 23, 17 ff.) hat Markus ebenso wie Matthäus übergangen, um seine Leser womöglich in einem ununterbrochenen Zuge nach der Stätte der letzten Entscheidung, nach Golgatha. zu bringen, es ist dasselbe Gesetz rascher Entwicklung und kurzer Schilderung der Thatsachen, dem beide auch schon früher beim Einzug in Jerusalem selber folgten, wo sie auch die „Thränen Jesu" (Luk. 19, 41 ff.) gar nicht erwähnen: stumm und schweigend geht das stille, geduldig leidende Gotteslamm den Marterweg. Alexander und Rufus waren zwei in der Gemeinde ohne Zweifel wohlbekannte Brüder; Rufus wahrscheinlich der auch Röm. 16, 13 genannte römische Christ, und Alexander ohne Zweifel der natürlichsten Annahme nach auch ein solcher und also jedenfalls nicht dieselbe Person mit dem christusfeindlichen Silberschmied gleichen Namens in Ephesus, vgl. Apostelg. 19, 33. 1 Tim. 1, 25. Nach der Stelle im Römerbrief muß auch ihre Mutter eine fromme Christin gewesen sein. Simon hat also das Kreuz Christi nicht umsonst getragen, sondern mit demselben ist auch sein Segen in sein Haus eingekehrt.

III. Die Vorgänge unter dem Kreuz (V. 22—26).

V. 22: Brachten ihn, nach einem Marsch von etwa einer schwachen halben Stunde. Golgatha, diesen Namen („Schädelstätte") hatte der Hügel wahrscheinlich von seiner rundgewölbten, schädelartigen Gestalt, nicht aber von den dort herumliegenden Schädeln hingerichteter Verbrecher, denn die Leichname der Letzteren wurden ja begraben, und schwerlich würden die Juden in der Nähe einer der lebhaftesten Verkehrsstraßen (von Jerusalem nordwestlich nach Sichem und Ramah) das Herumliegen von Todtengebeinen gestattet haben. Der wirkliche Platz läßt sich schwerlich mehr mit Sicherheit angeben, soviel auch schon von alten und neuen Reisenden und Alterthumsforschern darüber gestritten worden ist.

V. 23: Myrrhen mit Wein, zum Betäuben; denn nach jüdischem Gebrauch wurde den zum Tod Verurtheilten ein berauschender Trank gereicht, damit sie die furchtbaren Schmerzen der Kreuzigung weniger fühlen möchten, vgl. Sprüche 31, 6 ff. Er bestand aus Weinessig mit bitteren, aromatischen Kräutern z. B. Weihrauchkörnern u. s. w. vermischt, daher Ps. 69, 22 Galle genannt. Er aber nahm es nicht zu sich, als er beim Kosten bemerkte, woraus es bestand und wozu es bestimmt war, weil er mit vollem klarem Bewußtsein und mit hellem Blick und Geist das von Gott über ihn verhängte Leidens- und Todesloos durchmachen wollte im Gehorsam gegen den Vater. Später allerdings bat er sich selbst einen kühlenden Trank zur Erquickung aus (Joh. 19, 28).

Digitized by Google

V. 24: Und da sie ihn gekreuzigt hatten: Die Verurtheilten wurden gewöhnlich an das bereits aufgerichtete Kreuz angeheftet und nur ausnahmsweise an dem noch auf dem Boden liegenden befestigt und dann erst mit diesem selbst in die Höhe gehoben, wie die Kreuzigung gewöhnlich bildlich dargestellt wird, in Wahrheit aber viel zu mühsam gewesen wäre, um regelmäßig so vollzogen zu werden. Der Hergang war meist folgender: Der völlig entblößte Körper wurde an Stricken, welche quer über das obere Kreuzesholz liefen, am Stamm soweit hinaufgezogen, um rittlings auf das in der Mitte des letzteren angebrachte und hornartig hervorstehende Sitzholz oder Pflock aufgestützt werden zu können, damit nicht sein eigenes Gewicht ihn wieder hinunterziehe, und die von den Nägeln durchbohrten Hände durch seine Schwere durchschlitzt werden könnten. Dann wurden diese zuerst mit Stricken festgebunden, später noch mit spitzigen Nägeln befestigt, ebenso die Füße, und zwar wahrscheinlich jeder Fuß mit einem eigenen Nagel besonders, nicht beide übereinandergelegt blos mit einem einzigen gemeinsamen, wobei sie ja ganz unnatürlich verrenkt, herabgebogen, ja sogar eigentlich gebrochen worden wären. Aber auch die Streckung und gerade abwärts gerichtete Haltung der Beine, wie man sie sich gewöhnlich vorstellt, scheint nicht die wirkliche gewesen zu sein, vielmehr wurden wahrscheinlich die Kniee auswärts nach vorn gebogen, bis die Fußsohlen glatt am Kreuzesbalken anlagen und dann leicht mit Nägeln angeheftet werden konnten. Jedenfalls war der Kreuzestod eine der qualvollsten Martern: die entsetzlichsten Schmerzen steigerten sich mit jeder Minute; die gerade an den mit den feinsten und empfindlichsten Nerven durchzogenen Körpertheilen durch die Nägel entstandenen Wunden entzündeten sich schnell und eiterten furchtbar, verursachten Fieber und heftigen brennenden Durst; das Blut, in seinem regelmäßigen Umlauf gestört, rief durch den gesteigerten Andrang zum Kopf und Herzen die peinlichsten Beklemmungen und Beängstigungen hervor, die mit jeder Stunde wuchsen. Bei alledem trat der Tod doch nur langsam und zögernd ein, der Mensch starb gleichsam zollweise ab; es kam vor, daß ein Gekreuzigter noch volle 48 Stunden lebte und dann erst in Folge der Erschöpfung und des Hungers das erlösende Ende eintrat. Theilten sie seine Kleider, nach römischem Recht war ihnen dies als den Vollstreckern der Todesstrafe gestattet; und warfen das Loos darum (mit Würfeln), weil sich darunter auch eines befand, das sie nicht zerstücken wollten, wie das Obergewand (den „Mantel“), dessen Nähte sie einfach auftrennten und es so in 4 Stücke zerlegten nach der Zahl der Betheiligten (vgl. Apostelg. 12, 4 je 4 Mann für einen Wachposten), nämlich das nach Joh. 19, 28 unzertrennbare Untergewand („Leibrock“); dazu kamen dann noch als einzelne Stücke, die von ungefähr gleichem Werthe sein mochten und daher einfach vertheilt wurden: die Kopfbedeckung, der Gürtel, die Sandalen und das linnene Hemd; vgl. zum ganzen Vorgang Psalm 22, 18.

V. 25: Um die dritte Stunde, d. h. Vormittags 9 Uhr, etwa drei Stunden nach der Verurtheilung durch Pilatus. Denn so lange Zeit brauchten die geschilderten Vorbereitungen, der Weg zu dem Kreuz und die Annagelung an demselben. Wenn Joh. 19, 14 die sechste Stunde genannt ist, so kann dies bei einer so wichtigen Zeitbestimmung kein Widerspruch sein, sondern nur auf verschiedener Zeitrechnung beruhen. Alle anderen Evangelisten berichten einstimmig, daß um die 6. Stunde bereits die „Finsterniß“ eintrat, d. h. also am vollen, hellen Mittag (12 Uhr); auch wäre diese heiße Mittagszeit die allerungeschickteste zum Beginn der Hinrichtung gewesen, denn man pflegte für diese absichtlich eine solche Stunde zu wählen, wo möglichst viel Volks zuschauen konnte (angeblich wegen des abschreckenden Beispiels, was man mit 5 Mos. 17, 13 zu beweisen pflegte, in Wahrheit aber wohl eher, weil solche Dinge damals schon wie heute und allezeit zu den beliebtesten Spektakelstücken gehörten). Wahrscheinlich ist also anzunehmen, daß Johannes absichtlich nach römischer Zeitrechnung zählt, weil von einer Gerichtsverhandlung vor dem römischen Richterstuhl die Rede ist (nicht wie die übrigen nach jüdischer, von Abend zu Abend), d. h. von Mitternacht zu Mitternacht, dann ist also die von ihm genannte 6. Stunde, wo Pilatus ihn zum Tode verurtheilte, genau Morgens 6 Uhr, völlig übereinstimmend mit den übrigen Berichten.

V. 26: Oben über ihn, auf einer über seinem Haupt an dem über den Querbalken noch etwas hervorragenden oberen Ende des Kreuzesstammes angebrachten Tafel; was man ihm schuld gab, d. h. die angebliche seines Todes, um deretwillen er verurtheilt worden war und zwar in den 3 Hauptsprachen der damaligen gebildeten Welt, vgl. Luk. 23, 28. Joh. 19, 19. Ein König der Juden ist hier nur die abgekürzte Formel; vollständig lautete sie: „Jesus von Nazareth, der Juden König“, lateinisch: Jesus Nazarenus Rex Judaeorum (J. N. R. J.); von Pilatus selbst waren diese Worte ohne Zweifel zunächst nur als ein höhnender Spott auf die Juden gemeint, in Wirklichkeit enthalten sie aber volle ganze göttliche Wahrheit, wie sie für das verstockte Israel freilich erst im kommenden Gericht sich offenbaren wird (Matth. 26, 64); für sein gläubiges Israel des neuen Bundes, das Israel nach dem Geiste, aber jetzt schon selige Gewißheit und süßer Trost ist.

Sonntag, 26. Nov. Mark. 15, 27—37.

Jesu Tod am Kreuz.

Text: Welcher unsere Sünden selbst hinaufgetragen hat an seinem Leibe auf das Holz, auf daß wir, der Sünde abgestorben, der Gerechtigkeit leben; durch welches Wunden ihr seid heil worden. 1 Petri 2, 24.

I. Jesus von der Welt verlacht (V. 27—32).

V. 27: Zwei Mörder (wörtlich: Räuber), die wahrscheinlich an demselben Aufruhr, wie Barabbas mit betheiligt gewesen waren (vgl. V. 7). Bemerkenswerth ist, wie Markus ganz ähnlich wie Matthäus (Kap. 27, 38) die beiden Schächer ohne irgend welchen Unterschied zwischen ihnen zu machen, wie Luk. 23, 39 ff., auch einfach nur zusammennimmt und unter die Klasse derer, welche ihn verlästern, stellt. Während bisher der Blick des Evangelisten mehr auf die Umgebung Jesu, namentlich die ihn zum Kreuze führenden und dort bewachenden Soldaten gerichtet war, bleibt er von jetzt an ausschließlich nur noch an dem gekreuzigten und geschmähten Menschensohn selber haften und zwar in der Zeit seiner schmählichsten Erniedrigung vor den Menschen und seiner schmerzlichsten Verlassenheit von Gott. Als Ueberschrift über diesen ganzen Abschnitt könnte man das alte bekannte Liedeswort setzen: „Hier durch Spott und Hohn, dort die Ehrenkron'.“

V. 28: Die Schrift, vgl. 53, 12 und Luk. 22, 37.

V. 29: Und die vorübergingen; es waren deren jedenfalls viele, denn das grause Schauspiel einer öffentlichen Hinrichtung zog um diese Stunde (Vormittags 9 Uhr) eine Menge unbeschäftigter Zuschauer an, besonders auf dem so viel betretenen Wege (vgl. die Bemerkungen der vorigen Lektion zu V. 22). Lästerten ihn als einen von Gottes Fluch Getroffenen, mit dem es jetzt ganz und gar aus sei; und schüttelten ihre Häupter zur Bezeugung ihrer Schadenfreude Ps. 22, 8.

Digitized by Google

„*Pfui dich!*" ein Ausruf nicht blos des Staunens und Spottens, sondern der Verachtung, ja des Ekels. *Wie fein* u. s. w. Offenbar hatte der hohe Rath dafür gesorgt, daß die Verhandlung Kap. 14, 58 recht allgemein bekannt und durch die Aussagen jener falschen Zeugen selbst in möglichst schlimmer Weise dargestellt werde, um den Zorn der auf ihren Tempel so stolzen Bewohner Jerusalems rege zu machen. *Zerbrichst du*, wie du dich nämlich vermessen hast, indem du dir dazu eine Gotteśmacht ohne Gleichen anmaßen wolltest, während jetzt das Zerbrochenwerden vielmehr an dich selbst kommt.

V. 30: *Hilf dir selbst*, aus deiner Noth, wie du vormals Andern geholfen hast (Luk. 23, 35) und wie es dir gewiß ein Leichtes sein wird; es liegt darin ein stilles, aber starkes Zugeständniß seiner früheren Wunderthaten.

V. 31: *Die Hohepriester und Schriftgelehrten*, obwohl zu den sog. „Gebildeten" gehörig, sprachen dennoch begierig jene Lästerungen des gemeinsten Pöbels nach. Wohl in Folge der bei Pilatus erfahrenen Abweisung (V. 9 und 10) ihrer Anklage, zum Theil vielleicht auch gequält von den Brandmalen ihres Gewissens ergehen sie sich jetzt nur um so rücksichtsloser in der Verspottung des Gekreuzigten und zwar mit unmittelbarer Beziehung auf die Ueberschrift über dem Kreuz, die er schon während des ganzen Weges durch die belebten Straßen auf einer Tafel am Hals oder der Brust befestigt getragen hatte, so daß sie also Jedermann bekannt und die Anzüglichkeiten auf dieselbe allgemein verständlich waren; sie wollen also den offenbaren Widerspruch zwischen jenem Königstitel und dem Marterbilde des Gekreuzigten selbst spottend hervorheben. *Und kann sich selbst nicht helfen*, woran man also ganz deutlich sehen kann, daß seine angeblichen Wunderthaten bloßer Betrug waren.

V. 32: *Ist er Christus*, nicht blos wie die Ueberschrift sagt und er selbst immer von sich behauptet hat, um sich im Ruhm eines großen Wunderthäters zu sonnen, sondern wirklich und in der That. Sie wollen *sehen und glauben*, das ist aber ganz falsch, im Reiche Gottes geht es vielmehr gerade umgekehrt: *glauben und dann erst sehen*, vgl. Joh. 20, 29, 1 Petri 1, 8 und Joh. 6, 69 u. s. w. Zugleich wollen sie also damit auch sagen: „für einen König aber, der am Kreuze endigt, wollen wir uns schönstens bedanken" (1 Cor. 1, 23). *Die mit ihm gekreuzigt waren*, d. h. nach dem oben schon angegebenen genaueren Berichte des *Lukas* doch blos Einer derselben.

II. Jesus in der Todes Nacht (V. 33—36). **V. 33:** *Und nach der 6. Stunde*, d. h. also von Mittags 12 Uhr an, nachdem Jesus bereits gegen drei Stunden am Kreuz gehangen (vgl. die Bemerkungen in der vorigen Lektion zu V. 25). Die *Finsterniß* war jedenfalls keine gewöhnliche und natürliche Verfinsterung der Sonne, denn eine solche kann nur zur Zeit des Neumonds eintreten, der Todestag Jesu fällt aber in die Passahwoche in der Mitte des Monats Nisan (etwa: April), also in die Vollmondszeit; sondern es ist ein von Gott außerordentlicher Weise gewirktes Wunder und himmlisches Zeichen. *Ueber das ganze Land*, d. h. ganz Judäa; an einen völligen Untergang der Sonne ist dabei natürlich nicht zu denken, sondern nur an ein allmähliches Erblassen ihres Scheins (Luk. 23, 45). Ihre Bedeutung war wohl folgende: Sie war ein *Wunderzeichen*, wie einst bei der Geburt Christi mitten in der Nacht heller Tag ward, so hier umgekehrt, woran man merken sollte, daß es sich hier sowenig als dort, um einen bloßen gewöhnlichen Menschen handelte: sie war ein *Warnungszeichen*, zu zeigen, daß es ein Werk satanischer Finsterniß und Bosheit ist, das hier bei seinem Tod geschieht; sie war ein *Abbild* von der Trauer auch der äußeren Natur, wenn nun ihr Herr und König, der doch das „Leben und Licht" der Menschen ist, sein Haupt im Tode neigt und seines Lebens Sonne so blutigroth untergeht; sie war endlich auch ein *Sinnbild* der inneren Nacht der Gottverlassenheit, die jetzt auch über seine heilige Seele hereinbricht. Auch hier geht der Bericht des *Markus* in ganz auffallender Weise und fast wörtlich gleichlautend Hand in Hand mit dem des *Matthäus*, nur daß dort das weitere Wunder im Reich der Natur, das Erdbeben, (Matth. 27, 52) und die damit verbundene Oeffnung der Gräber fehlt, und zwar wieder im Interesse der gedrängten Kürze und des raschen Flusses der Erzählung, die auf das Wichtigste und Letzte, d. h. den Tod Christi selbst, zueilt, daher fehlen auch bei beiden die meisten Kreuzesworte.

V. 34: *Um die 9. Stunde*, d. h. Nachmittags 3 Uhr, die Stunde des täglichen Abendopfers, wo es geschlachtet und auf dem Brandopfer-Altar verbrannt wurde (4 Mos. 28, 8); jetzt beginnt auch für das Opferlamm auf Golgatha die heißeste Leidensgluth, ehe der letzte vernichtende Todesstreich auf sein schuldloses Haupt niederfällt. *Rief Jesus laut*, und zwar mit den bekannten Worten aus Psalm 22, 2; während er in den vorangehenden Stunden keinen einzigen Laut von sich gegeben, sondern im Gefühle tiefster Gottverlassenheit wie ein stilles Lamm stumm und schweigend dagehangen, in der vollen Einsamkeit der Schmerzen und im ganzen Schmerz der Einsamkeit. Es ist dies die dunkelste Stunde seines ganzen Lebens und Leidens, wo er Gottes Zorn für uns getragen hat und Satan auch ihn versuchte, ob er ihn nicht vollends ganz in den Abgrund der Verzweiflung stürzen oder doch zur Ungeduld und zum Murren wider Gott verleiten könnte, so daß im letzten Augenblick noch das ganze Werk unserer Erlösung und Versöhnung wäre vereitelt worden. Es ist ein Gefühl äußerster Trennung und Scheidung von Gott, dessen segnende Gnadennähe er sonst immer in besonderem Maße gegenwärtig gefühlt hatte. Doch ist der Faden seines *göttlichen Selbstbewußtseins* auch jetzt noch nicht ganz abgerissen; zwar nennt er Gott nicht mehr, wie noch in Gethsemane, ja wie sogar noch beim ersten und dann wieder beim letzten Kreuzeswort (Luk. 23, 34—36), seinen *Vater*, sondern nur noch *Gott*, aber doch immer noch *seinen* Gott, an welchem er als der große *Glaubensheld* (Hebr. 12, 2) auch jetzt noch, ohne Fühlen trauend, festhält; dies mittlere der sieben Kreuzesworte bezeichnet also ebenso den Tiefpunkt seiner *Leiden*, wie Gethsemane den Höhepunkt seines *Kampfes* und beide zusammen die äußerste Grenze, aber auch die ganze volle Wirklichkeit seiner *wahrhaft menschlichen Erniedrigung*.

V. 35: *Etliche, die dabei stunden*, nach Matth. 27, 41 Hohepriester, Schriftgelehrte und Aelteste. Also kann bei ihrer Erwiderung nicht von einem bloßen Irrthum oder Mißverständniß die Rede sein, denn sie hatten die nöthigen Sprach- und Schriftkenntnisse wohl zu völlig richtiger Auffassung seiner Worte, sondern es war vielmehr eine absichtliche Verdrehung des ersten Ausrufs seiner Rede; und so wird auch gleich ihr eigenes erstes Wort, das sie jetzt, nachdem die Finsterniß vorbei ist, die aus Furcht und Schrecken bisher ihre Zungen gelähmt hatte, spottend hervorstoßen, wieder zu einer neuen Lüge und Lästerung, womit sie nur ihren alten Hohn (V. 31 ff.) fortsetzen. *Er ruft den Elias* als seinem geweissagten Vorgänger, der ihm nach Matth. 17, 10 ff. zu seinem Reich verhelfen soll, er will also noch immer die Messiasrolle weiter spielen.

V. 36: *Da lief Einer*, nämlich ein *Kriegsknecht*, der unter dem Kreuz Wache stand und daher das Wort Jesu (Joh. 19, 28) „Mich dürstet!" wohl vernommen hatte. Dieser rohe und heidnische römische Soldat war also mitleidiger und barmherziger als die jüdischen Obersten und versäumte auch bei diesem Gekreuzigten den Dienst seines Amtes nicht, wornach die Wächter von Zeit zu Zeit von dem Wein, den sie selber zu trinken bekamen, und der daher in der Nähe stand, mit einem gleichfalls zu diesem Zweck schon mitgebrachten Schwamme ein paar Tropfen dem Verschmachtenden an die Lippen drücken mußten. Er verbarg aber seine menschliche Rührung vor seinen Kameraden hinter einem Scherz: *Halt, laßt sehen* u. s. w. Unter Vergleichung von Matth. 27, 49 ist der Sinn und Zusammenhang des Ganzen wohl folgender: Die übrigen Kriegsknechte wehren ihm mit dem Trank so schnell ihm zur Erquickung beizuspringen, denn sie wollen ihn noch länger leiden lassen, er aber giebt ihrem Witz nun die für Jesum günstigere Wendung: „Nein! laßt mich nur so rasch als möglich machen, sonst findet der herbeigerufene Elias, wenn er ja, wie zu erwarten ist, wirklich und schleunigst kommt, nur noch einen Leichnam und uns geht's dann natürlich schlecht!"

III. Jesus hat sein Werk vollbracht (V. 37). **V. 37:** *Schrie laut*; es geht dies wahrscheinlich auf die *beiden* letzten Kreuzesworte Joh. 19, 30 und Luk. 23, 46 *und verschied*, das Haupt im Tode neigend und das Leben mit seinem Geiste als dem Träger des Lebens (Joh. 19, 30) mit dem letzten Athemzuge (Pred. 8, 8) von sich gebend, wobei also die Seele vom Leibe schied und dieser nun *wirklich todt* am Kreuze hing; damit ist also nicht blos jede Annahme eines *Scheintods* schon als physische Unmöglichkeit ausgeschlossen, sondern zugleich auch der sittliche Werth seines Sterbens als *freiwilliger Lebenshingabe* so stark als möglich ausgesprochen. Es ist nicht die leise Stimme und das stöhnende Röcheln eines zum Tode Ermatteten und Erschöpften, sondern der laute Ruf dessen, der *sterben will* (aber nicht *muß*, sondern nur *kann*, wenn er und weil er es will), wie hätte er sonst auf den römischen Hauptmann (Matth. 27, 54) einen so gewaltigen Eindruck machen können? vgl. Joh. 10, 18. Somit ist sein Tod allerdings zunächst und zuerst *für ihn selber* ein *Bewährungstod*, ehe er *für uns* ein *Versöhnungstod* wird, aber in Folge von jenem Ersten wird er unmittelbar und nothwendig auch dieses Zweite (Hebr. 5, 9). *Vollbracht* ist jetzt *Alles*: Das Wort der Schrift und der Wille des Vaters ist erfüllt, sein Werk und Kampf auf Erden geendet und er selbst durch's Leiden vollendet (Hebr. 4, 16. Röm. 3, 25): vorüber ist sein Lauf, denn das Ziel ist erreicht und nun kommt nach dem Kampf der Sieg, nach dem Lauf die Ruhe, nach dem Werk der Lohn. Aber *vollbracht* ist Alles *auch für uns*: sein Leiden und Sterben ist auch für uns nach seinen eigenen Worten sowohl (Matth. 20, 28. Mark. 10, 45), wie nach der klaren Lehre sämmtlicher apostolischen Schriften (Röm. 5, 8. 9. 1 Petr. 1, 18. 19. 1 Joh. 1, 7. Hebr. 10, 14) das vollendete vollgiltige ewige *Opfer* der vollkommenen Erlösung.

Digitized by Google

Chronik der Gegenwart.

Ueber die Freidenkerei in den Vereinigten Staaten können wir nicht, wie so manche andere christliche Redakteure, mit einem Nasenrümpfen hinweggehen. Uns ist die in unserm Lande fußfassende Zweifelsucht eine sehr ernste Erscheinung, die man durchaus nicht mit einem Achselzucken wegthun kann, sondern welcher man ehrlich in's Gesicht schauen muß.

Daß die Freidenker nicht etwa unter den bösen, ungläubigen Deutschen, sondern unter der amerikanischen Bevölkerung Boden gewinnen, kann nur der läugnen, welcher sich geflissentlich den Thatsachen verschließt und daß, in den großen Städten wenigstens, die Kirche ihren Grund schwer behauptet, ist auch wahr. So z. B. wird die Bevölkerung New Yorks heute auf mindestens 1,300,000 veranschlagt, zu sämmtlichen protestantischen Kirchengemeinschaften gehören aber nur 90,579 Personen, so daß etwa auf je fünfzehn Bewohner der Stadt ein gläubiger Protestant käme. Dagegen belief sich im Jahr 1845, als New York 400,000 Einwohner zählte, die Zahl der Mitglieder aller protestantischen Sekten auf 51,459, d. h. auf je 8 Einwohner aller Glaubensbekenntnisse kam etwa ein kirchlich gesinnter Protestant. Die Bevölkerung hat seit 1845 um 225 Prozent zugenommen, die kirchlichen Protestanten jedoch nur um 76 Prozent. Und nicht viel besser steht es in anderen Großstädten — z. B. in Cincinnati.

Die kürzlich im Staat New York abgehaltene Convention der Freidenker, über welche christliche Zeitungen sich vielfach lustig machten, ist uns ein ernstes Zeichen der Zeit. Da fanden sich 700 Delegaten (fast ausschließlich eingeborene Amerikaner) zusammen, und unter ihnen Leute mit weit und rühmlich bekannten Namen, wie z. B. Ex-Gouverneur Chas. Robinson von Kansas, der Achtbare Waite von Illinois, Bradford von Pennsylvanien, J. H. Burnham von Michigan, Georg Chancey von Boston und selbstverständlich auch — Ingersoll.

Wer solcher Erscheinungen wegen zu lachen gedenkt, ist auf dem Holzweg. Für das Reich Gottes brauchen wir zwar nicht zu fürchten, das wird der Herr unser Gott schon schützen. Aber großen Schaden kann und wird diese Zweifelsucht anrichten, wenn die Kirche nicht mit aller Macht derselben entgegenarbeitet.

Wie viele Deutsche wohnen in den Vereinigten Staaten? Diese Frage wird gar oft gestellt, und fast ebenso oft nach rechts und links falsch beantwortet. Herr Theodor Pösche hat kürzlich eine sehr genaue Berechnung angestellt und im Deutschen Pionier einen Artikel veröffentlicht, dessen Angaben wir für die bis jetzt zuverlässigsten halten.

Der Verfasser kommt zu folgenden Resultaten: Die vier Elemente, aus denen sich im Jahre 1880 die Deutschen und ihre Nachkommen zusammensetzen, sind:

Die in Deutschland Geborenen	1,966,742
Die erste hier geborene Generation	1,751,107
Die Nachkommen der vor 1780 eingewanderten Deutschen	2,500,000
Die Nachkommen der nach 1780 eingewanderten Deutschen mit Ausnahme der ersten Generation	500,000
Zusammen	6,717,849

Es befanden sich Eingewanderte Deutsche in:

	1870	1880	Zunahme	
Dakota	563	5,925	954.4	Prozent.
Colorado	1,456	7,012	381.6	"
Washington	645	2,198	240.8	"
Arizona	379	1,110	192.9	"
Nebraska	10,954	31,125	184.1	"
Oregon	1,875	5,034	168.5	"
Utah	358	885	147.0	"
Arkansas	1,563	3,620	131.6	"
Kansas	12,775	28,034	120.0	"
New Hampsh.	436	789	81.0	"
Florida	597	978	64.0	"
Rhode Island	1,201	1,966	63.7	"
Minnesota	41,364	66,592	61.2	"
Texas	23,985	35,347	47.4	"
Californien	29,701	42,532	43.2	"
Michigan	64,143	89,085	38.9	"
Montana	1,233	1,705	38.3	"
Maine	508	688	35.4	"
Iowa	66,161	88,268	33.4	"
Alabama	2,482	3,238	30.4	"
Massachusetts	13,072	16,016	29.0	"
Connecticut	12,443	15,627	25.6	"
New Mexiko	582	729	25.2	"
Idaho	599	750	25.0	"
Wyoming	652	801	22.7	"
New Jersey	54,001	64,935	20.0	"
Illinois	203,758	235,786	15.8	"
Wisconsin	162,314	184,328	13.6	"
West Virgin.	6,232	7,029	12.8	"
New York	316,902	355,913	12.3	"
Georgia	2,716	2,956	7.0	"
Vermont	370	396	7.0	"
Ohio	182,897	192,597	5.3	"
Pennsylvan.	160,446	168,426	5.2	"
Nord Carolina	904	950	5.1	"
Indiana	78,060	80,756	3.4	"
Süd Carolina	2,754	2,846	3.3	"
Delaware	1,142	1,179	3.2	"
Distr. Col.	4,920	5,055	2.7	"
Nevada	2,181	2,213	1.5	"
Kentucky	30,318	30,413	0.3	"
	1870	**1880**	**Abnahme**	
Maryland	47,045	45,481	3.3	Prozent.
Missouri	113,618	106,800	6.0	"
Virginien	4,050	3,759	7.2	"
Louisiana	18,933	17,475	7.7	"
Tennessee	4,539	3,983	12.2	"
Mississippi	2,960	2,556	13.7	"

Digitized by Google

Die obige Liste ist, wie auf den ersten Blick zu sehen, nach dem Prinzip der größeren oder geringeren Zunahme oder der Abnahme der eingewanderten Deutschen in einem bestimmten Staat geordnet. Die sich daraus ergebenden Resultate sind außerordentlich und im hohen Grade überraschend: zum ersten Mal in der Geschichte der Vereinigten Staaten hat die Zahl der eingewanderten Deutschen in einigen Staaten während der letzten zehn Jahre abgenommen, und zwar sind es nur frühere Sklavenstaaten, denen es passirte, Maryland, Missouri, Virginien, Louisiana, Tennessee, Mississippi! Die größte Zunahme ist natürlich im Lande jenseit des Mississippi, und da ist wieder höchst charakteristisch, daß das junge Ackerbau-Territorium Dakota im fernen Nordwesten an der Spitze steht. Das bedeutet große Konkurrenz und schlechte Zeiten für den Ackerbau Westeuropa's. Vergleichen wir ferner die Zahlen für die beiden größten Staaten der Union, New York mit einer Zunahme von 12.3 Prozent, und Pennsylvania mit nur 5.2 Prozent, so wird es klar, daß ein starker Zug die Deutschen nach Norden führt. Noch deutlicher tritt uns dies in den Zahlen für Illinois und Missouri entgegen; denn während der erstere Staat eine Zunahme von 15.8 Prozenten zeigt, hat der letztere eine Abnahme von 6 Prozenten. Dies sind ebenso ernste, wie in ihrer Bedeutung hochwichtige Resultate, welche der letzte Census an's Licht bringt.

Ueber die diesjährige Ernte schreibt die New Yorker Staatszeitung: Noch sind die statistischen Erhebungen über den Ertrag der diesjährigen Ernte nicht weit genug vorgeschritten, um genaue Zahlenangaben machen zu können, doch aber berechtigt das vorliegende Material zu der bestimmten Versicherung, daß die Ernte eine ungewöhnlich gute genannt werden kann. Ein einfacher Vergleich der diesjährigen Erträge mit denen des Vorjahres oder von 1880 ist nun allerdings nicht maßgebend; denn die Bevölkerung der Ver. Staaten und die bebaute Bodenfläche ist in so schneller Zunahme begriffen, daß schon ein Stillstand in dem Ertrage fast als Mißernte zu betrachten ist, und andererseits keine bestimmten Anhaltspunkte dafür gewonnen werden können, um wie viel der Ertrag alljährlich gesteigert werden muß, damit man von einer guten Ernte sprechen kann. In diesem Jahre ist aber nach übereinstimmenden Berichten nicht allein die Vermehrung der bebauten Fläche, sondern auch der Ertrag per Acre im Allgemeinen bedeutend über den Durchschnitt gewachsen. Natürlich sind in dem weiten Territorium der Ver. Staaten lokale Mißernten nie zu vermeiden. So ist in einzelnen Distrikten der Hafer mißrathen, in anderen hat sich in Folge anhaltenden Regens Kartoffelfäule eingestellt 2c.; aber diese lokalen Fehlschläge können augenscheinlich keinen fühlbaren Einfluß auf das Gesammtresultat üben. Dies gilt sogar auch von der Baumwollenernte, trotz des seiner Zeit so hoch geschätzten Schadens durch Ueberschwemmungen.

Bismarck war am 24. September, resp. 8. Oktober genau zwanzig Jahre hindurch preußischer Ministerpräsident. Am 24. September 1862 brachte der preußische Staatsanzeiger die königliche Kabinetsordre, welche an den preußischen Gesandten am Hofe Napoleons, Herrn v. Bismarck-Schönhausen den interimistischen Vorsitz im Staatsministerium übertrug; und der 8. Oktober brachte seine definitive Ernennung zum Ministerpräsidenten und, an Stelle Bernstorffs, die zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten. Der Telegraph hatte den preußischen Gesandten, der sich gerade auf einer Urlaubsreise durch Südfrankreich und Spanien befand, nach dem herbstlich kühlen Berlin berufen. Aus den Pyrenäen und aus Südfrankreich, wo er die Weine „von der Kelter" getrunken hatte und wo er den historisch gewordenen Oelzweig, den „Friedenszweig von Avignon" brach, den er später in der Budget-Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses vorlegte, reiste er nach Berlin, bereit, seine historisch gewordene Mission zu übernehmen. „Den König unter Krankheitsvorwänden im Stiche lassen" — schrieb er damals einem politischen Freunde — „würde ich für Feigheit und Untreue halten. Soll es nun sein, dann voran! wie unsere Kutscher sagen, wenn sie die Leine nehmen."

Ueber das Befinden des deutschen Reichskanzlers werden dem „Deutschen Montagsbl." aus Schlawe unter dem 29. Juli folgende Mittheilungen gemacht, die aus guter Quelle von Varzin stammen. Dem Fürsten bekommt der Aufenthalt auf seinem Tuskulum ganz vorzüglich, und er hat wiederholt zu seiner Umgebung geäußert, daß er sich freut, dem Rathe seines neuesten allopathischen Arztes Dr. Frerichs nachgekommen zu sein und für diesen Sommer von einer Badereise nach Kissingen Abstand genommen zu haben. Dahin geht er unter keinen Umständen; denn zu Mitte August hat er seinen Schwiegersohn, den Legationsrath Cuno zu Rantzau, der gegenwärtig mit seiner Familie auf der Seeburg bei Kiel weilt, mit Frau und Kindern nach Varzin eingeladen; Graf Rantzau soll dann den Chiffrir-Dienst beim Fürsten übernehmen, der bis dahin von Graf Herbert Bismarck versehen wird, nachdem Geheimrath Rottenburg vor einigen Tagen nach Berlin zurückgekehrt ist, der sich während seines Aufenthalts in Varzin mit Graf Herbert die Arbeit getheilt hatte. Glaubt man nun aber, daß Fürst Bismarck sich in Varzin der Ruhe gönnt, so irrt man gewaltig; denn im Gegentheil widmet er sich mit großem Eifer der diplomatischen Arbeit. Zweimal täglich trifft von Berlin aus in Varzin eine mächtige verschlossene und versiegelte Mappe mit Aktenstücken und Briefen ein, die, wenn die betreffenden Züge auf der Station „Hammermühle" nicht halten, während der Fahrt aus dem Postwagen heraus geworfen und in einem eigends für diesen Zweck hergerichteten Fangapparat aufgefangen werden. Auch der direkte Telegraphendraht von Varzin nach Berlin ist wohl selten in größerer Thätigkeit gewesen, wie gerade jetzt, wo Bismarck scharf von den Türken um seinen gewichtigen Rath in der egyptischen Frage angegangen wird. Der Fürst, der in Berlin nicht vor 11 Uhr Vormittags aufzustehen pflegte, erscheint in Varzin jetzt schon spätestens um 10 Uhr Vormittags im Parke vor dem Herrenhause, wo ihn sein alter treuer Oberförster Westphal gewöhnlich schon erwartet und dann einen Rundgang mit ihm macht.

Die preußischen ultramontanen Blätter stellen eine Erneuerung des Kulturkampfs in Aussicht, da

Digitized by Google

sich immer deutlicher zeige, daß die Bemühungen des Herrn v. Schlözer, der bekanntlich nach Berlin zurückgekehrt und unlängst einen Besuch in Varzin abstattete, zu einem Einverständnisse mit dem Vatican zu gelangen, ohne jedes Resultat geblieben. Auch ist zwischen der offiziösen und ultramontanen Presse wieder ein scheinbar erbitterter Kampf entbrannt, indem erstere dem Centrum die Förderung „feindseliger Anschauungen gegen Kaiser und Reich und gegen die Politik, welcher Deutschland diese beiden verdanke," vorwirft. Die Angriffe werden nun allerdings von den Ultramontanen sehr energisch zurückgewiesen, die „Germania" zumal ist mit ist mit einer sehr derben Abfertigung zur Hand und wirft der halboffiziösen „Provinzial-Korrespondenz", die sich vorzugsweise zum Träger jener Angriffe machte, vor, sie gebrauche so verächtliche Mittel, daß man die Regierung nicht begreifen könne, welche ein ihr so nahestehendes Blatt in den Händen von Männern lasse, die Alles zu Grunde richteten, was sie in die Hände nähmen, wie sie ja auch die letzten Reichstagswahlen verdorben hätten. Das Centrum stehe nach wie vor auf dem Boden des Reichs und seiner Verfassung, und zwar „ohne jeden Hintergedanken". Inzwischen ist dieser ganze Kampf wohl im Grunde gar nicht so schlimm gemeint, wenigstens warnen liberale Blätter, daß man sich nicht dadurch über die Stellung täuschen lassen solle, welche die Mitglieder des Centrums bei den Wahlen einnehmen würden. Die ganze Preßfehde sei eine Spiegelfechterei, da die konservativ-klerikale Koalition nach wie vor für beide Theile Existenzbedingung und die Regierung, die da ihre ganze Politik auf diese Koalition basire, zu so später Stunde nicht im Ernst an eine Aenderung denken werde. Mittlerweile hat sich allerdings durch eine Entscheidung des neuen Bischofs von Breslau eine kleine Gewitterwolke zusammengezogen. Derselbe bedroht nämlich die vom Staate angestellten Geistlichen mit Exkommunikation, falls sie nicht ihre Aemter niederlegten. Natürlich wäre der Staat verpflichtet, die seinen Gesetzen nachkommenden und von ihm angestellten Geistlichen zu schützen, und gegen den ihm feindseligen Bischof nach Maßgabe der Maigesetze vorzugehen. Damit würde man freilich wieder mitten in die Wirrnisse des Kulturkampfs gerathen. Die Regierung soll durch das Vorkommniß sehr unangenehm berührt sein, da man den Bischof für einen milden und versöhnlichen Geistlichen gehalten. Vielleicht findet sich doch noch ein Ausweg, um neuen kirchenpolitischen Konflikten vorzubeugen.

Die Konferenz in Konstantinopel. Noch niemals hat eine Versammlung von Vertretern der europäischen Großmächte unter gleich schwierigen und verworrenen Verhältnissen Berathungen gepflogen und Beschlüsse gefaßt, wie die gegenwärtig in Konstantinopel tagende Konferenz. Ihre Vorgeschichte, ihr endliches Zustandekommen und ihr ganzer Verlauf sind so reich an Absonderlichkeiten, daß es schwer sein dürfte, ein Seitenstück für diese merkwürdige Versammlung zu finden. Der Ursprung der Konferenz leitet zurück auf eine von Gambetta im Verein mit der englischen Regierung an die übrigen europäischen Großmächte gerichtete identische Note vom 8. Januar 1882.

Die Thätigkeit der Konferenz zerfällt in drei scharf voneinander getrennte Abschnitte. Der erste Abschnitt umfaßt die Bemühungen der Diplomaten, die Türkei aus ihrer Unthätigkeit aufzurütteln und sie zur Wiederherstellung der Ordnung in Egypten durch Waffengewalt (durch sogenannte Intervention) zu vermögen. Dieser Abschnitt endet am 15. Juli, dem Tage, an welchem die zu genanntem Zweck abgefaßten identischen Noten der Pforte überreicht wurden. Der zweite Abschnitt umfaßt die Zeit von der Wiederaufnahme der Sitzungen vom 24. Juli bis zum 27. Juli, bei welchen die Pforte durch den Großvezier Said Pascha und den neuen Minister des Aeußern Assim Pascha vertreten war, bis sie sich in der letzten Sitzung im Prinzip zur Intervention bereit erklärte. Der dritte Abschnitt endlich beginnt mit derjenigen Sitzung, in welcher das Programm der Konferenz auf die Regelung der Suezkanalfrage eingeschränkt wurde, nachdem der russische Geschäftsträger erklärt hatte, daß er sich nur noch an den darauf bezüglichen Verhandlungen betheiligen werde und Italien seinen Antrag auf Einsetzung einer europäischen Kommission zum Schutze des Suezkanals einbrachte. Mit dieser scheinbaren Zurückhaltung Rußlands scheint freilich die Nachricht im Widerspruch zu stehen, daß der neu ernannte russische Botschaftsverweser bei der Pforte, v. Nelidoff, welcher am 10. August in Konstantinopel eingetroffen ist, die Vorlage des Vertrags über die Abtretung von Cypern an England bei der Konferenz beantragen werde.

Einen praktischen Zweck haben die Verhandlungen der Konferenz bisher nicht gehabt und versprechen sie auch in Zukunft nicht, weil die Sachlage gütlichen Vereinbarungen überhaupt ungünstig ist. Die Konferenz hätte nur in dem Falle eine ersprießliche Thätigkeit entfalten können, wenn die Türkei im Einklang mit den Vertretern der europäischen Mächte an die Regelung der egyptischen Angelegenheiten herangetreten wäre. Allem Anschein nach hat aber die Pforte im Gegentheil gehofft, daß sie aus der allgemeinen Verwirrung Nutzen ziehen und ihren sehr geschwächten Einfluß in Egypten auf's neue befestigen könne. Durch die unerwartete Entschiedenheit, mit welcher England seine Interessen in Alexandria und am Suezkanal wahrgenommen hat, sind diese Hoffnungen getäuscht worden, und die Türkei sieht sich jetzt in die Lage versetzt, als unbetheiligter Zuschauer das einfach gut zu heißen, was England in Egypten zu schaffen für zweckmäßig erachtet.

Ueber deutsche Ehrlichkeit in Berlin schreibt das „Bayerische Vaterland": „Von 22 Bierbrauereien in Berlin wurden bei einer amtlichen Untersuchung ihres Bieres nur bei 7 nachgewiesen, daß ausschließlich Hopfenbitteres im Biere war, bei allen übrigen wurde als Ersatz für Hopfen Quasia, Manyanthes, Lupulin, Bitterklee oder Ledum nachgewiesen. Ebenso wurde das Bier von nur 7 Brauereien als gehaltvoll und am wenigsten vermischt erwiesen.

In Rußland sind im letzten Jahre nicht weniger als 50,000 Meilen neuer Telegraphenleitungen gebaut worden, doch ist Deutschland dem Czarenreiche damit weit voraus, da es schon Leitungen von 160,000 M. besitzt. England beförderte im letzten Jahre von allen Staaten Europas die meisten Depeschen.

Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

hier suchten und fanden Mann und Weib in treuer Pflichterfüllung, im Kreise der Kinder, die ungetrübtesten Freuden, das höchste irdische Glück.

Werfen wir einen Blick auf das gegenwärtige

… rin, die … ndlehre, mit besonderer Auszeichnung behandeln können, ist ein Beweis, daß die böse Aussaat ihre Früchte getragen hat, die Begriffe von häuslicher Tugend lax geworden und in den gesellschaftlichen Zuständen etwas faul ist.

Digitized by Google

Digitized by Google

Haus und Herd.

Ein illustrirtes Familienblatt.

Zehnter Band. Dezember 1882. Zwölftes Heft.

Soziale Uebelstände und ihre Hebung.

Von J. Schlagenhauf.

Unter den vielen Schäden, welche für die Wohlfahrt und das Glück unseres Volkes gefährlich zu werden drohen, sei zuerst genannt:

Die Zerfahrenheit und Zerrüttung des Familienlebens.

Die Familie ist das Fundament der gesellschaftlichen und bürgerlichen Ordnung, der Hort der Freiheit und des Wohlergehens eines Volkes. Sie ist die Quelle und Schule zugleich der künftigen Bürger und Beamten. Die Tugenden und Laster, welche in ihr zu finden sind, kurz der Geist, welcher in ihr herrscht, bestimmt und bildet den Charakter des Volkes, wie das Wasser eines Stromes seine Farbe und seinen Gehalt durch die vielen kleineren und größeren Zuflüsse erhält.

Darum hat der Schöpfer gleich im Anfange des Menschengeschlechts die Ehe geheiligt und ermahnt, durch seine Propheten und Apostel, den Geist der Gottesfurcht, Frömmigkeit, Zucht und Liebe im Hause walten zu lassen, und durch gegenseitiges Beglücken einander das Leben zu erleichtern und zu verschönern.

Auch die heidnischen Gesetzgeber erblickten im geordneten Familienleben die sicherste Garantie für Sittenreinheit und den Fortbestand des Staates, und erließen deshalb strenge Gesetze zum Schutze desselben.

Den germanischen Völkern rühmte man schon im Alterthum gegenseitige Achtung, Anhänglichkeit, Treue und Liebe im Familienleben nach.

Die Stätte innerhalb der Umzäunung des Hofes schützte die Familie vor fremder Gewalt, hier suchten und fanden Mann und Weib in treuer Pflichterfüllung, im Kreise der Kinder, die ungetrübtesten Freuden, das höchste irdische Glück.

Werfen wir einen Blick auf das gegenwärtige Familienleben der Bewohner unserer Republik, die doch meistens Nachkommen germanischer Stämme sind, so kann es auch dem oberflächlichsten Beobachter nicht entgehen, daß eine Verderbniß und Laxheit eingerissen ist, welche das Schlimmste für die Zukunft befürchten läßt.

Der Staat Massachusetts, einer der geordnetsten und gesittetsten der Union, wies vor zehn Jahren nur eine Scheidung auf je 43 Eheschließungen auf, während jetzt auf je 23 Heirathen eine Scheidung kommt. In Vermont kommen auf 16 und in Rhode Island auf je 13 Heirathen eine Scheidung. Aus 20 Ehen, die in den Ver. Staaten geschlossen werden, wird je eine gerichtlich wieder aufgelöst.

Man nimmt an, daß jährlich 12,000 Personen nach den Staaten Indiana, Illinois und Missouri ziehen, sich dort die vom Gesetz geforderte Zeit aufhalten, um eine Scheidung zu bewirken, die sie in ihren Heimathsstaaten nicht hätten erlangen können.

Und wie viele Eheleute laufen von einander und leben abgesondert, ohne sich je die Mühe zu nehmen, eine gerichtliche Scheidung zu erzielen.

Der Ursachen, welche dieser traurigen Erscheinung zu Grunde liegen und herbeiführten, sind gar viele. Nicht wenig trugen die mit solcher Dreistigkeit vorgetragenen Lehren der Anhänger der „freien Liebe“ dazu bei, welche die Ehe als eine veraltete lästige Einrichtung darstellten, durch welche das Weib in Unterwürfigkeit als Sklavin des Mannes gehalten werde.

Daß die amerikanischen Damen zu den Vorträgen dieser falschen Apostel in hellen Haufen strömen und eine französische Schauspielerin, die verkörperte Erscheinung dieser Schandlehre, mit besonderer Auszeichnung behandeln können, ist ein Beweis, daß die böse Aussaat ihre Früchte getragen hat, die Begriffe von häuslicher Tugend lax geworden und in den gesellschaftlichen Zuständen etwas faul ist.

Digitized by Google

Zur Ehre der eingewanderten deutschen Bevölkerung sei es erwähnt, daß sie sich von diesen Bewegungen rühmlichst ferne gehalten hat. Der alte Geist der Sittsamkeit, Zucht und Häuslichkeit ist dem deutschen Gemüth von Haus aus zu tief eingeprägt, und die leuchtenden Bilder des geordneten, gemüthlichen Familienlebens stehen noch zu frisch in seiner Erinnerung, als daß er an solchen zu allen Zügellosigkeiten führenden Chimären Gefallen finden könnte.

Eine andere Ursache ist das unbedachtsame und frühzeitige Heirathen. Manche jungen Leute sehen sich zufällig auf der Promenade, auf der Reise oder in der Gesellschaft und entschließen sich sogleich zur Ehe. Da aber bei einer solchen kurzen Begegnung selten etwas vorfällt, worüber sie uneinig werden könnten, so hält jedes das andere für einen liebenswürdigen Engel in Menschengestalt, bis sie nach Verlauf der Flitterwochen ausfinden, wie verschieden ihre Temperamente, Grundsätze und Sitten sind, und wünschen dann, einander nie gesehen zu haben.

Kaum den Kinderschuhen entwachsene Jünglinge und Jungfrauen, die noch nicht den mindesten Begriff von den mit dem Familienleben zusammenhängenden Verpflichtungen haben, schließen den Bund für's Leben mit einander ab, in der Meinung, es gehe jetzt auf lauter Rosen durch lustige Auen, und das Glück werde ihnen jeden Tag so regelmäßig zulächeln, als die Sonne am Himmel aufgeht.

Wenn dann das Leben mit seinem Ernst und herben Erfahrungen die bezaubernden Illusionen verscheucht, finden sie sich getäuscht und suchen das lästige Ehejoch abzuschütteln.

Von denjenigen Ehen, welche blos um Geldes willen, vortheilhaften Handelsbeziehungen, kurz aus Selbstsucht geschlossen werden, sei weiter nicht die Rede, denn ihnen mangelt von vornherein die Grundbedingung häuslichen Glückes, und sie werden immer eine Ursache der Verstimmung und des Unfriedens sein.

Eine weitere Ursache ist die Vernachlässigung der einfachen Pflichten, von deren Erfüllung unbedingt das Familienglück abhängt. Manche junge Männer verbringen ihre Zeit mit vornehmem Nichtsthun, die sie zur Erlernung eines Handwerkes, oder zur Vorbereitung für ein Geschäft oder Amt verwenden sollten. Wenn sie dann die Mittel zur Erhaltung einer Familie herbeischaffen sollen, besitzen sie weder Lust noch Geschick dazu, und die Folge ist, daß Frau und Kinder darunter darben müssen.

Ein alter, praktischer Landmann ertheilte einmal einem jungen Manne, der um die Hand seiner Tochter anhielt, eine heilsame Lektion in dieser Beziehung.

Der Alte, allgemein bekannt als Squire Blikkens, hatte eine hübsche und tüchtige Tochter, Namens Maria, und seine reiche Nachbarin, Namens Jordan, hatte einen einzigen Sohn, Lukas. Die beiden jungen Leute sahen sich gerne, und meinten, es könne kein größeres Glück geben, als wenn sie die Lebensreise sobald als möglich antreten würden.

Aber der alte Blikkens hatte seine Raupen, und Maria sagte ihrem Geliebten: „Frage zuerst meinen Vater, wenn der nicht Ja sagt, kann doch nichts daraus werden."

Mit klopfendem Herzen trat der junge Mann eines Morgens vor den zukünftigen Schwiegervater, und brachte verwirrt und stammelnd sein Anliegen vor, während ihn der Alte mit ernsten Blicken vom Kopfe bis zum Fuße musterte.

Der Alte that einige kräftige Züge aus der Tabakspfeife, und sagte dann: „Ihr habt, wie ich höre, eine höhere Schule besucht, junger Herr, in welchem Fach habt Ihr Euch ausgebildet?"

„Gerade in keinem besonderen Fach; Mutter meinte, das sei bei dem Vermögen, das wir besitzen, nicht nöthig."

„Dann sollt Ihr und Eure Mutter Euch was schämen. Meint Ihr, meine Maria soll Geld heirathen, das so schnell all' werden kann, als das Wasser, welches den Berg hinunterläuft? Meine Maria soll keinen Mann heirathen, bei dem sie zur Stubenhockerin wird, und blaß und matt aussieht, wie die Flitterdämchen in der Stadt. Ich will Euch einen guten Rath geben. Geht, lernt was Tüchtiges, damit ich sehen kann, daß Ihr eine Frau ernähren könnt, und dann kommt wieder und wir wollen sehen was zu machen ist."

Der Ton, in welchem der Alte sprach, und die Geberden, mit welchen er seine Worte begleitete, ließen in dem Brautwerber gar keinen Zweifel übrig, daß er nur dann seine Maria heimführen könne, wenn er die Bedingungen des Alten erfülle.

Wie vom Donner gerührt ging Lukas aus des Alten Nähe, und theilte das Resultat der Unterredung seiner Maria mit, in der Erwartung, sie würde ihm den Korb geben. Sie aber hatte auch ein gut Stück vom alten Blikkens in sich, und sagte: „Lukas, ich denke, der Vater hat recht. Gehe mach' was Tüchtiges aus dir, und ich will auf dich warten."

Bald darauf war der junge Mann aus der Gegend verschwunden, und Niemand als seine Mutter und des alten Blikkens' Tochter wußten seinen Aufenthalt.

Beinahe vier Jahre waren vergangen, als eines Morgens ein Wagen an der Pforte des Blikkens'schen Hauses hielt, und ein junger Mann den Alten, der gerade am Weinstock, der am Hause hinaufrankte, beschäftigt war, mit den Worten anredete: „Guten Morgen, Herr Blikkens! Ich habe gehört, Ihr wollt Butter-

Digitized by Google

und Mehlfässer kaufen, ich habe da welche, wie Ihr sie nicht besser bekommen könnt.".

Der Alte nahm eines nach dem andern vom Wagen, musterte sie nach allen Seiten und sagte dann: „Ja, das ist was Tüchtiges, besser kann ich sie nicht bekommen. Was fordern Sie für die Ladung?"

„Denselben Preis, den ich schon vor einiger Zeit von Ihnen forderte, Ihre Tochter Maria."

„Oh so, bist du das, Lukas," sagte erstaunt der Alte, der den Liebhaber seiner Tochter nicht sogleich erkannte, so verändert war seine Erscheinung und sein Benehmen.

„Und die haben Sie selbst gemacht?"

„Jedes Stück mit eigener Hand," sagte Lukas mit leuchtenden Augen.

„Komm, mein Junge, es soll mich nicht wundern, wenn wir leicht handelseins würden."

Als sie in's Haus eingetreten waren, steckte der Alte den Kopf durch die halb offen stehende Küchenthüre und rief: „Maria, komm mal rein." Und Maria kam herein mit einer großen Schürze umgürtet, hinaufgeschlagenen Aermeln, an denen noch Mehl hing, das sie soeben siebte. Die beiden jungen Leute sahen einander verdutzt an, aber der Alte machte der Verlegenheit schnell ein Ende, indem er sagte: „Maria, dieser junge Mann hat mir eine Ladung Fässer zum Verkauf angeboten, gute, tüchtige Waare, die er selbst gemacht hat. Er fordert aber einen hohen Preis, wenn du willens bist, denselben zu bezahlen, so schließe den Handel ab, ich bin's zufrieden." Sprach's und ging.

Daß sie den Kauf unverzüglich abschlossen, ist kaum nöthig zu sagen, aber das verdient noch erwähnt zu werden, daß der junge Mann ein tüchtiger Arzt wurde, aber an jedem Jahrestag seiner Hochzeit dem Schwiegervater allerlei Küferwaaren überreichte, die er selbst gemacht hatte, und ihm dankte, daß er ihn zu einem Manne gemacht und zum besten Weib in der Welt verholfen habe.

Jede junge Dame, um deren Hand ein junger Mann anhält, sollte vor allen Dingen mit Bestimmtheit wissen, daß er im Stande ist, für einen Haushalt das Nöthige zu beschaffen. Wenn er dieses nicht kann, gebe sie ihm getrost den Korb, und gehe lieber allein durch's Leben, als daß sie einen Mann heirathet, der nur ihr Geld verzehrt, oder für den sie Wohnung, Kleider, Brot und Tabak verdienen muß. Sie wähle sich lieber irgend ein Fach, in welchem sie nützlich sein kann.

Dann giebt es wieder Männer, welche gar keinen Begriff von dem zu haben scheinen, was zum häuslichen Leben gehört. Wenn sie das Haus mit den nöthigen Geräthschaften versehen, für die Versorgung der Familie Vorkehrungen getroffen haben, so bringen sie die Stunden, welche nicht der Arbeit und dem Geschäfte gewidmet sind, in Vergnügungslokalen, in Gesellschaften u. dergl. m. zu, und wenn sie dann nirgends mehr hin wissen, kommen sie nach Hause zum Essen, Trinken und Schlafen, wie Kostgänger.

Für Unterhaltung im häuslichen Kreise, für die tausend Kleinigkeiten, die das Leben erleichtern und verschönern und das Haus zu einem wahren Heim machen, scheinen sie gar keinen Sinn zu haben.

Die Sorgen der Kindererziehung, die Lasten des engeren Haushaltes liegen mit ihrer ganzen Schwere auf den Schultern der Frau.

Ist es da ein Wunder, wenn statt Zufriedenheit und Glück die düsteren Schatten des Unmuthes und Lebensüberdrusses sich über dem Haushalte lagern?

Aber auch viele junge Damen, die den Ehebund eingehen, besitzen durchaus nicht die nöthigen Fähigkeiten, ein geregeltes Hauswesen zu führen.

Sie haben sich nie Kenntnisse und Geschicklichkeit in Hausarbeiten erworben, von deren richtiger Besorgung die Wohlfahrt und der Friede des Hauses in großem Maße abhängt. Wenn die Frau kein Essen kochen, kein genießbares Brod backen, die Wäsche weder zu waschen noch zu bügeln gelernt hat, wenn ihr die Zubereitung der Mahlzeiten, die Pflege der Kinder zuwider ist, und der Mann findet bei seiner Heimkehr nach vollbrachter Tagesarbeit kein Essen bereitet und keine Frau es zuzurichten, sondern muß geduldig warten, bis sie von Visitenmachen und Gala-Ausflügen heimkehrt, ist es da ein Wunder, wenn der Mann mißmuthig wird, in Gesellschaften und in's Wirthshaus geht?

Die schlechtgeführte Küche, der unsinnige Aufwand, das nutzlose Umherlaufen der Frauen hat manche Männer zum Trunk, zum Spiel, zum Unterschleif und Bankerott getrieben und das Glück mancher Familie zerstört.

Ein junger, fleißiger Geschäftsmann kam einst zu einem alten, erfahrenen Kapitalisten und sprach ihn um ein Darlehn an. Dem Alten fiel es auf, daß der junge Mann schon in Geldverlegenheit sein sollte, und hieß ihn deshalb in einigen Tagen wiederkommen.

In der Zwischenzeit ging der alte Kapitalist jeden Tag langsam die enge Gasse hinunter, welche an dem Wohnplatz des jungen Kaufmanns vorbeiführte, und hielt mit scharfem Blicke Umschau. Nach abgelaufener Frist kam der junge Mann in der Erwartung das Geld in Empfang zu nehmen, aber der Alte schlug es ihm rund ab. Um die Ursache befragt, antwortete derselbe: „Ich hätte Ihnen das Geld geliehen, wenn ich nicht hinter Ihrem Hause so

Digitized by Google

viele Abfälle von Brot, Fleisch Zuckergebäck und Geflügel gefunden hätte. Wo so gehaust wird, kann der Bankerott nicht ausbleiben?

Und der Alte hatte richtig gesprochen. Die Küche, die schlechte Verwaltung des Hauswesens wurde die Ursache des Bankerotts des jungen Mannes, führte zu unangenehmen häuslichen Szenen und zur Entfremdung der Gefühle. Die junge Frau war zwar gut gesinnt, tüchtig gebildet, besaß aber keine Fähigkeiten das Hauswesen zu führen.

Durch weise Weiber wird das Haus erbaut, aber eine Närrin zerbricht es, sagt der weise Mann. In die Hand des Weibes ist es zum größten Theil gelegt, die Erbauerin oder Zerstörerin des häuslichen Glückes zu sein, und ein Mann kann weder glücklich noch reich werden, wenn seine Frau das Gegentheil will. Wenn ihr die Eigenschaften abgehen, das Geld, welches der Mann erwirbt, zusammenzuhalten, dem Hauswesen tüchtig vorzustehen, so wird das immer eine Ursache werden zu üblen Gefühlen, Zwistigkeiten und Zerwürfnissen.

Ein tüchtiges Weib, das seinen Beruf erkennt und erfüllt, verbreitet durch sein stilles Walten Sonnenschein im häuslichen Kreis und ist die kräftigste Stütze und der größte Reichthum des Mannes.

Die Mädchen aber, welche solche Frauen werden, findet man nicht auf Paraden, Bällen, Tänzchen und Kränzchen, Soupers und Festivals, sie sind Blumen, die meist im Verborgenen blühen und gesucht sein wollen.

Ein herrliches Familienbild, wie es schöner und idealer nicht gedacht werden kann, hat das Ehepaar Garfield der Nation vor die Augen gestellt.

Mochte man den stillen Dulder auf dem langen Schmerzenslager, die aufopfernde Mutter oder die Kinder betrachten, so war nur Eintracht, Friede, Liebe, Treue bis zum Tod zu finden.

Möge es Segen stiften und nachgeahmt werden.



Newyorker Schriftsteller.

(Zum Stahlstich).

Von G. Weiler.

„Amerika, dich konnt' ich nie recht lieben,
So prahlend sich dein Sternenbanner bläht,
Darunter meist ein Krämervolk sich dreht
Um's gold'ne Kalb, dem Mammon ganz verschrieben.

Der Urwald sank vor seiner Aexte Hieben,
Mit stolzen Städten ward dein Strand besäet,
Doch ward die Poesie erst weggemäht
Und herzlos erst des Urwalds Sohn vertrieben."

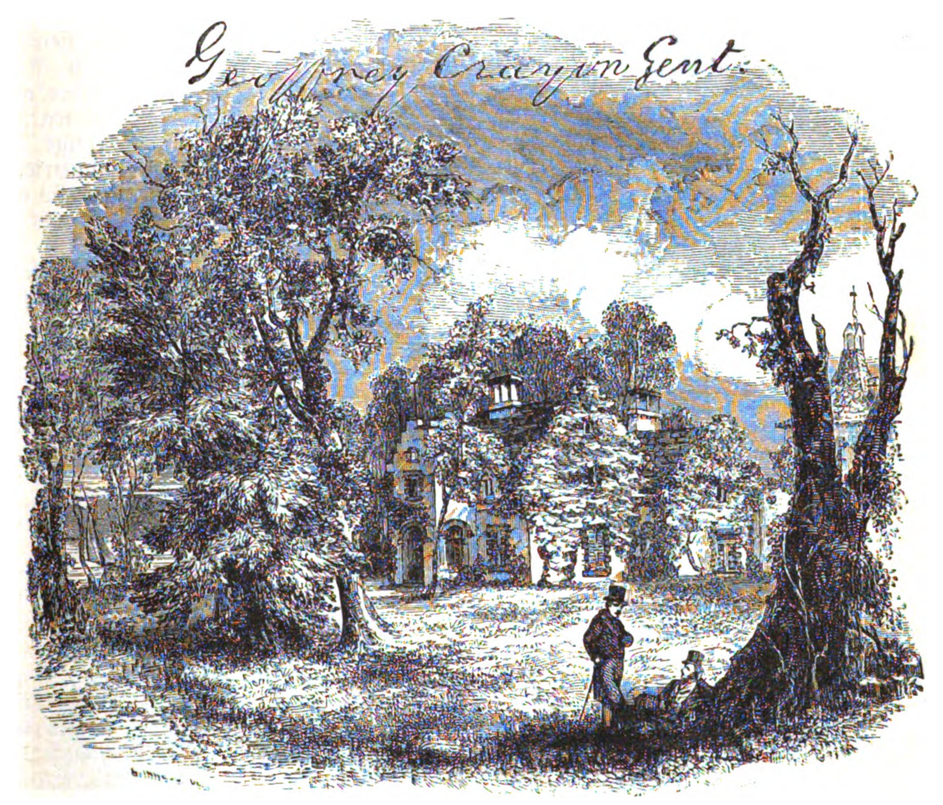
Sind das auch nicht „goldene Aepfel in silbernen Schalen," so ist's doch schneidige Kritik in prächtigem Gewand. Ist dieselbe berechtigt? Mehr als wir gern zugestehen. Unser Volk ist zu einseitig praktisch, zu sehr auf das Materielle gerichtet. Findet doch erst seit dem Jahre 1844 englische Literatur in dem Studienkursus unserer Collegien ihren Platz. Hat man aber deshalb unserm Volke auch die höhere Begabung, schöpferische Phantasie absprechen wollen, so ist das eben das Urtheil der Oberflächlichkeit und Unwissenheit. Dieselben Leute würden wohl auch einem Aristotel und Newton schöpferische Phantasie absprechen, und doch hat ersterer derselben nicht weniger als Homer, letzterer nicht weniger als Milton besessen. Das „Volk der Erfinder" mag seine Kraft einseitig auf den Erwerb gerichtet haben, aber die Kraft ist da. Ueberhaupt ist in der Neuzeit auch der Pflege der schönen Künste vielmehr Beachtung gewidmet worden und Gerok dürfte heute sein vor 25 Jahren gefälltes Urtheil doch schon bedeutend modifiziren. So ganz wurde durch die Errichtung „stolzer Städte" doch auch nicht „die Poesie ganz weggemäht." Ein kurzer Besuch bei einigen der älteren Newyorker Schriftstellern soll uns davon überzeugen.

Wohl der glänzendste und geliebteste Name in der amerikanischen Literatur ist der Washington Irvings. Ein neuer Aufschwung dieser Literatur hängt fast unzertrennlich mit diesem Namen zusammen.

Irving entstammt einer angesehenen Familie New Yorks. Daselbst im Jahr 1783 geboren, führte er ein fröhliches Jugendleben. Nur bis zu seinem sechszehnten Jahre besuchte er die Schule. Der Jurisprudenz, der er sich widmete, entsagte er bald, und nachdem das Geschäft, in welchem er Theilhaber war, fallirt hatte, widmete er sich neben der Diplomatie völlig der Schriftstellerei. Er ist gleichwohl bekannt als Geschichtsschreiber und Novellist, und in beiden Fächern wird ihm die Meisterschaft allgemein zugestanden. 26 Jahre alt publizirte er ein humoristisches Werk, dem an köstlicher Verwegenheit kein anderes in unserer Literatur

Digitized by Google

gleicht: „Die Geschichte von New York, von Dietrich Knickerbocker." Die Zielscheibe seines Spottes waren die Vorfahren der leitenden Familien New Yorks, und diese Familien waren stolz auf ihre Herkunft. Daß er sich dennoch auch fernerhin in der „besten Gesellschaft" seiner Vaterstadt bewegen konnte, hatte er denselben Anlagen zu danken, die ihn später zum Liebling der höheren Kreise Englands, Frankreichs, Deutschlands, Spaniens und Italiens machten. Andere seiner Werke, wie "Rip Van Winkle, Legend of Sleepy Hollow etc." sind allbis 1851) am Himmel amerikanischer Literatur. Wohl in New Jersey geboren, ist doch auch Cooper eigentlich Newyorker Schriftsteller. Vor der Beendigung seiner Studien in Yale College trat er in den Dienst der Ver. Staaten-Marine, und brachte die nächsten sechs Jahre in derselben zu. Seine erste Novelle erschien im Jahre 1821 und noch in demselben Jahre eine zweite, "The Spy" (Der Spion), wodurch sein Ruf begründet war. Nach dem Erscheinen von "Red Rover" in 1827 wurden seine Werke nicht nur von seinen Landsleuten froh begrüßt, sondern auch in



Washington Irvings Landsitz.

bekannt. Als Geschichtsschreiber und Biographist bleibt Irvings Name unzertrennlich mit dem Entdecker Amerikas und dem Vater der Republik vereint. Trifft ihn auch mit Recht der Vorwurf, daß der Dichter zu viel den Historiker verdeckt, werthvoll und geliebt bleibt er doch. Scott, Dickens und ausländische Meister überhaupt würdigten ihn ihrer warmen Freundschaft. Gewiß ein Wink für manche Geister dreizehnten Ranges, die nur naserümpfend amerikanischer Literatur gedenken können.

In kaum minderem Glanze als der Name Irvings strahlt der von J. F. Cooper (1789

fast alle Sprachen Europas übersetzt. Ja es schien zu einer Zeit, daß sich Coopers Ruhm so weit erstrecke, als der amerikanische Handel. Daheim und im Ausland theilten Coopers Werke die Aufmerksamkeit des Publikums mit den "Waverly Novels". Zu beklagen ist nur, daß dieser Meister der Novellistik nicht besser verstand mit seinen Kräften hauszuhalten. Man möchte seines Ruhmes halber wünschen, daß er ein Drittel seiner 34 Bände umfassenden Werke nie geschrieben und die übrigen auf ein Drittheil ihres Umfanges beschränkt hätte. Aber von diesem Fehler der Ueberproduktion abgesehen, ist

Digitized by Google



J. Fenimore Cooper.

So führt er auch seine Charaktere ein. In Coopers Wäldern und auf seinen Verdecken finden keine Werther, Hamlet, René oder Child Harolde Raum. Der thätige Mann, der Mann in ungebrochener Kraft ringend mit den feindlichen Mächten des Lebens — das ist Coopers Feld.

Ein Newyorker Journalist, in dessen Haus nebst anderen Autoren auch Cooper der oft gesehene Gast war, und der auch einige Bände Gedichte publizirte, war Samuel Woodworth, geboren 1795, gestorben 1842.

Der Ruhm dieses edelen Mannes beruht zumeist auf seinem prächtigen Gedicht, betitelt: „Der alte, eichene Eimer."

er den größten Erzählern ebenbürtig. Kein geringeres literarisches Tribunal als "The Edinburgh Review" sagt: „Das Reich der See ist Cooper zugestanden bei Akklamation und in der einsamen Wildniß oder der unbetretenen Prärie; unter den wilden Indianern oder kaum mehr zivilisirten Ansiedlern ist seine Meisterschaft unbestritten anerkannt. Sollten wir einige Charakterzüge hervorheben, die den besseren Cooperschen Erzählungen bleibenden Reiz verleihen, so wäre zunächst zu sagen, daß dieselben intensiv amerikanisch sind und zwar in Geist, Handlung und Scenerie, und doch haben sie etwas, das zum allgemeinen Menschenherzen spricht. Dann ist Cooper entschieden der naive Dichter. Er pflegt gleich Woodworth innigen Umgang mit der Natur, und einen treuen Dolmetscher hat sie an ihm gefunden. Sieht aber Woodworth in der Natur die gottverordnete Speise für den denkenden Geist, Cooper findet in ihr die Begeisterung zum Handeln.

Wir wollen folgenden Versuch einer Uebersetzung beifügen:



Samuel Woodworth.

Digitized by Google



Der alte Eimer.

Wie lieblich die Bilder aus kindlichen Tagen,
Wenn süße Erinn'rung sie zaubert mir vor.
Der Garten, die Wiese und Bäume, die ragen
So stolz aus der Schlingpflanzen-Wildniß empor.
Der plätschernde Teich und daneben die Mühle;
Die Brücke, auf der man zum Wasserfall ging;
Das Elternhaus in seiner schattigen Kühle;
Der Eimer selbst, der dort am Brunnen stets hing —
Der eichene Eimer, der beschlagene Eimer,
Der moosige Eimer, der am Brunnen dort hing.

Wohl mocht ich den moosigen Eimer hoch schätzen;
Denn oft am Mittag, wenn ich heimkam vom Feld,
Ward er mir zur Quelle von süßem Ergötzen,
Kein reineres und süßeres bietet die Welt.
Wie griff ich ihn hastig mit glühenden Händen,
Jetzt sank er, und drunten zog Ring sich um Ring;
Doch bald überfließend von lebenden Spenden
Und triefend von Kühlung am Rande er hing —
Der eichene Eimer, beschlagene Eimer,
Der moosige Eimer am Brunnenrand hing.

Wie köstlich drang's doch an die schmachtenden Lippen
Vom moosigen Rande! Wie hats mich geletzt.
Kein Kelch, aus dem duftigen Nektar sie nippen,
Hätt' je mir den perlenden Quelltrank ersetzt.
Und nun, fern der Kindheit so traulichen Scenen,
Wo ich mich so fröhlichen Herzens erging,
Umfloren mein Auge wehmüthige Thränen,
Ich seufz' nach dem Eimer, der am Brunnenrand hing —
Dem eichenen Eimer, beschlagenen Eimer,
Dem moosigen Eimer, der am Brunnenrand hing.

Digitized by Google

Varzin.

Von C. Weiß, Redakteur des Evangelist in Berli

Varzin ist nur ein kleines Dörflein in Hinterpommern von höchstens 600 Seelen, meist aus Tagelöhnern der Gutsherrschaft bestehend, doch ist sein Name weithin bekannt, denn in der Stille des Varziner Schlosses sind des Kanzlers große Pläne gereift, welche das ganze Reich in Bewegung gesetzt haben. Von hier aus reiste Fürst Bismarck am 12. Juli 1870 nach Bad Ems zu Kaiser Wilhelm, als die französische Kriegserklärung in der Luft schwebte. Da wir in Schlawe eine Versammlung in einem Privathaus hielten und von hier aus nur wenige Stunden noch von Varzin entfernt waren, so gelüstete es uns, die freien Tagesstunden zu einem Ausflug dorthin zu benutzen. Von Belgard führt die Bahn über Köslin an Varzin vorbei. Auf Station Hammermühle mußt du, lieber Leser, wenn du einmal die Reise machen willst, aussteigen, und dann noch 2 englische Meilen gehen. Da der Zug nur zweimal täglich dort anhält, so werden Bismarcks Briefe in einer großen Mappe während der Fahrt hinausgeworfen, und in einem eigens dazu konstruirten Apparat aufgefangen. Da es nicht gut ist, sich einer solchen Prozedur zu unterwerfen, so zogen wir vor, schon in *Zollbrück* auszusteigen. Von hier aus führt dich ein lieblicher Weg in 2 Stunden durch den Tannenwald nach deinem Ziel.

Begierig schauten unsere Augen aus nach dem *Kirchthurm*, der in der Regel am ersten von Weitem sich sehen läßt. Statt dessen erblickten wir einen hohen Schornstein und ließen uns belehren, daß Varzin *keine Kirche* hat, sondern zu dem 2 englische Meilen entfernten Kirchspiel Wussow gehört, wohl aber eine große zu des Fürsten Gut gehörige *Branntweinbrennerei*, in welcher täglich 600 Liter Spiritus produzirt werden.

„Spiritus aber," sagten wir, „ist doch kein Branntwein." Da lächelte unser Landmann und meinte, „den Schnaps, den machen wir uns selbst, wir schütten Wasser dazu, und Manche trinken den Spiritus unverdünnt."

Solche Brennereien findet man auf jedem größeren Gut. Sie sind der Fluch des Landes, denn das Branntweintrinken ist zu einer wahren Pest hier geworden, und die Macht der Gewohnheit und des Vorurtheils ist so stark, daß die Leute sich fest einbilden, der arme Mann könne, wenn er auf dem sumpfigen Moorboden arbeite, ohne Schnaps nicht leben. Selbst Fürst Bismarck, der große Staatsmann, wird, so

scheint es, durch sein
hindert, klar in all da
energisch seine Stim
Gegen den Mißbrau
zwar entschieden auft
geneigten Gärtner kü
an. „Nee, Excellenz,
setzte der Gärtner, „
„Ich werde Sie zwin
moal seih'n!" Der G
keinen Tropfen mehr,
Das war eine gute
1867 ist Varzin des
kaufte es von Herrn A
ter den Landleuten ge
ein starker Spieler wa
an den Fürsten verlor

In erster Zeit ware
zufrieden mit diesem
Frau von Blumentha
Dame war, gar lieb g
schaft aber führte ein
Verirrt sich einst der F
im Anfang seines do
kommt an ein einzeln
tert soeben ein altes
Der Fremde fragt sie
„He kann warten, bi
fertig bin." — „Nann
und gute Worte?" ba
(Unter Umständen kan
sein als ein Fürst, na
Erfahrungssachen han
dem Himmel schon b
alte Mutter ist schon
Männer geworden!)
und begleitet den He
er nimmt diese gute
gen, was man von de
— „De olle Knick
klagt jetzt, wie sie fr
holen dürfen und jet
alte Herrschaft gegen
wenn die alte Frau
kommen wolle, „op d
sammt ihren Sachen
Der Fremde wußte jet
verabschiedete sich. —
du gegangen bist," fra
gehende die gute, ehr
neue Herr." — O, wel
anderes als eine Vorl
erwartete sie jetzt un
Ehrenkränkung. Den

Digitized by Google

Diener mit einem reich beladenen Wagen voll Lebensmittel vor ihrer Thür mit einem Gruß von dem „ollen Knicker".

Die Landleute erzählten uns, daß der Fürst sich oft mit ihnen unterhalte und auf plattdeutsch gar gemüthlich sei. Er, der Herr, sei schon recht, aber man habe zu viele andere Herren; erst komme der Gutsverwalter, dann der Oberförster, dann der Förster, dann erst die Herrschaft, das sei für den vierten Stand gar schwer.

An einem weiteren Zug erkennen wir Bismarcks Leutseligkeit. Auf die Post wartend, saß derselbe einst auf einer Bank vor dem Stationsgebäude zu Schlawe. Wenn die Bürger dieser Stadt etwas Neues sehen wollen, so gehen sie, da in ihrem Städtchen sich nicht viel ereignet, manchmal zum Zeitvertreib hinaus an die Bahn, um die vorüberfahrenden Passagiere zu mustern. Besonders stark in diesem Stück war ein ehrsamer Schuhmachermeister. Der stellte sich vor dem stattlichen fremden Herrn hin und musterte ihn von Kopf bis zu Fuß. Endlich läßt er sich behutsam am anderen Ende der Bank nieder, faßt sich ein Herz und fragt: „Sie kommen wohl von Berlin?" — „So ist's, wer sind Sie?" —

„Ich bin der Schuhmachermeister X. von hier, und mit wem habe ich die Ehre?"

„Ich bin auch Schuster." (Der Reichskanzler hat ja namentlich im Reichstag Gelegenheit den Herren etwas am Zeug zu flicken.)

„Schuster, ei was Sie sagen, da haben Sie wohl große Kundschaft in Berlin?"

„Ich danke, es geht so." —

In diesem Augenblick kam ein Postbeamter in voller Uniform und meldete ehrerbietigst dem fremden Herrn: „Excellenz, die Extrapost ist bereit." —

Da stand auch schon der Wagen. Der Schuster wollte sich entschuldigen, Fürst Bismarck aber klopfte ihm freundlich auf die Schulter und sprach: „Wenn Sie einmal nach Berlin kommen, besuchen Sie mich in meiner Werkstatt, Wilhelmstraße 76. Auf Wiedersehen!"

Bismarcks Schloß ist sehr einfach von Außen, und tausende von Kaufleuten wohnen in schöneren Landhäusern wie er. Ein einfaches Wohnhaus mit Balkon und Terrasse und zwei langen Bauernhäusern als Seitenflügel und einem kleinen Haus als Hinterbau — das ist Alles. Doch vor dem Schloß breitet sich ein lieblicher Park aus mit reizenden See'n, der aber bei des Fürsten Anwesenheit für Fremde unzugänglich ist. Dies Jahr entschloß sich derselbe auf Anrathen seines Arztes, den geräuschvollen Aufenthalt im Bade Kissingen zu meiden, und er soll wiederholt zu seiner Umgebung geäußert haben, wie gut ihm dieser Rath bekommt. Doch auch hier arbeitet der Reichskanzler gewaltig. Wenn er um 10 Uhr Morgens seinen Rundgang durch den Park in Begleitung des Oberförsters Westphal beendet hat, so geht es an die Arbeit, denn täglich trifft zweimal eine große versiegelte Mappe mit Aktenstücken und Briefen für ihn ein, und der Telegraph ist in steter Thätigkeit. Ein Correspondent der „Wiener Freie Presse" schrieb einst: „Politische Gespräche zwischen Berlin und Varzin gehen vor sich, während etwa auf des Kanzlers Tisch der Gärtner verschiedene Zwiebelknollen ausgebreitet hat, von denen die Sorte ausgesucht werden soll, die sich für den Gemüsegarten am Besten eignet. Oder der Baumeister Buckmann aus Berlin entwickelt gerade seinen Plan, wie am besten der Anbau nach der Parkseite auszuführen ist, da unterbricht ihn Bismarck mit den Worten: „Einen Augenblick, ich will nur in der spanischen Sache Bescheid geben."

Da Bismarck um sein kleines Reich ebenso besorgt ist, wie um das große deutsche Reich, so möchte er gern alle die innerhalb seines Besitzes liegenden Bauerngüter an sich bringen. Wir fragten einen Bauer, was er denn machen würde, wenn Bismarck ihm sein Gut abkaufen wollte. „Was kann er machen," erwiderte er, „wenn ich nicht will." — So kam der Fürst auch eines Morgens im grünen Rock und Schlapphut zu einem Bauern in den Stall und fragte ihn, ob ihm sein Gut denn noch nicht feil sei. Der Bauer, der sich als f r e i e,r Mann dem Fürsten ebenbürtig fühlt, fährt fort sein Vieh zu füttern und brummt laut vor sich hin: „De olle Keerl is recht gierig!" „Nicht g e l d g i e r i g," erwidert sein hoher Nachbar, „aber l ä n d e r g i e r i g." Es ist erfreulich, daß unser großer Staatsmann diese „Gier" auch in den rechten Schranken zu halten weiß.

Sehr schön sagt A. von Humboldt in seinem Kosmos: „Wenn bei einem Staatsmann, in einem viel bewegten, viel beschäftigten Leben, in einem durch politische Leidenschaften aufgeregten Gemüth lebendiges Naturgefühl und Liebe zur ländlichen Einsamkeit sich erhalten, so liegt die Quelle davon in den Tiefen eines großen und edlen Charakters." — Diese Worte lassen sich sicher auch auf den großen Kanzler anwenden. Er mag seine großen Schatten haben, wie alle hohen Bäume, wir lieben und schätzen ihn dennoch. Gott segne und erhalte ihn uns noch lange. Selten, wie die große Linde vor Varzin, die 40 Fuß weit ihre Aeste ausbreitet, sind solche Bäume in Gottes großem Reichsgarten. Nur den Schatten, welchen der hohe Schornstein der Brennerei auf ihn wirft, möchten wir gern entfernt sehen. Er könnte ihn noch quälen auf dem Sterbebette, er könnte ihm die Ewigkeit verbittern, wenn all das Elend armer Säufer, all die Thränen mißhandelter Weiber, all das Weh, das über die armen Kinder durch den Branntwein kommt und von Pommerns Brennereien

Digitized by Google

aus sich in's Land ergießt, sich vor ihm anklagend erheben. Würde der Reichskanzler einmal gegen Fürst Branntwein zu Felde ziehen, welcher noch mächtiger im Zerstören ist, als der Reichskanzler im Bauen, würde er einmal auf dem eigenen Gut das Signal zum Kampf geben durch Zer-

störung dieser Teufelsburg und Erbaun Gotteshauses — noch einmal so theuei derselbe den Christen Deutschlands ur redlich gesinnten Männern werden, ı dunkle Fleck unter den vielen Order seine Brust schmücken, würde verschwind

November.

so bist du wieder da, grauer November! Schön bist du nicht, aber lieb habe ich dich doch. Du wunderlicher Gesell, dem heute der Regen aus dem sturmzerzausten Barte trieft, und morgen der silberne Reif auf dem Scheitel glänzt, wie hast du Garten und Feld und Wald zugerichtet! Zwischen Rosen- und Jasmin-Büschen, zwischen Astern und Georginen hast du gehaust, als wenn du der böse Feind wärest. Aber ich weiß, du bist nicht böse; du sorgst für uns mütterlich. Du sammelst die, die einander lieb haben, im traulichen Hause. Du zündest ihnen das Feuer im Ofen an und die stille Lampe; du reichst ihnen aus der Kammer den Winterrock,

der dort vergessen den Sommer verschla Mit deinem wetterwilden Angesicht un treuen Augen schaust du uns an und fr wir auch der Vielen gedenken, die keinen rock haben und kein Feuer im Ofen, und ihren Kindern darben frieren. Ich dc daß du uns an sie mahnst und trage dei nen weiter als eine November-Predig lieben Freunde, sie gilt uns Allen. W nur wenig hat, hat doch tausendmal m er verdient, und Undankbarkeit gegen G was man von Ihm empfangen hat, nur zu behalten. „Wer zwei Röcke hat, ge der keinen hat.“ „Brich dem Hungrig Brod, und die, so im Elend sind, fül Haus!“ „Wer sich des Armen erbarm Gott.“ Wenn der Novemberwind drauße die Straßen fegt und an unsern Fenst telt, während es drinnen bei uns licht un ist, dann laßt uns der Armen gedenken! das Pfeifen des Windes und die dunklen nebel tönen von fern her helle Glocke Sie verkünden Advent und das nahend nachten. Gelobt sei Gott, daß es im He Winter einen Frühling giebt und mit Blätterfall eine ewige Hoffnung!

Advent, Advent, du Morgenstern,
Am Horizont emporgetreten,
Advent, Advent, Prophet des Herrn
Mit Friedenspalm' und Siegstrommete
Dein Schritt klingt durch die Himmel wi
Wie Lerchenlied und Frühlingston;
O sing' auch mir das Lied der Lieder,
Das hohe Lied von Gottessohn!

Amerikanisch.

Von einem Amerikaner hörte ich jüngst, der in Deutschland an der wohlbesetzten Tafel seines Geschäftsfreundes saß. Auch andere Gäste waren erschienen, und lebhaft sprachen alle durcheinander. Giebt es doch auch viel Stoff

zum Sprechen, sei es nun Aegypten, o Tabakmonopol oder die Zollanschlußfra gar verschieden sind die Ansichten darübe

Unten am Tische saß ein junger Ma sich nicht am Gespräch betheiligte. Es

Digitized by Google

Primaner, der zweimal wöchentlich einen Freitisch bei dem wohlhabenden Hausherrn hatte, und der wohl wußte, daß er sich in Gesellschaft älterer Leute schweigend zu verhalten habe.

Außerdem war er traurig und genoß so spärlich von den guten Speisen, daß es dem jüngeren Sohne des Hauses, einem zwölfjährigen Knaben, welcher bei ihm saß, auffiel. Er zupfte seinen stillen Nachbar am Aermel.

„Was fehlt dir, Willi?“ fragte er. „Hast du Verdruß in der Klasse gehabt, daß du nicht essen magst?“

Der andere schüttelte den Kopf. „Das nicht,“ erwiederte er leise, „aber ich habe heute so viel Elend gesehen, daß mir der Appetit darüber vergangen ist.“

„Wo denn?“ forschte der Knabe, und der Primaner erzählte halblaut eine trübselige Geschichte. In demselben Hinterhause, wo er wohnte, lebte ein Ehepaar mit fünf Kindern. Die Leute hatten sich gut und ehrlich durchgeschlagen, bis der Mann — er war Schieferdecker — durch einen Sturz vom Dache beide Beine gebrochen hatte und erwerbsunfähig geworden war. Zuerst hatte die Frau muthig den schweren Schlag getragen und tapfer weiter gearbeitet; jetzt lag sie am Fieber elend darnieder, und großer Jammer war in die einst so glückliche Familie eingekehrt, denn die Kinder schrieen nach Brod, und die beiden hülflosen Eltern konnten nichts thun, als mit ihnen hungern.

Als der junge Mann seine traurige Erzählung beendete, schwirrte es um ihn herum von lustigen Gesprächen. Die Herren waren durch den guten Wein sehr heiter geworden, und Niemand von ihnen konnte auf das leise Gespräch unten am Tische geachtet haben. Nur der fremde Gast, der Amerikaner, saß schweigend in seinen Stuhl zurückgelehnt. Er mußte sehr feine Ohren haben, denn plötzlich wendete er sich über den Tisch zu dem Schüler.

„Erzählen Sie die Geschichte, welche Sie dem Knaben soeben mittheilten, uns allen doch noch einmal, junger Mann!“ rief er in seinem fremdartigen Deutsch, und eine überraschte Stille entstand in der Tischgesellschaft. Alle Augen wendeten sich dem dunkelroth gewordenen Primaner zu, dessen erster Wunsch war, in seinem stillen, einsamen Zimmerchen und nicht hier zu sitzen.

Aber da half keine Verlegenheit: die graublauen Augen des Amerikaners hafteten so durchdringend auf seinem Gesicht, daß er wohl oder übel seine Erzählung noch einmal beginnen mußte. Zuerst sprach er mit gedämpfter Stimme, bald aber vergaß er über dem Elend, das er schilderte, seine Umgebung und sprach laut und fließend. Schweigend hörte man ihm zu, und als er geendet, hieß es: „Wie traurig! Wie bedauernswerth sind doch die armen Leute! Ach, wie viel Unglück giebt es auf der Welt!“ Und nachdem man so gewissermaßen seine Schuldigkeit gethan, sprach man wieder von andern Dingen. Der Amerikaner aber stand auf und schlug an sein Glas.

„Ich bedaure die arme Familie mit hundert Mark!“ sagte er, fünf Goldstücke auf einen kleinen Teller legend. „Mit wie viel bedauern Sie die Leute?“ wandte er sich an seinen Wirth. Dieser legte schweigend eben so viel vor sich hin, und dann fragte der Amerikaner weiter um den Tisch herum, und siehe, jeder Gast „bedauerte“ die armen Unglücklichen nicht nur mit Worten, sondern auch mit Thaten, und nach wenig Augenblicken überreichte der Amerikaner unserm jungen Freunde eine Summe, welche die Zukunft der Schieferdeckerfamilie sicherstellte.

Bei dieser Geschichte giebt's mancherlei zu lernen. Erstens, daß man wohl thun kann, wenn man selbst auch blutarm ist, und dann, daß wir alle, wir mögen nun reich oder arm sein, uns ein Beispiel an dem Amerikaner und seinem „Bedauern“ nehmen sollen. Am besten ist's, wenig Worte über das Unglück anderer zu machen, und nur eifrig nachzudenken, wie man helfen kann. Daß man nicht reich zu sein braucht, um zu helfen, hat wohl jeder von uns schon einmal erfahren, aber eine Erfahrung sollte uns nicht genügen, vielmehr wollen wir streben, ihrer mehrere zu sammeln. Das ist ein dankbar' Geschäft — glaub' es mir, lieber Leser! (Nachbar.)

Gott sorget.

Als ich die Geschichte: „Sorget nicht!“ im Oktoberheft unseres Haus und Herd las, kam mir der Gedanke, den Lesern eine kurze Geschichte zu erzählen, welche sich erst kürzlich in unserer Stadt zugetragen hat.

Pastor H., welcher ein besonderes Glaubens- und Gebetsleben führt, ersuchte zwei Brüder, die sich täglich zum gemeinsamen Gebet vereinigten, sie möchten sich mit ihm vor Gott im Gebet beugen wegen einer Sache, die ihm sehr am Herzen liege, und über welche er Licht und Hülfe von Gott bedürfe. Die General-Versammlung seiner Kirche werde bald in A. tagen; zur Bestreitung der nöthigen Reisekosten brauche er wenigstens 75 Dollars. Er habe bis jetzt noch keinen Cent für diesen Zweck zur Verfügung, außer 75 Dollars, welche ihm ein notorisch schlechter Schuldenbezahler schulde! Nach jener Gebetsversammlung ging Pastor H. zu seinem Schuldner Dr. X. und erhielt von ihm das Versprechen zur bestimmten Zeit 25 Dollars an seiner Schuld abtragen zu wollen. Wo sollten

aber die übrigen 50 Dollar **herkommen? Der** letzte Tag vor der bestimmten Abreise kam, aber weder Dr. X. hatte seine 25 Dollars gebracht, noch war ein Weg offen, auf welchem die übrigen 25 Dollars hätten kommen können. Mit Gebet und Seufzen zum Herrn fängt Br. H. an seinen Koffer zur Abreise zu packen, während seine Frau mit etwas Mißtrauen im Herzen ihm Handreichung thut und die Frage aufwirft, wo das Reisegeld herkommen soll? — Zweifel bemächtigten sich des Herzens unseres Bruders und den halb gepackten Koffer stehen lassend, geht er in sein „Kämmerlein" und kommt mit der frohen Zuversicht, daß der Herr schon helfen werde, zu seinem Reisekoffer zurück, um seine Vorbereitung zur Reise zu vollenden. Dann geht er in den Garten mit der Bemerkung zu seiner noch etwas zweifelnden Frau: „Ich will dir etliche Kartoffeln ausgraben, und du sollst sehen, daß der Herr schon helfen wird!" Während er nun so beschäftigt ist, kommt seine Frau zu ihm in den Garten und überreicht ihm einen Brief, sagend: „Ein Mann, den ich nicht kannte, war soeben hier und frug nach dir; als ich ihm sagte, du seist im Garten und ob ich dich rufen sollte, überreichte er mir diesen Brief mit der Bitte, ihn dir zu übergeben." Ins Haus zurückgekehrt, war der Fremde nirgends mehr zu sehen, aber im Brief fand der Bruder und seine erstaunte Ehehälfte nichts! — als nur eine 50 Dollarnote. Auch Dr. X. fand sich, gegen seine Gewohnheit, noch am selben Nachmittag ein, um wenigstens dieses mal sein Wort zu halten. Thränen des Dankes gegen Gott entquollen den Augen der Geschwister und der nächste Tag sah einen Passagier mehr auf dem Zug, auf seiner Reise, wie wir Methodisten es nennen würden: zur General-Conferenz in A.

Texas. R. B.

Christliche Anekdoten.

Vor einiger Zeit, so erzählte vor zwei Jahren der Bote aus der Pfalz, kam ein Bauersmann in eine Apotheke unseres Landes, um für seine kranke Frau Arznei zu holen. In der Stadt, dort herrscht schon lange frecher Unglaube, und auch die einfachste Gottesfurcht wird dort — wie ja an manchem Orte noch — Pietismus und Jesuitismus geheißen. Auf die Frage des Apothekers: „Nun, wie gehts Eurer Frau?" antwortete der Bauer: „Es geht etwas besser, und ich hoffe, daß sies, wenn der Herr hilft, durchmacht." „Was?" sagt der Apotheker, „seid Ihr auch noch einfältig? Der Doktor muß helfen! Wenn Doktor ur[...] theker nicht helfen, so hilft kein Gott.[...] Bauer schweigt; der Apotheker aber ber[...] Arznei. Als sie fertig ist, greift der B[...] seine Tasche und sagt: „Machen Sie mi[...] Rechnung, Herr N., aber alles zusamme[...] ich schuldig bin." „Das hat ja keine Ei[...] wiederte der Apotheker, „Ihr werdet no[...] als einmal in die Apotheke müssen, bi[...] Frau wieder ganz auf dem Platze ist, un[...] bezahlt Ihr alles zusammen." „Nein[...] der Bauer, „ich will jetzt bezahlen, was ic[...] dig bin, denn in Ihrer Apotheke bin ic[...] zum letzten Male gewesen; ein Apothe[...] nicht an Gott glaubt, hat auch kein Ge[...] und zu einem Apotheker, der kein Gewiss[...] habe ich kein Vertrauen."

Pater Abraham a Santa Cla[...] zählt in einer Predigt, eine sehr stolze vo[...] Dame habe gegen ihn einmal geäuße[...] Unterschied der Stände könne doch auch[...] andern Welt nicht aufhören und müssen [...] boten da sein zur Aufwartung; worauf [...] gegnet habe: ob daselbst Morgens früh[...] gebracht werde, das wisse er nicht, aber [...] heizt würde Ihro Gnaden schon ger[...] kommen.

Als die Schwarmgeisterei sich zuerst i[...] tenberg aufthat, schrieb Luther v[...] Wartburg an seinen Kurfürsten, den [...] namentlich im Aufsuchen und sich Ver[...] von Reliquien so bigott gewesenen Fri[...] den Weisen: „Gnade und Glück vo[...] dem Vater zu neuen Heiligthumen (Reli[...] Solchen Gruß schreib ich nun, mein g[...] Herr, anstatt meiner Erbietung. Ew. [...] Gn. hat nun lange Jahre nach Heilig[...] in allen Landen bewerben lassen; aber [...] Gott Ew. Fürstl. Gn. Begierde erhö[...] heimgeschickt ohne alle Kost und Mühe e[...] zes Kreuz mit Nägeln, Speeren und G[...] Ich sage abermal Gnade und Glück v[...] zu neuen Heiligthumen; Ew. Fürstl. [...] schreck nur nicht, ja strecke die Arme ge[...] und laß die Nägel tief eingehen, ja da[...] sei fröhlich" (u. s. w.).

Ein Bruder fragte einen Altvat[...] sprach: Wie ist es doch damit, daß eini[...] chen, sie sähen die heiligen Engel? [...] vater sprach: Selig ist, der alle [...] seine Sünden sieht.

(Buch der Altv[...]



Der Pilgrim von St. Just.


Nacht ist's und Stürme sausen für und für,
Hispanische Mönche, schließt mir auf die Thür!
Laßt mich hier ruh'n, bis Glockenton mich weckt,
Der zum Gebet euch in die Kirche schreckt.

Bereitet mir, was euer Haus vermag,
Ein Ordenskleid und einen Sarkophag!
Gönnt mir die kleine Zelle, weiht mich ein,
Mehr als die Hälfte dieser Welt war mein.

Das Haupt, das nun der Scheere sich bequemt,
Mit mancher Krone ward's bediademt,
Die Schulter, die der Kutte nun sich bückt,
Hat kaiserlicher Hermelin geschmückt.

Nun bin ich vor dem Tod den Todten gleich,
Und fall' in Trümmern, wie das alte Reich.

---

*) Karl V., geb. 24. Februar 1500, gest. 21. September 1558, Kaiser von Deutschland und Oesterreich, König der Niederlande und beider Spanien, wurde zu Ende seines Lebens des Regierens und des Kampfes so müde, daß er alle seine Kronen niederlegte und in's spanische Kloster St. Just eintrat. Dort soll er sich damit beschäftigt haben, zwei Uhren in genau gleichen Gang zu bringen, und als ihm dies nicht gelang, rief er aus: „O, ich Thor, der ich mich anmaßte, alle Völker in eine Einheit zu verschmelzen, und nun nicht einmal zwei Uhren in gleichem Takt bewegen kann!" — Ein treffendes Bild, daß alles Irdische gänzlich unbefriedigt läßt.

Digitized by Google

Durch Irrungen zur Wahrheit.

Ein deutsch-amerikanisches Familienbild aus der Ge[

Von J. J. Meßmer.

VI.

Die prächtigen Gesellschaftsräume des ... Vereins in W. strahlten in einem Lichtmeere. Wochenlang hatten Maler und Dekorateure auf's Emsigste gearbeitet, den ganzen Palast in den schönsten Schmuck zu kleiden. Der Ballsaal war auf's neue ausgerüstet und mit prächtigem Fresko versehen worden. Vorhänge von den feinsten und schwersten Stoffen hingen von den Fenstern herab, herrliche Topfgewächse, anmuthige Zierbäume bildeten da und dort reizende Nischen, neue Kandelaber mit hunderten von Lichtern verbreiteten beinahe Tageshelle. Der Bankettsaal war in amerikanische und deutsche Farben gekleidet; die Spiel-, Ankleide- und Erholungszimmer hatten eine gründliche Restauration erfahren; das Buffet war auf's Trefflichste versorgt, und eine eben gastirende berühmte deutsche Musikkapelle war engagirt, um sowohl während des Banketts, als auch beim Balle selbst die Musik zu liefern.

Bereits füllte eine glänzende Menge die weiten Räume und jede Minute brachten die rollenden Kutschen neue Gäste. Nicht nur W., sondern auch die Metropole selbst sammt den umliegenden Städten hatte die Elite der deutschen Gesellschaft zum Feste gesandt. Die Herren hatten sich in ihren besten Staat geworfen; die Damen mit ihren prächtigen Toiletten, den rosig angehauchten Wangen, den freudig erregten Gesichtern und dem bezaubernden Lächeln auf den Lippen erregten die Bewunderung der Herrenwelt, der oft ein „Ah" oder ein bewunderndes „Superb" entschlüpfte.

Da das Bankett erst auf eine späte Stunde angesagt war, so eilte die junge Welt in den Ballsaal, während die älteren Herren die Spiel- und Conversationszimmer aufsuchten, oder auch zeitweise sich den Müttern im Ballsaale beigesellten, um ihre Augen an dem sich dort entfalteten entzückenden Schauspiele zu weiden. Wie verführerisch rauschte die Musik, wie fröhlich blickten die Mädchenaugen, wie lustig schlang der Tanz seine zierlichen Figuren; wie glühte und sprühte Alles in eitel Lust und Fröhlichkeit!

„Ach, Herr Lehmann, freut mich Sie hier zu sehen," sagte ein älterer Herr, indem er dem Angeredeten beide Hände zum Willkommen entgegenstreckte, „wo haben Sie denn Ihre liebe Familie? Sicherlich sind doch Alle hier; ich hatte nur noch keine Ge[
grüßen!"

Herr Lehmann wies au[
zenden hin, bezeichnete i[
im Arme ihres Cousins [
und seinen Sohn Heinri[
einzige Tochter einer be[
seiner Partnerin gewählt [
meinte der Herr, vergn[
Schnurrbart drehend, „[
Vermuthlich werden diese[
Verbindung schließen?"

„Damit hat es noch Z[
Lehmann, „auch abgesehe[
bei Mina's Partner etw[
sehen."

„Habe gehört," war die[
Mann soll ein etwas locke[
dessen, was wollen Si[
Tugend. Haben wir es [
gemacht? Wenn sie erst ei[
so giebt es manchmal di[
und die solidesten Familie[

„Ja wenn sie nicht vor[
konnte Herr Lehmann sich[
merken.

Der Angeredete zuckte d[
„das habe man freilich h[
Dann fuhr er fort: „Auf[
ich einigermaßen überrasch[
ich hatte gehört, Ihre T[
in die Hände gefallen, u[
Balle nichts wissen wollen.

Die brüske Art, womit[
verletzte in etwas Herrn L[
er seine Empfindlichkeit u[
„Was Sie auch immerhin[
auf jeden Fall ist sie mir[
wohl weiß, was sie ihren[
milie schuldig ist; was ih[
so gebe ich ihr darin volle[
dem geht sie Niemanden e[

„Da haben Sie Recht.[
nicht leugnen, daß diese A[
bequem werden, und wenn[
mus ergreift, so verdamm[
sten Vergnügungen."

„Meine Tochter ist kei[
wenn sie auch lieber dem[
wäre, so kann ich ihr das, [
Dinge nicht so übel nehme[

Digitized by Google

Der Herr merkte, daß seine Klatscherei Herrn Lehmann in eine ziemlich gereizte Stimmung versetzt hatte, und suchte deshalb dem Gespräche eine andere Wendung zu geben. Er pries die ausgezeichneten Anordnungen des Festes und erging sich schließlich in enthusiastischen Lobeserhebungen über die Toilette der Damen, um endlich zu dem Schlusse zu kommen, daß der Ball ohne Zweifel ein ausgezeichneter Erfolg sein werde, und daß es dem gebildeten Deutschthum von Neuem gelungen sei, den Amerikanern deutsche Gemüthlichkeit vorzudemonstriren.

Herr Lehmann hatte den überschwenglichen Selbstverherrlichungen seines Freundes schließlich wenig Achtung mehr gezollt. Seine Aufmerksamkeit war in anderer Richtung gefesselt worden. Indem seine Augen seine Tochter suchten, bemerkte er, wie Harry sie gerade einem Ruhesitze zuführte, in welchen sie anscheinend sehr erschöpft niedersank; auch nahm er wahr, daß Frau Lehmann sogleich herbeieilte und sehr sorglich um sie bemüht war. Fürchtend, daß ihr etwas zugestoßen sein möchte, eilte er gleichfalls hinzu.

„Fühlst du dich unwohl, mein Kind?" fragte er. „Danke, Papa, es war nur ein leichter Schwindel, auch fühle ich etwas ermüdet. Ich bin es eben nicht gewohnt, es wird mir gleich wieder besser werden. Ich darf es eben nicht übertreiben."

„Das sollst du auch nicht, ruh' dich ein wenig aus. Laßt uns ein Zimmer aufsuchen."

Mina wurde am Arme ihres Vaters hinweggeführt, während Harry sich zum Büffet gemacht hatte, um, wie er sagte, etliche nothwendige Erfrischungen zu sich zu nehmen. Freilich blieb er da etwas länger gefesselt, als es eigentlich der Anstand gegenüber seiner Partnerin erlaubte; doch Mina war zu sehr davon befriedigt, eine Zeitlang aus dem Getümmel weg zu kommen, als daß sie von dieser Unhöflichkeit besonders Notiz genommen hätte. Es waren gleichfalls Bekannte in das Zimmer eingetreten, mit denen sie plauderte und so ihr Gleichgewicht nach und nach wieder gewann. Ihr Vater glaubte, daß Alles recht sei; hätte er nur sehen können, wie sauer ihr das Vergnügen bereits geworden war!

In der That hatte sie die spitzen Stacheln, welche unter der gleißenden Oberfläche gemeinsamer Vergnügen und konventioneller Liebenswürdigkeit verborgen liegen, schon reichlich zu fühlen bekommen. Sie waren etwas spät angekommen. Als die beiden jungen Paare den Ballsaal betraten, war der Ball bereits in vollem Gange. Mina sah bei ihrem Eintritt sofort eine Anzahl Lorgnetten auf sich gerichtet, und sie war peinlich berührt, so zum Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit sich gemacht zu sehen. Auch konnte sie das spöttische Lächeln, das geheimnißvolle Flüstern und das plötzliche Auflachen eines kleinen Kreises junger Herren und Damen bei ihrem Anblicke wohl bemerken. Was hatte sie denn gethan, um so der Gegenstand lieblosen Gespöttes zu werden. Verwirrt suchte sie sich mit Harry in die Reihen zu mischen, um nicht länger zur Zielscheibe spöttischer Blicke zu dienen.

Hätte sie erst das stattgefundene Gespräch über sich anhören können!

„Wer ist denn die junge Dame?" fragte eine hübsche Brünette, die eben von einem Schwarme diensteifriger Bewunderer umgeben war.

„Ei," sagte eifrig ein junger Stutzer, „das ist die Lehmann, eine superbe Blume, und heute zum ersten Male auf dem Balle."

„Was, Mina Lehmann? Haben nicht unsere Nachbarn von ihrer Bekehrung in Ocean Grove erzählt?" Dann setzte sie boshaft hinzu: „Wie wohl der kleinen Methodistin der Tanz bekommen wird?" was ein schallendes Gelächter erregte.

„Ich glaubte, die Methodisten dürften nicht tanzen!" bemerkte ein Anderer.

„Ach was, der Alte wird sie auch nicht immer zu Hause sitzen haben wollen, und wenn er sie unter die Haube bringen will, so muß sie eben doch auch in die Gesellschaft treten."

„Ja, da wird sie mit ihrer Leichenbittermiene auch einen schönen Fang thun!" Diese Bemerkung erregte gleichfalls ungeheure Heiterkeit, während der unschuldige Gegenstand solcher Aufmerksamkeit Mühe hatte, seine Fassung zu behaupten. Doch die Spöttereien und Klatschereien gingen in diesen und in anderen Kreisen noch eine Zeitlang fort; denn auch im strahlenden Ballsaale und unter den sinnberauschenden Klängen der Tanzmusik feiern Neid, Mißgunst, Haß, Eitelkeit und Selbstsucht ungestört ihre Orgien.

Aber auch die Andern unserer Freunde fanden das Vergnügen durch allerlei Umstände gestört. Heinrichs Partnerin, Nelly F., war eine Freundin Minas. Eine jugendlich ätherische Gestalt, noch 2 Jahre jünger als Mina, mit einem liebreichen und arglosen Gemüthe, voll Fröhlichkeit und Lebenslust hatte Heinrich sie bereits tief in sein Herz geschlossen, und auch sie schien ihm innig zugethan zu sein. Die Verhältnisse lagen auch so, daß Alles eine nähere Verbindung zu begünstigen schien. Nellys Vater war Besitzer der ...Zeitung, und hatte ein hübsches Einkommen. Er war Wittwer. Nelly war sein einziges Kind, sein Trost und seine Freude. Mit liebender Sorgfalt hatte er bisher ihre Erziehung überwacht; nur hatte er nicht bedacht, daß Nelly bereits zur Jungfrau herangeblüht war und sie immer noch als ein Kind betrachtend, widmete er ihr nicht die sorgfältige Leitung, die ihre Jahre, besonders in Ermangelung der Mutter

Digitized by Google

bedurften. In der letzten Zeit hatte sie etwas Zerstreutes in ihrem Verhalten, wie wenn sie ein Geheimniß hüten würde. Heinrich war dieses auch während des Balles aufgefallen, aber auf eine darauf bezügliche Frage hatte sie blos mit einem Scherze geantwortet und darauf versucht, den gemachten Eindruck durch ausgelassene Fröhlichkeit zu verwischen. Aber selbst dieses hatte Heinrich nicht zu täuschen vermocht, und er konnte sich des Gedankens nicht erwehren, was wohl im Geheimen das Herz seiner Tänzerin beschäftigen möchte.

Die Väter hatten sich nach und nach in's Konversationszimmer zurückgezogen und Herr Lehmann war eben in einem eifrigen Gespräche mit Herrn F. und Onkel Hermann begriffen, als ein junger Mann erschien und Letzteren ersuchte, schnell nach dem Buffet zu kommen, wo seine Gegenwart nothwendig sei. Dieser Aufforderung folgend, kam er gerade recht, um Harry zu hindern, auf einen jungen Mann zu stürzen, mit dem er augenscheinlich in Streit gerathen war. Er nahm ihn bei Seite und wies ihn an nach Mina zu sehen, während Andere seinen Gegner zurecht wiesen. Weitere Fragen stellten heraus, daß der junge Mann sich hämische Bemerkungen über Mina erlaubt hatte, welche von den Umstehenden mit spöttischem Gelächter aufgenommen worden waren. Das hatte Harry erregt und er hatte demselben mit einer kräftigen Zurechtweisung geantwortet. Dieser wiederum warf ihm persönliche Beleidigungen an den Kopf; der Streit wurde immer heftiger und drohte bereits in Thätlichkeiten auszuarten, als die Väter sich einmischten. Harry wüthete und schwur Rache, doch hatte er sich zu bescheiden und dieselbe auf spätere Zeit zu verschieben. In seinem Aerger sprach er aber den reichlich vorhandenen geistigen Getränken so zu, daß er beinahe alle Herrschaft über sich selbst verlor, und es nothwendig wurde, daß ihn sein Vater nach Hause bringen ließ.

Der weitere Fortgang des Festes befriedigte unsere Freunde je länger, je weniger, wenn sie es auch vermieden, ihren Gefühlen gegenseitig Ausdruck zu geben. Es war, als wenn ihnen erst jetzt die Augen über die finstern Mächte aufgegangen wären, welche unter dem Schimmer gesellschaftlichen Vergnügens im Verborgenen ihr Wesen trieben. Je mehr sie den einzelnen Kreisen nahe traten, desto mehr mußten sie sehen, wie Neid und Eifersucht, Haß und Rache die Herzen erfüllten und Klatschereien, üble Nachreden, ja selbst Verleumdungen unter den feinsten Formen die Herzen gegenseitig verbitterten, so daß unter den höflichsten Komplimenten und lächelnden Mienen Zorn und Aerger kochten, die sich sicherlich später in heißen Thränen und bitteren Anfeindungen Luft machten.

Auch das Bankett, das den Schluß des Festes bilden sollte, war keineswegs dazu ange[...] Verstimmung, die sich der Herzen b[...] hatte, zu bannen. Zwar waren E[...] Trinken tadellos, aber Manche überna[...] dermaßen, daß ihre Gesellschaft nichts [...] als angenehm wurde. Es wurden auc[...] Toaste ausgebracht und dieselben mit [...] rung aufgenommen. Aber den pat[...] Toasten und gesellschaftlichen Komp[...] folgten bald andere mehr verfängliche. [...] bildete, freisinnige Deutschthum ist nu[...] in ein Fahrwasser gerathen, in welchem [...] unterlassen kann; seinem Haß gegen K[...] Religion in irgend einer Weise Luft zu [...] So wurde denn zuletzt auf die Fortsch[...] Naturwissenschaften, auf Bildung u[...] klärung, auf Abschaffung von Kirche [...] ligion u. s. w. toastirt und getrunken, [...] ernsteren Gemüther, angeekelt von dies[...] ben, sich zum Aufbruche rüsteten.

Unsere Freunde waren unter den [...] welche das Fest verließen. Mina muß[...] ihren Partner entbehren und sich mit der [...] ihrer Eltern begnügen, dafür konnte [...] auch ungestört ihren Gedanken und tief[...] Gefühlen nachhängen. Heinrich brach[...] nach Hause, wo dieselbe geheimnißvoll [...] Abschied nahm. Onkel Hermann und [...] hatten sich entschlossen, erst später nach[...]

Die Stimmung der Theilnehmer ein[...] am folgenden Tage ist wohlbekannt u[...] wörtlich geworden. Wir haben nicht z[...] ten, daß unsere Freunde davon verschon[...] ben seien, wenn sie sich auch, mit A[...] Harrys, von allen Excessen frei gehalten [...] Onkel Hermann war äußerst erzürnt [...] Betragen seines Sohnes und erklärte [...] unfähig, sich in irgend einer anständige[...] schaft zu bewegen; er schwur, daß er [...] davon gefahren wäre, wenn es nicht u[...] und der Ihrigen willen gewesen wäre. [...] räsonnirte er über die Gelbschnäbel, [...] unterstanden hätten, sich über Mina zu [...] und schließlich spottete er über die S[...] welche angesehene Persönlichkeiten am [...] Abend an den Tag gelegt hätten. Ha[...] sich von seinen Excessen noch nicht erh[...] seine Stimmung war über alle Besc[...] düster. Heinrich hing seinen Gedanken [...] überlegte im Stillen, was eigentlich da[...] nirbare Etwas in dem Benehmen M[...] wesen sein möge, über welches er nicht [...] Reine kommen können. Herr und F[...] mann, die von der Festlichkeit eigen[...] wenigsten berührt worden waren, ging[...] ihren Geschäften nach, doch ließ die M[...] und da einen sorgenden Blick auf ihr[...] schweifen.

Mina fühlte sich abgespannt und [...]

Digitized by Google

Sie mußte sich selbst eingestehen, daß sie eigentlich keine Freude genossen habe; dazu fühlte sie sich kalt und leer, und mit Schauder dachte sie daran, diese sogenannten Vergnügungen von Zeit zu Zeit wiederholen zu müssen. Sie konnte sich in Augenblicken kaum der Thränen enthalten, und wieder tauchte die Frage in ihr auf, ob es eigentlich ihre Pflicht sei, solche Orte zu besuchen. Was würde wohl Herr Wilkens gesagt haben, wenn sie ihn hätte um Rath fragen können? Was würde Cousin Johannes davon denken? Je mehr sie sich deren Ansichten vergegenwärtigte, desto mehr erhielt sie den Eindruck, daß diese wenigstens ihr entschieden abgerathen hätten. Aber doch hatte sie auch etliche Kirchenglieder daselbst bemerkt; freilich waren es keine solchen, die jemals besonderes geistliches Interesse gezeigt hatten, und das war ihr klar, daß die besten und eifrigsten Mitglieder den Besuch eines Balles entschieden verwarfen. Aber ihre Mutter hatte doch auch wenig dawider gehabt, und sie las doch mit ihr die Bibel und kniete sich mit ihr im Gebete hin. Freilich, sie gedachte dabei stets der Sitten ihrer alten Heimath.

Am Abend, als Mutter ein Stündchen bei ihr saß, konnte sie ihre Gefühle nicht mehr zurückhalten, und in Thränen ausbrechend umarmte sie sie und sagte: „Mutter, ich denke, es war am Ende doch nicht recht, daß wir zum Balle gegangen sind. Ich fühle mich so leer und kalt und ich glaube, daß wir es nicht wieder thun sollten."

„Ach," meinte die Mutter, ihr liebreich die Haare streichelnd, „du bist eben die Aufregung noch nicht gewohnt. Was sollte es Unrecht gewesen sein? Du bist ja auch nicht aus Leichtsinn und Eitelkeit gegangen, sondern um deinem Vater und deinem Bruder eine Freude zu bereiten. Rege dich nicht auf; du bist müde und abgespannt, morgen wirst du besser fühlen."

„Ich denke nicht, daß ich morgen darinnen anders fühlen werde. Was mich am meisten bekümmert ist, daß ich den Gedanken nicht los werden kann, daß es nicht Recht ist. Und dann kam auch so Manches vor, was wirklich unpassend war, und die Spöttereien beim Bankett waren doch auch gewißlich nicht der Art, daß ein Christ ruhig zuhören konnte."

„Ich glaube, du hast nicht ganz Unrecht. Ich für meinen Theil wäre es wohl zufrieden, zu Hause zu bleiben. Aber du weißt, es ist nun einmal in unseren Kreisen Gebrauch, die Vergnügungen, die der Winter darbietet, mit zu machen, und unsere Freunde und Bekannte würden es uns sehr übel aufnehmen, wenn wir nun, da du wieder gesund bist, ausblieben; auch sagen Vater und Heinrich, daß dieses die einzigen Erholungsstunden seien, die sie bei ihrer harten Arbeit haben."

„Wundert mich, was Cousin Johannes von der Sache denkt. Ich hätte große Lust, ihm darüber zu schreiben, um seine Ansicht zu vernehmen."

„Ich denke nicht, daß er, wenn er die Verhältnisse in Betracht zieht, etwas dagegen einwenden kann. Indessen, wenn es dir ein Trost ist, seine Meinung zu wissen, so magst du immerhin an ihn schreiben."

Seufzend begab sich Mina zur Ruhe, aber es dauerte lange, bis sie über die Gedanken, die sich untereinander verklagten und entschuldigten, den erquickenden Schlaf finden konnte.

Der nächste Tag brachte ein Ereigniß, das einen tiefen Schatten nicht allein auf Mina, sondern auf die ganze Familie warf. Es mochte etwa gegen Mittag sein, als Herr F. mit allen Zeichen der höchsten Aufregung eintrat, und sich erkundigte, ob sie nichts von Nelly wüßten, die auf geheimnißvolle Weise verschwunden sei; auch verlangte er Herrn Lehmann und Heinrich zu sehen. Die Gewünschten wurden eilig herbeibeigeholt, allein sie versicherten, daß Nelly weder heute noch gestern bei ihnen vorgesprochen habe, und daß Alle gedacht hätten, sie würde sich noch von den Folgen des Balles ausruhen. Endlich meinte Herr Lehmann, sie sei vielleicht blos zu Bekannten gegangen und werde schon wieder zurückkommen, Herr F. sollte sich doch keine unnöthigen Sorgen machen. Allein Herr F., der erschüttert in einen Lehnstuhl gesunken war, antwortete: „Das habe ich auch erst gedacht, bis ich dieses vorfand," damit zog er ein Briefchen hervor, das er Mina reichte, und das Folgendes enthielt:

„Lieber Vater! Habe keine Sorge um mich. Ich bin sehr, sehr glücklich; nur betrübt es mich, dir lieber Vater den Schmerz bereiten zu müssen, daß ich ohne dein Wissen fort gehe. Du wirst bald von mir hören und ich werde dir Alles, Alles erklären. Tausend, tausend Küsse. Vergieb und vergiß nicht deine Nelly, die dich bald zum Zeugen ihres Glückes zu machen hofft.

Nelly."

„O," rief Herr F. klagend aus, „der Gedanke, daß ein gewissenloser Schurke die Unerfahrenheit meiner Nelly benutzt hat, um sie in's Unglück zu stürzen, treibt mich beinahe zum Wahnsinn. O, ich Thor! Ich hielt sie noch immer für ein Kind, und hielt sie in ihrer kindlichen Unschuld vor allen bösen Einflüssen gesichert und hatte keine weitere Acht auf ihre Beschäftigung und auf ihren Umgang. Ich glaubte, sie wäre die meiste Zeit bei Euch."

Mina und die Mutter sagten, daß sie oft in's Haus gekommen sei, doch sei dieses früher mehr geschehen, als die letzte Zeit, auch haben sie kürzlich etwas Zerstreutes in ihrem Wesen wahrgenommen. Heinrich, dem die Sache tief zu

Digitized by Google

Herzen ging, berichtete seine Wahrnehmungen während des Balles, auch sagte er, daß er, als er sie nach Hause gebracht habe, den Eindruck bekommen habe, daß ein Herr ihnen gefolgt sei; er habe aber dessen Gestalt nicht deutlich gesehen und könne deshalb von ihm auch keine Beschreibung machen. Immerhin möge er sich auch getäuscht haben.

„Wie haben Sie denn ausgefunden, daß Nelly fortgegangen ist?“ fragte Herr Lehmann.

„Gestern Mittag,“ erzählte Herr F., „klagte Nelly über Kopfschmerzen und zog sich bald in ihr Zimmer zurück. Ich hielt dieses für Folgen des vorgestrigen Balles und hatte weiter keine Acht darauf. Beim Abendessen schien sie mir etwas leidend zu sein, und ich rieth ihr, bald zu Bette zu gehen; sie gab eine ausweichende Antwort. Ich hatte noch etliche Geschäfte zu besorgen und kam spät nach Hause und begab mich sofort zur Ruhe, nichts anderes denkend, als daß Nelly gleichfalls bereits in tiefem Schlafe liege. Morgens machte das Mädchen die Meldung, daß Miß Nelly einen harten Schlaf haben müsse, sie habe schon mehrmals geklopft, aber keine Antwort erhalten. Ich dachte, sie werde wohl ihre Müdigkeit ausschlafen; als sie aber gegen 10 Uhr noch immer nicht erschien, ging ich auf ihr Zimmer, um einmal nachzusehen. Ein Schrecken überfiel mich, als ich dasselbe leer fand. Ich rief das Mädchen und fragte, ob Nelly nicht am Morgen frühe ausgegangen sei? Das Mädchen war gleichfalls erschrocken, versicherte aber, daß Nelly diesen Morgen noch nicht sichtbar gewesen sei. Endlich kam heraus, daß sie gestern Abend mit ihrer Handtasche noch ausgegangen war. Das Mädchen sagte, es sei sehr müde gewesen und früh zu Bette gegangen und habe angenommen, ich würde das Fräulein nach Hause bringen. Auch die Köchin wollte nichts von ihrem Verschwinden wissen. Ich untersuchte nun das Zimmer und fand diesen unglückseligen Brief, auch entdeckte ich, daß ihr Spargeld, ihre Juwelen und ihre besten Kleider fehlten.

Herr F. war vor innerer Erschütterung kaum im Stande gewesen, diese Einzelnheiten mitzutheilen und beklagte in tödtlicher Angst das Schicksal seiner Tochter. Herr Lehmann und Heinrich boten ihre Dienste zur Auffindung der unglücklichen Verblendeten an, und nach mancherlei Berathungen wurde beschlossen, eine herzbewegliche Bitte zur Rückkehr in die gelesensten Zeitungen einzurücken, und die Dienste geschickter Geheimpolizisten in Anspruch zu nehmen.

Als die Herren zu diesem Zwecke das Bureau eines Herrn F. bekannten Chefs betraten und ihr Anliegen vorgebracht hatten, wies derselbe mit dem Finger auf eine Anzeige in der Zeitung des Herrn F. selber hin, worin ein junger, reicher Mann die Bekanntschaft einer jungen gebildeten Dame suchte, und sagte: „Das Folgen von solchen Anzeigen. Hat ein Mann nicht Gelegenheit genug, mit Damen Bekanntschaft zu machen? Was er solche Wege einzuschlagen, wenn lichtscheuen Projekte verfolgt? Die Ze sollten solche Dinge nicht aufnehmen. Sie sich damit zum Werkzeuge des Lasters un brechens.“ Diese Rüge traf Herrn F. wie schläge. Er hatte bisher solche Anzeige besonderes Bedenken aufgenommen, da bezahlt wurden. Am Ende hatte er da ner eigenen Tochter den Weg zum Ve geebnet,

Der Chef gab den Herren geringe Ho die Unglückliche noch zu rechter Zeit zu Wahrscheinlich, meinte er, hat sie be Stadt verlassen. Doch versprach er, sein zu thun.

Wochenlang dauerten die Nachforschun Freunde wie der Polizei. Spuren wurd gefunden, aber dieselben führten zur Sta aus; in fieberhafter Aufregung betri Vater die Verfolgung derselben. Es w sonst; es mußte ein sehr geschickter Spiel der sein Kind umgarnt hatte.

Ein Weihnachtslied.

Die große Völkerschlacht von Leipzig schlagen, Deutschland athmete wied Aber die Noth war noch nicht zu Was der Würgeengel des Krieges v hatte, rafften die bösen Seuchen unerbittl Schwer heimgesucht war vor allem das ger Land. Täglich mehrte sich die Zah und mutterloser Waisen in Dorf und Und wie viele Eltern klagten an den G ihrer Kinder! Gewaltig war auch in die Sterblichkeit. Einem wackern Man sich des großen Goethe's Freund nennen starben rasch auf einander von sechs bl Kindern nicht weniger als vier. Sei drohte ob des Jammers zu brechen. saß er mit den Ueberlebenden bei einand der Zuspruch seines frommen Weibes sc nen Wiederhall in seiner sonst so gotter Seele zu finden. Da klopfte es an sein und klopfte immer aufs neue, da er, sel und leidend, zu öffnen zögerte. Es ware hungernde, obdachlose Kinder, welche trauen zu seiner allbekannten und vielbe Menschenfreundlichkeit herbeigelockt hat gedachte der tiefbekümmerte Mann eine tes, das einst die Rathsherren seiner V

zu ihm geredet, als sie ihn, den armen Perrückenmachersohn, mit freigebiger Unterstützung auf die Universität entsendeten. „Vergiß nie," hatten sie ihm zugerufen, „daß du ein armer Knabe warst. Und wenn dereinst, über kurz oder lang, ein armes Kind an deine Thür klopft, so denke: wir sind's, die Todten, die alten grauen Bürgermeister und Rathsherren von Danzig, die da anklopfen, und weise sie nicht von deiner Thüre!" Und er hatte ihnen gelobt, nach ihrer Mahnung zu thun.

Darüber waren nun 21 Jahre vergangen, und er war aus einem armen Knaben ein angesehener Mann und ein mit Ehren genannter Schriftsteller geworden. Jenes ergreifenden Mahnwortes gedachte er in dieser Stunde, und dazu eines noch bedeutungsvolleren Verheißungswortes aus heiligem Munde: „Wer ein solches Kind aufnimmt in Meinem Namen, der nimmt Mich auf!" Und er stand auf, öffnete den armen Kindern sein Haus, speiste, tränkte und kleidete sie.

Seitdem war die Sorge für die Armen und Elenden, insonderheit für die verwaisten und verwahrlosten Kinder sein Trost und seine Erquickung. Er sammelte sie von den Landstraßen in sein gastliches Haus. „Kommet alle herein," rief er ihnen zu, „ich will euer Vater sein. Gott hat mir meine Kinder, vier Engel, genommen und mir mein Leben gelassen, daß ich die Liebe, mit der ich jene aufopfernd lieben sollte, nun euch zuwende, die ihr eure Eltern verloren habt."

Und als sein Haus zu klein wurde für die große Zahl der zuströmenden Kinder, da gründete er in Gottes Namen ein eigenes Rettungshaus, das erste seiner Art in unserm Vaterlande. Da nahm er Knaben von acht, neun, zehn Jahren auf, die schon in allerhand Lastern geübt waren, die ihr Brod erbettelt oder zusammengestohlen hatten, oft von gottlosen Eltern dazu angeleitet, oft ihren Eltern frühzeitig über den Kopf gewachsen, oft ohne Eltern und Verwandte, aber zumeist sicher dem Zuchthause entgegenreifend, wenn nicht die barmherzige Liebe sich ihrer angenommen und sie gerettet hätte. Im Jahr 1821 zählte die Anstalt an 300 arme Kinder. Gegen 200 waren damals schon gerettet und zu tüchtigen Gesellen in verschiedenen Handwerken ausgebildet.

Diese zweihundert legten auch allzumal Hand an, als ihr Freund und Vater aus seinem alten Hause heraus mußte, und bauten ihm und ihren jugendlichen Nachfolgern ein neues, stattliches Haus: den „Lutherhof" im Luthergäßchen. Da hat er mit ihnen gelebt, gebetet und gearbeitet bis an sein seliges Ende im Jahr 1826. Und eine besondere Freude ist es ihm stets gewesen, mit ihnen zu singen. Manches schöne Lied hat er ihnen selbst gedichtet, das längst in den Volksmund übergegangen ist: „Urquell aller Himmelsfreuden" — „Was kann schöner sein, als von Hirten abzustammen?" Das herrlichste aber aller seiner Lieder, das am jubelndsten einst im Lutherhof zu Weimar erklang und noch heute am liebsten von Jung und Alt gesungen wird, ist das Lied auf die hohen drei Feste der Christenheit, dessen erster Vers beginnt: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit!"

Den Namen des treuen Kinderfreundes und frommen Sängers hat die Nachwelt fast schon vergessen, obwohl er in der von ihm gegründeten Anstalt in Weimar noch fortlebt; tausende singen sein Weihnachtslied, ohne zu wissen von wem es stammt. Auf dem Gottesacker zu Weimar ruht der edle Mann, und die kurz vor seinem schmerzvollen Ende selbstverfaßte Grabinschrift verräth uns seinen Namen. Sie hebt an:

„Unter diesen grünen Linden
Ist, durch Christus frei von Sünden,
Herr Johannes Falk zu finden."

Wer nun am heiligen Weihnachtsabend sein herzerfrischendes Kinderlied singt oder singen hört, der erinnere sich an seinen Namen und ehre ihn durch die That treuer Nachfolge seines Liebeswerkes!

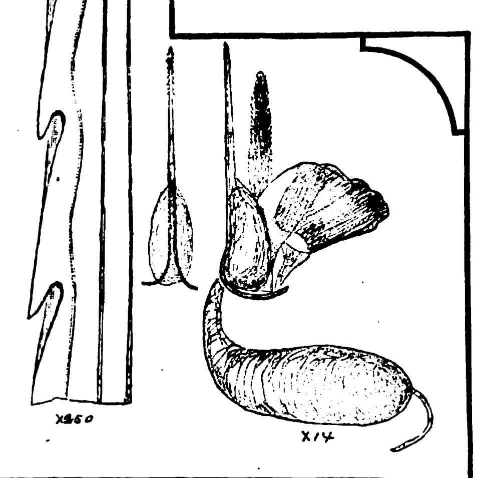
Was uns das Mikroskop erzählt.

Von Chas. F. Allert.

Ich heiße Mikroskop, d. h. Kleinseher. Ich zeige den Menschen, was sie mit den bloßen Augen nicht sehen können. Ja, ich öffne die Thür zu einer neuen nie zuvor erkannten Welt. Daß ich oft mißbraucht werde, auf ganz andere Weise benutzt werde, und Menschen gegenseitig ihre Fehler durch mich betrachten, die daher hundertmal größer erscheinen als sie wirklich sind, dafür kann ich nicht, und dafür bin ich nicht. Nicht allein befriedige ich den Wißbegierigen, sondern bin der Hülfsmittel eines, die unermeßbare Dienste thun in der Anatomie, Physiologie, Geologie, Arzneikunde u. s. w. Und indem ich das „Leben im kleinsten Raum" vor dem Auge und Verstande vorüber gehen lasse wie ein Panorama, lenke ich den Beobachter von dem Erschaffenen zu dem Schöpfer. Bei allen Kreuz- und Querfahrten hat man in dieser mikroskopischen Welt noch keine Grenzen gefunden. Will der Leser mir folgen, so will ich gern als Wegweiser dienen, und er wird mehr als einmal ausrufen: „Herr, wie wunderbar sind deine Werke, du hast sie alle weislich geordnet."

Digitized by Google

Heute führe ich den Leser auf dieses mikroskopische Gebiet, und mache ihn bekannt mit einem beliebten Freunde, der unter Umständen auch ein bitterer Feind werden kann. Er ist sehr fleißig, schafft früh und spät, macht weite Wege, um „Süßes" für dich zu suchen. Er gehört zu der Familie, auf die, als Beispiel, Salomo den Faulen hinweist, von der er viel lernen könne. Ungemein klug, das Gute zu nehmen und das Schädliche zu meiden. Er brummt nicht, wenn er sein Gut nicht karrenweise heimholen kann, sondern ist auch mit dem Wenigen zufrieden. Und dann ist er klüger, als viele Menschen, indem er für einen „trockenen Tag" auflegt. Oft hast du den emsigen Arbeiter, der keine „Drohnen" im Hause leidet, gesehen, und wohl dabei gedacht: „Das sind wohl Kommunisten, denn sie haben ein Haus, einen Tisch, eine Kost; so ganz verschieden in ihrem Fleiß von den Kommunisten, Sozialisten und anderen „isten" unter den Menschen, die in ihrer Faulheit oder Verschwendung so gerne „theilen" wollen!" Ja, wenn Menschen so wären, dann kennete man den Kommunismus nicht, und der größte Theil menschlichen Elends wäre aufgehoben. Doch wir wollten ja nicht moralisiren, sondern Bekanntschaft mit unserm Freund anknüpfen.



Stech-Apparat der Honigbiene.

Aber, nebenbei gesa
ihm, beleidige ihn n
sein Schwert zieht,
oder den Kriegstanz
denn alles versöhnli
je mehr du seine Schl
trifft er dich. Schleu
paniers, und dann n
über ist und sein Gri
einzige sichere Mittel
rauche, es soll helfe
er ist dem Rauchen s
in der Rauchwolke
kann. Er selber ra
Geld für das „Unkr
hier kommen wir sch
Kurz, du magst ihn a
hast du freie Wahl,
wie er ist, darin hast

Unser Freund und
Gewißlich hast du ni
sie recht nahe bescha
men. Wir können
vornehmen, so lehrr
wollen nur den Th
folgt, wohin der a
Zorn solchen „Nach
wir praktisch nicht i
len, nämlich den S
haben wir ihn woh
größerten Bilde betr
werk des Schöpfers!
bemerkt man den S
drüse 14 Mal vergrö
daneben links, den
zu beiden Seiten, n
besetzt. Der untere
einem delikaten, aber
Hebelapparat, verm
Lanzetten, die in Fug
gehalten werden, ben
Spitze einer Lanzett
gebildet. Kein Wun
dem Stich einer Bie
drüse durch die Sche
Flüssigkeit verursacht
zündung. Die Wider
ziehen des Stachels, d
selbe aus dem Leibe
den Tod der Biene z
die Biene ist im St
fernen, wenn man
lieber Leser, sei bei d
ruhig, und fechte dab
in der Luft herum!

Lat et so rumme gahn.

Etwas aus der alten Zeit für die Neuzeit.

Von G. Haußer.

Ein alter Herzog von Braunschweig im vorigen Jahrhundert, war noch so ein Fürst, der sein Land selbst regierte, und das Land stand nicht schlecht dabei. Einstmals hörte er von einem Dorfe nahe bei der Stadt, daß die Bauern anfingen die „Herren zu spielen", und daß sie Sonntags unter der Kirchenzeit sich in die Schenke setzten, lärmten und zoteten. Den nächsten Sonntag Morgen thut der Herzog einen alten Mantel um, drückt den Hut ins Gesicht und macht sich auf nach dem genannten Dorfe. Er kommt an, als die Glocken eben zur Kirche läuteten, und geht geradewegs zur Schenke. Da saß um den Tisch ein ganzer Haufe solcher Patrone, kümmerten sich weder um die Glocken, die eben zur Kirche läuteten, noch um den Mann im Hut und Mantel, der guten Tag bietet und sich zu ihnen eben an die Tischecke setzte. Sie hatten aber vor sich einen großen Napf, der wurde mit Branntwein angefüllt, Zucker hinein gethan und angezündet, daß das Getränk heiß ward. Dann nahm der erste den Napf, trank und reichte ihn seinem Nachbar zur Rechten mit den Worten: „Lat et rumm gahn." Und so ging es rum von einem zum andern, bis es an den Herzog kam, der ganz stillschweigend dabei saß. Da rief der erste über den Tisch des Herzogs Nachbarn zu: „Lat et nu so rumme gahn." Und so reichte des Herzogs Nachbar den Napf seinem Nebenmanne zur Linken zurück und der Napf machte abermals die Runde, bis er wieder von der andern Seite an den Herzog kam.

Da griff der Herzog zu, stellte den Napf langsam vor sich auf den Tisch, dann langte er mit der Hand aus und versetzte damit seinem Nachbarn zur Rechten eins hinter die Ohren, daß dem der Kopf nicht übel brummte. „Lat et so rumme gahn," sagte er ernsthaft. Und indem er seinen Mantel auseinanderschlug, daß Stern und Degen hervorblitzte, setzte er hinzu: „Aber herzhaft, das rathe ich euch!" — Die Bauern saßen wie verblüfft, aber jeder that sein Bestes, und so machte die Ohrfeige in ungeschwächter Kraft die Runde um den Tisch, bis sie an den Nachbar des Herzogs zur Linken gekommen war. Darauf langte der Herzog noch einmal aus und gab seinem Nebenmanne zur Linken eine zweite, die hatte sich gewaschen. „Lat et so rumme gahn," sagte er ebenso ernsthaft. Und die Ohrfeige mußte zum andern mal die Runde machen.

Darauf stand der Herzog auf, hielt den Zechern, die mäuschenstill saßen, eine Lektion über Sonntagsheiligung, die sie ihr Lebtage nicht vergessen haben, und ging wieder heim, woher er gekommen war.

Aus E. Frommels „Pfarrhaus zu Spöck".

Mitgetheilt von Wm. Pfäffle.

Wie vielen ist's bekannt, dies „Spöckener" Pfarrhaus! Am Besten freilich den Spöckern und Stafforthern selbst; oder andere Leute, weit in der Welt zerstreut, sind auch drin gewesen, und habens nicht vergessen. Dort stehts auf dem freien Platz mit den Bäumen, das schlicht geweißelte Haus; könnte auch ein Bauernhaus sein, denn 's ist kein neumodisch Pfarrhaus, das zu den übrigen Häusern wie eine Faust auf's Auge paßt. 'S ist nicht gut, wenn der Pfarrer und der Herr Schullehrer in einem Palast wohnen, daß man sich geniert zu ihnen zu kommen. Zum Hofthor mit der Schelle dran, gehts hinein bis zur überdeckten Haustreppe mit dem traulichen Gang. Ueber dem Ziehbrunnen im Hof breitet ein gewaltiger Nußbaum sich aus, der mit den Zweigen bis auf's Hausdach reicht und gar traulich die Fenster mit grünen Läden versieht. Dem Nußbaum aber war ein runder Tisch angemessen und Bänke darum, zu denen man durch eine Treppe hinaufstieg. Da saß man mitten unter's Nußbaums Zweigen, sechs Fuß von der Erde weg und hielt Pfarrconferenz, und oben hielten die Vögel im Grünen auch Conferenz und disputirten und sangen nach ihrer Weise, denn ein Leids durfte weder ihnen noch sonst einem Thierlein im Hause geschehen. Das war Hausrecht im Pfarrhaus. Hinten der Hof mit dem berühmten Hühnerstall und den Perlhühnern, die sämmtlich ihre Namen hatten wie auch die gewöhnlichen, denn die Perlhühner waren nur der Adel unter dem gewöhnlichen Hühnervolk. Dort unter dem Schuppen das Pfarrcompetenzholz, an das des Nachmittags ein seltener Holzmacher mit dem Sägebock geht: der Pfarrer selbst, der sich Motion machen will, denn sonst sägt's Einer, der seine Kindtauf oder Hochzeit nicht bezahlen kann und wird ihm so leichter. Hinter dem Garten mit dem Rebgang und dem großen Wiesenplatz, wo die ehrsame Ziege grast, die des Abends, wenn der Pfarrer vor der Hausthür sitzt, sich herum tummelt und an die Kleewagen der heimkehrenden Bauern sich macht und ungestraft fressen darf, wie des Pfarrers Bube sich etwa mehr erlaubt als die

Digitized by Google

andern Dorfbuben. Alles athmete im Hof und Garten eine reine unschuldige Freude an der Natur und stimmte zu den Pfarrherrn, der selbst ein Naturkind war wie wenige. Aus dem lebendigen Umgang mit der Natur stammten seine Gleichnisse, darum durfte sie ihm auch Niemand verderben. Wie kindlich konnte er im Sommer Nachmittags mit der Ziege spielen, die er an den Hörnern fassend, an die Scheuer trieb, die dann wieder beherzt, mit vorgelegten Hörnern auf ihn zusprang. So hatte des Nachbars Katze, „der rothe Kerl“, die sich zur bestimmten Stunde vor dem Fenster einfand, ihr Gastrecht; das Ueberbleibsel des Frühstücks stand schon unten am Ofen parat. Ging er durchs Dorf hinaus zum Filial — in seiner großen Rocktasche fehlte das Welschkorn nicht, das er den Hühnern zuwarf, die ihn dann auch dankbar bis vor's Ort hinaus begleiteten. Aber seine Lieblinge waren im Hause die kleinen Hunde. Wer erinnert sich ihrer nicht? Sie durften mit ihm essen vom Teller, in seinem Bette liegen, durften auch mit aufs Filial, zur Conferenz in der Seitentasche drin und schauten oft vergnüglich aus der Mütze, oder bellten, wenn einer ihrem Pfarrer beim Kuß und Händedruck zu nahe kam. Ich konnte mir lange nicht den lieben Pfarrer ohne seine Hündchen denken; zuletzt wurden sie alt und blind und hatten das Gnadenbrod, bis sie zum großen Leidwesen des Hauses ihrem Schicksal anheim fielen. Im Hause gings einfach zu; eigentliche Studirstube gabs nicht; seine große Studirstube war der Gang aufs Filial oder der Garten, oft auch der kleine Anbau in den Hof hinaus, zu dem man merkwürdigerweise durchs Fenster hinausstieg. Wie viele fröhliche Nachmittage wurden dort draußen verbracht, wo man gedeckt vor Regen oder Sonne im Hof saß! Dort entstanden auch manche Schriften in der Stille. Denn still gings her im Pfarrhaus. Des Morgens früh um 6 Uhr wurde im Sommer gefrühstückt, was manchem Herrn Vicar, der sich auf der Universität auch auf's Schlafen verlegt hatte, zuerst nicht leicht ankam. Denn beim Frühstück mußte Alles sein und bei der Andacht. Der Vicar hatte seine zinnerne Kaffeeschüssel, aus der er trank und in die er die dampfenden Wecken des Dorfbäckers tunkte. Zum Andenken wurde ihm beim Abschiede die Schüssel überreicht.

Wie viele Vicare waren's doch, die unter seinem Dach wohnen durften oder wohnen mußten! Denn spottweise nannte man wohl auch sein Haus „das geistliche Zuchthaus“, indem er manchen widerhaarigen jungen Herrn zur Erziehung bekam. Und doch mit wenigen Ausnahmen werden alle die Zeit segnen, die sie bei ihm sein durften.

Henhöfer bedurfte, um des Filials willen,

einen Vicar, da zwei
lehre und viele Casu
hielt ihn auf eigene
nur einen herausw
ihm, daß gerade dan
zu brauchen war, ih
bat er um den un
Gnaden abgeschlage
denn darauf hin an
und viele haben bei
Universität oder i
nicht gelernt hatten.
er gehabt in den J
25; ein reiches Fel
Boden drauf! We
von seinen Vicaren,
und man mußte nur
alle trug und für de
Der eine kam voll l
„dem Pietistenhaupt
„sich nicht herumbri
war ein Widerspr
opponirte; der ande
bildet krank, immer d
eine Braut und keine
wieder ein anderer
hinein, und ein an
Bier und Wein; ein
machte immer ein b
er hatte mit Manche

Dazu brachte jede
und Henhöfer wußte
Kreuzes. Wie treu
beredete auf dem We
Spaziergang den Te
digen?“ frug er wo
klaren Verständniß
hörte er selbst dem V
an der Sakristeithür.

Die Hauptcorrectu
pfing man in der
selbst. Am fördern
manden-Unterricht
Henhöfer voll Leben
unmittelbar und ne
Gleichnisse strömten
Mancher Vicar hat
Unterricht für die
durchgemacht. Er
der Vicar mitging u
wollte. Für jede F
bereit sie zu beantw
Bedürfniß sich aus
schlaflosen Nächten o
Gedanke über ein
theilte er es dem Vic

Er redete nicht t
ganze Art umzugehe
und Mildes. Das

Digitized by Google

ohne daß er absichtlich bekehren wollte. Er wußte, daß man das nicht kann. Und doch sind viele Vicare bei ihm bekehrt worden. Die andern hielten's nicht aus und zogen weiter. Wie oft ging's mit ihnen Nachmittags hinüber zum alten Bürgermeister von Stafforth (wo Henhöfer sich auch meist nach der Predigt umkleidete). Gewiß werden jene Häuser und die Nachmittage d'rin dem Vicar unvergeßlich bleiben. Hatte die Gemeinde den Vicar gern, so war's Niemand lieber als Henhöfer selbst. Von Neid und Mißgunst war seine Seele frei. Für Gäste war immer ein offenes Haus in der oberen Stube; welch' ein langer Tisch war manchmal am Sonntag für die Fremden gedeckt! Da wurde Niemand abgewiesen. Sonntags Nachmittag kamen oft die Mädchen aus den Gemeinden und sangen ihm, dieweil er ruhte, geistliche Lieder, die er sie gelehrt hatte, draußen unterm Nußbaum. Obwohl selbst nicht musikalisch, liebte er den Gesang sehr.

Wer zu ihm von der Gemeinde kam, wurde freundlich empfangen, wiewohl er oft nicht sonderlich gesprächig war, und in Pausen oft sagte: „So ist es!" Für seine Stundenhälter hatte er bestimmte Abende, in welchen er mit ihnen ein Stück der Schrift durchging, was sie dann in den Stunden behandeln sollten. Da durfte jeder frei und offen seine Meinung sagen. Für sich lebte Henhöfer sehr mäßig; bekannt ist seine Vorliebe für's Wasser, mit dem er alles in und außer dem Hause curirte. War er unwohl (und er litt viel am Magen und Unterleib), so wurde gefastet und 8 bis 10 Gläser Wasser getrunken, überhaupt meinte er, es sei gut, viel davon zu trinken; der Magen sei wie ein Topf, der müsse, wenn man was Gutes hineinthun wolle, und es schmecken solle, sauber gespült sein, sonst verderbe alles darin; so müsse man auch den Magen wacker mit Wasser ausschwenken, dann könne es erst schmecken.

So schlicht und einfach wie beim Essen, das meist sehr schnell vor sich ging, war er auch an sich. Ich sehe ihn immer noch in dem großen stehenden Hemdkragen und dem schwarzen Halstuch, dem langen Rock mit den beiden großen Seitentaschen, nicht nach der neuesten Mode, und auch nicht immer auf's Vortheilhafteste gemacht; den schwarzen, groben Schuhen und der Mütze, bisweilen auch im altmodischen Hut und dem großen Regenschirm unter dem Arm, gesenkten und sinnenden Hauptes in die Residenz kommen und gegen Mittag schon wieder voll Heimweh nach Hause eilend.

Wer ihn anschaute, vermuthete kaum einen Pfarrer in ihm; nur wenn aus dem Gesichte voller Falten und Runzeln das Auge voll und leuchtend herausblickte, konnte man merken, daß man etwas mehr als einen Bauern vor sich habe.

Er konnte im Hause sehr heiter sein und über einen guten Einfall herzlich lachen. Vom finstern, traurigen Geist war nichts bei ihm, wiewohl die schweren Stunden nicht fehlten. Wer bei ihm war, nahm den Eindruck mit: Er war bei einem Kind, bei einem Kind Gottes.

Es ist nur ein kurzer, kleiner Einblick in's Haus, den ich hier gegeben; möge er für jetzt genügen. Es leben ihrer noch Viele, die mehr sagen können; aber das Haus ist ein stilles Heiligthum, in das man nicht alle Leute hinein führen kann.

Das fünfzigjährige Jubiläum des Gustav Adolph-Vereins.

Editor.

Es war am 6. November 1632, als bei Lützen eine entscheidende Schlacht zwischen dem protestantischen Heere der Schweden unter Gustav Adolph und der Armee der katholischen Liga unter Wallenstein geschlagen wurde.

Lange rangen die Gegner in mörderischem Kampfe um den Sieg. Gustav Adolph, der große Schwedenkönig fiel, und sein Tod entflammte seine Krieger zu solchem Heldenmuth, daß sie alles vor sich niederwarfen und Wallenstein genöthigt war, als Besiegter sich vom Schlachtfeld nach Böhmen zurückzuziehen.

Die Stelle, wo Gustav Adolph fiel, hätte von seinen Zeitgenossen wohl mit einem prachtvollen Denkmal geweiht werden dürfen. Daran aber war in jener stürmischen Zeit kaum zu denken; und so kam es, daß zwei Jahrhunderte lang nur ein rauher Stein jene Stelle bezeichnete, den ein paar Tage nach der Schlacht „13 Bauern aus Meuchen und ein gar treuer Gesell unter vielem Weinen und Trauern geschafft zu dieser Stell." Mancher ist wohl zum mit der Inschrift G. A. bezeichneten „Schwedenstein" gepilgert, und hat auch das Gefühl gehabt, welchem Götingk Ausdruck giebt in seinem Gedicht:

„Solch ein Denkmal für das große Leben
Dieses Retters einer halben Welt!
Murren möcht' ich — mag mir's Gott vergeben —
Daß die Armuth mich gefesselt hält."

Erst als man im Jahre 1832 die 200jährige Gedächtnißfeier jener Entscheidungsschlacht beging, wurden deutsche Männer ihrer Pflicht bewußt, und beschlossen, für die Errichtung eines entsprechenden Denkmals zu wirken; und sieben Jahre später wurde dasselbe als sehr hübsche gothische Ueberdachung des „Schwedensteins" enthüllt.

Digitized by Google

Das Denkmal zeigt folgende Inschriften:
Vorderseite:
Hier fiel Gustav Adolph am 6. Nov. 1632.
Westseite:
Er führte des Herrn Kriege. 1 Sam. 25, 28.
Rückseite:
Gott hat uns nicht gegeben den Geist der Furcht, sondern der Kraft, der Liebe und der Zucht.
2 Tim. 1, 7.
Ostseite:
Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. 1 Joh. 5, 4.

Aber jene für den großen Todten im Jahre 1832 veranstaltete Feier wurde die Veranlassung zur Errichtung eines noch viel ehrenvolleren Denkmals, indem der Generalsuperintendent von Leipzig, Dr. Großmann, darauf hinwies, daß man Gustav Adolph keine größere Ehre bezeugen, und dem Protestantismus kaum durch etwas mehr nützen könne, als durch Gründung einer Gesellschaft zum Zweck der Unterstützung armer protestantischer Gemeinden bei Erbauung von Kirchen und Gründung und Erhaltung von Schulen.

Diese Idee fand damals bei den Tausenden auf der welthistorischen Ebene zu Lützen versammelten Protestanten lebendigen Anklang, schlug kräftig Wurzel und erblühte bald in der Gründung „des Evangelischen Vereins der Gustav Adolph-Stiftung."

Dieser Verein setzt sich es namentlich zur Aufgabe, den evangelischen Glaubensgenossen ihre Glaubensfreiheit zu erhalten, die zerstreuten Protestanten in den katholischen Ländern zu sammeln, sie zu Gemeinden zu vereinen und für Prediger, Schulen und Gotteshäuser zu sorgen.

Merkwürdig ist es, daß diese Gesellschaft von den 5 Millionen Dollars, die sie seit ihrem Bestehen eingenommen, mehr als ein Drittel, nämlich $1,800,000 auf Oesterreich, auf das Land verwendet hat, das im dreißigjährigen Kriege Alles daran setzte, um dem Protestantismus den Todesstoß zu geben. Und seit 1861, in welchem Jahre die österreichischen Protestanten endlich Gleichberechtigung erlangten, giebt es kein Thal, keine Stadt und kein Dorf in Oesterreich, in denen Protestanten sich finden, wo die Gustav Adolph-Stiftung nicht ihre gesegnete Wirksamkeit entfaltet hat.

Möge sie blühen und Früchte bringen bis zum Ende der Zeit. Ihre dieses Spätjahr begangene 50jährige Jubelfeier, welche zugleich mit dem 250jährigen Gedächtnißtage der Schlacht bei Lützen abgehalten wurde, war eine ebenso würdige als enthusiastische, und wird ohne Zweifel dazu beitragen, den Einfluß und die Macht dieses so segensreichen Vereins zu vermehren.

Recht muß do

II. Der H

Eine geschichtliche Erzäh
dreißigjäh
Nach deutschen
Pau

Zweite
Magdeburgs

Die Nacht, welche
war dunkel un
trübe sah es in de
aus; sie hatten zwar
aufgejauchzt, da die
lich still geschwiegen
merkt worden war,
Geschütze hinweggefüh
dene kriegserfahrene
truppen dämpften de
Hoffnung hervorgega
nicht mit den herann
Schlacht einlassen w
lagerung aufhebe. S
voller Besorgniß in
und der Waffenlärm
Rosse, das zeitweilig a
herübertönte, spornte
In dieser unheimlich
die Fußknechte und fär
verpflichtete Bürger
auch die Reiter hatte
man fürchtete einen
Stunde auf Stunde ve
Besonderes ereignete,
Osten das Frühroth,
jungen Tag verkündet

Die ängstlich schlag
burger beruhigten sic
sie jedoch einen Blick
Lager werfen können,
in ihrer Brust Platz g
hergehenden Abend h
Generale und Obersten
sammengerufen, in wel
werden sollte, ob die
oder fortzusetzen sei.
der That das zum En
dische Heer und deshal
Belagerung aufzuhebe
heim und die Mehrza
für einen allgemeinen
daß zuletzt beschlossen
des nächsten Tages a
Zeit hervorzubrechen,

Digitized by Google

theilungen des Juden Hirsch und anderer Spione die Besatzung Magdeburgs sich zumeist Morgens zur Ruhe begäbe, und mithin gerade in der Frühe ein Sturm die meiste Aussicht auf Erfolg habe.

Benno von Hohenheg gehörte zu den Ersten, die ihre Fähnlein um sich versammelten. „Jungens," rief er in fanatischer Begeisterung, „jetzt ist die Stunde gekommen, wo Ihr dem Kaiser Eure Treue beweisen könnt! Soeben ward uns durch den Oberst die freudige Botschaft zu Theil, daß Tilly Befehl ertheilt, noch in dieser Stunde einen Sturm auf Magdeburg zu wagen."

Die Mehrzahl der Söldner zeigte verblüffte Gesichter, ja, ein Theil ließ sogar ein lautes Murren hören. „Was soll das heißen, ihr Feiglinge?" donnerte der Rittmeister. „Wißt ihr nicht, daß wir es mit einer schwachen Besatzung zu thun haben, und daß die Mehrzahl der Bürger von ihrem nächtlichen Wachtdienste auszuruhen pflegt?"

„Halten zu Gnaden," entgegnete Josias, vor die Front tretend, „um eine so starke Festung stürmen zu können, muß zuvor Bresche geschossen und müssen die Gräben ausgefüllt sein. Das ist aber hier noch nicht der Fall, und wenn trotzdem der Sturm erfolgen soll, so werden wir uns heute wohl zum letztenmal guten Morgen zugerufen haben."

„Josias hat Recht," riefen viele Stimmen, allein Benno von Hohenheg überschrie sie: „Laßt euch von dem Graukopf da nicht irre machen und bedenkt, daß ihr in der Stadt Magdeburg einen Reichthum von sieben Königreichen finden werdet, denn Tilly hat, um euch für euere Kühnheit zu belohnen, eine dreitägige Plünderung der Stadt erlaubt." Ein wilder Jubel brach jetzt unter den feilen Kriegsknechten los, welcher immer höhere Wellen schlug, als ihnen noch zu guterletzt die Namen derjenigen Magdeburger bekannt gemacht wurden, auf deren Köpfe Tilly namhafte Preise gesetzt hatte.

Als Benno von Hohenheg mit lauter Stimme den Namen „Ratbod" ausrief, erglänzte sein Antlitz in wahrhaft teuflischer Freude, während der alte Josias in ein tiefes Nachgrübeln zu versinken schien. —

Mittlerweile war die Nacht von dem Tag verdrängt worden. Ermattet und schläfrig schauten Bürger und Soldaten von den Wällen in das weite Feld hinaus, wo sich die Feinde nicht zu rühren schienen, denn die überwiegende Mehrzahl der zum Sturm befehligten Truppen stand bereits gedeckt hinter den Trümmern der Vorstädte. „Gott sei Dank," äußerte Rudolf Ratbod zu seinem neben ihm stehenden Bruder, „der Augenblick der Ablösung ist endlich gekommen. Es war heute ein ängstlicher Nachtdienst und ich sehne mich nach Ruhe und Schlaf." „Ich bin freilich auch müde," versetzte Andreas gähnend, „doch bin ich zu sehr gespannt auf das Ergebniß der Rathsversammlung, die ja, wie du weißt, auf diese Stunde angesagt ist."

„Ja wohl," nickte Rudolf verdrießlich, „die Bürger haben seit gestern Angst bekommen und wollen die Bedingungen festsetzen, unter denen sie zu kapituliren wünschen. Der Schwedenkönig zögert in der That zu lange, und somit ist mir jetzt Alles Eins, was geschieht. Wird unsere Stadt den Kaiserlichen übergeben, so dringe ich so lange in unsern Vater, bis er in eine Auswanderung einwilligt, denn hier haben wir ja doch nichts mehr zu hoffen." Und mit diesen Worten ging er langsamen Schrittes nach Hause.

Nur wenige Bürger und gegen sechshundert Soldaten blieben auf den Wällen zurück; doch machten auch diese es sich möglichst bequem, zumal sie sicher waren, daß der Feind am hellen Tage kaum etwas Besonderes unternehmen werde. Die entlassenen Mannschaften begaben sich zum größten Theil nach ihren Wohnungen, um sich zur Ruhe zu legen, Andere nach dem Rathhaus, um zu hören, was da Neues vorgehe, unter ihnen auch Andreas.

Dort wurde bereits seit vier Uhr verhandelt und noch immer war man unschlüssig, was für Männer in das feindliche Lager zu senden seien, und unter dem vielfachen Hin- und Herreden, ob Magdeburg kapituliren solle oder nicht, verging rasch die Zeit. Andreas war ärgerlich geworden und hatte deshalb das Berathungszimmer verlassen, doch stürzte er alsbald in den Saal zurück und meldete todtenbleich:

„Auf den Feldern wimmelt es von Reitern, in die Neustadt rückt eine ungeheure Menge Kriegsvolk ein! Auch haben die Wächter auf dem Dom- und Jakobithurm angezeigt, daß die Kaiserlichen aus allen Lagern sich stark nach der Sudenburg und Neustadt ziehen und hinter den stehengebliebenen Mauern Posto fassen."

Allgemeine Bestürzung. Nur Falkenberg schien gefaßt und antwortete kurz: „Ich wünschte, daß die Kaiserlichen sich's unterstehen und stürmen möchten; sie sollten so empfangen werden, daß es ihnen übel gefiele!" Und ruhig fuhr er in seiner Rede fort, die Uebergabe Magdeburgs zu widerrathen. Da plötzlich drang ein schauerlicher, langgedehnter Ton zu den Ohren der hoch aufhorchenden Versammlung. Der Thürmer zu St. Johannes hatte in das Lärmhorn gestoßen und als einige der Rathsherren an das Fenster eilten, sahen sie auf dem Thurme die Kriegsfahne wehen. Gleichzeitig erhob sich auf der Straße das Angstgeschrei: „Die Kaiserlichen sind in der Stadt! Gott erbarme sich unser!"

Otto von Guericke war der Erste, welcher hinauseilte, um zu sehen, was eigentlich vorgehe. „Wo ist denn der Feind?" rief er einigen

Digitized by Google

fliehenden Bürgern zu, welche nach der Fischerstraße deuteten; und in der That stieß er dort bereits auf eingedrungene Kroaten, die mit dem Stürmen und Plündern der Häuser beschäftigt waren. Sofort stürzte er nach dem Rathhause zurück und überbrachte der Versammlung die ganz unglaublich scheinende Botschaft. Der Magistrat aber und die übrigen anwesenden Bürger eilten voller Bestürzung und Schrecken auf den Markt, um noch Rettungsanstalten zu treffen. Trommelschläger wurden abgesandt, dem anstürmenden Feinde einen Akkord anzubieten, doch keiner derselben kehrte mit einer Antwort zurück. Ein entsetzlicher Lärm tobte in allen Gassen und Plätzen, von allen Thürmen blies man Alarm, die schweren Schläge der Sturmglocke erdröhnten und überall rief man nach Waffen. Die erschrockenen Bürger verließen ihre Ruhestätten. Alle eilten nach ihren gewöhnlichen Posten auf den Wällen, denn überall ertönte jetzt der kaiserliche Schlachtenruf.

Pappenheim, welcher mit seinen Regimentern den ersten Angriff auf die Neustadt ausgeführt, war auch der Erste auf dem Wall gewesen und stieß dort seine Fahne in die Erde. Unterdessen hatte Falkenberg einige Fähnlein Fußvolk zusammengerafft, mit denen er sich muthig den Stürmenden entgegenwarf. Seiner großen Tapferkeit gelang es, den Feind zurückzuschlagen und ihm einen Verlust von über hundert Mann beizubringen. Da tauchten neue kaiserliche Schaaren auf; ohne sich zu besinnen, stürmte der Held, an der Spitze seiner kleinen Schaar, der gefährdeten Stelle zu, allein eine Kugel zerschmetterte ihm die Schulter und stürzte ihn vom Roß. Sterbend wurde er von den bekümmerten Seinigen in ein benachbartes Haus getragen, welches bald darauf ein Raub der Flammen wurde, und entmuthigt durch den Verlust ihres tapferen Führers wichen die Soldaten in die Stadt zurück.

Immer neue Feindesschaaren drangen nun in dieselbe vor, denn Pappenheim ließ auf Sturmleitern ohne Unterbrechung frisches Kriegsvolk nachrücken, besetzte den ganzen Wall, so daß sich schon nach Verlauf weniger Stunden alle Werke in feindlichen Händen befanden.

Jetzt erreichte das Unglück der armen Magdeburger seine Höhe, denn gleich einem Heere wilder Tiger stürzten sich die feindlichen Schaaren auf die bejammernswürdigen Einwohner. Am ärgsten hausten die Kroaten, Italiener und Wallonen, vor deren himmelschreienden Unthaten selbst ihre besser gesinnten Waffengefährten tiefen Abscheu empfanden.

Zu der Grausamkeit der Menschen gesellte sich noch das verheerende Element des Feuers. Angefacht durch einen heftigen Nordostwind, wälzten die Flammen sich von Haus zu Haus, aber trotz des verzehrenden Brandes währte das Kämpfen, Morden und Rauben ohne Unterbrechung fort.

Als Andreas durch Guericke vernommen hatte, daß der Feind in die Stadt gedrungen sei, eilte er sofort nach Hause, um die Seinigen womöglich zu retten. Vater Ratbod sank auf die Kniee, hob die Hände zum Himmel empor und rief mit brechender Stimme:

„Oh, mein Gott! nun ist unsere Stadt und wir sind mit ihr verloren! . . . Herr, dein Wille geschehe, nur sei uns gnädig, und gieb uns ein rasches Ende!" Inzwischen hatte Andreas den in tiefem Schlafe liegenden Bruder geweckt, während Johanna die wenigen Kostbarkeiten versteckte, welche die Familie besaß. „Vorwärts, Rudolf, kleide dich an und laß uns auf die Wälle an unsere Posten eilen!" drängte Andreas, welcher sich inzwischen wieder etwas gefaßt hatte.

Allein der Bruder begegnete ihm mit einem vorwurfsvollen Blicke und entgegnete: „Schelte mich nicht einen Feigling, wenn ich dir nicht sogleich zu Willen bin. Mein Arm und Leben gehören dem Dienste der Stadt, meine Liebe aber dem Vater und der Schwester, und sie müssen erst in Sicherheit sein, ehe ich mich dem Feinde entgegenwerfe." Andreas fühlte sich beschämt; er drückte dem Bruder die Hand und sagte: „Du triffst stets das Richtige, während bei mir oft Herz und Verstand mit dem heißen Blute durchgehen, das in meinen Adern rollt. Doch schon ertönt aus der Ferne das Siegesgeschrei der plündernden Kroaten! Komm, wir wollen Vater und Schwester verbergen."

Mit unsäglicher Wehmuth und doch wiederum mit freudigem Stolze blickten Vater Ratbod und Johanna auf das jugendliche Heldenpaar, welches jetzt sich gewaltsam ihrer zärtlichen Umarmung entzog, um in die Reihen der kleinen Schaar einzutreten, die mit ihrem Blut und Leben das Vorwärtsdringen des Feindes zu verhindern suchte.

Als sie die Hauptstraße wieder betraten, wurden sie plötzlich hinterrücks gepackt und zu Boden gerissen. Trotz ihres Muthes entrang sich ihnen doch ein Schrei des Entsetzens, als sie in die wilden Gesichter mehrerer Kroaten blickten, die unter dem mörderischen Geschrei: „All' gewonnen, All' gewonnen!" drohend ihre Schwerter und Dolche zückten.

„Zurück!" donnerte aber auch schon im nämlichen Augenblicke die rauhe Baßstimme eines alten Wachtmeisters, welcher sich zwischen die bedrohten Brüder und die Kroaten warf und die letzteren abzuwehren suchte. „Diese beiden Burschen sind meine Gefangenen. Der Herr Generalfeldmarschall hat auf die Köpfe der beiden Gesellen hier einen Preis gesetzt, und wehe dem, der sie vorsätzlich tödtet!"

Die Kroaten ließen mit Drängen nach und

Digitized by Google

wechselten gegenseitig Blicke, dann trat ihr Anführer zu Josias und flüsterte ihm zu:

„Versprich uns einen Antheil am Preis, dann sollst du die Beiden haben!" Bei der Uebermacht der Kroaten blieb dem alten Schnurrbarte nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und Ja zu sagen. Dafür halfen ihm die rohen Krieger beim Fesseln der beiden Brüder, welche sich energisch zur Wehre setzten. Aber umsonst; Josias führte sie sicher durch die brennende Stadt in's Lager hinaus.

Hier herrschte Jauchzen und Jubiliren der Soldaten, daneben Weinen und Jammern der Kinder und Frauen, und dazwischen wieder ein schriller Schrei der Verzweiflung. Während aus den Trümmern der eroberten Stadt schwarzer Rauch und glühende Funken aufstiegen und zuweilen wohl auch eine Flamme emporwirbelte, saßen die Söldner um die Wachtfeuer und zechten nach Herzenslust, denn man hatte aus der Stadt viele Lebensmittel in das Lager gebracht. Bald aber erhob sich der alte, biedere Josias vom Wachtfeuer und schritt einer Strohhütte zu, die von einer starken Wache umstellt war. Dort lag das Ratbod'sche Brüderpaar noch immer gefesselt auf einem harten Lager. Der mitleidige Schnurrbart trat dicht an sie heran und sagte: „Wie steht's, Gesellen, wollt ihr noch immer nicht ein wenig Nahrung zu euch nehmen?" Doch weder Rudolf noch Andreas gaben eine Antwort, sondern begnügten sich, heftig mit dem Kopf zu schütteln.

Josias beachtete diese Weigerung nicht, sondern versuchte sie von Neuem zu nöthigen, Speise und Trank zu sich zu nehmen. Es währte eine geraume Zeit, ehe er seinen Zweck erreichte, schließlich aber blieb er doch der Sieger und endlich richtete Andreas, nachdem er seinen Dank abgestattet und sich gesättigt hatte, die Frage an den Wachtmeister, was er wohl denke, daß ihr Schicksal sein werde. Josias blickte finster vor sich nieder und entgegnete: „Nach so etwas müßt ihr mich nicht fragen, Gesellen. Es ist ja möglich, daß das Unglück eurer Stadt den Tilly milder gestimmt hat. Ueberdies befinden sich in unserm Lager so viele Gefangene, daß . . ."

„Vermögt ihr uns etwa zu sagen, was aus Otto von Guericke geworden ist?" unterbrach ihn Rudolf.

„Guericke?" wiederholte Josias nachsinnend und legte den Zeigefinger an die Nase. „Es ist mir allerdings, als ob ich den Namen — Guericke . . . Guericke — Hollah, ja wohl! Oh, dem geht's so weit ganz gut. Der ist bei unserer Generalität sehr bekannt und wird nebst seiner Gemahlin mit großer Schonung und Milde behandelt."

„So ist er also auch ein Gefangener?" riefen die Brüder gleichzeitig.

„Natürlich, bis er das Lösegeld herbeigeschafft hat. Wird ihm aber auch schwer werden, da er all' seine Habe verloren hat. Aber ich will mich jetzt zur Ruhe legen, denn der Tag war hart, und wer weiß, was uns morgen wieder bevorsteht. Habt gute Nacht."

Am andern Morgen begannen die Verhöre. Das Gutachten der Inquirenten fiel dahin aus, daß Rudolf und Andreas Ratbod, so wie noch verschiedene Andere gut schwedisch gesinnte Bürger Magdeburgs, als Rebellen und Feinde des Kaisers vor das Kriegsgericht zu stellen und bis dahin in harter Haft zu halten seien. Damit war so zu sagen schon jetzt das Todesurtheil über die Beschuldigten ausgesprochen.

Während dieser Gerichtstag im kaiserlichen Lager abgehalten wurde, hatte aber auch schon ihre heldenmüthige Schwester Johanna von ihrem Schicksal gehört, und sie beschloß, sie womöglich zu retten. Auf großen Umwegen gelang es ihr endlich, heimlich aus der verwüsteten Stadt zu entfliehen und in's feindliche Lager zu kommen. Dort angelangt, schlich sie sich im Dunkel der Nacht verborgen, leise dem Theile des Lagers zu, welcher die Gefangenen beherbergte. Vor der Mehrzahl der Strohhütten standen Wachtposten; ihre verdrossenen Mienen verkündeten deutlich den Aerger, daß sie durch ihren Dienst verhindert wurden, an der Freude der Kameraden Theil zu nehmen, und schroff und hart wiesen sie Johanna zurück, wenn diese es wagte, einen Blick in eine der Zelthütten zu thun. Stundenlang irrte sie in den öden Lagergassen auf und nieder, ohne von den geliebten Brüdern auch nur eine Spur zu entdecken, und schon wollte sie verzweifeln, als sie vor einem Zelte einen Leiterwagen erblickte, der soeben von einer kleinen Familie bestiegen wurde. Mit einem Ausruf der Ueberraschung stürzte sie auf das Gefährt zu, denn sie hatte in dem Fremden Guericke mit seiner jungen Frau erkannt. „Um des Himmelswillen, Mädchen," rief Frau Guericke, „was suchst du hier im Lager? Bist du denn auch gefangen worden?"

„Oh nein," seufzte Johanna, „ich bin frei, — doch ihr?"

In kurzer Rede theilte Guericke ihr seine Leidensgeschichte mit und schloß mit den Worten: „Erst vor einer Stunde habe ich und meine Familie unsere Freiheit wieder erhalten, und will nun fort. Doch was sucht ihr hier, Johanna?"

„Meine verurtheilten Brüder, die ich zu retten versuchen will," flüsterte das junge Mädchen. „Ihr seid unserm Hause stets ein lieber Freund gewesen, Herr Guericke, und werdet mir den Aufenthaltsort der armen Gefangenen nicht verschweigen, falls er Euch bekannt sein sollte." „Es thut mir leid um Euer hoffnungsvolles Gemüth," entgegnete Guericke, „doch glaubt mir, daß keiner

Digitized by Google

Eurer Brüder zu retten ist. Habe ich doch selbst allen meinen Einfluß bei Tilly aufgeboten, um seine Strenge in Gnade zu verwandeln. Euer alter Vater wird binnen jetzt und vierundzwanzig Stunden seine beiden Söhne verlieren, darum ist es doppelt Eure Pflicht, daß Ihr euch ihm wenigstens erhaltet." Allein Johanna schüttelte energisch das blonde Haupt und rief: „Der Vater überlebt den Tod von Rudolf und Andreas nicht, und weil ich das weiß, muß ich Alles aufbieten, die Brüder zu retten. Zögert nicht, Herr Guericke, sondern bezeichnet mir die Stelle ihres Gefängnisses."

Da der Rathsherr die feste Entschlossenheit des jungen Mädchens sah, so gab er ihr den gewünschten Aufschluß, und nachdem Johanna seiner Familie zum Abschiede herzlich die Hände geschüttelt, fuhr er mit dem kleinen Gefährt fort. Die Jungfrau aber suchte die Lagergasse auf, in welcher sich die elende Strohhütte befand, die das Gefängniß bildete. Drei Wachtposten umkreisten den kleinen Raum, aber die innige Bitte Johanna's, ihr einen kurzen Einblick in das Innere der Hütte zu gestatten, fand taube Ohren.

Stunde auf Stunde verrann, Johanna aber wich nicht vom Platze, sondern ließ sich in geringer Entfernung von der Hütte nieder, das thränenfeuchte Antlitz auf die Hand gestützt. Stürmisch klopfte ihr Herz, als sie einen alten vorübergehenden Wachtmeister zu einem der Wächter sagen hörte: „Es thut mir leid um die beiden Burschen, denn es sind schmucke, kräftige Jungen, die wir in unserm Heer wohl hätten brauchen können. Allein gegen den Befehl des Feldherrn läßt sich nichts machen, und sein Wille ist, daß die beiden Gefangenen morgen früh nach dem Marktplatz transportirt werden sollen, um durch Henkershand den Schwertstreich zu empfangen."

Ein Schmerzensschrei Johanna's machte ihn auf diese aufmerksam. Er näherte sich ihr und rief verwundert: „He, Mädel! Gehörst du in's Lager?"

Johanna nickte, denn sie wußte, daß man sie sonst forttreiben werde. „Stehst gewiß beim Profoßen im Dienst," fuhr Josias fort, „und er ist rauh gegen dich gewesen?"

Johanna bejahte abermals, denn sie konnte die Hoffnung nicht unterdrücken, daß durch ihre Geduld und Ausdauer die Brüder zu retten seien.

Drittes Kapitel.

Geheime Bundesgenossen.

Während Johanna in dumpfes Nachgrübeln versunken war, erhoben sich plötzlich Gewitterwolken und eine unheimliche Schwüle erfüllte die Atmosphäre, nur ein entferntes Rauschen gab Kunde von dem nahenden Sturm. Im weiten Lagerraum regte sich kein Laut. Plötzlich sprühte es am Himmel lichthell auf, Blitze fuhren niederwärts und ein lang anhaltender Donner machte den Erdboden erdröhnen. Das ferne Rauschen kam mit mächtiger Eile heran und ein wilder Orkan tobte über die Lagerstadt, deren Zelte bald im grellen Liche der Blitze auftauchten, bald in der Finsterniß wieder verschwanden. Noch hielten die schweren Wetterwolken, die immer tiefer sich senkten, den Regen zurück, als ein furchtbarer Donnerschlag erfolgte und gleich darauf ertönte von zwei Seiten des Lagers der Schreckensruf: „Feuer! . . . Es brennt! . . . Herbei, herbei!" Wie auf ein gegebenes Zeichen strömte jetzt der Regen nieder, allein er vermochte die emporwirbelnden Flammen der brennenden Zelte nicht zu dämpfen, vielmehr wurden sie von dem Sturme weitergetragen, so daß alsbald ein großer Theil der Lagerhütten in Feuer aufging.

Auch die Strohhütte, in welcher die beiden Brüder schmachteten, gerieth in Brand und die Wachtposten vergaßen ihre Pflicht und eilten ihren Zelten zu, um ihre Habseligkeiten zu retten. Schon liefen Andreas und Rudolf Gefahr, in den züngelnden Flammen umzukommen, als inmitten des schauerlichen Lichtes eine Mädchengestalt auftauchte, die Namen der Brüder rief und ihre Fesseln löste.

„Johanna!" entglitt es den bebenden Lippen der Jünglinge, doch die Schwester schnitt ihnen jeden weiteren Ausruf der Verwunderung ab, indem sie, die Hände Beider ergreifend, hastig erwiderte: „Kein Wort weiter! . . . Rasch von hinnen, oder wir sind verloren!" Und gleich einem flüchtigen Wild eilte sie mit den Brüdern in die Nacht hinaus, während im Lager Alles wie wild und toll durcheinander rannte. Der Rittmeister von Hohenheg raste geradezu, denn seinem Fähnlein war ja die Bewachung der Gebrüder Ratbod zugefallen, und trotzdem er nach allen Seiten hin Häscher entsandte, brachte doch keiner die Flüchtlinge zurück. Indessen hielt er mit dem noch immer im Lager verweilenden Moses Hirsch ein eigenthümliches Gespräch ab. „Du kennst also die Familienverhältnisse jener beiden Schurken genau?" äußerte der Rittmeister zu dem jüdischen Händler. „Lebt ihr Vater noch?" „Will's mainen," erwiderte Moses, „und ihre Schwester dazu."

„Sie haben eine Schwester?" rief Hohenheg gespannt. „Ja wohl, und ich will meine Hand legen in's Feuer, wenn sie nicht ist gewesen die Retterin von den beiden Brüdern, so sie hat sehr lieb."

„Du bringst mich da auf eine Spur, die goldeswerth ist," rief Hohenheg und preßte die Hand gegen die Stirn.

Digitized by Google

„Nu, dann geben der gestrenge Herr Rittmeister mir nur das Gold und mein dankbares Gemüth wird ihm wünschen, daß er noch leben soll tausend Johr."

„Laß das," zürnte der Graf, „die reiche Belohnung wird schon kommen, wenn du mir über die Ratbods genügend zu antworten vermagst."

„Frage der gnädige Herr, ich bin ganz Ohr."

„Stammt die Familie Ratbod aus Magdeburg?"

„Der Alte nicht, denn er ist gezogen mit seinem Vater lange in der Welt herum, bis er hat gefunden in Magdeburg eine Anstellung als lutherischer Prediger."

„Und wo war seine Heimath, weißt du mir das mit Gewißheit zu sagen?" „In Wittenberg," rief der Händler betheuernd. Ueber das häßliche Gesicht des Rittmeisters fuhr ein eigenthümlicher Blitz, der etwas von satanischer Freude hatte, und schon eine kleine Viertelstunde später sah man ihn auf seinem Rosse der Stadt zueilen. Dort angelangt, begab er sich nach dem Stifthause am Neumarkt, woselbst Tilly sein Quartier aufgeschlagen hatte. Die beim Feldherrn nachgesuchte Audienz wurde dem Rittmeister gewährt. Sie trug ihm große Ehre ein, denn Tilly erging sich in warmen, anerkennenden Worten über seinen Pflichteifer. Von dort aber verfügte er sich sofort zum alten Ratbod.

Dieser hatte die ganze Nacht in bangem Schmerze zugebracht und seine Bekümmerniß galt nicht nur den beiden Söhnen, deren Verurtheilung ihm mittlerweile bekannt geworden war, sondern auch der entschwundenen Johanna, die sein Trost und seine einzige Stütze gewesen. Als daher jetzt der fremde Offizier die rauhe Frage hervorstieß: „Wo ist Eure Tochter?" begann er am ganzen Leibe zu zittern, zumal er meinte, daß der kaiserliche Rittmeister mit einer schlimmen Botschaft zurückhalte. „Oh, wenn Ihr wißt, wo meine Johanna verweilt, so übt Barmherzigkeit und sagt es mir!" rief er unter Thränen.

„Ihr seid ein alter Thor," lautete die barsche Antwort Hohenhegs. „Glaubt Ihr wirklich, daß ich zu Euch kommen würde, wenn ich wüßte, wo die Dirne sich herumtreibt, die gottlose Hexe?"

„Kennt Ihr denn meine Johanna?" fragte zögernd der Greis.

„Oh ja," klang es höhnisch zurück, „sie ist ihrer verrätherischen Brüder würdig, denn sie hat durch ihre geheime teuflische Kunst das Unwetter heraufbeschworen, welches in vergangener Nacht unser Lager in Asche legte; sie beging diese fluchwürdige That, um ihre beiden Brüder zu befreien! Ihr aber seid der Vater dieser Brut, den ich sofort in Ketten legen lassen werde, wenn Ihr es wagt, Euch noch ein einziges Wort gegen mich zu erlauben."

Wahrscheinlich würde der Graf seine Drohung wahr gemacht haben, vorerst aber mußte er sich damit begnügen, daß das ganze Haus von einer Wache derjenigen Soldaten besetzt wurde, welche Tags zuvor das fremde Mädchen gesehen. Der Graf rechnete mit voller Bestimmtheit darauf, daß Ratbods Tochter zu ihrem Vater zurückkehren werde, sobald sie die Brüder in Sicherheit wüßte, — und leider hatte er sich nicht getäuscht. Noch war der Nachmittag nicht angebrochen, als Johanna wieder erschien, um dem geliebten Vater eine fröhliche Kunde von seinen Söhnen zu überbringen; doch gelangte das arme Mädchen nicht zu ihm, sondern wurde von den aufgestellten Häschern ergriffen, in Fesseln gelegt und in einen Thurm geworfen.

Doch die abergläubische Furcht der Söldner ging so weit, daß die Mehrzahl sich weigerte, die Wacht am Thurme zu beziehen, denn Alle waren überzeugt, daß der Teufel sein Spiel mit den Wächtern treiben werde.

Nur unser alter Josias machte eine rühmliche Ausnahme, und so kam es denn, daß er den Oberbefehl über den Wachtposten am Thurme erhielt und gleichzeitig die Verpflichtung übernahm, der Gefangenen die kärgliche Nahrung zu überreichen.

Es war ein elender Kerker, in welchem Johanna schmachtete, und eine feuchte, dumpfe Luft wehte Josias an, als er zum ersten Male den öden Raum des Gefängnisses betrat. Draußen schien so hell und freundlich die Sonne, während hier ein Halbdunkel herrschte, an das sich das Auge erst gewöhnen mußte, denn eine kleine, vergitterte Oeffnung in der Mauer führte nur spärliches Licht dem innern Raume zu.

Einige Augenblicke blieb der Wachtmeister an der Eingangsthüre verweilend stehen, bis er inmitten des Dunkels die Gestalt Johanna's erkannte, welche mit dem Haupte gegen die Mauer lehnte. Dann schritt er vorwärts und setzte den gefüllten Wasserkrug mit einem kleinen Stück Brod auf die steinerne Bank dicht neben der Gefangenen. „Du hast mich belogen, Mädel," begann er in seiner polternden Weise, „hätt's einer so schmucken Dirne nicht zugetraut. Was hattest du denn davon, daß du mir gesagt hast, du seiest eine Magd des Profoßen?"

„Ihr hieltet mich dafür und ich sagte nicht nein, weil ich in der Nähe meiner armen Brüder bleiben wollte," antwortete Johanna mit tonloser Stimme. „Sag' lieber, weil du sie befreien wolltest," fuhr Josias fort, „und da triebst du deine Hexenkünste und batest den Teufel, daß er ein Unwetter schicken und den Blitz in's Lager schlagen lassen solle, denn von ihm gehen ja die schwarzen Wetterwolken aus, deren Regen die

Digitized by Google

ausgetrocknete Saat erfrischt und deren Blitze die schwüle Luft reinigen und erquicken, das Alles thut der Teufel, aber beileibe nicht der liebe Gott. Ja, ja, und deshalb bist du auch eine Hexe, denn der Teufel war's, der dir das gute, treue, blaue Auge gegeben und dir die Liebe für deine Brüder in deine Brust gelegt hat, der Teufel, aber beileibe nicht der liebe Gott!" Johanna warf einen Blick des Zweifels auf den seltsamen Alten, denn noch wußte sie nicht, wie sie seine eigenthümliche Rede deuten sollte. Von den Brüdern hatte sie erfahren, daß der Wachtmeister deren Gefangenwärter gewesen und ein gutmüthiger Mann sei, trotz seiner rauhen Art und Weise. Um daher mit einem Male zu erfahren, wie sie mit ihm daran sei, ging sie auf seine Rede ein und entgegnete:

„Ihr habt Recht, der Teufel spielt eine größere Rolle in der Welt, als der Herrgott." „Ja wohl," brummte Josias, doch hörte man recht gut das Lachen heraus. „Gieb mir die Hand, Mädel, und sei überzeugt, daß ich ein Feind all des dummen Aberglaubens bin."

Jetzt erst brachen die lange verhaltenen Thränen aus den blauen Augen Johanna's hervor und schluchzend zog sie die schwielige Hand an ihr stürmisch klopfendes Herz.

„Hollah Mädel," flüsterte der Wachtmeister, „fasse und beruhige dich, denn die Zeit eilt, und ich habe mit dir noch Manches zu sprechen und darf doch nicht allzulange in dem feuchten Raume hier verweilen, weil sonst meine furchtsamen Kameraden da draußen denken, der Teufel habe mich wirklich geholt. Komm her, setze dich neben mich auf die Bank und beantworte mir meine Frage wahrheitsgemäß. Deine Familie führt den Namen Ratbod, — er ist mir nicht unbekannt, aber erst in diesen Tagen des Schreckens wieder eingefallen. Weißt du vielleicht, aus welchem Lande ihr eigentlich stammt?"

„Aus dem Elsaß," antwortete Johanna verwundert, „und zwar aus Straßburg, wo mein Urgroßvater ein angesehener Kauf- und Handelsherr war." „Das stimmt!" rief Josias erfreut. „Und weißt du auch, was der Vater deines Urgroßvaters gewesen ist?"

„Pfeiferkönig! Woher kennt Ihr aber die Geschichte meiner Familie?" fragte Johanna hoch erstaunt. „Das will ich dir sagen. Mein Vater war ein sogenannter Pritschenmeister. Er stammte aus Böhmen und hieß Benedict Edelbeck —"

„Diesen Namen habe ich meinen Vater schon öfters aussprechen hören," unterbrach Johanna den Alten, „und jetzt erinnere ich mich auch — jener Edelbeck soll meinem Großvater das Leben gerettet haben. So viel ich jedoch von meinen Brüdern weiß, nennt Ihr Euch Josias, wie kann also —"

„Josias ist nur der Vorname, ich heiße Edelbeck. Jetzt unterbrich mich aber nicht wieder, sondern laß mich zu Ende erzählen."

„Wachtmeister!" ertönte von außen ziemlich furchtsam die Stimme eines der Wachtposten. „Es ist Euch doch nichts widerfahren, da Ihr so lange im Thurme bleibt?"

„Du abergläubischer Feigling," murmelte Josias lachend vor sich hin und fügte dann mit lauter Stimme hinzu: „Mach' kein solches Geräusch, denn sie schläft und möchte sonst aufwachen. Ich suche nach, ob ich nicht ihre Hexensalbe erwischen kann, damit sie uns nicht entwische." Während der alte Wachtmeister dies sprach, blinzelte er Johanna listig zu, die jedoch laut aufseufzte und sich das Gesicht verhüllte.

„Recht so, Wachtmeister," flüsterte es von außen zurück. „Seid aber nur ja auf Euerer Hut!". Als die Tritte des sich entfernenden Wachtpostens verhallt waren, kehrte Josias zu der weinenden Johanna zurück, die ihm vorwurfsvoll zurief:

„Wenn Ihr freilich den Aberglauben dieser grausamen Menschen noch bestärkt, so werde ich schwerlich dem Flammentode entgehen."

„Nur ruhig, Mädel, ärgere mich nicht und red' mir nichts darein in den Plan, den ich mir ausgesonnen habe. Und vor Allem höre meine Erzählung zu Ende. Mein Vater, der Pritschenmeister, gelangte auf seinen Fahrten auch bis nach Straßburg und lernte dort eine hochadelige Familie kennen, die sich Hohenheg nannte, aber mit der Zeit verarmte. Na ja, davon hast du auch schon gehört, das deuten mir deine Mienen genugsam an, nur unterbrich mich nicht, denn du wirst noch mehr bekannte Dinge zu hören bekommen."

„Mein Gott," rief Johanna in schmerzlicher Bewegung, „alles was meine Brüder und ich von dem Vater erfahren haben, besteht darin, daß die Tochter eines unserer Vorfahren sich mit einem Grafen Hohenheg ehelich verbunden habe."

„Glaub's gern," nickte Josias Edelbeck, „aber mein Herr Rittmeister hier fürchtet, daß durch die Rache deines alten Vaters das schöne Erbgut, um das eben dieser Graf einst deine Familie betrogen hat, ihm und seinem Bruder, der im Elsaß lebt, streitig gemacht werden könne. Darum hatte er auch eine so große Freude, als er in der Liste, welche die Namen derjenigen enthielt, auf deren Kopf der Feldherr einen Preis gesetzt, den Namen Ratbod vertreten fand, und die Flucht deiner Brüder, liebes Mädel, machte ihn schier toll." „Dann weiß ich auch, daß er den Sieg davon tragen wird," seufzte Johanna und ließ ihr schönes Haupt auf die Brust sinken.

„Und ich sage dir," polterte Josias, „daß, wenn Gott mich noch vierundzwanzig Stunden am Leben läßt, Alles noch gut für dich gehen soll!"

Digitized by Google

Aus dieser herzlichen Rede ersah Johanna, welch' treuen, väterlichen Freund ihr Gott gesandt, und indem sie ihm dafür herzlich dankte, küßte sie die rauhen Hände des alten Kriegers, dessen feuchte Augen auf sie gerichtet waren.

„Sage mir jetzt nur noch Eines," begann er nach kurzer Pause, „befinden sich deine Brüder in vollständiger Sicherheit?" „Ja!" antwortete Johanna, „denn sie sind im schwedischen Lager!"

„Gut!" nickte der Wachtmeister, „dann überbringe ihnen meinen Gruß und bitte sie in meinem Namen, daß sie das Geschlecht der Edelbecks nicht vergessen sollen, denn mein Vater Benedict hat dem Johannes das Leben gerettet und der Josias Edelbeck verhilft der Johanna Ratbod zu ihrer Freiheit." Noch immer wollte die Jungfrau an eine solche Rettung, die ihr geradezu wunderbar erschien, nicht glauben, nachdem ihr aber Josias seinen Plan mitgetheilt, brach die Sonne der Hoffnung durch die düstern Wolken des Grams, die ihr Herz umnachtet hatten. Sie vermochte dem treuen, väterlichen Freunde nicht laut zu danken, allein der innige Druck ihrer Hand, sowie der glückselige Blick ihres Auges waren für Josias Edelbeck der schönste Lohn. Ehe er von Johanna schied, packte er noch einige Lebensmittel aus und zwang ihr einen kleinen Geldbeutel auf, damit sie sich für ihre weite Wanderung stärke und nicht ohne Mittel sei.

Als der Wachtmeister den Thurm wieder verlassen, sah er sich von den Wachtposten umringt, die ihn mit neugierigen Fragen bestürmten.

„Hast du die Hexensalbe gefunden?" tönte es ihm von allen Seiten entgegen.

„Nein," rief er barsch, „aber denkt ihr vielleicht, weil ich mich fürchte? Ich will euch das Gegentheil beweisen. Eine Minute nach der Geisterstunde werde ich mich nochmals in den Kerker begeben, nur fordere ich von euch, daß ihr wenigstens die rückwärtige Seite des Thurms während dieser Zeit bewacht, damit sie uns nicht entschlüpfe. Habt ihr so viel Muth, dann will ich mich in die Gefahr begeben."

Die furchtsamen Kriegsknechte waren froh, so leichten Kaufs davon zu kommen und gaben dem Wachtmeister den Handschlag, seinen Befehlen gemäß zu handeln.

Als die Nacht kam, vertheilten sich die Wachen am Thurme in der angegebenen Weise und Josias begab sich in den Thurm. Ueber eine Stunde verging und Josias mußte von seinem unheimlichen Besuche zurückgekehrt sein; da er aber nichts von sich hören ließ, so bemächtigte sich der Soldaten eine gewisse Aengstlichkeit. Sie begannen darüber zu berathschlagen, ob man es wohl wagen dürfe, nach Josias zu sehen, dem ja möglicher Weise ein Unglück zugestoßen sein könne, und als nach Verlauf einer weitern Stunde noch immer der Wachtmeister unsichtbar blieb, entschlossen sie sich, gemeinsam den Thurm zu umgehen und die Eingangspforte aufzusuchen. Sie fanden die Thüre offen, was ihre Besorgniß erhöhte; dieselbe steigerte sich, als ihnen aus dem Innern des Thurmes ein leises Stöhnen entgegen tönte, das, nach dem tiefen Tone zu schließen, nur vom Wachtmeister herrühren konnte. Ein eigenthümliches Grauen überfiel die Söldner, doch machten sie ihre Büchsen schußbereit und drangen in das Gewölbe vor. Ein eigenthümlicher Geruch, der an Pech und Schwefel erinnerte, erfüllte die Luft und vermehrte die abergläubische Furcht ihrer Herzen.

Draußen mischte sich in die nächtliche Finsterniß das graue Licht der anbrechenden Morgendämmerung, und der Anblick, welcher sich jetzt den Kriegsknechten darbot, war nicht geeignet, ihre abergläubische Furcht zu bannen, denn auf der steinernen Bank lag, mit Stricken festgebunden, der Wachtmeister, auf dem Erdboden war ein Kreis mit seltsamen Zeichen gezogen und inmitten des Raumes befand sich ein schmales, tiefes Loch, aus welchem leichte Dämpfe von Pech und Schwefel aufstiegen. Von der Gefangenen jedoch war keine Spur zu sehen, sie hatte sich bereits aus dem Staube gemacht!

„Oh, oh, oh!" jammerte der Wachtmeister, „befreit mich von den Stricken, damit ich mich wieder rühren kann!" Schnell wurden seine Bande gelöst und er erhob sich alsbald von seinem Lager und schritt den Kameraden entgegen. Ihren stürmischen, neugierigen Fragen gab er sofort Gehör, indem er ihnen Folgendes erzählte: „Als ich mich nach Ablauf der Geisterstunde hierher begeben, fand ich die Hexe schlafend. Ich forschte sofort der Zaubersalbe nach, die sie auch richtig in der zusammengeballten Hand hielt. Eben war ich im Begriff, sie ihr zu entreißen, da wachte sie auf; gleichzeitig ertönte unter dem Erdboden ein furchtbares Getöse und starr vor Schrecken, fühlte ich mich plötzlich von einer unsichtbaren Macht auf die Bank geworfen und geknebelt, eine Art von Betäubung kam über mich und ich sah nur noch, wie sie blitzschnell verschwand!"

Alles drängte sich ängstlich in's Freie hinaus und athmete mit sichtlichem Wohlbehagen die frische Morgenluft ein. Nach kurzer Berathung trat man den Gang nach dem Lager an, um den Vorgesetzten von dem schauerlichen Ereigniß Mittheilung zu machen. Johanna aber traf schon am nächsten Tage mit ihren Brüdern zusammen, und erzählte unter Lachen und Weinen die Geschichte ihrer Rettung durch den gutherzigen Josias, den sie, nach seinem Geheiß vor der Flucht aus dem Thurme auf die Bank hatte binden müssen, nachdem von ihm zuvor das Loch in den Erdboden gegraben und mit Schwefel und Pechstücken angefüllt worden war. Von den

Digitized by Google

Brüdern dagegen erfuhr Johanna, daß sich ihr Vater in Magdeburg in Sicherheit befinde. Rudolf und Andreas selbst traten sofort in das schwedische Heer ein und folgten den siegreichen Fahnen Gustav Adolphs zuerst nach Sachsen, dann über Franken weiter nach dem Elsaß, wo die Wiege ihrer Ahnen gestanden, und welches jetzt den Werbungsplatz der geschwächten kaiserlichen Truppen bildete. Von Daheim hatten sie zu wiederholten Malen gute Nachricht erhalten und erfahren, daß Johanna zu dem Vater zurückgekehrt war. Beide erfreuten sich des besten Wohlseins, wennschon sie mit größtem Mangel zu kämpfen hatten. Dieser Umstand sowohl, als auch der Zug nach dem Elsaß machte in der Brust der Brüder von Neuem das Verlangen rege, in Straßburg nach dem verschwundenen Testamente zu forschen, von dem ihnen ihre Schwester nach einigen Andeutungen des Wachtmeisters Josias berichtet hatte. Ein Brief des Vaters benachrichtigte sie, daß er nur deshalb von dem Raube, den einst die Hohenhegs an der Ratbod'schen Familie verübt, geschwiegen habe, um in der Brust seiner Kinder keine thörichten Hoffnungen zu erwecken, da indessen die Brüder der Zufall des Krieges jetzt möglicher Weise nach Straßburg führen könne, so füge er seinem Schreiben das Testament seines verstorbenen Vaters, des wittenberg'schen Predigers Johannes Ratbod, bei. Mit großem Interesse nahmen sie von dem amtlich beglaubigten Schriftstück Kenntniß. Der ehemalige Schüler Luthers theilte darin die ihm von Mürnhart gemachten Enthüllungen mit und übertrug alle Rechte auf seine Nachkommen. Man kann sich denken, mit welch' hoffnungsreichen Gefühlen die beiden Brüder das Elsaß betraten. Je näher sie ihrem Ziele kamen, desto größer ward ihre Ungeduld, und der Jubel ihres Herzens kannte keine Grenzen, als an einem prächtigen Herbstmorgen der Thurm des Straßburger Münsters in der Ferne emporstieg. Dieses ehrwürdige Baudenkmal Erwins von Steinbach hatten auch die Vorfahren der Ratbod'schen Familie geschaut und das Brüderpaar erinnerte sich jetzt einer Erzählung des Vaters, wie Johannes, der Schüler Luthers, als ein mittelloser Jüngling aus der Heimath geschieden war und dem himmelanstrebenden Münsterthurme seine letzten Grüße dargebracht hatte. Und jetzt nahten sich wiederum zwei Ratbods der alten Heimathsstätte, um dort als Fremde ihren Einzug zu halten.

Gegen Abend erreichten sie das Weichbild der Stadt und eine geringe Zeit später standen sie auf dem großen weiten Platze vor dem Münster, um sich nach einer Herberge umzusehen. Sie schlenderten auf's Gerathewohl der dem Dome gegenüber einmündenden Straße zu, welche den Namen Krämergasse führte. Vor der Thüre des einen Eckhauses, dessen alte Bauart gegen die neueren, mehrere Stockwerk hohen und mit Ziegeln gedeckten Nachbargebäude auffallend abstach, hatte ein Schornsteinfegergeselle Posto gefaßt. An diesen richteten sie die Frage, ob er wohl eine gute, aber nicht zu theuere Herberge wisse.

„Geht nur in das Haus hier hinein," versetzte der Schornsteinfeger, „da werdet ihr ein ganz treffliches Unterkommen finden. Aha, das alte Eckhaus gefällt euch nicht?" fügte er lachend hinzu, als er den zweifelnden Blick bemerkte, mit welchem die Brüder das Gebäude betrachteten. „Wäret ihr Straßburger Kinder, so würdet ihr anderer Meinung sein, es ist ein gutes altes Haus und noch dazu ein berühmtes, denn der Pfeiferkönig Ratbod hat's erbaut und nach ihm hat sein Sohn, der reiche Handelsherr, gleichfalls darin gewohnt." „Ratbod?" riefen die Brüder wie aus einem Munde. „Welch' ein sonderbarer Zufall!"

Der Schornsteinfeger bemerkte zu seiner großen Verwunderung, daß die Augen der fremden Gesellen feucht wurden; wie erstaunte er aber, als er von den Brüdern den Grund erfuhr und rief: „Ja, dann seid ihr keine Fremden, sondern echte Straßburger Kinder, die ich gleich küssen möchte, wenn ich nicht so schwarz im Gesicht wäre!"

Rudolf drückte ihm herzlich die Hand, während Andreas an ihn die Frage richtete, ob ihm wohl auch die Hohenhegs bekannt seien.

„Will's meinen," lautete die Antwort des fröhlichen Gesellen, „ich kehre und fege ja alle Monde bei ihnen. Soll ich euch in ihr Haus führen?"

„Nein, heute nicht," versetzte Andreas, „wir sehnen uns nach Ruhe. Doch wollt Ihr morgen uns den Gefallen erweisen, so werden wir Euch dankbar sein."

„Verfügt über mich, denn morgen ist Sonntag und da bin ich Freiherr. Jetzt aber will ich euch nicht länger aufhalten; geht nur hinein in das Haus eures Ahnherrn und sagt dem Meister Kilian, der Peter Dups schicke euch und er solle euch alle Ehre anthun, denn ihr wäret die Nachkommen des alten Ratbod." Bei diesen Worten schüttelte er den Brüdern abermals die Hand, bewaffnete sich mit Besen und Leiter und schritt fröhlich singend die Gasse entlang.

Ehe die Brüder sich nach der im untern Stockwerk gelegenen Wirthsstube verfügten, äußerte Rudolf gegen Andreas:

„Ich halte es nicht für gut, mit unserm Namen offenkundig hervorzutreten, denn wir müssen der Hohenheg'schen Familie, als unserm natürlichen Gegner, unter falschem Namen nahen."

Andreas mußte dem Bruder Recht geben und bedauerte nur, daß sie sich bereits gegen Peter Dups verrathen. Dieser aber fügte beruhigt hinzu: „Indessen scheint er mir ein ehrlicher

Digitized by Google

Kamerad zu sein, der stillschweigen und unser Geheimniß bewahren wird, wenn wir ihn darum ernstlich bitten."

Nach kurzer Berathung kamen sie dahin überein, bis auf Weiteres sich den Vornamen ihres Vaters beizulegen und demgemäß führten sie sich bei dem Herbergsvater, Meister Kilian, als Gebrüder Martin ein. Als am nächsten Morgen Peter Dups sich in der Herberge einstellte, zogen ihn die Brüder ins Vertrauen und Peter Dups fühlte sich geehrt, das Zutrauen der Ratbod'schen Nachkommen zu genießen, und gelobte feierlich, sich desselben würdig zu zeigen. Der noch nicht zwanzigjährige Bursche nahm sich heute in seinem Sonntagsstaat und mit dem reingewaschenen Gesicht recht schmuck aus, und als er an der Seite der Brüder dem Hohenheg'schen Hause zuschritt, strahlte sein Angesicht vor Freude. An Ort und Stelle angekommen, staunten die Brüder, daß die Heimstätte der Hohenhegs eine sehr bescheidene war und nichts von dem angeerbten Reichthume verrieth. Sie bekamen indessen von der Familie heute nur das Oberhaupt und den einzigen Sohn zu sehen, der sich mit ihnen so ziemlich in demselben Alter befand. Der Hausherr dagegen war ein stattlicher Sechziger von hochgewachsener Gestalt und würdevoller Haltung. Nachdem das Brüderpaar der Einladung des Hausherrn, sich niederzulassen, Folge geleistet, ergriff Andreas das Wort:

„Zunächst müssen wir Euch um Entschuldigung bitten, daß wir, ohne Euere Erlaubniß, Euer Haus betreten. Wir würden dies als Fremde nicht gewagt haben, wäre uns durch den jungen Dups, dessen Bekanntschaft wir zufällig machten, nicht Euere Gastfreundlichkeit gerühmt worden." „Laßt alle Entschuldigung bei Seite," entgegnete leutselig das Familienoberhaupt, „ihr seid fremd in dieser Stadt und daher soll es mich doppelt freuen, wenn ich euch dienen kann. Sagt mir also euern Namen und gebt mir euere Wünsche kund."

„Wir nennen uns Martin," ergriff jetzt Rudolf das Wort, ein wenig erstaunt über das freundliche Wesen des adeligen Herrn, den er sich als einen rauhen, harten Mann gedacht hatte. „Wir stammen aus Chursachsen und obwohl wir eigentlich der Rechtsgelehrsamkeit uns gewidmet haben, verlegten wir uns dennoch mit besonderer Vorliebe auf die Wappenkunde. Zu den Wappen, die hauptsächlich unser Interesse fesseln, gehört das der Familie Hohenheg, und Ihr würdet uns daher einen Dienst erweisen, wenn Ihr den Stammbaum Eueres Hauses uns erschließen wolltet." Der alte Herr erklärte sich gern dazu bereit, wennschon er heute wegen eines nöthigen Geschäfts dem Wunsche der Brüder nicht willfahren könne, fügte aber bei:

„Mein Sohn Richard wird während meiner Abwesenheit die Pflichten des Wirthes übernehmen und da man sich in der Jugend gern einander anschließt, so hoffe ich, daß ihr bald gute Freunde sein werdet." Als er sich empfohlen, faßte sich Andreas ein Herz und äußerte zu dem jungen Hohenheg:

„Mein Bruder und ich hegten starken Zweifel, Euch zu dieser schönen Jahreszeit in der Stadt anzutreffen."

„Ich verstehe Euch nicht recht," versetzte Richard mit einem verwunderten Lächeln, „verweilt unsere Familie doch immer in der Stadt."

„So liegt Euer Bergschloß vereinsamt da?" riefen die Brüder einstimmig. „Bergschloß?" wiederholte Richard kopfschüttelnd, „es sollte mir lieb sein, wenn wir eines hätten, denn dann würden wir auch mit irdischen Reichthümern gesegnet sein und unserm Range gemäß leben können." Das Staunen der Brüder wuchs, denn in dem Dokumente, das sie mit sich führten, war ganz besonders jenes Schlosses Erwähnung gethan. „Ihr führt doch den Namen Hohenheg?" fragte Rudolf von Neuem und Richard bejahte. „Dann gehört Ihr also auch zu dem gräflichen Geschlechte, von welchem schon in den alten Urkunden die Rede ist," fügte Andreas bei. „Ja und nein," lautete die Antwort des jungen Adeligen, „eigentlich hätte unsere Familie ein Anrecht auf den Grafentitel, doch wurden wir zu dem Stande der Freiherrn herabgedrückt."

„Wer konnte so etwas wagen?" warf Andreas ein.

Richard runzelte die Stirn und versetzte: „Das ist ein häßliches Stück Familiengeschichte, deren wir uns nicht gern erinnern. Da Ihr aber ein so großes Interesse für unsern Namen zeigt, so will ich Euch mit ein paar Worten darüber aufklären. Mein Großvater war der Sohn des Grafen Wolfgang von Hohenheg, ward aber sehr zurückgesetzt, da er eine bürgerliche Mutter hatte. Nach dem Tode derselben heirathete Wolfgang von Hohenheg ein Mädchen aus altem Adel; die Kinder dieser Ehe erhielten das Stammschloß, sowie das reiche Erbgut, während mein Großvater mit einer äußerst geringfügigen Summe abgespeist wurde und nur den Namen eines Freiherrn von Hohenheg führen durfte. So kam es, daß zwei Hohenheg'sche Linien entstanden und jene gräfliche unsere blos freiherrliche Familie verhöhnt und verachtet."

Die Brüder tauschten abermals Blicke und Andreas rief: „Jetzt nur noch eine Frage. Kennt Ihr den Namen, welchen die bürgerliche Mutter Eueres Großvaters geführt?"

„Sie stammte aus einem angesehenen Straßburger Handelshause, dessen Vorfahr das Amt eines Pfeiferkönigs bekleidet hatte."

„Michael Ratbod!" erscholl es von den Lippen der Brüder. „Seine Tochter hieß Philippine

Digitized by Google

und sie war es, die mit dem jungen Grafen Hohenheg in die Ehe trat!" „Ganz recht . . . doch woher wißt Ihr —?"

Die Brüder ließen jetzt ihr Incognito fallen und gaben sich dem hocherstaunten Richard als seine Verwandten zu erkennen. Selbstverständlich warteten sie jetzt die Rückkehr des alten Freiherrn ab, dessen Verwunderung einen hohen Grad erreichte, zumal er vom Dasein und Inhalt des Dokuments, das ihm Andreas einhändigte, bisher keine Ahnung gehabt.

„Seid mir willkommen," rief er, die Brüder an sich ziehend, „und gesegnet sei die Stunde, die euch in unser bescheidenes Heim geführt. Ehrlicher Dups," fügte er, die Hand des Schornsteinfegers erfassend, hinzu, „ich befinde mich in deiner Schuld. Du warst meiner Familie stets ergeben und hast uns auch jetzt wieder einen wichtigen Dienst geleistet, indem du die beiden Ratbods uns zugeführt."

„Kann diesmal wirklich nichts dafür," antwortete Peter, „im Gegentheil, hätte ich ihre Absicht gemerkt, daß sie Euch zu Leibe rücken wollten, so würde ich mich nicht zu ihrem Führer gemacht haben."

„Ihr werdet uns doch nicht zürnen?" entgegnete Rudolf freundlich und bot ihm die Hand zur Versöhnung dar. „Hatten wir ja doch keine Ahnung, daß es noch eine zweite Linie Hohenheg gäbe."

„Potztausig, macht keine weitern Worte," lachte Dups, „ich bin Euch gut und leiste Euch jeden ehrlichen Dienst, — ja, wenn Ihr wollt, so führe ich Euch auch in's gräfliche Bergschloß, denn der Vogt dort ist der Bruder von der Base meiner verstorbenen Mutter, müßt Ihr wissen, und ihm verdank ich's, daß ich die Kamine im Schlosse kehren und fegen darf. Indessen sehe ich schon, daß Ihr für heute meiner nicht mehr bedürft, und darum empfehle ich mich." Damit schüttelte er Allen nach einander die Hand und eilte zum Zimmer hinaus.

„Ein herzensguter Bursch," äußerte der alte Freiherr, indem er ihm nachblickte. „Doch jetzt, meine lieben Vettern, will ich Euch Frau Irmgard, meiner Gattin, vorstellen, und ihr sagen, daß Ihr unsere geschätzten Gäste seid und während Eueres Straßburger Aufenthalts in unserem bescheidenen Hause wohnen werdet."

Die Brüder wollten diese übergroße Gastfreundlichkeit nicht annehmen, mußten sich aber schließlich doch dazu bereit finden lassen, da der alte Freiherr sagte: „Unsere Interessen gehen zusammen, mithin müssen wir auch zusammen leben. Das Dokument Eueres Großvaters bietet mir eine gewichtige Handhabe gegen die Grafen Hohenheg."

Bei diesen Worten faßte er die Brüder unter die Arme und stellte sie der Gattin vor, welche inzwischen von Richard schon Kenntniß erhalten hatte von dem wunderbaren Zufall, welcher vergessene und dennoch so liebe Verwandte ihrem Hause zugeführt.

(Fortsetzung folgt.)

In den freien deutschen Städten.

Editor.

Die Städte, die man früher die freien Reichsstädte genannt, oder welche zur mächtigen Hansa gehört, sind zwar heute auch nicht viel freier als das übrige Deutschland, in welchem allüberall der Kaiser mit seinem Regiment in den Vordergrund tritt, und zwar vor der Hand, meiner Meinung gemäß, zum Besten des deutschen Volkes, wie sehr auch die „Rothen" gegen solche Ansicht ihr Geschrei erheben mögen. Wer sich aber Deutschland mit nüchternen Augen so recht gründlich und allseitig betrachtet, der wird mit mir sagen, auch wenn er, wie ich, ein unverbesserlicher Republikaner ist: Gott segne den deutschen Kaiser und sein Regiment.

So glänzt denn auch in den Hansastädten — Hamburg und Bremen — die preußische Pickelhaube, waltet der preußische Postbeamte und herrscht die preußische Ordnung und Mannszucht. Der alte, so beliebte freistädtische Schlendrian mit seinem freiherrlichen Hochgefühl und den schön klingenden Phrasen ist abgethan, und an dessen Stelle stramme Disziplin und unablässiger Dienst getreten.

Sie sträuben sich zwar, die alten Rathsherrn und Senatoren von Bremen und Hamburg gegen diese Neuerungen im Regiment, das ihrer alten Reichsherrlichkeit beinahe ein Ende machte, obgleich viele Vorrechte dem Namen nach unangetastet geblieben sind. Die Weitsichtigsten unter ihnen aber sagen im Stillen, „'s ist recht so," wohl erkennend, daß die alte Hansa mit ihrer Aristokratie einerseits und dem gedrückten Spießbürgerthum andererseits denn doch nicht mehr in das Getriebe und Gefüge der Neuzeit paßt.

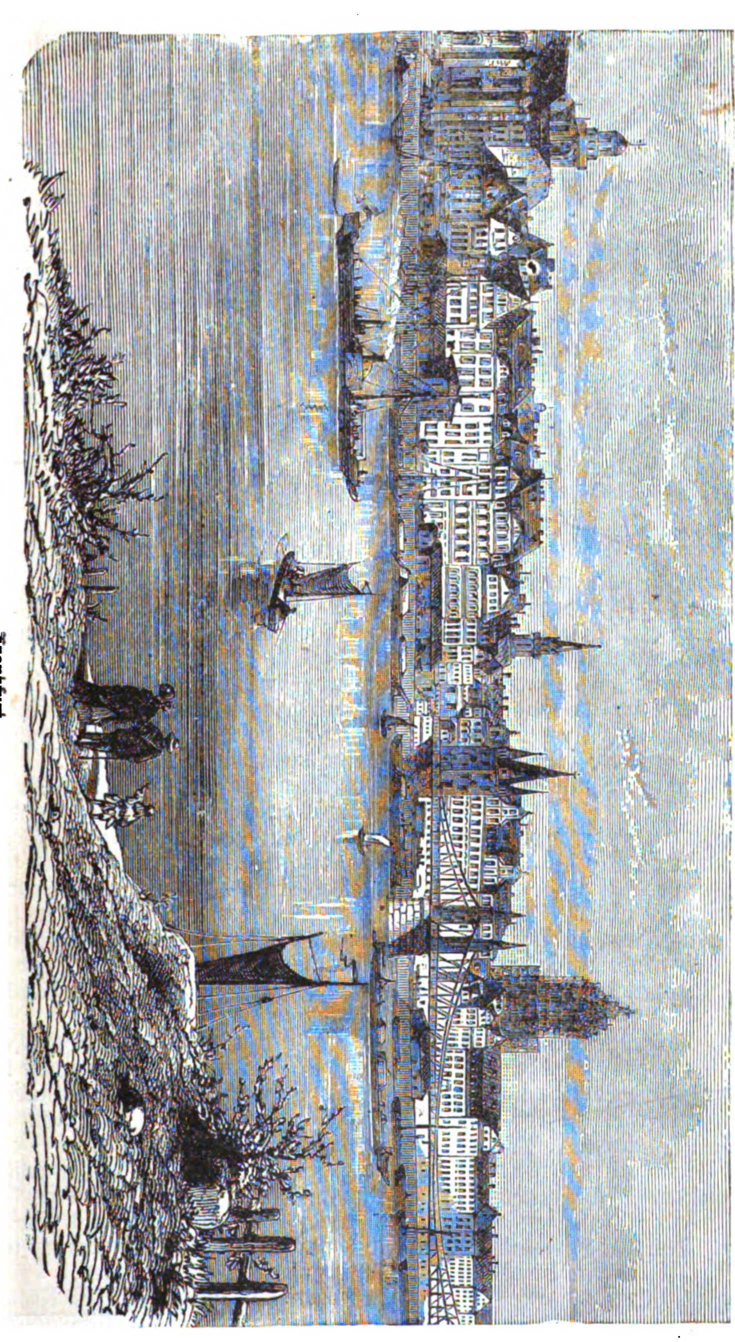
Manche aber sind unverbesserliche Hanseaten und werden es auch wohl bis zum Ende bleiben.

Namentlich macht der ächte Frankfurter immer noch ein gar grimmig Gesicht, wenn er auf die Preußen zu sprechen kommt, die ihm die alte Reichsherrlichkeit ganz und gar genommen und seine „feiste Stadt mir nichts dir nichts in den Preißesack gesteckt hen."

Wenn man aber diese alte Reichsstadt ein Vierteljahrhundert nicht mehr gesehen hat und sich jetzt umsieht und nach den Verwüstungen forscht, welche die „böse Preiße" angerichtet haben, so stößt das Auge nur auf Verschönerun-

Digitized by Google

gen, Erweiterungen, Verbesserungen, und das Ohr hört wenigstens nicht mehr von Noth, Hunger und Elend wie früher.



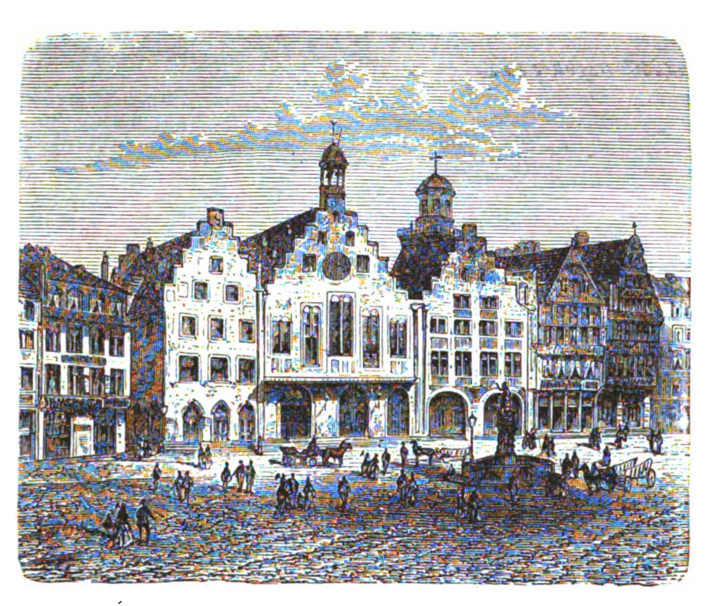
Frankfurt.

Das enge und öfters auch engherzige Frankfurt ist zur großen weiten Metropolis Mitteldeutschlands geworden. Lange Straßen, wie die Zeil, sind erweitert und mit prächtigen Bauten geschmückt, ganze Stadtviertel sind neu angelegt worden, und so groß ist die bewirkte Veränderung, daß ich einen Stadtplan zu Hülfe nehmen mußte, um in diesem neuen Häusermeer zurecht zu finden.

Selbst die alte Judengasse, diese kulturgeschichtliche Merkwürdigkeit, mußte weichen. Ich fand nur noch eine halbe, nämlich eine Häuserreihe des berühmten Ghetto, und auch diese wird seitdem abgetragen sein. Es war die höchste Zeit, denn die schmalen, drei bis vier Stockwerke hohen Häuser waren alle baufällig und mußten theilweise mittelst Stützbalken gehalten werden. Durch düstere, kleine Fenster fiel das Licht in die dunkeln mit altem Trödelkram angefüllten Zimmer, aus denen nachgerade nicht die feinsten Wohlgerüche uns entgegendrangen. Alte typische Judenweiber standen unter den Thüren und jüdische Handelsleute lagerten vor ihren Buden. Ueberall nur Alter und Zerfall, wenn auch merkwürdiges Alter, so daß manche der Ueberschriften an diesen Giebelhäusern wie: „Juda ist ein junger Löwe" (1 Mos. 49, 9), wie bitterer Hohn klangen.

„Dort kannst du auch noch das alte Roth-schild'sche Haus sehen," sagte unser freundlicher Führer, Dr. L. Nippert, Direktor des Frankfurter Seminars.

Und wirklich — hier stand der denkwürdige Bau, die Wiege der Geldfürsten, sich von den andern Häusern durch nichts unterscheidend als



Der Römer in Frankfurt.

dadurch, daß kein Kramladen darinnen zu finden, denn die mächtigen Barone Rothschild wollten nicht, daß die Stätte, wo ihr Urgroßvater und Großvater gewirkt, durch den schmutzigen Trödel und Schacher entweiht werde. Es wurde behauptet, daß die Rothschilds dieses alte Heim Stück für Stück abnehmen und als Familienandenken in einem ihrer Parks wieder aufbauen lassen würden. Ob sie wohl so viel Pietät entfalteten?

Noch ein merkwürdig Haus stand in dieser Judengasse, welches die Nummer 118 trug, wo 1784 der unter seinem Christennamen bekannte Ludwig Börne das Licht der Welt erblickte, der von Paris aus seine Schmähungen über Deutschland ergoß. Auch dieses alte Gebäude wird verschwunden sein, wie der Einfluß, den Börne einst ausgeübt.

Also auch dieses Viertel, in welches in der guten alten Zeit jeden Freitag Abend die Juden bis Montag Morgen eingeschlossen wurden, und außerhalb dessen sie nirgends in Frankfurt wohnen durften, ist von den Preußen abgethan.

Und etwa zum Nachtheil Frankfurts? „Nein, ihr Herren," sagte ich zu mehreren Frankfurter Journalisten, die mit nach Leipzig reisten, „schelten Sie doch nicht so sehr. Gott der Herr hat es gut gemeint, als er die Preußen in ihre Stadt schickte. Sie sieht ja aus wie verjüngt."

Drinnen in der Altstadt ist's aber so ziemlich wie vormals. Auf dem Goetheplatz schaut das Goethestandbild ernst und kalt auf die Menge; am Hirschgraben steht das noch gut erhaltene Vaterhaus Goethes; am westlichen Ende der Zeil erhebt sich das freundliche Standbild Schillers. Am Rathhausplatz beschaut der Wanderer den Römer, das Rathhaus, in welchem der Kaisersaal mit den vielen Bildern der deutschen Kaiser einladet. Wie sie so gedankenvoll aus den goldenen Rahmen auf das moderne Geschlecht herabschauen, als wollten sie sagen: „wir verstehen euch nicht und ihr versteht uns nicht recht; die Zeit hat eine zu große Kluft zwischen uns und euch gegraben!" Und diejenigen, die im neuen, weiten Amerika geboren und erzogen sind, verstehen jene alten Helden und ihre Zeit erst vollends nicht, welch' Mißverständniß ein junges, amerikanisches Dämchen so recht handgreiflich zum Ausdruck brachte, indem sie sagte: „Aber Papa, welch' verkehrte Welt muß es gewesen sein, in der diese steifen Menschen mit ihrer Rüstung und ihrem Schwert regierten!"

Und doch war jene Welt und jene Zeit die Grundlage, auf welcher sich die unsere aufbaute. Werden unsere Ur-Ur-Enkel wohl auch einmal von unserer verkehrten Welt sprechen?

Drüben im Dom, der 1867 abgebrannt, aber wieder neu und herrlich aus der Asche erstanden ist, wurden diese deutschen Kaiser vor dem Hochaltar gekrönt, und daselbst befindet sich auch das Grabdenkmal des deutschen Königs Günther von Schwarzburg. In der St. Paulskirche hat Anno '48 und '49 das deutsche Parlament getagt, in welchem manch' herrlich Wort gesprochen, aber auch so viel schwadronisirt worden, daß die ganze Herrlichkeit zu Wasser wurde.

So bietet sich in Frankfurt, wie überhaupt an historischen Orten, die alte und die neue Zeit die Hand. Die eine legte das Fundament, die andere arbeitet rüstig darauf weiter. Wer nun im Alten leben und schwärmen will, dem sei es auf eigene Kosten gestattet. Viel tausend Einsichtsvolle aber werden es vorziehen, indem sie das Alte richtig würdigen und benützen, frisch hineinzutreten in's neugestaltete Menschenleben, um tüchtige Kinder ihrer Zeit zu werden.

Zu diesen Neugestaltungen gehört in Frankfurt auch das Predigerseminar der Bisch. Meth. Kirche, dessen Abbildung in einem früheren Jahrgang unseres Blattes zu finden. Nicht nur haben sich die Methodisten auf's Nimmerfortgehen in Deutschland festgesetzt, sondern auch

Digitized by Google

ein gutes Seminar zur Ausbildung tüchtiger Kräfte gegründet, aus welchem bereits Dutzende tauglicher Arbeiter in's deutsche Feld gesandt wurden. „Dies ist ja eine unerhörte Neuerung," würden die alten Herren vom alten Frankfurter Bundesrath sagen und unwillig an den Perrücken zupfen. Und Leute vom alten Zopfstyl rufen auch heute noch: „Unerhört!" doch — dabei bleibt's. Die alten Kaiser sind nicht aus ihrer Gruft erstanden, um einen Kreuzzug gegen's Seminar zu beginnen; die alten Domprobste haben sich in ihren Gräbern nicht umgedreht; die Neuzeit, nein — Gott der Herr, der ja auch die neue Zeit leitet, hat seine schützende Hand auch über jenes Seminar erhoben und wird sie nicht zurückziehen; denn es kann nicht seine Absicht sein, die Welt von der zur völligen Religionsfreiheit führenden Bahn zurückzuführen zur Unduldsamkeit der guten, alten Zeit.

Schmuck und schön steht das Seminar auf dem Röderberg, dem von einer Rothschild gestifteten „Spitäle" gegenüber, so daß die Aussage meines Droschkenkutschers einigermaßen berechtigt war, als er mir sagte: „Die Judde unn die Methodiste henn de Röderberg eing'numme." Dem stattlichen an der Straße stehenden Seminargebäude schließt sich ein gutgepflegter Garten an, an dessen südlichem Ende das kosige Heim des Professors Sulzberger steht, von dem aus man über einen Weinberg und den Main hin das berühmte Sachsenhausen sieht, wo die höflichsten aller höflichen Menschen wohnen sollen. (?)

Großstädtischer als der Frankfurter ist der Hamburger angelegt. Er fühlt sich als Kind der drittgrößten Handelsstadt Europas, und hat seine 410,119 Mit-Einwohner hinter sich, was im „Reich" nur von Berlin übertroffen wird. Im Hamburger Hafen wehen die Flaggen aller seefahrenden Nationen; an der Elbe grünem (?) Strande geht es nicht weniger lebhaft her, als an den Docks zu London oder Liverpool; die Hamburger Handelsherrn sind gar solide Männer, welche mit ihren Millionen ruhig rechnen und andere dazu erhandeln und gewinnen; und in den preußischen Sack ist diese alte Hansastadt auch noch nicht gekommen, obschon manche meinen, sie sei nicht mehr weit davon.

Was Wunder denn, wenn sich das Hamburger Kind verhältnißmäßig so recht unabhängig = großstädtisch bewegt, und allen Ernstes glaubt, die alte, reiche Stadt sei der Mittelpunkt, um den sich die übrige Welt drehe! Draußen im Reich sind für den echten Hamburger die Kleinbürger, die Scheererei, der Kanzleiton, das Elend, die Armuth. Bei ihnen weht — so hörte ich sie wörtlich sagen — die Luft der großen Handels-Metropole, da steht man auf weitem kosmopolitischem Boden und hat sich über die kleine Reichsherrlichkeit erhoben.

St. Paul in Frankfurt.

Und doch wird der aufmerksame Fremdling auf jedem Schritt in Hamburg an das deutsche Kaiserreich und seinen Bismarck erinnert. Die preußische Pickelhaube glänzt in der alten Hansa so hell und beinahe so vielfach als in Berlin; die Reichspostverwaltung ist so korrekt wie dort, die stramme Militärdisziplin ist allüberall zu verspüren, und die behäbigen Hamburger mögen wollen oder nicht — sie gehören eben auch zum Reich.

So wohl es aber auch dem Sohne dieser reichen Hansastadt in ihren Mauern ist, so wenig kann sich der von der Südgrenze des Vaterlandes kommende, namentlich aber der Schweizer und Oesterreicher auf die Dauer daselbst heimisch finden. Die Luft ist ihm fast immer zu frostig; die Menschen, deren Dialekt er nicht leicht versteht, und die ihn nicht gut verstehen, scheinen ebenso zu sein; in Wahrheit sind sie es aber nicht. Die Umgegend ist flach und „moorig", wie sich ein Oberbayer ausdrückte, und gar vieles darnach angethan, bei dem Kind der Berge und der Kastanienwäldchen Heimweh zu erzeugen, so gut es ihm auch sonst bei den wohlhabenden Hamburgern ergehen mag.

Und dies Heimweh nach dem sonnigeren Süden drückt sich oft recht schmerzlich aus. Da wandere

Digitized by Google

ich am Sedantage, nachdem verschiedene Reden angehört und sonst wenig mehr zu thun war, weil alle Geschäftslokale geschlossen, das Elbufer entlang und besehe mir die Schiffe, die „schwarzen“ Wasser der Elbe, die Matrosen, die Waarenhäuser und anderes mehr, komme an ein etwas einsames Ufer-Plätzchen und höre Jemand ein längst bekanntes, beinahe vergessenes Lied aus alten Tagen singen. Jawohl, es sind die bekannten Worte, die ein guter Tenor in echtem Schweizerdialekt über die Elbe schickt:



Hamburg.

„Herz, mys Herz, warum so traurig?
Und was soll das Ach und Weh?
'S ist so schön i frömde Lande,
Herz, mys Herz, was fehlt der meh?

Was mer fehlt? Es fehlt mer Alles,
Bi so gar verlore hie.
Syg es schön i frömde Lande,
Doch es Heimet wird es nie.

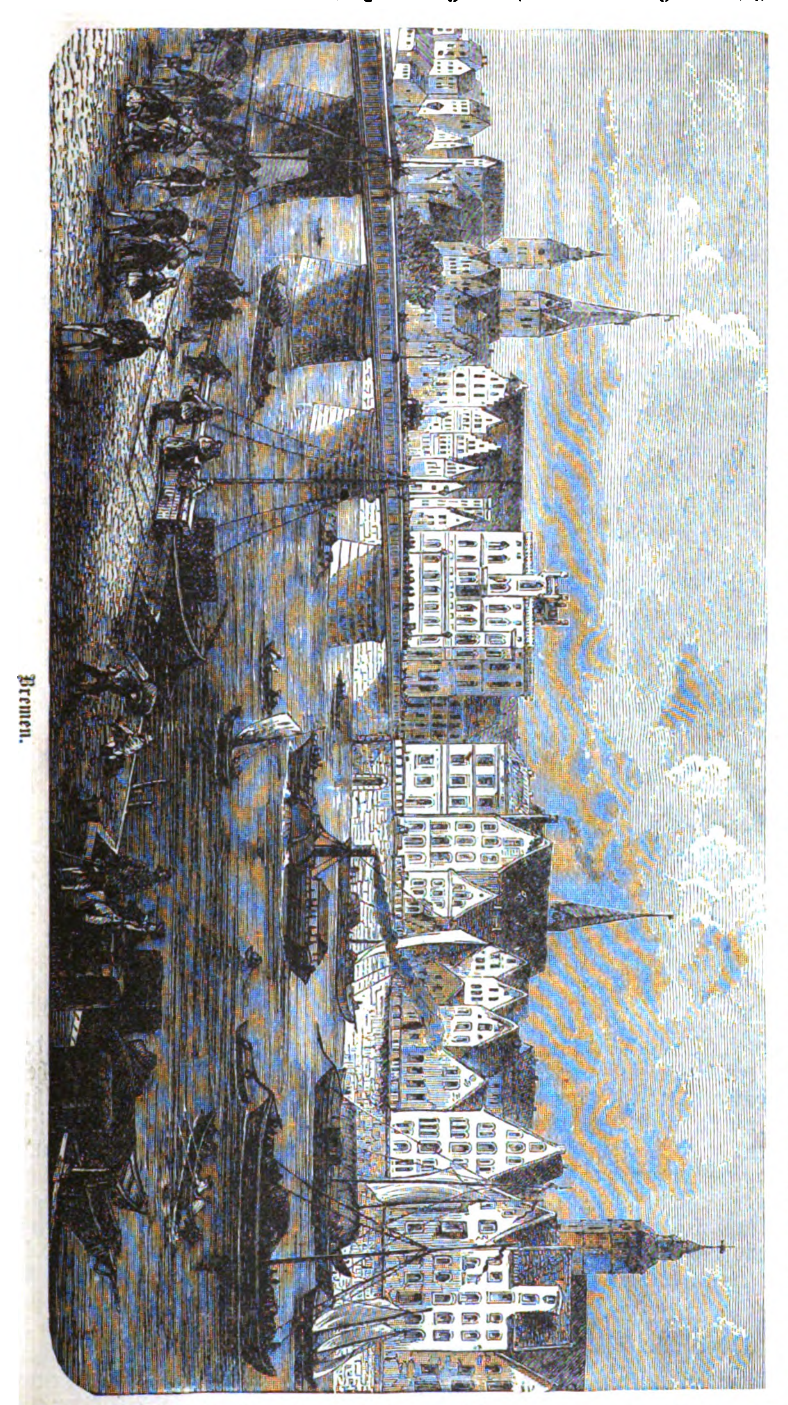
Herz, mys Herz i Gottes Name,
'S ist es Lyde, gib di dry!
Will der Herr, so cha er helfe,
Daß mer bald im Heimet sy.

Das sang der junge Schweizerbursch, ein ehrlicher Schuhmacher seines Gewerks, wie ich nachher von ihm erfuhr, in die kühle Luft des Nordens hinaus, unbekümmert darum, daß die Glocken von Nicolai herab in's Land hinaus vom großen Sieg frohlockten und die Festgäste zusammenriefen. Was ging das den Schweizer an! Er hatte das Heimweh, wie er mir auf meine Frage sofort ohne Rückhalt offenbarte; Heimweh, obwohl es ihm recht gut ging, und er ein schönes Stück Geld bei seinen Hamburgern verdiente.

Aehnlich ergeht es auch andern aus dem

Digitized by Google

Süden in Hamburg, und ich kann mir recht wohl denken, wie das kommt, obwohl Hamburg eine obwohl der echte Hamburger dem Kerne nach ein warmer gutmüthiger Mensch ist.


Bremen.

Da sind z. B. die beiden von dem Flüßchen Alster gebildeten Alsterbecken, das äußere und das innere, mit ihren ringsumher laufenden, mit Prachtbauten und Villen besetzten Straßen; da sind die großartigen Häfen, welche sich von Altona bis zum Billwärder Neudeich an der Elbe erstrecken und wohl tausend See- und Flußschiffen Raum gewähren; da ist die prächtige Nicolaikirche mit dem dritthöchsten Thurm in Europa, (höher als der Straßburger Münster und nicht ganz so hoch als St. Quen in Rouen oder der Kölner Dom); da ist die prächtige Lombardsbrücke zwischen der Außen- und Innen-Alster, der botanische und der Thiergarten, das Kriegerdenkmal und Dutzend andere schöne Punkte und Bauten.

Drinnen in der Stadt haust der behäbige Bürgersmann, der reiche Kaufherr, der Straßen-Araber, der Droschkenführer, der Schriftsteller, der würdige Pfarrer und hundert Andere, welche alle insgesammt hamburgische Gutmüthigkeit erzeigen und es dem Fremden recht heimisch machen können, so er nur weiß, wie ihr guter Kern zu erschließen ist.

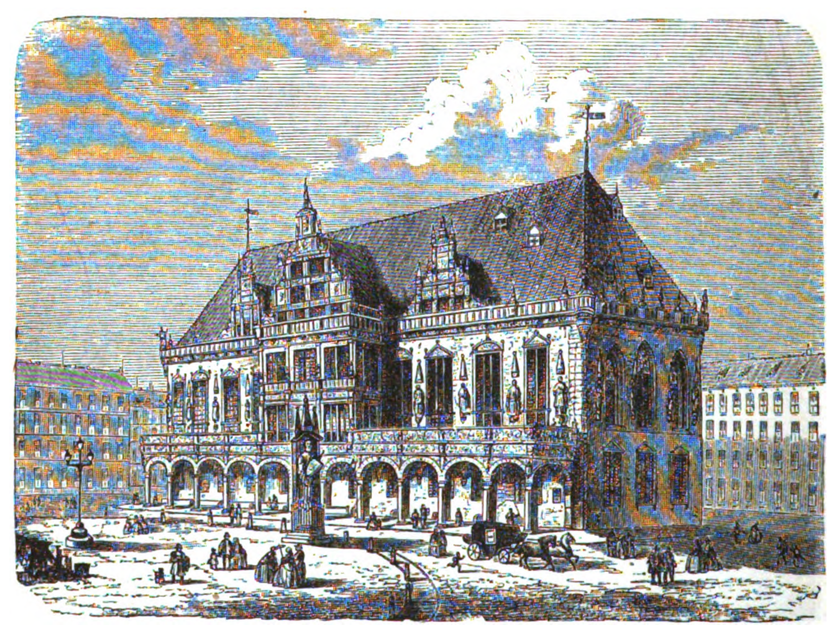
Weniger großstädtisch tritt uns Bremen entgegen. Sein Seehafen liegt meilenweit drunten an der Weser bei Bremerhafen, und auf dem Fluß bei der Stadt sieht man nur ver-

große, reiche Stadt ist, die äußerst prächtige Stadttheile und Straßen aufzuweisen hat, und

hältnißmäßig wenige kleinere Schiffe. Die langen, oft krummen, aber immer reinlichen Straßen, welchen entlang die großen Kaufhäuser stehen, sehen manchmal beinahe öde aus. Auf Reklame und Aufsehen hat es der Bremer offenbar nicht abgesehen. Kommt man aber in diese Kaufherrn-Bureaus, oder in diese Banken hinein, so zeigt der erste Blick, daß hier in aller Ruhe und mit echt nordischer Nüchternheit ein gar mächtig Geschäft betrieben wird, welches diese Weserstadt mit allen Enden der Erde in Verbindung bringt. Kaum wird dann und wann vom Chef ein Wort gesprochen, und doch thut das Personal des Bureaus seine Pflicht mit einer Regelmäßigkeit, die an den Gang einer wahrt, und es wäre gewiß kein Schade, wenn andere Seestädte, wie z. B. New York, ein gut Theil davon hätten.

Uninteressant aber ist deswegen die Weserstadt mit ihren hohen Giebelhäusern und ihren mittelalterlichen Bauten nicht.

Die an die Stelle der früheren Festungswerke getretenen Wallanlagen sind eine Zierde sowohl als ein Erholungsplatz. Das berühmte, im Kern gothisch aufgeführte, Rathhaus ist ein Bau, wie man deren nur wenige in der Welt zu sehen bekommt. Die großartige Börse darf sich mit unseren Monstrebauten in New York und Chicago messen, und der Dom stellt ein sehenswerthes Stück Mittelalter dar.



Das Rathhaus in Bremen.

gut regulirten Uhr erinnert. Das sind Leute, welche die Ordnung und den Geschäftstakt nicht erst vom „preußischen Regiment“ erlernt haben. Es steckt ihnen im Blut, und was nicht angeboren ist, wird anerzogen.

Und wie Bremen seine großartigen Geschäfte ohne Aufsehen zu erregen thut, so verschmäht es der reiche Bremer auch, durch äußern Prunk zu glänzen. „Das lassen wir den Laffen,“ sagte mir ein Banlier, „und leben, auch wenn wir etwas haben, wie vernünftige Menschen.“ Diesem Grundzug gemäß finden sich in Bremen weniger prächtige Bauten, weniger kostbare Karossen, weniger auffallend gekleidete Damen, weniger Gecken als in irgend einer mir bekannten Seestadt. Der Bremer hat seinen schlichten, bürgerlichen Hansasinn im großen Ganzen bewahrt, und es wäre gewiß kein Schade, wenn andere Seestädte, wie z. B. New York, ein gut Theil davon hätten.

Während nun diese „freien“ Städte des Reichs bei aller charakteristischen Verschiedenheit auch wieder Merkmale aufweisen, welche ihre Zusammengehörigkeit bezeugen, so ist mir hier, wie im deutschen Reich im Allgemeinen, die rücksichtslose Nichtachtung des Christenthums von Seiten der Mehrzahl der Bevölkerung aufgefallen. Dieselbe zeigt sich auf verschiedene Art. Bei dem Frankfurter in zügelloser Lust und in wegwerfender Manier; beim Hamburger in überhebender Vernünftelei; beim Bremer in sich abschließendem Stolz. Im Ganzen findet sich in Bremen und Lübeck wohl noch mehr kirchlicher, wenn nicht christlicher, Sinn, als in irgend einer der früheren größeren Reichsstädte. Aber echt christlich, das heißt ein Kind Gottes, ist der Durchschnitts-Bremer auch nicht.

Digitized by Google

Während dies nun von der Menge gesagt werden muß, sind auch viele rühmliche Ausnahmen zu verzeichnen, und hat sich die Thätigkeit evangelischer Christen auch in diesen freien Großstädten Deutschlands entfaltet und bereits reiche Früchte getragen.

Ich hatte z. B. das Glück, eine lange Bahnstrecke mit einem Hamburger Senator zu reisen, welcher bald sein Herz öffnete und sich als echt bibelgläubiger Mann zu erkennen gab, den der Abfall seines Volkes tief schmerzte, und der mir sagte, daß hunderte Gleichgesinnter täglich in Hamburg zu Gott riefen, daß er sich doch erbarmen möge über das geistliche Elend, in welches die Mehrzahl versunken. Und dieses Zeugniß legte er vor einer Gesellschaft raffinirter Spötter ab.

Gottes Kinder haben in diesen Städten gar manches Werk der innern Mission gegründet, und viele Sünder sind dadurch gerettet worden. Nebst vielen dem Unglauben verfallenen Pfarrern verkünden auch treue Zeugen das reine Evangelium. Unvergeßlich wird Pastor Funke in Bremen bleiben. Pastor Rinck in Hamburg, welcher den „Nachbar" und den „Deutschen Kinderfreund" herausgiebt, thut ein großes Werk. Möge Gott seine Arbeit auch fernerhin segnen. Und auch in dem leichtfertigen Frankfurt fehlt es nicht an Anstrengungen der Kinder Gottes zur Rettung des Volkes.

Wie bereits bemerkt, sind auch die Methodisten in diesen Reichsstädten thätig, und wenn die Gläubigen der Landeskirche dieselben als Mitarbeiter zur Rettung und nicht als hinderliche Eindringlinge ansehen lernen, so werden sie in diesen Methodisten treue Verbündete finden.

In stiller, aber nachhaltiger, in echter Bremer Weise wirkt der methodistische Verlag in Bremen, der schon Tausenden zum reichen Segen wurde. Die methodistischen Gemeinden sind Weckstimmen für andere geworden, und auch die Diakonissenhäuser der Methodisten zu Frankfurt und Hamburg haben bereits eine verbreitete Thätigkeit entfaltet.

Die Fortschritte mögen geringe sein; viel zu geringe für die menschliche Ungeduld. Aber das Reich Gottes kommt doch. Es kommt alle Tage und fortwährend erfüllt sich das Wort des Herrn: „Nun wird der Fürst dieser Welt ausgestoßen werden."

Weihnachtssorgen.

Editor.



Wer kennt sie nicht, die süßen Weihnachtssorgen, das Denken und Sinnen, was will ich den Lieben geben; das Heimlichthun und all die Liebesgänge, die da gemacht werden müssen!

Freilich — wer nur so zufahren und ohne Bedenken einkramen will, der braucht sich den Kopf nicht zu zerbrechen. Er kauft eben das nächste beste. Wer aber haushalten muß, und dabei wirklich Werthvolles kaufen möchte, der wird zu grübeln haben, nicht deßwegen, weil der Markt so wenig, sondern weil derselbe so Vieles bietet, daß die Wahl auch die Qual bringt.

Da sind die Spielwaarenhändler, die für die Kleinen eine solche Menge Herrlichkeiten aufgehäuft haben, daß man nicht weiß, wo zugreifen. Der Ellenwaarenhändler legt eine ausgesuchte Auswahl der besten und feinsten Sachen zur Schau. Die Läden mit den Galanteriewaaren setzen wahrhaft Verführerisches aus. Der Uhrmacher reizt die Knaben mit den niedlichsten Produkten seiner Kunst, und gar der Piano- und Orgelhändler — nun davon wollen wir schweigen. Kurz — Weihnachten bringt die süße Sorge, die Wahl und die Qual.

Da der Mensch aber nicht vom Brote allein lebt, und wir unsern lieben Lesern in ihren Sorgen ein wenig helfen möchten, so erlauben wir uns, sie auf einen Markt zu führen, wo Geist, Herz und Gemüth bereichert werden — auf den Büchermarkt. Wir haben eine werthvolle Auswahl getroffen, und geben die Versicherung, daß die den Büchern beigefügte Urtheile sich auf persönliche Kenntniß gründen; zu bemerken aber ist, daß ich nicht alles in diesen Werken Gesagte unterschreibe. Um die Qual der Wahl noch kürzer zu machen, sind die auserwählten Bücher unter Abtheilungen gebracht und wer dann gefunden, der bestelle bei Walden & Stowe, in Cincinnati, oder, was vielleicht noch bequemer, wende sich an den nächsten Prediger der Bisch. Meth. Kirche.

Für die Kleinsten.

Bilderbücher aller Art, mit farbigen und nicht farbigen Bildern, große und kleine, aus allen Gebieten und zu allen Preisen von 10 Cents aufwärts bis zu fünf Dollars. Man sage nur, wie viel man auszugeben gesonnen, wie alt das Kleine etwa ist, und aus welchem Gebiet man Bilder zu haben wünscht: Thiere, Blumen, Scenen oder Menschen.

Ein ächtes Bilderbuch ist für das Kind eine Welt des Vergnügens und der Belehrung. Wenn du es aber nur heim bringst und sagst — hier ist ein Bilderbuch — so wird der darin verborgene Schatz ungehoben liegen bleiben. Nimmst du aber das Kleine auf den Schoß und zeigst und sprichst und erklärst

und erzählst wieder und wieder, so bringt das geringe Kapital tausendfache Zinsen. Es wird zu einem fast unerschöflichen Quelle der Freude und zu einem wahren Bildungsmittel. Aber nur nicht allzufrüh die Plagerei mit dem A. B. C.; nur nicht den Versuch machen, so übergescheidte Kinder zu erziehen. Laß dein Kind ein Kind sein, und wenn die Zeit zum A. B. C. kommt, dann — fest daran.

Für die strebsame Jugend.

Für Herz und Geist. Ein Jugend- und Volksbuch. Uebersicht: Erzählungen und Skizzen, Märchen, Sagen, Anekdoten, Gedichte, Räthsel u. s. w. Gräse. $2.00.

Das alte Wunderland der Pyramiden. Geographische, geschichtliche und kulturhistorische Bilder der Vorzeit. Mit 160 Textabbildungen. Dr. K. Oppel. $2.25.

Sinai und Golgatha. Reise in das Morgenland. 11. Auflage, mit acht Ansichten, einer Karte des Morgenlandes u. s. w. Fein gebunden mit Goldschnitt. Dr. F. Strauß. $1.75.

Geographische Charakterbilder aus der Länder- und Völkerkunde. Nach Darstellungen der deutschen und ausländischen Literatur. In 3 elegant gebundenen Bänden. O. W. Grube. $5.50.

Charakter-Bilder aus der Geschichte und Sage. 1. Theil. Die vorchristliche Zeit. 2. Theil. Das Mittelalter. 3. Theil. Die neueste Zeit. Mit 3 Stahlstichen. Alexander der Große. Karl der Große. Friedrich der Große. 21. Aufl. Prachtband. A. W. Grube. $3.50.

Deutsche Literaturgeschichte, mit 200 Bildnissen und erläuternden Abbildungen im Text, und 37 zum Theil farbigen Beilagen außerhalb des Textes. 8. Auflage, sehr schön gebunden. Dr. R. König. $6.50.

„Für die strebsame Jugend" haben wir diese Abtheilung überschrieben, denn die unstrebsame wird an diesen gehaltvollen Werken keinen Gefallen haben. Sie sind jedoch nicht allein der Jugend, sondern auch Erwachsenen zu empfehlen.

Königs Literatur-Geschichte wurde hierher gesetzt, weil ich dieselbe vermöge ihres reinen Inhaltes und ihrer prächtigen Illustrationen für Familiengebrauch zweckmäßig erachte.

Die Schilderung des Morgenlandes (Strauß) ist die einzige größere Reisebeschreibung, die ich je in einem Zug durchlas, so sehr fesselte mich das Buch.

Grubes Charakterbilder sind weltberühmt, und Oppels Egypten ist ein für Jedermann, namentlich den Bibelforschern werthvolles Buch.

Bibeln.

Neue illustrirte Familien-Bibel. Altes und neues Testament nach Dr. Martin Luther. Mit Apokryphen, Concordanz und Randparallelen, nebst einer umfassenden und kritischen Geschichte aller Bücher der Bibel, einer Geschichte aller Glaubensgenossenschaften und Sekten in der Welt, chronologischen und anderen werthvollen Tabellen, Beschreibung der Thiere, Bäume, Pflanzen und Früchte der Bibel, morgenländische Sitten und Gebräuche, die vierzigjährige Wanderschaft, der jüdische Gottesdienst, Götzen und Abgötterei der Alten, Länder und Völker der Bibel, das heilige Land, die Stadt Jerusalem und ihre Umgebung, Bibelprophezeiungen und ihre Erfüllungen u. s. w., nebst folgendem extra Inhalt: 150 Seiten kleinere und größere Illustrationen mit deutschem Text. 24 Dore's biblische Prachtbilder, 12 Stahlstiche, fünf Blatt Illustrationen der Stiftshütte in Gold und Farbendruck, alle mit deutschem und englischem Text versehen. Vier Blatt Familien-Register nebst einem sehr schönen Trauschein mit deutschem Text. Außer diesem enthält die Bibel vier Blatt colorirte Illustrationen von Pflanzen, Bäumen und Thieren nebst vier Karten der heiligen Schrift.

Die billigeren Ausgaben übergehend, nenne ich No. 3 und No. 4.

No. 3. Gebunden in Marocco, Seiten und Rücken voll und schön vergoldet, stark panelirt, Goldschnitt u. s. w. Diese Ausgabe enthält Alles in obiger Beschreibung und Schloß. Preis (eine Prachtausgabe) $12.00.

No. 4. Gebunden in Marocco superextra, sehr schön und geschmackvoll gebunden (ganz neuer Entwurf), Rücken und Seiten vergoldet, tief panelirt u. s. w., enthält Alles in obiger Beschreibung mit Schloß. Preis $15.00.

Familien-Bilderbibel. Ein Hundert prächtig ausgeführte Holzschnitte, mit beigefügtem Text, besonders geeignet für Geschenke. Schön gebunden $2.75.

Kann man ein schöneres Christgeschenk machen, als das Buch aller Bücher, namentlich in solcher Prachtausgabe. Wer aber billiger kaufen will, der gebe nur den Preis an und er kann bedient werden von $1.00 aufwärts.

Für Sänger und Musikliebhaber.

Concordia. Ein hundert Chorgesänge, nebst der ausführlichen Gesanglehre. — Preis $1.25.

Liederlust und Psalter. 192 neue Lieder und Melodien. Preis in Muslin — . Preis in Pappendeckel —

Psalter und Harfe. In Muslin $0.60.

Frohe Botschaft in Liedern. E. Gebhardt $0.50.

Zions Perlenchöre. E. Gebhardt $1.25.

Wir haben, wie es sich für unser Magazin geziemt, nur christliche Liederbücher angeführt — aber gute. Walzer und Hopser gehen uns nichts an.

Neue, gute Erbauungsbücher.

Funke, Andachten. 2 Bände. $2.50. Ganz neu.

Willst du gesund werden? $1.50.

Funkes Andachtsbücher sind keine Gebetbücher, sondern frische, biblische Betrachtungen, die aus dem tiefen Born der heil. Schrift schöpfen und in außerordentlich fesselnder Weise geschrieben sind.

Für Frauen und Jungfrauen.

Album einer Frau. Die Aufgabe und Pflichten der Frau im Familienkreise. Sehr schön gebunden, Goldschnitt. $2.00.

Der deutschen Jungfrau Wesen und Wirken. Winke für das geistige und praktische Leben, unter vier Abtheilungen. Herz, Geist, Haus und Welt. Sehr gut gehalten. Caroline Milde. Fein gebunden mit Goldschnitt. $2.50.

Digitized by Google

Unsere Pilgerfahrt von der Kinderstube bis zum eigenen Herd. 5. Auflage, mit 8 Illustrationen. Prachtband und Goldschnitt. Elise Polko. $2.00.

Kinderstube. E. Polko. Sammlung von Citaten und Gedichten für Mütter, Kinder und Erziehung. Mit einem Titelblatt in Farbendruck. Prachtband und Goldschnitt. $1.85.

Der weibliche Beruf. Ottilie Wildermuth. $1.25.

Die Heimath der Frau. Ottilie Wildermuth. $1.75.

Caroline Mildes Schrift ist weit verbreitet und von Frauen und Jungfrauen hochgehalten; und Elise Polkos Werke sind ebenso beliebt — Niemand aber ist mehr berufen für Frauen zu schreiben, als die kernchristliche Hausmutter und gemüthvolle Schriftstellerin Ottilie Wildermuth.

Für Geschichtsliebhaber.

Geschichte der Vereinigten Staaten von John C. Ridpath. Groß Oktav, 554 S. In Halbfranz mit Rücken- und Seitenvergoldung. $3.50. Populäre Ausgabe $2.50.

Geschichte der Bisch. Meth. Kirche in den Ver. Staaten. Von Dr. A. Stevens. Ins deutsche übertragen von H. Liebhart. Zwei Bände $3.00.

Lebensbilder aus der Geschichte des Methodismus. Von F. Kopp. $1.50.

Germania. J. Scherr. Zwei Jahrtausende deutschen Lebens. Kulturgeschichtlich geschildert, mit über 300 Text-Illustrationen. Ein wahres Prachtwerk, fein gebunden, Goldschnitt $7.30.

Geschichte der deutschen National-Literatur. Dr. A. F. C. Vilmar. $3.25.

Bildersaal der Weltliteratur. Zwei große Oktavbände. $7.00.

Lesebuch der Weltgeschichte, oder die Geschichte der Menschen von ihrem Anfang bis auf die neueste Zeit. 3 Bände in 2 gebunden. Besonders empfehlenswerth für Sonntagschul-Bibliotheken und den Familien-Gebrauch. W. Redenbacher. $4.00.

Lehrbuch der Weltgeschichte, mit besonderer Rücksicht auf Cultur, Literatur und Religionswesen. Dr. G. Weber. 2 Bände. Octav. Halbfranz. $7.00.

Die Geschichte der Ver. Staaten sollte jeder Bürger dieses Landes kennen. Die Geschichtsbücher über den Methodismus sind anziehend geschriebene Werke und werden nur Die langweilen, welche an Sensationsromane gewöhnt sind. Scherrs Werke wurden von den Kritikern hoch erhoben und auch wir anerkennen seine Verdienste, würden aber seine Arbeiten nur gegründeten Christen anvertrauen, da der Verfasser nicht auf positiv christl. Standpunkte steht. Redenbacher und Villmar dagegen haben biblischen Grund unter sich, und hat der erstere in seinem Lesebuch ein vorzügliches Volksbuch verfaßt.

Für Sonntagsschullehrer und Prediger.

Das Buch der Gleichnisse. Von H. Liebhart. Bibl. Wahrheiten in Bildern und Beispielen. 558 Seiten Großoktav. In Muslin $2.50. In Halbfranz mit Rücken- und Seitenverzierung $3.00.

Kritisch-praktischer Commentar über das Neue Test. Von Dr. Wm. Nast. (Matth., Mark. und Luk.) $6.00.

Allgemeines Handwörterbuch der heil. Schrift. Eine kurzgefaßte Beschreibung und Erklärung der in der Bibel genannten Städte, Länder, Völker, Personen, Namen, Lehren, Symbole ꝛc. Von L. Nagler. Gr.-Octav. 512 Seiten. Das billigste derartige deutsche Handwörterbuch. $2.50.

Theologisches Universal-Lexikon. Ausgezeichnet für solche, denen größere Werke, wie Herzog ꝛc. zu theuer sind. $8.50.

Biblisches Handwörterbuch. Von H. Zeller. Ebenfalls ein berühmtes Buch. $6.00.

Biblische Handconcordanz. Bremer Verlag. $2.00.

Sollte der Prediger, der S. Schullehrer, die liebe Lehrerin, sollten sie von ihren Schülern und Gemeinde-Mitgliedern nicht auch bedacht werden am Christtag? Gewißlich. Hier sind einige gute Geschenkbücher angeführt, womit nicht gesagt ist, daß anderes nicht auch passend wäre.

Gedichte.

Palmblätter. Prachtausgabe mit Illustrationen, nach der Zeichnung von Gloß, Grunewald, König, Thumann, Winkler und Andern.

Quarto, Prachtb., Goldschnitt. $5.00.

Mittelausgabe, fein gebunden mit Goldschnitt. $2.00.

Textausgabe in Muslin. $1.00.

Amerikanische Ausgabe. — 388 Seiten, 18mo., Musl. mit Seitent. $0.80. 388 Seiten, 18mo., Goldschnitt und Seitent. $1.25. 388 Seiten, 18mo., Muslin mit Goldschnitt und verziertem Seitentitel. $1.50.

Blumen und Sterne. Vermischte Gedichte. Fein gebunden mit Goldschnitt. $2.00.

Deutsche Ostern. Zeitgedichte, fein gebunden mit Goldschnitt. $1.35.

Pfingstrosen. Gedichte, fein gebunden mit Goldschnitt. $1.75.

Alle diese Werke sind von dem berühmten K. Gerok.

Hausgarten. Elise Polko. Sammlung von Citaten und Gedichten über das Leben der Frau. Mit einem Titelblatt in Farbendruck. Prachtband und Goldschnitt. $1.85.

Deutscher Dichterwald. G. Scherer. Lyrische Anthologie, mit vielen Illustrationen. Prachtband und Goldschnitt. $2.50.

Leben und Heimath in Gott. J. Hammer. Religiöse Gedichte zur Erbauung und sittlichen Veredelung. Fein gebunden mit Goldschnitt. $2.50.

Schau' um dich und schau' in dich. J. Hammer. Eine Sammlung geistreicher Poesie. Schön gebunden mit Goldschnitt. $1.15.

Dichtergrüße. E. Polko. Neuere deutsche Lyrik, mit vielen Illustrationen. Prachtband und Goldschnitt. $2.25.

Album für Deutschlands Töchter. Lieder und Romanzen mit Illustrationen. 4to. Prachtband mit Goldschnitt. $5.00.

Johann Phil. C. Spitta, Psalter und Harfe. Sammlung christlicher Poesie, zur häuslichen Erbauung. 34. Aufl. Gebunden. $1.15.

Digitized by Google

Gerok ist ein christlicher Dichter von Gottesgnaden, dessen Werke noch lange vielen zum Segen bestimmt sind. — E. Polko versteht es wie keine andere Frau, das zu sammeln und zusammenzustellen, was Frauen gewöhnlich suchen. Hammer hat durch seine innigtiefen, vom Christenthum durchdrungenen Dichtungen Tausende angezogen.

Erzählungen und Biographien.

Da wird uns selbst die Wahl schwer, und müssen wir auf den deutschen Katalog von Walden & Stowe verweisen, welcher gratis zu haben ist.

Bemerkt sei, daß in dieser, wie in andern Rubriken nicht bloß das Neueste, sondern auch vieles Alte sich ausgezeichnet eignet. Z. B. Leben und Wirken von Wm. Carvosso; Hester Anna Rogers; Die Familie Schönberg-Cotta; Kitty Trevylijans Tagebuch; Edle Frauen; Das Pfarrhaus im Harz u. s. w.

Für Kinder bietet die Bibliothek A, die Handbibliothek und das Schatzkästchen, sowie die 100 Bände umfassende Jugendbibliothek des Schönen und Guten gar viel.

Aus der neueren und neusten unter diese Rubrik gehörenden Literatur greifen wir für reifere Leser heraus: Ottilie Wildermuth Schriften. (Bilder und Geschichten, 3 Bände, $3.00. Augusta, $1.00. Perlen aus dem Sande, $1.75. Zur Dämmerstunde, $1.75. Beim Lampenlicht, $1.75.)

Verloren und gefunden. Von der Verfasserin: Ein Blatt auf Vronys Grab, $1.00.

Unter dem Christbaum. Agnes Volmar. $1.75.

Ida May von A. Steen. $1.60.

Haus und Herd.

Gewiß eines der schönsten Geschenke auf dem Büchermarkt. Schmuck und frisch kommt es jeden Monat und bringt gute Sachen aus der neuen und alten Welt. Sendet dasselbe als Weihnachtsgeschenk euren Freunden in diesem und dem alten Vaterlande.

So — nun haben wir den lieben Lesern die Wahl erleichtert. Daß die Qual dadurch gänzlich erspart bleibt, bilde ich mir nicht ein, glaube jedoch einen Beitrag zu der um die Christagszeit so häufig gestellten Frage geliefert zu haben: „Was schenken wir unsern Lieben?"

Zu Hause.

Von einer Hausfrau.

Turkey. Man nimmt einen jungen Hahn und nachdem er in- und auswendig gereinigt, läßt man ihn einen Tag im Kalten hängen. Dann wascht man ihn in- und auswendig recht sauber mit kaltem Wasser und trocknet ihn mit einem reinen Tuch. Darnach nimmt man Bäckerbrod, einen Tag alt, oder auch zwei, zerbröckelt es in eine große irdene Schüssel, gießt kochendes Wasser darüber, läßt es aber gleich wieder ablaufen, dann nimmt man ¼ Pfund Butter, ein wenig Salz, etwas schwarzen gemahlenen Pfeffer, und einen Theelöffel voll geriebenes Salbei (Sage) dazu; man rührt mit einem starken Löffel alles gut durcheinander und schmeckt, ob es recht gewürzt ist. Dann nimmt man den Hahn, streut etwas Salz und Pfeffer hinein, füllt ihn mit dem zubereiteten Brode und näht ihn fest zu, die Beine und Flügel werden sorgfältig aufgebogen und fest gebunden, damit sie saftig braten, man streut etwas Salz und Pfeffer darüber und legt ihn in eine tiefe Bratpfanne, und nachdem man etwas Butter über die Brust gestrichen, eine Tasse Wasser in die Pfanne gegossen, stellt man den Hahn in einen heißen Backofen, man begießt ihn oft mit der heißen „Sauce" und dreht ihn fleißig um, man läßt einen jungen Hahn 2 Stunden lang recht braun braten, und wenn weich, legt man ihn auf eine heiße Schüssel. Dann nimmt man einen Löffel voll Mehl, rührt es in die heiße „Sauce", läßt es oben auf den Ofen einige Mal aufkochen, gießt etwas kochendes Wasser hinein, wenn zu dick, rührt es gut durcheinander und schmeckt ob recht gewürzt. Darnach servirt man Turkey und „Sauce".

Chicken Pie. Man nehme junge Hühner, nachdem sie gewaschen und gereinigt, schneidet man sie in 4 oder 5 Theile, je nach der Größe. Man stellt sie ans Feuer mit soviel Wasser, das sie gut bedeckt, schäumt sie ab und kocht sie bis sie weich sind. Dann thut man etwas Salz und schwarzen gemahlenen Pfeffer hinein, nimmt einen großen Eßlöffel voll Mehl in eine Tasse, und rührt mit ein wenig Wasser das Mehl gut durcheinander, so daß es ganz frei von Klumpen bleibt, darnach gießt man es in die kochende Brühe, rührt es wieder gut durcheinander, und schmeckt ob alles recht gewürzt ist, läßt es einige Mal aufkochen und gießt es darnach in eine tiefe irdene Schüssel, die Hühner dürfen nur etwas mehr wie halb mit Brühe bedeckt sein, sonst verkocht sich die Brühe in dem Backofen. Dann macht man einen Teig von gesiebtem Mehl, ½ Tasse Butter, ½ Tasse Schmalz, ein wenig Salz, 2 Theelöffel voll Backpulver und kaltes Wasser genug, um den Teig anzurühren, man rollt den Teig einen halben Zoll dick aus, legt ihn oben auf die Schüssel und macht ihn groß genug, daß er gut um den Rand gebogen und fest angedrückt wird, oben sticht man mit dem Messer einige Löcher hinein. Man stellt die Schüssel in einen heißen Backofen, läßt sie 20 Minuten darin stehen, bis die Kruste ein schönes halbbraun annimmt. N. B. Butter und Schmalz, und was

Digitized by Google

man immerhin zum Backen gebraucht, muß wohlschmeckend sein, unten in die Schüssel legt man keinen Teig, da derselbe zuviel Brühe aufnimmt und dann zu steif wird.

Kalbfleischsuppe für Kranke. Es wird dazu ein mageres Stück genommen, wenn es anfängt zu kochen, wird abgeschäumt, die Brühe durch ein Sieb gegossen und mit abgebrühtem Reis gahr gekocht. Hat man Spargel oder Blumenkohl, so kann man solches abgekocht hineingeben, und nachdem es weich geworden, die Suppe, wenn es dem Kranken erlaubt ist, mit einem frischen Eidotter und etwas Muskatnuß, oder feingehackter Petersilie und Salz abbrühen.

Frische Bratwurst zu braten. Man lege die Wurst in die Pfanne, begieße sie mit kochendem Wasser, lasse sie ungefähr eine ½ Stunde ziehen, dann gieße man das Wasser weg, lege die Wurst zurück in die Pfanne, durchsteche sie mit der Gabel, und lasse sie im Ofen oder auf dem Ofen braun braten.

Zur Bratwurst macht Kartoffel-Salat ein gutes Abendessen. Man nimmt Kartoffeln von mittlerer Größe, wascht sie rein, und thut sie dann mit der Schale ohne Salz kochen, bis sie gahr sind, zerfallen dürfen sie nicht, man gießt das Wasser ab, den Topf stellt man wieder einige Minuten aufs Feuer, nehme den Deckel ab, schwenke die Kartoffeln, damit die wässerigen Theile verdampfen, man schält sie und läßt sie dann eine halbe Stunde stehen, dann schneidet man sie in so dünne Scheiben als nur möglich, man nimmt eine Zwiebel, schält und schneidet sie ebenfalls dünn, und thut dieses miteinander in eine tiefe Schüssel, streut Salz und Pfeffer darüber und Essig genug, um dem ganzen einen angenehmen Geschmack zu geben, zuletzt nimmt man reines Schmalz, macht es heiß, einen Eßlöffel voll zu jedem Pint Kartoffelscheiben, gießt es heiß über den Salat und rührt alles gut durcheinander.

Gebackener Fisch. Man nimmt einen frischen Fisch von 4 bis 6 Pfund und reinigt ihn sorgfältig. Dann nimmt man feingestoßenes Brod, 2 Eßlöffel voll Butter, ein wenig Salz, etwas gehacktes frischgesalzenes Schweinefleisch, eine feingehackte Zwiebel und ein Ei, man rühre dieses gut durcheinander, fülle den Fisch, nähe ihn zu, und lege ihn in eine tiefe Bratpfanne, streue Salz und Pfeffer darüber und einige Stückchen gesalzenes Schweinefleisch, man gießt ein Pint Wasser in die Pfanne, und stellt es 1½ Stunde im heißen Backofen, begießt den Fisch oft mit der heißen „Sauce" und wenn fertig, rührt man etwas Mehl in die „Sauce". Man gibt Acht, daß der Fisch ganz bleibt, da er sonst das Aussehen verliert, wenn man ihn servirt.

Sauerkraut. Dasselbe wird fest ausgedrückt und nach Belieben etwas gewässert. Dann stellt man es mit kochendem Wasser auf das Feuer und läßt es eine Stunde kochen. Ungefähr eine halbe Stunde vor dem Anrichten macht man frisches Schmalz recht heiß, läßt eine Zwiebel darin gelb braten, die man indeß wieder heraus nimmt, man rührt auch einen Löffel voll Weizenmehl ins heiße Fett und gießt es über das Kraut und rührt es darnach gut durcheinander. Sehr gut ist es, durch das gekochte Kraut eine große rohgeriebene Kartoffel zu rühren, man läßt es dann noch eine kurze Zeit kochen, giebt aber Acht, daß es nicht anbrennt. Sauerkraut sollte immer in einem irdenen Topfe gekocht werden. — Man ißt mit Sauerkraut feingestoßene Kartoffeln. Diese werden geschält, reingewaschen und gekocht, feingestampft, darnach thut man etwas Salz, Butter und frische Milch hinein, rührt alles gut durcheinander, läßt ja nichts anbrennen und servirt sie dann in einer heißen Schüssel.

Kartoffeln, Schweinerippen und saure Aepfel zusammen gebraten. Man setzt in einer etwas flachen Bratpfanne ein Stück Schweinsrippen zur Hälfte mit Wasser bedeckt und etwas Salz auf ein mäßiges Feuer, deckt die Pfanne fest zu und läßt das Fleisch 1½ Stunde mäßig kochen und gelblich braten. Alsdann nimmt man es heraus, belegt die Pfanne mit kleinen rundgeschälten und reingewaschenen Kartoffeln, streut ein wenig Salz darüber, legt die Rippe darauf, und zwar die offene Seite nach oben, füllt die Höhlung derselben mit geschälten, in 4 Theile geschnittenen sauren Aepfeln, gießt eine Tasse Wasser hinein, deckt die Pfanne wieder zu, und läßt alles darin weich und gelb braten, während man die Kartoffeln einmal umdreht. Dann legt man die Rippe mit den Aepfeln in eine heiße tiefe Fleischschüssel und legt die Kartoffeln um die Rippe.

Hasen. Man zieht die Haut ab, nimmt die Eingeweide heraus, wascht und reinigt sie sorgfältig, streut Salz und Pfeffer darüber und spickt sie mit dünnen Stückchen gesalzenes Schweinefleisch, und im übrigen kann man sie braten und zubereiten wie Fisch.

Doughnuts. 3 Eier, 1 Tasse weißen Zucker, 1 Pint frische Milch, ein wenig Salz und Muskatnuß (Nutmeg), Mehl genug, daß der Löffel aufrecht im Teige steht, und 2 Theelöffel voll Backpulver, man verklopfe Eier und Zucker gut, nehme gesiebtes Mehl und zuletzt das Backpulver, vermenge es gut durcheinander. Dann nehme man einen Löffel voll Teig und lasse es in kochendes Schmalz tropfen, lasse sie kochen, bis sie eine schöne hellbraune Farbe bekommen, und man sollte nicht zu viel auf einmal hineinlegen, auf daß man sie gut umdrehen kann.

Frucht-Kuchen. 1½ Tasse Zucker, 1 Tasse Butter, 2 Tassen gesiebtes Mehl, 8 Eier, 2 Pfund Currents, 1½ Pfund Rosinen, ½ Pfund Citronen, 1 Theelöffel voll Zimmet, Nelkenpfeffer, Muskatnuß und Mace. Man wascht und reinigt die Currents und legt sie dann auf ein Sieb, um zu trocknen, nimmt die Steine aus den Rosinen und schneidet die Citronenstücke in dünne Scheiben und mahlt das Gewürz. Dann verklopft man Zucker, Butter und das gelbe von 8 Eiern, bis es ganz leicht ist (das Weiße von den Eiern verklopft man auf einer flachen Fleischschüssel zu einem Eierschaum), man nimmt die Hälfte Mehl, das Gewürz und die Hälfte vom Eierschaum und thut es in den Teig, man rührt es leicht durcheinander, dann nimmt man eine andere Schüssel, thut die Frucht hinein und vermengt es mit der andern Hälfte Mehl, thut dies in den Teig hinein, vermengt es gut durcheinander, nimmt schließlich die andere Hälfte Eierschaum und rührt es behende

Digitized by Google

hinein. Dann nimmt man eine lange tiefe Kuchenpfanne, bestreicht sie gut mit Schmalz oder Butter und legt unten ein weißes Stück Papier hinein, man thut den Teig hinein und stellt es in einen heißen Ofen, gibt aber ja Acht, daß er nicht zu heiß ist, da es gewöhnlich 2 Stunden nimmt, bis der Kuchen gebacken ist.

Eine praktische Maßregel gegen Trunkenbolde. In einer Stadt im Elsaß wird folgendes Gesetz beobachtet, welches auch sonstwo gut wäre: Die Obrigkeit veröffentlicht regelmäßig eine genaue Liste aller Trunkenbolde der Stadt. Diese Liste in jener Stadt zählt gegenwärtig 31 Personen. Den Wirthschaften ist streng verboten, diesen irgend welche Getränke zu verkaufen.

Zwei Särge auf einmal. Vor einigen Wochen starb Frau Evans aus Tower City, Pa. Ihr Mann ging, um die Vorbereitung für die Leichenbestattung zu besorgen, und um einen Sarg zu bestellen. Der Leichenbestatter hatte blos zwei aus Rosenholz verfertigt zur Hand. Als Herr Evans dieselben untersucht hatte, sagte er: Dieser ist für meine Frau, die Hand auf den andern legend, fügte er hinzu — Und dieser ist für mich. Er eilte nach Hause, die Ankunft seines abwesenden Sohnes Milton abzuwarten. Der junge Mann kam Nachmittags zwischen 3 und 4 Uhr zurück. Der Vater wollte dem Sohne die Trauerkunde in möglichst ruhiger Weise ankündigen, drückte ihm stumm die Hand zum Gruß und sagte: Deine Mutter ist —, und ehe er enden konnte, erfaßte ihn ein krampfhaftes Zucken — und verschied.

Der Sarg.

Mein letztes Haus auf Erden,
Wie traurig siehst du aus;
Mir sollte bange werden,
Vor dir, du Todten-Haus.

Doch weg mit dem Gedanken,
Denn wer dich recht betracht,
Der findt in deinen Schranken,
Was ihn zufrieden macht.

Du bist mein Ruhekasten,
Wenn ich in dieser Welt
Nicht mehr vermag zu rasten,
Wenn eine Sündfluth fällt.
So ist der Tod beschieden,
Der muß mein Noah sein,
Und nimmt mich auch mit Frieden
In diese Arche ein.

Du bist die sichre Kammer,
Wo Gott sein Kind hinlegt,
Wenn nichts als lauter Jammer
Und Elend es hier trägt,
So schließt Gott selbst die Thüre,
Nach seinem Kinde zu;
Trotzt dem! der es berühre
In dieser stillen Ruh.

Du bist mein sanftes Bette,
Wenn ich auf Dornen hier
Gleich hart geschlafen hätte,
So findt ich doch in dir
Ein weiches Ruhekissen,
Darauf mein Haupt sich lehnt;
Wenn sich die Augen schließen,
Nachdem sie g'nug gethränt.

Wohlan bleib in Gedanken,
Mir immer vorgestellt.
Ich weiß, daß mich dein Schranken
Nicht ewig in sich hält.
Wie dort des Fisches Rachen
Den Jona wieder gab,
So wirst du auch es machen,
Wenn Gott schließt auf mein Grab.

B. S.



Sonntagschul-Lektionen.

Sonntag, 3. Dezember. Mark. 15, 38—47.

Nach seinem Tode.

I. Der zerrissene Vorhang. V. 38: Mit den Worten: „Vater, in Deine Hände befehle ich meinen Geist!“ hatte Jesus sein Leben freiwillig hingegeben. Er war verschieden und der Mund des allerholdseligsten Predigers hatte sich im Tode geschlossen, weil sein Volk ihn verworfen hatte. Aber siehe, nun thut Gott seinen Mund auf und redet zu seinem Volk und zu der ganzen Welt eine gewaltige Sprache. In dem Augenblicke nämlich, da Jesus das Haupt neigte und verschied, um die neunte Stunde, da die Priester und viel Volks zum Gebet im Tempel versammelt waren, da zerriß der Vorhang im Tempel, der 30 Ellen lange und fingerdicke Vorhang, der das Allerheiligste verbarg, von oben an bis unten aus. Und zugleich erbebte die Erde (wie wir aus dem Evangelium Matth. Kap. 27, 51—53 wissen), und die Felsen zerrissen und die Gräber thaten sich auf und standen auf viele Leiber der Heiligen und erschienen Vielen. — Das war die große Zeichensprache, durch welche der Herr nicht durch das Ohr und auch nicht durch den Verstand zum Herzen, sondern unmittelbar zu diesem selbst redete. Und wie immer so erschrak auch hier das Volk vor der Stimme Gottes. Und doch verkündigte dieselbe nur Gnade und Frieden; denn dies ist die Bedeutung des zerrissenen Vorhangs. Durch diesen Vorhang hatte bisher der

Digitized by Google

heilige Geist angedeutet, daß die sündigen Menschen noch nicht zu Gott kommen durften. Der Vorhang predigte dem Volke tagtäglich: „Eure Untugenden scheiden euch und euren Gott von einander (Jes. 59, 2). Nur einmal jährlich, am großen Versöhnungsfeste, ging der Hohepriester durch den Vorhang in's Allerheiligste, nicht ohne Blut, das er opferte (Ebr. 9, 7). Jesus Christus nun, unser Hohepriester, ist vermöge seines eigenen Bluts ein für allemal in das Allerheiligste eingegangen, hat den Vorhang hinweggethan (zerrissen), den Eingang zum Vater eröffnet und eine ewige Erlösung erfunden, die bis dahin die Welt vergebens gesucht hat. Das war es, was der zerrissene Vorhang dem Volke Israel und der ganzen Welt predigen sollte.

Das Zerreißen des Vorhangs selbst mag eine Folge des Erdbebens gewesen sein. Dagegen wird freilich eingewandt, daß eine Erderschütterung nicht im Stande gewesen wäre, den starken 30 Ellen langen Vorhang von oben bis unten zu zerreißen. Und dieser Einwand scheint allerdings berechtigt. Nun aber berichtete (nach Hieronymus) das Evangelium der Hebräer, es sei ein ungeheuer großer Balken des Tempels eingestürzt. Stürzte etwa in Folge des Erdbebens ein solcher Balken auf den Vorhang, so erklärt sich der Riß leicht. Ein wunderbares Eingreifen Gottes bleibt die Sache aber jedenfalls, auch wenn sich Gott dabei natürlicher Mittel bedient hat.

II. Die Zeugen. (V. 39—41.)

V. 39: Die gewaltige Zeichensprache des Allmächtigen wurde verstanden und zwar zunächst von Herzen, bei denen man es am wenigsten erwartet hätte. Als der Hauptmann, der dabei stand (Matth. berichtet dasselbe auch von denen, die bei ihm waren, also von den römischen Soldaten, die beim Kreuze Wache hielten), sah, daß er also rufend verschied, sprach er: Wahrlich, dieser Mensch war Gottes Sohn! Ohne Zweifel hatte der Hauptmann gehört, daß der Gefangene während des Verhörs diesen Titel beansprucht hatte und die Juden eben darum seinen Tod forderten. Der Hauptmann erkannte in dem Eindruck, welchen die Person Jesu auf ihn machte und in den Wunden, die seinen Tod begleiteten, ein göttliches Zeugniß für ihn, und hielt ihn für Gottes Sohn, weil Jesus dies von sich selbst bezeugt hatte. Obwohl er keinen klaren Begriff von dem, was dies Wort in sich schloß, haben mochte, so ist doch gewiß, daß er das Wort nicht im Sinne heidnischen Aberglaubens sprach. Er wollte einfach sagen: er war kein Gotteslästerer, wie ihm die Juden vorwarfen, sondern er war wahrhaftig das, wofür er sich ausgab. Damit stimmt ganz überein, daß er ihn nach Lukas einen „frommen“, d. h. gerechten Mann nannte.

V. 40, 41: Auch an dem Volke, das bis dahin unter dem Kreuze gestanden, war die Predigt der göttlichen Wunderzeichen nicht vergeblich. Sie schlugen an ihre Brust, wie Lukas berichtet, und wandten wieder um. Und daß dies „an die Brust schlagen“ bei Vielen eine göttliche Traurigkeit anzeigte, geht aus der Wirkung der Pfingstpredigt (Apg. 2, 37) deutlich hervor. Aber es waren auch andere Zeugen dieser Zeichenpredigt Gottes gegenwärtig, nämlich: 1) Maria Magdalena, von welcher Jesus (nach Markus) 7 Teufel ausgetrieben hatte; 2) Maria, die Mutter des Jakobus und Johannes, d. h. die Frau des Alphäus (Joh. 19, 25) und 3) Salome, die Mutter der Söhne Zebedäi. Sie ist ohne Zweifel (Joh. 19, 25) gemeint unter der Bezeichnung: „die Schwester der Mutter Jesu.“ Diesen Jüngerinnen und den andern Weibern, welche dem Herrn aus Galiläa waren nachgefolgt, mußten die Wunder, welche seinen Tod begleiteten, zum großen Trost gereichen. Ihr durch den blutigen Lebensausgang des Herrn tief erschütterter Glaube wurde dadurch wieder etwas gestärkt, indem wenigstens eine Ahnung ihnen sagte, daß hier noch nicht alles aus sei.

III. Das Begräbniß. (42—47.)

V. 42: Es ist nun stille geworden unter den 3 Kreuzen auf Golgatha. Gott der Herr hat durch seine gewaltige Zeichensprache die Lästermäuler verstummen lassen. Die römischen Kriegsknechte schauen mit Ehrfurcht hinauf zu dem Kreuz in der Mitte; der Volkshaufen hat sich zerstreut, und die wenigen getreuen Seelen der Weiber und sonstigen Anhänger des Herrn feiern den Tod ihres Geliebten mit stiller Anbetung. Nur die Obersten der Juden hatten noch keine Ruhe, sie eifern jetzt um das Gesetz, das sie mit der Hinrichtung des Sohnes Gottes soeben mit Füßen getreten. Dieweil der Rüsttag war, berichtet Johannes (19, 31 ff.), baten sie Pilatum, damit nicht die Leichname den Sabbath über am Kreuze blieben, daß ihre Beine gebrochen und sie abgenommen würden. So zerbrachen denn die Kriegsknechte den beiden Schächern die Gebeine mit eisernen Keulen. Jesu aber, der bereits gestorben war, zerbrachen sie die Beine nicht, sondern ein Kriegsknecht öffnete ihm die Seite mit dem Speer, worauf Blut und Wasser aus der Wunde floß — ein Zeichen des eingetretenen Todes. Indessen ist der Abend hereingebrochen.

V. 43: Die Feinde Jesu hatten wohl darauf gerechnet, daß sein Leichnam von den Henkern auf der Richtstätte verscharrt werde. „Man bestimmte Ihm bei den Gottlosen sein Grab,“ weissagt Jesaias (Kap. 53, 9), „aber bei den Reichen war er nach seinem Tode.“ Gott der Herr hatte es also anders beschlossen. Da kam Joseph von Arimathia. Als alles aus zu sein schien, da wurden die Schwachen und Blöden stark und muthig. Joseph von Arimathia (wahrscheinlich der griechische Name für Ramathius Zophim, Samuels Vaterstadt) hatte nicht gewilligt in den Rath und Handel des Synedriums; aber ein muthiges Bekenntniß für den Herrn, eine entschiedene Erklärung für ihn hatte er noch nicht ablegen können. Das macht ihm nun sein Gewissen zur Sünde, und es treibt ihn, wenigstens einen Theil der ihn drückenden Schuld wieder gut zu machen. So achtet er denn nicht Spott und Hohn und auch Schlimmeres nicht von Seiten seiner hohen Kollegen. So setzt er alle kleinlichen Rücksichten bei Seite, fürchtet nicht, sich in dem heidnischen Hause zu verunreinigen, sondern gehet hinein zu Pilato, um vor ihm im Namen seines Volkes zu bekennen: Wir haben übel gethan an diesem Heiligen.

V. 44: Pilatus versteht dieses Bekenntniß; es ist ihm ein Zeugniß, daß auch er sich schwer versündigt habe an dem Blute dieses Gerechten. Aber Pilatus ist ein Weltmann, der es versteht, seines Herzens Gefühle hinter einer gleichgültigen Miene

Digitized by Google

zu verbergen. Er verwunderte sich, daß Jesus schon gestorben sei. Es war etwas ganz Ungewöhnliches, daß ein Gekreuzigter so schnell verschied. Die Frage des Pilatus an den Hauptmann ist kein Widerspruch mit dessen Befehl (Joh. 19, 31). Der Hauptmann war nämlich noch nicht von der Schädelstätte wiedergekehrt. Pilatus aber wollte seiner Sache gewiß sein. Die Abnahme des Leichnams Jesu war unterblieben, nachdem Joseph die Wache von seinem beabsichtigten Gange zu Pilatus benachrichtigt hatte.

V. 45: Pilatus schenkte Joseph den Leichnam. Der habsüchtige Charakter des Pilatus hätte erwarten lassen, daß er dem reichen Manne Geld dafür abgepreßt hätte, denn öfters wurden die Leichen verkauft. Diesmal aber scheint Pilatus froh darüber zu sein, daß er den Leichnam Jesu seinen Freunden überlassen könne, wahrscheinlich hoffte er durch diese gute That eine Erleichterung seines beschwerten Gewissens zu finden.

V. 46: Die Umwickelung des Leichnams mit Leinwand, welcher eine Salbung der Leiche zum Zwecke der Erhaltung derselben voranging, entsprach der damaligen Sitte. Das Grab war nach Johannes nahe bei der Richtstätte. Ohne Zweifel hatte es Joseph von Arimathia als Familiengruft für sich und die Seinigen in den Fels des Golgatha aushauen lassen. Daß das Grab noch neu und unberührt war, wird als etwas Ehrendes hervorgehoben.

V. 47: Aber Maria u. s. w. Erst von jetzt an scheint sich ein Vertrauens- und Freundschaftsverhältniß zwischen den neuen Jüngern (Joseph, Nikodemus, Joh. 19, 39) und den alten Jüngern (den Frauen) gebildet zu haben. In Folge davon treten die galiläischen Frauen kühn in den Garten des reichen Rathsherrn ein und lassen sich nieder gegenüber dem Grabe. Schon jetzt hatten sie die Salbung nach dem Sabbath im Sinn; daher heißt es: sie sahen zu, wo er hingelegt ward, d. h. sie merkten sich das Grab genau, um es in der Morgenfrühe am ersten Tage nach dem Sabbath wieder finden zu können.

Disposition. Zu V. 38. Der zerrissene Vorhang. I. Wovon er Zeugniß giebt: daß 1) eine neue Haushaltung angefangen, 2) eine vollkommene Versöhnung gestiftet, 3) eine selige Gemeinschaft gegründet ist. II. Wozu er auffordert: 1) zu gläubigem Anschauen, 2) zu freimüthigem Hinzunahen (Ebr. 19, 19), 3) zu heiliger Uebergabe.

Zu V. 39—47. Die Wunderwirkung des Todes Christi auf die Empfänglichen: I. Höchst verschieden: 1) der heidnische Hauptmann, das Bild der römischen Weltmacht, bis auf den Grund erschüttert, ein Vorzeichen der Berufung der Heiden; 2) die scheuen jüdischen Weiber zu Heldinnen verwandelt; 3) der vornehme jüdische Rathsherr, den Leichnam Jesu mit Ehren bestattend; 4) sogar der stolze Weltmann Pilatus, von dem Geiste der Milde bezwungen. II. Aber alle vereinigt in der rücksichtslosen Kundgebung ihrer Huldigung. Während die Feinde, die Spötter und Lästerer verschwinden, treten die Freunde, die Bekenner und Verehrer hervor.

Sonntag, 10. Dez. **Mark. 16, 1—8.**

Seine Auferstehung.

„Das Grab ist leer, das Grab ist leer! Erstanden ist der Held! Das Leben ist des Todes Herr, Gerettet ist die Welt!" So singt heute die gläubige Christenheit; aber das kleine Häuflein der Gläubigen jenes ersten Osterfestes in Jerusalem konnte noch nicht so singen. Denn obgleich die Ostersonne auch für sie schon in voller Pracht am Himmel stand, sahen sie doch noch nichts als die finstere Grabesnacht des Charfreitags. Freilich lag der Charfreitag mit seinen erschütternden Ereignissen hinter ihnen, und der Ruhetag hatte auch ihre Herzen stille gemacht. Aber was für eine Stille war das? Es war die Stille eines Sterbehauses, aus welchem man Tags zuvor die irdischen Ueberreste eines geliebten Todten hinausgetragen hat. In einem solchen Hause ist es denn auch still, sehr still; aber diese Stille hat für das Gemüth etwas Unheimliches und Niederdrückendes. Ist Einem doch dabei, als hörte man durch sie hindurch um so deutlicher die stumme Sprache selbst aller leblosen Gegenstände, welche immer nur das Eine wiederholt: er ist nicht mehr, todt — todt. So fand der erste Ostermorgen die Herzen der Jünger und Jüngerinnen des Herrn. — Sie glaubten den Herrn todt; seinen Leichnam hatten sie in's Grab gelegt. Und die Obersten der Juden, eingedenk der Verheißung Jesu, daß er von den Todten auferstehen werde, hatten sich von Pilatus Wächter für das Grab erbeten, damit die Jünger Jesu nicht kommen, den Leichnam stehlen und sagen könnten: er sei auferstanden. Zudem hatten sie den Stein, welcher das Grab verschloß, versiegelt. Menschlich sicher war also das Grab verschlossen. Lernen wir nun, wie die Kraft Gottes trotz Schloß und Riegel des Todes und des Grabes Bande brach.

I. Der Gang zum Grabe. (V. 1—4.)

V. 1 und 2: Die Trauer der Liebe führt diese Frauen zum Grabe. Sie wollen, was sie wegen des anbrechenden Sabbaths ehegestern nicht mehr hatten thun können, das Einbalsamiren (auf daß sie ihn salbeten) jetzt vollenden. Der dritte Tag seit der Todesstunde war im Anbrechen, die Sonne noch nicht aufgegangen, da nahen sie dem Grabe.

V. 3: Auf dem Wege noch ängstet sie der Gedanke an den schweren Stein, mit welchem sie des Grabes Thür hatten verschließen sehen, und sie sprechen bekümmert: Wer wälzet uns (den schwachen Frauen, welche dieser Arbeit nicht gewachsen sind) den Stein von des Grabes Thür? Von der Wache, mit welcher die Feinde Jesu das Grab versehen hatten, mußten die guten Seelen nichts wissen. Der Umstand hätte sie wohl zurückgeschreckt. Darum war nach Gottes gnädiger Fügung eine Nachricht ihnen verborgen geblieben, welche sie theils unnützer Weise bekümmert, theils auch beraubt hätte der großen Erfahrung, die sie am Morgen zu machen erkoren waren. Arglos gehen sie ihren Weg, dem Orte zu, der ihnen jetzt der theuerste Platz auf Erden ist. Und wie sie nichts wissen von der Wache, die ihnen den Zugang wehren soll, so können sie noch weniger ahnen, was an

Digitized by Google

dem Grabe, vielleicht gerade während ihres Ganges dahin, geschieht, um die Wache hinwegzuschrecken.

V. 4: Da sie hinblickten, sahen sie u. s. w. Nach Matth., welcher den Vorgang am genauesten schildert, hatte ein Erdbeben die Stätte erschüttert und ein Engel den Stein von dem Grabe weggewälzt. Und siehe, nicht nur für jene Frauen, für Alle, die ernstlich und bekümmert fragen können: „Wer wälzt mir den Stein von des Grabes Thür?" für Alle, die nach einem lebendigen Gott und Heilande verlangen und mit Sorge und Zweifel auf den Stein vor des Grabes Thür blicken — für diese alle ist er schon abgewälzt. Nur näher hinzugetreten, nur hellen Blicks hineingeschaut: Das Grab ist offen, aber es ist leer, der Herr ist wahrhaftig auferstanden! Die Wahrnehmung, daß der Stein weggewälzt war, weckte bei den Weibern den Gedanken, seine Feinde haben Jesus das ehrliche Begräbniß nicht gegönnt, sie haben seinen Leichnam weggenommen und geschändet. Und Maria Magdalena läuft zurück und verkündet den Jüngern Petrus und Johannes die traurige Botschaft: „Sie haben den Herrn weggenommen und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben." (Joh. 20, 2.)

II. Die Engelsbotschaft. (V. 5—7.)

V. 5: Die Frauen treten zum Grabe. Kein Leichnam zu sehen! Statt dessen sitzt ihnen zur Rechten ein Engel in der Gestalt eines Jünglings mit einem langen weißen Kleide. Lukas nennt zwei Engel, Markus nur einen, weil dieser eine die Frauen anredete und gleichsam die Hauptperson des ganzen Vorgangs war.

V. 6 und 7: Wie immer, wenn die Engel Evangelisten sind, beginnt auch dieser mit dem Trostworte: Entsetzet euch nicht vor dem Unerwarteten, Gewaltigen, das ihr sehet; fürchtet nicht, daß ich schon das Gericht anheben soll über die hier geschehenen Uebelthaten! Ihr suchet Jesum von Nazareth. Ich weiß es, euch ist dieser Name der Verachtung nie ein Aergerniß gewesen, noch ist er es jetzt; ja ihr fürchtet nicht einmal die grimmigen Priester, sondern eure Liebe hat diese Furcht überwunden und ihr suchet nun den Leichnam des gekreuzigten Menschensohnes! Aber er, den ihr suchet, der Gekreuzigte, der ist nicht hier, der ist wirklich auferstanden, wie er euch und allem Volke gesagt hat. Sehet da den Ort, wo sie ihn hineingelegt hatten. Wäre er nicht auferstanden, so wäre er ja noch da. Aber die Stätte ist leer. Das habt zunächst ihr zum Troste für eure Liebe und zur Hoffnung für euren Glauben (V. 6). Ehe ihr nun aber selbst die große Freude erleben sollt, ihn von Angesicht zu sehen, übet euren Glauben noch im Gehorsam: Gehet hin und saget's seinen Jüngern und vor allem dem durch seine dreimalige Verleugnung tief betrübten Petrus, daß er noch vor ihnen, ehe sie noch den üblichen Festaufenthalt in Jerusalem beendet, nach Galiläa hingehen und dort die Schaar der Seinen um sich versammeln werde. Dort werdet ihr ihn sehen wie er euch vorher gesagt hat. Die Worte „und dem Petrus" sind dem Markus eigen. Dies erscheint uns doppelt bedeutungsvoll, wenn wir daran denken, daß ja Markus sein Evangelium nach der kirchlichen Ueberlieferung unter den Augen des Petrus geschrieben hat. Auf des Petrus tief bekümmertes Gemüth aber mußte gerade dieser Zug der Freundlichkeit seines Herrn und Meisters einen unauslöschlichen Eindruck machen. Für das eben noch vom tiefsten Schmerz erfüllte Herz der Frauen war die Freudenbotschaft des Engels zu viel. Von der elendesten Verlassenheit unter dem Kreuze plötzlich zum höchsten Jubel des Sieges! Also war wirklich Alles „vollbracht," wirklich Tod und Teufel überwunden, wirklich der Schuldbrief aller Gläubigen zerrissen, wirklich auch für sie, wie für alle Gläubigen, in Christo ein gleicher Sieg über den Tod und eine gleiche Auferstehung gewiß geworden und für alle Ewigkeit verbürgt, wie es der Herr vorhergesagt!

III. Der Gang vom Grabe. **V. 8:** Sie gingen eilend hinaus und flohen. Sie flohen von dem Grabe. Das Grab war ja leer für sie, weil es ihren Herrn nicht mehr barg, und der Engel selbst hatte sie von hinnen gewiesen. Sie suchten ihn nun nicht mehr an einem anderen Orte, sondern harreten geduldig, bis er auch ihnen sich offenbarte. Harre auch du, suche auch du nicht im Grabe und nicht bei den Todten, harre betend, und der Herr wird auch dir die Gewißheit seiner Auferstehung, seiner ewigen Herrschaft geben. Denn es war sie Zittern und Entsetzen angekommen. Der Herr war von den Todten auferstanden, also war es ja alles wahr und gewiß, was er ihnen vorher von jenseit des Grabes verkündigt hatte, alles wahr von einem ewigen Leben und von einer ewigen Pein — wie sollte nicht die Furcht für ihre eigene Seele die Freude über die Auferstehung ihres geliebten Herrn auf eine kurze Zeit übermocht haben! Ist's doch bei uns nicht anders! Wir wissen, daß Christi Auferstehung unsere Auferstehung ist; aber leben wir auch schon so in ihm, daß wir einst nach unserm Tode in ihm fortleben können? Der Gedanke an die Auferstehung von den Todten hat etwas Beängstigendes für uns, wenn wir nicht ganz mit dem Herrn verbunden sind. Darum leugnet die leichtsinnige Welt lieber die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung des Leibes, um sich nur nicht vor dem Erwachen im Jenseits fürchten zu müssen. Auch sie wird erwachen, aber zum Gericht und zum ewigen Sterben und Nichtsterbenkönnen. Wie sollten wir uns nicht mit Zittern fragen, ob wir auch schon nach dem Troste des Osterfestes dreist und zuversichtlich zugreifen dürfen? — Die Frauen eilten davon und sagten unterwegs Niemand etwas, sondern waren gehorsam und meldeten es erst den alsbald aufgefundenen Jüngern. Durch Gehorsam gegen Christi Wort wollen auch wir uns Angst und Zagen vertreiben und der freudigen Hoffnung, den Herrn selbst einst von Angesicht zu sehen, Raum schaffen!

Nachdem die Weiber das Grab verlassen hatten, kam Maria Magdalena mit den Jüngern, Petrus und Johannes, wieder zum Grabe. Die Jünger besahen das leere Grab und kehrten dann wieder in die Stadt zurück. Maria aber blieb beim Grabe und wurde dort der ersten Erscheinung des Auferstandenen gewürdigt (Joh. 20, 1–18). Hernach erschien der Herr auch noch den übrigen Frauen auf dem Wege nach der Stadt, wie Matth., den Bericht des Markus ergänzend, erzählt. Dies waren die

Digitized by Google

ersten Erscheinungen des Auferstandenen, deren dann später noch viele andere folgten.

Disposition. Der Gang der drei Frauen zum Grabe Jesu. 1) Der Schmerz der Liebe, der sie zum Grabe treibt; 2) die aufgehende Sonne, aber der schwere Stein ihrer Sorge; 3) der Engel erscheint, aber der Herr ist verschwunden; 4) die Auferstehung Christi verkündigt, doch das Wiedersehen in weite Ferne gerückt; 5) der schöne Auftrag, dieses Evangelium zu verkündigen, aber ihre Seelen gehalten von dem überwältigendenden Gefühl der Furcht und Freude.

Sonntag, den 17. Dez. Mark. 16, 9—20.

Nach seiner Auferstehung.

I. Erscheinungen des Auferstandenen. (V. 9—14.)

V. 9 und 10: Der genaue Hergang dieser ersten Erscheinung des Auferstandenen, durch welche die trauernde Maria Magdalena beglückt wurde, ist im 20. Kapitel des Evangeliums Johannes berichtet. Markus hebt besonders hervor, daß der Herr einst sieben Dämonen aus dieser Jüngerin ausgetrieben hatte. Sie scheint dem Ueberwinder der Dämonen am Siegesmorgen besonders nahe gestanden zu haben, und ihr Gemüth besonders geeignet gewesen zu sein, ihn zuerst wiederzusehen und seinen Jüngern die Kunde seiner Auferstehung zu bringen. Jedenfalls werden wir daran erinnert, daß der gnadenreiche Erlöser den Elendesten und Aermsten, die seiner Hülfe am meisten bedürfen, sich am frühesten offenbart.

V. 11: Sie glaubten nicht, wagten auch nicht zu glauben; denn durch den Tod Jesu war ihre Hoffnung auf ihn so gründlich zu Schanden geworden und der Schmerz war bei ihnen so groß, daß sie sich ordentlich fürchteten, denselben durch eine neue Täuschung noch zu vergrößern. Und doch war ihr Unglaube sehr schlimm für sie; denn von dem kam es her, daß der Herr ihnen noch nicht erschienen war. Es ist ein wunderbares Ding um den Glauben; er scheint unserm natürlichen Verstande etwas sehr Geringes zu sein, und doch bleibt es ewig wahr, was Luther einmal von ihm gesagt hat: „Wenn du glauben könntest, so würdest du die Herrlichkeit Gottes sehen, weil du aber nicht glaubst, so hast du noch nichts gesehen." Auch die Weiber hatten erst glauben müssen, ehe er ihnen erscheinen konnte. Und da der Glaube aus der der Predigt kommt, so hatte er ihnen auch zuvor durch die Engel predigen lassen. So muß auch bei uns erst der Glaube aus der Predigt gekommen sein, dann aber sollen wir nicht blos glauben, sondern auch sehen. Denn er wandelt ja noch immer unter uns; und wenn er uns auch nicht mehr leiblich erscheint, so weiß er sich doch unseren Herzen so deutlich zu offenbaren, daß wir auch mit vollem Recht sagen können, wir haben ihn gesehen.

V. 12 und 13: Diese Verse enthalten offenbar eine Anspielung auf die liebliche Geschichte des Ganges zweier Jünger nach Emmaus, welche Luk. Kap. 24, 13—35 erzählt. Auffallend ist die Bemerkung (V. 13): „Auch diesen glaubten sie nicht," denn nach dem Berichte des Lukas scheinen die Eilfe an der Auferstehung des Herrn nicht mehr gezweifelt zu haben, als die Jünger von Emmaus zu ihnen kamen, denn sie sprachen: „Der Herr ist wahrhaftig auferstanden und Simoni erschienen." Einige Schrifterklärer suchen den scheinbaren Widerspruch dadurch zu lösen, daß sie annehmen, die Eilfe haben zwar an der Thatsache der Auferstehung Jesu nicht mehr gezweifelt, sich aber in seine neue wunderbare Existenzweise, nach welcher er bald da, bald dort erscheint und verschwindet, nicht finden können, so daß die Botschaft der emmauetischen Jünger neue Zweifel geweckt habe. Einfacher und natürlicher scheint jedoch die Annahme, daß auch jetzt noch einige unter den Jüngern waren, welche immer noch an der Auferstehung selbst zweifelten. Diese Auffassung findet eine Stütze in dem, was V. 14 von dem Unglauben der Jünger gesagt wird.

II. Der letzte Auftrag Jesu an seine Jünger. (V. 14—18.)

V. 14: Die Erscheinung Christi, von welcher Markus hier zunächst redet, ist offenbar auf den Abend des Auferstehungstages zu verlegen. Aber an diese Erscheinung knüpft Markus, kurz zusammenfassend, alles andere an. Denn mit der Selbstoffenbarung Christi im Kreise der Apostel ist alles entschieden.

V. 15: Was nun folgt, hat der Herr erst bei einer späteren Gelegenheit gesprochen, wie denn auch Markus diese Reden mit der Himmelfahrt in Verbindung bringt. Gehet hin in alle Welt. „Alle Welt" ist gleichbedeutend mit „alle Völker." (Matth.) Prediget. Das Predigen ist also ein göttliches, von Christo selbst eingesetztes und bis an's Ende der Welt gültiges Institut. Nur in der predigenden Kirche, die den Geist hat, lebt auch der Buchstabe der Schrift als lebendiges Wort, nur da wirken und gelten die Sakramente. Das Evangelium, d. h. die frohe Botschaft von dem Heil in Christo, von der Erlösung. Alle Kreatur, eigentlich die ganze Schöpfung, in erster Linie aber natürlich die Menschheit.

V. 16: Freilich werden nicht alle die Botschaft willig und fröhlich aufnehmen; es werden auch solche sein, welche die Finsterniß mehr lieben als das Licht. Alle aber sollen zur Entscheidung für oder wider das Evangelium kommen. So wird das Evangelium zum Richter: Wer da glaubet und getauft wird, der soll selig werden, wer aber u. s. w. Das ist des Herrn Befehl an seine Gläubigen. Und die Jünger haben gethan nach diesem Befehl des Herrn. Sie sind hingegangen und haben das Evangelium gepredigt, zuerst in Jerusalem, dann auch in Samaria und den angrenzenden Ländern. Und wo sie ihren Pilgerstab niedergelegt haben, da haben Andere ihr Werk fortgesetzt. Besonders seit etwa einem Jahrhundert hat die Missionsthätigkeit wieder einen gewaltigen Aufschwung genommen. Und wie Großes ist da geschehen! In dem kurzen Zeitraum ist die heil. Schrift in mehr als 100 neue Sprachen übersetzt worden, und in ebenso vielen Sprachen wird das Evangelium verkündigt. Und welche Wirkung hat diese Predigt gehabt? Hunderttausende von Heiden haben ihre Götzen verlassen und ihre Kniee vor Jesu gebeugt. Ganze Länder und Inseln sind

Digitized by Google

christlich geworden, und viele dieser jungen Christen haben ihren Glauben mit ihrem Blute besiegelt.

V. 17 und 18: An seinen letzten Auftrag knüpft der Herr eine Verheißung wunderbarer Zeichen, welche den Gläubigen folgen sollen. In meinem Namen werden sie Teufel austreiben u. s. w. Diese Zeichen sind zunächst jedenfalls buchstäblich zu nehmen. Wir wissen, wie der Herr sein Wort den Aposteln gehalten hat. Sie haben sein Wort bekräftigt durch mitfolgende Zeichen und haben an diesen immer aufs Neue den Beweis geliefert, daß der Herr mit ihnen sei. Als aber der lebendige Glaube allmählich erstarb, da hörten auch die Zeichen auf, und man tröstete sich damit, daß solche Zeichen eben nicht mehr nöthig seien. Das war aber und ist nur eine leere Ausrede. Andere haben durch eine ausschließlich geistliche Deutung dieser Zeichen diesen Ausspruch des Herrn mit dem gegenwärtigen Zustand der Kirche in Uebereinstimmung bringen wollen und gesagt, der Sinn der Worte Jesu sei folgender: Im Glauben werden meine Jünger alle vom Teufel kommenden Plagegeister aus den Menschen austreiben, werden statt mit den Menschenzungen der Sünde mit den Engelzungen des heiligen Geistes reden, werden das Schlangengift der Sünde zerstören, werden den tödtlichen Trank des Hasses ohne Schaden trinken, werden durch ihr Segnen und Fürbitten die geistlich Kranken zur Genesung und zum Wohlsein im Frieden Gottes führen. So gewiß nun auch diese geistlichen Wunder größer sind als die leiblichen, und so gewiß auch dieselben in den Worten des Herrn mit verheißen sind, ist es doch nicht fein, durch eine ausschließlich geistige Deutung unserer Stelle dem demüthigenden Bekenntniß auszuweichen, daß der Herr um unseres Unglaubens willen nur so wenig Wunder unter uns und durch uns thun kann. Wo der Glaube zum Wunder ist, daß wir's thun können, weil wir's thun sollen nach Gottes Willen, da wird auch das Wunder dem Glauben nicht fehlen. Laßt uns apostolisch glauben, so werden uns auch apostolische Glaubenszeichen folgen, wie es dem Herrn beliebt" (Besser). Luther sagt hierzu: „Man soll diese Worte bleiben lassen und nicht andere Glossen darüber machen, wie denn Etliche gesagt haben, daß die Zeichen sind gewesen Offenbarung des Geistes im Anfang der Christenheit und haben nun aufgehört. Das ist nicht echt; denn wir haben noch die Macht, solche Zeichen zu thun." Und Luther hat sie gethan. Wir wissen, wie er seinen schon im Sterben liegenden Freund Melanchton wieder zum Leben zurückgerufen hat. Und was Luther gethan hat, das können auch wir, wenn wir seinen Glauben haben. Ueberhaupt haben die Zeichen niemals ganz aufgehört, sie sind nur in der Verborgenheit geschehen, gläubigen Kindern Gottes zum Trost, nicht aber den Ungläubigen zum Schauspiel. Jetzt aber scheint es, als ob auch diese Verborgenheit wieder aufhören sollte, wenigstens hat der Herr in den letzten Zeiten hie und da Leute erweckt, die wie Etliche in der Apostelzeit (denn auch damals waren keineswegs alle Christen Wunderthäter) die Gabe haben, gesund zu machen (Jungfer Trudel, Pfarrer Blumhart u. A.)

III. Die Himmelfahrt. V. 19 und 20. Nach Apg. 1, 4—9 geschah die Himmelfahrt vom Oelberge aus, wohin Jesus seine Jünger geführt hatte. Nachdem er noch die Apg. 1, 5—8 verzeichneten Worte gesprochen, ward er aufgehoben zusehends und eine Wolke nahm ihn vor den Augen der Jünger hinweg. Wie anders konnte der von Ewigkeit geborene Gottessohn seinen Ausgang aus der durch seine Auferstehung verklärten Knechtsgestalt nehmen, als indem er wieder in den Himmel, von wo er gekommen, erhoben wurde? Und wodurch konnte sein himmlischer Ursprung, seine geheimnißvolle Geburt, sein göttliches Wirken überzeugender bewiesen werden, als durch die Himmelfahrt? Zugleich ist allen Gläubigen in dieser Himmelfahrt die Gewißheit gegeben, daß derselbe Herr einst auf des Himmels Wolken wieder kommen wird, wie er gen Himmel gefahren ist. Endlich wird und ist seine Auffahrt zugleich eine Niederfahrt in die Herzen seiner Gläubigen (nach Joh. 16, 7) zu endlicher eigener Nachfahrt in das ewige Königreich Christi.

V. 20: Siehe die Erklärung zu V. 16. Auch uns gilt der Missionsbefehl des Herrn an seine Jünger, auch wir sollen ihrem Beispiele folgen. Wir haben nicht alle die Aufgabe zu den Heiden zu gehen; dazu will der Herr noch wie damals, sich seine eigenen Apostel erwählen. Aber die Gemeinde soll diese Boten senden, sie soll sie mit dem dazu Nöthigen ausrüsten und sie mit ihrem Gebete begleiten. Dazu können alle mithelfen. Wer nicht als Missionar in die Heidenwelt gehen kann, der kann doch für die Mission geben und beten, und damit beitragen zur Lösung der großen Aufgabe, welche der Herr seiner Kirche anvertraut hat.

Disposition. (V. 14—20.) Wie scheidet der Herr von seinen Jüngern? 1) Er straft ihren Unglauben und segnet sie, indem er ihre Herzenshärtigkeit wegnimmt und sie als seine Heilsboten aussendet (V. 14, 15); 2) er giebt ein Gebot und Kraft das Gebot zu erfüllen (V. 15, 17, 18); 3) er verheißt und droht (V. 16); 4) er scheidet und bleibt doch von den Seinen ungeschieden.

Sonntag, 24. Dez. 1882. Jes. 11, 1—9.

Das Königreich des Friedens.

Jesajas, dessen Name „das Heil Jehovah's" bedeutet, war ein Sohn des Amoz. Die jüdische Ueberlieferung hat diesen Amoz zu einem Bruder des Königs Amazia, Jesajas selbst also zu einem Gliede des davidischen Königstammes und überdies zum Erzieher des Königs Hiskia gemacht, wahrscheinlich um das hohe Ansehen zu erklären, in welchem dieser Prophet bei dem König Hiskia stand. Aber dieses Ansehen erklärt sich zur Genüge aus der Macht des Geistes und des Wortes, welche ihm Gott in so reichem Maße verliehen hatte. In Wahrheit ist uns von dem Leben des Jesajas nichts bekannt, als was uns die heil. Schrift selbst erzählt. Auch die Sage von seinem Märtyrertod, nach welcher er unter dem König Manasse mit einer hohlen Feder, in der er sich verborgen hatte, zersägt worden sein soll, entbehrt jeder sicheren Grundlage. — Wegen der zahlreichen messianischen Weissagungen, welche sich besonders im zweiten Theil seines Buches

Digitized by Google

(vom 40. Kapitel an) finden, hat man den Jesajas den Evangelisten des Alten Bundes genannt. Auch unsere Lektion, die sich freilich schon im ersten Theil des Buches findet, enthält eine erhabene Schilderung der Herrlichkeit des Messias und seines Reiches. Dieselbe zerfällt in zwei Theile.

I. Der verheißene König aus Davids Geschlecht, seine Tugend und Herrschaft. (V. 1—5.)

V. 1: Es wird eine Ruthe aufgehen. Isai war Davids Vater. Wenn der Baum, der aus Isai und David emporgewachsen, nehmlich das Geschlecht der Könige Judas, vernichtet und nur noch der abgesägte Stamm übrig ist, dann wird eine neue Ruthe, ein junger Zweig aus der Wurzel aufsprossen. Aus einem Stamm, ja aus einer Wurzel nur, nicht aus dem Gezweig eines vollen Baumes, wird gesagt, werde Christus hervorgehen, weil die Familie Davids zur Zeit seiner Geburt äußerst heruntergekommen war, was auch durch die Nennung Isais — statt Davids selbst — angedeutet ist. Wie arm und gering in der Menschen Augen Maria und Joseph, die Mutter und der Pflegevater Jesu waren, geht aus der Erzählung der Geburt Jesu deutlich hervor. Ein armer Zimmermann aus Nazareth und dessen Verlobte Maria waren der Stamm und die Wurzel Isais, welche der Prophet im Auge hat.

V. 2: Auf welchem wird ruhen der Geist des Herrn. Auf jedem Gläubigen, der aus Gott geboren ist, ruht der Geist Gottes, welcher ihm beständig göttliches Leben einflößt und alle seine Kräfte läuternd und heiligend durchdringt. Im vollen Sinne aber gilt dieses Prophetenwort doch nur von Einem, von dem Herrn, der durch den heil. Geist von der Jungfrau Maria empfangen und geboren ist. Auf ihm sollte ruhen der Geist des Herrn. Die Propheten hatten den Geist zwar auch reichlich; aber nicht so bleibend wie Christus, sondern vorübergehend; gläubige Christen besitzen ihn und die Apostel hatten ihn besonders reichlich, aber doch nur nach dem Maß der Gnade. Christus aber besaß ihn ohne Maß, d. h. in seiner ganzen Fülle. Der auf Christo ruhende Geist wird nun nach seinen verschiedenen Wirkungen oder Gaben geschildert. Wenn man unter dem Geist des Herrn mit der Ueberlieferung der alten Kirche eine besondere Gabe, die Gabe der Weissagung, versteht, so kann man hier sieben Gaben des heil. Geistes zusammenzählen. Dies ist jedoch offenbar unnatürlich. Es ist der eine Geist, der Geist des Herrn, welchem hier 6 Gaben (3 Paare von je zwei Gaben) zugeschrieben werden. 1) Der Geist der Weisheit und des Verstandes, der die verborgene Wahrheit, den wirklichen Zusammenhang der Dinge findet und den trügerischen Schein, alle Lüge und Klügelei zu Nichte macht, der den rechten Tiefsinn und Scharfsinn und so das rechte Wissen giebt; 2) der Geist des Rathes und der Stärke, der das Vermögen schafft, in jedem Falle die Mittel, die zum Ziele führen, zu entdecken und jeden Widerstand und jedes Hinderniß zu überwinden, der so das rechte Können giebt; 3) der Geist der Erkenntniß und der Furcht des Herrn, der bewirkt, daß der Mensch in Gott und Gott in ihm ist, und daß in solcher Erkenntniß der Mensch sich der Heiligkeit Gottes ganz ergebe, der mithin das rechte Wollen giebt.

V. 3: Sein Riechen wird sein u. s. w. Diese Worte sind geistlich zu deuten. Er wird die Furcht des Herrn, die vom Geiste Gottes ausgeht, wie einen süßen Duft mit Freuden einathmen, in seinen Geist und sein Herz allezeit eingehen lassen, aber er wird ihn auch aushauchen (dies liegt ebenfalls in dem hebr. Wort) und mit dem Geist seines Mundes den Gottlosen tödten, den Unterdrückten aber erquicken und ihm Recht verschaffen. Er wird nicht richten, nachdem seine Augen sehen, d. h. nach den Geschenken, die er sieht, und sich auch nicht durch trügerische Worte täuschen oder bestechen lassen.

V. 4: Sondern wird mit Gerechtigkeit richten u. s. w. Durch den Geist der Weisheit und des Raths befähigt, recht zu richten, wird er es auch thun in der Furcht des Herrn. Die Armen und die Elenden, die vor irdischen Richtern so oft zurückgesetzt und unterdrückt werden, sollen bei ihm ein gerades, d. h. gerechtes, richtiges Urtheil erhalten; aber auch den Gottlosen wird er ein gerechter Richter sein. Er wird mit dem Stabe seines Mundes u. s. w. Er spricht das Urtheil und vollzieht es schon dadurch, daß er es spricht. Das verdammende Wort ist zugleich der strafende Stab. Es wirkt wie ein Donnerschlag vom Himmel auf die Erde, daß alle Einwohner erzittern und der Odem seiner Lippen, der sein Wort begleitet, wird genügen, den Gottlosen zu tödten. Seine Worte sind Geist und Leben.

V. 5: Gerechtigkeit wird der Gurt seiner Lenden sein u. s. w. Wie der Gürtel an den Hüften die Kleider zusammenhält, so haben alle Eigenschaften und Bethätigungen seiner Person zu ihrem Bande die Gerechtigkeit, welche unverbrüchlich der Norm des göttlichen Gesetzes folgt, und Glauben, oder genauer Treue, welche bei dem göttlichen Gnadenbunde unverbrüchlich beharrt. Die Treue wird an Christo besonders hervorgehoben; er ist der treue und wahrhaftige Zeuge (Offb. 1, 5; 3, 14). So beginnt also mit ihm eine neue Zeit, in welcher der Sohn Davids und seine Gerechtigkeit zur weltüberwindenden Geltung kommt und in einer gleich ihm aus tiefer Erniedrigung emporgekommenen Menschheit heimisch ward. Die Frucht der Gerechtigkeit aber ist Friede, der nun unter dem Regiment des Friedefürsten auf der Erde herrscht.

II. Das Friedensreich. (6—9.)

Die Wölfe werden bei den Lämmern wohnen u. s. w. Die alten Kirchenväter und die Reformatoren Luther, Calvin und andere bedeutende Schriftausleger faßten alle diese Bilder aus der Thierwelt symbolisch, d. h. als bloße Sinnbilder auf; die neueren rationalistischen Ausleger fassen sie eigentlich, aber als schönen Traum und Wunsch; die bedeutendsten unter gläubigen Schriftauslegern der Gegenwart aber sehen in unserer Stelle eine Weissagung, deren Verwirklichung an der diesseitigen Grenze der Zeit und Ewigkeit (in dem sogenannten 1000-jährigen Reiche) zu erwarten steht und wie Paulus Röm. 8 nachweist, ein wesentliches Glied in dem Ganzen der Heilsgeschichte ist. Jetzt herrscht in der vernunftlosen Natur, von den größten Wesen bis zu den kleinsten, heimtückischer Streit und grausame Mordlust. Wenn aber der Davidsohn in den Vollgebrauch seines Königserbes

Digitized by Google

getreten sein wird, dann erneuert sich der Friede des Paradieses und das Wahre an den Volkssagen von einem goldenen Zeitalter bewährt sich. Das ist's, was der Prophet in lieblichen Bildern ausmalt. Von dem griechischen Sänger Orpheus erzählte die Sage, daß er mit dem Klange seiner Leyer die wilden Thiere gebändigt und die Bäume und Felsen mit sich fortgezogen habe. Hier ist mehr denn Orpheus! Nicht die vorübergehende Macht der Töne, sondern die dauernde Macht der Liebe beherrscht die unvernünftige Creatur. Es ist ein liebliches Bild, das der Prophet vor unsern Blicken entrollt. Der heilige Berg von einer friedlichen Thierwelt bewohnt, ein Knabe als Hirt junger Löwen, die mit Kälbern auf die Weide gehen, ein Säugling spielend an den Höhlen von Ottern und Basilisken (eine Schlangenart). Sollten nun diese einzelnen Züge alle buchstäblich zu nehmen sein? Wir glauben nicht. Nichts desto weniger ist daran festzuhalten, daß die vollendete Darstellung des Friedensreiches Christi den Fluch der Sünde auch von der unvernünftigen Creatur der Pflanzen- und Thierwelt hinwegnehmen wird, welche sich ja nach des Apostels Wort mit uns sehnen nach der Offenbarung der Kinder Gottes. Eine allegorische Anwendung der in unserer Lektion enthaltenen Bilder aus der Thierwelt auf die unter dem Friedensscepter des Friedensfürsten geeinigte Menschenwelt ist aber darum gewiß nicht verwerflich. Hat doch das Evangelium zu allen Zeiten auf die wildesten und rohsten Menschen einen so besänftigenden Einfluß ausgeübt, daß thatsächlich grimmige Wölfe und Löwen zu Lämmern umgewandelt worden sind.

V. 9: Man wird nicht letzen (verletzen, böses thun) noch verderben auf meinem heiligen Berge. Der heilige Berg ist der Berg Zion, der als der Centralpunkt gedacht wird, von welchem die Wirksamkeit des Königs der Gerechtigkeit ausgeht (Jes. 2, 2—4; 4, 5). Diesen Centralpunkt kann der Herr aber auch verlegen und der Berg Zion in Kanaan hat seit der Kreuzigung des Sohnes Gottes für lange Zeit aufgehört, das geistliche Zion zu sein.

Disposition. Das Friedensreich Christi.

I. Seine Quelle ist der heil. Geist mit seinen mannigfachen Gaben. Der Geist des Herrn ist der Stamm, der alles trägt. Der Geist der Weisheit lehrt die Erkenntniß der Gottseligkeit. Der Geist des Verstandes übt das Gericht, daß wir merken, was mit der Gerechtigkeit streitet. Der Geist des Raths gehört zum Kreuz und zur Zeit der Trübsal, daß er guten Rath gebe und tröste. Der Geist der Stärke giebt Sieg im Kampf des Glaubens, der Geist der Erkenntniß lehrt den rechten Weg, den wir wandeln sollen, und der Geist der Furcht Gottes bewahrt vor geistlichem Hochmuth.

II. Die Wirkung. Wo der Geist des Herrn die ganze Fülle seines Lebens ausgießt, da wird eine zweifache Wirkung nicht ausbleiben. Er wird a) die ganze Natur durchdringen und sie von dem Fluch der Sünde befreien; b) eine herrliche Wirkung ausüben auf die Menschen. Er wird zuerst die Heiden zu Christo bekehren und dann auch Israel dem König des Friedens zuführen. Dann wird die ganze Menschheit in einem Geiste Gott dienen und wird eine Heerde und ein Hirte sein.

Chronik der Gegenwart.

Spielerei mit der Bibel. Es giebt eine Behandlung des Wortes Gottes, welche leider auch von Seiten mancher Prediger verübt wird, die wir mit nicht besserem zu bezeichnen wissen, als mit „Spielerei".

Man achtet zwar das heilige Wort, aber doch nicht genug, um sich nicht hie und da etwas damit zu erlauben. Heute wird ein biblischer Charakter ins Lächerliche gezogen, morgen bittet man sich Bedenkzeit aus, ehe eine klar ausgesprochene Bibelwahrheit angenommen wird. Jetzt ist es die Auferstehungs- und dann die Versöhnungslehre, die so vergeistigt werden, daß eigentlich nichts daran bleibt. In dieser Stunde erklärt man die Hölle nach seinen, anstatt nach biblischen Begriffen, und in der nächsten wird der Himmel nach eigener Phantasie gemalt.

Die Achtung vor dem Worte Gottes muß in solchem Spiel mehr und mehr schwinden und der Mensch, der einmal damit begonnen, wird sich nach und nach mit seiner Vernünftelei an alle biblischen Wahrheiten heranmachen und endlich daran nur so viel lassen, als ihm in seinem und zu seinem Spiel beliebt. Er hat den einfachen Weg kindlichen Glaubens verlassen und steht in großer Gefahr bei gänzlicher Verneinung aller Gottesoffenbarung zu landen.

Henry Ward Beecher bietet ein abschreckendes Beispiel. Begabt mit einer glänzenden Beredtsamkeit, wie sie nur Einzelnen zu Theil wird, der Abgott des Volks, ein Mann von umfassenden Begriffen und fast nach jeder Seite hin aufs Reichste ausgestattet, durfte er sich in früheren Tagen Spielereien mit der Bibel erlauben, ohne dafür zu den Ketzern gerechnet zu werden. Man sah ihm diese „kleine Abweichungen" nach; „'s ist Henry Ward," wurde gesagt, „der darf nicht mit dem Maßstab gewöhnlicher Menschen gemessen werden. Man hat ihm etwas zugeben, denn er ist ein Mann von weitem Herzen und großer Fassungskraft. Im letzten Grunde ist er doch richtig und wird schon den rechten Pfad finden."

Also sprachen die Leute und beteten Henry Ward Beecher häufig nach.

Er aber wanderte auf dem betretenen Wege der Spielerei mit der Bibel weiter und weiter, bis er da angekommen, nur so viel zu glauben, als ihm beliebt. Ja er fand es endlich sogar rathsam, sich

Digitized by Google

von den Kongregationalisten-Kirchen, deren Verein er angehörte, zurückzuziehen, weil seine Ansichten durchaus nicht mehr zur Rechtgläubigkeit paßten, so verschiedenerlei Meinung sich auch unter den weiten Hut der Congregationalisten bringen läßt.

Er läugnet, wie er in seinem letzten Vortrag von der Congregationalisten-Assembly sagt, den über die Sünde zürnenden Gott und kennt nur den liebenden Vater der Menschheit. Er läugnet die Erbsünde, die Grundverdorbenheit des Menschen, und braucht deßhalb auch keinen Erlöser im Sinne der Bibel. Er will nichts von der furchtbaren, ewigen Pein der Gottlosen wissen. All dies bezeichnet Henry Ward als barbarische Lehren, die nicht in unser erleuchtetes Zeitalter gehörten.

Dagegen ist er so gefällig, noch an der Dreieinigkeit Gottes festzuhalten und giebt aufs gnädigste die Gottheit Christi zu.

Soweit kommt man, wenn mit dem Worte Gottes gespielt wird.

Lobenswerth ist sein freiwilliger Austritt aus der Congregationalisten-Association. Er weiß, daß er nicht mit ihren Grundlehren übereinstimmt und nimmt Abschied. Hiemit übertrifft er manche, die auch nicht mit der Doktrine ihrer Kirche übereinstimmen, aber aus irgend einem Grunde äußerlich bei derselben verharren, bei weitem. Er ist männlich — und geht. Sein Beispiel aber sollte für alle die, welche nicht bei der Verneinung biblischer Hauptwahrheiten landen wollen, ein abschreckendes sein. Nur wenige dürfen in der Spielerei mit dem Worte Gottes wagen, was er wagen konnte, und doch steht er heute da — los von christlicher Verbindung, nahe — den Freidenkern.

Politiker und Zeitungsschreiber haben viel zu thun, die Niederlage der republikanischen Partei in Ohio zu erklären und anzugeben, wie es hätte gemacht werden müssen, um den Sieg herbeizuführen. Wäre die Sache nicht eine so ernsthafte, so könnte einem ob den krampfhaften Bestrebungen dieser Herrn das Lachen kommen. Welche Ursachen sie alle aufzuzählen wissen, und wie sich jeder der Führer so engelrein zu brennen sucht! Da ist das einmal der Congreß, und dann die Hafenbill des Congreß, resp. drittens Präsident Arthur und seine Räthe, und viertens die Gleichgültigkeit der Republikaner, und fünftens etwas anderes schuldig. Hätte man es so und so gemacht, und dies oder das unterlassen, so wäre es ganz anders gekommen. Also steht hinter diesen Schuldregistern gewöhnlich geschrieben.

Wie gesagt, es wäre zum Lachen, würde die Sache nicht so ernst sein. Wer nüchtern und unparteiisch die Sachlage betrachtet, muß sich sagen, daß die hauptsächlichsten im Ohio-Wahlkampf besprochenen Fragen die der Temperenz und der Sonntagsheiligung waren. Wurden diese Fragen auch nicht immer in dem Sinne behandelt, wie wir oder andere sie behandelt wissen möchten, so kann doch nicht in Abrede gestellt werden, daß dieselben den Angelpunkt des Feldzuges ausmachten, und wie viele andere Ursachen und Thatsachen auch mit in die Wagschale kommen — dies waren die hauptsächlich im Wahlkampf hervorgehobenen Punkte und die republikanische Partei ist geschlagen worden. Weßhalb? „Weil sie nicht genug Stimmen erhielt," sagte uns ein Weiser Cincinnatis; „nicht die Stimmen erhielt, auf die sie rechnete. Sie rechnete in diesem heiligen Prinzipienkampfe auf viele tausend demokratische Stimmen, die offenbar ausblieben, so sehr auch viele Demokraten der Temperenzsache und der Sonntagsheiligung geneigt sein mögen. Vermöge dieses Ausbleibens konnten wir die republikanischen Stimmen, die ins demokratische Lager fielen, nicht ersetzen. Die Republikaner rechneten ferner darauf, daß jede Stimme aus ihrem Lager abgegeben werde. Viele aber blieben am Wahltag zu Haus, weil sie entweder den Muth nicht hatten, für einen Grundsatz einzutreten, oder weil ihnen die Lust, das Interesse dazu fehlte. Andere Republikaner stimmten aus Grundsatz für Prohibitionisten."

Dies die ruhige, nüchterne Auffassung eines Republikaners, der es mit dem Christenthum ernst nimmt, der mehr von der Ohio-Politik versteht, als viele Zeitungsschreiber und in allen Kämpfen auf Seite biblischer Wahrheit gestanden.

Uns däucht, der Mann habe Recht und stimmen wir auch mit ihm überein, wenn er auf die Frage — was jetzt zu thun sei — sagt: „Es gilt auszuharren und der Fahne getreu zu sein. Wer weiß, ob diese Niederlage nicht zum Siege führt. Gott sitzt im Regimente. Er will, daß der Sonntag geheiligt werde, und die Menschen in Nüchternheit und Ehrbarkeit ihm dienen. Uns hat er dazu berufen, seine Befehle auszurichten. Hat die feindliche Macht einen Sieg errungen, so gilt es, von der gleichen Plattform aus, den Kampf aufs Neue zu beginnen und zwar nach allen Seiten hin, nicht bloß auf politischem Felde und so lang fortzusetzen, bis der Sieg errungen ist."

Tritt solche männlich-christliche Gesinnung allüberall zu Tage, so braucht es Niemand bange zu sein. Sie wird mit durchschlagendem Erfolge gekrönt werden und am Ende auch viele jetzt noch zaudernde Demokraten und Republikaner veranlassen, sich von der strikten Parteigrundlage auf Grundsätze zu stellen, die über der Partei stehen.

Wenn aber den Herrn Politikern nunmehr gestattet wird, zu temperiren, nichtssagende Planken einzuschmuggeln und ihre Pflaster aufzuheften, so wird der Endsieg dadurch ohne Zweifel sehr verzögert werden; denn dieser Kampf ist nur ein Theil des großen Streites gegen Sünde und die finstere Macht, und kann nur mit Erfolg geführt werden mittelst Entschiedenheit und heiliger Bethätigung, nicht bloß auf einem, sondern auf allen Gebieten.

Was die nächstliegenden Folgen dieses demokratischen Sieges betrifft, so kann nicht in Abrede gestellt werden, daß sehr leicht eine demokratische Mehrheit im Haus des nächsten Congreß daraus hervorgehen mag. Ob die Ohio-Wahl am Ende auch bei dem kommenden Wahlkampf um die Präsidentschaft den Demokraten den Sieg verleihen wird, dürfte eine etwas zu zeitig gestellte Frage sein. Ein demokratisches Blatt — die Chicago Times — meint, daß die republikanische Partei in Jahre 1884 in starker, geschlossener Schlachtordnung in den Kampf ziehen werde.

Philadelphia hat sein 200-jähriges Jubelfest mit großen Feierlichkeiten begangen. Dabei spielte der Quäker William Penn eine große Rolle, denn er ist der eigentliche Gründer Pennsylvaniens. Aus einer reichen Familie stammend, erbte er 16,000

Digitized by Google

Pfund Sterling ($65,000) als Schuldforderung an die englische Regierung. Diese Schuld ward durch ein weites Landgebiet am Delaware abgetragen, das den Namen Penns erhielt und Pennsylvanien genannt wurde.

Im Jahre 1682 schiffte Penn von England nach Amerika ein und betrat am 23. Oktober 1683 die westlichen Gestade bei dem jetzigen Städtchen Chester, 15 Meilen unterhalb Philadelphias, welches damals nur eine Indianeransiedelung war. Hier hatte Penn eine berühmte Unterredung mit dem Indianerhäuptling Tamanend, welche man oft in Abbildungen sieht, und wobei Penn die Ureinwohner des Landes der friedlichen Absichten der Weißen versicherte und sich wegen Ueberlassung verschiedener Ländereien mit ihnen abfand. Den nächsten Tag ward die Fahrt nach Philadelphia fortgesetzt.

Ein Jahr später traf Pastor Pastorius von Frankfurt, welcher durch Penns Vater zur Quäkerlehre bekehrt worden, mit deutschen Ansiedlern ein, welche Germantown gründeten.

Dieses sein 200-jähriges Geburtsfest beging Philadelphia in großartigster Weise zu Ende Oktober. Alle Straßen prangten in herrlichstem Schmuck; jeder Philadelphiaer hatte Feiertag; 50,000 Festgäste kamen von außen her; in den festlich geschmückten Kirchen der Stadt wurde Gottesdienst gehalten; am Dock Square, der Stelle, wo Penn vor 200 Jahren gelandet, war dessen Standbild und eine hohe Fruchtsäule errichtet, und dorthin drängte der dichteste Strom der Menge. Auch Chester war nicht hinter Philadelphia zurückgeblieben; ihm gehörte der zweite Festtag. Kurz, man hat am Delaware eine ganze Woche Festtag gehabt, und wenn es dabei mitunter bunt hergegangen ist, so wurde auch hier, wie bei fast allen amerikanischen Festen, Gott der Herr in Gebet, Gesang, Rede und Predigt gepriesen, als die große Hilfe in allen Nöthen und als Lenker des Volksgeschickes. Möge dieser Grundzug unseren Festen niemals abhanden kommen.

Mord-Cavaliere und ihre Anbeter. Beim Lesen der Berichte, welche darstellen, wie in unserm Lande Mörder, die ihre schrecklichen Thaten mit einer Art Ritterlichkeit zu verüben wissen, verherrlicht werden, könnte man glauben, Italiens Sonne scheine über uns und wir lebten in der Zeit Rinaldinis. Sind das die nüchternen, Gerechtigkeit liebenden, praktischen Amerikaner? Diese Frage steigt jedesmal auf, wenn wieder ein Mörder verherrlicht wird. Man kennt das Volk kaum mehr, so sehr ist es im Dusel.

Da hat z. B. einer dieser ritterlichen (??) Mörder Namens Kockerill in St. Louis einen Mann Namens Slayback mit kaltem Blut und reiflicher Ueberlegung erschossen, weil der letztere drohte, den ersteren zu erschießen, wenn dieser den Slayback wieder in der Zeitung, an welcher er angestellt war, angreife.

Ohne uns auf diese Mordaffaire näher einzulassen, machen wir nur auf die Glorie aufmerksam, mit welcher nicht bloß das Opfer, sondern auch der Mörder von vielen umgeben wird. Es könnte der Glaube entstehen, diese zwei Feueresser seien Märtyrer für das Beste der Menschheit, so sehr werden beide erhoben und gepriesen.

Kockerill saß zwar im Gefängniß, empfing aber seine Gäste wie ein großer Held. Ja selbst Geistliche von St. Louis, die Doktoren Boyd und Lofton kommen zu ihm ins Gefängniß; nicht etwa um sein Gewissen zu wecken und ihn zu rechtschaffener Buße zu führen, wie es ächten Seelsorgern gebührte. Ach, nein! Sie trösten ihn in dieser großen Prüfung seines Lebens, als ob er ein Hiob oder Abraham wäre, dessen Glaube geprüft wird.

Das sind Merkmale sittlicher Zustände und Anschauungen, die uns wohl zum Nachdenken und auch zur Demüthigung führen dürfen. Wenn der christliche Baum noch solche Früchte trägt, wenn noch solch ganz verkehrte Anschauungen zur Geltung kommen, so fehlt, trotzdem man sagt, unser Volk sei ein der Hauptsache nach christliches, eben noch gar sehr viel.

Missionshoffnungen in Egypten. Viele Missionsfreunde hegen von dem Siege der Engländer in Egypten große Hoffnungen. Derselbe, sagt man, zeige den Untergang des Halbmonds und die Errichtung des Kreuzes in jenen Ländern an, — die Engländer seien die Vorboten der Missionare, der Bibel, der Einführung des Christenthums, und Gott habe in seiner Vorsehung wiederum den Weg gebahnt, das Evangelium zu predigen.

Freilich ist Gott in der Geschichte, und auch in der egyptischen, und er wird in diesem Lande wiederum wie vormals alles so lenken, daß es endlich gut wird.

Daß aber die englische Regierung es gedachte gut zu machen, daß von England große durchgehende Reformen in Egypten zu erwarten sind, oder daß die englische Regierung in erster Linie darauf bedacht sein werde, den Egyptern das Christenthum zu bringen, darüber sollten man sich denn doch nicht täuschen.

So viel englische christliche Menschenfreunde auch für die Heidenmission gethan, so hat doch die englische Regierung in allen Heidenländern, in Ostindien, in Südafrika, in China, kurz — in der ganzen heidnischen Welt, so selbstsüchtig, so kleinlich-krämerlich und so tyrannisch sich benommen, daß sie dem Evangelium schon Hunderte Mal hinderlich, und nur in wenigen Fällen förderlich wurde.

Wird Egypten eine der wenigen Ausnahmen sein? Wir glauben es nicht. Wenigstens war die Ursache, daß England in die egyptischen Verhältnisse eingriff, eine rein selbstsüchtige, so sehr dies auch von den englischen Zeitungen in Abrede gestellt wird. Der jetzige egyptische Khedive erbte von seinem Vater eine ungeheure Schuldenlast, die durch Mißverwaltung und Betrug der Beamten noch immer größer wurde. Engländer hatten das Geld vorgestreckt, Engländer streckten auch Vorschüsse zur Bezahlung der Zinsen vor. Diese Zinsen betrugen nie weniger als 12 Prozent, oft aber 25 Prozent. Egypten war bald bankerott, aus welchem Bankerott es europäische Finanzkünstler erretten sollten. Dieser Eingriff der Fremden gefiel Arabi Pascha und seinen Freunden nicht, weil sie immer mehr und mehr ungenirt stehlen konnten und die Revolution brach unter dem Deckmantel nationaler Erhebung los. Sie wurde von England niedergeworfen, weil Millionen englischen Geldes auf dem Spiele standen und der Suez-Canal gesichert werden mußte, in welchem England das meiste Geldinteresse hat.

Dies ist des Pudels Kern. Wenn England für Millionen Sterlinge und den Suez-Canal kämpft,

Digitized by Google

läßt sich vom Standpunkt des Ich's nicht viel einwenden. Wenn aber englische Zeitungen behaupten, es seien nur die edelsten Absichten gewesen, die England nach Egypten geführt, so ist solche Behauptung einfach lächerlich. Edle Menschen- und Missionsfreunde aber täuschen sich, indem sie von England eine Wegbereitung für das herrliche Evangelium erwarten.

Auch dürfte die Niederwerfung des Mohamedanismus noch nicht in nächster Zukunft bevorstehen. England hat Ostindien schon Jahrhunderte lang beherrscht — und Mohamed und andere falsche Propheten haben immer noch daselbst ihren Thron. England beherrscht Südafrika — und die Götzendiener sind daselbst nicht verschwunden. Englische Missionsfreunde mußten in diesen und anderen Ländern von ihrer eigenen Regierung Beschränkungen erfahren, anstatt gefördert zu werden, und England ist es, welches das Wort des chinesischen Staatsmannes hervorgerufen: „Wenn der Gott der Engländer ihnen sagt, dem armen Chinesenvolk das Opium aufzudrängen, so sind unsere Chinesengötter besser."

Geben wir uns deshalb nicht verfrühten Hoffnungen hin. Der Mohamedanismus, dem auch in Egypten schon lange das Evangelium gepredigt wurde, wird so schnell wohl nicht fallen. Gott aber sitzt im Regimente und machet Alles wohl.

Alaska, die von Rußland durch die Ver. Staaten erworbene Provinz im äußersten Nordwesten unseres großen Landes, hat erst in jüngster Zeit ernstliche Missionsarbeit erfahren.

Als die Amerikaner dieses große Gebiet in ihre Hände bekamen, hofften die Missionsfreunde, jetzt werde eine neue Zeit für diese Stämme anbrechen. Die Russen hatten die Bewohner der aleutischen Inseln in die griechische Kirche gebracht; gewiß würden die Amerikaner jetzt die Stämme im Binnenlande mit der guten Botschaft heimsuchen. Es ist aber anders gekommen.

Am oberen Yukon freilich, auf britischem Boden, arbeitet die englische Kirche unter dem Tukuhd-Völklein mit großem Erfolg (wohl 1500 sind getauft), am unteren Yukon dagegen hat sich noch kein amerikanischer Friedensbote niedergelassen. Es brauchte zehn Jahre Bedenkens und Nachfragens, bis der erste Missionär, der Presbyterianer Dr. Jackson, seine Arbeit auf den Küstenstationen begann. Noch vorher hatte der Aufruf eines Christen, welcher die Verlassenheit jener Stämme schilderte, ein paar fromme Frauen bewogen, sich in Hauptorte wie Sitcha und Fort Wrangell zu begeben und Freischulen zu eröffnen. Das war im Jahr 1877.

Frau McFarland, die Wittwe eines Missionärs, hat zuerst die Schäden jener Hauptorte an's Licht gebracht.

Im Sommer 1881 hat endlich ein amerikanischer Dampfer im Dienste der Regierung die nördliche Küste der Halbinsel Alaska befahren. Es galt namentlich, nachzusehen, ob die Gerüchte von einem schweren Hungerwinter (1879—80) wahr seien. Die Mannschaft landete auf der Lorenz-Insel und besuchte das erste Dorf. Keine lebende Seele war mehr darin; alle Einwohner lagen todt. Im zweiten Dorf zählte man vierundfünfzig todte Männer. Und so ging's weiter. Es zeigte sich, daß auf der Nordseite der Insel Branntweinhändler sich eingefunden und ihre Waare verkauft hatten, mit dem schrecklichen Erfolge, daß dort alle Menschen ausstarben.

Indessen verlautet jetzt, daß die Regierung den Verkauf von Getränken streng verbiete (so weit nämlich ihre wenigen Beamten denselben verhindern können). Christliche Frauen folgen dem Rufe der Missionare und errichten da und dort Schulen, und das Wort vom Kreuz fängt an mehreren Orten zu zünden an.

Auch aus Hinterpommern. Einer unserer werthen Leser schreibt: „In der letzten Nummer des „Haus und Herd" hat mich der Aufsatz von Br. C. Weiß aus Berlin (welchen ich schon in 1866 als Missionszögling in Bremen kennen lernte), „Aus Hinterpommern," sehr interessirt, weil ich selbst ein geborener Hinterpommer bin. Doch — hätte ich das Manuscript vor dem Druck gelesen, ich hätte so Manches daran zu berichtigen und zu corrigiren gehabt. Br. Weiß sagt auf der ersten Seite: „Zwar giebt es hier keine wogenden Weizenfelder *rc.*" Das ist durchaus nicht richtig. In meinem Heimathorte giebt es ausgezeichnete, schöne Weizenfelder, und ebenso auf vielen anderen Gemarkungen an der Ostseeküste und anderwärts in Pommern. Der Winter ist zu Zeiten rauh, doch, denke ich, nicht vielfach rauher, als in Würtemberg und anderen Gegenden Deutschlands. Und die Waldungen sind auch an vielen Orten nicht gar so selten, als man bei einer flüchtigen Durchreise vom Eisenbahnwagen aus es sich vorstellt. Und so erleidet manches andere Gesagte eine Correctur. Dann, über die Geschichte unserer Mission in Hinterpommern wäre auch noch Etwaiges zu berichten."



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

THE LIBRARY
UNIVERSITY OF CALIFORNIA
LOS ANGELES

Digitized by Google